V 1056a (52)
E. u. G. I. (52)
STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erſte Section.

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Zweiundfunfzigſter Theil.

G — GALLATIN.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1851.

Digitized by Google

AE 27
A6
Sect. 1
v. 52

BIBLIOTHEK D. MECKLENB. RITTER U. LANDSCHAFT

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Erſte Section.

A — G.

Zweiundfunfzigſter Theil.

G — GALLATIN.

Digitized by Google

Digitized by Google

G.

G, als Schriftzeichen und Sprachlaut. Das Schriftzeichen G iſt, wie unter C nachgewieſen worden, zu Anfange des 6. Jahrh. Roms durch einen dem C beigegebenen Strich von einem römiſchen Freigelaſſenen gebildet, um deſſen urſprünglichen weichern Laut von dem härteren K zu unterſcheiden, in welchen das C allmälig ausgeartet war. Die Namenverkürzungen C. für Gajus und Cn. für Gnaeus, K. für Kaeso und Q. für Quintus beweiſen, daß die Römer Anfangs, wie die Osken, C für G, und K für denſelben Laut ſchrieben, welchen das Q vor einem wie w geleſenen u oder v bezeichnete. Seit der Einführung des G verlor aber C deſſen Laut, und trat ganz in die Stelle des K, bis es ebenſo wie G, vor e, i, y, eine ziſchelnde Ausſprache annahm, welche die Franzoſen veranlaßte, qu für k, wie gu für g zu ſchreiben, wenn nicht geziſchelt werden ſollte. Das von Sp. Carvilius aus C gebildete Schriftzeichen G wurde im Alphabete an die Stelle des griechiſchen Z geſetzt, welchem in der lateiniſchen Sprache das mit dem G ſehr nahe verwandte J entſprach, wie Jupiter für Ζεὺς πατὴρ, jugum für ζυγὸν und jujuba für ζίζυφον. In der Ausſprache trat jedoch das G auch noch häufig an die Stelle eines C, wie in den Zahlwörtern vigesimus, trigesimus u. ſ. w., beſonders nach einem n, wie in quadringenti, quingenti u. ſ. w., und vor einem n, wie in Gnidus, Gnossus, Progne und cygnus. Denn vor einem n ward von den Römern der harte Laut des c vermieden, wie ſelbſt das g zu Anfange eines Wortes, z. B. nosco, nascor, navus, und ſogar narus nach *Cic.* Or. 47, 153, für gnosco, gnascor, gnavus, gnarus; nur der von Alters her durch Cn. bezeichnete Vorname Gnaeus behielt ſein G, obwol der davon abgeleitete Geſchlechtsname Naevius und der damit verwandte Name Naevolus von naevus es verlor. Auch Gnatia ſchrieb ***Horatius*** S. I, 5, 97 für Egnatia nach dein, da man in zuſammengeſetzten Wörtern das g zwiſchen zweien n nicht tilgte, ſondern vielmehr das vorhergehende n in der Schrift wenigſtens auswarf, wie in cognosco, cognatus, ignotus, ignavus, ignarus, wenn man gleich, wie man glaubt, gn in der Mitte eines Wortes immer wie ngn ausſprach. Ob ſich dieſer Glaube durch die bei ***Gruter*** p. 37, 13. 42, 4. 54, 8 vorgefundene Schreibung singnum für signum erweiſen laſſe, ſteht dahin, weil nicht ein einziger alter Grammatiker, wo er auf die näſelnde Ausſprache des n vor allen Kehllauten aufmerkſam macht, dieſelbe auch vom g vor n behauptet, und der Grieche, welcher den Laut ng durch γγ bezeichnete, wenigſtens nicht συγνώμη für συγγνώμη ſchrieb, und daher auch wol ἔγνωκα, wie κὰγ γόνυ, ohne den Naſenton ausſprach, welchen die Italiener in degno und die Franzoſen in digne dem g nur vorſetzen, weil ſie nach demſelben das n nicht ausſprechen, wie der Teutſche in regnen und ſegnen und in der Begegniß und Bedrängniß. Wenn der Grieche ſich vor γν keine Sylbenkürze erlaubte, wie vor κν und χν, weil ihm γν ſchwerer zu ſprechen war; ſo folgt daraus noch nicht, daß er vor γν ein ν einſchob; eher läßt ſich daraus, weil der Römer nicht ſo, wie der Grieche in καγχάζω und γάγγραινα, in die Reduplication ein n aufnahm, auf eine nicht näſelnde Ausſprache von gigno ſchließen, wie man ſie auch wol in pro-gnatus, privignus für privi-genus, segnis für se-gnavus u. ſ. w. annehmen muß. In der teutſchen Sprache wird nicht einmal ein n vor g mit einem Naſentone ausgeſprochen, wenn dieſe Buchſtaben nur in einem zuſammengeſetzten Worte, wie ungern und ungnädig, zuſammentreffen. Will man in einem einfachen Worte die näſelnde Ausſprache des n vor g verhüten, ſo ſchreibt man ch ſtatt g, wie mancher und manchmal für manniger und mannigmal. Auch vor einem t wird das g mit einem ch vertauſcht, wenn der unmittelbar vorhergehende Vocal geſchärſt wird, wie in Schlacht von ſchlagen und Gewicht von wiegen; aber weder in ſingt noch ſagt von ſingen und ſagen: nur die Jagd ſchreibt man, ob man ſie gleich nicht gedehnt ausſpricht, wie die Magd, mit g, um ſie von einer Yacht zu unterſcheiden. Am Ende eines Wortes ſchreibt man jedoch ein g, wenngleich, wie in weg, der vorhergehende Vocal geſchärſt wird; gleichwol ſchreiben Manche Zeuch für gewirktes Tuch, um es von anderm Zeuge zu unterſcheiden, und umgekehrt Werg für Werrich oder Werk als Heede. Nicht nur am Ende eines Wortes, ſondern ſelbſt zu Anfange deſſelben ſprechen Viele das g wie ein ch und halbes oder volles k, während Andere umgekehrt ebenſo zu Anfange des Wortes ein j dafür hören laſſen, wie die Lateiner das griechiſche ὀμίχω mit mejo oder mingo wiedergaben. Im Italieniſchen und Franzöſiſchen nimmt das g vor e und i, wie im Arabiſchen, einen Ziſchlaut an, wenn ihm nicht im Italieniſchen ein h,

im Franzöſiſchen ein u beigegeben wird, wie im Lateiniſchen urgueo für urgeo. Ob im Lateiniſchen gilvus für gelb in helvus überging, läßt ſich nicht mit Gewißheit behaupten, da beide Wörter auch eine verſchiedene Nuance des Gelben ausdrücken konnten, wie fulvus oder flavus für falb oder blond; aber das hebräiſche Ghain wurde ſo gelinde geſprochen, daß es auch nur Ain genannt ward, und in ein griechiſches O überging. Ebenſo vertauſchen die Niederſachſen die Vorſylbe ge zur Bezeichnung der Vergangenheit in ihrer plattteutſchen Mundart mit einem bloßen e, welches ſie mit dem vorhergehenden Worte ſo eng verſchmelzen, daß man deſſen Ähnlichkeit mit dem griechiſchen Augmente kaum bemerkt. Im Engliſchen verſchwindet dieſes Augment ganz; dagegen erſcheint es in dem Worte enough für genug, deſſen Schluß-g im Teutſchen auch wie ng, im Engliſchen aber wie f geſprochen wird. Bei Heſychius leſen wir viele Wörter, welche mit einem γ beginnen, wofür andere Griechen das ſogenannte äoliſche Digamma, oder auch nur einen Spiritus hören ließen, ſowie auch bei Homeros γαῖα und αἶα einerlei Wort iſt, und ſelbſt κίω von ἴω ſich wenig unterſcheidet; daher lieſt man ſowol γίννος, als ἴννος, ἶννος, ὖννος, für hinnus. Wie der Engländer das g am Ende des Wortes ſchwinden läßt, da er day für Tag, say für ſagen ſpricht, ſo hat der Neuhochteutſche in der Mitte der Wörter, wie in Getraide für Gitragidi, das g ausgeſtoßen, und Hain aus Hagen, Reinhard aus Reginhard gebildet. Der Oberteutſche liebt jedoch das g noch ſo ſehr, daß er für das lateiniſche eo nicht nur gehe, ſondern auch gang ſpricht. Auch im Thüringiſchen endet das Particip auf ing oder ming ſtatt end, wie der Engländer evening für Abend und morning für Morgen (plattteutſch moren) ſpricht. Während im letztern Worte ein g eingeſchoben ſcheint, wurde es in youth für Jugend ausgelaſſen, wie in der Partikel gen für gegen. Der Lateiner warf das g nicht nur in der Mitte der Wörter, wo es ihm ſchwer zu ſprechen war, aus, wie in fibula für figibula und examen für exagmen, ſondern auch zu Anfange leicht zu ſprechender Wörter, wo der Grieche lieber einen Vocal einſchaltete, wie in γάλα, lac, für γλάγος, und γεννητός, natus für gnatus; wiewol auch der Grieche zuweilen ein γ abwarf, wie in λήμη für γλήμη, gramia, und γινώσκω für γιγνώσκω, nosco. Aus γάλα für lac erkennt man zugleich, daß die Griechen ſo wenig als die Römer ein Wort mit g endeten, ſondern dieſe ein c dafür ſetzen, jene aber auch kein k zuließen. Zu Anfange der Wörter wechſelte das griechiſche γ auch mit β und δ, wie βλήχων für γλήχων, pulegium oder pulejum, und δεῦκος für γλεῦκος von γλυκύς, dulcis; in der Mitte der Wörter aber mit ζ oder σσ, wie ὀλίζων von ὀλίγος, μείζων von μέγας, und φρίσσω für ῥιγέω, frigeo. Den Tusken fehlte das g ſowol als b und d gänzlich, daher es die Umbrier in ihrer tuskiſchen Schrift nur mit k ſchrieben, die Osken aber das doriſche Gamma linksgekehrt aufnahmen. Auch die rauhe Sprache der Sabiner, welche alpus für albus oder ἀλφός ſprachen, ſcheint kein g gekannt zu haben; wenigſtens kommt es in keinem noch erhaltenen ſabiniſchen Worte vor, und Varro's Landsleute ſprachen, wie die Römer, creperus und crepuscus für γνοφερός. Deſto beliebter war das g den Teutſchen, welche die Vorſylbe ge nicht nur ſtatt der griechiſchen Reduplication gebrauchten, oder um eine Wiederholung und ein Hinundher zu bezeichnen, wie Geſchnack für Schnickſchnack und Gewäſche für Wiſchewäſche, ſondern auch als bloßes Augment, oder um einen Hiatus zu vermeiden, wie in Gebrauch und gegeſſen, in welchem Falle auch ein bloßes g genügte, wie begleiten für geleiten, das vor einem n auch in k überging, wie in Knick für Genick, vor einem w aber in q, wie in quick von wegen, wecken, gothiſch quiws für vivus von weben. So entſpricht auch gleich, abgekürzt gl., dem engliſchen like oder alike; in den römiſchen Abkürzungen war das G in den Vornamen Gajus und Gnaeus nicht gebräuchlich, aber wol für *Ga*llia und *Ger*mania, *Ger*manicus und *Ga*llicus, *Ga*leria tribus und *Gem*ina legio, *Ge*nius und *gem*ellus, *gl*oria und *gr*atia.

(*G. F. Grotefend.*)

G dient in der Muſik erſtens als einer der Tonſtufennamen. Er bezeichnete ſchon zur Zeit des Boëthius (Ende des 5., Anfang des 6. Jahrh.) und in der Namenreihe aus der Periode Papſt Gregor's des Großen eine, und zwar die letzte, Stufe (A, B, C, D, E, F, G) des Tonſyſtems, während A als Fundamentalton, als Baſis galt, B aber unſer jetziges H [1]) bedeutete. Schon zur Zeit des heiligen Odo (im 9. und der erſten Hälfte des 10. Jahrh.) findet ſich das Tonſyſtem nach Unten um eine Stufe, die mit Γ (Gamma) bezeichnet wird, erweitert, mithin G als Baſis deſſelben geſetzt. Daß dies erſt von Guido von Arezzo geſchehen (wie man früher annahm), iſt ein leicht zu widerlegender Irrthum; er ſelbſt gibt ausdrücklich an: die Neueren hätten G als tiefſten Ton angenommen. Übrigens muß der ganze Verfolg der Sache unerheblich befunden werden. Bei der erſten Verwendung der Buchſtaben zu Tonnamen hat man kaum anders gekonnt, als A für den Ton zu beſtimmen, der für den erſten gelten ſollte; erſter oder Grundton konnte indeſſen nur derjenige Ton ſein, den man als tiefſten annahm, da die Tonerzeugung ihren Weg aus der Tiefe zur Höhe hat. Nun war man aber von den Grenzen des Hörbaren oder auch nur Singbaren mit dem Fundamentaltone A ſoweit entfernt, daß der Fortſchritt zu G ebenſo leicht und naheliegend war, als vor einigen Jahrzehnten die Erweiterung unſerer Pianoforte's in den Contratönen und der drei- und viergeſtrichenen Octave. Daher finden

1) B war alſo die damalige zweite Stufe. Als auf derſelben der erſte chromatiſche Ton (unſer jetziges B, die Erniedrigung jener zweiten Stufe) eingeführt wurde, nannte und ſchrieb man ihn ebenfalls B; nur brauchte man zur Unterſcheidung für den Hauptton (H) das gothiſche, für den neuen chromatiſchen Ton das lateiniſche B, und nannte jenes das B quadratum (das eckige B), dieſes das B rotundum. Hieraus iſt unſer allgemeines Erniedrigungszeichen (das b) und das allgemeine Widerrufzeichen (♮, ein verzogenes b quadratum) hervorgegangen. Nun konnte b nicht mehr Stufenname bleiben; daher trat der nächſte freie Buchſtabe, H, an ſeine Stelle.

Digitized by Google

wir immer neue Erweiterungen des Tonſyſtems, bis endlich Joſeph Lazarino zu Anfange des 16. Jahrh. C erreicht und dieſes Baſis des Tonſyſtems wird. Dieſer Ton aber mußte Baſis, Urgrundton ²), bleiben, ſobald man die Durtonleiter als Naturtonleiter und das ſchon im urſprünglichen Tonſyſteme (a $\overset{(b)}{\text{b}}$ c d e f g) gegebene C dur als Normaltonleiter erkannt hatte. Vom Urgrundtone C aber iſt G die Ober-, ſowie F die Unterdominante, mithin einer der drei Hauptmomente des Tonſyſtems, die in der Formel F — C — G ausgeſprochen ſind. Daher iſt auch G (mit F und C) einer der Entſcheidungspunkte im Notenſyſteme; es iſt keineswegs Zufall, daß die Muſikſchlüſſel zwar von einer Linie zur andern wandern, ſtets aber auf jene drei Töne hinweiſen.

Zweitens gibt G, ſobald wir es nicht als Name eines bloßen einzelnen Tones auffaſſen, ſondern als Stufenname, allen zu derſelben Stufe gehörigen Tönen die Namenswurzel. Der Ton G, durch ein Kreuz (♯) einfach erhöht, — oder richtiger: der nächſte Halbton über G, von demſelben abgeleitet, heißt bekanntlich Gis. Der Ton G, durch ein ſogenanntes ³) Doppelkreuz (× oder ✻) doppelt erhöht, — oder ſchärfer: der zweite Halbton über G, von demſelben abgeleitet, heißt bekanntlich Gisis, oder nach dem unangemeſſenern frühern Sprachgebrauche Gisgis. Die einfache Erniedrigung von G (durch das Erniedrigungszeichen b) heißt Ges, die doppelte (durch das Doppel-Be: bb oder 𝄫) heißt Geses, oder nach früherem Sprachgebrauche Gesges. Die Töne G, gis, gisis, ges, geses erweiſen ſich ſomit als Familie eines Stammes, der Tonſtufe G, der fünften des jetzigen Syſtems.

Drittens bezeichnen die Namen G, Ges und Gis nun auch die Tonarten, zu denen die Töne G, Ges und Gis als Tonica dienen, und zwar die Tonarten G dur, G moll, Ges dur, Ges moll, Gis dur, Gis moll ⁴). Es iſt bekannt, daß G dur mit einem Kreuz, Ges dur mit ſechs Been vorgezeichnet werden; Gis dur müßte (wenn es, etwa im Zuſammenhange mit höhern Kreuztonarten, gebraucht werden ſollte) mit acht Kreuzen vorgezeichnet werden. Die Molltonarten erhalten bekanntlich die Vorzeichnung ihrer Parallel-Durtonarten, G moll wird wie B dur, Ges moll (wenn man es je gebrauchte) müßte wie das ebenfalls unbrauchbare Bb dur, Gis moll wie H dur vorgezeichnet werden; daß die Molltonarten in ihrem wirklichen Tongehalte von ihrer Vorzeichnung ſtets auf einer Stufe (die Septime muß erhöht werden) abweichen, iſt ebenfalls bekannt. — Was übrigens den Charakter der hier genannten Dur- und Molltonarten betrifft, ſo iſt über ihn und überhaupt den Charakter der Tonarten von jeher vielerlei von Dilettanten und poetiſirenden Kunſtphiloſophen hypothetiſirt und phantaſirt worden. Schubert, Heinſe, Tiek, Hofmann, Wagner und Andere haben die wunderbarſten Aufſchlüſſe gegeben, die ihnen dann von Seidel und Andern gebucht worden ſind. G dur bezeichnet Wagner in ſeinen Ideen über Muſik, ohne eine Idee von Muſik (Leipz. Allgem. muſik. Zeitung. Jahrg. von 1823.) mit den nachdenklichen Verſen:

Willſt du des Lebens
Gewinn verſtehn,
Wirſt du vergebens
Auf Weiſe ſeh'n.
Sie haben Viel mit Ernſt begonnen,
Das Leben iſt darob zerronnen;
Nimm du das Leben frank und frei,
Und lies die Weisheit nebenbei (— nebenbei!)

während Schubert-Seidel darin „Alles ländliche Idyllen- und Eklogenmäßige, ja die ruhige und befriedigte Leidenſchaft, jeden zärtlichen Dank für aufrichtige Freundſchaft und treue Liebe" und noch einiges Andere findet. Wenn in dergleichen von der Wirklichkeit der Kunſt ganz abſeitsſchwärmenden Phantaſien das kleine Körnchen Wahrheit in der Überfülle von Traum und Willkür ſchwer zu finden iſt, überhaupt die Erkenntniß hier eine gar nicht leichte Aufgabe vor ſich hat: ſo darf man gleichwol nicht mit Gottfried Weber und Andern ſoweit gehen, das Daſein eines beſondern Charakters der verſchiedenen Tonarten zu leugnen, — und am wenigſten darum, weil er nicht (dies iſt Weber's Entſcheidungsgrund) erwieſen, nämlich dem Verſtande erwieſen werden kann. Wie Vieles ſteht ohne die Möglichkeit eines ſolchen Beweiſes in dem Bewußtſein und der Erfahrung Aller als wahr und gewiß feſt!

Daß endlich G als Abkürzung „gauche" (linke Hand) bedeutet und die Sylbe Ga der vierte Name der von Hubert Waelrant abgeänderten Solmiſation (man nennt ſie Bobiſation, oder, nach den Anfangsnamen der ganzen Reihe — bo, ce, di, ga, lo, ma, ni — Bocediſation) iſt, ſei beiläufig angeführt. (*A. B. Marx.*)

GAAB (**Johann Friedrich von**), geb. am 10. Oct. 1761 zu Göppingen im Würtembergiſchen, verdankte ſeine Elementarbildung den Seminarien zu Blaubeuren und Babenhauſen. Im J. 1779 trat er in das theologiſche Seminar zu Tübingen, wo er 1781 die Magiſterwürde erlangte. Er war hierauf einige Jahre Privatlehrer zu Speicher im Canton Appenzell. Im J. 1787 ward er als Aufſeher bei der Bibliothek des Seminars in Tübingen angeſtellt. In dieſe Zeit, in das Jahr 1787, fallen ſeine früheſten literariſchen Arbeiten, die ohne Angabe des Druckorts erſchienenen beiden Schriften: „Erſte Linien zu einer Geſchichte der Dogmatik," und „Observationes ad historiam Judaicam." Im J. 1788 erhielt Gaab eine Repetentenſtelle bei dem theologiſchen Seminar zu Tübingen und 1792 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie. Im J. 1798 rückte er zum ordentlichen Profeſſor hinauf. Er ward zugleich Inſpectoratsaſſeſſor bei dem theologiſchen Seminar, 1806 Ephorus dieſes Inſtituts, 1814 Univerſitätsbibliothekar und 1815 Prälat und Gene-

2) Vergl. über dieſe Andeutungen des Verfaſſers Compoſitionslehre. 1. Th. 3. Ausgabe. 3) Wie es gekommen, daß das eigentlich nur einfache Kreuz (×) als Doppelerhöhung, das wirkliche Doppelkreuz (♯) aber als einfaches und einfache Erhöhung gilt, iſt in der Allgem. Muſiklehre des Verfaſſers zu leſen. 4) Man könnte auch auf Gisis und Geses Tonarten gründen wollen; frühere Tonlehrer haben ſich in der That mit dergleichen „papiernen" Tonarten (wie die Gegner es nannten, da ſie nur in der Theorie, nicht im Leben ihre Stelle fanden) amüſirt. Allein ſie ſind unbrauchbar und nie gebraucht worden; dieſelben Tonreihen können weit leichter (mit weniger Vorzeichnungen) gegeben werden.

Digitized by Google

ralſuperintendent. Am Reformationsjubiläum (1817) erhielt er von der Univerſität Tübingen das Diplom eines Doctors der Theologie. Wenige Tage vor ſeinem Tode ſchmückte ihn ſein Landesfürſt mit dem Orden der würtembergiſchen Krone. Er ſtarb am 2. März 1832 im 70. Lebensjahre. Eine große Zahl von Staatsbeamten, Profeſſoren und Studirenden ſchloß ſich ſeinem Leichenzuge an. Sein anſpruchsloſer Charakter und ſeine Humanität zeigten ſich in der hinterlaſſenen Verfügung, ihn mit Erſparung aller unnöthigen Koſten ganz einfach zu beerdigen. Dagegen hatte er eine beträchtliche Summe zur Vertheilung an die Armen beſtimmt.

In ſeiner amtlichen Stellung als Ephorus des theologiſchen Seminars, ſowie ſpäter als Prälat erwarb ſich Gaab unter den ſeiner Aufſicht anvertrauten Jünglingen durch milde und nachſichtsvolle Behandlung allgemeine Achtung und Liebe. Auch durch ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit hatte er darauf gegründete Anſprüche. Er beſaß ſchätzbare theologiſche und philologiſche Kenntniſſe, und war zugleich von einer raſtloſen Thätigkeit beſeelt. Außer den ältern Sprachen waren ihm auch die neuern nicht ganz fremd geblieben. Als Schriftſteller beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit der altteſtamentlichen Exegeſe und Kritik, dann aber auch mit hiſtoriſchen Forſchungen, namentlich in der Kirchen- und Dogmengeſchichte. Dies Gebiet betrat er ſchon in einer ſeiner früheſten Schriften. Bereits 1790 erſchienen zu Jena ſeine Abhandlungen zur Dogmengeſchichte der älteſten griechiſchen Kirche. In ſeiner Apologie Gregor's VII. (Tübingen 1792.) verſuchte er eine Rechtfertigung dieſes vielfach beſchuldigten Papſtes. Als Exeget und Kritiker zeigte ſich Gaab durch Observationes ad loca quaedam Veteris Testamenti (Tubing. 1792.) [1]), durch Beiträge zur Erklärung des Hohenliedes (ebendaſ. 1796.) und zur Erklärung des erſten, zweiten und vierten Buchs Moſis (ebendaſ. 1796.); auch noch in ſpäterer Zeit durch ſeine Diss. de locis quibusdam sententiarum Jesu Siracidae (ibid. 1809.), Dijudicatio antiquarum Hoseae versionum (ibid. 1812.) u. a. m. Schätzbare Beiträge zur Kirchengeſchichte enthalten, außer einer Schrift über die Parteien, mit denen die Chriſten in den erſten drei Jahrhunderten zu ſtreiten hatten (Tübingen 1801.), ſeine Animadversiones ad antiquiorem Judaeorum historiam (ibid. 1811.) und die Erläuterungen zur jüdiſchen Geſchichte bis zur Zerſtörung Jeruſalems durch die Römer (ebendaſ. 1824.). Vielen Fleiß wandte er auch auf ein von ihm verfaßtes Handbuch zum philologiſchen Verſtändniß der Apokryphen des alten Teſtaments (ebendaſ. 1818—1819. 2 Bde.). Zum letzten Male trat er als Schriftſteller in einem Vorworte zu J. G. Hauff's Ehrendenkmal für Fürſt und Volk (ebendaſ. 1826.) auf [2]). Er lieferte außerdem Beiträge zu mehren theologiſchen Journalen: Über Bearbeitung der ſyriſchen Literatur (in dem von Paulus herausgegebenen neuen Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Literatur. 3. Th. S. 358 fg.); Conjecturen über einige Stellen in J. D. Michaelis' ſyriſcher Chreſtomathie (ebendaſ. 3. Th. S. 366 fg.); Beitrag zur Geſchichte der Schrifterklärung aus Ephraim dem Syrer (in Paulus' Memorabilien. 1. St. S. 65 fg.); Züge zu einer pragmatiſchen Biographie von Ephraem dem Syrer (ebendaſ. 2. St. S. 136 fg.) u. a. m. Recenſionen lieferte Gaab für die Allgem. Literaturzeitung und für Ammon's und Hänlein's neues theologiſches Journal. Von 1793—1808 war er Herausgeber der tübinger gelehrten Anzeigen, zu denen er gleichfalls mehre Beiträge lieferte [3]). (*Heinrich Döring.*)

GAAL, war der Sohn des Ebed (Jud. 9, 26). Er benutzte die feindſelig gewordene Stimmung der Einwohner Sichems gegen Abimelech, um dieſe Stadt von ihm loszureißen. Als er aber Aufruhr predigend Gehör gefunden hatte, rückte Abimelech, benachrichtigt von Sebul, ſeinem Statthalter in Sichem, dem ſichemitiſchen Anhange Gaal's entgegen, ſchlug den ſchon etwas kleinlaut gewordenen Gaal in einem eintägigen Kampfe gänzlich, zerſtreute und tödtete die Seinen und zerſtörte Sichem. Gaal ſelbſt entkam durch Flucht. (*O. Gruber.*)

GAAL (Barent: Bernhard), wurde zu Haelem in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. geboren. Die Angabe von Pilkington jedoch, daß er im J. 1650 das Licht der Welt erblickt habe, ſcheint unrichtig, da ſich ein Gemälde mit der Jahrzahl 1663 findet, in welchem die Figuren von dieſem Künſtler herrühren, der demnach ſchon in ſeinem 13. Jahre ein ausgebildeter Maler geweſen ſein würde, was mehr als unwahrſcheinlich iſt. Von Philipp Wouverman in der Malerei unterrichtet, blieb er ſein ganzes Leben hindurch der ihm von ſeinem großen Meiſter gegebenen Richtung getreu, und wählte, wie dieſer, faſt nur Jagden, Schlachten, Jahrmärkte und überhaupt ſolche Scenen zu Gegenſtänden ſeiner Darſtellungen, in welchen er zahlreiche Pferde anbringen konnte. Seine Gemälde, obgleich denen ſeines Lehrers an Verdienſt ſehr weit nachſtehend, ſichern ihm einen ehrenvollen Platz unter den Künſtlern ſeiner Zeit; ſie ſind meiſt von reicher und gefälliger Anordnung, ſorgfältig und correct gezeichnet und wahr und angenehm von Farbe. Der mittlere Preis eines guten Bildes von dieſem Meiſter dürfte jedoch die Summe von 100 Thalern nicht überſteigen. Seine Zeichnungen ſind ſehr geſchätzt und nicht häufig. Das Todesjahr des Künſtlers iſt unbekannt. (*Hermann Weber.*)

GAAL (Thomas der Vater, Thomas der Sohn und Pieter). 1) Thomas Gaal, der Stammvater dieſer Künſtlerfamilie, war ein Schotte von Geburt, ließ ſich aber im Anfange des 18. Jahrh. in der Hauptſtadt Zeelands, in Middelburg, nieder und malte dort mit ausgezeichnetem Erfolge jene Art von Tapeten, welche im 18.

1) Auch in den von Velthuſen herausgegebenen Commentatt. theolog. Vol. II. No. XIII. 2) Beſonders gedruckt unter dem Titel: Hundert Erzählungen edler Geſinnungen und Handlungen aus der würtembergiſchen Geſchichte, nebſt einer Sammlung vaterländiſcher Gedichte. (Tübingen 1826.)

3) Vergl. Eiſenbach's Beſchreibung und Geſchichte der Univerſität Tübingen S. 413 fg. Gradmann im Gelehrten Schwaben. Meuſel's Gel. Teutſchl. 2. Bd. S. 470 fg. 9. Bd. S. 396. 11. Bd. S. 250. 13. Bd. S. 433. 17. Bd. S. 653 fg. 22. Bd. Liefer. 2. S. 275 fg. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. X. 1. Th. S. 132 fg.

Digitized by Google

Jahrh. in Holland in der Mode waren, und welche noch jetzt in allen Häuſern ſich finden. Dieſe Tapeten, bald Landſchaften, bald mytholagiſche oder hiſtariſche Gegenſtände darſtellend, ſtehen häufig dem wahren Kunſtwerke näher, als der bloßen Fabrikarbeit, und viele namhafte Künſtler, wie z. B. J. H. Kockock, S. de Koſter u. ſ. w., genaſſen in den Ateliers der Tapetenmaler ihre erſte künſtleriſche Bildung.

2) **Thomas Gaal**, der Sohn, wuede 1739 im Juli zu Dendermonde gebaren, arbeitete zuerſt als Gehilfe ſeines Vaters, malte aber auch in einer breiten Manier ſowol Portraits, als namentlich auch Vögel und Blumen. Zugleich erweiterte er das Geſchäſt ſeines Vaters zu einer völligen Fabrik. Die Stadt Middelburg dankt namentlich dem Eifer dieſes Mannes die Errichtung ihrer Zeichnenakademie, deren Director ee auch eine Reihe van Jahren hindurch geweſen iſt. Er ſtarb zu Middelburg am 16. Juli 1817.

3) **Pieter Gaal**. der Sahn des Letztgenannten, wurde zu Middelburg am 19. Juli 1769 gebaren. Den erſten Unterricht in der Kunſt erhielt er von ſeinem Vater, ſeine weitere Ausbildung hatte er aber Jacab Perkois, einem vartrefflichen Zeichner, und namentlich Heinrich Wilhelm Schweickhaet, der nach Beendigung ſeiner Studien in Italien, während der Jahre 1775—1786, im Haag anſäſſig war, zu danken. Als Schweickhart, welcher als Landſchafts- und Thiermaler eines wohlverdienten Rufes genoß, im J. 1786 Holland verließ, um ſich in London niederzulaſſen, folgte ihm ſein Schüler dorthin nach, beſuchte ſpäter zu weiterer Ausbildung Paris und bereiſte auch einen Theil Teutſchlands, kehrte dann aber nach ſeinem Geburtsorte zueück. Seine Arbeiten ſind ſehr zahlreich und geben Zeugniß von einem bedeutenden Talente. Er malte mit einem gteich glücklichen Erfolge Bildniſſe, Landſchaften, Stillleben, Genre und Geſchichte. Er ſtarb am 14. Jan. 1819. (*Hermann Weber.*)

GAARAUFBRECHEN. Wird ein nicht ganz fehlerfeeies Roheiſen durch den Friſchproceß in Stabeiſen umgewandelt, ſa muß, wenn es auch nach dem Einſchmelzen und dem eeſten Rohaufbrechen und abermaligen Niederſchmelzen eine völlig gaaee Beſchaffenheit angenammen zu haben ſcheint, dee Proceß des Gaaraufbrechens folgen. Das bei der Einmalſchmelzarbeit erhaltene Eiſen, welches aus nicht gutartigem Roheiſen gewonnen iſt, läßt ſich zwar zängen, auch zu Kalben zerhauen, aber, trotz eines ſehr guten Ausſehens, dach nicht ausſchmieden.

Beim Gaaraufbrechen kammt es darauf an, daß die Luppe nicht abgekühlt werde, ſondern ſo heiß als möglich einſchmelze; ſie wird deshalb mit einer ſtarken Beechſtange hoch über die Form gehoben; die glühenden und brennenden Kohlen, welche die Luppe bedeckten und ſie umgaben, fallen jetzt auf den Boden, auf dieſe wird der Eiſenklumpen gelegt, während der Windſtrom ganz unter dem Eiſenklumpen fortſtreichen muß. Dabei wird der Boden ſorgfältig mit der Brechſtange unterſucht und jede angeſetzte Maſſe, jeder Schwahl abgeſtoßen und herausgehoben, damit die neue Luppe ſich auf dem Baden rein anſammeln kann. Iſt auf dieſe Weiſe gaar aufgebrachen, ſo läßt man das Eiſen gaar niederſchmelzen, was nicht zu lange Zeit erfodern darf; daher man das Gaaraufbrechen nicht mit Eiſen varnehmen muß, welches bereits zu gaar gewarden, da es dann viel ſchwieriger flüſſig wird. (*Marchand.*)

GAAREISEN. 1) Beim Gaarmachen des Kupfers auf dem Herde unterſucht man daſſelbe mittels einer eiſernen Stange, welche man das Gaareiſen, auch Gahreiſen nennt. Die Stange bildet einen cylindriſchen Stab aus geſchmiedetem Eiſen mit reiner metalliſcher Oberfläche, von 3 Zoll Länge und $\frac{3}{4}$ Zoll Durchmeſſer; an einem hölzernen Stiel wird der Stab gefaßt. Beim Gebrauche, dem Nehmen der Gaarprobe, hat man darauf zu ſehen, daß das Eiſen frei von Feuchtigkeit ſei, da ſonſt das Kupfer beim Eintauchen ſpritzen würde und ſich nicht an den Kolben anhängen. Man ſteckt das Eiſen durch die Farmöffnung in das ſchmelzende Kupfer und beabachtet die Voeſicht, daß das Metall beim Herausziehen nicht von dem Winde getraffen werde. Der Mantel van Kupfer, welcher das Gaareiſen umgibt, der ſogenannte Gaarſpan, läßt, wenn er mit dem Eiſen abgelöſcht iſt, die Beſchaffenheit des Metalles und den Standpunkt der Gaare einigermaßen erkennen. So lange das Kupfer noch kein Oxydul enthält, aber bei ſehr unreinem Kupfer ſehr geringe Mengen davon, ſa läßt ſich die ſtarke und dichte Rinde, welche den Span bildet, durch leichte Hammeeſchläge trennen; dabei erträgt das Metall duech Mangel an Feſtigkeit und durch Sprödigkeit nicht das Biegen. Die innere Seite des Spans, die am Eiſen lag, iſt gelbroth. Je mehr die Kupferfarbe auf der inneen Fläche dervortritt, je dünner der Span iſt und je mehr ee das Biegen erträgt, deſto mehr nähert ſich das Metall der Gaare. Wird endlich der Span unzuſammenhängend und bildet einen netzartigen Überzug, zeigt er bartartige, ſpießige Auswüchſe und unten ein längeres Häkchen, ſa wird das Gebläſe abgeſtellt. Man nimmt in der letzten Zeit möglichſt oft Proben, um die Gaaee nicht überſchreiten zu laſſen. Iſt die innere Fläche matt braunroth geworden, ſa hat ſich auch die Feſtigkeit wieder vermindert, denn es hat Oxydul aufgenommen. Die Prabe iſt ſehr wenig zuverläſſig.

2) Gaareiſen, auch gaares Eiſen, nennt man auch das gaare Roheiſen. (*Marchand.*)

GAARGANG. Derjenige Gang des Eiſenhohaſens, bei welchem eine vollſtändige Reduction des Eiſens aus den Erzen ſtattfindet, wird Gaargang genannt. Derjenige Gang, bei welchem viel axydirtes Eiſen (als Oxydul) mit in die Schlacke und auf dieſe Weiſe verloren geht, iſt dagegen der Rohgang. Zwiſchen beiden liegen eine Anzahl von Abſtufungen, welche van der Beſchickung, der Temperatur des Ofens und der Art der Zuſtellung abhängig ſind. Die Beſchaffenheit des Raheiſens läßt zwar den Gang des Ofens beurtheilen, ebenſo die Quantität des erblaſenen Metalls, indeſſen iſt dies Kennzeichen erſtens nicht vollkommen ſicher, und zweitens kann man es immer erſt daran wahrnehmen, eine ziemlich lange Zeit, nachdem der Rohgang eingetreten. Das ſicherſte Kennzeichen des Gaarganges bietet immer die Schlacke dar, je

Digitized by Google

nach ihrer Flüſſigkeit, Farbe und ſonſtiger Beſchaffenheit. Die Schlacke darf niemals dünnflüſſig ſein, keine dunkele Farbe (wie Eiſenoxydul) haben und keine poröſe Beſchaffenheit zeigen. Verſchieden von einander ſind die gaaren Gänge, bei welchen ſich Spiegeleiſen bildet, oder bei nicht allzu leichtflüſſiger Beſchickung und engen Schmelzräumen das graue Roheiſen mit vielem Graphit ſich bildet, und bei welchen durch ſehr ſtrengflüſſige Beſchickung mit engen und hohen Geſtellen gearbeitet wird, und endlich bei welchen eine gaare Schlacke gebildet wird, aber dennoch ein weißes Roheiſen, mit geringem Kohlengehalte, ſich erzeugt, das dem weißen Roheiſen von dem überſetzten Gange außerordentlich ähnlich iſt. — Obwol der gaare Gang immer die meiſte Ausbeute liefert, ſo kann er doch ein unrichtiger werden, wenn man abſichtlich einen raheren eintreten laſſen will, um luckige und blumige Floſſen zu erzielen. (*Marchand.*)

GAARHERD. So bezeichnet man vorzugsweiſe die drei Arten von Herdöfen, auf welchen das Kupfer gaar gemacht wird. Der Herd iſt etwa 28 Zoll hoch über der Sahle, bedeckt von einer eiſernen Platte, auf welcher oft noch ein Herdgemäuer ruht, das den eigentlichen Herd, die Grube, theilweiſe umgibt, und dient dazu, das Brennmaterial zuſammenzuhalten; um dennoch bequem im Herde arbeiten zu können, iſt, ſo hoch wie die Bedeckungsmauer iſt, eine Thüre angebracht, welche dann geöffnet wird. Die mansfelder Herde haben dieſe Einrichtung nicht, die ſchwediſchen gewöhnlich. Die Herdgrube iſt gewöhnlich kreisförmig und einem Kugelſegment ähnlich. Manche Herde ſind oval. Die Herde zu Avesta in Schweden haben eine Länge von 36—42 Zoll, eine Breite von 32—38 Zoll und eine Tiefe von 24 Zoll. Sie faſſen bis 30 Centner Kupfer. Die teutſchen Herde ſind beiweitem kleiner; ſie faſſen ſelten ſechs Centner und ſind 22 — 24 Zoll breit, kreisförmig, und 8 Zoll tief. Bleihaltiges Kupfer, aus dem Saigerproceß, wird in noch kleineren Herden, etwa 18 Zoll Durchmeſſer und 6 Zoll Tiefe, von zwei Centner Inhalt gaar gemacht. Die Maſſe des Herdes beſteht meiſt aus ſchwerem Geſtübbe, einem Gemenge von 3 Th. feingeſiebtem Thon und 1 Th. Kohlenpulver, die ſehr innig mit einander gemengt ſind. Oft kann ein ſolcher Herd nicht gebraucht werden; bereits nach 4—5maligem Einſchmelzen muß man ihn erneuern; Herde, die aus bloßer geſtampfter Thonmaſſe beſtehen, können dagegen 15 — 20 Mal gebraucht werden. Die kohlehaltigen Herde geben jedoch viel dünnere Scheiben beim Abheben des im Herde erſtarrten Kupfers (dem Scheibenreißen). Da die dünnen Scheiben viel mehr geſchätzt werden, ſo pflegt man daher das ſchwere Geſtübbe anzuwenden. Die Maſſe des Herdes muß ſo feſt geſtampft werden, daß ſie keinen Fingereindruck annimmt. Die Form ſticht immer ein wenig; der Grad der Neigung hängt ab von der Reinheit des Kupfers; je unreiner, deſto geneigter muß die Form ſein, ſodaß ſie ſogar nach dem tiefſten Punkte des Herdes gerichtet ſein kann. Der Herd ſelbſt befindet ſich über einigen gemauerten Kanälen, den Abzüchlen, durch welche die Feuchtigkeit entweichen kann; dieſe ſind zuweilen gekreuzt, ſodaß das Kreuz unter dem Mittelpunkte des Herdes liegt (Kreuzabzüchte). Über dem Herde befindet ſich ein Rauchmantel, der oft zwei Herde zugleich umfaßt, die dann nicht ſelten durch eine Wand getrennt ſind, in denen ſich eine Thür befindet, durch welche die glühenden Kohlen von dem einen Herde zum andern geſchoben werden können, wenn auf dem erſteren angefangen wird, Scheiben zu reißen. (*Marchand.*)

GAARKUPFER. Man unterſcheidet vom Gaarkupfer zwei verſchiedene Arten, das Herdgaarkupfer und das Hammergaarkupfer. Jenes wird auf den Hütten producirt, dieſes faſt ausſchließlich auf den Kupferhämmern, indem faſt niemals die Hütten ſich mit der Darſtellung des hammergaaren Kupfers beſchäftigen. Das Herdgaarkupfer wird aus dem Schwarzkupfer, dem unreinen, aus dem Kupferhohofen fallenden Producte dargeſtellt, und zwar durch eine oxydirende Schmelzung, welche unter fortwährendem Einfluſſe eines oft ſehr ſtark ſtechenden Gebläſes vorgenommen wird. Die leichten oxydirbaren Stoffe, welche das Schwarzkupfer verunreinigen, ſollen mit Sauerſtoff verbunden und in die Gaarſchlacke gebracht werden; was jedoch niemals vollkommen gelingt. Die Stoffe, welche in dem Kupfer zurückzubleiben pflegen, ſind namentlich etwas, wenn auch meiſt wenig, Schwefel, außerdem Eiſen, Zink, Blei, Silber, Nickel, Antimon, Arſenik, Phosphor. Außerdem iſt entweder Kupferoxydul oder Kohle noch ein gewöhnlicher Beſtandtheil des Gaarkupfers. Die beſten Sorten pflegen ein halbes Procent, ſchlechtere zwei Procent fremde Beſtandtheile zu enthalten, während dieſelben bei dem Schwarzkupfer bis auf 20 Procent gehen können. Sowol bei dem Schwarzkupfer, wie bei dem Gaarkupfer iſt die Zuſammenſetzung außerordentlich verſchieden, je nach der Gegend des Herdes, aus welcher das Metall genommen wird. Es wird gewöhnlich, wenn es nicht im Flammherde gaar gemacht wird, in Scheiben aus dem Herde abgehoben; hat es in demſelben die Gaare gezeigt, ſo läßt man es erkalten und gießt, um dies zu befördern, Waſſer darauf. Die obere Schicht des Metalls erſtarrt, und kann nun mittels einer Gabel abgehoben werden. Mit einer Zange gefaßt, wird die Scheibe oder Roſette in einer Grube mit Waſſer abgelöſcht. Das Kupfer heißt daher auch Scheiben- oder Roſettenkupfer; die Operation ſelbſt das Scheibenreißen oder Spleißen. Iſt die oberſte Scheibe abgehoben, ſo wird auf das darunter befindliche flüſſige Metall von Neuem Waſſer gegoſſen und wieder abgehoben; ſo fort, bis endlich auf dem Boden des Herdes ein kleines maſſives Stück liegen bleibt, der ſogenannte König. Die oberſten Scheiben ſind die unreinſten, die unterſten die reinſten. Namentlich iſt über dem Schwarzkupfer in den oberſten Scheiben der Schwefelgehalt ſehr bedeutend, der nach Unten hin faſt verſchwindet. Genth analyſirte ein Schwarzkupfer von Friedrichshütte, und fand in der oberſten Scheibe 83,29 Proc. Kupfer und 11,31 Proc. Schwefel; dagegen im König 92,24 Proc. Kupfer und nur 0,98 Proc. Schwefel. Ein Hammergaarkupfer aus der obern Scheibe und ein Gaarkupferkönig ward zuſammengeſetzt gefunden:

Digitized by Google

	Gaarkupfer, obere Scheibe.	Gaarkupferkönig.
Silber	Spur	0,13
Blei	0,60	0,07
Eiſen	—	0,23
Kobalt	Spur	—
Nickel	1,10	0,27
Magneſium	0,12	Spur
Calcium	0,10	0,04
Kalium	0,32	0,07
Nickeloxydul	13,86	—
Schwefel	Spur	Spue
Schlacke	—	0,22
Kupfer	83,80	98,97 [1]).

Sehr ſonderbar iſt die Neigung des Nickeloxyduls, ſich in den oberſten Scheiben des Gaarkupfers anzuſammeln, und zwar nicht allein in dem Kupfer ſelbſt fein eingemengt, ſondern namentlich in den blaſigen hohlen Räumen. Der Nickel iſt ein ausnehmend häufiger Begleiter des Kupfers, und wird dann entwedee meiſt in den Krätzſchlacken des Gaarkupfers angetroffen, oder in den oberſten Scheiben. Das Kupfer hat dann meiſt ein blaſiges Anſehen, das blistering Copper der Engländer; in dieſen Blaſen ſitzen zahlloſe kleine mikroſkopiſche Kryſtalle, welche octaëdriſch ſind und aus chemiſch reinem Nickeloxydul beſtehen. Außer dieſem Nickelgehalte iſt eine andere, an einigen Orten auftretende Verunreinigung, die ſehr viel ſtörender iſt, ein Antimongehalt, welcher das Kupfer in Geſtalt des ſogenannten Glimmers überzieht. Dieſer beſteht aus kleinen goldgelben, durchſichtigen Blättchen, welche beim Auflöſen des Kupfers in ſchwacher Salpeterſäuee unverändert zurückbleiben; gemengt mit der antimonigen Säure, welche aus dem antimonhaltigen Kupfer entſteht. Stromeyer hat dieſe Ausſcheidungen genauer unterſucht, und darin gefunden:

Kupferoxydul	54,25
Antimonige Säure	39,81
Bleioxyd	4,05
Silberoxyd	0,16
Eiſenoxyd	0,07
Kieſelſäure, Thonerde	1,58
Schwefel	0,08 [2]).

Die Bildung des Glimmers iſt ſehr ungern geſehen, da der Antimongehalt in Kupfer ſehr nachtheilig wirkt und ſehr ſchwer zu entfernen iſt.

Hat das Kupfer ſtatt Oxydul Kohle aufgenommen, ſo nennt man es in Teutſchland zu junges Kupfer und in England übergaaees Kupfer.

Da das Herdgaarkupfer ſich nicht unter dem Hammer verarbeiten läßt, ohne Kantenriſſe zu bekommen, was durch den Oxydulgehalt bedingt wird, ſo muß es, um hammergaar zu werden, einer reducirenden Schmelzung unterworfen weeden. Hierbei muß ſorgfältig darauf geſehen werden, daß das Kupfer nicht übergaar wird, oder Kohle aufnimmt, indem es ſonſt gleichfalls dem Hammer und der Walze nicht widerſtehen kann. Bereits ein Gehalt von 0,05 Proc. Kohle ſind ſehr hinderlich. Ein ſchlechtes Herdgaarkupfer gibt meiſt auch ein ſchlechtes Hammergaaekupfer, da die meiſten Verunreinigungen nicht durch eine Reduction ſoetgeſchafft weeden können und ſie nur zum kleinſten Theile in die Schlacken gehen können. Manche dieſer Beimiſchungen ſind von unbedeutendem Einfluß, manche ſind ſehr ſchädlich. Sehe kleine Mengen von Eiſen machen das Metall roth- und kaltbrüchig; ½ Proc. Zink rothbrüchig; Antimon und Arſenik ſchaden bereits in Beimiſchungen unter 1/10 Peoc., indem ſie Kaltbruch und Rothbruch eezeugen. Ähnlich wirkt Blei, wogegen Silber bei über ein Proc. gar keinen ſchädlichen Einfluß äußert. Zuweilen iſt das hammergaaee Kupfer faſt chemiſch rein. Genth fand in einem von Dillenburg in 100 Th. nur 0,056 Th. Silber und eine Spur von Eiſen, während das berühmte japaniſche Kupfer nur 98,70 Proc. Kupfer enthielt und außerdem zahlreiche fremde Beimengungen. (*Marchand.*)

GAARMACHEN. Die Schmelzpeoceſſe, durch welche das Schwarzkupfer in Gaarkupfer oder hammergaares Kupfer übeegeführet wied, nennt man das Gaarmachen. Es geſchieht entweder in kleinen Herden, oder in Flammöfen, oder in Spleißherden, in denen die eeſte Einwirkung ſtets eine oxydieende iſt, um das Kupfer von den leichten oxydirbaren Stoffen zu befreien und dieſe zu verſchlacken. Das Zeichen, ob das Kupfer gaar ſei, eekennt man auf dem Herde gewöhnlich mit dem Gaareiſen (ſ. d. Art.), oder, auf dem Flammofen, an einer geſchöpften kleinen Kellenprobe, welche durchbrochen wird. Zeigt ſie ein gleichartiges, roſeneothes Anſehen, ein ſaſeriges Gefüge, frei von allem Korn, ſo hat das Metall die Gaaee erreicht. (*Marchand.*)

GAARSCHLACKEN. Die Schlacken, welche bei dem Gaaemachen des Kupfers fallen, heißen Gaarſchlacken; ſie enthalten viel Kupferoxydul und außerdem die Oxyde der fremden Metalle, welche durch das Gaarmachen fortgeſchafft weeden, wenn ſie nicht flüchtig ſind. Da ſie ſtets Kieſelſäure in nicht geringer Menge enthalten, ſo würde es gut ſein, ihnen dieſe in einem Zuſchlage abzuleiten, indem ſie ſonſt immer den Ofen oder den Herd ſtark angreifen. Die zuerſt fallenden Schlacken ſind ſehr viel unreiner als die letztern, welche faſt aus reinem Oxydulſilicat beſtehen. Die Schlacken werden zu einem eigenen Schlackenſchmelzen geſammelt und liefern das unreine Gaarſchlackenkupfer.

Auch bei dem Friſchen des Eiſens von, während und gleich nach dem Gaarausbrechen fallen Schlacken, welche man Gaarſchlacken nennt. Sie ſind ſehr reiche Eiſenoxydulſilicate und der beſte Zuſchlag, um bei der Verarbeitung von grauem Roheiſen den rohen Gang im Feuer zu verbeſſern. Vergl. untere Schlacke, Friſchſchlacke. (*Marchand.*)

GAARSIEDEN. Bei der Fabrication der Vitriole und andeeer Salze wird zuerſt das Rohſieden ausgeführt, bis das Gaarſieden beginnt, in Folge deſſen die Flüſſig-

1) Genth, Journal für praktiſche Chemie von Erdmann und Marchand XXXVII, 232. 2) Karſten's Archiv für Metallurgie I, 1, 190.

Digitized by Google

keiten ſo ſtark concentrirt werden, daß ihre Kryſtalliſation beginnt. (*Marchand.*)

GABAE, 1) eine Stadt in den oberen Theilen von Perſien, wie Strabon ſich ausdrückt, d. h. in den inneren Theilen dieſes Landes, mit einer Reſidenz des Königs (*Strab.* XV, 728. ed. *Casaub.*: *ἦν δὲ καὶ ἄλλα βασίλεια τὰ ἐν Γάβαις ἐν τοῖς ἀνωτέρω που μέρεσι τῆς Περσίδος· κ. τ. λ.*). Ptolemäos (VI, 4) hat dieſen Ort ſüdöſtlich von Paſargadä an die Grenzen von Karamania geſetzt. Mannert meint, daß dieſer Ort gegenwärtig Darabkerd genannt werde. Nach Reichard heißt er jetzt Kabadän bei Firuzabad. 2) Gabae (auch Gabba genannt), Stadt in Trachonitis oder Ituräa (Paläſtina Secunda nach Hierokles), 16 römiſche Millien von Cäſarea Panias entfernt. Auf Münzen erſcheint ſie mit dem Beinamen Claudia Philippea vom Kaiſer Claudius und dem Tetrarchen Philippos. Plinius (H. N. V, 16) nennt ſie Gabe. Vergl. *Euseb.* Onom. *Stephan. Byzant.* s. v. Ob dieſes Gabae etwa derſelbe Ort iſt, welchen Plinius (H. N. XII, 40) unter dem Namen Gabba erwähnt und wo man wohlriechende Holzarten (z. B. arborem strobum) einhandelte, mag ich nicht entſcheiden (*Plin.* l. c.: His commerciis Carrhas oppidum aperuere, quod est illis nundinarium. Inde Gabbam omnes petere solebant, dierum XX itinere et Palaestinam Syriam). Dieſe Stadt iſt auch von Gaba in Galiläa, zwiſchen Ptolemais und Cäſarea Paleſtina am Berge Karmel, zu unterſcheiden (*Joseph.* Bell. Jud. II, 18, 1. III, 3, 1. *Euseb.* Onom. *Stephan. Byzant.* s. v.). 3) Eine Stadt oder feſter Platz (*χωρίον τῆς Σογδιανῆς ὀχυρὸν*) in Sogdiana, an den Grenzen der Maſſageten. *Arrianos*, Exp. Alex. IV, 17. Doch findet ſich an dieſer Stelle auch eine andere Lesart mit umgeſtelltem *γ* und *β*, nämlich *Βαγαί*. Jedenfalls iſt es derſelbe Ort, welchen Curtius (VIII. c. 1) Gabaza nennt. Nach Mannert (Geographie der Griechen und Römer 4. Th. S. 460. 2. Ausg.) lag dieſes Gabä im Nordweſten des Landes, am Steppenfluſſe Kreſſel. (*Krause.*)

GABALA, 1) eine kleine Stadt (*πολίχνιον*) in Syrien, in der Nähe von Laodikeia, am Meere gelegen und mit einem Hafen verſehen (*Strab.* XVI, 753. ed. *Casaub.*: *τῇ γὰρ Λαοδικείᾳ πλησιάζει πολίχνια τό τε Ποσείδιον καὶ τὸ Ἡράκλειον καὶ τὰ Γάβαλα, κ. τ. λ.*). Auch wird dieſer Ort von Plinius (H. N. V. 18) erwähnt und Gabale genannt. Vergl. *Stephanus Byz.* s. v. *Ptolemaeos* VI, 4. Itinerarium Antonin. p. 32. *Hierokles* und die Tabula Peuting. Der *Geographus Ravenn.* II, 15. V, 7. *Sokrates*, Histor. eccles. VI, 11. VII, 36. *Theodoret.* Relig. histor. XXVIII. p. 890. — *Chr. Cellarius*, Not. orb. ant. Tom. II. Libr. 3. c. 12. p. 414 und 457 hat dieſelbe in das Gebiet von Phoenice mediterranea gezogen. Plinius (l. c.) ſetzt ſie nach Syrien, und zwar an die Grenze von Phönizien: Hinc rursus Syria, desinente Phoenice: oppida Carne, Balanea, Paltos, Gabale. Daß dieſe Stadt auch ein Theater hatte, bezeugen noch Bruchſtücke, wie Reiſende berichten. Vergl. Richard Pococke, Reiſe im Morgenl. II, 288. Gegenwärtig wird dieſelbe Jebilen oder Dſjebeli genannt. 2) Eine Stadt an der weſtlichen Grenze von Medien, nach *Ptolemaeos* VI, 4. Jedenfalls war es ein unbedeutender Ort. *Chr. Cellarius*, Not. orb. ant. T. II. Libr. 3. c. 18. p. 777 bemerkt hierüber: „Quae ab occasu Armeniae Ptolemaeus opposuit oppida, ignota omnia sunt, Scabine, Gabale, Gabris, Saoza etc. — Man hat dieſes Kabala für Khowaja des Abulſeda, gegenwärtig Khoi genannt, gehalten. 3) Eine Stadt und Biſchofsſitz in Lydien, welche erſt in der chriſtlichen Zeit durch kirchliche Synoden einige Bedeutung erhalten zu haben ſcheint (ſ. d. Notit. eccles. und die Acta Concil.). (*Krause.*)

GABALI (alte Geographie), galliſches Volk und Stadt in Aquitanien; im Betreff der Waffenerhebung der Gallier unter der Anführung des Vercingetorix, eines Aeverners, gegen die Herrſchaft der Römer erzählt Cäſar [1]) Folgendes: Lucterius, ein Cadurcer, zu den Rutenen geſchickt, macht dieſen Staat den Arvernern geneigt, geht zu den Nitibrigern und Gabalern vor, erhält von beiden Geiſeln und zieht, nachdem er eine große Schar zuſammengebracht hat, gegen Narbon (Narbonne), um hervorzubrechen. Hiermit ſtimmt Strabon [2]) überein, wenn er in der Partie ſeines Werkes, welche von Aquitanien handelt, ſagt: Die Rutener und Gabaler liegen der narbonniſchen Provinz nahe. Die Rutener haben Silberbergwerke, die Gabaler desgleichen. *Plinius* III, 23, wo er die aquitaniſchen Völkerſchaften aufführt, ſagt: — — Cambolectri Agesinates Pictonibus juncti. Hinc Bituriges liberi, qui Cabi appellantur. Dein Lemovices, Arverni liberi, Gabales [3]). Rursus Narbonnensi provinciae contermini Ruteni, Cadurci etc. Cäſar reiſte, wie dieſer ſelbſt weiter erzählt, nach Narbon und legte Bedeckungen zu den provincialen Rutenen, den arecomiſchen Volcern, Toloſaten und um Narbon, welche Orte den Feinden benachbart waren, und ließ ſein Heer bei den Helviern, welche an die Grenzen der Arverner ſtoßen, ſich vereinigen. Lucterius ging zurück, weil er es für gefährlich hielt, in die durch Beſatzung gedeckten Orte zu gehen. Cäſar reiſte zu den Helviern und zog, ungeachtet des hohen Schnees, über den Berg (mons) Gebenna, welcher die Arverner von den Helviern trennte, und unterdrückte die dieſes nicht ahnenden Arverner, welche meinten, daß ſie von dem Berge Gebenna wie von einer Mauer geſchützt wären. Der Mons Gebenna ſind die Sevennes. Neuere beſtimmen die Lage der Sitze der Gabaler als unter dem Berge Gebenna (sub monte Gebenna) [4]) befindlich. Da aber das Gebirge der Sevennes ſich weit erſtreckt, ſo beſtimmen Andere die Sitze der Gabaler näher dadurch, daß ſie ſagen, daß die Gabali die Einwohner von Gevaudan, in den Sevennen, geweſen ſeien [5]). Gevaudan, auch Givaudan, liegt zwiſchen 20° 45′ und 21° 44′ der Länge und zwiſchen 44° 10′ und 44° 4′ der Breite, iſt ein Theil von Unter-Languedoc, wird im Sü-

1) De Bello Gallico. Lib. VII. Cap. VII. §. 2. 2) III. Buch. Cap. 2. 3) Cäſar hat die Namensform Gabali. 4) *Christophorus Cellarius* ad *Caji Julii Caesaris* Comment. Libr. VII. Cap. 7. §. 2: Gabali, sub Gebenna monte. 5) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 2. Thls. 1. H. S. 119.

den durch die vormalige Diöceſe von Alais, im Weſten durch le Rouergue, im Norden durch la haute Auvergne, im Oſten durch le Vivarez und le Velei und im Südoſten von der Diöceſe von Uzez begrenzt; die beträchtlichſten Flüſſe, welche es bewäſſern, ſind: der Lot, die Truyere, der Tarn und der Allier. Der Lot theilt Gevaudan in das auf den Gebirgen von Aubrac und Marguerite liegende Ober-Gevaudan (*haut Gevaudan*) und in das in den Sevennes liegende, von hohen Bergen, wie von Mauern eingeſchloſſene Nieder-Gevaudan (bas Gevaudan). Die Hauptſtadt von Gevaudan iſt Mendes und die andern Städte Randon, Sialgues, Merege, Barres, Florac u. ſ. w. Ob die Gabali das ganze, 18 franzöſiſche Meilen lange, 13 Meilen breite Gevaudan eingenommen, iſt ungewiß, da es im Mittelalter eine Grafſchaft war, deren Grenzen erweitert, oder auch an andern Stellen verengert worden ſein können. In Beziehung auf die Stärke der Gabaler iſt zu bemerken, daß das Land, welches von ihnen den Namen behalten hat, ungeachtet ſeiner Lage in Gebirgen, ziemlich fruchtbar, nämlich an Roggen, und ausgezeichnet durch ſchöne Viehweiden iſt. Anderidon, bei Ptolemäus ſpäter Gabali, ſoll nach d'Anville das heutige Javour über der Stadt Mendes ſein. (*Ferd. Wachler.*)

GABANHOLZ. Pao Gaban, auch Cam-Wood. Dies Holz, wegen ſeines ſchönen rothen Farbeſtoffes geſchätzt, wurde von den Portugieſen vor 60 Jahren zuerſt aus Afrika, Sierra Leone nach Europa gebracht. Afzelius entdeckte den Baum daſelbſt, der eine Höhe von 60 Fuß erreicht. Er nannte ihn Bachia nitida; er gehört zur Familie der Leguminoſen, Thespiae; die Eingebornen nennen ihn Takael *). Er trägt weiße Blüthen auf einzelnen Blumenſtielen; die Blumenkrone iſt von einem hinfälligen Kelche umfaßt; die Frucht iſt eine ſichelförmige Schoote mit ſechs linſenförmigen Samen; die Blätter ſtehen paarweiſe gefiedert; die Blättchen ſind lang, eiförmig, glänzend. Die Abbildung findet ſich im botaniſchen Cabinet von Loddige Bd. 4. Fig. 367. Das Holz hat eine ſchöne rothe Farbe, angenehmer als die des Braſilienholzes und Fernambuks; ſein Pigment zieht ſich durch Alkalien weniger ins Violette als die Farbe jener Hölzer. Es ſcheint ein gelbes Pigment eingemiſcht zu halten, wodurch ſein Glanz und die Färbekraft vermehrt wird. Die in Berlin angeſtellten Verſuche gaben, bei dem hohen Preiſe des Holzes, kein befriedigendes Reſultat. Die erſte Unterſuchung über den Farbeſtoff ſtellte Preißer 1843 an, obwol bereits, nach Mac Culloch, 1829 die Einfuhr in England bis auf 246 Tonnen 15 Cwt. geſtiegen war. Im J. 1833 koſtete die Tonne auf dem londoner Markte 9—11 Pf. St., den Zoll von 5 Schill. mit eingerechnet.

Mac Culloch unterſcheidet Baarwood und Camwood; es iſt jedoch daſſelbe Holz, welches nur von zwei verſchiedenen Orten der afrikaniſchen Küſte kommt.

In Geſtalt eines groben Pulvers beſitzt das Holz eine dem des Santal ähnliche rothe Farbe, ohne Geruch und ohne Geſchmack. Es färbt den Speichel faſt gar nicht. Kaltes Waſſer nimmt, in Berührung mit dem Pulver, erſt nach fünftägigem Maceriren eine fahle Färbung an. 100 Th. Waſſer löſen nur 2,21 Th. auf, beſtehend aus 0,85 Farbeſtoff und 1,36 ſalzigen Theilen. Kochendes Waſſer färbt ſich deutlicher rothgelb; beim Erkalten fällt ein Theil des Farbeſtoffs als rothes Pulver nieder. 100 Th. kochendes Waſſer löſen 8,86 Th., in denen 7,24 Th. Farbſtoff und 1,62 Th. Salze enthalten ſind; letztere beſtehen namentlich aus Chlorüren und Sulphaten. Alkohol von 84° nimmt ſofort eine dunkel weinrothe Färbung damit an. Um eine Gramme des Pulvers zu entfärben, mußte es mehre Male mit kochendem Alkohol behandelt werden. Die Löſung enthielt 0,23 Farbeſtoff und 0,004 Salze. Das Sandelholz enthält nach Pelletier nur 16,7 Proc. Farbeſtoff.

Die Alkohollöſung verhält ſich, nach Preißer, folgendermaßen gegen Reagentien:

Deſtillirtes Waſſer in großer Menge hinzugeſetzt.	Trübt ſtark ockergelb; der Niederſchlag wird in fixen Alkalien wieder aufgelöſt; die Löſung iſt dunkelweinroth.
Fixe Alkalien, Kalkwaſſer	Verändern die Farbe in Dunkelcarmoiſinroth oder Dunkelviolet.
Schwefelſäure	Dunkelt die Farbe; wandelt ſie in Cochenilleroth um.
Schwefelwaſſerſtoff	Reagirt wie Waſſer.
Zinnſalz	Blutrothen Niederſchlag.
Zinnchlorid	Ziegelrothen Niederſchlag.
Eſſigſaures Bleioxyd . . .	Gelatinöſen, dunkelvioletten Niederſchlag.
Kupferſalze	Gelatinöſen, braunvioletten Niederſchlag.
Schwarzer Vitriol	Ganz ähnlichen Niederſchlag.
Queckſilberchlorid	Starken ziegelrothen Niederſchlag.
Salzſaures Wismuthoxyd	Färbt hell und glänzend carmoiſinroth.
Schwefelſaures Zinkoxyd	Flockigen, lebhaft rothen Niederſchlag.
Brechweinſtein	Reichlichen dunkelkieſchrothen Niederſchlag.
Neutrale Kaliſalze	Wie reines Waſſer.
Barytwaſſer	Dunkelbraun-violetten Niederſchlag.
Leim	Bräunlich-ockergelben Niederſchlag.
Chlor	Die Flüſſigkeit wird hellgelb, leichter bräunlicher Niederſchlag.

Holzgeiſt reagirt ebenſo wie Weingeiſt; wäſſeriger Äther nimmt ſogleich eine orangerothe Farbe an, heller als der Alkohol; darin ſind 19,5 Proc. Farbſtoff gelöſt.

Ammoniak, Natron und Kali nehmen mit dem Holzpulver eine violette, ſehr dunkle Farbe an; durch Chlor-

*) De Candolle ſtellt die Gattung, jedoch zweifelhaft, dem Pterocarpus zur Seite.

Digitized by Google

waſſerſtoffſäure laſſen ſie den Farbſtoff als dunkelbraunrothes Pulver fallen. Eſſigſäure färbt ſich ſtark roth. Der Farbeſtoff kann ausgezogen werden wie das Santalin aus dem Sandelholze. Die ätheriſche Löſung wird auf ⅖ eingedampſt, der Rückſtand mit Bleioxydhydrat gemengt. Es bildet ſich dabei ein dunkelrother Lack. Die ausgewaſchene Maſſe wird mit Schwefelwaſſerſtoff zerlegt und die helle Löſung im Vacuum eingedampſt; ſie bildet dann weiße Kryſtalle. Preißer hält den Farbeſtoff identiſch mit dem Santalin. In Betreff dieſes haben Preißer's Unterſuchungen von Elsner und Balley Widerſpruch erfahren. Die mit dem Camwood, oder noch beſſer mit Baarwood erhaltene Farbe iſt glänzend roth, aber nicht von der Dauer des Krappes. Seiſe macht ſie bräunlich. Das Braune iſt jedoch ſolid. Durch Combination von Baarwood und Gierriton erhält man eine große Anzahl von Schattirungen.

Journal de Pharmacie. Juin. 1827. pag. 284. **Erdmann's** Journal für techn. und ökonom. Chemie. 1. Bd. S. 491. **Dingler's** Polytechn. Journal. XXV. Bd. S. 80. ***Bancroft***, Philosophy of permanent colours. ***Dampier*** Vol. 2. part. 2. p. 58. ***Mac Culloch.*** A Dictionary practical, theoretical and historical of commerce and commercial navigation. 1835. p. 123. ***Preiser***, Journ. de Pharm. et de Chem. 3me Sér. Mars et Av. 1844. **Erdmann** und **Marchand**, Journal für prakt. Chem. XXXII. 148. **Balley**, Annalen der Chemie und Pharmacie LXII. S. 129. (***Marchand.***)

GABARA, im Alterthume eine nicht unwichtige Stadt des oberen Galiläa, nordöſtlich von Ptolemais, ſüdöſtlich von Tyrus gelegen, in faſt gleicher Entfernung von beiden. Joſephus, zu deſſen Zeit Gabara befeſtigt war, gedenkt ihrer öfters, und aus der Zuſammenſtellung dieſer Stadt mit Tiberias und Sepphoris (= Dio Cäſarea), ſowie aus ſeinem Vergleiche der Primaten Gabara's mit den Senatoren der Stadt Tiberias ergibt ſich ſchon genugſam ihr Rang und ihre Bedeutung. Bei Cellarius (Notit. orbis antiqui II, 505) findet man mehre hierher gehörige Stellen angeführt. Wolcott bemühte ſich aber vergeblich, jetzt noch Spuren Gabara's aufzufinden; ſ. ***Robinson***, Biblioth. sacra etc. p. 79. (***O. Gruber.***)

GABAZA (alte Geographie), nach den verſchiedenen Lesarten im Curtius (VIII, 4) Cabaza, Cazaba, Babne, welches dem Gabae des Arrianus (IX, 3) am nächſten kommt, wird von Curtius regio genannt, und geſagt, daß Alexander der Große von Naura (bei ***Arrianus*** IV, 3 Nautaca) mit dem Heere aufgebrochen ſei, um nach der Gegend oder dem Lande zu gehen, welches Gabaza genannt werde. Auf dieſem Zuge ſterben, da es im dritten Monate des Jahres iſt, viele Soldaten vor Kälte. Alexander zieht gegen die Sacä. Nach Einigen ſoll Gabaza Nautica des Arrianus und des Diodor von Sicilien ſein. Beſſer nimmt man an, daß Gabaza eine Landſchaft in Sogdiana war und in derſelben Gabä des Arrianus lag *); ſ. Gabae (Stadt in Sogdiana). (***Ferdinand Wachter.***)

*) **Mannert**, Geographie der Griechen und Römer. 4. Th. S. 469.

GABBATHA, *Γαββαθᾶ*, hieß nach Joh. 19, 13 in der Landesſprache von Paläſtina der Ort, wo Pilatus, auf dem Richtſtuhl (*βῆμα*) ſitzend, über Jeſum Gericht hielt. Der griechiſche Name dafür war *λιθόστρωτον*, d. i. der mit Steinen belegte oder ausgelegte Ort, in Luther's Überſetzung: **das Hochpflaſter**. Der Name Gabbatha hat eine aramäiſche Form, iſt zu ſchreiben גַּבְּתָא, und abzuleiten von dem hebräiſchen und aramäiſchen Worte גַּב, d. i. Rücken, dann erhöhte Fläche [1]). Viele wollten darunter einen muſivisch ausgelegten Marmorboden verſtehen, wie ihn damals zuweilen römiſche Feldherren im Kriege mit ſich führten, um ihren Richtſtuhl darauf zu ſtellen [2]); allein die Benennung des Ortes mit einem Namen aus der Landesſprache macht es ungleich annehmlicher, daß bei Johannes ein beſtimmter ſo benannter Platz in Jeruſalem gemeint iſt, nach Einiger Meinung derſelbe, den Joſephus als ein *λιθόστρωτον* bezeichnet, am Tempel im Vorhoſe der Heiden [3]), wahrſcheinlicher aber der Platz vor dem Prätorium (Luther: Richthaus), d. i. dem Hauſe oder Palaſte, in welchem der Procurator Pilatus wohnte, mag dies die Burg Antonia, oder, wie eher zu vermuthen ſteht, der Palaſt des Herodes auf dem Zion geweſen ſein [4]). (***E. Rödiger.***)

GABBIANI (Antonio Domenico), Maler und Kupferätzer, wurde im J. 1652 zu Florenz geboren. Seinen erſten Unterricht genoß er bei Juſtus Suttermans, einem Antwerpener, der vom Großherzoge Ferdinand II. an den Hof nach Florenz gezogen worden war, trat dann in die Schule des Vincenzo Dandini und beendigte ſeine Studien unter Ciro Ferri's Leitung, als Penſionair Cosmus III., in Rom. Nachdem er auch noch die großen Coloriſten Venedigs ſtudirt hatte, kehrte er nach Florenz zurück, wo er in Kurzem einen bedeutenden Ruf erlangte und reichliche Beſchäftigung fand. Im J. 1690 folgte er auf kurze Zeit einem Ruſe des Kaiſers Leopold nach Wien. Einer der beſten Maler ſeiner Zeit, übte er mit gleichem Erfolge die Fresco- und Ölmalerei, und man bewunderte ebenſo ſehr ſeine geſchichtlichen und heiligen Darſtellungen, als ſeine Landſchaften und Thiere. Seine Schule war eine der blühendſten und bildete bedeutende Talente. Nach ſeinen Gemälden ſtachen F. Bartolozzi, J. B. Cipriani, Wagner, Zucchi u. A. m. Von ihm ſelbſt beſchreibt Bartſch (P. G. T. 21) vier eigenhändige Radirungen, welche mit vielem Geiſte gemacht ſind. Er ſtarb in Folge eines Sturzes, wie man faſt allgemein annimmt, im J. 1726, oder nach Lanzi 1722. Noch iſt hier ſeines Neffen und Schülers Giovanni Gaetano Gabbiani kurz Erwähnung zu thun, der in Öl und Paſtell zahlreiche Bildniſſe ausführte. (***H. Weber.***)

1) Andere ſuchen darin גבעתא, Hügel, oder גבחתא, kahler Platz. 2) ſ. über dieſe pavimenta tessellata et sectilia *Sueton.* Jul. Cap. 46 und die Commentatoren zu d. St., beſonders Caſaubonus, und Wetſtein, Lücke, Tholuck u. A. zu Joh. 19, 13. 3) **Joſephus**, Jüd. Kr. 6, 1. 8. 3, 2. 4) ſ. **Faber's** Archäologie der Hebr. I. S. 320 fg. (Faber glaubt, daß der Xyſtus gemeint ſei, jener freie Platz auf dem nordöſtlichen Theile des Zion, ner mit dem Tempelberge durch eine Brücke verbunden war); **Winer's** Bibl. Realwörterbuch, Art. Lithostroton und Richthaus (2. Bd. S. 29 fg. 329 fg. der 3. Ausg.).

GABE (in ſprachlicher und rechtlicher Beziehung), gothiſch Giba, altnordiſch Gafa und Gjöf (Genitiv Gjafar, Nominativ der Mehrzahl Gjafar, jetzt Gjafir), ſchwediſch Gáfva, däniſch Gave, althochteutſch Geba, Keba, mittelhochteutſch Gabe, Gebe, altſächſiſch Gebba, Gibba, Geva, Giva, niederſächſiſch Gave, Geve, holländiſch Gaave, Gaaf, altfrieſiſch Jeva, Geva, neufrieſiſch Gave, angliſch Gifu, Geöf, wie von nehmen Nahme (Einnahme), gebildet von geben, gothiſch giban, althochteutſch geban, keban, mittelhochteutſch geben, altſächſiſch geban, gefan, niederſächſiſch geven, holländiſch geeven, angliſch gefan, gifan, give, altfrieſiſch geva, jefa, jova, neufrieſiſch jan, ja, neuweſtfrieſiſch jean, jaen, jouw, joe, joen, neunordfrieſiſch jewe, jiwe, altnordiſch geva, ſchwediſch gifva, däniſch give. Geben leitet man von dem hebräiſchen Kapf, Hand ab [1]), oder nimmt ein altes teutſches Gaff, die hohle Hand, an, nämlich in Beziehung auf das oberteutſche Gauff, die hohle Hand, Gauffel, die Hand voll, däniſch Gövn, ſoviel man mit beiden Händen faſſen, auch die flache Hand, engliſch Gavel, die Hand voll, das Bündel, niederſächſiſch Göpse, eine doppelte hohle Hand voll, z. B. Göpse vull Geld [2]), ſoviel als man zwiſchen beiden Händen faſſen kann; aber freilich iſt ungewiß, ob dieſe Wörter nicht ſelbſt eine abgeleitete Bedeutung haben, ſowie Friſch unter *Geben* Gebsel, eine doppelte Hand voll von geben ableitet. Krünitz nimmt dagegen das ſchwediſche gaspa, angliſche gasp, isländiſche geispa, gähnen, welches unſtreitig von gaffen, öffnen, aufthun, herſtamme, und leitet geben von einem alten Gaff, die hohle Hand [3]), ab, und ſtellt mit dem teutſchen geben in ſeinen verſchiedenen Formen, in den verſchiedenen germaniſchen Sprachen oder Mundarten das griechiſche *ἐγγυάω*, zuſammen. Von geben hat außer Gabe in den oben angeführten verſchiedenen Formen noch eine andere Subſtantivbildung ſtatt, nämlich Gift, im gothiſchen Fra-gifts [4]), Fragibts, Gabe, Verleihung, in fragiftim (nämlich wisandei) *μεμνηστευμένη* [5]), vergeben, d. h. verſprechen, verlobt, altnordiſch Gjöft [6]), Schenkung, Futter, Gjaftarlaus, ſchenkungslos, futterlos, wird von Thieren gebraucht, welche im Winter draußen gehen, ohne gefüttert zu werden, haun atti fätt til, fiärgiftar, er hatte wenig zu verſchenken, gipta, gifta, verheirathen, ein Mädchen Jemandem zur Ehe geben (däniſch gifte, verheirathen, z. B. sin datter, ſeine Tochter, ſchwediſch gifta, heirathen, ehelichen, gifta bort, verheirathen, giftaz gifta sig till, durch Heirath erwerben), giptaz, giftaz, ſchwediſch giftas, däniſch gifte sig, ſich verheirathen, altnordiſch gift kona, verheirathetes Frauenzimmer, ſchwediſch gift, verehelicht, Gifte, Heirath, Ehe, altnordiſch Giftumál, ſchwediſch Giftermal, däniſch Giftermaal, eigentlich Heirathsvertrag, dann Heirath, Ehe, womit zu vergleichen das altnordiſche Giafordh, Einwilligung in eine Heirath von Seiten der Verwandten des Mädchens, dann die Ehe ſelbſt, giafwaxta mey (däniſch giftefaerdig), ein zum Heirathen reifes Mädchen, Gifting, Verheirathung, Heirath, Giftingarmadhr, wer das Recht hat, ein Mädchen zu verheirathen, angliſch Gift, Gabe, Mehrzahl Gifta, die Hochzeit, Gifthus, Hochzeithaus, giflic, gebbar, d. h. verheirathbar, mannbar, engliſch Gift, Gabe, Geſchenk, Vermögen, Geiſtesgabe, neufrieſiſch jesta, jeste, jest [7]) (neufrieſiſch jeste) Gabe, Geſchenk, Verleihung, niederſächſiſch Gift [8]), Gabe, Geſchenk (die Rathsherren in Bremen ſchwören, daß ſie richten wollen: nig na Gift edder Gave [9]), Nagift, Nachtiſch, holländiſch Gift, Gabe, Geſchenk, Gift (venenum), mittelhochteutſch Gift, geben, Gabe, Vergebung, Urgift [10]), reditus, Gift, gin (venenum), zu welcher Bedeutung Jemanden vergeben, ihn vergiften, gehört, althochteutſch Otfried V, 24, 52, Gift, Gabe, Geſchenk, V, 12, 109. 111, Zuagift, addictio, traditio, datio, Kero Zurgift, deditio; ferner Anagift, Angabe, d. h. primitiae, ſoviel als Frumigift, erſte Gabe, Gloss. Mons. p. 365. 369, gratia, gratiam Giptit. Mit dem von Otfried V, 24, 52 gebrauchten Gotes gift is, Gottes Geſchenk iſt, ſtimmt noch jetzt unſre Gottes Gabe, z. B. das Brod iſt eine der vorzüg-

1) *Joh. Georg. Wachter*, Glossar. Germ. col. 737. 2) Tiling, Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 2. Th. S. 528. 3) Krünitz, Ökonom. Encyklopädie. 15. Th. S. 641. 16. Th. S. 538. 4) Sceir III, c. Vergl. v. d. Gabelenz und Löbe, Gothiſches Glaſſarium S. 37. 5) Luc. 1, 27. 2, 5. 6) Die Farm Giöf bedeutet auch donatio, aber vorzüglich donum.

7) Im angeblichen Privilegium Karl's des Graßen (bei v. Richthofen S. 386) ſteht thet thius *jef* ewelike stonda scolda, und kurz zuvor: fon tha jestum. Es iſt ungewiß, ob das jef ſo zu betrachten, als habe es das t abgeworfen, oder ob es nicht vielmehr die andere Form ohne t iſt, und dieſes jef urſprünglich jeof, ähnlich wie im Angliſchen geof gelautet habe. In den Quellen der frieſiſchen Sprache kommt außer Jest Jesa, Jewa, oder in neuerer Endform Jese, Jewe häufig vor, und zwar in gleicher Bedeutung wie Jest. So z. B. heißt es in den 17 Kuren im rüſtringer Texte, Kure 1 (S. 3): Thit is thiu forme Liodkest, and thes kyning Kerles jest and londriuch allera Frisona, und Kure 10 (S. 19): Nu skilu wi Frisa halda usera allera kest and kera and thera kininga iewa, als (wie) es uns der König Karl an dem freien Stuhl befahl. In dem Rechte der Hunſingoer, im Abſchnitte: Quinque claves sapientiae (S. 342): wera (ſondern) fon godes jeven (Gaben) and riuchte tilathe (rechtem Betragen) scelma betha lif ande sele nera. Im weſterlauwerſchen Rechte, im Abſchnitte: Haet is riucht §. 2 (S. 436): eer dat da koninghen cristen worden ende dae riucht (Rechte) ney (nach) goedes jesta schaepen. 8) *Voss*, Reineke de Vosa mit eener Vorklarung der olden Sassischen Worde (Eutin 1797.) p. 221. 9) Tiling a. a. O. 2. Th. S. 506. 507. Das ſoeſter Recht (bei *de Westphalen*, Monum. ined. T. 3099. n. 7) führt unter den Pflichten der Voigte auf: den Armen ſollen ſie ebenſo wol als den Reichen willfährtig und getreu zu helfen ſein noch um Freund, noch um Magh, noch um Gifft, noch um innigerlei Ding das Gott geschäpen heſſt. Das olte lübecker Recht (bei demſelben T. III. p. 651) ſagt Art. CIV van *gifte*: Dat al witlic dat nen Ratman ne schal *gift* nemen umme sake de de stat angeit, oder dat richte u. ſ. w. er nen (ihrer) ne mot mer nemen dan en stouken wines. Der neue Kurfürſt Friedrich der Streitbare von Sachſen verſprach als Burggraf von Magdeburg und Halle im J. 1424: und wolde die Seepphen u. ſ. w. von stad an yn (den Schuldheißen) wiesen, und das ouch thun ane alle *gyft und gabe* und ana geschengke (halle'ſche Acten bei *Joh. Chr. v. Dreyhaupt*, Pagus Neletici et Nudzici. T. I. p. 86). Beiſpiele der Zuſammenſtellung: weder um Miethe (Lohn) noch Gabe, im Eide der Freiſchöppen ſ. in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 49. Th. S. 81. 10) Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 125.

lichſten Gaben Gottes, Kinder ſind eine Gottesgabe, und Gabe für von Gott verliehene Anlagen, z. B. er hat gute Gaben, die Gabe der Keuſchheit, ein Mann von vielen Gaben (d. h. Fähigkeiten). So auch im Altnordiſchen gafadbr, 1) begabt (donatus), 2) einer, der gute Gaben hat (ingeniosus), ſcharfſinnig (acri ingenio). Beſonders merkwürdig iſt das altnordiſche Giaefa bona fortuna, felicitas, kongs giaefa, regia fortuna (des Königs Glück), Giafalaus[11]), infortunatus, Gifta, Heil, Glück, giftusamlegr, fortunatus, „heldig" (glücklich), giftusamlega, feliciter, „lykkeligen, heldigen", auf glückliche Weiſe. Mit dem Altnordiſchen iſt zu vergleichen das gothiſche Gabe fem. πλοῦτος, Reichthum, gabigs, gabeigs, πλούσιος, πλουτῶν, reich, reich ſein, gabigs wairthan, πλουτεῖν, reich werden, gabigaba, πλουσίως, reichlich, gabigjan, πλουτίζειν, bereichern, gabignan, πλουτεῖν, πλουτίζεσθαι[12]), reich ſein. Man kann Gabei von gibban, geben, giba, Gabe, ableiten, ähnlich wie das altnordiſche giauful, giöfull, largus, glafmilldr, däniſch gavmild, gabenmild, von Giauf, Giöf, donum[13]), angliſch gifel, freigebig, gifelnis, Freigebigkeit, von gifan, geben, gifa, der Geber, sincgifa, Schatzgeber, beaggifr, Ringgeber, Geof, Gabe, Geſchenk, Gifu, die Gnade, Frumgifu, die Prärogative, Sundorgifu, die Prärogative, das Privilegium, Morgengifu, Morgengabe, Gifstôl, der Thron, von welchem herab feierliche Verleihungen ſtattfinden, Gifheal, Fürſtenhalle[14]). Zu dem altnordiſchen gaufga, göfga, cohonestare, honorare, gaufr, göfgr, gaufagr[15]), praeclarus, excellens, venerandus, generosus, nobilis[16]), inclytus findet man bemerkt, daß es vielleicht von Gâfa, Giauf donum, gêfa donare ſei[17]). Aber wahrſcheinlicher iſt Gafa, Giauf und gefa von gaufgr, oder deſſen Wurzel, und das gothiſche Gabei, Reichthum, nicht von gibban, geben, oder Giba, Gabe, ſondern dieſe aus dem Wurzelwort gebildet, woraus Gafei, Reichthum, gebildet, und ebenſo das altnordiſche Giaefa, gutes Glück, nicht von Giöf, Gabe, Geſchenk, und geba, geben, ſondern dieſe aus dem Wurzelworte gebildet, aus welchem gaufgr und Giaefa gebildet iſt, ſodaß wir im Gothiſchen gibban, Altnordiſchen gefa u. ſ. w. geben, als urſprüngliche Bedeutung, Jemanden mit etwas beglücken, erhalten. Durch Giba wird im Gothiſchen gegeben: 1) Rom. 11, 29; 1 Cor. 7, 7; 2 Cor. 1, 11: χάρισμα[18]); 2) Philipp. 4, 15: δόσις; 3) Eph. 4, 8: δόμα; 4) Mth. 5, 24. 8, 4; Eph. 2, 8: δῶρον; 5) 2 Cor. 9, 15; Eph. 3, 7. 4, 7: δωρεά. Im Langobardiſchen findet ſich Morgingap, bei den Burgunden Morgengeba, bei den Allemannen und Ripuariern Morgangeba[19]). Im Tatian Cap. 3, 2: salve gratiarum plena (Anrede des Engels an die heilige Maria): heil wis thu gebono[20]) follu. Cap. 13, 7: Vidimus gloriam ejus, gloriam quasi unigeniti a patre plenum gratiae et veritatis. Wir gisahumes sina diurida, solicha so thiu diurida ist einages fon fater, fol geba inti wares, 9: De plenitudine ejus nos omnes accepimus, et gratiam pro gratia fon sinero folnessi wir alle intphahemes inti geba furi geba. Die folgende Stelle iſt beſonders wichtig, weil ſie zeigt, daß die Form Geba und Gebono (Genitiv der Mehrzahl) nicht Umlaut der Beugung iſt. Es ſteht nämlich der Nominativ: Quia lex per Mosen est data, gratia et veritas per Jesum Christum, Wanta ewa thuruh Moysen gigeban geba inti wâr thuruh Heilant Christ gitan ist. Bei Kero findet ſich die härtere Form keban[21]) (geben) und keba, Gabe. Cap. 40: Unusquisque proprium habet donum ex Deo, Einer eocowelicher eikana hebit keba fona Cote, Cap. 31: Sermo bonus super datum optimum, wort cuatez ubar keba pezzistuun; *Boxhornii* Glossae[22]) Francicae, munia, kepa. Im Angliſchen bedeutet Gifu, Gnade. Ik Ine, mid godes gyfe Westseaxna cyning, ich Ine, mit Gottes Gnade König der Weſtſachſen, und Gifstôl, der Thron, von welchem herab Verleihungen geſchehen. Im Frieſiſchen wird in den 17 Kuren Karoli regis concessio übertragen, durch: thes kenenges Kerles jeft[23]). In der Aufzählung der Geſetze gebenden Könige in der rüſtringer Handſchrift heißt es[24]): hia ar sejon (übergeben) alle Frison efter thes kinig Kerles jeft frihalsa and fria spreka, ande setton and stedgadon allera kininga jeft, thet send allera Frisona kesta (Kuren) and londriucht, und weiter unten[25]): Thesse kyningar setton kyninga jeft and allera Fri-

11) *Verelius*, Index. 12) *Biörn Haldorson*, Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. p. 282. 13) ſ. die Nachweiſung bei v. d. Gabelentz und Löbe S. 37. 14) *Finn Magnusen*, Spec. Glossarii zum 2. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 640. 15) Leo, Erklärendes Verzeichniß der angelſächſiſchen Wörter, hinter deſſen Altſächſiſchen und angelſächſiſchen Sprachproben S. 154. 16) Daſſelbe iſt faſt gaufugr, gaufugligur, f. adj. praestantissima, nobilissima. 17) *Finn Magnusen* l. l. p. 636. 18) Vergl. fra-giban, χαρίζεσθαι, verleihen, ſchenken, gewähren (Luc. 7, 21. Philipp. 1, 29. Philem. 22), und zweitens χαρίζεσθαι, vergeben (Luc. 7, 42. 2 Cor. 2, 7. 10. 12, 13. Eph. 4, 32. Col. 2, 13. 3, 13). Durch fra-giban wird außerdem noch gegeben δωρεῖσθαι, παρέχεσθαι und διδόναι; dieſes nämlich Marc. 10, 37. Joh. 10, 29. 2 Cor. 13, 10. Übrigens wird διδόναι meiſtens durch giban überſetzt (ſ. die zahlreichen Stellen bei v. d. Gabelentz und Löbe S. 37), und Joh. 13, 26: ἐπιδιδόναι, Matth. 27, 58. Luc. 20, 25: ἀποδιδόναι, und Luc. 3, 11: μεταδιδόναι, ebenfalls durch giban, und 11, 35 προδιδόναι durch fruma giban, vorhergegeben; δότης, Geber, durch gibands; ferner durch das faſt ebenſo häufig als das einfache giban gebrauchte at-giban, geben, angeben, übergeben, διδόναι, ἐπιδιδόναι und παραδιδόναι, durch us-giban, geben, wiedergeben, hingeben, ἀποδιδόναι, und durch afgiban sik, ſich hinwegbegeben, χωρίζεσθαι (ſ. die Nachweiſungen bei demſelben S. 37).

19) ſ. die Nachweiſungen in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 48. Th. S. 345, wo jedoch Sp. 1. Z. 34 für morgangaba morgangeba zu leſen iſt. 20) Genitiv der Mehrzahl. 21) *Kero*, Regula S. Benedicti überträgt Cap. 55: accipientes nova (vestimenta), vetera semper reddant in praesenti, intfahant niwiu (kawati), altiu kebant in antwarti; Cap. 31: erogavit triticum, kap weizzi; Cap. 66: responsum reddere, antwurti keban; Cap. 49: operam damus, werah kebames; Cap. 48: dentur, quae danda sunt, kekeban sin dei ze kebanne sint. Mehre Beiſpiele aus Kero ſ. bei *Schilter*, Gloss. Teut. in *ejusdem* Thes. Ant. Teut. T. III. p. 509. 22) Bei demſelben T. III. p. 904. 23) ſ. bei v. Richthofen, Frieſiſche Rechtsquellen S. 2, 3. 24) ſ. bei demſelben S. 135. 25) S. 134.

Digitized by Google

sona kesta and londriucht. Im emſinger Recht [26]) wird von dem Könige Karl geſagt: hi sette thera kenenga jeſt and allera liuda kest and londriucht, und ebenſo im hunſingoer Rechte [27]). Im Boek des Keysers Rudolphi [28]): om da era dis Freescha fridomes, deer hia wonnen heden in da hov to Reem, by da alda tyden fan thes pavs ende koninyhes jeſten. Dae kerren deer Magnus kaes thoe Roem. 6: Dae kaes (kurte) Magnus dina sexta kaer, ende alle Fresen oen sine ker jechten (ſeiner Kur beiſtimmten), datse hyara ayn riucht balda walden, binna hyaera ayn saun (ſieben) seelanden, bi des paws [29]), ende dis konieghes jeſten, biu riuchta banne ende bi aesyha dome, ende bi papena ordel (bei rechtem Banne und bei des Aſegas Richterſpruche, und bei Pfaffen Urtheil) u. ſ. w. In dem angeblichen Privilegium Karl's des Großen [30]) heißt es: hi jof him mitha allere arista jeſtha tha masta, er gab ihnen mit der allererſten Gnadenbezeigung die größte, nämlich die Erlaſſung des jährlichen Tributs von 20 Mark Gold, und weiter: Thiu jeſte ther hi hede tha Fresum gedan [31]), die Gnadenbezeigung, die er hatte den Frieſen gethan, nämlich daß ſie kein Herr mit Gewalt zwingen ſollte, ihn als Herrn anzunehmen. Über die Jeſten wurden Urkunden ausgeſtellt [32]). Im Frieſiſchen bedeutet Hond-jeſt (altſächſiſch Hand-geba), Handfeſte (Urkunde). Das Boek des Keisers Rudolphi §. 21 ſagt: Dit was in tredda hondersta ieer an sinte Johannes dei to midda sommera efter Kaerle deer Fresen dine fridem io, da disse riucht worden maked ende disse handjeſta ut ionn, (das war im dritten hundertſten Jahe [300 Jahe] an St. Johannestag im Mitt-Sommer, nach Karl, der den Frieſen die Freiheit gab, da dieſe Rechte gemacht wurden, und dieſe Handgift [Handfeſte] ausgegeben). Im Isländiſchen heißt Giafa-bréf, instrumentum donationis, däniſch Gavebrev (Schenkungsbrief). In den bonner Statuten 13 heißt es: Disse Gifte moget tulghen u. ſ. w., die Schenkung mögen bezeugen. Gift wird in den alten Urkunden auch für Inhalt gebraucht; na Gifte dusses Breves, nach Inhalt dieſes, wie es ſich aus dieſem Briefe ergibt [33]). Doch ſteht hier vielleicht na Gifte für na Gichte, nach Ausſage, Bekenntniß dieſes. Wird hingegen bei dem Gebrauch von Gift die Zeit in Anſpruch genommen, ſo bedeutet es datum. So z. B. in Urkunden des ſtrasburger Rathes vom J. 1373 [34]): in drin jaren den nechsten nach *Gift dis* Briefes. Gab-Brief bedeutet eine Urkunde über eine gemachte Ertheilung oder Übergabe. So z. B. heißt es in einer Urkunde des enſisheimer Landgerichts vom J. 1389 [35]): das er vor ziten geben und vergabet [36]) hat dem obgen. Grave Heuslin — — — die vesti u. ſ. w. and habe die vorgemelt vergabten Guter und Mannschafft nach date deſſelben Gabbriefes gemitten sechs wochen und drye tage, die nechsten nach enander, als recht ist, und der *Gab-Briefe* wuse u. ſ. w., ze glicher wise zeigte der ehegen. Grafe Heuslin von Habspurg, Herr ze Rottenberg, och einen gloplichen *Gab-Briefe* von Gerichte der do hisset, wie das er dem obgen. Graf Hausen von Habspurg, Herren ze Loffenberg vergabet hat Rottenberg u. ſ. w. In derſelben Urkunde wird Gift und Gabe auf folgende Weiſe zuſammengeſtellt: umb dass dise obgenante gift und gabe eweklichen by kreffien blibe. Hier iſt Gift (Gebung, datio), und Gabe (Übergabe, traditio). Für Gabe (Übergabe) wird auch Uffgebunst [37]) (Aufgebung) gebraucht. So in Heider's lindauiſcher Deduction S. 721: Da gabend sie und ir Vogt mit ir baider Haud den Wingarten vrilich und recht und redlich uff, worauf die Empfangenden bitten, daß der Procurator ihnen ein Zeugniß „uber dise Gift und Uffgebunst“ geben möge. Markgraf Ludwig von Brandenburg ſagt in den ſtendaler Statuten vom J. 1345 [38]): Vortmer dye gyft, die scal man geven vor dem rade, up der loeven [39]),

26) Bei v. Richthofen S. 247. 27) S. 343. 28) S. 425. 29) Des Papſtes Leo. Magnus, deer di Freesna fanadreger was, nämlich der Fahnenträger der zu Rom befindlichen Frieſen, iſt rein ſaglich. Er iſt wol entſtanden, indem man aus Carolus Magnus zwei Perſonen machte und den Magnus dem Könige Karl entgegenſetzte, und ihn die Kuren kieſen ließ. Aus der erſten Kurr bemerken wir hier: Allo dae *jeſten* deer di koningh (nämlich koning Kaerl) baed, da ur (darüber ſprach) Magnus, ende kaes (kirſete, kürte) een oer hael bettera, ende alle Fresen oen Magnus ker jechten (bejahten, ſtimmten bei). Kurr IV: Dae kaes Magnus dina fyaerda ker, ende allo Fresen oen sine ker jechten, ende kaes een bettere dan alla jeſta (als alle die Verleihungen) deer die koningh baed (der König gebot). 30) Bei v. Richthofen S. 354. 355. 31) Weiter unten heißt es: That hi thisse jeſta tha Fresum hedo evelika dan u. ſ. w. 32) Gegen den Schluß des angeblichen Privilegs Karl's des Großen heißt es: ande tha brewin (in den Briefen) hit ma biscref, fan tha jeſtum ther abuta nowet urietin bilef (deren außerhalb genug vergeſſen blieb); thet insigil thet was fon tha brondrada golde u. ſ. w. Im Schulzenrechte heißt es §. 1: Van dis grewa incomst (Hereinkommen). Das iſt Landrecht der Frieſen; der Graf, der in Freslande (Friesland) Graf ſein ſoll, der ſoll ſein vollbürtig geboren, und ſein Recht unverloren; er ſoll zu Sudermuda hereinkommen, end koma in dat del (den Gerichtsſprengel) mit wirder were, mit des konighes jeſta ende myt breva ende insigel.

33) Tiling, Bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs 2. Th. S. 507. 34) Bei *Wenck*, De Usburgeris p. 125. 35) Bei *Hergott*, Geneal. Habsb. Vol. III. p. 760. 36) vergaben iſt ſoviel als vergeben in der Bedeutung, etwas in Jemandes Herrſchaft und Gewalt übergeben. So z. B. heißt es zum J. 1378 bei Carpzovius, Schauplatz von Zittau 3. Th. S. 8: sein Haues zu einem ewigen Seelen *vergeben*, verreichet und geschicket hat. In einer Urkunde des Landgrafen Friedrich von Thüringen vom J. 1429 (*bei Tentzel*, Supplem. Goth. II. p. 326): unde wemo er dieselben Winberge fürder vorkoufen, versetzen oder nach eyner gaden andacht by eyme lebin aber an eyme todbette vergebin ader bescheidin wirdet u. ſ. w. In einer Urkunde der Grafen von Waldeck vom J. 1438 (*bei Hertius*, De Feudis oblat. p. 582): Wir noc unser Erben en sullen noch en wullen auch nun vorbasser keynerley zu der Graffeschaft zue Waldegke gehörende versetzen, *vergeben*, noch verkauffen, oder sust in keine Wyse verusern u. ſ. w. In einer Urkunde Henſo's von Walcken (die Stelle bei *Haltaus*, Gloss. Germ. col. 1854): sein forweg zu Valcken u. ſ. w. verkaufte, *vergebe*, bevele oder beschiede an eime leben ader an aime Tode. 37) Gebildet aus geben, ähnlich wie Gunst aus gönnen, Brunst aus brennen u. ſ. w. 38) Bei *de Ludewig*, Reliq. Manuscript. Tom. VII. p. 146. 147. 39) Laube (lobium). Über dieſe Art Zimmer im

Digitized by Google

dat is willekiir, unser meynen (gemeinen) stad, und scal die scriven in der stad buk, und war man dat scrivet und givet, dar scal die meiste deil des rades bye sin, und die scrift scal die rad beslüten u. ſ. w. Von Gift iſt gebildet giften, übergeben. König Karl IV. ſagt im J. 1349[40]): verheissen un versprechen — — — das wir niemant, wer er seye, keinerley Forderung, keinerley Gelt, oder wie man das genennen mag, eu sollen, geben, bescheiden, *gifften* noch gcheisehen uff unsern unnd des Reiehs Juden zu Frankfurth — — — wedder uff ihr Leib noch uff ihr Guth noch uff ihr Schuld. Von giften iſt gebildet Gifter, dotator, collator, Patronus, ſo in einer emmeneſſer Urkunde vom J. 1352[41]): Die *Gifter* is der Kerken van Eembrugge. Gift bedeutet nämlich auch die einer Kirche oder einem Kloſter gemachten Schenkungen, dos ecclesiastica. So z. B. heißt es in einer Stelle aus dem ſtraßburger Archiv[42]): daß alles dasjenige liegende Gut u. ſ. w., ſo denen Geiſtlichen, Stiftern und Klöſtern, in Seelgeräthes oder Gifteswise gegeben oder vermacht worden, ſollte in vier oder fünf Jahren deſſelben nächſten Erben, von dem das Seelgeräthe oder Gifft, alſo Herkommen umb die Hälfte des als die Güter gegolten oder geſchätzet wurden, zu kaufen gegeben werden. Der Abt von Arnsburg ſagt in einer Urkunde vom J. 1412[43]): und en hette (die Edele Jungfrawe Elsebeth von Ziegenheym Frauwe zu Hanawe) solche Giffte und Stuer getan, das Closter were alzumal virginglichen worden. Von *giften* iſt gebildet Giftung, Schenkung, donatio, und donatio testamentaria. So z. B. ſagt Kaiſer Maximilian II. im frankfurter Privileg vom J. 1568[44]): dass alle Besatzung[45]) und Gifftungen so durch Burger daselbst beschehen, anderst nit cräfftig sein sollen, die geschehen dann vor einem Rath u. ſ. w., und kurz darauf, sein Testament, Besetzung und letzten Willen machen und uffrichten. Die Bedeutung giften wird in den Bildungen vergiften und vergiftigen verſtärkt. Jenes erſcheint z. B. in einer Urkunde vom J. 1448[46]): zu einem ewigen Testament gesatzt, *vergifft*, gegeben u. ſ. w. König Karl IV. ſagt in einer Urkunde vom J. 1354[47]): dass wir oder niemant von unsern wegen der Juden Heuser oder Hofstette und wass darzu gehortt, niemant nicht *vergifften*, bescheiden, setzen oder geben sollen noch wollen. *Vergiftigen* kommt vor z. B. in einer Urkunde vom J. 1400[48]): dass unser einer odir mehr under uns den Schenken und Gan-Erben sin theil an Schweinsbergk keynemo fremden Manne *vorgifftigen*, vorsetzen odir vorkauffen sael. In einer Urkunde von 1385[49]): solch hus — — — zu vergeben und zu *vergiftigen*. K. Karl IV. ſagt in der Urkunde vom J. 1374[50]), durch welche er dem Erzbiſchof von Trier und ſeinen Nachfolgern das Dominium directum des Reichslehens Hammerſtein bewilligt: so haben wir alsdann übernütz craffte dis briffs, von Unser Keyserlichen Maiestad dem egenant. Cünen Erzbisch. und sime Stiffte zu ermerunge und besserunge der lehn, die sie von Uns und dem Heiligen Rom. Riche zu lehen hant die ordenliche eigenschafft und herrschafft und was rechts wir und das Heil. R. Riche an der egenannten Vesten Hamerstein yren zugehorungen und darzu an allen vorgesz lehenen haben oder haben sollen, eweklich vererbet und vergifftiget, und dieselben vesten Hamerstein und lehen vorgen. mit allen iren zugehorungen an sie gewant zu ewigen Ziten. Geben und vergeben in der Bedeutung von alienare werden gleichbedeutend gebraucht. Der Sachſenſpiegel Buch I. Art. 52: Ane erbe gelob und ane echt ding, en muz nieman sin eigen noch sine lute geben, im lat. Text: Sine haeredum consensu, et legitimo judiciali termino, nulli servum aut proprietatem alienare licet etc. Gibt erz wider recht sunder erben gelob, der erbe underwindet ez sich mit urteilen als ab her tot si, jene der daz gab, so erz nicht geben mochte. Donet autem si quis haec practacta contra justitiam sine heredum consensu, haeres, qui fuerit, ipsam proprietatem veris sententiis postulet, et eam, quasi donator obiisset, obtinebit, eo quod alienavit quod de jure alienare non potuit. Alle varnde habe gibt der man ane erben gelob u. ſ. w. Omnia mobilia vel se moventia potest quis sine haeredum consensu alienare etc., nämlich ſo lange er vermag mit Schwert und Schilde auf ſein Roß zu kommen. Derſelbe Buch I. Art. 44: Ein wib en mag ouch an ires mannes gelob nicht ires gutes vergeben noch eigen verkoufen, noch libzucht uf lazen durch das er mit ir in den geweren sitzet, lat. Text: exindeque (weil er nämlich ihr Vormund iſt) mulier nulla bona sine viri consensu, donandi, vendendi, neque resignandi habet potestatem; et hoc propterea quia ipsa (ipse) ea cum uxore noscitur possidere. Das ſächſiſche Weichbild, welches in Rubriken[51]) hat: Van Gaeve in gehegeden dincge und Van Gaeve in such (Siech) bedde, beſagt Art. 55: Kein Mann aber, noch kein Weib mögen im Siechbett „ichts“ (etwas) vergeben, das über fünf Schilling werth ſei, ohne der Erben Urlaub. Nimmt aber ein Mann ein Weib binnen Weichbild, und ſie beide nichts haben, und erwerben darnach Hab und Gut mit einander, und legen das darnach an Erb[52]), Kaufſchatz oder dergleichen (an), die mögen wohl bei ihrem geſunden

Mittelalter ſ. Ferd. Wachter, Geſchichte Sachſens. 2. Bd. S. 196. 197 und 3. Bd. S. 383.

40) Bei *de Senckenberg*, Sel. Jur. T. VI. p. 575. 41) Bei *Matthaei*, De jure Gladii p. 328. 42) Bei *Wencker*, Apparatus Archiv. p. 56. 43) Bei *Bernardus*, Antiqu. Wetterav. P. Spec. 1. Abtheil. S. 70. 44) Privilegia Francafurtensia p. 416. 45) Biſatzung, Beſetzung bedeutet hier Teſtament, Legat; ſ. *Haltaus*, Gloss. Germ. col. 146. 46) Bei *Joannis*, Scriptt. Rer. Mog. T. II. p. 485. 47) Bei *de Senckenberg*, Sel. Jur. T. VI. p. 577 seq. 48) in Annal. Hass. Coll. I. p. 98.

49) Bei *Joannis* l. l. T. II. p. 430. 50) Bei *Schilterus*, Commentarius ad Jus Alemannicum feudale p. 161. 51) Bei *Uffenberg*, Bibl. Codd. T. II. p. 65. 52) Erbliche Güter.

Digitized by Google

Leib ihr Gut vergeben, verleihen oder verſetzen, wenn ſie wollen, ohne Jemandes Widerſpruch, ſeit (da) ſie es ſelbſt erworben haben. Das wurſter Landrecht vom J. 1661 Tit. IV. Art. XVI. §. 1: Was einer bei Vollmacht ſeines Leibes, wann er noch gehet und ſtehet, vergibt und wirklich überliefert, und von ſich thut, das können die Erben nicht wieder ſodern. §. 2: Aber was einer auf Todesfall vergibt oder gabesweiſe vermacht, das ſind die Kinder oder andere Erben zu halten nicht ſchuldig, dabei auch nicht anzuſehen, obgleich die vergebenen Güter ererbet oder gewonnen, oder auch ob der (das) Eigenthum oder die jährliche Abnutzung vergeben oder vermacht ſei, denn nach dem Landrechte ſind alle Gaben auf den Todesfall ohne der nächſten Erben Bewilligung unkräftig. Der brokmer Brief beſagt §. 175[53]): Fon jeſtim ther ma deth alsa ma kemin is inur bedselma (von Gaben, die man thut, wann man gekommen iſt auf die Bettſtelle, d. h. das Sterbelager). Wann der Menſch kommt auf das Bett und die Bettſtelle (das Sterbebett), ſo mag er Niemandem nichts reichen ohne der Erben Willen; unter die Geſchwiſterkinder muß (kann) er reichen eine engliſche Mark. §. 176: Fon jeſtim ther thi prestre dua mey oppo thene lesta ende, von den Gaben, die der Prieſter thun mag (kann) bei dem letzten Ende. Der Prieſter muß (kann) reichen ſeinen Dienſtmannen unter den Geſchwiſterkindern acht Mark, und auch die Kleider, die ſie gemacht haben. So lange als er kräftig (elte) und geſund iſt, ſo ſei er ſeines Gutes ganz gewaltig, und muß (kann) geben, wem er wolle (and mot iewa hwamsare welle), und die erſte Gabe ſoll beſtehen bei des Redens Worte (d. h. letztwilligen Verfügung, andte forme jeſt skel stonda bi riediena worde), wenn ſie beſeſſen iſt Jahr und Tag. Fon tha gastlika jeſtim umbe tha sele, von den geiſtlichen Gaben um die Seele. Und keines der geiſtlichen Rechte ſoll er gewaltig ſein, bei dem letzten Ende, zu geben um ſeine Seele (to jewande umbe sine sele). In den acht Domen im weſterlauwerſchen Landrechte heißt es D. II[54]): Soe mei hio mitta lutteris laen capia ende sella, ende oen jeſta iowa, sonder des mondes oerlef. So mag ſie (die Mutter) mit dem Lutterlohn (das heißt mit dem, was ſie von ihren Kindern erſter Ehe jährlich erhält, wenn ſie dieſelben bei ſich in zweiter Ehe erzieht) kaufen und reichen, und ihnen (den Kindern aus erſter Ehe) Gaben geben (ſchenken) ohne des Mannes Erlaubniß. Das Schulzenrecht ſagt §. 12[55]): Das iſt Recht, wenn der jüngere Bruder ein Weib habe (heirathe), ſo ſoll ſein Weib ſeinem älteren Bruder geben (jaen) fünf Schillinge; und das darum, daß er das Bett räume ſeinem jüngeren Bruder und ſeinem Weibe; dat is takeris jeſta, das iſt Mannsbruders Gabe, d. h. die dem Mannsbruder von der Schwägerin gegeben wird. Die Geſetze der Emſiger ſagen §. 30[56]): hoersa ma ene horninge lewa jeſt (einem Unehelich-Geborenen Gabe gibt), sa stondath tha jewa lichte anda thene tredda sia (Nachkommen); jeſt thi thredda sia thet nawet ne bitiucht, sa ach thet god to hwerwane inna tha honda, ther hia uthe ewenen hebbath, and nawet inna tha sibbistu hond, im plattteutſchen Texte: waer men enen harynghe gave ghyſt, de ervet ellick up dat derde knee, und hat das dritte Knie dann keine Kinder, sa sal de gave wedder (da ſein, wo ſie) daerse ut ghekomen is, und nicht in der nächſten Hand. §. 32: sa haet sa thi mon tha otherem anda hond jeſt, thet hi him thet[57]) jeſt jewe, wenn etwas der Mann dem andern in die Hand gibt, daß er ihm das Gegebene (wieder) gebe; denn Hand ſoll Hand wahren, oder auf den Heiligen entſchwören (ſich durch den Eid reinigen), es ſei denn, daß man ihm ſein Haus breche und ſein Gut damit ausſtehle. Der Sachſenſpiegel ſagt Buch I. Art. 12: Verspilt aber eïn man sin gut, oder huret erz, oder vergibt erz mit gift oder mit kost[58]) (si etiam bona sua ludo, luxuria, donatione aut id genus alia prodigalitate dissipaverit), dazu ſeine Brüder oder die (welche) ihr Gut mit ihm gemeine (gemeinſchaftlich) haben, nicht Pflicht haben (quatenus fratres seu socii sui non consenserunt), der Schaden, den er daran nimmt, ſoll ſeines eines ſein, und nicht ſeiner Brüder noch ſeiner Gewerken, die ihr Gut mit ihm gemeine haben. Art. 34: Swilch man sin gut gibt und daz wider ze lene entpfet, deme herren hilfet die gabe nicht, her en behalde daz gut in sinen ledeclichen geweren iar und jar; sint mac erz jeneme siherlichen wider lihen, so daz noch chein sin erbe eigen daran bereden en mag. Si quis proprietatem suam domino ita dederit, ut cum ea per dominum vice versa infeudetur, ista donatio domino non proderit, nisi eam proprietatem per annum et diem libere possideat). Habhaftes Gut wird das genannt, das Jemand ohne Erlaubniß der Erben vergeben kann. Das ſächſiſche Weichbild ſagt Art. 20: Nun höret und vernehmet, ob (wenn) ein Mann ſein Eigen vergeben will, binnen Weichbild, wie er das thun ſoll, damit es recht und redlich ſei, und hilflich dem, der es haben ſoll. Er ſoll kommen zu rechter Dingstat (Dingſtätte), und vor die Bänke mit dem, der es empfahen ſoll, ſo frag denn (dann) der, der das Eigen will vergeben mit Urtheilen, wie er ſein Eigen vergeben ſoll, daß es ihm hilflich ſei zu ſeinem Rechten (Rechte), ſo findet man ihm zu Recht (mit der Erben Laub, Erlaubniß), ob es Erb- oder gabhafft Gut iſt, das iſt, daß es nicht unbeerbet oder „ungabhafft gut" ſei, alſo daß er es gekauft habe um ſein Geld, denn ſo mag (kann) er es geben, wem er will, ohne Jemandes Widerſprechen, und jener empfähet es auch alſo. Wenn er es dann vergeben, und jener empfangen hat, ſo frag dieſer mit Urtheilen, ob er es alſo empfangen habe, daß es ihm hilflichen ſei an ſeinem Rechten. Wenn ihm das gefunden wird, ſo bitt er mit Urtheilen die Einweiſung von Gerichts halben, ſo ſoll ihn der Schuldheiß einweiſen, oder

53) Bei v. Richthofen S. 175. 176. 54) Bei demſelben S. 420. 55) S. 389. 56) S. 236. 239.

57) jeſta wird hier ſächlich gebraucht, gewöhnlich jedoch männlich oder weiblich; ſ. die Nachweiſungen bei v. Richthofen S. 838.
58) Ausgaben, expensis.

der Beigt, ob (wenn) die Gabe vor ihm geſchehen iſt, und die Schöppen ſollen mit ihm geben, die da ſehen und hören ſollen, daß man ihn rechtlich und redlich einweiſe u. ſ. w. Weiter heißt es von dem Richter, der in das Haus oder auf die Hofſtätte gegangen iſt, und jenen, dem die Gabe gegeben iſt, vor den Schöppen in das Haus leitet; und ſoll ſprechen die Worte: „In die Gabe, die dir gegeben iſt vor dem Gericht, weiſe ich dich, als dir das Uetheil ertheilet hat, und ſetze des (deſſen) die Schöppen zu Gtzeugen, und die andern Dingpflichten (Dingpflichtigen), daß ich de hie eingeweiſt habe, als recht iſt. Endlich wird bemerkt, daß jener ſeinen weißen Pfennig dem Richter und den Schöppen geben ſolle. Im Frieſiſchen heißt bewegliches Gut, handgiebiges Gut, nämlich in den Hemstera Boten §. 27: Hwaso otherem[59]) hath iouwen handgbeft goed and okkenda anderde. Wer dem andern hat gegeben handgiebiges Gut auf Geld in der Zeugen Gegenwart, in den Wilkerren dis Laudis mitta fyf Delen. §. 28[60]): Huaso orem haet joun handiestich gued op ield oen okkensitups andert. Wer dem andern hat gegeben handgiebiges Gut in der Zeugenſchaft Gegenwart, der ſoll es gewinnen[61]) mit ſeinen Bauern (Mitbauern, Dorfgenoſſen), wenn der andere die Bezahlung (dat wrield Übergeld), allda hat (erhalten hat), allwo der Kläger ſitzt binnen der gemeinen Dorfmark (binnen there hemrika). Wenn die acht Domen im weſterlauwerſchen Landrechte D. VIII. ſagen: Wenn ein Mann hat unechte (uneheliche) Kinder gezogen (gezeugt) und er dann gibt Gut (jout gued) minder oder mehr, ſo müſſen die Kinder hinterlaſſen (vererben) auf ihre Kinder bis zu den Dritten[62]), d. h. den Kindern dritter Generation, alſo (gleicher Weiſe) müſſen ſie hinterlaſſen (vererben) auf ihre Vollbrüder und Vollſchweſtern, iſt daß ſie von einem Leibe geboren ſeien; so hya dan des biliowet, so moet dat flotjeftige gued weer in, al deer hit is ut commen, ſo ſie dann deſſen belieben, ſo muß das flotjeftige Gued wieder ein, allwo es iſt ausgekommen) ſo ſoll flotjeftige gued wol ſoviel heißen als fletjeftige, hausgiebiges, d. h. Gut, das aus dem Hauſe gegeben wird. Fletjeve von Flet, Haus, Jeve bedeutet buchſtäblich Hausgabe, und wird in der Bedeutung von Ausſteuer gebraucht. Fletjeve wird erklärt durch Mitgabe für das neu zu errichtende Haus[63]), ähnlich wie man Heimsteuer dos q. d. subsidium matrimoniale, quod in domum mariti infert sponsa[64]) erklärt. Aber richtiger iſt wol bei beiden Wörtern die Erklärung durch das, was die Braut von Hauſe aus mit erhielt. Hierfür iſt entſcheidend das altnordiſche heiman, von heim her, von Haus aus in Heymanfylgia (Vonheimſolge, d. h. Mitgift[65]). Flotgeve iſt alſo eine Gabe, welche von Haus (Flet)[66]) aus gegeben wird. In den 24 Landrechten heißt es IV.[67]) im lateiniſchen Texte: pater vel mater, qui sui filiae in dotem dederit propria praedia, quando ea de terminis suis traducta fuerint venditione vel permutatione in alios terrae terminos, et frater ejus ea vendere voluerit, tunc licet retinere ea cum duodecim dediuarementis, im hunſingoer Texte: alder feder jeftha moder hira dochter ene fletjewa jewet, and hia ut beldot mith afte u. ſ. w., allwo (wenn) Vater oder Mutter ihrer Tochter eine Fletjewe geben, und ſie aus dem Hauſe geben (ausſtatten) mit Ehehaſtem (Geſetzlichem) u. ſ. w.; im Rüſtringer: sa hwer sa feder and moder hiara dochter eine fletiewe jewath, and hia ut beldath mith afta gode and mith hiara fria erwe, wo (wenn) Vater und Mutter ihrer Tochter eine Fletjewe geben, und ſie aus dem Hauſe geben (ausſtatten) mit ehehaſtem (geſetzlichem) Gute, und mit ihrem freien Erbe u. ſ. w., im Weſterlauwerſchen: al deer fader ende moder hyara dochter iaet oen flette hiara ayn erwe, allwo (wenn) Vater und Mutter ihrer Tochter geben an ihrem Flette (an ihrem Hauſe, d. h. von den zu ihrem Hauſe gehörigen Gütern) ein Erbe u. ſ. w., im Emſigoer: alder feder and moder hira dochter a fleth iewath, and hia ut beldath mit afte gode and mith riuchte gode, allwo (wenn) Vater und Mutter ihre Tochter an Flet (am Hauſe, d. h. von den zu ihrem Hauſe gehörigen Grundſtücken) geben, und ſie aus dem Hauſe geben (ausſtatten) mit echtem (ehehaſtem, geſetzlichem) Gute, und rechtem Gute u. ſ. w., im plattteutſchen, emſigoer Texte: Waer vader of moder oer dochter uth ghevet mit Lande, wo (wann) Vater oder Mutter ihre Tochter ausgeben (ausſtatten) mit Lande u. ſ. w. Im Rüſtringer heißt es weiter unten: Ac jef hiri broder tha fletjewa brida wili and tiona, Und wenn ihr Bruder die Hausgabe entziehen und benachtheiligen will, ſo muß ſie ſie behaupten mit den beiden Händen auf den Zeugen (Heiligen) ohne Streit. Im brokmer Brief wird beſtimmt §. 113. 114[68]): Wenn hier wird einem Weibe ihr Mann erſchlagen, und ſie habe Kinder gezogen (gezeugt), und fahre (ziehe) in eine andere Lindgarda (Dorfmark), ſo gebe man ihr die Hausgaben, außer dem Gelde (Wergelde) heraus, wenn ſie da ſind (sa utjema hire tha fletjewa buta jelde, jefse ther sind); iſt nichts da, ſo habe ſie den Schaden. Soll man die Hausgaben herausgeben, ſo gewinne man ſie in dem Lande, wo ſie in Empfang genommen ſind (skelma utja tha fletjewa, sa minnemase iuna tha londe, therse on undhent send), oder in dim andern Lande, oder in dem dritten. Das emſiger Pfenningsſchuldbuch ſagt §. 46[69]): Wo (wenn) zwei Eheleute ſind, und der andere fällt auf das Krankenbette, und man den Pfaffen holt, und dann die

59) Bei v. Richthofen S. 499. 60) S. 476. 61) Nämlich wenn er ſagt, er habe es nicht gegeben, ſo ſoll er es behaupten mit dem Zeugniſſe ſeiner Dorfgenoſſen, und es dann erlangen. [62]) Bei v. Richthofen S. 421. 63) Derſelbe S. 746. [64) W]altaus, Gloss. Germ. col. 868. 65) ſ. die Nachweiſungen der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 48. Th. S. 351 66) Altſ. Flet, Haus, engliſch Flet, atrium, coenaculum, altſächſiſch Fletti, Flet, aula, coenaculum, domus, altnordiſch Flet, domus propria, sedes, domicilia, im jetzigen Isländiſchen Bett (lectus), fletfaeringr (däniſch Fledföring), einer, der ſich und all das Seinige in die Gewalt eines Andern gibt, und dafür von ihm in deſſen Haus aufgenommen und unterhalten wird, plattteutſch Flet, Theil des Hauſes, wo die Betten ſtehen.
67) S. 48—50. 68) S. 167. 69) S. 206.

Digitized by Google

letztwillige Verfügung (tha redena) thut (macht), und es dann Niemand widerſpricht, auf daß (weil) der Pfaffe und gute Leute reden (anordnen) wollen, ſo ſoll die letztwillige Verfügung (thiu redane) beſtehen. Iſt es aber, daß man der letztwilligen Verfügung widerſpricht (tha redane wyth sedze) vor den Leuten, ſo iſt es keine letztwillige Verfügung (nen redane), ſo hat man ihre Hausgabe zu machen mit treuen Bauern (Mitbauern, Dorfgenoſſen), alſo gut, als es war, da ſie zu ihm kam; darnach hat man ſein (des Mannes) Gut mit treuen Leuten alſo gut zu machen, als es da war, da er ſie nahm; darnach Schaden und Gewinn auf zwei (beide) (Schaden und Gewinn in zwei theilen). Die Stelle sa achtma hira fletjewa to makiane mith triuwe burem, alsa gad, gibt der plattteutſche Text: so salmen oer goet, dat oer mede ghewen is, so goet maken ofte ut wysen u. ſ. w. Das friedewolder Erbrecht von 1396 ſagt §. 6[70]): Van fletjefsa ende bodel (Von Hausgabe und Bautheil (d. h. hier allem[71]) beweglichen Vermögen). Alle flet-ende alle bodel-jefte, der byteyen synt, Alle Haus-Bautheilgaben, die bezogen (bezeugt, d. h. durch Kinderzeugen erworben) ſind, und von dem Herde hinweggethan ſind (ende van den heerde framedat zend), in der ſibbeſten (verwandteſten, nächſten) Hand zu ſein, die von der Herdſtätte entſproſſen ſei; ende dat synt de fletjefte, dar men eenre vrowen gyft, und das ſind die Hausgaben, da (wo, wenn) man einer Frau gibt, und ſie dieſe bezieht (bezeugt, betuicht, d. h. durch Kinderzeugen gewinnt) und dann ſtirbt und Kinder hinterläßt. §. 7: Van onbetogen fletjeften, Von unbezogenen (unbezeugten, d. h. nicht durch Kinderzeugen gewonnenen) Hausgaben. Alle fletjefte der onbetoghen zynt, Alle Hausgaben, die unbezogen (unbezeugt) ſind, ſollen wieder auf die Herdſtätte (kommen) wovon ſie gekommen ſind, die dritte zu nehmen, die dritte zu geben, kommt darüber, in der ſibbeſten (verwandteſten Hand) zu ſein. Ende de fletjefta synt onbetogen, waerso de wrowe altoes nene kynderen tuicht (Und die Hausgaben ſind unbezogen (nicht durch Zeugen gewonnen), wo (wenn) die Frau durchaus keine Kinder zeugt, hat ſie aber Kinder gezogen (toghen, gezeugt), und ſind ſie todt oder ſind ſie lebend, ſo ſei das Bodel (Bautheil) wieder auf der Herdſtätte, ende an desse fletjeften voervaet de zweerdthant de spidelhandt, und an dieſen Hausgaben verfängt die Schwerthand die Spindelhand, nach anderer Lesart de speerehand de spyllhand, die Speerhand, die Spillhand. Gergewe (Spießgabe) kommt in den hunſingoer Bußtaren §. 40 in Beziehung auf die Theilung des Wergeldes vor: da ſetzte man ſechs Mark zu den 40 Mark den Freunden (Blutsverwandten) zu geben, fiwer tha federfriunden, twa tha moderfriunden: tha settema tha twintegeste merk te gergewen tha fedrien, vier Mark den Blutsverwandten von Seiten des Vaters, zwei den Blutsverwandten von Seiten der Mutter; da ſetzte man die 20. Mark zur Gergewe (Spießgabe) den Vaterbrüdern (d. h. den Schwert- oder Speermagen). (*Ferd. Wachter.*)

70) S. 382. 71) Bautheil bedeutet nämlich ſpeciell mortuarium, das frieſiſche bodel dagegen das ganze bewegliche Gut, und wie es ſcheint an manchen Stellen das geſammte Vermögen; ſ. v. Richthofen S. 656.

GABEL (ſprachlich) wird, da jedes Ding, welches zwei oder mehre Spitzen an einem gemeinſchaftlichen Stiele hat, Gabel genannt, vielfach angewendet. Vorzugsweiſe und ſchlechthin[1]) wird das zwei- oder mehrſpitzige Werkzeug zum Eſſen Gabel genannt, jedoch gewöhnlich durch die Zuſammenſtellung Meſſer und Gabel[2]) kenntlich gemacht, oder durch die Zuſammenſetzungen Tiſchgabel, Eßgabel. Andere Zuſammenſetzungen ſind Löffelgabel (eine Eßgabel von Löffelgeſtalt mit zwei, drei oder vier Spitzen), Fleiſchgabel (in zwei Bedeutungen, nämlich a) griechiſch und lateiniſch Creagra, franzöſiſch Fourchette de cuisine, das gekochte Fleiſch aus dem Topfe oder Keſſel zu nehmen; b) das Fleiſch zum Räuchern in die Feuermauern zu hängen und herunter zu nehmen), Heugabel, Schoßgabel (Stakforke, mit welcher der Gabler oder Langer (Zulanger) dem Lader (Auflader) die Getreidegarben auf den Leiterwagen langt, Reichgabel (Heu, Stroh u. ſ. w. damit in die Höhe zu reichen), Schüttegabel (eine ſelbſtgewachſene Gabel, das Grummſtroh auf dem Scheuntenne aufzuſchütteln), Streugabel (den Pferden die Streu aufzuſchütteln), Miſtgabel, Hemmgabel, Sperrgabel (franzöſiſch fourchette, ein mit zwei ſpitzigen Eiſen verſehenes Holz am Wagenbaum einer Kutſche, beim Bergauffahren das Zurückrollen zu verhindern), Ofengabel (franzöſiſch fourgon), Calfatergabel (franzöſiſch fourche pour caréner, die mit dem zum Calfatern beſtimmten Pech und Theer gefüllten Keſſel vom Feuer zu heben), Hebegabel (bei dem Jagdweſen die Tücher und Garne damit auf die Forkeln und Stellſtangen zu heben). Gabel, ebenfalls bei dem Jagdweſen, heißt ein zweizackiges Werkzeug, welches die Jäger einem im Netze gefangenen Wolf, Luchs, Fuchs, Fiſchotter, Dachs (daher Dachsgabel) und dergleichen, um den Hals drücken. Verſchiedener Arten Gabeln genannter Werkzeuge bedienen ſich die Fiſcher beim Fiſchſtechen. Bei dem Bergbau heißt das eiſerne Inſtrument, mit welchem in der Saigerhütte die aufgetieften Keſſel unter dem Hammer auf- und niedergezogen werden, bei den Schloſſern und andern Profeſſioniſten ein auf dem Werktiſche feſtſtehendes, die Geſtalt eines lateiniſchen Y habendes Eiſen, in welches man, wenn man Blech entzwei ſchneidet, die Stockſcheere auflegt, und bei den Verfertigern großer Pendeluhren der Theil derſelben, zwiſchen welchem der Perpendikel an einer Uhrfeder hängt, Gabel. Auf den Wachsbleichen werden zweierlei hölzerne Werkzeuge, und bei dem Kutſchenbau zwei Eiſen an jeder Säule des Bockes, Gabeln, und in der Baukunſt die Stelle, wo die kleinen Einkehlſteine (Winkelziegel) der Decke eines Kappenfenſters ſich mit der Decke des Dachſtuhls vereinigen, Gabel, und ein eiſerner Anker an einem Gebäude, deſſen Theil vermittels einer Gabel und einer durch die-

1) Gabelrichter heißt bei den Meſſerſchmieden der kleine, auf dem Amboskloße befeſtigte, unten ausgehöhlte Ambos, in deſſen Aushöhlung die eine Zacke der Gabel geſteckt wird, wenn die andere geſchmiedet wird. 2) Vergl. déjeuner à la fourchette, Gabelfrühſtück.

ſelbe gebende Schließe aneinandergefügt ſind, Gabelanker, und ebenſo bei dem Schiffswesen ein mittelmäßiger Anker, deſſen Tau mit dem Taue eines größeren eine Gabel bildet, genannt. Gabelhölzer, Gabelſtöcke (franzöſiſch Courbatons, Fourcats, Fourques) heißen auf den Schiffen und Galeeren ſtarke, die Glieder des Schiffes u. ſ. w. verbindende und ſtützende Hölzer mit zwei faſt rechtwinkelig in den Seiten des Schiffes u. ſ. w. angebrachten Armen, Maſtgabelhölzer (Courbatons de hune, Taquets de hune, die zur Befeſtigung der Aufziehefeile dienenden mit doppelten, etwas ausgebogenen Armen verſehenen, an den Maſten befeſtigten hölzernen Haken oder Gabeln, Bätingsgabeln (franzöſiſch Courbatons de bittes) die Gabeln zur Unterſtützung der Bätinge, und Bögſprietsgabel (franzöſiſch Courbaton de beaupré), die mit dem Maſthaupte einen ſpitzigen Winkel bildende Gabel, während die Gabel an der Bramſtenge (franzöſiſch perroquet) rechtwinkelig iſt. Bei einer Windmühle wird die Einrichtung, bei welcher der Beutel horizontal, nicht ſenkrecht, durch ein Sichtwerk geſchüttelt wird, Gabelwerk, bei Pumpwerken eine auf den Kropf geſetzte Röhre, zwiſchen welcher und der Kropfröhre ſich ein Ventil befindet, welches bei vielfachen Kunſtwerken bis zur Vereinigung mit der Aufſatzröhre gabelförmig zuſammenläuft, Gabelröhre, beim Meſſen des Durchmeſſees der Bäume ein Inſtrument Gabelmaß, bei der Landwirthſchaft die Enke am Pfluge Gabel und ebenſo am Joche der gabelförmige Theil genannt, worin die Schaare ſtecken. Bei den Pferden heißt der Strahl im Hufe, und bei den Hirſchen der oberſte in zwei Enden ausgehende Theil der Stangen Gabel, daher Gabelhirſch[3]), Gabeler, Gabler, ein Hirſch mit Gabelgehirn[4]). Ein Rehbock wird, wenn er auf jeder Stange zwei Enden aufgeſetzt hat, Gabelbock[5]) genannt. Auch für andere naturgeſchichtliche Gegenſtände wird die Benennung durch Gabel in Anwendung gebracht[6]), z. B. Gabelblume für Meerkohl. Aus dieſen und andern vielfältigen Benennungen, z. B. Gabelkreuz, Gabelmaſt, Gabelwagen, Gabelpflug, geht die vielfache Anwendung des Wortes hervoe, und läßt der Unterſuchung, welches die urſprüngliche Bedeutung ſei, ein weites Feld. Merkwürdig iſt dabei, daß das Niederſächſiſche das Wort Gaffel (Gabel) ſpäter als Forke aufgenommen zu haben ſcheint, ſowie es auch in den älteſten oberteutſchen Schriftſtellern nicht vorkommt. Im Holländiſchen hat man zwar Gaffel (Gabel),' aber aller Wahrſcheinlichkeit nach erſt von dem Oberteutſchen entlehnt, und das gewöhnliche iſt Vork (lateiniſch furca), z. B. een twee- een drietandige vork, eine zwei-, eine dreizähnige, d. h. zinkige, Gabel, de Hollanders eeten meest zonder vork, die Holländer eſſen meiſtens ohne Gabel, Vork, Eet- oder Tafel-Vork, Eet-Vorkje (doch auch Eet-Gaffeltje) Gabel zum Eſſen, Vorkje (auch Gaffeltje, Gäbelchen) kleine Gabel, Hooi-Vork (doch auch Hooigaffel) Heugabel, Mest-Mist-Griep, Mest-Mist-Vork, doch auch Vuilnis-Gaffel, Miſtgabel u. ſ. w., niederſächſiſch Forke, Gabel, ſprüchwörtlich: weten, wo de Forke im Steel stikt, den Zuſammenhang einer Sache wiſſin, Hau-Forke, Heugabel, Mess-Forke, Miſtgabel, ſprüchwörtlich: he lachet as de Buur, wen he mit der Mess-Forken kiddelt (gekitzelt) ward, d. h. er ſtellt ſich vor Schmerz oder Betrübniß ungebärdig. Doch hat das Niederſächſiſche auch Gaffel, eine große hölzerne Streugabel, mit welcher dem Vieh das Heu vorgeſchüttet wird, und welche in einem zweizackigen Aſte beſteht; Ingaffeln, begierig eſſen, den Mund ganz vollſtopfen, nämlich ſo, als wenn es mit der Streugabel eingeſchlagen werde, Fleesk-Gaffel, eine große Gabel, mit welcher man das geräucherte Fleiſch von dem Wiem herunternimmt; ſprüchwörtlich: wen ik mien Recht man eerst up der Gaffel hebbe, d. h. wenn mie nur erſt der Eid zuerkannt iſt, weil die beiden aufgehobenen Finger, bei Ablegung eines Eides, gleichſam eine Gabel vorſtellen. Die vieles Alterthümliche habende Sprache der Waidmänner hat Forken, Furkeln, Forcheln, d. h. Stangen mit Gabeln, auf welche die Netze, Tücher und anderes Jagdzeug aufgeſtellt werden, dieſe Forken, Forkeln bei dem Jagdweſen werden an einigen Orten auch Stiefel, Stiftel, Stübeln oder Stellſtangen genannt. Ungewiß iſt, ob Forke und in der Veekleinerung Forkel aus dem lateiniſchen furca, zweizackige Gabel, italieniſch forca, Gabel, Heugabel u. ſ. w., Scheideweg, Galgen[7]), forcina, forcella, forcola, forchetta, kleine Gabel, Eßgabel, Tiſchgabel, forcatella, eine kleine Gabel voll, forcone, eine große Gabel, forcare, forcellare, gabelförmig machen, ſpalten[8]), ſchelmiſch, diebiſch, leben iſt, forcato, forcuto, forcelluto, gabelförmig[9]), gabelig, geſpalten[10]), zweizinkig, forcata, Streich mit der Gabel[11]),

---

3) Wenn der Hirſch auf einer Stange ein Ende und auf der andern nur einen Spieß trägt, ſo iſt er ein Gabelhirſch. 4) Gabeliges Gehörn, an welchem zu oberſt an jeder Stange eines Hirſchgeweihes zwei Enden in Geſtalt einer Gabel beiſammenſtehen, oder an welchem jedes dieſer Enden wieder in kleine Gabeln zertheilt ſind, macht den Gegenſatz zum Kronengehörn, wenn ein Hirſch oben auf den Stangen drei, vier und mehr Enden hat. 5) Gabelbock macht den Gegenſatz zum Spießbock, d. h. einem jungen, ein Jahr alten, das erſte Gehörn tragenden Bocke. 6) Gabelgeier, Gabelweihe, Schwalbenſchwanz wird der rothe Milan (Falco Milvus *Linné*) und ſchwarze Gabelweihe der ſchwarze Milan (Falco ater *Linné*) genannt. Der Name Gabelſchwanz wird vielfach angewandt a) für den rothen und ſchwarzen Milan (franzöſiſch Fourcheeel); b) für einen amerikaniſchen Vogel, der in der Sprache der Peruaner Rabia horcado, von den Franzoſen dagegen Tailleur (der Schneider) wegen der Geſtalt ſeiner Flügel und Bewegung ſeines Schwanzes genannt wird; c) für eine Art ceyloniſcher Eidechſe mit geſpaltenem Schwanze; d) für eine Art Raupe mit zwei langen Spitzen im Schwanze (Phalaena Vinula *Linn.*). In der Botanik werden gewiſſe, aus verſchiedenen Theilen der Pflanzen entſpringende Schnuren oder Fäden Gabel, Gäbelein, Häklein, Heftel, Rieme, Rißlinge, Ranke, Schlinge oder Zwickel (franzöſiſch Fourchelle, Flau, Nille, lateiniſch Capreolus, Cirrhus, Clavicula, Viticulus) genannt.

7) z. B. morir sù una forca, am Galgen ſterben; condanner uno alle forche, einen zum Galgen verurtheilen; applicear' uno alle forche, einen an den Galgen hängen; uomo da forca (lateiniſch furcifer), Galgenſtrick, Galgenvogel, Galgenſchwengel; Forcuzza, eine kleine Gabel, ein Galgenſchwengel. 8) z. B. forcheggiar' il crine, das Haar ſcheiteln. 9) z. B. legno forcuto, ein gabelförmiger, zweizinkiger Stecken. 10) piedi forcuti, geſpaltene Klauen. 11) dar una forcata al marito, dem Manne einen Streich mit der Gabel geben, d. h. ihm Hörner aufſetzen.

Digitized by Google

eine Gabel voll[12]), ein Galgen voll[13]), forcatella, eine kleine Gabel voll, forcelleta, Gabel, eine kleine Gabel voll, Pfahl an Weinſtöcken, forcatura, Spaltung wie eine Gabel, forcata, forcatura, inforcatura, der menſchliche Leib, wo er ſich zu ſpalten anfängt, nämlich der Theil deſſelben, wo die Schenkel ſich öffnen, von den Schenkeln bis zu den Füßen, forcella, die Herzgrube; ſpaniſch forchina, eine Gabel; franzöſiſch fourche[14]), große Gabel, fourches patibulaires, Galgen, Hochgericht, fourchette, die Gabel, Eßgabel, Tiſchgabel, Fleiſchgabel, Schlitzſtreif am Mannshembde, der Strahl im Pferdehufe, fourchette tonique, die Stimmgabel, fourchée, eine Gabel voll, fourchet, Gabelzweig, Zwieſel, Geſchwür zwiſchen zwei Fingern, forcat, fourque, Gabelſtück, Gabelholz, Pickſtück, fourchon, Zacken, Zinken einer Gabel, fourgon, Gabelwagen, Ofengabel, fourgonner, das Feuer ſchüren, herumſchüren, fourchure, die Stelle, wo ſich etwas wie eine Gabel theilt, fourchu, gabelig geſpalten, fourcher, ſich gabelweiſe theilen, ſich ſpalten, ungewiß iſt, ſage ich, ob aus dem Lateiniſchen oder den romaniſchen Sprachen das teutſche Forke, Forkel entlehnt iſt, oder ob nicht vielmehr die ſo nahe verwandten Sprachen, ehe ſie ſich theilten, das Wort urſprünglich gemeinſam hatten. Die gewöhnliche Meinung[15]) iſt, daß das Wort aus dem Lateiniſchen erborgt ſei. Auch das Keltiſche, welches Forch und Fwrch, und das Iriſche, welches Forc beſitzt, könnte es erborgt haben. Doch wird durch dieſe Umſtände die angebliche Erborgung weniger wahrſcheinlich. Schon das Althochteutſche hat Furca[16]) und das Altfrieſiſche Furke, Forke (neuweſtfrieſiſch Forcke[17]), ſaterländiſch Forke[18]), neunordfrieſiſch Forck[19]). Die rüſtringer Kuren in dem vorzugsweiſe genannten Aſegabuch ſagen[20]): Uta skilu wi Frisa use lond halda thrium tauwon (Tauen, d. h. Werkzeugen), mith tha spada and mith there bera and mith there forke. Dae im weſterlauwerſchen Recht befindlichen Kerren deer Magnus kaes thoe Roem ſagen V[21]), wo von dem Heerdienſte gehandelt wird, mitta fyf wepen (mit den fünf Waffen) mit swird (Schwert) ende schield, mit spada ende furka, ende mit etkeris oerd (Spießes Spitze), und ebenſo das weſterlauwerſche Schulzenrecht §. 2:[22]) myt vyf wepen, myt spada ende myt furka, myt schield ende myt swird ende myt etkeris oerd. Hier kommt Forke alſo als Waffe vor. Aber in folgender Stelle[23]) als landwirthſchaftliches Geräthe: spada ende furke, ploegh ende eyda (Egge). Daß man das Germaniſche bereits früh hatte, geht ferner aus dem Angliſchen oder dem ſogenannten Angelſächſiſchen Fork, und aus dem altnordiſchen Forkr (ohne Zeichen des Nominativs Fork) hervor. Aus dem Angliſchen hat das Engliſche fork, die Gabel, Spitze, ein ſpitziges Ende, Widerſpitze, Spitze eines Pfeiles, Beutelſchneider, Taſchendieb, forkfisch, Schwertfiſch, forktail (Gabelſchwanz) ein noch nicht im vierten Jahre ſeines Wuchſes ſtehender Lachs oder Salm, forktailed, gabelſchwänzig, forkhead (Spitzhaupt), to fork, ſich gabelig ſpalten, ſich gabelförmig theilen, ſpalten, theilen, ſchoſſen[24]), Taſchendieberei treiben[25]), forked, ſich in zwei oder mehre Theile öffnend, zweizinkig wie eine Gabel, das was Gabeln hat, gabelig, zweiſpitzig, zweizinkig, bildlich ein Gehörnter, ein Hahnrei, forked plague, die Hahnreiſchaft, forked-road, forked-way, der Scheideweg, forkness, die Gabelform, Doppelſpitze, forkedly, gabelig, zweiſpitzig, zweizinkig, forky, gabelig, geſpalten, forket, kleine Gabel. Das altnordiſche Forkr bedeutet: fustis, furca, clava, däniſch en Tyve, fork, at setia forka widh impedire, giöre Hindring, forhindre, forebygge[26]). So z. B. heißt es in der Swerris-Saga Cap. 60[27]) sett forka[28]) widh, at eigi skyldi ûwinir hans geta u. ſ. w. ſetzte Forken dawider (hinderte), daß ſeine Feinde nicht ſollten können u. ſ. w. Das altnordiſche tjûga (in der Beugung tjûgu) Gabel, hat ſich in dem Bezeichnungsnamen des däniſchen Königs Sweinn Haraldsſon Tjûguskegg (Gabelbart) bekannt gemacht. Hey-tiuga, Heytygga, Heytyja (ſchwediſch Hö-tjuga auch Hö-gaffel, däniſch Hö-tyve, Höe-tyffe, auch Hö-fork), Heugabel, kommt bei Snorri Sturluſon in der Ynglinga-Saga Cap. 21[29]) vor. Außer Tiuga und Forkr hat das Altnordiſche auch Gafall m. furca, furcula, Gaffel (däniſch), und Gaflok n. spiculi genus, verutum, vervina, kastespyd[30]). Tiuga, Gabel, entſpricht ſeinem Stammworte nach höchſtwahrſcheinlich dem teutſchen Zwieſel, iſt nämlich wie dieſes aus zwei, altnordiſch tweir, twaer, twau (twö), ſchwediſch twâ gebildet. Das Schwediſche hat außer tiuga, Gabel, auch Gaffel, Gabel, Gaffel med tre uddar, dreizackige Gabel, Tand på en Gaffel, Gabelzinke, Gaffe-skaft, Gabelſtiel, Gaffel-tistel (doch auch Skakel, Skakel-skalm), Gabeldeichſel (Gabelpferd gibt es jedoch durch Stånghäst, und Gabelwagen durch Proviantwagn, Packwagn), ferner Gaffel-kors, Gabelkreuz, Gaffel-hjul, Kettenrad, gaffelformig, gabelförmig, ebenſo das däniſche außer Tyve, Tyffe und Fork, Gabel, Forke, Gaffel, Gabel, Gaffel med tre Greene, Gabel mit drei Zinken, Gaffel-green, Gabelzinke, Gaffelskaft, Gabelſtiel, Gaffel-holt (an den Schiffen), Gabelholz, Gaffelmast, Gabelmaſt, Gaffel-kryds (Wappen-

12) una forcatura di fieno, paglia, eine Gabel voll Heu, Stroh u. ſ. w. 13) una forcata di ladri, ein Galgen voll Diebe. 14) à la fourche, nur obenhin, nachläſſig. 15) z. B. v. Richthofen's in deſſen Altfrieſiſchem Wörterbuch. 16) Graff, Altteutſcher Sprachſchatz III. S. 685. 17) *Epkema*, Woordenboek op de Gedichten van *G. Japix* p. 151. 18) *Hettema*, Onze Reis naar Sagelterland p. 237. 19) Outzen, Gloſſarium der frieſiſchen Sprache S. 84. 20) Bei v. Richthofen, Frieſiſche Rechtsquellen S. 122. 21) Bei demſelben S. 441. 22) Ebendaſelbſt S. 388. 23) Bei *Hettema*, Jurisprudentia Frisica II. p. 210.

24) the corn begins to fork, das Korn beginnt zu ſchoſſen, wird auch als Beſtauden deſſelben gebraucht. 25) let us fork him, wir wollen ihm die Taſchen ausleeren. 26) *Biörn Haldorson*, Lexicon Islando-Latino-Danicum. Vol. I. p. 234. 27) In den Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 60. Vergl. Ordatinagr im 11. Bde. S. 407: „Forkr, k. (m.), staung: *setja forka widh*, hindra, 8, 60.“ 28) forka iſt der Accuſativ der Mehrzahl, Nominativ derſelben forkar, Nominativ der Einzahl forkr, Accuſativ der Einzahl fork. 29) Bei Ferd. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 54. 55. 2. Bd. S. X. 30) *Biörn Haldorson* Vol. I. p. 264.

Digitized by Google

kunſt), Gabelkreuz, gaflet, gabelig. Über die Ableitung des Wortes Gabel ſagt Joh. Georg Wachter[31]) Folgendes: „Vielleicht von capio, wie Martinus muthmaßet, obgleich auch die Niederländer kippen[32]), capere, haben. Außer dem (nämlich außer der an der Spitze ſtehenden Erklärung von Gabel durch creagra, fuscinula, instrumentum biceps, quo cibus capitur) wird es von einer Gabel und jeder zweihäuptigen Stange, mit welcher etwas gefaßt wird (de furca et quavis pertica bicipiti, qua aliquid capitur) und wegen Ähnlichkeit auch von dem zwei Spitzen habenden Holze der Hinrichtung (de ligno supplicii bifurcato) geſagt. Daher den Latino-Barbaren gabalus, Galgen (patibulum)." So nach Johann Georg Wachter. Nach Andern[33]) läßt, wenn in Gabel der Begriff Spitze vorherrſchend iſt, das Wort ſich füglich zu Giebel rechnen. Giebel (gothiſch Gibla[34]), althochteutſch Gibil[35]), mittelhochteutſch Gebil, Gebel[36]), neuhochteutſch Giebel, Gipfel, niederſächſiſch Gevel[37]), holländiſch Geevel, Gevel[38]), engliſch Gable[39]) (ſprich gäh-bl', gehb'l), altnordiſch Gafl[40]), ſchwediſch Gafwel[41]), däniſch Gafl, Gavl[42]), hat aber ſelbſt vielfache Ableitungen erfahren. Nach Helvigius ſoll Giebel ein hebräiſches Wort ſein, nämlich *gaph* summitas, eminentia, pinnaculum, oder von *gabal*, limitavit; denn die äußerſten Giebel (extrema fastigia), ſagt er, ſchließen das Haus. Zu dem hebräiſchen gaph wird von Andern[43]) weiter das arabiſche Gibel, ein Hügel, ein Berg, wovon der Ätna bei den Siciliern noch jetzt den Namen Mont-Gibelo hat, ſowie der Name Gibraltar aus Gebel al Tarik, Bergfelſen des Tarik) zuſammengezogen iſt. Junius[44]) und Andere[45]) führen das Wort Giebel auf das griechiſche *κεφαλή*, *κέβλη*, Kopf, zurück, weil ein ſolcher Hochbau, wie ein Giebel, hervorrage wie das Haupt am menſchlichen Körper. Ähnlich wird auch im Teutſchen im gemeinen Leben der Gipfel eines Berges die Koppe, Kuppe (franzöſiſch Coupeau) genannt, ſowie auch Schneekoppe zum Eigennamen einer Bergſpitze des Rieſengebirges und Schneekopf zu dem einer Bergſpitze des thüringer Waldes geworden iſt. Kilianus in Etymol. Belg. leitet das holländiſche Gevel (Giebel) von heven, heffen, heben, in die Höhe heben, ab, ſodaß Gevel gleichſam für Gehevel (elevatio, prominentia) geſagt werde. Als ein gleichfalls ein gutes Stammwort für Gabel abgebendes Wort wird das walliſiſche gefell, doppelt, zwiefach, gemellus, und das bretagniſche Gefail, Zange, aufgeführt, und endlich mit Giebel und Gabel das franzöſiſche Javeline[46]), kleiner Wurfſpieß, Javelot, Wurfſpieß, zuſammengeſtellt. Letzteres lautet italieniſch Giaveletto, Wurfſpieß, Wurfpfeil. Aus dem Franzöſiſchen iſt in die teutſchen Rittergedichte[47]) aufgenommen oder rückſichtlich bei Überſetzung franzöſiſcher Rittergedichte und mündlichen Erzählungen beibehalten Gabilot (daz Gabilot). Dieſe Art Wurfſpieße[48]) wurden in einem Köcher getragen, und die Kunſt, ſie zu werfen, hieß der Swanc. Da es bei Wolfram von Eſchenbach im Parcival Z. 4680 heißt: ichn reiche dir dehein gabilot, diu riterschaft dir daz verbot, ſo ſchließt man mit Recht, daß das Gabilot keine Ritterwaffe war. Das ot in Gabilot ähnlich wie Charlot (Karlchen) aus Charle ſtellt ſich als Verkleinerungsform heraus. Das Franzöſiſche hat das Wort aller Wahrſcheinlichkeit nach aus dem Germaniſchen erhalten. Im Angliſchen oder dem ſogenannten Angelſächſiſchen iſt wichtig Gafelok, der Wurfſpieß, und im Altnordiſchen Gaflok, eine Art Wurfſpieß, Jagdſpieß. Das Wort iſt ohne Zweifel abzutheilen Gafel-ok, Gafl-ok. Das altnordiſche Ok[49]) (angliſch jok, engliſch yoke (ſprich johk), gothiſch ga-juk) bedeutet Joch, und dieſer Wurfſpieß hieß alſo ein Gabel-Joch von der Ähnlichkeit ſeiner Geſtalt, welche wir jedoch nicht kennen, der aber, wie ſich vermuthen läßt, zwei

31) Glossarium Germanicum col. 511. 32) Nämlich holländiſch: kippen, ausklauben, herausſuchen, das Beſte auswählen, greifen, ergreifen, fangen, Kipp, Keep, Kerbe, Einſchnitt, ein Band, die Stockfiſche zu binden, Küchelchen; niederſächſiſch kippen, abhauen, 1) abſchneiden (engliſch chip, ſchnitzeln, behauen, raspeln), 2) umſchlagen, abgleiten, ſchnellen, umkippen (umköpfen), eine Sache, die auf einer flachen Seite liegt, z. B. ein Faß u. dgl., erſt auf die Ecke heben und dann auf die andere Seite fallen laſſen, wozu Tiling a. a. O. II. S. 775 ſetzt: gr. *κύβειν*, umkehren, convertere; *κύπτειν*, neigen, ſenken, inclinare; 3) wählen, ausleſen; uutkippen, nach einer genauen Betrachtung auswählen. Kipper und Wipper, Münzverfälſcher, entweder von kippen, beſchneiden, alſo Beſchneider (vergl. das engliſche Chipper, der Behauer, Schnitzer), oder von kippen, ſchnellen, nämlich in Beziehung auf die Schnellwage, deren ſie ſich bedienten. 33) Krünitz, Ökon. Encyklop. 15. Th. S. 597. 34) Luc. 4, 9: *καὶ ἔστησεν αὐτὸν ἐπὶ πτερύγιον τοῦ ἱεροῦ*, jah gasatida ina ana giblin alhs, und ſetzte (ſtellte) ihn auf den Giebel (die Zinne) des Tempels; im Angliſchen (dem ſogenannten Angelſächſiſchen): and gesette hyne ofer thaes temples hricg. 35) In den Manſei'ſchen Gloſſen wird frons (Stirn) durch Giplli, nämlich Frontem, Giplti, In fronte, in Gipile, erklärt; bei Notker bedeutet Houbet-Kibilla der Scheitel. 36) Höchſtes, Spitze, Giebel, Haupt, in welcher letzteren Bedeutung es bei den Minneſängern gebraucht wird, calvaria, Gebelle ebenfalls calvaria; ſ. die Nachweiſungen bei Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 94. 37) Giebel; Idt spöket em im Gevel, er iſt nicht richtig im Kopfe, er iſt betrunken; He kreeg't in den Gevel, er kriegte es in den Kopf, es ſtieg ihm zu Kopfe. Vergl. Tiling a. a. O. 2. Th. S. 503. 38) Giebel, Gipfel, Forſt; de Oppergevel, Bovengevel, der oberſte Giebel, die Dachzinnen; hy heft een schone Gevel, er hat eine große Naſe. 39) Das abhängige oder ſchräge Dach eines Gebäudes, auch der Giebel eines Gebäudes, the Gable-End, der Giebel am Hauſe, Gablefront, die Giebelfronte. 40) *Biörn Haldorson* l. l. I. p. 264: „*Gafl* (i húsi), m. domus transversa, penes longitudinem terminans, Gavl i et Hus." „*Gafl-hlag*, n. transversi parietis pars superior acuminata, den överste spidse Del af en Husgavl." 41) Giebel, Dörren står på wid Gafwel, die Thür ſteht ſperrweit offen; Gafwel-fönstr, Giebelfenſter. 42) Der Giebel, Huusgavl, Hausgiebel.

43) Krünitz 18. Th. S. 395. 396. 44) Gothicum Glossarium p. 130. 45) Adolf Wagner, Bailey-Fahrenkrüger's Wörterbuch der engliſchen Sprache. I. Th. S. 396. 46) „*Javelinier* s. m. Soldat armé d'une javeline. Soldato armato di ghiaverina, o chiaverina." *Antonini*, Dictionnaire français, latin et italien. Nov. Edit. Tom. II. (à Lyon 1770.) p. 355. 47) Parzival Z. 3559. 4135. 4561. 4607. 4736; Wigalois Z. 10674; Titurel XXI, 65. 48) Wie man vermuthet, hatte das Gabilot einen hölzernen Schaft. Benecke, Wörterbuch zum Wigalois S. 584. 49) *Biörn Haldorson* Vol. II. p. 134. 135: „Ok, n. jugum, helcium, Aag. 2) onus grave, en tung (ſchwere) Byrde. 3) sagina, stor Fedme (große Fettigkeit). 4) clivulus, convexitas" etc. Eine dichteriſche Umſchreibung des Ochſen iſt Okreinn, Jochrennthier; ſ. Thiodolf von Hwin bei Ferd. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis. I. Bd. S. 76.

Spitzen hatte. Man hat mehre Arten Jagdſpieße, z. B. den Knebel-Spieß, einen Spieß mit einem Knebel, d. i. mit einem Quereiſen unter der Spitze, den Bären, den Sauen und den Wölfen damit den Fang zu geben, weshalb er auch Fangeiſen genannt wird. Geben wir dem Knebel der Fang-Eiſen eine etwas andere Richtung, ſo erhalten wir einen Jagdſpieß, der Gafelok, Gaflok, Gabeljoch genannt werden kann. Aus dem Angliſchen hat das Engliſche beibehalten Gavelock (ſprich Gáwwilock) hier und da auch Gafflock, der Wurfſpieß, das Grabſcheit, und Gablocks (Einzahl Gablock)[50]), gewiſſe Sporen für kämpfende Hähne. Auch hat das engliſche Gaffles, ſprich Gäf-flß (Einzahl Gaffle[51]), Diminutiv Gafflet), 1) künſtliche Sporen, welche den Hähnen angelegt werden, wenn ſie kämpfen ſollen; 2) die ſtählerne Spanne (Spanner) einer Armbruſt. Gaffle gibt ſich als Verkleinerungsform von dem ebenfalls engliſchen Gaff[52]), ein Wurfpfeil, ein großer eiſerner Haken, mit welchem die Schiffleute die großen Fiſche an das Land ziehen, die Harpune, der Haken, die Gaffel kund. Nach Ad. Wagner ſcheint Gaff, Gaffer, im Hebräiſchen caph, Hand, zu wurzeln, wovon capio und viele andere, alſo überhaupt das Faſſende, das, womit gefaßt, ergriffen wird, oder was mit der Hand geführt wird, insbeſondere namentlich die Harpune, der Haken. Das Zeitwort gabeln bedeutet, mit der Gabel faſſen, auf die Gabel ſpießen, mit der Gabel ſtechen, und wird beſonders von den Hirſchen gebraucht, wenn ſie Menſchen und Thiere mit den ſpitzigen Enden ihrer Geweihe verletzen. Gabeln hat aber auch eine andere merkwürdige Bedeutung, nämlich wie ſie Johann Georg Wachter unter „*Gabeln*, dividere, partiri“ erläutert. Wird dieſes g a b e l n mit dem obigen gabeln (mit der Gabel faſſen) als ein und daſſelbe Wort genommen, ſo muß das engliſche to fork, gabelförmig ſpalten, ſpalten überhaupt, theilen, verglichen werden. Doch iſt nicht gewiß, ob gabeln und das niederſächſiſche kabeln ein und daſſelbe Wort ſind. Allerdings ſagt man für Kabelwieſen auch Gabelwieſen. Es ſind ſolche Wieſen, von denen einzelne Theile verlooſt werden. Wenn ein Gut eine gewiſſe Anzahl Gabeln hat, ſo heißt das ſoviel als: Das Gut hat Theile, die verlooſt zu werden pflegen. Der Ausdruck Kabelwieſe, eine Gemeindewieſe, welche an die Einwohner verlooſt wird, kommt in Ober- und Niederſachſen vor, nur daß in Oberſachſen Gabelwieſe zu ſagen gewöhnlicher iſt. Das Zeitwort kabeln iſt in Niederſachſen am bekannteſten und bedeutet loſen, das Loos um etwas werfen, nämlich um etwas kabeln, nach dem Looſen vertheilen, etwas kabeln, z. B. Holz wird gekabelt. Wenn dieſes geſchieht, kommt zugleich das Wort die Kabel (oberteutſch Gabel), das Loos und ein Theil von mehren Stücken, welche nach dem Looſe verkauft werden ſollen, vor, indem, wenn das Holz auf dem Stamme verkauft werden ſoll, der mit Holz bewachſene Platz in gewiſſe Kabeln (oberteutſch Gabeln) getheilt wird. Daher iſt eine Kabel Holz eine gewiſſe Anzahl noch ſtehender Stämme, welche verkauft werden ſollen, und die nach dem Platz, auf welchem ſie ſtehen, mit Stricken gemeſſen, und in Partien vertheilt werden. Im Holländiſchen heißt Kavel das Loos, das man beim Vertheilen der Güter wirft oder zieht, kavelen, looſen, das Loos werfen, durch das Loos vertheilen, Kavelbrief, Kavelcedel, Looszettel, ein Loos, Kaveling, Loos, Looſung, Theil, Antheil, dat goed zal by kavelingen verkoft worden (werden), dieſes Gut wird nach dem Looſe, nach gewiſſen gemachten Theilen verkauft werden. So auch hat Kaveling, Kabeling in Niederſachſen, und Kabelung, Gabelung in angrenzenden Ländern 1) die Bedeutung von der Vertheilung oder dem Verkauf einer Sache, welche Art und Weiſe, die Waaren durch Kaveling, Kabeling, Kabelung, Gabelung zu verſteigern, vornehmlich in Niederſachſen gebräuchlich iſt. Am Niederrheine wird die Auction der Weine eine Gabelung genannt, weil dabei die Weine in Gabeln oder Kabeln, d. h. Looſe, getheilt werden. 2) Bedeutet Gabelung oder Kabelung, Kabeling, Kaveling, als Kaufmannswort, die Setzung der Waaren, welche mittels des Looſes verkauft werden ſollen, in gewiſſe Sorten, damit die guten mit den ſchlechten zugleich untermiſcht durch den Verkauf mittels Verloſung weggehen mögen. 3) Bedeutet Gabelung, Kabelung, Kaveling eine Partie Kaufmannswaare, die bei öffentlicher Verſteigerung auf ein Mal zum Verkauf ausgeſetzt wird. Z. B. ene Kabeling oder Kaveling van tein Oxhooft Wien, zehn Ochshaupt Wein, welche zugleich verkauft werden. Auch das Wendiſche hat Kabl, das Loos, kabluju, looſen, und das Polniſche kawal, Stück von etwas (morceau, pièce, lopin, tronçon), kawalek, Stückchen von etwas. Ob Kabeling, Kaveling von Kabel, ein Seil, oder von Kavel, das Looſen, ſtellt ein Theil der Sprachforſcher[53]) als unentſchieden hin. Andere nehmen Kabel in der Bedeutung von Loos als abgeleitete Bedeutung von Kabel[54]), Seil, an, und dieſe Ableitung hat viel für ſich, da in verſchiedenen Gegenden Teutſchlands Kabel nur vom Holze gebraucht wird, wenn es nach dem Platz, auf welchem es ſteht, mit Stricken gemeſſen wird. Dieſe abgeleitete Bedeutung Kabel kann dann vom Holzverkauf auch auf den Verkauf anderer Gegenſtände durch Verlooſung übertragen ſein, und ſo Kabel, Kavel die Bedeutung von Loostheilen, und Loos, erhalten haben, ähnlich wie Faden, Seil (im mittlern Latein funiculus), Ruthe (pertica, Meßruthe) u. ſ. w. die Bedeutung von gewiſſen Längenmaßen erhalten haben. Doch hat man[55]) auch das ſchwediſche Kafle, Knebel, Rollholz, Mangelholz, Rolle,

50) Adolf Wagner a. a. O. S. 396 ſetzt zu *Gablock* (ſprich gáblock, nach Andern gähbb-lack) „doch mit Gabel verwandt.“ 51) Adolf Wagner S. 396 bemerkt zu Gaffle, Gafflet: „hier klingt mit caph (hebräiſch Hand) auch *χνω*, *κάω*, als hehl, rund ſein, an.“ 52) Sprich Gäff.

53) Friſch unter Kabel, Seil, und unter Kavel, Loos. Titing a. a. O. 2. Th. S. 713. 54) Das Wort Kabel, ein Werkzeug, womit etwas gebunden oder verbunden wird, ſpeciell Schiffſeil, Kabelſeil, Kabeltau (lateiniſch caplum, cuplum, rudens, franzöſiſch cable, chable, engliſch cable, holländiſch Kaabel, Kaabelow) wird auf das hebräiſche כֶּבֶל, ein Seil, und כבל, binden, zurückgeführt und mit dem griechiſchen *κάμιλος*, Ankertau, verglichen. 55) Krünitz a. a. O. 32. Th. S. 5. 6.

Digitized by Google

Griff, Kaeſling, kleines Stück Holz, beides Wörter in der Verkleinerungsform von Kaepp, Stock, Stab (lateiniſch cippus, franzöſiſch cep, italieniſch ceppo), zur Erklärung von Kabel in Anſpruch genommen, weil die älteſte Art des Looſens durch Stäbchen geſchah. Joh. Georg Wachter[56]) ſagt zu „*Gabeln*, dividere, partiri": Den Engländern ſei Gavel[57]) merges. Daher ſei *gabeln* eigentlich mergites facere, oder, was daſſelbe ſei, die gemähten Früchte in Bündel theilen (fruges messas in manipulos dividere). Dieſes ſei nachher auf alle Sachen, welche der Theilung anheimfallen, übertragen worden. Daher haben die Engländer Gavelkind[58]), Theilung der Güter unter die Söhne, durch verkehrte Zuſammenſetzung (praepostera compositione) für Kindgavel, welchen Sinn des Wortes gegen Somner *Guilelm. Clarke* in Praefatione ad Leges Wallicas Wottoni weitläufig vertheidige. Den Teutſchen ſei Gablung sortitio mercium. Andere verbinden dieſes Wort mit Gabel (Forke, zweihäuptiges Werkzeug), gleichſam als wenn es von den Gabeln (Forken, Stangen, perticis), mit welchen die Zelte der Kaufleute aufgerichtet erhalten, worüber Schotelius unter dem Worte Gablung zu ſehen. Von dem engliſchen Worte Gavel, ſofern es merges bedeutet, gibt Joh. Georg Wachter im Artikel „*Schaub*, merges, fasciculus frugum" noch eine andere Ableitung, nämlich: Gewiſſe Latino-Barbari nennen mergites *cavos*, indem ſie vorn den Ziſchlaut hinweglaſſen. Dieſes ahmen vielleicht die Engländer in Gavel nach. Aus Gavel hat man in Verkleinerungsformel und latiniſirt z. B. bei *Fleta* Lib. II. c. 81. §. 2 *gavella*, merges[59]), spicarum manipulus. Hiermit muß zuſammengeſtellt werden das franzöſiſche Javelle (von den Picarden Gavelle ausgeſprochen, in der Sprache von oc Gabel und Gabelo), Grasſchwaden, Getreideſchwaden, Reißbund, Reißwelle, Javelot[60]), Haferbündel, javeler, in Schwaden legen, auf den Schwaden liegen, Javelleur, einer, der das Gemähte in Schwaden legt, gavellé, getrocknet. Endlich iſt noch zu bemerken der niederſächſiſche Ausdruck Klobdiessel, d. i. Kloben-Deichſel von Klöben, ſpalten für Gabel-Deichſel, d. i. eine doppelte Deichſel an einem einſpännigen Fuhrwerk, nach welcher ein ſolche Deichſel habender Wagen Gabelwagen genannt wird.

(*Ferdinand Wachter.*)

GABEL, 1) eine böhmiſch Gablon, Jablona genannte Allodialherrſchaft im bunzlauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, welche mit den Gütern Gabel (mit Walten) und Laden ein Ganzes bildet, einen Flächenraum von 17,991 Jochen und 624 □Klaſtern umfaßt. Ihre Oberfläche iſt gebirgig. Die Felsart des Gebirges beſteht aus Quaderſandſtein, aus dem ſich einzelne Baſaltberge erheben. Die Gegend iſt reich an Wald und Wild, an Teichen und Induſtrie. Sie iſt von etwa 8100 Seelen bewohnt, welche in einer Stadt, zwei Vorſtädten und 15 Dörfern und etwa 1230 Häuſern wohnen. 2) Eine Stadt gleiches Namens, die in demſelben Kreiſe 777 Fuß über dem Meere gelegen und der Hauptort der gleichnamigen Herrſchaft iſt, mit Mauern, welche die Stadt umgeben, zwei Vorſtädten, 180 Häuſern, 1190 teutſchen Einwohnern, einer katholiſchen Pfarre des Biſthums Leitmeritz, welche von vier Geiſtlichen beſorgt wird; einem eigenen Magiſtrate; einer ſchönen katholiſchen Kirche zum heiligen Laurentius; einer Schule; einem Poſtamte und Station; einem Brauhauſe; vier Jahrmärkten, Wochen-, Getreide-, Leinwand-, Garn-, Flachs- und Roßmärkten; einer Apotheke; einem herrſchaftlichen Meierhofe, einer Schäferei und mehren Mühlen; einer Bretſäge; mehren Ärzten, Hebammen und einem Armeninſtitute. Die Einwohner betreiben neben den ſtädtiſchen Gewerben auch etwas Ackerbau und Viehzucht. Unter den erſteren ſind die Tuchmacherei, Flachs- und Schafwollſpinnerei, Strumpfwirkerei beſonders hervorzuheben. In der Nähe der Stadt liegt das Schloß Neu-Falkenberg an einem Teiche, mit ſehr ſchönen Gartenanlagen und einer benachbarten Baumwollenſpinnerei. Die Gegend iſt angenehm, hügelig, und nicht fern von der Stadt erhebt ſich ſchon das Gebirge des Jeſchkengebirges, deſſen Ausläufer ſich bis gegen die Stadt hinziehen. 3) Ein zur fürſtl. Lichtenſteiniſchen Herrſchaft Landskron gehöriges Städtchen im chrudimer Kreiſe des Königreichs Böhmen, am linken Ufer des Adlerflüßchens im Gebirge gelegen, mit einem Stadtrichter, 110 Häuſern, 688 meiſt czechiſchen Einwohnern, die von mittelmäßigem Feldbaue, hauptſächlich aber von der Flachsſpinnerei und den gewöhnlichen ſtädtiſchen Gewerben leben; einer zum königgrätzer Biſthume gehörigen katholiſchen Pfarre, einer Kirche, Schule, einer Mühle, Jahr- und Wochenmärkten. Im J. 1657 erlebte das Städchen einen verheerenden Brand, in dem alle alten Urkunden von den Flammen zerſtört wurden. (*G. F. Schreiner.*)

GABEL. Ein für die Geſchichte von Dänemark bedeutender Name, Chriſtoph Gabel, der bekannte Günſtling und Miniſter K. Friedrich's III., ſoll in Thüringen zu Hauſe geweſen ſein, wiewol es ausgemacht iſt, daß ſein Vater, der Oberſtlieutenant Waldemar Gabel, als Proviantverwalter in Glückſtadt ſtand. Der Sohn, aus deſſen Ehe mit Anna von Horn, geb. 1617, trat in K. Friedrich's III. Dienſte, als dieſer noch das Erzſtift Bremen inne hatte, und wurde 1648 Inſpector des Sundzolls, dann Kammer- oder Cabinetsſecretair, in welcher Stellung er ſeines Gebieters unbeſchränktes Vertrauen ſich erwarb. Dieſes Vertrauen offenbart ſich vorzüglich in der Sendung bei König Karl Guſtav, zu welcher nach dem Frieden von Roeſkilde, 1658, Gabel verwendet wurde. Es handelte ſich u. A. darum, dem natürlichen Sohne des Königs von Dänemark, Ulrich Friedrich Güldenlöve, eine angemeſſene Stellung in der ſchwediſchen Armee, als die Einleitung zu einer entente cordiale mit dem furchterlichen Nachbar, zu verſchaffen. Karl Guſtav ſagte dem

56) Glossar. Germ. col. 512. 57) Gavel, ſprich Gäwvil, eine Hand voll, Bündel. Adolf Wagner a. a. O. S. 403 nimmt dieſes Gavel als eins mit Gavel, Schoß, Steuer, welches wir im Art. Gabella betrachten. 58) Über Gavelkind ſ. den Art. Gabella. 59) merges, welches man gewöhnlich durch Garbe überſetzt, wobei man aber nicht an unſere heutigen Garben denken darf, iſt gebildet aus dem bei Plautus und Columella vorkommenden merga, und mergae wird erklärt durch furculae quibus acervi [illegible] fiunt. 60) Dieſes Javelot iſt von Javelot, Wurfſpieß, [illegible]ſchieden.

Digitized by Google

jungen Manne zwei Regimenter und 10,000 Thlr. Penſion zu, empfing auch dafür des Vaters Dankſagung, wußte aber gleichwol ſeine Herzensmeinung dem Scharfblicke eines Gabel nicht zu verbergen. Des Schlimmſten zu dem unerſättlichen Eroberer, zu deſſen ungemeſſenen Entwürfen ſich verſehend, eilte Gabel zuvörderſt nach Kopenhagen, den König von ſeinen Wahrnehmungen und Befürchtungen zu unterrichten, und ferner nach Berlin und Holland, um den Beiſtand der beiden Mächte anzurufen, mit dem Erfolge, daß im October 1658 eine holländiſche Flotte, unter Opdam's Befehl, den Sund befuhr und die Schlacht vom 29. Oct. lieferte. Gabel ſelbſt befand ſich auf dieſer Flotte, und berichtete umſtändlich an den König, bevor noch die Verbindung mit der belagerten Stadt erreicht war, von den Ergebniſſen ſeiner Sendung, durch Vermittelung von Hans Roſtgaard. — Der klägliche Ausgang des Krieges hatte ſattſam die Unmöglichkeit eines längern Beſtandes von Dänemark unter der Herrſchaft einer inepten und ſelbſtſüchtigen Ariſtokratie dargethan. Die Revolution von 1660, die Arve-Enevolds Regiering wurden unvermeidlich. Sie durchzuſetzen, wollte Friedrich III. einen Herrentag nach Odenſe berufen; das widerrieth Gabel, mit unwiderlegbaren Gründen darthuend, daß einzig in der Hauptſtadt mit Ausſicht auf Erfolg das Unternehmen gewagt werden könne. In der That wurden Biſchof Svane und Nanſen, der Bürgermeiſter von Kopenhagen, deſſen thätigſte Beförderer, „tilligemed nogle vel ikke med saa a'rligt hue mod Nationen, som med a'rgierrigt Hensyn paa sig selv, fremgaaende Personer, nemlig: Dronning Sophia Amalia, Feltmarschal Schack, Kammerherre Gabel, og den berømte Statsmand Hannibal Schested." Jedenfalls iſt Gabel einer der Urheber dieſer Palaſtrevolution und zugleich ungemein eifrig geweſen, ſie durchzuſetzen, wenn auch nicht in allen Dingen ſich beſtätigen ſollte, was ſeines Sohnes Friedrich Papiere, mitgetheilt in Suhm's nye Samlinger, 1. Bds. 3. Heft, auszuführen trachten, daß Chriſtoph geweſen ſei „det forste og storste Hiul der drev hele Vaerket"*). Denn es hat derſelbe reichlichen Lohn empfangen von ſeinem Könige, zuerſt die Rentmeiſterſtelle, dann wurden ihm die Färöer als ein Lehn überlaſſen, welcher Inſeln Handelſchaft er ſofort an Johann Trellund und Genoſſen verpachtete; es folgte 1664 die Statthalterſchaft zu Kopenhagen, eine Wappenverbeſſerung, womit die Aufnahme in die Zahl der adeligen Geſchlechter des Königreichs verbunden war, und 1667 der Elephantenorden, von dem zwar andere Berichte Nichts wiſſen wollen. Der hohen Verbindlichkeiten, die er Gabel'n ſchuldig war, blieb der König auch ſtets eingedenk. Daß er dieſen nützlichen Diener, wie keinen andern ſeiner Miniſter, ehre und liebe, „elskede og aerede, aerede men ikke elskede Korbitz, elskede men ikke aerede Bielke," wurde ein Spruch, der lange in des Volkes Munde fortlebte. Chriſtoph ſtarb 1673, in dem Alter von 56 Jahren, nachdem er ſeit längerer Zeit von den öffentlichen Angelegenheiten ſich zurückgezogen hatte. „Er war," ſchreibt Holberg, „von einer wunderbaren Lebhaftigkeit und Munterkeit, und das bequemſte Werkzeug, deſſen ſich ein Potentat bedienen konnte, ein großes Werk auszuführen, welche Eigenſchaft man an ſeinen Nachkommen erblich geſehen hat." Er beſaß Bavelſe, in Wordingborgamt auf Seeland, und, doch nur vorübergehend, Ranzausholm, die nachmalige Baronie, Brahe-Trolleborg, auf Fünen, dieſes Gut aus der Confiscation von Kay Lyckes. Vermählt mit Ermegaard Badenhaupt, geſt. 1699, hinterließ Chriſtoph, neben vier Töchtern, deren älteſte, Anna Margaretha, an den Kanzler Grafen Konrad Reventlau verheirathet worden, die Söhne Friedrich und Waldemar Chriſtoph. Dieſer, Geheimrath und Kammerherr, auf Hvidſkilde und Lehnſchou, beide auf Fünen, in Nyborgamt belegen, ſtarb ehelos 1725. Friedrich, auf Bavelſe und Giſſegaard, in Ringſtedamt, Seeland, ging 1676 als Envoyé extraordinaire nach Moskau, den Zaren zu ſeiner Thronbeſteigung zu beglückwünſchen, ſtand 1688 als Geſandter in Frankreich, wurde 1695 Geheimrath, 1699 Statthalter in Norwegen, und ſtarb 1708. Aus ſeiner Ehe mit Katharina, des Vicekanzlers Ove Juul Tochter, kamen fünf Kinder, darunter die Söhne Chriſtian Karl, Friedrich und Waldemar. Waldemar, Oberſtlieutenant bei der Cavalerie, ſtarb unverehelicht. Chriſtian Karl, auf Giſſegaard, Spanager, in Roeſkildeamt, und Ottſterup, in Ringſtedamt, nahm Seedienſte, und führte 1711 das Schiff Sophie Hedwig, 1714 das weiland von dem großen Seehelden Seheſted befehligte Schiff Havefrue. Als Schoutbynacht lief er am 15. April 1715 mit mehren ihm zugetheilten Schiffen aus, und gleich am zweiten Tage, vor Bornholm, wurde berichtet, daß ein ſchwediſches Geſchwader, unter Wachtmeſter, die Gewäſſer zwiſchen Lübeck und Wismar beunruhige und bereits einige Kauffahrer aufgebracht habe. Alsbald ſteuerte Gabel der pommerſchen Küſte zu, und ſeinen Lauf nach Weſten fortſetzend, vernahm er, daß die ſchwediſche Flotte unter Femern feſt liege, jedoch im Begriffe ſtehe, die offene See zu gewinnen. Er bereitete ſich zum Angriffe, und es erfolgte der Zuſammenſtoß in einer der Buchten, von welchen Femern umſchloſſen iſt, am 24. April. Das Gefecht währte von zwei Uhr Mittags bis neun Uhr Abends, und wurde großentheils durch die Überlegenheit der däniſchen Geſchütze, zum Theil 24-Pfünder, entſchieden. Die Schweden kappten die Maſten, warfen viele ihrer Kanonen über Bord und ſteckten zuletzt die weiße Flagge auf. Gabel ſendete die Fregatte Raae, Capitain Sievers, vor, die eroberten Schiffe zu übernehmen. Wachtmeſter und ſeine Officiere wurden auf die däniſchen Schiffe vertheilt, die Gemeinen aber ans Land geſetzt und theilweiſe in Friedrichsort, theilweiſe in Rendsburg verwahrt. Der Gefangenen waren überhaupt 1835, der Todten und Verwundeten 1165. Die Dänen zählten 65 Todte und 220 Verwundete. Der eroberten Schiffe waren ſieben: Prinzeſſin Hedwig Sophie, das Admiralſchiff,

*) Suhm's nye Samlinger, 3. Bd. Heft 1. S. 1—13, theilen auch Chriſtoph's Geheimbericht über das Königsgeſetz und die Einführung der Souverainetät mit. Als deſſen Arbeit hat nicht minder die Proviſional-Ordonnanz vom 4. Nov. 1660, das Fundament aller nachmals in die Civil- und Militairverfaſſung eingeführten Modificationen, zu gelten.

Digitized by Google

76, Nordſtern, 76, Südermanland, 58, Gothenburg, 50, der weiße Falke, 30, der weiße Adler, eine Fregatte, gleichwie der Falke, 39, Fortuna, eine Schaluppe, drei Kanonen. Das däniſche Geſchwader beſtand aus acht Schiffen und drei Fregatten. Gabel wurde zum Admiral und Kammerherrn ernannt, auch durch eine Medaille, in Gold und in Silber, geehrt, die im Av. ſein Bild, im Rev. die Anſicht der Schlacht bietet. Des Dannebrogsordens Ritter 1717, dann Stiftsamtmann zu Ripen, ſtarb er 1748, kinderlos in zwei Ehen. Sein Bruder, Friedrich Wilhelm, Etats- und Juſtizrath, Oberberghauptmann in Norwegen ſeit 1721, und Präſident in dem Oberadmiralitätscollegium, hatte bereits 1732 das Zeitliche geſegnet, kinderlos in ſeiner erſten Ehe mit einer von Trützſchler, Vater aber in einer zweiten Ehe, mit Maria Friederike Roſenkrands, von fünf Kindern, darunter die Söhne Friedrich Chriſtian, Georg Chriſtian und Chriſtian Karl. Davon brachte es der Erſtgeborne, Friedrich Chriſtian, bis zum Rittmeiſter, er iſt aber unverehelicht geblieben. Georg Chriſtian ſcheint in den Kinderjahren verſtorben zu ſein. Chriſtian Karl endlich, Kammerherr und Oberhofmeiſter der in Kopenhagen verſtorbenen verwitweten Fürſtin von Oſtfriesland, Sophia Katharina, geborne Markgräfin von Brandenburg-Kulmbach, wurde im September 1764 zum Oberhofmeiſter der Prinzeſſin Louiſe von Dänemark ernannt, erhielt am Vorabende der Vermählung der Prinzeſſin, am 29. Aug. 1766, den Orden de l'Union parfaite, zu welchem ſpäter der Danebrogsorden ſich geſellte, und wurde am 29. Jan. 1769 zu dem Range eines Geheimraths erhoben. Drei Mal vermählt: 1) den 20. Juni 1760 mit Katharine Margaretha Cicignon, geſt. den 5. März 1761; 2) mit Brigitta Sophia Roſenkrands, geſt. den 14. Aug. 1769; 3) mit Claudia Ermandinger Dytſchou, 1771, hat er nur die einzige Tochter Friederike Juliane Charlotte, geb. im Aug. 1769, geſehen, und iſt der Familie Beſitzthum, namentlich Giſſegaard, Spanager, Ottſterup, an ſeine ältere Schweſter, Erneſtine Margaretha, die an den Grafen Otto Dietrich Schack verheirathet, gefallen. (*v. Stramberg.*)

GABELCOVER oder GABELCHOVER (Oswald), von Tübingen gebürtig, war zu Ende des 16. und zu Anfange des 17. Jahrh. nach einander Leibarzt bei vier Herzogen von Würtemberg; zugleich bekleidete er auch die Stelle eines Bibliothekars. Er arbeitete unter Beihilfe eines ſeiner Söhne an einer würtembergiſchen Geſchichte, vollendete aber nur einen Theil derſelben; das Manuſcript davon, welches von ſpäteren würtembergiſchen Hiſtoriographen benutzt worden iſt, befindet ſich auf der ſtuttgarter Bibliothek. Auf ärztlichem Gebiete hat ſich Gabelcover nur durch eine populäre Krankheitslehre bekannt gemacht, die ſich allerdings mehrfacher Auflagen zu erfreuen hatte, wozu aber weniger die Tüchtigkeit der Arbeit an und für ſich Veranlaſſung gab, als vielmehr das Haſchen des Publicums nach ſolchen Volksbüchern, mögen ſie gut oder ſchlecht ſein. Gabelcover ſtarb, 78 Jahre alt, am 31. Dec. 1616 in Stuttgart. — Jenes erwähnte Buch führt den Titel: Nützliches Arzneibuch faſt für alle des menſchlichen Leibes Anliegen und Gebrechen. (Tübingen 1589. 4. [Ebendaſ. 1594. 1596. 1599. 1603. 1606. 1610. 1618.] Straßburg 1594. 4. Frankfurt 1594. 4. [Ebendaſ. 1618. 1665. 1680.]) Auch ins Holländiſche (Dordrecht 1598.) und ins Engliſche (London 1599.) wurde das Buch überſetzt. (*F. W. Theile.*)

GABELCOVER (Wolfgang), ein Sohn des vorher angeführten Oswald Gabelcover, war in Stuttgart geboren und widmete ſich ebenfalls der Heilkunde, welche er in Tübingen und dann einige Jahre in Padua ſtudirte. Er wurde Phyſicus in Calw. Neben der Medicin beſchäftigte er ſich auch mit der Naturgeſchichte, was wenigſtens daraus zu erhellen ſcheint, daß er zwei Werke von Andreas Baccius aus dem Italieniſchen ins Lateiniſche überſetzte, nämlich De Alce et cornu Monocerotis (Stuttg. 1598.) und De gemmis et lapidibus pretiosis. (Francof. 1603. Ib. 1648.) Außer einer Diſſertation: De generatione auri et ejus temperamento, und der Schrift: De Lupo ejusque partium in medicina viribus et usu, hat Gabelcover noch Ein Werk verfaßt, welches bisweilen noch citirt wird, nämlich Curationes et Observationes medicinales, wovon ſechs Centurien erſchienen ſind, die erſte und zweite in Tübingen (1611), die dritte und vierte in Frankfurt (1612), die fünfte und ſechſte wiederum in Tübingen (1627). Die fünfte Centurie handelt beſonders über das ungariſche Fieber und über andere bösartige Fieber. (*F. W. Theile.*)

GABELENZ, v. d. (genealogiſch). Der Urſprung dieſer ſeit dem 13. Jahrh. im Meißniſchen, namentlich im Pleißnerlande, blühenden Familie iſt unbekannt. Ob die zuerſt im Anhaltiſchen vorkommenden Godescalcus miles de Gablizo 1117 und Badericus de Gabelenze 1145—1162, deren Abſtammung von den Grafen von Querfurt von Ledebur (Die Grafen von Valkenſtein S. 106 fg.) dargethan hat, als Stammväter dieſer Familie zu betrachten ſind, iſt ungewiß und wird von Ledebur geleugnet. Jedenfalls iſt dieſelbe zu unterſcheiden von der lauſitziſchen in Preußen und Sachſen ausgebreiteten Familie von Gabelenz, von der Gabelentz, welche ſchon im 14. Jahrh. vorkommt und ein verſchiedenes Wappen führt. Soweit man die Geſchichte der Familie mit Sicherheit verfolgen kann, iſt das Rittergut Gablenz bei Crimmitzſchau, in alten Lehnbriefen die Gabelentz genannt, der Stammſitz derſelben, wo zuerſt 1273 Theodericus (Dietrich) de Gabelenze urkundlich vorkommt. Die Brüder Dietrich und Hermann v. d. Gabelenz, vielleicht die Söhne des Vorigen, werden in den Jahren 1334 und 1349 erwähnt. Auch kommt vor ein Hartung v. d. Gabelenz als Zeuge bei einer Schenkung von Johann Aureus und Heinrich von Wildenfels an den Altar St. Nicolai in Altenburg 1341. Ein anderer Dietrich, vielleicht des Vorigen Sohn, iſt im J. 1388 Vormund ſeiner Schweſter Adelheid, Gemahlin Nicolaus' von Lichtenſtein, geweſen. Wahrſcheinlich iſt dies derſelbe, der im J. 1397 als Decanus terrae Plisnensis genannt wird, und im J. 1398 als Patron der Kirche zu Cedelow (Oberlödla) vorkommt.

Im J. 1376 werden die Gebrüder Nicolaus, Hermann und Albrecht v. d. Gabelenz beliehen, wahrſchein-

Digitized by Google

lich die Söhne des oberwähnten Hermann. Nicolaus, der 1368—1379 vorkommt, hatte ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet und war Pfarrer zu Tettau; er kaufte 1379 ein Kretzmar in Sorau und ſchenkte es zu ſeinem Seelenheil dem Kloſter zu Altenburg. Albrecht wird in mehren Urkunden als Burgmann von Altenburg erwähnt, und hat daher, da dies Burglehn ſtets mit dem Rittergute Poſchwitz verliehen worden iſt, letzteres bereits beſeſſen. Sein Sohn Albrecht II. iſt im J. 1400 mit dem von Fritz Tennern erkauften Rittergute Nabditz (Nobitz) beliehen worden, neben welchem er auch Gablenz und Poſchwitz beſeſſen hat. Als Vaſall der Burggrafen von Leisnig hat er in deren Auftrage im J. 1422 die Eheberedung zwiſchen Burggraf Otto und der Gräfin Margaretha von Schwarzburg entworfen und abgeſchloſſen. Im J. 1420 ſtiftete er ein Seelengeräth für ſich und ſeine Voraltern von einer Rente von 300 Fl. rhein. in das Kloſter U. L. F. zu Altenburg, wodurch die Gabelenziſche Kapelle daſelbſt erbaut wurde. Als Beförderer dieſer Stiftung wird ein Otto v. d. Gabelenz „zu den Lömichen geſeſſen" genannt.

Von ſeiner Gemahlin, Eliſabeth Schenk von Taulenburg, ſind ihm drei Söhne, Hans, Georg und Albrecht, und zwei Töchter, Margaretha und Barbara, geboren worden, deren erſtere an Hans Metſch, letztere aber an Chriſtoph von Hagen vermählt war. Von den Söhnen hat nur Hans das Geſchlecht fortgepflanzt; Albrecht widmete ſich dem geiſtlichen Stande und war 1436 Abt des Kloſters ad S. Mariam zu Altenburg. Georg kommt bis zum J. 1500 vor und that noch im J. 1498 in ſeinem hohen Alter den ſogenannten Ritterſprung vor dem Oberhofgerichte in Leipzig.

Hans hat neben den väterlichen Gütern auch noch das Rittergut Wenigen-Leuba (Wendiſchleuba) bei Altenburg beſeſſen, welches er von Hans von Bendorf erkauft hatte. Er kommt oft mit ſeinem Bruder Georg in Urkunden vor; ſo werden dieſelben in den Jahren 1465 und 1488 von den Kurfürſten und Herzogen von Sachſen mit dem Dorfe Gabelenz in der Pflege zu Krimmitzſchau beliehen, ſammt zwei Burglehen zu Altenburg und Krimmitzſchau, dem Obergerichte zu Nobedilz, dem Vorwerk zu Minſa und dem zu Poſchwitz. Er ſcheint 1496 oder 1497 geſtorben zu ſein. Von ſeiner Gemahlin Ilſa wurden ihm acht Töchter und vier Söhne geboren, wovon die älteſte, Margaretha, Kloſterfrau zu Altenburg war. Sie wird genannt mit mehren andern Kloſterfrauen, die 1492 bei Kurfürſt Friedrich von Sachſen um das Leben eines armen Sünders bitten. Die übrigen ſieben Töchter waren vermählt: an Kaspar Stange, Wolf von Warnsdorf, Heinrich Greſe, Florian von Ködiz, Hans von Wardorf, Wolf Kreiſer und Joachim von Weisbach, deren Namen in einem Proceß zwiſchen Sebaſtian I. v. d. Gabelenz und ihnen als Miterben ihres Schwagers, des Domſängers zu Mainz, Chriſtoph v. d. Gabelenz, genannt werden (1538). Die Söhne waren Heinrich, Georg II., Chriſtoph und Hans II. Heinrich iſt vor dem Jahre 1516 kinderlos verſtorben, Chriſtoph trat in den geiſtlichen Stand, in welchem er die Doctorwürde erlangte und Domherr zu Mainz und Meißen wurde. Er wurde von den Kurfürſten und Herzogen von Sachſen zu verſchiedenen diplomatiſchen Sendungen benutzt; ſo begleitete er im J. 1491 Friedrich, den Sohn Albrecht's des Beherzten, Behufs ſeiner Studien nach Siena und von da zurück auf die Zuſammenkunft in Worms, und war im J. 1517 Herzogs Georg Abgeſandter auf dem Reichstage zu Mainz. Im J. 1519 wurde er als Canonicus Misnensis mit dem Archidiakonat der Niederlauſitz beliehen, und ſtarb im J. 1535 als Cantor des Domſtiftes zu Mainz. Hans II. trat in den teutſchen Orden und wird im J. 1511 als einer der zwölf Regenten deſſelben genannt. Er kommt zuletzt 1514—1521 als Voigt zu Soldau vor. Er hat zwei Söhne, Hans und Georg, hinterlaſſen, von deren Nachkommenſchaft jedoch keine nähere Kunde zu erlangen geweſen iſt. Georg II. iſt der einzige von den vier Brüdern, welcher das Geſchlecht im Meißniſchen fortgepflanzt hat. Er war es vermuthlich, der das Stammgut Gabelenz veräußerte, das ſpäter nicht mehr im Beſitze der Familie vorkommt. Ebenſo verkaufte er im J. 1529 das Burglehn auf dem Schloſſe zu Altenburg an Kurfürſt Johann zu Sachſen und ſtarb im J. 1535, mit Hinterlaſſung mehrer Töchter und eines Sohnes, Sebaſtian I. Dieſer vermählte ſich mit Barbara von Bünau, von welcher er fünf Söhne, Johann Bernhard, Friedrich, Chriſtoph, Sebaſtian II. und Antonius, und zwei Töchter, Barbara (vermählt an Hans von Ponikau) und Brigitte (vermählt an Philipp von Schönberg), hatte. Er ſtarb den 16. Jan. 1575. In ſeinem Teſtamente hatte er ſeine Baarſchaften allein an ſeinen Sohn Friedrich vermacht, als „ſeinem gehorſamſten Kinde," der 600 Fl. davon zum Studiren ſeines jüngſten Sohnes, Sebaſtian, abgeben ſollte. Sein älteſter Sohn, Johann Bernhard, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und trat im J. 1573 als Capitular in das Domſtift zu Mainz. In deſſen Angelegenheiten ſollte er im J. 1592 nach Rom geſandt werden, er ſtarb jedoch am 2. Febr. d. J. und liegt in dem Dom zu Mainz begraben.

Friedrich iſt mit Anna von Lichtenhain verheirathet geweſen, aber ohne Descendenz um das J. 1586 verſtorben. Sebaſtian II. hatte von ſeiner Gemahlin, Urſula von Einſiedel, drei Töchter: Emerentia, vermählt mit Erasmus von Könneritz, Chriſtine, vermählt mit Heinrich Stange, und Anna Barbara, vermählt mit Günther von Gersdorf, und einen Sohn, Haubold, der noch vor dem Vater ohne Leibeserben ſtarb.

Antonius, der jüngſte Sohn Sebaſtian's I., iſt ebenfalls kinderlos vor 1607 verſtorben. Chriſtoph iſt ſonach der einzige von den fünf Brüdern, welcher das Geſchlecht fortgepflanzt hat. Von ſeiner Gemahlin, Roſine von Kitſcher (geſt. 1628), hatte er zwei Söhne, Chriſtoph Friedrich I. und Wolf Albrecht I., und vier Töchter, Anna Maria, vermählt mit von Reiboldt, N. N., vermählt mit Vollradt von Neumark, Brigitte, vermählt mit Georg von Güntherod, und Roſine, geſt. 1633. Seine Söhne theilten ſich nach Sebaſtian's II. Tode (1616) in die Familiengüter dergeſtalt, daß Chriſtoph Friedrich Wendiſchleuba, Wolf Albrecht Poſchwitz und Nobitz zu ſeinem

Digitized by Google

Theil erhielt. Chriſtoph Friedrich I., vermählt mit Marie von der Nadelwitz, hatte viel von den Drangſalen des 30jährigen Krieges zu leiden, weshalb er, überdies durch Krankheit niedergeworfen, im J. 1646 ſein Gut ſeinem einzigen Sohn übergab. Er ſtarb den 28. Februar 1650 mit Hinterlaſſung zweier Töchter, Anne Margarethe, vermählt mit Hans Friedrich von Peres, und Marie Eliſabeth, vermählt mit Hans Heinrich Stange, und eines Sohnes Hans Sebaſtian, welcher ſchon am 16. Oct. deſſelben Jahres ſeinem Vater im Tode nachfolgte, und von ſeiner Gemahlin, Eliſabeth von Wöllnitz, einen einzigen zweijährigen Sohn, Hans Wolf, hinterließ. Während deſſen Minderjährigkeit ſahen ſich ſeine Vormünder genöthigt, ſein durch den Krieg verwüſtetes und mit Schulden belaſtetes Gut Wendiſchleuba 1659 zu verkaufen. Er ſtarb noch unmündig im J. 1661. Wolf Albrecht I., Chriſtoph's zweiter Sohn, erkaufte das Rittergut Lemnitz untern Theils, wogegen er im J. 1622 Nobitz an Wolf Dietrich von Zechau verkaufte. Er war im J. 1635 fürſtlicher Kriegscommiſſarius zu Altenburg und ſtarb den 22. April 1656. Von ſeiner Gemahlin, Marie Katharine von Schönberg, hatte er vier Söhne, Friedrich Wilhelm, Wolf Albrecht II., Hans Georg I. und Chriſtoph Sebaſtian, und vier Töchter, Roſine Katharina, geſt. 1639, Marie Sophie, vermählt mit Heubold von Einſiedel, Marie Katharine, vermählt 1) mit Heinrich von Bünau auf Irfersgrün, 2) mit Wolf Friedrich von Falkenſtein, und Sophie Eliſabeth. Von ſeinen Söhnen ſtarben Friedrich Wilhelm und Chriſtoph Sebaſtian kinderlos. Wolf Albrecht II. erhielt bei der Erbtheilung das Gut Poſchwitz, während er ſeinem Bruder, Hans Georg I., Lemnitz überließ. Er war mit Marie Magdalene Boſe aus Frankleben vermählt, die ihm ſechs Söhne, Wolf Balthaſar, Hans Chriſtoph, Wolf Albrecht III., Chriſtoph Dietrich, Karl Friedrich und Haubold, und drei Töchter, Anne Katharine, Anna Marie und Sophie Eleonore, gebar, welche mit Ausnahme der ſchon früher verſtorbenen Anna Katharina bei ſeinem am 16. Mai 1667 erfolgten Tode ſämmtlich unmündig waren. Von denſelben ſtarben Chriſtoph Dietrich und Karl Friedrich unmündig, Wolf Balthaſar lebte mit Sidonie von Einſiedel, verwitweten von Heynitz, in kinderloſer Ehe und ſtarb den 2. Oct. 1728; Hans Chriſtoph hatte von ſeiner Gemahlin Magdalene Eliſabeth von Carlowitz vier Kinder, Wolf Karl, geb. und geſt. 1684, Johanne Magdalene, vermählt mit Chriſtoph Friedrich II. v. d. Gabelenz, Marie Eliſabeth, geb. und geſt. 1686, und Johann Chriſtoph, geb. und geſt. 1688. Er ſelbſt ſtarb den 22. März 1696; Wolf Albrecht III. trat in heſſen-darmſtädtiſche Militairdienſte und begleitete den älteſten darmſtädtiſchen Prinzen 1683, da Wien entſetzt worden, und 1687 nach Ungarn, wo er unweit Eſſeg in letztgenanntem Jahre ſtarb; Haubold machte in kurſächſiſchen Militairdienſten unter den der Republik Venedig geſtellten Hilfstruppen den Feldzug in Morea mit, wo er den Belagerungen von Calamata, Navarin, Modon und Napoli di Romania beiwohnte, aber, auf der Heimreiſe begriffen, erkrankte und in Navarin 1686 ſtarb. Sophie Eleonore vermählte ſich mit Joachim Friedrich von Werder und Anna Marie mit Georg Heinrich von Dürfeldt. Hans Georg I., Wolf Albrecht's I. dritter Sohn, hatte, wie gedacht, in der väterlichen Erbtheilung, das Gut Lemnitz untern Theils erhalten, zu welchem er im J. 1671 den obern Theil hinzukaufte. Ebenſo erkaufte er Poſchwitz im J. 1700 von ſeinem Vetter Wolf Balthaſar und ſtarb als ſchönburgiſcher Rath und Hofmeiſter am 19. Oct. 1700. Von ſeiner Gemahlin Sibylle Sophie von Zehmen aus Neumühl hinterließ er zwei Söhne, Wolf Heinrich und Chriſtoph Friedrich II., welcher letztere nach des Vaters Tode Lemnitz übernahm und mit ſeiner Gemahlin Johanne Magdalene v. d. Gabelenz ſechs Söhne und drei Töchter erzeugte. Von den Söhnen ſtarb Wilhelm Friedrich 1706 als Kind, Johann Chriſtoph Gottlieb lebte mit Friederike Karoline von Brand in kinderloſer Ehe und ſtarb am 5. Nov. 1775 als ſächſiſch-gothaiſcher Oberſtlieutenant der Cavalerie; Georg Karl Gottlob ſtarb unvermählt am 25. März 1777 als königl. preußiſcher Generallieutenant und Commandant von Schweidnitz. Dieſer trat als Cadet in ſeinem 17. Jahr in das Regiment ein, welches der Herzog von Sachſen-Eiſenach dem Kaiſer 1725 überließ, und machte mit demſelben die Feldzüge am Rhein und in Italien 1734 und 35 mit. Nach Endigung des Feldzugs kam das Regiment in preußiſchen Sold, wo er ſich in den drei ſchleſiſchen und ſiebenjährigen Kriegen vortheilhaft in den Schlachten bei Prag, Kollin und Zorndorf auszeichnete. Als Oberſt des Regiments zeichnete er ſich nicht minder durch ſeine entſchloſſene Vertheidigung der Sternſchanze 1757, als auch bei dem Sturm auf die Feſtung Schweidnitz aus; in der Schlacht bei Kay wurde er verwundet. Er hatte ſich die Gnade des Königs Friedrich II. in hohem Grade erworben, ſodaß er 1772 den Orden des ſchwarzen Adlers erhielt. Chriſtoph Friedrich III. ſtarb gleichfalls unvermählt als würtembergiſcher Generallieutenant und Gouverneur von Hohentwiel am 8. Jan. 1794, Wolf Heinrich und Johann Friedrich endlich, Chriſtoph Friedrich's II. jüngſte Söhne, ſind gleichfalls ohne Leibeserben ſchon vor 1764 verſtorben. Von den Töchtern ſtarben zwei, Johanne Friederike Charlotte und Johanne Magdalena Eliſabeth als Kinder, die dritte, Friederike Magdalena Sophie verheirathete ſich mit einem Herrn von Stein auf Cospoda. Wolf Heinrich, Hans Georg's älteſter Sohn, übernahm Poſchwitz aus dem väterlichen Erbe und vermählte ſich im J. 1702 mit Anna Helene von Bodenhauſen, von welcher er bei ſeinem ſchon am 13. Juni 1709 erfolgten Ableben zwei Söhne, Wolf Albrecht IV., geb. den 1. Jan. 1706 und Hans Georg II., geb. den 25. Oct. 1707, hinterließ. Erſterer ſtarb unverheirathet den 10. Jan. 1784, Hans Georg II. aber vermählte ſich am 23. Nov. 1734 mit Chriſtiane Amalie von Boſe, verwitweten von Thümmel. Er widmete ſich dem Forſtfach, war bis zum Jahr 1754 Oberforſtmeiſter in Tabarz, und wurde von da nach Altenburg verſetzt, wo er am 2. Aug. 1773 als Landjägermeiſter ſtarb. Er hinterließ drei Söhne, Hans Friedrich, Wilhelm Ludwig und Auguſt Heinrich Adolf, und eine Tochter, Friederike Wilhelmine, welche erſt an Philipp Johann Wilhelm von Tümpling auf Poſerwitz und zuletzt

Digitized by Google

noch in ihrem Alter an den Major von Trebra auf Neudes ſich verheirathete. Hans Friedrich, geb. den 16. Nov. 1735, folgte dem Berufe ſeines Vaters und ſtarb als Oberforſtmeiſter zu Altenburg am 13. Mai 1800. Seine Ehe mit Friederike Dorothea Freiin von Lichtenſtein aus dem Hauſe Lohm blieb kinderlos. Auguſt Heinrich Adolf, geb. am 13. April 1747, ſtarb als Secondelieutenant in kurſächſiſchen Dienſten am 8. April 1774 unverheirathet. Wilhelm Ludwig, geb. den 10. Jan. 1738, war zuerſt in königl. preußiſchen und dann in ſächſiſch-gothaiſchen Militairdienſten, die er ſpäter verließ, um ſich ins Privatleben zurückzuziehen. Im J. 1772 erlangte er die Aufnahme in den Johanniterorden, nahm im J. 1773 das Stammgut Poſchwitz aus dem väterlichen Erbe an und vermählte ſich im J. 1775 mit Chriſtiane Auguſte von Lindenau, verwitweten von Beulwitz, welche ihm einen einzigen Sohn, Hans Karl Leopold, gebar. Er ſtarb den 26. Oct. 1805. Hans Karl Leopold, geb. den 18. Jan. 1778, ſtudirte in Leipzig und Göttingen, und trat ſodann in der Regierung zu Altenburg als Aſſeſſor ein. In dieſem Collegium rückte er im J. 1830 zum Kanzler auf und trat gleichzeitig als Geheimerath in das herzogl. altenburgiſche Miniſterium. Auch er fand, wie ſein Vater, im Johanniterorden Aufnahme. Er war ein Kenner und Sammler römiſcher Kaiſermünzen, wozu ihm ſeine wiederholten Reiſen nach Frankreich und Italien Gelegenheit boten, und hinterließ eine werthvolle Sammlung ſolcher Münzen, über welche er im J. 1830 einen Katalog drucken ließ. Er heirathete in erſter Ehe Henriette Johanne Friederike Philippine von Baumbach, welche ihm eine einzige Tochter, Dorothea Auguſte, geb. den 22. Oct. 1801, hinterließ. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau vermählte er ſich anderweit mit Marianne Auguſte von Seebach, von welcher ihm fünf Töchter und ein Sohn geboren wurden. Er ſtarb am 7. März 1831. Von den Töchtern ſtarb die älteſte, Pauline, geb. den 31. Oct. 1804, am 12. Juni 1824 unverheirathet, die zweite, Julie Agnes Eliſabeth, geb. den 25. Dec. 1808, iſt mit dem Medicinalrath Dr. Julius Göpel in Altenburg, die dritte, Marie Mathilde, geb. den 14. April 1810, mit dem Forſtmeiſter Hermann von Wangenheim auf Greitzſchen verheirathet; die vierte, Iſidore Sidonie Maloine, geb. den 14. Dec. 1812, iſt Hofdame bei der Kronprinzeſſin von Hanover, die jüngſte, Louiſe Conſtanze, geb. den 11. Nov. 1814, expectivirt in dem Magdalenenſtift zu Altenburg.

Hans Conon, der einzige Sohn des Vorigen, geb. den 13. Oct. 1807, beſuchte vom J. 1821—1825 das Gymnaſium zu Altenburg, ſtudirte dann bis 1828 in Leipzig und Göttingen, und trat nach beendigten Studien in den altenburgiſchen Staatsdienſt, in welchem er im J. 1830 Kammeraſſeſſor, im J. 1831 Kammer- und Regierungsrath wurde. Im J. 1847 wurde er von dem Landtag zu Weimar zum Landmarſchall gewählt und trat in Folge deſſen aus dem altenburgiſchen Staatsdienſt. Im J. 1848 wurde er von Weimar und Altenburg erſt als Vertrauensmann und dann als Bundestagsgeſandter nach Frankfurt a. M. geſchickt, wo er bis zur Ankunft des Erzherzogs Reichsverweſers verweilte. In Folge einer veränderten Organiſation des weimarſchen Landtags gab er hierauf ſeine Stelle als Landmarſchall auf und wurde zu Ende des J. 1848 von dem Herzog Georg von Sachſen-Altenburg an die Spitze des Miniſteriums berufen, welche Stellung er im Auguſt 1849 aufgab, um ſich ganz ins Privatleben zurückzuziehen. Er vermählte ſich im J. 1833 mit Henriette Grace Dorothea Charlotte Ulrike Adolphine von Linſingen a. d. H. Birkenfelde, welche ihm ſechs Kinder geboren hat: Hans Albert, geb. den 14. Nov. 1834, Amalie Pauline Marianne Louiſe, geb. den 16. Juni 1836, exſpectivirt in dem Stift Fiſchbeck, Julie Victorie Mathilde Walpurgis, geb. den 11. Oct. 1838, geſt. den 12. April 1839, Hans Georg Conon, geb. den 16. März 1840, Amalie Albertine Margarethe Walpurgis, geb. den 12. Jan. 1842, und Clementine Henriette Pauline Eliſabeth, geb. den 17. Mai 1849. Das Wappen: Im ſilbernen Felde eine eingebogene geſtürzte rothe Spitze, mit einer dreizinkigen, mit den äußern Zinken auswärts krumm gebogenen ſilbernen Streugabel ohne Schaft belegt. Auf dem Helm zwei Adlersflügel roth und Silber, den rechten ſchrägrechts, den linken ſchräglinks getheilt. Helmdecken ſilbern und roth.

(Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.)

GABELENZ (Hans Karl Leopold von der), geb. am 18. Jan. 1778 zu Gotha, wo ſein Vater Kammerherr war, ſtudirte in den Jahren 1793—1796 zu Leipzig und Göttingen die Rechte. Im J. 1798 ward er Regierungsaſſeſſor und 1800 Regierungsrath, 1810 Kammerherr, 1814 Regierungsdeputirter bei der Polizeicommiſſion und ſtädtiſchen Verwaltung, 1819 Director der Armenverſorgungsanſtalten, 1822 Vicekanzler, 1824 Viceoberſteuerdirector, 1827 landſchaftlicher Director der Landesbank und 1830 wirklicher geheimer Rath, Kanzler und Oberſteuerdirector. Bereits 1814 hatte er das Ritterkreuz des Johanniterordens. Eine Bruſtentzündung endete ſein Leben zu Altenburg am 7. März 1831. Aus ſeiner zweimaligen Ehe, die er mit Philippine von Baumbach (1798) und mit Mariane Auguſte von Seebach (1803) geſchloſſen, hinterließ er mehre Töchter und einen Sohn, den nachherigen Regierungsrath Conon von der Gabelenz. Der Verſtorbene war Herr auf Poſchwitz und Lemnitz. In dem Kirchſprengel des zuerſtgenannten Rittergutes, auf dem Gottesacker zu Windiſchleuba fand er ſeine Ruheſtätte.

Weniger einem eiſernen Fleiß während ſeiner akademiſchen Laufbahn, als ſeinen glücklichen Naturanlagen, ſeinem hellen Kopf und ſeiner ſchnellen Auffaſſungsgabe hatte Gabelenz, zuverläſſigen Nachrichten zufolge, die Fülle der mannichfachen Kenntniſſe zu verdanken, die ihn zu einem ausgezeichneten Geſchäftsmanne machten und die Erfüllung ſeines Berufs erleichterten. Sein kräftiger Geiſt eilte immer raſch vorwärts und überwand leicht die ihm entgegentretenden Hinderniſſe. Der Feuerblick ſeines Auges, ſeine hohe und impoſante Geſtalt, vor allem aber die Gabe, einer Sache leicht die praktiſche Seite abzugewinnen und ſich und Andere darüber zu verſtändigen, gaben ſeiner natürlichen Beredſamkeit einen Nachdruck,

Digitized by Google

der ihn leicht zum gewünſchten Ziele führte. Ein Feind jeder Weitläufigkeit, ehrte er doch überall, wo er ſie für nöthig erachtete, die geſetzlichen Rechtsformen. Raſch in ſeinem Urtheile, verſchmähte er doch nicht, in wichtigen Fällen ſich bei Andern Rathes zu erholen, und ſeine Übereilung und falſche Anſicht offen einzugeſtehen. Seine Untergebenen gaben ihm das ehrenvolle Zeugniß, daß er immer nur das Gute und Rechte gewollt, und dabei durch ſeine Heiterkeit und ſeinen Humor manches ſchwere und verdrießliche Geſchäft erleichtert habe. Stolz und Anmaßung waren ihm fremd; aber auf die Ehre und den Namen eines ſtreng rechtlichen Staatsdieners und den Ruhm eines furchtloſen Mannes legte er keinen geringen Werth. Mit jugendlichem Muthe würde er auch noch in höherem Alter ſich dem entgegengeſtellt haben, der ihn von dieſer Seite angriff, ſo gleichgültig er auch in anderer Hinſicht das Urtheil der Welt verachtete. Ohne dem geſelligen Vergnügen abhold zu ſein, war er doch kein Freund von Cirkeln, die ihm einen gewiſſen Zwang auferlegten. Lieber beobachtete er an öffentlichen Orten das Thun und Treiben der Menge. Er unterhielt ſich dann auch wol mit Bürgern und Landleuten über ihre Beſchäftigungen, hörte ihre Anliegen, Meinungen und Wünſche, und lernte dabei ihre Denkart und Bedürfniſſe kennen. Durch dieſe nicht blos ſcheinbare, ſondern echte Popularität, die aus einer gerechten Schätzung des Werthes der arbeitenden Claſſen entſpeang, erwarb er ſich den ziemlich weit verbreiteten Namen eines Volksfreundes, dem auch der geringſte Tagelöhner ohne Schüchternheit ſich näherte. Er rühmte oft die geſunden Urtheile, die er unter den niedern Ständen vernommen, und wie er mancherlei dabei gelernt.

In ſeinem raſtlos thätigen Geſchäftsleben, als Präſes in dem bis zum Jahr 1831 ungetrennten Collegium der Juſtiz und Verwaltung, gab es für ihn keine drückendere Periode als den Schluß des Jahres 1805, wo das altenburgiſche Land in einer Zeit großer Theuerung von Einquartierungen und beträchtlichen Proviantlieferungen für die preußiſche und ſächſiſche Obſervationsarmee heimgeſucht ward. Vermehet wurden dieſe Drangſale nach der Schlacht bei Jena am 14. Oct. 1806 durch die noch überſpanntern Requiſitionen des franzöſiſchen Heeres und der Rheinbundstruppen. Dazu geſellte ſich noch ein flüchtiger Beſuch des Herzogs von Braunſchweig-Öls im J. 1809. Beſonders aber litten die Bewohner des altenburger Landes, als der Kriegsſchauplatz in den Jahren 1813—14 durch die Schlachten bei Lützen und Leipzig ſich in ihre Nähe zog. Durch die Hauptquartiere der drei verbündeten Monarchen mit ihrem Gefolge in Altenburg, ſowie durch den Beſuch mehrer franzöſiſcher Marſchälle wurden die zahlreichen und mühevollen Geſchäfte der öffentlichen Behörden übermäßig vermehrt, und alle erſinnlichen Mittel mußten aufgeboten weeden, um unter den ungeſtümen und übertriebenen Foderungen Ruhe und Ordnung zu erhalten und den bedrängten Ortſchaften einige Erleichterung zu verſchaffen.

Mit der ganzen Energie ſeines noch jugendlich kräftigen Geiſtes erwarb ſich Gabelenz damals durch ſeine raſtloſe Thätigkeit und ſeinen Eifer für das allgemeine Wohl auf dem von ihm bekleideten Poſten große und unbeſtrittene Verdienſte. Sein Einfluß war indeß damals noch nicht ſo bedeutend, um nach dem eingetretenen Frieden der allgemeinen Zerrüttung und beſonders den vielfachen Misbräuchen und Übelſtänden im Finanzweſen, das ohnedies nicht zu ſeinem eigentlichen Departement gehöete, mit gehörigem Nachdruck ſteuern zu können. Erſt 1818 gelang es ihm, mit Hilfe des damaligen Vicekammerpräſidenten und nachherigen Staatsminiſters von Lindenau einiges Licht in jenem Dunkel zu verbreiten. Das Übel ſogleich mit der Wurzel auszurotten, gelang ihm nicht. Er mußte ſich mit dem Bewußtſein begnügen, nach beſten Kräften das Mögliche geleiſtet zu haben, was ſich denn auch in dem vielfach verbeſſerten Staatshaushalt immer deutlicher entwickelte. Manche Mängel fand Gabelenz bei der Armenverſorgungsanſtalt zu brſeitigen, die 1796 in menſchenfreundlichem Sinne, doch nicht mit weiſer Berechnung, geſchaffen worden war. Nach ſeinen 1814 herausgegebenen „Bemerkungen über die Armenverſorgungsanſtalten im Heezogthum Altenburg“ fand Gabelenz das Fehlerhafte jener Inſtitute in der zu koſtſpieligen Grundlage, dann aber auch in dem Princip zu großer Milde und Güte, das zu vielen Misbräuchen und namentlich zu dem leichtfertigen Sinne, ſich in das Armenrecht zu ſpielen, vielfach Anlaß gegeben habe. Die genannte Schrift diente zu einer zweckdienlichen Vorbereitung der allmäligen Reform der Armenverſorgungsanſtalten, welche im J. 1819, als Gabelenz als Director an ihre Spitze trat, erfolgte.

Bei der politiſchen Gährung, die im Sept. 1830 die Stadt Altenburg zu einem Schauplatz furchtbarer Verheerungen machte, war Gabelenz vielfach und nicht fruchtlos bemüht, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Er war um dieſe Zeit als Kanzler an bie Spitze der Geſchäfte getreten. Durch die Errichtung einer Bürgergarde und anderweitige Maßregeln, welche die Lage der Dinge erheiſchte, ſuchte er Ruhe und Ordnung wiederhrrzuſtellen. Das Zutrauen des Volks kam ihm dabei ſehr zu ſtatten. Seine Thätigkeit war aber faſt übermäßig in Anſpruch genommen, ſchon durch die mannichfachen Anfragen, die an ihn, als Chef der Bürgergarde, ergingen, und bald mehr bald minder bemerkliche Volksbewegungen in Altrnburg und in der Umgegend betrafen. Selbſt ſeine Wohnung an dem geräuſchvollen Markte, dem Rathhauſe und mithin dem Hauptſitz aller Volksverhandlungen gegenüber, diente dazu, oft ſchon durch bloße Gerüchte von bedenklichen Symptomen ſeine Ruhe zu ſtören. Er brachte willfährig jedes Opfer. Dennoch ſah er ſich, bei ſeinem rühmlichen Eifer bei der wankelmüthigen Menge und iheen überſpannten Foderungen oft ſchiefer Beurtheilung und mannichfachen Verdrießlichkeiten ausgeſetzt, bei denen auch der kaltblütigſte Philoſoph nicht gleichgültig hätte bleiben können. Dieſe Erfahrungen waren für ihn nichts weniger als überraſchend. Von den Menſchen, bemerkt einer ſeiner vertrauteſten Freunde, hatte Gabelenz, nach ſeiner auf Reiſen und im Umgange geſammelten Welterfahrung, ziemlich geringe Brgriffe. Er erklärte ſie insgeſammt, ſich ſelbſt nicht ausgenommen, nur für gröbere

Digitized by Google

oder feinere Egoiſten. Machte man ihm den Einwurf, daß er ſelbſt doch ſo viele Verpflichtungen und Mühſeligkeiten übernähme und Dienſte leiſte, die er, um dem Syſtem des Egoismus und der Genußſucht treu zu bleiben, vielmehr ſchlau umgehen und fliehen, und dagegen blos das Leichte und Angenehme ſuchen müßte: ſo berief er ſich auf das Princip der Ehre, das den Menſchen vor Schimpf und Schande bewahren und ihn pflichtgetreu machen müßte. „Von dieſem Princip dachte er wie ein echter Johanniter und ebenſo ritterlich wie Franz I., der, von Karl V. beſiegt, an ſeine Schweſter ſchrieb: Wir haben Alles verloren, nur nicht die Ehre.“ — Bei alle dem hatte Gabelenz in praktiſchen Verhältniſſen weit mehr Vertrauen zu den Menſchen, als man nach ſeiner Theorie hätte erwarten ſollen. Seine Vorſtellung von dem Zweck des Lebens hatte ſich in der Schule der franzöſiſchen Philoſophie aus der letzten Hälfte des 18. Jahrh. gebildet. Die auf dieſem Wege erlangte Lebensanſicht verleugnete er nie, weder theoretiſch noch praktiſch. Indeſſen erkannte er doch die Unentbehrlichkeit des religiöſen Princips bei Eidesleiſtungen, bei der Erziehung ſeiner Kinder, bei den Ermunterungen zum Befreiungskriege von 1813—1815 und bei vielen anderen Anläſſen. Offen geſtand er, daß ſeine Philoſophie nicht grade für die ganze Welt zu empfehlen ſei. Bei aller Liberalität ſeiner Grundſätze foderte er doch von dem geiſtlichen Stande zwar nicht das Cölibat, aber doch einen muſterhaften und tadelloſen Lebenswandel.

Mit ſeiner mehrfach erwähnten Geſchäftsthätigkeit in keinem Widerſpruche ſtand die mitunter von Gabelenz im Kreiſe vertrauter Freunde hingeworfene Äußerung, daß er von den Muſen mit ihren ſchönen Künſten ſtiefmütterlich behandelt worden ſei. Seine Lieblingsbeſchäftigung in Mußeſtunden war die Numismatik. Aus 3246 Nummern beſtand das ſchätzbare Münzcabinet, welches Gabelenz in dem Raum von einigen dreißig Jahren auf ſeinen Reiſen und durch Tauſch beträchtlich vermehrt hatte. Von dieſer Sammlung ließ er zu Altenburg 1830 ein mit zwei lithographirten Tafeln geſchmücktes Verzeichniß drucken, unter dem Titel: Catalogue d'une Collection de Médailles antiques, romaines et imperiales *).

(*Heinrich Döring.*)

GABELLA, GABELLE (Abgabenweſen), ſoll nach Mezerai eine Erfindung der Juden ſein, und ſeinen Namen von dem hebräiſchen Kabbala, welches von kibbel. geben, kommt, haben, aber wahrſcheinlicher iſt das Wort die Verkleinerungsform von Gabe [1]), aber nicht in dem Sinne, um die Abgabe klein *), ſondern verächtlich darzuſtellen, ähnlich wie der Ausdruck Ungeld entſtanden iſt. Die Abgaben waren nämlich urſprünglich freiwillig, und daher ehrenvoll für den Geber und den Empfänger, da ſie als Geſchenke galten. Tacitus [3]) ſagt von den Germanen: Mos est civitatibus, ultro ac viritim conferre principibus vel armentorum vel frugum, quod pro honore acceptum, etiam necessitatibus subvenit. Das, was hiernach die alten Teutſchen darbrachten, nannten ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach Gabe, deſſen ältere Wortformen wir im Art. Gabe angegeben haben, nämlich Gabe in Beziehung auf die Stelle des Tacitus in der Bedeutung von Geſchenk. Er fährt unmittelbar darauf fort: Gaudent praecipue finitimarum gentium donis, quae non modo a singulis, sed publice mittuntur: electi equi, magna arma, phalerae torquesque; jam et pecuniam accipere docuimus. Wurden ſolche Gaben durch Zwangsrecht Abgaben, ſo iſt natürlich, daß dieſes den Sprachgebrauch dahin veränderte, daß das Wort in der eine Verſchlechterung der Bedeutung kundgebenden Verkleinerungsform gebraucht ward, wenn man nicht ein anderes Wort dafür verwandte. Während z. B. im Gothiſchen das griechiſche φόρος (Luc. 20, 22) durch Gild, und Marc. 12, 14 κῆνσος durch kaisara-gild (Kaiſerſteuer) gegeben wird, braucht das Angliſche, um an denſelben Stellen tributum und census auszudrücken, gafol, nämlich Luc. 20, 20: Ys hit riht that man tham kasara gafol sylle, iſt es recht, daß man dem Kaiſer Gafol (Tribut) gebe? und Marc. 22, 14: alyfdh gafol to syllane tham kasare, iſt es erlaubt, dem Kaiſer den Cenſus zu geben? In Matth. 25, 27 iſt cum foenore (σὺν τόκῳ) gegeben durch mid tham gafole. Anderwärts findet man [4]) Fëohgafol, Geldgafol, Vermögensgafol, Zins, Abgabe vom Capital, Gafolgild, Zahlung des Zinſes (solutio census), gafol-gildan, Zins zahlen (censum tribuere), Gafolgilda, Abgabe zahlen, Abgabepflichten, gafol-land, Zinsland, tributpflichtiges Land (terra censualis) und land-gafol, Zins für Land, Landzins (census terrae). Die Stufe des Standes eines Gafolgylda wird durch Ine's Geſetze Cap. 6 [5]) veranſchaulicht: Wenn wer fechte in des Königs Hauſe, ſei er ſchuldig alles ſeines Erbes, und ſei in des Königs Richterſpruche, ob er das Leben habe, oder nicht. Wenn wer in einem Münſter fechte, büße er 120 Schillinge. Wenn

*) Vergl. die Sachſenzeitung. 1831. Nr. 84. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. IX. 1. Th. S. 214 fg.

1) Doch hat man auch andere Ableitungen, z. B. von Steph. Guichard, welcher eine doppelte Etymologie gibt, entweder von dem chaldäiſchen Gab pro mulcta sumta, oder von dem hebräiſchen Quabal id est receptio. Die verſchiedenen Ableitungen des Wortes Gabella hat Menagius (Orig. Gallicae et Italicae) zuſammengeſtellt, ohne jedoch das angliſche Gafol in Anſpruch zu nehmen. Dieſes liegt weit näher, als das hebräiſche Gabbain, oder das lateiniſche vectigal, vectigalia etc., von welchem Ferrarius Gabella abzuleiten ſich bemüht.

2) *Abrahamus Mylius*, Archaeologus Teuto sive Glossarium multorum Vocabulorum Veterum Teutonicarum Celticorumque, collectorum ex variis Vocabulariis et antiquissimis Teutonicis Scriptoribus ap. *Leibnitium*, Collect. Etymolog. p. 67. 68: *Gabele*, veter. Teut. vectigal, apud Lazium, a *gebe*. ut opinor, dono. Inde *gabe*, donum, inde *gabele*, velut gabelin hodie Alemannia, id est donulum: sunt enim vectigalia velut exigua dona. Hinc Gallis hodiernis suum *gabelle* pro vectigal. *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. p. 511: *Gabel*, tributum, et quaevis exactio summae potestatis, quae cum antiquitus minuatim fere pendabatur, dicta est *gabel*, a *gabe* donum, quasi parvum munusculum. 3) Germ. 15. 4) *Spelmann*, Diction. Angl.-Saxon. unter *Gafol*; Heinrich Leo, Erklärendes Verzeichniß der angelſächſiſchen Wörter unter gifan (in deſſen altſächſ. und angelſächſ. Sprachproben S. 154). 5) Bei Schmid, Die Geſetze der Angelſachſen. 1. Th. S. 15.

Digitized by Google

wer in eines Eoldormannes Hauſe fechte, oder in eines andern erlauchten Wita (on odhres gethungenes witan) büße er 60 Schillinge, und andere 60 Schillinge gebe er zum Wette (Strafe). Gif thonne on gafolgyldan[6]) huse oddhe gebures gefeolite XXX scill. to wite geselle and thaem gebure syx scill., Wenn (er) aber in eines Gafolgylda Hauſe oder eines Bauern fechte, gebe er 30 Schillinge zum Wette (Strafe) und dem Bauern ſechs Schillinge. Latiniſirt lautet gafol gablum, und gabulum. Jenes z. B. in den Geſetzen Heinrich's I. 36[7]). De firma tenenda, wo §. 2 aufgeführt wird, was bei Zurückgabe des Pachtgutes zu unterſuchen iſt, heißt es unter anderm: si deteriotatum sit Manerium in Dominio, vel hominibus, in pascuis, in nemoribus; *si quis gablum auxerit, si quis injuste tulerit*; quid sit in horreis; quid seminatum sit. Im Doomesday-Book: Wallingford continet 276 hugas, reddentes 9 libras de gablo, und an einer andern Stelle: Oxford. Haec urbi reddebat pro theolonio et gablo Regi 20 lib. et sextarios mellis Comiti Alpharo 10 libr. In einer Urkunde des Königs Eduard des Bekenners[8]), in einer des Königs Wilhelm des Baſtard vom Jahre 1082[9]), und in vielen andern Urkunden[10]) kommt gablum vor. Ebenſo die andere Form Gabulum[11]). In einer Urkunde des Abtes S. Vedaſti zu Arras vom J. 1245: Cum mota esset contentio — super gabulo Atrebatensi et receptione ipsius, und weiter unten: Insuper dictus Bajulus ordinavit, quod gabulum supradictum mensurari debet ad talem mensuram, ad quam homines vendunt et emunt in foro Atrebatensi. Ebendaſelbſt: Si autem homo non manens super terra debente gabulum, velit terram debenter gabulum ahanare (d. h. bearbeiten), ipse potest quamlibet mencaldatam terrae ahanare pro uno bolstello avenae[12]) etc. Aus dem Appendix ad Vitam Liotberti Episcopi Cameracensis ex Cod. MS. Alexandri Petavii: Dedit cambam unam, et in Bolengreia furnum unum, et in foro gavalum unum. Für Gabalum, Gavalum, Gablum findet man auch Gaulum. So in einer Urkunde des Grafen Philipp von Flandern vom J. 1176[13]): In eodem pago villam Salliacum cum vivario, molendino, furno et gaulo: villam etiam Gaugiacum — et totum gaulum ejusdem villae. — In pago Atrebatensi villam Bariacum et gaulum cum omni integritate. Wenn man bemerkt findet, daß Hagabulum daſſelbe als Gabulum ſei[14]), ſo iſt dieſes nicht richtig. Das Monasticum Anglicum, wo gablum, gabulum, und hagabulum wiederholt vorkommen, enthält T. II. p. 32: Habent et dicti Canonici — 50 acras terrae in libera eleemosyna, salvo *hagabulo* Domini Regis, quae solvunt singulis annis Ballivis Dom. Regis — 57 sol. Hier und anderwärts iſt hagalum aller Wahrſcheinlichkeit nach ſoviel als Hochgabulum (angliſch ha-gafol), und wurde ſo genannt, weil es der König erhielt. Aus gablum iſt ferner gebildet gablagium, welches z. B. in der Urkunde des Königs Heinrich I. für die Abtei S. Mariae de Voto vorkommt. Aus dem Tabularium Fiscanense ann. 1260. fol. 51 bemerken wir: Et manentes in ea debent ire ad furnum, et molendinum ipsius Abbatis, et debent gablagium et alia jura per annum. Fol. 88: Et custus meos (meine Koſten) in die Veneris proxima post festum S. Martini hiemalis, quando gablagium colligebatur in villa. Aus Gabulum iſt endlich gebildet Gabularius, d. h. einer, welcher das Gabulum zu zahlen die Pflicht hat. So z. B. im Monastico Angl. T. I. p. 1020: Et omnia prata — ejusdem concedo, salva communa gabuliorum meorum de Pulla post festum collectum et abductum. In einer alten England betreffenden franzöſiſchen Urkunde bei Spelmannus in Villanus: Frankes tenants, coterols, ou gabelators. Aus Gabulum oder wahrſcheinlicher aus Gabella iſt, wie ſein weibliches Geſchlecht ſchließen läßt, das nur in einigen oberteutſchen Mundarten übliche Gaffel (die Gaffel) verunſtaltet. Es bedeutet Zins, Steuer, Abgabe. Vornehmlich wird an einigen Orten das Abzugsgeld (Nachſteuer) die Gaffel (Gabella Emigrationis und Gabella hereditaria) die Gaffel genannt. Gafel-Recht, Gaffel-Recht heißt das Recht, den Zoll zu erheben (jus vectigalis exigendi)[15]). Gaffel-Zehend iſt ſoviel als Reut- oder Rodezehend, nämlich Zehend, der von einem ausgereuteten oder urbar gemachten Lande erhoben wird. Da Mitglieder einer Gilde Geldbeiträge geben müſſen, ſo hat man namentlich in Cöln auf Zunft, Innung, die Benennung Gaffel übertragen, und dieſe entſpricht der urſprünglichen Bedeutung von Gilde, d. h. einer Geſellſchaft, von welcher jedes Mitglied zu gemeinſamen Zwecken zahlt oder ſonſt beiträgt. Aus Gaffel in der Bedeutung von Gilde iſt zuſammengeſetzt: Gaffelmeister, der Älteſte der Zunft, Gaffelknecht, der Zunftdiener, Gaffelherren, ſoviel als Handwerksherren aus dem Rathe, welche den

6) Nach anderer Lesart gefol gylden. Dieſes, ſowie gafolgyldan, iſt Beugung von gafolgylda, oder in ſpäterer Form gefolgylde. 7) Bei demſelben S. 246. 8) ap. *Seldenum*, De Titul. honor. II. part. c. 5. p. 68. 9) Charta Guillelmi Nothi Regis Angl. 1082. 10) in Monastico Angl. T. I. p. 20. 437. 560. 624. T. II. p. 969; ap. *Willelmum Thorne* ad ann. 1343; *Somner*, Treatise of Gavel kind both name and thing. (London 1660. 4.) p. 777 etc. (die zweite Ausgabe 1726. 4.) vertheidigt den ſächſiſchen Urſprung des Rechtes des Gavelkind, weil das Wort weder in den walliſiſchen Geſetzen vorkommt, noch auch aus dieſer Sprache erklärt werden kann. Silas Tailor (History of Gavelkind [London 1663. 4.]) verſucht zu beweiſen, daß die Sachſen es von den Walliſern angenommen, aber ſein Beweis iſt ſchwach (vergl. Sprengel, Fortſ. der Allgem. Welthiſt. 47. Th. S. 332). Ein drittes Werk über die kentiſche Rechtsgewohnheit iſt von *Thomas Robinson*, The common law of Kent, or the Customs of *Gavelkind*, with an Appendix concerning Borough English. (London 1741.) 11) ap. *Willelmum Thorne*. Edit. Londini ann. 1652. p. 1788. 2078. 2130; in Monastico Anglico T. I. p. 577. 2078. 2130. 12) Vergl. *Du Fresne*, Glossar. Lat. s. v. *Gablum*, welcher zu der Urkunde des Abtes S. Vedaſti zu Arras bemerkt: Ubi *gabulum* sumitur pro praestatione agraria, et *blade* quod ex messibus domino penditur. Aus Bladum (Getreide) iſt das franzöſiſche Blé (Getreide) gebildet. Bladada iſt ſoviel als praestatio ex blado; ſ. *Du Fresne* s. v. *Bladum*.

13) ap. *Buzelinum*, Gallo-Flandria Lib. II. c. 22. 14) *Du Fresne* s. v. *Gablum*. 15) Von dem Gafelrechte handelt Schoetelins; ſ. *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 511.

Digitized by Google

Verſammlungen der Handwerker beiwohnen. Unmittelbar aus dem Angliſchen Gafol entſprungen iſt die altengliſche Bildung Gavel, namentlich in der Zuſammenſetzung Corn-Gavel, z. B. in einer alten canterbury'ſchen Urkunde bei *Somnerus*, De Gavelkind p. 16: Et quod 4 swillingae residuae tenebantur et tenentur de praedictis Abbate et Conventu per fidelitatem et relevium, et per reditum et servitium vocatum *Corngavel*, videlicet reddendo eisdem Abbati et Conventui et successoribus suis annuatim in festo S. Michaëlis Archangeli de qualibet swallinga earundem 4. swallingarum quindecim quasteria et s. buschellos ordei palmalis etc. In einer ebendaſelbſt befindlichen Urkunde kommt Gavel-korn vor, das heißt Getreide, welches als Gavel gegeben wird. Auch im Neuengliſchen hat man noch Gavel (ſprich gáwwil), ein gewiſſer Tribut, Zoll, Acciſe, jährlicher Zins, Abgabe von Korn, Malz u. ſ. w., Schoß, und übertragener Bedeutung als ein Provinzialwort für Ground, der Boden, der Grund, die Erde, z. B. let it lie upon the Gavel, laß es auf dem Boden liegen, Galwerk, Frohndienſt (Handdienſte oder auch mit Fuhrwerk), Gavelmann, ein Lehnsmann, der einem Tribute oder Zinſe unterworfen iſt, Gavelrip, ein Erntedienſt, den der Herr von dem Lehnsmanne fodert, Gavelmed, das Mähen der Wieſen und Heumachen, welches der Lehnsherr vom Lehnsmann zum Dienſte begehrt, Gavelsester, ein gewiſſes Maß Zinsbier, Gavelet, ein vornehmlich in der Grafſchaft Kent geltendes Geſetz, nach welchem der Lehnsmann, wofern er ſeinen Zins nicht gehörig entrichtet, oder ſich ſonſt ſäumig in Verrichtung der Dienſte bezeiget, ſeines Lehens verluſtig geht, und Gavelkind, ein Geſetz in einigen Provinzen Englands, namentlich in Kent, nach welchem die Güter eines Vaters nach deſſen Tode in antiquum socagium (zu altem Ackerfrohndienſte) unter ſeine Söhne in gleiche Theile getheilt werden, und der Erbe von 18 Jahren dieſelben veräußern kann. Die Charta de Praerogativa Regis ann. 17. Edw. II. c. 17: Et in Kancia in Gavelkind, ibidem omnes haeredes masculi participabunt haereditatem eorum, et similiter foeminae, sed foeminae non participabunt eum masculis etc. In einer alten Urkunde bei *Somnerus*, Of Gavelkind p. 180 heißt es: Ita quod manerium illud nunquam fuit Gavelkind, nec partitum; in einer andern ebendaſelbſt p. 179: Et prior dieit quod praedietum manerium non est Gaulkind, neque partitum; in einer andern ebendaſelbſt: Dedimus Jordano de Serres et haeredibus suis ad Gavelikendam 40 acras de nostro marisco — — — tenendas de nobis jure haereditario in perpetuum; bei Wilhelm Thorne zum J. 1059: tradere terram in Gavelkende. Wie aus dem von *Somner*, Of Gavelkind (herausgegeben 1660) p. 184. 185 u. 194; *Camdenus* in Kantio, Rastulus; *Jacobus Waraeus*, Antiq. Hibern. c. 7, Statutum de Praerogativa Regis edit. ann. 17 Edw. II. c. 17; *Christophorus* de S. Germano de Legibus Angliae c. g. 18; *Bractonus* Lib. IV. Tract. 6 de Act. dot. c. 15. §. 1. Lib. V. Tract. 1. c. 5. §. 13. Tract. 3. c. 6. §. 1; *Glanvilla* Lib. VII. c. 1 hervorgeht, iſt die als Gavelkind ertheilte Erbbeſitzung nicht den Lehngeſetzen, namentlich nicht der Einziehung oder Confiscation wegen begangener Felonie unterworfen. Bei Verkauf oder ſonſtiger Veräußerung wird kein Laudemium bezahlt. Die Frau erhält die Hälfte zum Heirathsgute, verliert ſie aber, wenn ſie ſich wieder verheirathet, oder als Witwe eine fleiſchliche Unzucht begeht. Wer Land als Gavelkind beſitzt, iſt dem Herrn nur zu Zins und Dienſt verpflichtet. Lambardus erklärt Gavelkind durch gif eal cyn, id est, omnibus cognatione proximis datum, Spelmann und Somner aber durch quasi debitum vel tributum soboli, pueris, genere, denn dieſes bedeute cyn und kynd, jenes aber gafel und gafol. Kind bedeutet auch Art. Gavelkind alſo Gavelart, terram tradere in Gavelkinde bedeutet alſo ein Land auf Gavel-, das heißt Zins- und Frohndeweiſe übergeben, Clare's Ableitung haben wir im Art. Gabel ſprachlich angegeben. Gavelate, zuſammengezogen aus Gavel-Late, neuengliſch Gavelet, latiniſirt Gaveletum, bedeutet Gavellaſſung, Gavelverluſt, und dieſer Proceß wurde, wie aus Fleta Lib. II. Cap. 55. §. 2 und Rastallus unter Gavelet zu erſehen, angewendet, wenn ein Gavelman Zins und Dienſte ſehr vermindert, oder eine Zeit lang gar nicht gethan, ſodaß er dadurch das Gavel verlor. In einer alten Urkunde der kentner Kirche bei Somner a. a. O. S. 31 heißt es: Et postea per quandam consuetudinem quae vocatur *Gavelate*, usitatam in Comitatu isto de terris et tenimentis de Gavelkinde, pro redditibus et servitiis quae a retro fuerint, de eisdem per plures annos devenerunt eaedem terrae in manum cujusdam Abbatis. In einer andern ebendaſelbſt: Item de defectu redditus cujusdam curtilagii jacentis gavellate, quod fuit Aliciae Hammerii per annum in manu domini 4. den. Nimmt man Gavel in Gavellate in ſeiner urſprünglichen Bedeutung, nämlich in der Bedeutung von Abgabe, Zins und Dienſt, und nicht in der abgeleiteten von: ein für Zins und Dienſt überlaſſenes Land, ſo kann man Gavellate auch erklären durch Gavelunterlaſſung, d. h. Zins- und Dienſtunterlaſſung. Das Recht des Proceſſes der Gavellate wird im Statut. an. 10. Edw. I. de Gaveleto auch den Londnern überlaſſen. Gavelman heißt ein für das ihm als Gavel überlaſſene Land Zins- und Dienſtpflichtiger, ſo z. B. in einer alten Urkunde bei Somner: Et de 3 sol. 6 den. de incremento redditus de Simone Theodulfi, de una virgata et dimid. cum uno messuagio in Salwenton, — traditis eidem Simoni hoc anno in servitium de Gavelman, quantum Gavelman debet de tanto tenemento, und in einer andern ebendaſelbſt: Villani de Terring, qui vocantur Gavelmanni; ferner Gavellond iſt als Gavel gegebenes oder rückſichtlich beſeſſenes Land, ſo z. B. in einer Urkunde ebendaſelbſt S. 189: Tenentes de Gavellond de octodecim jugis, pro cariago 36 carectatas foeni de prato de Redhamme und S. 190 ebenfalls. Gavelgeld iſt die Zahlung des Zinſes für das Gavel, z. B. in Monasticum Angl. T. III. p. 155: Idem Radulfus tenet unam·

Digitized by Google

toftam — — — et non dat Gavelgeld etc.; Gavelerth Gavel-Herte (jetzt Gard, alſo Gavelhufe), eine Hufe, die der Gavelman zur Frohnde pflügen, eggen und ſäen mußte, ſo z. B. in Urkunden der kentner Kirche bei Somner S. 17: Item respondet de 35 acris de consuetudine arandi Gavel-herte, in einer andern ebendaſelbſt: Item sicut ibi s. juga, quodlibet arabit unam dimidiam acram ad semen frumenti et seminabit, et herciabit (ſoll eggen), — — et vocatur istud opus Gavelerth; Gaveldung, Düngung zur Frohnde, z. B. in einer alten Urkunde ebendaſelbſt S. 21: Item respondet de consuetudine extrahendi fimum debita per custumarios tenentes 27 virgatas, dimid. et 1 ferling. in Borg de Gote, Middelham, — — — in una septima post festum S. Michaëlis cum auxilio Molmannorum, quod servitium vocatur Gaveldung; Gavelmed, Frohnde-Math, Abmähung zur Frohnde, in Urkunden bei Somner a. a. O.: Consuetudo falcandi, quae vocatur Gavelmed, und Et pro una septimana dum falcatur stipula, quae vocatur Gavelmed; Gavelrip, Frohnde-Erntedienſt, consuetudo metendi, z. B. in einer Urkunde ebendaſelbſt S. 21; und in einer Urkunde der kentner Kirche ebendaſelbſt S. 19: De Consuetudine metendi 40. acras et dimid. de Gavelrip in autumno 40 sol. 6 den.; Gavel-Werk, Gavel- (Frohnde-) Arbeit, z. B. in einer Urkunde ebendaſelbſt S. 24: Arabit unam acram 6 pedes, et metet unam acram, dimid. et 9 pedes de Gavelwerk; Werk-gavel, welches in andern Urkunden vorkommt, bedeutet Arbeit-Gavel, Arbeit für ein als Gavel erhaltenes Land; Gavelrod, Gavel-Ruthe, Gavel-Beruthung, d. h. der Frohndienſt der Einflechtens von Ruthen in Zäune, z. B. in einer Urkunde ebendaſelbſt S. 22: In borga de Wadeherst sunt 15 virgatae, dimid. et 1 ferling terrae nativae, quarum quaelibet debet claudere unam perticatam sepis circa curiam de Malling, et debet pro pollis et claustura quam facere solebat ad Natalem B. Joannis Bapt. annuatim reddere 1 ob. quod dicitur Gavelrod et Burghard etc., Gaveltymber, Gavel-Zimmerung, Zimmerung zur Frohnde, d. h. Behauung der Hochſtämme zur Frohnde, z. B. in einer alten Urkunde ebendaſelbſt S. 22: Et de 200 nesters de Gavel-tymber, de redditu quilibet de longitudine 13 ped., de quibus proveniunt de tenemento de Barewafesyle 100 et de tenemento de Moryden 100 etc., Gavelwood (Frohndeholz, z. B. in einer alten Urkunde ebendaſelbſt S. 23: Et de 18 sol. 3 den. ob. de fine cariandi Gavelwood; in einer alten Urkunde der kentner Kirche ebendaſelbſt S. 25: De *Gavelnoht* vel *Gavelfother* (Gavelküſſen und Gavelfutter) de Ostreland; in einer alten Urkunde ebendaſelbſt S. 25: Allocantur per annum pro *gavelbred* (Gavelbrod) ad herdem et 3 Sum. dimid. und: In pane ad gavelbred, de consuetudine arantium et metentium; in einer alten Urkunde ebendaſelbſt S. 24: De *Gavelsester* cujuslibet bracini braciati infra libertatem maneriorum, videlicet unam lagenam et dimidium cerevisiae. In Gavel-Sester iſt letzteres ein beſtimmtes Flüſſigkeitsmaß. Außer Gavel hat man im Engliſchen Gabel (ſprich gähbell, gehbell), Steuer, Abgabe, Taxe, Auflage, Acciſe, als a Gabel on (of) Wine, eine Weinacciſe, the Gabel on Salt in France, der Impoſt von Salz in Frankreich, Gabeler, der Steuer-Einnehmer.

Gabella wird für verſchiedne Auflagen gebraucht. Walſingham ſagt im Richard II.[16]): Eo quod totiens tam aporiassent (verarmt hatten) quam despoliassent patriam diversis taxis, quas Gabelas appellant. Sanutus[17]) ſagt: Cavendum etiam, maxime in ipso principio, ne fideles ad conquisitas terras cum mercationibus vel quibuscunque rebus accedentibus, angarientur in aliquo, vel graventur *datiis vel gabellis*: et similiter, quae voluerint, extrahere libere permittantur. Nachdem Sanutus geſagt hat, hierdurch nämlich werde die Fülle an Sachen, die Häufigkeit der Handelsleute und der Zuſammenlauf auch der Übrigen zur Niederlaſſung in dem heiligen Lande größer ſein, die Bewohner des Landes reichlicher mit den Bedürfniſſen herbeiſtrömen und ihren Vortheil erlangen; dieſe Vorſicht habe Balduin von Burg in der Stadt Jeruſalem gebraucht, fährt er fort: Processu etiam temporis ex causis hujusmodi, et quia *datium* nihil aliud esse communiter existimatur quam furtum, aut rapina squalido satis colore vestita: non sine urgenti necessitate, cum multa deliberatione, multoque moderamine est *commercium* vel *datium* imponendum. Datium iſt das latiniſirte italieniſche datio, nach neuerer Schreibart dazio (vectigal), Zoll, Mauth, Acciſe, Ungeld, Auflage, Abgabe, Gebühr, Steuer u. ſ. w., das Zollhaus, Zollamt, impor, metter dazio[18]), Zoll, Steuer, Mauth auflegen, soprastante al dazio, ein Zollbeamter, datiere, daziere, daziaro, Zollner, Zollbeamter, Mauthner, Steuer-Einnehmer, und von Sanutus mit gabella für gleichbedeutend gebraucht, da ebenfalls im Italieniſchen gabella (vectigal), der Zoll, die Mauth, Acciſe, Ungeld, Steuer, Schoß, bedeutet, riscuoter la gabella, den Zoll u. ſ. w. einfodern, pagar la gabella u. ſ. w., den Zoll zahlen, pagar la gabella di qualche insolenza, für eine Ausgelaſſenheit geſtraft werden, i pensieri non pagano gabella, Gedanken ſind zollfrei, defraudar la gabella, den Zoll betrügeriſch umgehen, appaltar la gabella[19]), den Zoll pachten, ufficiale di gabella, Zollbeamter, gabella del vino u. ſ. w., Weinzoll, Ungeld von Wein u. ſ. w., Gabelliere, Gabelliore, Gabellotto, Zollner, Zolleinnehmer, Mauthner, Schoſſer, Ungeldner,

---

16) p. 243. 17) *Marinus Sanutus* dictus Torsellus, Patricius Venetus, Liber Secretorum Fidelium Crucis super Terrae Sanctae recuperatione et conservatione Lib. III, Pars XV. Cap. 25 ap. *Bongarsium*, Hist. Orient. T. II. p. 281. 18) mettere, porre, imporre dazi, Zölle, Steuern auflegen, pagar' il dazio, den Zoll, die Mauth zahlen, verzollen, pagare i dazi, die Steuern abtragen, ricever' il dazio, den Zoll einnehmen, questa robba non paga dazio, die Waare iſt zollfrei, passar per lo dazio, durch den Zoll, d. h. die Zollgebühr oder das Zollhaus, gehen, verzollt werden müſſen, fraudar' il dazio, den Zoll umgehen, betrügen, dato del vino, del grano etc., Weinzoll, Kornzoll. 19) Ebenſo appaltar' un dazio, einen Zoll pachten, appaltare del dazio, Zollpächter.

Digitized by Google

Acciseinnehmer, gabellare, verzollen, veracciſen, den Zoll, die Mauth bezahlen, gabellare uno, von einem viel halten, non gabellare quello, che dice uno, eines Worten keinen Glauben beimeſſen, gabellabile, verzollbar, accisbar, was Zoll geben muß, bildlich tadelhaft, tadelbar, gabeletta (leve vectigal), ein kleiner Zoll, eine kleine Abgabe. In den Statuten des neuen Freiſtaates von Genua vom J. 1576 Cap. 2 wird geſagt: publica vectigalia, quas Gabellas passim nuncupamus. So wird es auch für jede Abgabe in einer Urkunde des Königs Roger von Sicilien vom J. 1129 [20]) gebraucht. Bei den italieniſchen Geſchichtſchreibern des Mittelalters kommt Gabella häufig vor. So z. B. ſagt Giovanni Villani, Bürger von Florenz, Historie Fiorentine, Libr. IX. Cap. 16 [21]) zum 26. April 1311 et ordine e trassono il bando tutti li sbanditi Guelfi Cittandini et Contadini di che che bando si fosse, pagando certa piccola gabella. Libr. VIII. Cap. 9 zum J. 1294: Et ordinossi per lo Commune alla fabrica et lavorio della detta Chiesa [22]) una gabella di 4 danari per libre di ciò, che usciva della camera del Comune, et soldi 2 per capo d'uomo. Libr. X. Cap. 19. Zum J. 1326: Et come s'andasse la spesa, infra uno anno che il Duca era venuto in Firenze, tra per lo suo saltaro e l'altre spese opportune, che fece portare a' Fiorentini, piu di 400 cinquanta migliaja di fiori d'oro si trovo spero il Comune di Firence usciti di gabelle, e d'imposte, et libre, et altre intrate di commune; welches, fährt der Geſchichtſchreiber fort, für eine große und wunderbare Sache gehalten wurde, und die Florentiner ſehr ſchmerzte. Matteo Villani (Istorie Libr. VII. Cap. 81) ſagt im Betreff der Bedrückungen Bologna's durch den Tyrannen Johann von Olegio unter anderm: Però ch'ogni mese volea da catuno de' suoi sudditi soldi cinque di bolognini per bocca di sale, e soldi quattro per la macinatura della corba del grano, oltre all' usata mulenda; e per ogni tornatura di terra soldi XX di bolognini l'anno sopra l'altre gabelle delle porte, e del vino, e dell' altre cose, ch'entravo con some, e con carra, cho tutte erano gabellate. Gabellerare heißt mit der Gabella (mit Zoll oder Steuer) belegen. Hier wird es, wie am gewöhnlichſten von den Sachen gebraucht, welche mit Auflagen belegt werden. Doch kommt es auch in Beziehung auf Perſonen vor. In den Constit. Sicul. Lib. I. Tit. 57 ſind Bajuli gabellati Bajuli qui in gabellam vel credentiam bajulationes suas tenent; Tit. 59. §. 1: qui praepositures suas ad *firmam* (auf Recht) tenent. Gabelloti, Cabelloti (publicani, Zollpächter, vectigalium et tributorum redemtores, Zoll- und Zinspächter), kommen in Urkunden des Königs Friedrich von Sicilien vor, nämlich in einer vom J. 1298 [23]), und in einer vom J. 1305 für die Kaufleute von Majorca, aus welcher wir bemerken: Quilibet mercator solvat tantummodo Cabellatis, seu Credentioriis dohanarum [24]) maris, terrarum, locorum ejusdem Insulae Siciliae. Giovanni Villani, Libr. X. Cap. 91 ſagt zum J. 1347 in Beziehung auf Florenz: E levarono che non potesse portare arme da offendere niuno *gabelliere*, e niuno soprastante, ne lore guardie, se non nelle carcere, o d'intorno, che in prima n'era piena tutta la Città di brevilegi per più casi: ch' era sconcia cosa.

Da die Gabellen von verſchiedenen Gegenſtänden gegeben wurden, erhielten dieſe verſchiedenen Auflagen verſchiedene Bezeichnungen. Wir bemerken die Gabelle des draps (Abgabe von Tüchern). Der Rotulus ann. 1332 ſagt: l'on souloit rendre de l'imposition de la gabelle des dras (draps) de la Seneschaussée de Carcassone 4500 liv. T. par an, la quelle fu abatue l'an 1333 parmi France. Achilles Priminius Gaſſarus ſagt in Beziehung auf Augsburg zum J. 1373, wo er von dem Ungeld handelt: de Maechliniense integro panno 50, de viliori laneo panno 30 nummuli. In der oben aus Matteo Villani Libr. VII. Cap. 81 angeführten Stelle wird in Beziehung auf Bologna die Gabella del vino und in den Statuten des Herzogs von Bouillon Art. 572 [25]) Gabelle de vins erwähnt. Gobelina Perſona [26]) ſagt: Inter haec Dominus Urbanus Papa regnum Siciliae volens de quodam gravamine, puta de gabellis vini, quae Karolus vendentibus vinum indixit, relevare, mandavit, ne quis vinum vendentium de caetero regi gabellum solveret sub poena excommunicationis. Unde gabellum in vulgo dicitur certa quota quae datur de certis vasis vel mensuris vini vendendi domino terrae, vel communi civitatis. So z. B. läßt ſich die Gabelle von Wein in einer großen Zahl Städte nachweiſen, z. B. in Florenz [27]), in Toulouſe [28]), in Orleans [29]), in Aachen [30]),

20) apud *Bonfilium Constantium*, Hist. Sicil. Part. I. Lib. IV. 21) apud *Muratorium*, Rer. Italic. Scriptt. Tom. XII. col. 452. 22) Nämlich zur Wiedererbauung und Vergrößerung der Kirche Santa. 23) apud *Rocchum Pirrum*, Archiep. Messan. p. 340.

24) Italieniſch dogana, zuſammengezogen doàna (franzöſiſch douane), Zollhaus, Waghaus, Packhof, und metaphoriſch der Zoll, die Mauth, doganier, doaniere (franzöſiſch douanier), Zolleinnehmer, Zöllner, Zollbeamter. 25) *D'Achery*, Spicilegium. T. II. p. 576. 26) Cosmodromii Aetas VI. Cap. 78 ap. *Meibomium*, Scriptt. T. I. p. 100. 27) *Giovanni Villani* Lib. XI. Cap. 91: *Dell' entrata de Comune de Firenze.* Il Comune di Firenze di sua redite ascese a piccola entrata, come si potra vedere, ma regge in qua' tempi per antrata di gabelle; e quando bisognava, come dicememo adietro, al cominciamento della guerra del Mastino, si civiva per prestanze, e imposte a' Mercatanti, e ricchezze, a altri singulari, assegnandoli con guidardoni sopra le gabelle etc., und weiter unten: Vendersi l'anne la gabella delle porti di mercatanzie e vittuaglia, e cose ch'entravano e uscieno della Citta fiorini 90 mila e 200. La gabella de vino a minuto pagando il terzo valeva fiorini 59 mila e 300. L'estimo del Contado pagando l'anno soldi 10 per libra di loro estimo, fiorini 30 mila e 100 d'oro. La gabella del sale, vendendo a' Cittadini soldi 40 mila a 450 d'oro. Dieſe vier Gabellen (queste quatre gabelle) waren beſtimmt zu den Koſten des Kriegs der Lombardei. Ferner werden aufgeführt: La gabella sopra i prestatori e usurie 300 Goldgulden; la gabella d' contratti 1100 Goldgulden; la gabella del macello delle bestie della Citta 150 Goldgulden; la gabella della pigioni 4050 Goldgulden; la gabella della farina e macinatura 4250 Goldgulden; la gabella d' Cittadini,

Digitized by Google

Cöln [31]), Speier u. ſ. w. In Teutſchland wurde Gabelle durch Ungeld ausgedrückt, ſo z. B. ſagt Lehmann [32]) in Beziehung auf Speier: „daß der Kaiſer ſolch Recht der Stadt beſtätiget und zugelaſſen, daß ſie mit dem Weinſchank Verordnung und Anſtalt zu machen, ſo gemeinen Nutzen „fürtreglich“, gut Recht und Macht haben ſollen, geſtalt dann darauf erfolgt, daß ein Rath jedem aus der Bürgerſchaft durchs ganze Jahr zum Zapfen zu verſchenken erlaubt, mit der Bedingung, daß ſie davon das „Ungelt“ zu gemeinem Nutzen zu liefern ſchuldig ſein ſollten.“ Ein Ungenannter [33]) erzählt in Beziehung auf Worms: Erat temporibus Eberhardi Episcopi, *Ungeltum* in civitate; ita quod mensura vini fuit pro parte minuta, von welchen Einkünften die Mauer und die Thürme der Stadt gebaut, die Schulden und Bedürfniſſe der Gemeinde bezahlt würden. Im Juni 1264 verſchwören ſich einige der Bürger, und ziehen das Volk durch die falſchen Einflüſterungen an ſich, daß die Bürgermeiſter und die ſechszehn Männer, die von den Ungelten eingenommenen Güter der Stadt (bona civitatis de Ungeltis recepta) nach ihrem Willen vertheilten, reizen die Geſammtheit gegen ſie, und nehmen ſogleich die Einnahme des Ungeltes (receptionem Ungelti) an ſich. Der Biſchof verläßt die Stadt, ermahnt die Verſchwörer durch Briefe quod a receptione Ungelti — — — cessarent, und belegt, da dieſes Nichts fruchtet, die Stadt vor dem Feſte Allerheiligen mit dem Kirchenbanne. Es kommt nun zu Unterhandlungen und einem Vergleiche. Die Verſchwörer müſſen ſich zur Leiſtung von Genugthuung (emenda) verſtehen, et Dom. Episcopus indulsit Ungeltum recipi a sequenti Festo purificationis gloriosae Virginis, per annum; zur Einnahme deſſelben (ad cujus receptionem) ſetzt der Biſchof ſechszehn Männer aus den vier Kirchſpielen der Stadt nebſt den Bürgermeiſtern. Datae etiam sunt Dom. Episcopo CCC. Librae Hallens. tam pro Ungelto, quam pro moneta. — — — Anno 1266 exspiraverat tempus *Ungelti*, welche Zeit vom nächſten Feſte des heiligen Martin auf ein Jahr nach dem Willen des Biſchofes verlängert worden iſt. — Achilles Priminus Crassarus [34]) ſagt in Beziehung auf die Streitigkeit des Biſchofes von Augsburg und dieſer Stadt: endlich im J. 1290 den 16. April ſei Eintracht geſchloſſen worden, und der Biſchof habe von den Bürgern eine kleine Summe Geldes erhalten und ſei von dem Rechte, welches er auf die Thore der Stadt zu haben, Anſpruch gemacht, gänzlich abgeſtanden, illisque, fährt der Geſchichtſchreiber fort, antiqua privilegia, et praecipue vectigalium apud portas exactionem, et indebitum de vino, quod vulgo *Ungelt* [35]) dicitur eo modo et conditione denuo salva permiserit, ſodaß ſowol ſein Geſinde (familia) als auch der ganze Klerus von dieſem frei bleiben ſollte, nicht anders, als wie es von ſeinen Vorfahren, den Bürgern, concedirt worden war. Als im J. 1359 die Augsburger dem König Karl Beiſtand geleiſtet hatten, den Grafen von Würtemberg zum Gehorſam zurückzubringen, bewilligte jener der Stadt Augsburg wegen der außerordentlichen Kriegskoſten und anderer Schulden der Schatzkammer der Stadt Augsburg, in einer Urkunde zu Nürnberg 1359 [36]), wie Gaſſarus erzählt, novum [37]) privilegium, sumendi a suis de omni potionum genere, vinis cilicet, medonis et cerevisiae tributum auf zehn Jahre. Derſelbe ſagt zum J. 1373: Als aber bei dieſen Unruhen der öffentliche Schatz hier für ſo große Ausgaben durchaus nicht ausreichte, wurde auf Befehl der Bürgermeiſter eine Verſammlung der ganzen augsburger Gemeinde zum Feſte der Reinigung Mariä gehalten, in quo novo plebiscito, pro reipublicae usu et commoditate tributa seu collectae (eas plebs suo idiomate *Ungeltam*, hoc est Indebitum appellare consuevit), de singulis tam negationum mercibus, quam de potionum generibus, decretae sunt, ac cunctis indigenis impositae, nempe ut de quovis tam *Mulsi* quam *Zythi* cado (vulgus Aymarum vocant), septima pars pretii, vini autem decem bilibralium mensarum etc. (nämlich vom Getreide, wovon wir ſogleich handeln werden, von Tüchern, welche Gabelle, wir bereits angeführt haben), de centum libris piperis, dann, bemerkt Graſſarus weiter, die übrigen Arten von Gewürzen (reliquae aromatum species) waren in jener Zeit bei unſern Leuten in den Küchen nicht ſehr bekannt und gewöhnlich, quatuor solidi, et sic de omnibus aliis mercibus, paria vectigalia in fiscum redirent, was Kaiſer Karl zu Zittau den 7. April

che vanno di fuori in signoria 3500, la gabella dell' eccuse e scuse del Comune 1400 Goldgulden; la gabella di segnare pesi, e misure, e paci, e beni in pagamento 600 Goldgulden; la gabella delle pigioni di Contado 550, la gabella d' mercati di Contado 200, la gabella delli sporti delle case 5500, la gabella delle trecche e trecconi 450 Goldgulden; la gabella del sodamento vale l'anno de' messi fiorini 1300 civè, di portare arme di difensione a soldi 20 di piccioli per uno, la gabella de' foderi di legname vien per Arno 50 Goldgulden. Ferner werden noch aufgeführt: La gabella de gli approcatori d' sodamenti si fanni al Comune fiorini etc., la gabella de' richiami de' Consoli dell' Arti, la parte del Comune si fa l'anno 300 Goldgulden; endlich la gabella sopra le possessione del Contado etc., la gabella delle zuffe a man vote etc., la gabella da Firenzuola etc., la gabella di coloro, che non hanno casa in Firenze etc., la gabella delle mulina, e pescaje etc., und zuletzt die Bemerkung: Summe 300,000 oder mehr. 28) Zum J. 1219 in der Histoire générale de Languedoc Vol. III. p. 313. 29) Urkunde Philipp's II. vom J. 1138 bei *Thaumas de Thaumassière* p. 475; Coutumes d'Orléans ebendaſelbſt p. 467. 30) Kopp III. S. 19. 20. Vergl. Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters. 2. Th. S. 110.

31) Chronik von Cöln 1369. Bl. 269 b. 32) Chronica Der Freyen Reichs Statt Speyer. IV. Buch. Cap. 22 (frankfurter Ausgabe von 1612). S. 366. 33) Die Stelle bei *Schannat*, Historia Episcop. Wormatiensis. T. I. p. 379.

34) ap. *Menckenium*, Scriptt. T. I. col. 1464. 1493. 1509. Bl. Welſer zu den Jahren 1360. 1373. 1386. I. II. S. 109. 120. 132; v. Stetten zum J. 1363. S. 107. 35) Geld, mittelhochteutſch Gelt, bedeutet nämlich nicht blos Bezahltes, Habe, Vermögen, ſondern auch, was zu zahlen iſt, namentlich der ſchuldige Zins, und hat dann auch die Bedeutung von Gülte, was man jährlich zu zahlen ſchuldig iſt für geliehenes Geld, oder für Grundſtücke. In einer Urkunde des K. Karl IV. bei *Glafey*, Anecdot. p. 212 kommt ungeltum vini vor. 36) ſ. die Urkunde bei demſelben a. a. O. S. 212. 37) *Crusius*, Annal. Svev. P. III. p. 268 bemerkt dazu: das war das erſte Ungelt alſo.

Digitized by Google

1373 bis zu ſeiner oder ſeiner Nachfolger im teutſchen Reiche Widerrufung durch authentiſche Urkunde bekräftigte. Regensburg legte im J. 1351 auf den Eimer Elſaſſer und Neckarwein ein Ungeld von 6 Pfennigen [38]). Der Herzog Rudolf von Öſterreich ſagt in der Conſtitution vom J. 1359 [39]): das uns doch von — — weyn, met, pier unser ungelt und aufsatz gevall und werd richtigclich, und ebendaſelbſt: Also sol er auch demselben auslag das vas — — — verungelten und den zehenten tail des gelts davon antwurten und geben — unserm ambtmann den wir dartzu setzen. Ferner wurden Getreide und Mehl mit der Gabelle belegt: La Gabella della farina e macinatura (des Mehls und des Mahlens) betrug nach Giovanni Villani [40]) in Florenz 4250 Goldgulden. In Beziehung auf Cöln kommt eine Auflage auf Getreide und Malz in einer Urkunde des K. Otto's IV. vom J. 1212 [41]), und in Beziehung auf andere Städte, z. B. Zürich [42]), anderwärts vor. Gaſſarus [43]) führt im Betreff der Gegenſtände, welche zu Augsburg im J. 1373 wegen Erſchöpfung des Schatzes der Stadt durch Kriegsunruhen, mit Ungeld belegt wurden, unter andern auf: ac de frumenti *tritici* eo modio, quem *Schaffum* indigitant, octo nummuli, de *siliginis oliraeve* modio, quatuor nummuli. In einer niederländiſchen Urkunde vom J. 1451 heißt es: enich ongelt op ten gemette (Gemäße) setten sal. Im Betreff der Stadt Frankfurt am Main kommt in den Statuten derſelben [44]) eine Auflage auf Getreide vor. König Wenceslaus ſagt in einem Privileg vom J. 1398 [45]): so freyen wir sie und ihr Closter ewigklich von allen und jegklichen Ungelt oder andern Auffsatzungen die der Rhat, Burger und Stadt zu Frankenfurth jezunt von mahlen, baken oder andere Noturfft oder Kauffen nehmen oder hernach auffsetzen u. ſ. w. Geſalzene Fiſche werden als dem Ungelde unterworfen, z. B. ebenfalls in Beziehung auf Frankfurt zum J. 1412 [46]) aufgeführt: Item das Ungelt von Heringen, Stockfischen und von andern gesaltzenen Fischen, daran die von Frankfurth ubernommen seint worden, anderst denn von alter herkommen ist. Auch anderwärts findet man eine Auflage auf geſalzene Fiſche, namentlich in Venedig, welches überhaupt reich an Gabellen von Wein, Fleiſch, Käſe, Öl, Pech, Eiſen, Bauholz u. ſ. w. und vom Mahlen, welche Gabelle wegen ihrer drückenden Laſt im J. 1265 das Volk zu einem Aufſtande veranlaßte, war. Einiges von dem eben genannten war jedoch mehr Durchgangszoll, als Verbrauchsſteuer [47]), wurde jedoch ähnlich wie im Teutſchen, wo Ungeld in weiter Bedeutung auch den Zoll umfaßt, mit unter den Gabellen in weiterer Bedeutung begriffen. Die Gabelle von Salz führte in Venedig bereits im 10. Jahrhunderte dazu, daß ſich die Regierung den Alleinhandel beilegte [48]). Dieſes thaten auch Genua, welches den auf 30,000 Pfund belaufenden Ertrag von einem Jahre hatte [49]), und das Königreich Sicilien unter Friedrich dem Zweiten, wie aus Constitutionibus Sicil. I. 87 hervorgeht. Auch Kaiſer Andronicus der Ältere von Conſtantinopel belegte das Salz mit einer Auflage [50]). Dieſes geſchah auch in Volterra [51]). In Florenz, wo zugleich la gabella del macello delle bestie della Citta, Gabelle der Schlachtbank der Thiere der Stadt war, und jährlich 15,000 Goldgulden (fiorini d'oro) betrug, brachte la gabella del sale durch den Verkauf an die Bürger für 40 Soldi (franzöſiſch Sou) den kleinen Scheffel (lo stajo piccolo) und an die Contadiner für 20 Soldi, jährlich 14,450 Goldgulden ein [52]). In Augsburg wurde unter andern Gegenſtänden, welche mit dem Ungelde im J. 1373 belegt wurden, auch das Salz in Anſpruch genommen, nämlich es mußten gegeben werden de globo Romboide uno, vulgo Schegbam appellant, salis, tres nummuli [53]). Die Auflage auf Salz läßt ſich auch in vielen andern Städten, z. B. Zürich [54]), Breslau [55]) zum J. 1336, in Quedlinburg [56]), und ſelbſt für Pommern [57]) und Dänemark [58]) nachweiſen, nicht minder für Montpellier [59]) 1202, für Toulouſe [60]) 1219, Nismes [61]) 1359 und andere Städte, und überhaupt für ganz Frankreich, im Betreff deſſen die Gabelle du Sel [62]) am bekannteſten, oder wenn man will am berüchtigſten geworden iſt. Ägidius de Roya ſagt zum J. 1450: Philipp, Herzog von Burgund und Graf von Flandern, habe nach Weiſe der Könige von Frankreich (more Regum Franciae) von den Seinigen Gent verlangt, daß ihm die „Gabella Salis“ bewilliget werde, ſie ſei ihm aber von denſelben verweigert worden. Manche wollen König Philipp den Langen von Frankreich zum Urheber machen. Aber die von Ludwig dem Heiligen der Stadt Algues mortes im J. 1246 ertheilten Stadtrechte ſagen: Sed

38) Zirngibl, Geſchichte des bairiſchen Handels, in den Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu München IV. §. 2. 39) Bei *Moser*, Bibliotheca Manuscriptorum p. 127. 40) L. XI. Cap. 91. col. 814. 41) Im ſtädtiſchen Archive zu Cöln, benutzt von Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters. 2. Th. S. 110. 42) (Schinz) Geſchichte der Handelsſchaft von Zürich S. 102. 43) col. 1509; Welſer S. 120; v. Stetten S. 121. 44) Statuta Francofurtensia ap. *de Senckenberg*, Selecta Juris. T. I. p. 80. 45) Bei demſelben a. a. O. T. VI. p. 643. 46) Ebendaſelbſt p. 655. 47) Fr. v. Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit. 2. Aufl. 5. Bd. S. 536.

48) *Marin*, Storia del commercio de' Veneziani II. p. 181. 49) *Caffari*, Annal. Genuens. Lib. X. ap. *Muratorium*, Rer. Italic. Scriptt. T. VI. col. 608: Reditus etiam Communis, et pedagia, et aliae Callegae venditae fuerunt dicto anno (1293) in publica Callega dictis denariis IV computatis libr. CX millibus, sine eo, quod per Commune Januae singulis annis percipitur de venditione salis, quod est librarum XXX millium et plus. Derſelbe ſagt zum J. 1234 col. 472: et venditi fuerunt denarii XII usque ad annos X in qualibet mina Salis pro libris XXVIII, causâ finiendi expensas praedictarum navium et galearum. 50) *Pachymeres* Lib. 10. c. 19. 51) ſ. Codice dipl. di Volterra. Urk. 142. 52) *Giovanni Villani* Lib. X. c. 91. col. 824. 53) *Grassarus* ad ann. 1373. col. 1509; v. Stetten S. 99. 106. 54) (Schinz) Geſchichte der Handelsſchaft von Zürich S. 102. 55) Köckritz zum J. 1336. 56) *Erath* Cod. p. 140. 57) *Dreger* Cod. I. Urk. 20. 58) *Langebeck*, Rer. Dan. Scriptt. T. VI. p. 191. 59) *Guilelmi Montispessulani* Testamentum d. a. 1202 ap. *D'Achery*, Spic. T. III. p. 563. 60) Histoire générale de Languedoc. T. III. p. 313. 61) *Menard*, Histoire de Nisme. T. II. p. 201. 202. 62) *Villaret* T. VIII. p. 407 seq.

Digitized by Google

neque gabellae salis, seu alterius mercimonii possint ibi fieri contra homines villae. Doch haben wir eine Urkunde Philipp's V. oder des Langen vom J. 1318 [63]), in welcher die Gabelle des Salzes in Beziehung auf das ganze Land vorkommt. Um nämlich ſeinen Feinden zu widerſtehen, erneuerte und verſtärkte er die Gabelle des Salzes, welche nachher nicht wieder aufgehoben, und eine der vornehmſten Bereicherungen der königlichen Schatzkammer wurde. Philipp ward daher von ſeinem Gegner, dem Könige Eduard von England, der dafür den Spottnamen des Wollenhändlers erhielt, ebenfalls ſpottweiſe Philippus Salicus genannt, welches zugleich eine Anſpielung auf das ſaliſche Geſetz ſein ſollte, auf welches Philipp ſeine Anſprüche auf die Thronfolge begründete [64]). In dem mit B. bezeichneten vom J. 1330 bis 1340 gehenden Regeſt der Rechnungskammer von Paris findet ſich ein Statut des Königs Philipp VI. vom J. 1331, durch welches er, damit er ſeinen Feinden widerſtehen könnte, zur leichteren Beſchwerung ſeiner Unterthanen innerhalb der Grenzen ſeines Reiches einige Greniers à sel (Salzſpeicher) errichtete. Die über dieſelben Geſetzten werden genannt Souverains, Commissaires, Conducteurs et Executeurs de dits Greniers et Gabelles, und dazu waren gewählt Magiſter Guillelmus Pinchon, Archidiakonus von Abrine, Petrus de Vilain, Archidiakonus von Paris, Magiſter Philippus de Tire, Thesaurius Bajocensis, Magister Requestarum Hospitii, Magiſter Rainaldus Chaviau, Guido Chevieres, Artus de Provins, Ritter (Milites) und Magiſter Jacobus de Boulon. Die Procuratoren der Salzgabelle werden in einem andern Statut vom 2. Oct. 1342 les Deputez sur le fait du sel genannt. Abt Johann von Laon [65]) ſagt: En ce mesmes an (1342) mist le Roi une exaction au sel, laquelle est appellée Gabelle, dont le Roi aquist l'indignation et malegrace tant des grans comme des petits, et de tout le peuple. Da die Stände Frankreichs fürchteten, daß die derartige Gabelle vom Salze fiscaliſch und ewig werden, und der Schatzkammer des Königs in Zukunft zugeeignet werden würde, verſprach König Philipp VI. in einem Edict vom 15. Febr. 1345, daß er, ſobald er von der Furcht der drohenden Kriege befreit ſein würde, die Gabelle vom Salze aufheben werde. Durch ein Statut des Königs Johann vom 28. Dec. 1355 [66]) wurde mit Bewilligung ſämmtlicher Stände die Gabelle vom Salze im ganzen Reiche zur Beſtreitung der Kriegskoſten wieder auferlegt und eingetrieben. Als König Johann von Frankreich den 19. Sept. 1356 in der Schlacht bei Poitiers durch die Engländer gefangen worden war, wurde unter andern Auflagen, welche damals zur Auslöſung des gefangenen Königs aufgelegt wurden, von den Pariſern, dem Dauphin Karl, dem Regenten, den 11. Aug. 1358 die Gabelle vom Salze innerhalb der Grenzen der pariſer Vicomté erlaubt, und den 18. Oct. 1358 auf den Scheffel Salz ein Preis von 60 Goldecus gelegt, wovon 34 dem Kaufmanne, 34 dem Herzoge und den Ädilen, und zwar dem Herzoge 26, den Ädilen aber 8 waren. Endlich den 26. Nov. deſſelben Jahres wurden auf den Scheffel Salz 100 Ecus, wovon 26 dem Kaufmanne, 56 dem Könige und 18 der Stadt ſein ſollten. Dieſer Preis wurde nachher den 1. Febr. 1359 vermehrt. Nachdem endlich König Johann durch den Frieden von Bretigni, welcher den 8. Mai 1360 abgeſchloſſen worden war, und den er den 24. Oct. deſſelben Jahres zu London beſchwor, die Freiheit erhalten hatte, legte er, um den Bedingungen ſeiner Freikaufung zu genügen, durch ein Ausſchreiben vom 18. Dec. 1360 verſchiedene Abgaben auf, und unter dieſen die Gabelle de sel [67]), welche auch in Beziehung auf ihren Zweck Aide sur le sel genannt wurde, auf. Die nähern Angaben über dieſelben finden ſich im achten Regeſt der Rechnungskammer zu Paris Bl. 11 u. 13. Dieſe Gabelle ging, wie die übrigen Auflagen, welche zu den Bedürfniſſen des Reiches mit Bewilligung der drei Stände angeſagt, in fiscaliſche und ewige Zahlung über. Dieſes verordnete König Karl V. und ließ durch eine Verordnung vom J. 1366 in den vorzüglichſten Städten des Reiches öffentliche Salzniederlagen mit Beamten und Gegenbeamten einrichten. Nicht nur die Kaufleute wurden, als die Sache in Gang geſetzt wurde, verpflichtet, ihre Vorräthe für einen gewiſſen, von der Regierung beſtimmten Preis, in die Salzniederlagen abzuliefern, ſondern auch alle andern Unterthanen mußten den Überſchuß, den man bei ihnen, nach Abzug eines vierteljährigen Bedarfs, vorfand, an die Salzniederlagen herausgeben [68]). Karl VII. vergrößerte die Auflage, die bis zu ihm vier Pfennige (deniers) auf das Minot (halbe Mine) Salz betragen hatte, um zwei Pfennige. Der durch den Krieg wider den König Karl V. von Spanien bedrängte König Franz I. legte auf das Muid (Tonne) Salz 24 Livres. Doch wurde im Laufe der Zeit dieſe Gabelle immer vergrößert, ſodaß ſie mit Recht la seconde source des Finances du Roi genannt wurde. Johann Fortſecutus ſagt in ſeinem Lobe der Geſetze Englands [69]): Außerdem duldet der König (von Frankreich) nicht, daß irgend einer ſeines Reichs Salz ißt, welches er nicht von dem Könige ſelbſt nach dem Preiſe kaufet, welchen dieſer blos nach ſeinem Gutdünken feſtgeſetzt hat; und wenn irgend ein Armer lieber Ungeſalzenes eſſen will, als Salz zu übermäßigem Preiſe anſchaffen, ſo wird er alsbald gezwungen, ſoviel von dem Salze des Königs nach deſſen Preiſe zu kaufen, als auf ſoviel Perſonen kommt, ſoviel er in ſeinem Hauſe hat. Die Salzgabelle wurde wegen ihrer Wichtigkeit und drückenden Laſt vorzugsweiſe Gabelle, d. h. Gabelle ohne Beiſatz, genannt. Daher gabeler, das Salz auf den Speichern trocknen, gabeleur, der Salzbeamte, gabelage, die Lagerzeit des Salzes. Durch die große Revolution abgeſchafft, wurde ſie von Napoleon, der viel Geld zu ſeinen Kriegen brauchte, wieder herge-

63) Ordonnances de France T. I. p. 679. 64) Meuſel, Fortſetzung der Allgem. Weltbiſtorie. 37. Th. S. 269. 65) Miroir Historial L. IX. Ch. 71. 66) Im Regestum Memoralium Camerae Computationum Parisiensis signatum C. f. 203. Vergl. *Froissart*, Hist. V. I. Ch. 155.

67) Chronicon Flandriae Cap. 111. 68) Urkunde Karl's V. in den Ordonnances de France T. IV. p. 694 seq. 69) De Laudibus Legum Angliae Cap. 35.

Digitized by Google

ſtellt, jedoch nicht mehr nach alter Weiſe, nämlich nicht in den Salzniederlagen in den vorzüglichen Städten, ſondern an den Orten der Gewinnung des Salzes erhoben. Gabella emigrationis (Gabelle d'émigration), auch Gabella ſchlechthin (Jus dectractus, droit de détraction, Census emigrationis) heißt dasjenige Geld, welches dem Landesherrn von demjenigen gegeben werden muß, oder rückſichtlich mußte, der ſeine Güter aus dem Lande hinwegnimmt. S. das Nähere im Art. Nachsteuer, in der Bedeutung von Abzugsgeld. (*Ferd. Wachter.*)

GABELREITERIN, Beſenreiterin (Volksglaube), ſind volksdichteriſche Bezeichnungen der Zauberinnen oder Hexen. Während in der ältern Mythologie die Göttinnen und Walkyrien als gute und daher geehrte Weſen auf Roſſen[1]) durch die Luft ritten, die die Geſtalt von Falken[2]) oder Schweinen[3]) annahmen und durch die Luft flogen, ritten die böſen weiblichen Zauberweſen, die Tröllkwennur, auf Wölfen[4]), hatten Schlangen zu Zügeln, und wurden, weil ſie nächtliche Weſen waren, und ihr Gaudreidh[5]) (Zauberritt) in der Dunkelheit geſchah, Myrkridhor[6]) (Dunkelheit-Reiterinnen), und Queldridhor (Abend-Reiterinnen) genannt. Das Reiten der böſen weiblichen Zauberweſen iſt in der neuern Volksſage beibehalten. Aber das Reiten auf Wölfen, welches ſo imponirt, iſt, da die Geiſterwelt immer verächtlicher geſtaltet wurde, in ſehr gemeine Stellvertreter der vormaligen Zauberwölfe umgewandelt worden. Dem Wolfe nähert ſich noch am meiſten der Hund. So z. B. nach einer auf einem Meierhofe in Oſtflandern ſpielenden Sage[7]), nach welcher ein Dienſtmädchen, welches ſeine Arbeit immer beſſer und ſchneller verrichtet, als die andern, und das Töchterchen des Bauern gegen eilf Uhr des Nachts in den Hof gehen, wo ein großer Hund ſteht, und ſie ſich auf deſſen Schwanz ſetzen. Er ſchwimmt über ein großes Waſſer. Sie kommen in eine große Geſellſchaft zu den allerſchönſten nach Muſik tanzenden Frauen. In der andern Nacht wird eine zur Hexe geſchlagen, worauf alleſammt tanzen, bis der Hahn kräht. Bei dem erſten Rufe deſſelben kommt der Hund wieder, und das Kind und das Mädchen ſetzen ſich auf ſeinen Schwanz, und reiten auf demſelben Wege nach Hauſe zurück. Die Katzen[8]), deren Geſtalt die Hexen nach den neueren Volksſagen am häufigſten annehmen, kommen auch bei dem Hexenritt vor. So nach einer in Wichmannsdorf und deſſen Gegend lebenden Sage[9]), nach welcher Hans, der Knecht eines Bauern, deſſen altes Weib, mit der es der Knecht hält, Abends in der Küche ſieht, wie ſie eben ihres grauen Katers und darauf auch ihre eigenen Füße, mit einer Salbe beſtreicht. Das Weib ſagt auf ſeine Frage, was ſie da mache, ſie wolle nach dem Blocksberg, wolle er reinen Mund halten, könne er auch mit und ſolle ihr Bedienter ſein. Darauf heißt ſie ihn den ſchwarzen Hahn hereinholen, und als nun beide Thiere mit der Salbe beſtrichen ſind, ſtehen mit einem Male ein Grauſchimmel und ein ſchwarzer Hengſt da. Das Weib ſetzt ſich auf den Grauſchimmel, ſagt: „up und davon, nirgends an," und fährt durch den Schornſtein. Der Knecht ſpringt auch auf ſeinen ſchwarzen Hengſt, hat aber die Worte, die er nachſprechen ſoll, nicht recht behalten, und ſagt: „up und davon, alle weg an," fährt zwar auch durch den Schornſtein, prallt aber auf der Reiſe bald an einen Baum, bald an einen Felſen. Auf dem Blocksberg hält Hans als Bedienter die Pferde, nimmt an dem Schmauſe Theil, und nachdem alles vorüber iſt, ſetzen ſich Hans und ſein Bauerweib wieder auf die Pferde, und reiten heim. Einige Zeit nachher zieht der ſich mit dem Bauerweib erzürnende Hans zu einem andern Landwirth, und

1) So die Göttin Gna; ſ. die Gylfaginning Cap. 36. Snorra-Edda, Ausgabe von Rask, S. 38. Beiſpiele, wie die Walkyrien, ſowol die himmliſchen, als irdiſchen, auf Roſſen reiten, geben die Hakonar-mál (ſ. Snorri Sturluſon's Weltkreis [Heimskringla], überſetzt von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 102) und die Helgilieder (bei demſelben, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 98. 100. 102. 2. Bds. 1. Abth. S. 128. 130). 2) Über Frigg's und Freia's Walshamr (Habichtshemde, d. h. Habichtshülle) ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 48. Th. S. 419. 3) Wie drei Walkyrien mittels Álpta-hamdir (Schwanehemden, d. h. Schwanehüllen) die Luft durchfliegen, ſ. in der Wölundar-Quidha in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 2. Bd. S. 4—6. Wie drei Schwäne (d. h. Nornen in Schwanengeſtalt) fliegend weiſſagen, ſ. bei *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. VI., Ausgabe v. Stephanus, p. 100. 4) So z. B. reitet nach der Gylfaginning Cap. 49 (p. 66) die Gygur (das Rieſenweib) Hyrrockin auf einem Wolfe ſtatt eines Pferdes, und hat einen Hauggormr (ſtechende Schlange) zu Zäumen. Nach der Helga-Quidha Str. 35 reitet ein Weib (flioth, nach der ungebundenen Rede Tröllkona, böſes Zauberweib) auf einem Wolfe, als es Dämmerung iſt (nämlich am Jolenabend, wie in der ungebundenen Rede bemerkt iſt, und hat, wie dieſelbe weiter bemerkt, Schlangen zu Zäumen; ſ. das Helgilied bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 103. 105). Deshalb iſt eine der dichteriſchen Umſchreibungen des Wolfes durch Pferd der böſen Zauberweiber. So z. B. umſchreibt Hallfredhr Wandrädhaſkald (bei Snorri Sturluſon, Weltkreis [Heimskringla], überſetzt von Ferd. Wachter. 2. Bd. S. 232) Wolf durch Leiknar hestr, d. h. Hengſt (Pferd) der Leikn. Leikn, Genitiv Leiknar, iſt einer der Eigennamen der Tröllkwennur (ſ. die Denkverſe in den Skáldskaparmál Cap. 75; Snorra-Edda, Ausgabe von Rask, S. 210 unter Tröllkwenna heiti), und ſteht dichteriſch für Tröllkona (böſes Zauberweib) überhaupt. 5) ſ. den Art. Gaud und die mit ihm zuſammengeſetzten Wörter. 6) So z. B. ſagt im Harbarz-liodh Str. 19 (in der großen Ausgabe der Edda Saemundar. 1. Th. S. 99) Harbardhr (Odhin): ich hatte große Liebesträgereien (manwelar) mit Dunkelheit-Reiterinnen (myrkridhor, d. h. Rieſenweibern), da, als ich ſie durch Liſt von ihren Männern abzog. Ich glaubte, daß Hlebardhr ein harter Jötun ſei. Er gab mir eine Zauberruthe (Gambantein, ſ. d. Art.) und ich brachte ihn durch Liſt um ſeinen Verſtand. In der Helga-Quidha Haddingia-Skata ſagt der nächtliche Wache haltende Atli Str. 15 (bei Ferd. Wachter a. a. O. S. 100): den feuchten Stafn (Vordertheil des Schiffes) habe ich oft bewohnt, und umgebracht Abendreiterinnen (Queldridhor), und thut es wieder, indem er die Hrimgerdhr (Reif-Gerdhur), die Tochter des Rieſen (Jötun) Hati durch Reden hinhält, bis es Tag wird, und ſie (als nächtliches Rieſenweſen) zu Stein wird (ſ. Ferd. Wachter a. a. O. S. 99—103).

7) Bei Joh. Wilhelm Wolf, Deutſche Märchen und Sagen S. 465. 466. 8) Über die Katzen der Freia und der Lappländer ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 48. Th. S. 427. 9) „Hexenritt. Mündlich vom Krüger aus Wichmannsdorf," bei A. Kühn und W. Schwarz, Norddeutſche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachſen, Thüringen, Braunſchweig, Hanover, Oldenburg und Weſtfalen. Aus dem Munde des Volkes geſammelt. (Leipzig 1848.) S. 67—70.

Digitized by Google

ſagt zu ſeinen Kameraden: „Wollt ihr ſehen, wie das alte Bauerweib mit dem alten Kretſchmar nach dem Blocksberg reitet, ſo kommt mit.“ Sie ſetzen ſich auf einem Kreuzweg unter zwei Eggen und nicht lange darauf kommt etwas gejagt. Hans ruft: „Seht, das iſt das alte Bauerweib auf ihrem Grauſchimmel, und der hinter ihr herjagt auf dem ſchwarzen Hengſt, das iſt der alte Kretſchmar.“ Am andern Tag will die Alte den auf dem Felde befindlichen Hans überfallen. Er ſchützt ſich dadurch, daß er einen Strick um ſeinen Leib ſchlingt, und zwiſchen ſeine Beine durch und über den Rücken und die Schultern wieder nach Vorn herüberzieht, und mit einem tüchtigen Kreuzknoten zuſammenbindet. Die Alte gibt ihm 20 Thaler unter der Bedingung, daß er ſeinen Kameraden ſagen ſolle, daß ſie geſtern nicht auf dem Grauſchimmel geritten ſei. Als er Abends bei einem Kruge mit ſeinen Kameraden ſitzt, ſagt er: „Ich habe euch geſtern geſagt, da ritte das alte Bauerweib auf einem Grauſchimmel, das iſt aber nicht wahr, ſie ritt nur auf ihrem grauen Kater.“ Die Ziegenböcke als Sinnbilder der Fruchtbarkeit haben als Zugthiere Thor's, des Donnergottes, eine gute mythologiſche Bedeutung. In den neueren Hexenſagen werden ſie unter den Gegenſtänden aufgeführt, auf welchen die Hexen am Abend vor dem Walpurgistag auf den Blocksberg reiten[10]). Sie haben hierbei die Bedeutung als häßliche, übelriechende, geile Thiere, deren Geſtalt böſe Geiſter angenommen haben. Nach einer Sage[11]) wirft der Bock ein Weib, Namens Gertrud, welches auf der hetzenroder Heide, wo viel Hexenwerk getrieben, und viel Teufelswerk gehört wird, getanzt hat, von ſich herab zur Erde, weil ſie zufällig den Namen Gottes ausgeſprochen hat. Sie fällt in ein Dorngebüſch, wo ſie ſich ſtark verwundet. Als ſie am andern Tage ſpät nach Hauſe kommt, ſagt ſie, ſie habe eine Wallfahrt nach dem Eberhardshauſe gemacht. Der Bock, auf dem die Hexe reitet, iſt der Teufel, der mit ihr buhlt, und ſie zum Tanze abholt. Weshalb einer der Namen des Brockens für Blocksberg Bocksberg ſein ſoll. Da die Raben in der Heidenzeit als Weiſſagevögel eine ſo bedeutende Rolle ſpielten[12]), ſo iſt natürlich, daß ſie auch jetzt noch in den Hexenſagen nicht fehlen. So z. B. in einer Ramsloher Sage[13]), nach welcher einer aus Scharrel des Morgens früh hinausgeht, um die Pferde aus der Koppel zu holen, eine Verſammlung von Hexen trifft, welche alle in einem Kreiſe zuſammenſitzen, und ihren Discurs halten, aber als er näher kommt, als ein Schwarm Raben auf und davon fliegen. Nach der gußefelder Sage[14]) reiten die Hexen auf den Schwänzen der Hêstern (Elſtern) nach dem Blocksberg am Abend vor dem erſten Mai. Daher ſieht man am erſten Mai keine Elſtern, denn ſie ſind dann noch nicht zurück. In anderen Sagen fahren die Hexen auf den Blocksberg mit Kutſchen, die mit Enten[15]) beſpannt ſind, oder mit Roſſen, die aus dem Boden kommen. Reitet die von dem Buhlteufel zum Tanze auf dem Blocksberg oder an einen Ort der Verſammlung abgeholte Hexe auf einem Stecken oder Stab, ſo ſitzt er vorn auf demſelben und ſie hinten[16]). Andere Mittel der Hexen zum Reiten ſind Rechenſtiele, Spinnrocken, Beſen, Kochlöffel, Ofen- und Miſtgabeln, Gänſeſteigen, Strohbündel[17]) und anderes mehr. Statt des Strohbüſchels kommt auch Heu vor. So z. B. in einer niederländiſchen Sage[18]), nach welcher der Knecht einer Witwe in dem Dörflein Ooſtbrouck, nicht weit von Utrecht, häufig durch ſein Gitterfenſter bemerkt, daß die Frau, wenn alles ſchläft, in den Stall an einen beſtimmten Ort geht und dort mit ihren Händen aus der Krippe Heu nimmt. Der Knecht nimmt auch von dem Heu. Kaum hat er es in der Hand, als er durch die Luft fortgeriſſen und weit hin bis in das Städtchen Wyck und hier in einen großen Keller unter der Erde geriſſen wird, wo er eine große Geſellſchaft von Männern und Weibern findet. Er muß verſprechen, Nichts zu ſagen. Seine Herrin nimmt ihn auf ihre Schulter und Beide fliegen durch die Luft. Als ſie über einen See kommen, gibt die Frau, um das Plaudern noch ſicherer zu verhüten, ihm einen tüchtigen Ruck und der arme Menſch fällt in den See. Als Beiſpiel einer Beſenreiterin dient z. B. folgende gußefelder Sage[19]).

10) ſ. Kühn und Schwarz a. a. O. S. 376. 11) Bei *P. Binsfeld*, Tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum. (Col. Agr. 1626.) ed. 4. p. 313, und darnach bei Wolf, Deutſche Mährchen und Sagen. (Leipzig 1845.) S. 467. Mit dieſer Sage vergl. folgende Sage bei *Binsfeld* p. 215, und darnach bei Wolf a. a. O. S. 467: Es reitet ein Bauer, Namens Johannes (Hans), aus dem Dorfe Salmenroer im trier Gebiete eines Donnerstags zum Tanze auf die hetzenroder Heide. Nach Beendigung des Tanzes und der Berathung über zu ſtiftendes Unheil aller Art eilt, da der Tag anbricht, jedes fortzukommen. Der Bauer iſt noch unterwegs, als in einer nahen Kapelle das Morgenglöckchen zu läuten beginnt. In demſelben Augenblicke ſchüttelt der Bock, den der Bauer reitet, dieſen ab, und der Reiter fällt auf die Erde nieder. 12) ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 11. Th. S. 292—294. 3. Sect. 4. Th. S. 358. 13) Bei Kühn und Schwarz S. 286. 287. Nr. 320: „Hexenverſammlungen. Mündlich aus Ramsloh.“

14) Kühn und Schwarz S. 376. 15) Dieſelben S. 378. Nr. 4. Im braunſchweiger Bilderzeitbuche (bei *Leibnitz*, Rer. Brunsv. Scriptt. T. III. p. 287) und darnach bei *Torquatus*, Annal. Magdeb. et Halberstad. ap. *Boysen* p. 128 iſt ein Leiterwagen abgebildet, auf welchem vier Frauenzimmer, Venus, die zu Magdeburg verehrt worden ſein ſoll, und ihre drei Töchter, unbekleidet ſtehen, und der von vier Vögeln, welche nach dem Texte zwei Tauben und zwei Schwäne (welche Gänſen ähnlicher ſehen) vorſtellen ſollen, gezogen wird. Aber aus der Beſchreibung der Attribute der Venus geht hervor, daß der Verfaſſer nicht aus einer Volksſage, ſondern aus römiſch-griechiſcher Gelehrſamkeit ſchöpfte. Nur der Wagen iſt merkwürdig, weil er das Bild eines landwirthſchaftlichen Leiterwagens des 15. Jahrh. darbietet. 16) Jacob Grimm, Deutſche Mythologie S. 604. 17) *Albertus Ritter*, Relatio historico-curiosa de iterato itinere in Hercyniae montem famosissimum Bructerum. (Helmstadii 1740.) §. 2. p. 8. 9: Mons hic varia gerit nomina, quae in omnibus auctoribus leguntur, eaque partim absurda, partim longe petita, partim propria et vera; ad primum denominationis genus merito referimus nomen *der Bocksberg*, sic dictum, quia sagae non furcis bicornibus solum, scopis, fascibus stramineis, sed etiam et inprimis hircis vectatae Walpurgis nocte vel primo die Maji hunc montem frequentarent, commessionibus indulgerent, et soluto convivio in concentus musicos hilariores gratioresque choreas ducerent. 18) Bei *Bonseeus*, Epist. medic. 50; *Delrio*, Disquis. mag. L. II. quaestio XVI. p. 180; Wolf, Niederländiſche Sagen S. 338—340. 19) Bei Kühn und Schwarz S. 133. „Nr. 154. Hexenritt. Mündlich aus dem gußefelder Dammkrug.“

Digitized by Google

Ein Junge, deſſen Mutter und Schweſtern Hexen ſind, ſieht, wie ſie am Abend vor dem erſten Mai etwas kochen, ſich damit beſtreichen, auf Beſenſtiele ſetzen und drei mal ſprechen: „Up un davan, neinig (nirgends) an!“ Nun gehts mit ihnen auf und davon. Der Junge holt den nicht verſchloſſenen, ſondern blos bei Seite geſetzten Topf hervor, ſetzt ſich auf einen Beſenſtiel und ſpricht drei mal: „Up und davan, alle weg an!“ Es geht mit ihm auf und davon, ſtößt hier an eine Fichte, dort an eine Eiche, und ſpricht, ſich verbeſſernd, drei mal: „Up un davan, neinig an,“ kommt an den Ort, wo die Hexen verſammelt ſind, und findet auch ſeine Mutter und ſeine Schweſter bei dem Mahle, welches in Erbſen[20]) beſteht. Als es wieder fortgeht, kommen ſie an ein großes Waſſer, und er wird von ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter auf einen dreijährigen Bullen geſetzt und der iſt mit einem Sprunge über das Waſſer. Als der Junge nun ruft: „Das war ein tüchtiger Sprung für einen dreijährigen Bullen!“ iſt er im Augenblick abgeworfen, und muß acht Tage wandern, bevor er wieder nach Hauſe kommt. Als Beiſpiel einer Gabelreiterin diene eine Sage[21]) von einer Hexe in dem früher an Hexen reichen Gitelde. Sie geht am „Walperabend“ (Walpurgisabend) in die Küche, wo ſieben Bouteillen ſtehen, taucht in dieſelben nach der Reihe ihren Finger und ſagt: „stippe (tauche) hier in, stippe da rin, oben ruter (heraus), an niren an!“ Als ſie ſich beſchmiert hat, ergreift ſie eine Ofengabel, und fährt zum Schornſtein hinaus. Der Mann macht es ihr nach, ſchließt aber den Hexenſpruch: „und alle weg an,“ und ſtößt allerwäets an. Nach Beendigung des Tanzes auf dem Blocksberge beſchmiert die Frau, die ihre Salbe bei ſich hat, ſich damit, und iſt bald wieder daheim. Aber der Mann muß zu Fuße gehen und gelangt erſt ſehr ſpät nach Hauſe. Nach dem Volksglauben[22]) in Grabow in Meklenburg muß man, wenn man die Hexen ausziehen ſehen will, eine Furche um das Dorf ziehen, den Pflug dann in die Höhe richten, und unter demſelben warten, bis es dunkel wird, dann wird man ſie, die eine auf einer Miſtgabel, die andere auf einem Gänſeküken (Gänſeſteige) u. ſ. w. reiten ſehen. Nach einer wemmeler Sage[23]) nimmt ein Knecht, deſſen Pferde jeden Abend von der Mahr (ſ. d. Art.) geritten werden, eine quer über das Waſſer ſchwimmende Muſchel aus dem Bache, ſteckt ſie in die Taſche, und in demſelben Augenblicke ſind die mit Schweiß bedeckten Pferde ſtill. Ein Weib bittet ihn gleich darauf, daß er ihr die Muſchel wiedergeben möge. Der Knecht ſagt: Habe ich dich nun, Hexe? und läßt ſich von ihr verſprechen, daß ſie die Pferde nimmermehr wieder quälen wolle. Sie jammert: „Gebt mir nur die Muſchel zurück, denn ich muß bis morgen früh 300 Stunden von hier ſein, meine Kinder verſorgen, und backen und buttern. Er gibt ihr die Muſchel zurück. Das Weib verſchwindet, und er ſieht, wie die Muſchel langſam über das Waſſer zum andern Ufer fährt. Nach einer andern niederländiſchen Sage[24]) faſſen Häringsfiſcher aus Schiedam, welche nur Steine im Netze haben, ein altes ihnen verdächtiges Weib, und dieſes bekennt, ſie ſei durch eine Ritze in einem Fenſter geflogen, habe ſich in einer Muſchel ins Meer geſenkt, dort alle Häringe verſcheucht und an die Stelle derſelben Steine gelegt. Nach niederländiſchem Volksglauben fahren in den häufig auf dem Waſſer ſchwimmenden Eierſchalen Elfen herum.[25]) (*Ferd. Wachler.*)

GABELUNG, Kabelung, eine bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Weinhandel an Rhein und Moſel beherrſchende Sitte, deren Urſprung man nicht ohne Grund den reichbegüterten Collegiatſtiften zuſchreiben will. Dieſen war nämlich dergleichen Sortirung das Mittel, der guten, wie der ſchlechten Weine ſich zu entledigen, ohne daß die zu dem Empfang berufenen Stiftsglieder hätten Klage führen können. Bereits im 12. Jahrh. erwähnt das Präſenzlagerbuch des St. Victorſtiftes zu Mainz ſolcher Stiftsgabelungen; ſie waren auch bei dem Dom und in St. Petersſtift üblich, und gabelte man bald im Rheingau, bald zu Mainz, wie die Weine daſelbſt angekommen, oder aber nach dem Abſtich, und zwar in ſothaner Weiſe, daß zu Zeiten einzig rheingauiſche Weine der Operation unterworfen, zu Zeiten auch Gewächſe anderer Gegenden zugezogen wurden. Überhaupt fand dabei ein willkürliches Verfahren, nach faſt jährlich verſchiedener Übereinkunft, ſtatt. So gabelte z. B. St. Victorsſtift die Weine von Lorch, Aßmannshauſen, Rüdesheim, Öſtrich mit dem Gewächſe des Victorberges, aus dem Gau u. ſ. w., und wenn Looſe und Taxe fertig, wurde jedem der Capitularen ſein Antheil durch das Loos zugewieſen, nur daß der Überſchuß in dem Maße der Fäſſer auszugleichen, ein ſogenanntes Reddet an Geld, pr. Viertel oder Maß, zu entrichten. Wurde die Gabelung an Ort und Stelle, in Rüdesheim z. B., vorgenommen, ſo mußte jeder Theilnehmer ſein Loos auf eigene Koſten abführen. Wurde, wie dieſes häufig der Fall, zu Mainz und zwar unter ſämmtlichen Weinen des Jahres gegabelt, dann legte die Präſenz die Koſten des Transportes vor und zog ſie ſodann von den einzelnen Chorherren wieder ein, indem ein jeder derſelben den ihm zur Laſt fallenden Betrag auf das Faß legte, oder aber, wenn die Vorlage zu thun der Präſenz nicht gefällig war, wurde, vor der Anführung der Weine, von jedem der Theilnehmer eine feſtgeſetzte Summe erhoben, über welche dann ſchließlich der Cellarius oder Präſenz-Amtmann Rechnung ſtellte. Von einer Gabelung zu Lorch zeugt des Dompropſten zu Mainz, des Andreas von Brauneck, Vermächtniß vom St. Andreastag 1380 *). Um die

20) Die Erbſen als Lieblingsſpeiſe der Zwerge (Elfen), und als am Johannisfeuer gekocht, und als Sonntags- und Donnerstagsgericht, und daß ſie während der zwölf Nächte nicht gegeſſen werden dürfen, ſ. Kühn und Schwarz S. 533—534. 21) Bei denſelben Nr. 217: „Hexen in Gittelde. Mündlich.“ 2. S. 192. 22) Dieſelben S. 375. 23) Wolf, Niederl. Sagen S. 614. „Nr. 515. Mahr in der Muſchel.“

24) *Joa. Wierus*, De praestigiis daemonum. L. VI. c. 9. Wolf, Niederl. Sagen S. 342. 25) Letzterer, ebendaſelbſt S. 660.

*) „Presentibus damus, et in perpetuum dabit Prepositus Moguntinus — annis singulis — cuilibet et singularibus canonicis ipsius ecclesie unam carratam vini albi crescentis in Lorch per suos certos officiatos ad hoc per ipsum Capitulum deputandos inter tres rigas, in quibus omnia vina, quolibet anno ibidem crescentia ponantur, ipsi unam eligant rigam.“

Digitized by Google

Gabelungen zu Öſtrich klagt das Capitularprotokoll von St. Victor, 1. Nov. 1544: „Nachdem bis anher ein alter, doch unnützer und böſer Gebrauch geweſen, daß meyne Herrn allwegen nach dem Herbſt, welcher gewollt, mit ghen Öſterich uf die Kabelung gefarrn, dieweill aber dieſe Zeit etwas geſchwinde, und ohne das großer Unkoſten uffgangen: iſt dieſe obgedachte Gabelung von wegen großens Coſten zu vermeiden, uff diesmal abgeſchafft worden." Viel längern Beſtand haben die nach dem Muſter der ſtiftiſchen für die Gemeinden eingeführten Gabelungen gehabt. Der ſteigende Luxus, indem er den beſſern Gewächſen höhere Preiſe beilegte, verurtheilte die geringen Weine zu verhältnißmäßigem Unwerth. Ein Mittel gegen dieſen vorzüglich den ärmern Producenten treffenden Übelſtand ſollte die Gabelung werden, ſintemal kraft derſelben der Kaufmann aus jedem Orte ſo viele Weine von der geringen, dann von der beſſern Qualität beziehen mußte. Nach der Traubenleſe, da ſich die vergornen Weine eben koſten ließen, ward der ganze Ertrag eines Ortes aufgenommen, Faß um Faß nach ſeiner Güte numerirt, und der ganze Herbſt in Looſe, à 2 Faß, getheilt, ſodaß immer ein Stück von der beſten Qualität mit einem in gleichem Verhältniß ſchlechten Stück der andern Claſſe zuſammengefügt. Wenn z. B. irgendwo 400 Stück zu gabeln, ſo machten Nr. 1 und Nr. 400, Nr. 2 und 399, Nr. 3 und 398 und ſofort die Looſe aus, bis in der Mitte Nr. 200 und 201 zuſammentrafen. Niemand war mit ſeinem Gewächs von der Gabelung ausgeſchloſſen, nur einige der geringern Weine, die Kreyer im Rheingau genannt, blieben, weil ſie nicht für Kaufmannsgut zu halten, den Kaufleuten zu Gunſten ausgeſchloſſen, und kamen nicht in das Verzeichniß. Dieſer Kreyer waren aber allerwärts nur wenige und mußten ſich mit ihnen die Zecher an Ort und Stelle behelfen. Die Muſterung ſelbſt ward von angeordneten Weinſtechern, mit Zuziehung der Kaufleute, die ſich zum Ankauf eines Theils, oder des ganzen Ertrags eingefunden hatten, vorgenommen. Demnächſt wurde um den Preis gehandelt, und es folgte, ſobald dieſer durch das Meiſtgebot beſtimmt, die Verloſung, wenn anders die Käufer nicht vorzogen, die ganze Summe der Gabelung zu übernehmen. Dergleichen öffentliche Weinmärkte waren nicht nur in den meiſten Orten des Rheingaues, ſondern auch in vielen anderen Theilen des Rhein- und Moſelthales eingeführt, und erhielten ſich zum Theil bis in das 18. Jahrh., wiewol die Zahl ihrer Gegner mit jedem Jahre zunahm. Die Ortsvorſteher, Schultheiß, Rath oder Gericht, betrachteten das Weinmarktsrecht, die Befugniß, für ihre und ihrer Mitbürger Weine einen Preis zu beſtimmen, als die weſentlichſte ihrer Prärogativen. Manche andere Gutsbeſitzer aber, beſonders die Ausmärker oder Forenſen, die nicht im Orte wohnhaft, erblickten in den Weinmärkten eine Laſt, wodurch ſie genöthigt wurden, ihre beſten Weine bald nach dem Herbſt, und zu einem Preiſe, zu deſſen Beſtimmung ſie keineswegs concurrirten, wegzugeben. Dieſe Malcontenten hatten auszuſetzen, 1) daß ſie ihre Weine weder zum eigenen Gebrauch, noch zu längerm Aufbehalten und vortheilhaftern Verkauf verwenden konnten, 2) daß, im Widerſpruch zu den eigentlichen Beweggründen der Einrichtung, die guten Weine ausgezogen wurden, die geringſten aber jedesmal liegen blieben, 3) daß ſie mit dem gemachten Preiſe zufrieden ſein mußten, und 4) daß der beſte Wein nicht beſſer bezahlt wurde, als der geringere. Dieſer letzte Umſtand vorzüglich muß auf den Weinbau ſehr nachtheilig gewirkt haben. Wer ſollte wol bedacht geweſen ſein, einen beſſern und feinern Wein zu produciren, wenn er nicht beſſer, als des Nachbarn geringeres Gewächs bezahlt wurde? Die Sucht, viele, wenn auch ſchlechte Brühe zu gewinnen, wurde durch die Weinmärkte befördert, und wird es keinem Eigenthümer eingefallen ſein, beſſere Reben einzuführen, oder durch ſtärkere Düngung, ſorgfältigern Bau der Natur zu Hilfe zu kommen. Manche Eigenthümer ſuchten ſich durch landesherrliche Privilegien der Laſt der Gabelung zu entziehen, und ſind, wie herkömmlich, Adel und Stifte die erſten geweſen, eine exceptionelle Stellung zu ſuchen. Dadurch wurden die Gabelungen für die Käufer ſehr mangelhaft, weil die beſten Weine meiſt in den Händen ſolcher Producenten, die nicht mehr in die Gabelung ſich einließen, zu ſuchen waren. Die mancherlei Gebrechen der Anſtalt erkennend ließ Kurfürſt Anſelm Franz von Mainz durch Regierungsbefehl von 1682 die Weinmärkte gradezu aufheben. Der freie Handel war aber nicht von Beſtand, gleichwie die Weinmärkte fortwährend im Gange blieben, denn die Ortsbehörden, die dabei ein wichtiges und einträgliches Recht ausübten, und ebenſo die meiſten Gemeindeleute, die gewöhnlich mit dem Verkauf nicht lange zurückhalten konnten, auch durchgehends nur Mittelgut herbſtelen, glaubten ihren Wohlſtand, ihr Glück von dieſen Weinmärkten abhängig, und wollten ſie ſchlechterdings nicht eingehen laſſen. Sie führten deshalb, einige Jahre nach dem Verbot, unter der Hand die Weinmärkte wieder ein, Anfangs zwar unter freier Willkür, die aber unvermerkt zu Zwang ausſchlug. Hiermit jedoch keineswegs befriedigt, wußten die Anhänger des alten Syſtems auch höhern Orts ihre Anſichten geltend zu machen, und heißt es in der kurmainziſchen Regierung an das rheingauiſche Vicedomamt vom 23. Sept. 1699: „Die bisher in Abgang gerathene Weinmärkte belangend, da hättet ihr nicht weniger ſammt und ſonders nach aller Möglichkeit dahin zu allaboriren, damit dieſe faſt abgekommene Weinmärkte dem alten Herkommen gemäß wieder eingeführt, die bisherige Unterhändlerey, ſoviel möglich, abgeſtellt, die gemeine Weinmärkte, beſonders in denen Hauptmarktflecken, und zwar anderſt nicht als in Verſammlung des ganzen Gerichts und Rechts, auch einigen Ausſchüſſen aus der Gemeinde geſchloſſen, ſolcher Schluß auch ebender nicht vor verbindlich gehalten werden ſolle, er ſeye denn vorher von dem Vicedomamt der Gebühr ratificirt und approbirt worden." Nachdem auf ſolche Weiſe „aus beſonderer Landsväterlicher Kurfürſtl. gnädigſter hoher Vorſorge ſolch üblich Gablungsrecht zu reſtabiliren, dem Vicedomamt gemeſſenen Befelch zugekommen," hat daſſelbe am 27. Oct. 1699 eine rheingauer Weinmarkts-Ordnung erlaſſen, welche zwar ſo vielfältigen Einwendungen begegnete, daß der Kurfürſt unmittelbar einzuſchreiten genöthigt, mittels der kurfürſtlich mainziſchen Ver-

Digitized by Google

ordnung, wie es künftig bei Kauf und Verkauf der neuen Weine, bei Schließung der Weinmärkte, Zeichnen und Gabelung, Vorlas ꝛc. im Rheingau gehalten werden ſolle, vom 8. Oct. 1700. Wiewol nun durch dieſe letzte Anordnung den Unterthanen einige Erleichterung verſchafft worden, fanden dennoch die Ausmärker und manche andere Gutsbeſitzer den Zwang dergeſtalt drückend, daß ſie deſſen theils durch kurfürſtliche Freiheitsbriefe, theils durch Regiminalbefehle ſich zu entledigen ſuchten, und wurden dergleichen mit freigebiger Hand ertheilt. Die Ausmärker zu Rauenthal und zu Hattenheim fanden es zumal abgeſchmackt, daß ihnen ihre beſten Weine durch die Kaufleute nach dem Marktpreiſe ausgezogen und blos die ſchlechten zurückgelaſſen wurden. Zu Rauenthal ſollten aus den vorhandenen 137 Stück 74 an 11 Kaufherren, 5 von Münſter, 4 von Frankfurt, Johann Birkenſtock von Erbach und Peter Kirn von Nieder-Walluf, um den Preis von 90 Thlr. pr. Stück abgegeben werden. Die Ausmärker, auf den Regierungsbefehl vom 9. Nov. 1704 ſich berufend, verlangten, daß die ihnen zuſtändigen 37 Stück unberührt bleiben, von den übrigen 100 Stück nur 50 herausgezogen werden ſollten. Dagegen operirte der bereits genannte Birkenſtock, und die Statthalterſchaft verfügte am 19. Nov. 1714, daß auf die Weinmarktsordnung de Anno 1700 ſteif und feſt zu halten, worauf dann die unbeſchränkte Gabelung und der Auszug der 74 Stück erfolgten. Die Gemeinde Rauenthal feierte ihren Triumph durch Aufrichtung eines, leider im J. 1788 zuſammengeſtürzten, Kreuzes, in deſſen Fußgeſtell die folgende Inſchrift zu leſen war:

Im 1714 Jahr
Als zwytracht wegen des Weinmarks war,
Schicket Gott hilf von Münsterland
Durch weisen Rath von grosser Hand
Dem gantzen Rheingavw zuwegen
Durch Gottes Kraft bracht Heil und Segen
Herr Birckenstock zuwegen bracht
Das dem zu Ehren dis Creutz gemacht
Der uns den lieben Frieden bracht. Amen.
EffIgIes IsthæC anno Vno post
paCeM DeI honorI ponebatVr.

Die Freude über den Weinmarkt von 1714 ergab ſich keineswegs dauerhaft, denn grade dieſer iſt der letzte zu Rauenthal abgehaltene Markt, den auch Kaufleute aus entferntern Gegenden beſucht hätten, geweſen. Mit einheimiſchen und benachbarten Kaufleuten wurde zwar noch einige Male etwas Ähnliches zu Rauenthal, Hochheim, Bodenheim u. ſ. w. zu Stande gebracht, allein es verfiel die Anſtalt von Jahr zu Jahr größerer Verachtung, nicht allein von Seiten der Ausmärker, ſondern auch durch die Schuld der bemittelteren Gemeindeleute, deren Weinberge eine beſſere Lage hatten, oder mit mehrem Fleiße und Koſtenaufwande gebaut wurden. Endlich bezeigten die Kaufleute ſelbſt wenig Luſt mehr zu den Weinmärkten, weil ſie ihre Weine in der gewünſchten Quantität und Qualität lieber einzeln ankaufen, als unter dem Zwange der Gabelung beziehen wollten. Die bedeutendſten Weinmärkte der Umgebung von Mainz wurden zu Hochheim und Bodenheim, im Rheingau zu Rüdesheim, Rauenthal und Hattenheim, welcher fünf Orte Gewächs in beſonderm Werthe ſtand, gehalten. Viele andere Orte, Caſtel, Koſtheim, Flörsheim, Laubenheim, Weißenau, Eltvill, Neudorf, Erbach, Geiſenheim u. a. hatten ebenfalls zu Zeiten ihre Weinmärkte, richteten ſich aber, wenn dergleichen nicht zu Stande kam, nach den Preiſen der Hauptmärkte. Das Ende der Weinmärkte iſt nicht gleichzeitig eingetreten, vielmehr haben ſie an manchen Orten länger, als in andern beſtanden. Zu Eltvill wurde der letzte 1678 abgehalten, zu Öſtrich wurde die letzte Gabelung 1726 vorgenommen, in demſelben Jahre, als zu Hochheim und Rauenthal die letzten Weinmärkte ſtattfanden. Mit dem Abſterben der Weinmärkte hörte jedoch nicht aller Zwang im Weinhandel auf; denn es waren die Ortsſchultheiße und Gerichte durch die Verordnung vom 8. Oct. 1700 berechtigt worden, in Ermangelung des Weinmarkts einen Preis feſtzuſtellen, unter welchem zu verkaufen unterſagt ſein ſollte. Dieſe Taxe wurde ſeit 1700 beinahe in allen Orten, die keinen Weinmarkt hatten, feſtgeſetzt, und währte das bis zum J. 1753, da durch kurmainziſchen Regierungsbefehl die Weinmärkte und Weintaxen völlig aufgehoben wurden. In dem einzigen Hochheim, das vormals wegen ſeines Weinmarktes viel berühmter geweſen, als es ſpäter durch ſeine Viehmärkte geworden, erhielt ſich bis beinahe zu Ende des 18. Jahrh. der Gebrauch, bei Gelegenheit des Viehmarktes den laufenden Weinpreis zu beſtimmen und bekannt zu machen. An der Moſel hatte Wehlen den Hauptweinmarkt, dort wurde er auch, mit allen ſeinen Folgen, am längſten feſtgehalten. — Privat-Gabelungen kommen auch heutzutage nicht ſelten vor. Ein Weinlager faßt z. B. 16 oder mehr Stücke, von denen der Käufer nur die Hälfte beziehen, oder der Verkäufer nur die Hälfte abgeben will. Dieſe Hälfte auszuleſen, kann der Eigenthümer nicht zugeben, weil er damit den ihm bleibenden Reſt um allen Ruf bringen, ſich den weitern Verkauf erſchweren würde. Er ſchlägt deshalb eine Gabelung vor, in der oben beſchriebenen Weiſe, wo das Loos entſcheidet, oder es wird eine Wahl aus freier Hand beliebt, ſodaß der eine der Contrahenten das Faß, ſo er als der Erſte erkannt, der andere das zweitbeſte, dann wieder deſſen Gegner und ſofort, wählt. Bei dieſer Methode iſt die Frage, wer zuerſt bezeichnen ſoll, als der eigentliche Schwerpunkt des Geſchäftes zu betrachten. (*v. Stramberg.*)

GABIAN, Marktflecken im Bezirke Béziers (drei M.) im Departement des Hérault, nach alter Eintheilung in Nieder-Languedoc, Kirchſprengel Béziers, am Fluſſe Tongres oder Langue. Der Ort hat 120 Häuſer und 1100 Einwohner. In der Nähe zwei Mineralquellen, wovon die eine, 1608 entdeckte, zu gewiſſen Jahreszeiten ein bituminöſes Öl hervorquellen läßt. Dies Öl von Gabian ſoll gegen hyſteriſche Beſchwerden, Kolik, Wunden u. ſ. w. dienlich ſein. Der Diamantenberg iſt ein Fundort von ſchönen Quarzkryſtallen und Belemniten. Büſching erzählt, es fänden ſich in der Gegend viele Klumpen Harz, deren ſich die Weiber ſtatt der Seife bedienten. Vitriolſiederei. (*Daniel.*)

GABIAN. Die Mineralquellen von Gabian ſind nach einem Dorfe im Departement de l'Hérault benannt, welches in der Nähe von Pézenas und Béziers liegt. Es

Digitized by Google

gibt dort drei Quellen, nämlich eine Source de l'huile de pétrole und zwei Fontaines de santé oder d'Ouillot.

Die Steinölquelle entſpringt am Ufer eines kleinen Fluſſes. Das Waſſer hat die gewöhnliche Temperatur, es iſt klar, hat einen widerlichen Geruch, einen ſäuerlichen Geſchmack, enthält kohlenſaures Gas, kohlenſaures Kalk-, Natron- und Eiſenoxydul, und liefert einen braungelben Niederſchlag. Das obenaufſchwimmende Steinöl (Huile de Gabian im Lande genannt) iſt dunkelgelb, conſiſtenter als Olivenöl, und beſitzt einen ſtarken Geruch. Es werden davon jährlich etwa ſechs Centner geſammelt. Früher ſoll der Ertrag bis zu 30 Centnern angeſtiegen ſein.

Von den beiden andern Quellen unterſcheidet man die eine als ſtarke, die andere als ſchwache. Die erſte iſt ein Säuerling, die zweite ein ſchwach ſaliniſches Eiſenwaſſer. Das Waſſer wirkt diuretiſch, erfriſchend, ſtärkend, nur gelind abführend. Es wird nur wenig von den Bewohnern der Umgegend benutzt. (*F. W. Theile.*)

GABIANE (Γαβιανή), auch Gabiene genannt, 1) eine Provinz (ἐπαρχία) oder Diſtrict in Elymais (auch Elymaia bezeichnet) im alten Perſien, an Suſis grenzend und von dieſem aus gegen Weſten liegend, ein fruchtbarer Landſtrich, welcher, ſowie das ganze, in drei Hauptprovinzen und mehre kleinere Bezirke abgetheilte Elymais unter die Herrſchaft der Parther gekommen war, nachdem die Arſaciden ihre Macht ausgebreitet und die benachbarten Reiche unterworfen hatten. *Strab.* XVI, 744. ed. *Casaub.* Die mächtigen Elymäer wollten ſich aber ebenſo wenig den Parthern, als dem ſyromakedoniſchen Reiche unter Antiochos dem Großen fügen. *Strab.* l. c. In das Land der Elymäer und von hier nach Babylon führte eine jener Straßen, welche Strabon durch εὐφυεῖς εἰσβολαὶ bezeichnet, von Suſis aus durch Gabiane (*Strab.* l. c.: ἐκ δὲ τῆς Σουσίδος διὰ τῆς Γαβιανῆς· ἐπαρχίαι δ' εἰσὶν αὗται τῆς Ἐλυμαίας ἥ τε Γαβιανὴ καὶ ἡ Μασσαβατική). In dieſer Gegend wurde der Kampf zwiſchen Antigonos und dem ebenſo ausgezeichneten als unglücklichen Eumenes zu Ende geführt. *Diodor.* XIX, 26. 34. Eumenes hatte vor dem letzten Kampfe ſein Heer in das Gebiet der Gabenoi ins Winterquartier gelegt, wo ihn Antigonos zu überrumpeln gedachte. Er wurde aber durch die Klugheit des Eumenes getäuſcht und in der darauf folgenden Schlacht, wenigſtens auf dem einen Flügel, welchem Eumenes ſelbſt gegenüberſtand, geſchlagen. Hier wurde endlich Eumenes von ſeinem eiferſüchtigen Unterfeldherrn an den Antigonos ausgeliefert (*Plutarch.* Vita Eumenis c. 15—18. p. 590—594. Vgl. *Polyaenos*, Strategem. IV, 6, 13). — 2) Wird Gabiane auch ein Gebirgsgebiet in Idumäa genannt. Vergl. *Chr. Cellarius*, Notit. orb. ant. Tom. II. Lib. 3. c. 14. p. 679. (Lips. 1707.) (*Krause.*)

GABII, eine alt-lateiniſche Stadt, gegründet von den albaniſchen Königen, wie Servius[1]) verſichert, mit welchem auch die Angabe des Dionyſius von Halikarnaß[2]) übereinſtimmt, welcher Gabii (Γάβιοι) als eine Stadt lateiniſcher Herkunft und als eine Gründung der Albaner gleichfalls bezeichnet, auch dieſelbe eine in alter Zeit ſehr bedeutende und volkreiche (πολυάνθρωπος καὶ εἴ τις ἄλλη, μεγάλη) Stadt nennt. Für die Bedeutung derſelben in früher Zeit ſpricht auch die von demſelben Dionyſius[3]) in Übereinſtimmung mit Plutarch berichtete Tradition, wornach Romulus und Remus als kleine Kinder nach Gabii gebracht worden, um in dieſer angeſehenen, unfern des Palantium gelegenen Stadt griechiſche Bildung (Ἑλλάδα παιδείαν) zu erhalten, und wie ſie wirklich dort in Schrift und Muſik (γράμματα καὶ μουσικὴν), wie auch im griechiſchen Waffendienſte unterrichtet worden: ſodaß wir alſo griechiſchen Urſprung dieſer Stadt zuzuweiſen hätten, und der Angabe des Solinus, nach welcher dieſe Stadt von den Siculern gegründet worden[4]), ſchwerlich Glauben ſchenken dürfen. Die frühere Bedeutung der Stadt erhellt wol auch noch aus einer andern Angabe des Varro[5]), welche uns ſelbſt vermuthen läßt, daß hier, in Gabii, früh die Auguraldisciplin der Tusker Eingang gefunden, und daß ſie vielleicht von hier aus zunächſt, alſo nicht unmittelbar aus Etrurien, nach Rom verpflanzt worden. Hiernach vertheilten die Augurn alles Land in fünf Claſſen (ager Romanus, Gabinus, Peregrinus, Hosticus, Incertus); im Römiſchen und Gabiniſchen aber, dies wird ausdrücklich bemerkt, gehen die Auſpicien auf eine und dieſelbe Weiſe vor ſich. Wol mag damit auch der cinctus *Gabinus* zuſammenhängen[6]), oder die eigenthümliche Schürzung der Toga, welche bei feierlichen, zunächſt gottesdienſtlichen, Handlungen, namentlich Opferungen, Weihungen und dergl., vorkam, und, wenn auch urſprünglich etruskiſch, doch jedenfalls über Gabii den Römern zukam, wie der Name unzweifelhaft anzudeuten ſcheint. Ebenſo wird ſich in gleicher Beziehung für die frühere Bedeutung und das Anſehen der Stadt auch der alte Cultus der italiſchen Himmelskönigin, der Juno, anführen laſſen, von welchem uns Servius[7]) eine Notiz hinterlaſſen hat.

In der Geſchichte taucht Gabii zuerſt um das Jahr 225 u. c. zur Zeit des Tarquinius Superbus bei einem Ereigniſſe auf, das auch zugleich der Selbſtändigkeit, wie dem Anſehen der Stadt ein Ende gebracht zu haben ſcheint. Livius[8]) und Dionyſius haben nähere Nachricht darüber uns hinterlaſſen, und ſtimmen auch in den Hauptpunkten mit einander überein, wenn auch gleich der Grieche

1) ad *Virgil.* Aen. VI, 773: „Nomentum et Gabios — hae civitates sunt priscorum Latinorum ab Albanis regibus constitutae.“ Als Colonie von Alba erſcheint Gabii auch bei dem Auct. de orig. gent. Rom. 17.

2) Antiqq. IV, 53. *Stephanus Byzant.*: Γάβιοι, πόλις Λατίνων· τὸ ἐθνικὸν Γαβῖται· δυνατὸν καὶ Γαβίους, ὡς Διονύσιος κ. τ. λ. 3) Ibid. I, 84. Plutarch (Vit. Rom. 6) hat es kürzer zuſammengefaßt in die Worte: Καὶ γράμματα λέγονται καὶ τἆλλα μανθάνειν οἱ παῖδες εἰς Γαβίους κομισθέντες, ὅσα χρὴ τοὺς εὖ γεγονότας. 4) *Solinus* 8: „notum est, Gabios a Galacio et Bio, *Siculis* fratribus, constitutas.“ 5) De Ling. Lat. V, 4, und dazu O. Müller, Etrusker II. S. 121 fg. 6) Vergl. *Livius* V, 46. VIII, 9. X, 7. *Virgil.* Aen. VII, 612 Servius u. A. O. Müller a. a. O. 7) ad *Virgil.* Aen. VII, 682: „sane illic Juno religiosissime colitur.“ 8) ſ. *Livius* I, 53 seq., verglichen mit *Ovidius*, Fasti II, 685—710. *Dionysius Halicarn.* Antiqq. IV, 53 seq. *Valerius Maximus* VII, 4, 2.

Digitized by Google

in ſeiner rhetoriſchen Weiſe das Ganze noch mehr ausgeführt hat, als der das rhetoriſche Colorit ſonſt auch nicht verſchmähende Römer. Nicht Waffengewalt war es, durch welche der kriegeriſche Fürſt die Stadt in ſeine Gewalt brachte, ſondern die Liſt und Verſtellung ſeines Sohnes Sextus, welcher, dem Scheine nach, fliehend vor der Härte und Grauſamkeit des Vaters, der gegen ſeine eigene Familie wüthet, in der Stadt Gabii um Schutz bittet, von den Bewohnern freundlich aufgenommen wird, und bald unter dieſen einen ſolchen Einfluß gewinnt, daß er an die Spitze dee Stadt geſtellt wird, worauf er die Ariſtakratie, als die natürliche Gegnerin ſeiner Plane, bald zu verdächtigen, und ſo theils in den Tod, theils ins Exil zu ſtüezen weiß; der Vater, der durch das Abhauen der Mahnköpſe dem an ihn vom Sohne abgeſendeten Boten hinreichend das, was zu thun ſei, angedeutet hatte [9]), zog dann ohne Schwertſtreich in die Stadt ein, die ihm ihre Thore öffnet. Aus Dionyſius erſehen wir, daß die Veranlaſſung dazu in anhaltenden, varausgegangenen Reibungen lag, indem Gabii ein Mittelpunkt geweſen zu ſein ſcheint, zu welchem Misvergnügte und Flüchtlinge, wie aus andern Städten Latiums, ſa insbeſondere aus Rom, ſich gewendet, und von hier aus ihre Gegner auf jede Weiſe zu reizen ſuchten. Ram und Gabii waren dadurch in einen für beide Städte verheerenden, für Rom insbeſondere durch ſeine längere Dauer läſtigen Krieg verwickelt worden, welchen Tarquinius in keiner andern Weiſe zu Ende zu bringen vermochte, als durch die Kriegsliſt ſeines Sahnes, welche Dianyſius in ziemlicher Übereinſtimmung mit Liaius berichtet. Als Sextus alle Macht in der Stadt an ſich geriſſen und die Gegner vertrieben oder getödtet, zag Tarquinius mit ſeinen dazu bereit gehaltenen Scharen ein. Aber er behandelte [dies bemerkt Dianyſius [10]) ausdrücklich] Gabii nicht als eine feindliche oder eroberte Stadt, wie dies die für Leben, Hab und Gut beſorgten Bewahner gefürchtet hatten; er fügte vielmehr dieſen nicht das geringſte Leid zu, ſandern that Alles, um durch Güte die mächtige Stadt an Rom und ſeine Herrſchaft zu feſſeln; er ließ ihnen alle Habe und alles Eigenthum, er ließ Niemanden hinrichten oder aus der Stadt verbannen, ſondern berief das Valk zu einer Verſammlung, worin er demſelben verſprach, die eigene Verfaſſung wiederherzuſtellen und Allen gleiche bürgerliche Rechte mit den Römern zu verleihen [11]). Nicht Wohlwallen war es, was ihn dazu beſtimmte, ſondern die Abſicht, mit Hilſe der Gabier ſeine eigene Herrſchaft deſto mehr zu befeſtigen und zugleich für ſich, wie für ſeine Familie, einen Schutz ſich zu ſichern. Und um den Bewohnern von Gabii keinen Zweifel und keine Beſorgniß für die Zukunſt zu laſſen, ſetzte er die Bedingungen ſogar ſchriftlich auf, unter welchen ſie fartan ſeine Freunde ſein ſallten, leiſtete den Eid in der Verſammlung ſelbſt und bekräſtigte durch dargebrachte Opfer ſeinen Schwur. Als ein Denkmal des geleiſteten Bundeseides befindet ſich, ſo ſetzt Dianyſius weiter hinzu, zu Rom in dem Tempel des Zeus Piſtias [12]), den die Römer Sancus nennen, ein hölzerner Schild, überzogen mit dem Felle des Stiers, welcher damals bei Leiſtung des Bundeseides geſchlachtet worden war, worauf die Übereinkunſt mit alter Schrift aufgezeichnet war [13]). Darauf zog der König mit ſeinem Heere ab, nachdem er ſeinen Sohn Sextus zum Könige (βασιλεύς) daſelbſt ernannt hatte, d. h. wol, nachdem er ihm die dictatoriſche Würde, wie ſie als höchſte Staatswürde in den verſchiedenen latiniſchen Städten beſtand, und ohne Zweifel auch in Gabii eingeführt war, und zwar bleibend, alſa nicht auſ die Dauer eines Jahres, übertragen hatte [14]). Auf dieſe Weiſe war der Krieg beendigt und die Stadt fortan mit Ram verbunden: in welchem Verhältniß freilich, darüber fehlen uns, außer dem, was Dianyſius oben am angeführten Orte im Allgemeinen berichtet hat, alle weitern Angaben, woraus namentlich das rechtliche Verhältniß, in welches nun Gabii zu Rom getreten war, näher und genauer zu erkennen wäre. Daß es mit Rom ſortan eng verbunden war, und zwar in einem untergeordneten Verhältniß, wie auch die andern kleinern Städte des Landes Latium, läßt ſich nicht bezweifeln; aber es ſcheint auch von dieſer Zeit an die Stadt, welche bei Cicera [15]) neben einigen andern latiniſchen Ortſchaften als Municipium vorkammt, immer mehr von ihrer Bedeutung und ihrem Anſehen verlaren zu haben, bis ſie zuletzt mit dem Beginne der Kaiſerzeit zu einem elenden, verlaſſenen Orte herabgeſunken war. In Folge dieſer Verbindung mit Rom, ſeit der Beſitznahme durch Tarquinius, wird uns auch die bald nach der Vertreibung dieſes Königs aus Ram, um 292 u. c., erfolgte Verheerung des Gebietes van Gabii durch die Feinde Roms, wovon Livius [16]) uns berichtet, nicht befremdlich erſcheinen. Nähere Angaben fehlen freilich auch hier, und ebenſa wenig erfahren wir in den nächſtfalgenden Jahrhunderten etwas Näheres über die Schickſale der Stadt. Als ein beſonderes Pradigium wird uns, neben andern Furcht und Schrecken erregenden Pradigien, das Einſchlagen eines Blitzes auf Mauer und Thor von Gabii, ebenſo

9) Dionyſius erzählt dies (IV, 56) gleichfalls, und erinnert hier an einen ähnlichen Vorfall zwiſchen Thraſybulus, dem Tyrannen von Milet, und Periander, dem Tyrannen von Korinth; ſ. darüber *Herodot* V, 92. §. 6, wozu T. III. p. 186 meiner Ausgabe die übrigen Stellen der Alten angeführt ſind. 10) a. a. O. IV, 58. 11) Die Worte des Dionyſius a. a. O. lauten: „— καὶ σὺν τούτοις τὴν Ῥωμαίων ἰσοπολιτείαν ἅπασι χαρίζεσθαι.“ über die griechiſche *ἰσοπολιτεία*, die hier Dionyſius auf italiſche, oder vielmehr römiſche Verhältniſſe anwendet, ſ. die Nachweiſungen bei C. Hermann, Griech. Staatsalterthümer §. 117. Not. 6. *Schömann*, Antiqq. jur. publ. Graecc. p. 377.

12) Derſelbe Zeus Piſtius bei *Dionys.* Antiqq. Romm. IX, 60; er wird mit dem Dius Fibius oder Sancus der Römer, oder vielmehr der Sabiner zuſammengeſtellt; *Varro*, Ling. Lat. IV. p. 20. Mehr bei Hartung, Religion der Römer I. S. 42. II. S. 44, vergl. mit O. Müller, Etrusker II. S. 120 und Ambroſch, Studien und Andeutt. S. 162 fg. 170 fg. 13) Auf dieſen Vertrag, der zu Auguſtus' Zeiten noch exiſtirt zu haben ſcheint, ſpielt Horatius an, wenn er Epist. II, I, 25 „foedera regum vel Gabiis vel cum rigidis aequata Sabinis" nennt. 14) Vgl. Nägele, Studien über altitaliſches und römiſches Staatsleben S. 233 fg. 238 fg. 15) Pro Planc. 9. §. 23: „— nisi forte te Lavicana aut Bovillana aut *Gabina vicinitas* adjuvabat: *quibus e municipiis* vix jam, qui carnem Latinis petant, inveniuntur." 16) ſ. *Livius* III, 8.

Digitized by Google

das Einſchlagen des Blitzes in den Tempel des Apollon und in mehre Privatgebäude berichtet [17]); über die Schickſale der Stadt im zweiten puniſchen Kriege, wie in den ſpätern Kriegen, im Bundesgenoſſenkriege, in den nachfolgenden Bürgerkriegen, fehlen uns alle Nachrichten; als ein verlaſſenes, ödes Landſtädtchen, ohne alle Bedeutung, und in dieſer Beziehung faſt ſprüchwörtlich genannt, erſcheint Gabii in den Zeiten des Auguſtus und ſpäter noch immer mehr, wie dies die Stellen eines Horatius, Propertius, Juvenalis und anderer Dichter [18]) zur Genüge beweiſen können. Zur Zeit des Dionyſius [19]) war ſie ſchon nicht mehr ganz bewohnt, ſondern nur die Landſtraße entlang, wo die Herbergen und Gaſthäuſer ſich befanden. Von ihrer frühern Größe und Bedeutung aber, ſetzt er hinzu, kann ſich Jeder überzeugen, wer die hin und wieder zerſtreuten Ruinen von Gebäuden und den Umfang der Mauer betrachtet, indem der größte Theil davon noch ſteht. In dieſem Sinne konnte wol Horatius (Ep. I, 11, 7) ſchreiben:

> Scis, Lebedus quid sit, *Gabiis* desertior atque
> Fidenis locus;

eine Zuſammenſtellung von zwei Rom nahe gelegenen, ehedem bedeutenden, jetzt ganz herabgekommenen Orten, die wir ebenſo bei Juvenal (Sat. III, 192; vergl. X, 100) wiederfinden; und nicht anders dichtete Propertius (IV [V], 1, 34):

> Et qui nunc nulli, maxima turba Gabi.

Die kühlere und friſchere Bergluft, ſowie das kalte und friſche Quellwaſſer, das daſelbſt reichlich quoll, ſcheint inzwiſchen noch immer auch damals noch manche Gäſte dahin geführt zu haben, da Horatius von einem Kaltwaſſerbade zu Gabii ſpricht, welches Kranke zu ihrer Heilung beſuchten, wahrſcheinlich ſeit des Kaiſers Leibarzt Antonius Muſa ſolche kalte Bäder insbeſondere empfohlen und dadurch in Aufnahme gebracht hatte, ſodaß ſelbſt die beſuchteren Warmbäder neidiſche Blicke auf die neu auftauchende Concurrenz warfen. Die hierher gehörigen Worte des Dichters (Ep. I, 15, 8. 9) lauten:

> Qui caput et stomachum supponere fontibus audent
> Clusinis *Gabiis*que petunt et frigida rura.

Aber auch Strabon [20]) ſpricht von dieſen kalten, zur Heilung bei mancherlei Krankheiten benutzten Quellen in der Nähe von Gabii, wo, wenn wir der Angabe Fea's [21]) Glauben ſchenken dürfen, noch jetzt Schwefelwaſſer ſich befinden. Auch die in der Nähe von Gabii befindlichen Steinbrüche wurden um dieſe Zeit viel benutzt: denn ſie galten, nach Strabon's [22]) Verſicherung, als die für Rom unter allen übrigen nutzbarſten, und lieferten unter dem Namen des gabiſchen oder des rothen ein Geſtein, das auf dem an den Steingruben vorbei in die Ebene fließenden Anio leicht nach Rom gebracht werden konnte, wo die meiſten Gebäude daraus aufgeführt wurden. Nach dem Neroniſchen Brande war es daher auch das *saxum Gabinum*, wie Tacitus [23]) ſich ausdrückt, welches, weil dem Feuer minder zugänglich, zu den neuen Bauten benutzt ward, d. h. der jetzt ſogenannte Peperino, der noch härter iſt, als der vom albaner Gebirge, und auch noch jetzt ein treffliches Baumaterial abgibt. Eine beſondere Eigenthümlichkeit der Gegend finden wir noch bei Plinius [24]) erwähnt. Einige Gegenden, ſagt er, zittern, wenn man darübergeht (man kann an Moorgründe, oder etwas Ähnliches denken); ſo bewegt ſich im Gebiete der Gabier (ager Gabiensis), unſern Rom, ein Stück von beinahe 200 Morgen, wenn man darauf reitet. Endlich iſt noch zu bemerken der in der Nähe von Gabii befindliche kleine See, deſſen Abhänge, aus Lava beſtehend, in Verbindung mit der Geſtalt des Sees ſelbſt, allerdings darin den Krater eines ehemaligen Vulkans vermuthen laſſen. Der jetzige Name des Sees wird angegeben: il Pantano [25]); die mit Rohr bewachſenen, ſumpfigen Ufer haben vielleicht zu der eben erwähnten Angabe des Plinius die nächſte Veranlaſſung gegeben; ſie erſtrecken ſich in der Richtung nach dem Lacus Regillus und der Stadt Labicum zu, und ſind auf Gell's Karte als „solum imum palustre“ ausdrücklich bezeichnet, ebenſo wie auch der See bei Gabii als „lacus partim exsiccatus“ bezeichnet wird.

Fragen wir nun nach der Lage der Stadt und nach ihren ſpäteren Schickſalen von der oben bemerkten Periode des Auguſtus an, ſo bezeichnet Dionyſius [26]) die Lage der Stadt ganz richtig an der von Rom nach Präneſte führenden Straße, in einer Entfernung von 100 Stadien von Rom; ebenſo ſpricht ſich auch Strabon [27]) aus, der die Entfernung von Rom ebenfalls auf 100 Stadien angibt und Gabii in gleicher Diſtance von Rom wie von Präneſte beſtimmt. Und damit ſtimmen ganz überein die Angaben der Itinerarien [28]), wie der Peutinger'ſchen Tafel, welche die Entfernung von Rom nach Gabii auf der präneſtiniſchen Straße auf zwölf und von da weiter nach Präneſte auf eilf Miglien angeben. Folgt man nun der von Rom ausgehenden Straße (ſ. das Nähere bei Via Gabina), ſo gelangt man in zwölftehalb Miglien zu der jetzigen Oſteria dell' Oſa, und bald nachher zu dem Bäch-

17) ſ. *Livius* XXIV, 10. XLI, 16; vgl. XXVI, 9. 18) Wie z. B. *Lucanus*, Pharsal. VII, 392. 19) Antiqq. Romm. IV, 53. 20) Strabon (V, 3. §. 11. p. 238) ſpricht von dem Laufe des Anio durch die Steinbrüche bei Gabii in die flächeren Gegenden, und fügt dann hinzu: *ἐν δὲ τῷ πεδίῳ τούτῳ ὁ Ἀνίων διέξεισι καὶ τὰ Ἄλβουλα καλούμενα ῥεῖ ὕδατα ψυχρὰ ἐκ πολλῶν πηγῶν, πρὸς ποικίλας νόσους καὶ πίνουσι καὶ ἐγκαθημένοις ὑγιεινά.* Vergl. auch die Angaben bei Weſtphal (Die römiſche Campagne S. 102 oben) von einigen ſolcher Quellen. 21) Zu der angeführten Stelle des Horatius, wo Acron bemerkt hatte: „Clusinae et Gabinae aquae frigidae sunt,“ fügt er hinzu: „Aquae sulphureae sunt hodieque existunt.“ Auch zu der andern Stelle (Ep. I, 11, 9) bemerkt der alte Scholiaſt: „Gabii vicus in Sabinis juxta Lucretilem montem, unde *et aqua Gabia*.“ Auf dieſe Bäder bezieht ſich auch *Juvenal*, Sat. VII, 3.

22) V, 3. §. 10. 11. p. 238. 23) Ann. XV, 43 und daſelbſt die Zuſammenſtellung in Ruperti's Note. 24) H. N. II, 94, 96. 25) So Weſtphal, Römiſche Campagna S. 98. 26) Antiqq. Romm. IV, 53: *πόλις — ἀπέχουσα τῆς Ῥώμης σταδίους ἑκατόν, ἐπὶ τῆς εἰς Πραίνεστον φερούσης ὁδοῦ κειμένη.* 27) am oben angef. Orte: *Γάβιοι μὲν ἐν τῇ Πραινεστίνῃ ὁδῷ κειμένη — διέχουσα τὸ ἴσον τῆς Ῥώμης τε καὶ Πραινέστου περὶ ἑκατὸν σταδίους.* 28) ſ. Itiner. Antonin. p. 302. Vergl. Weſtphal a. a. O. S. 106 fg.

Digitized by Google

lein Oſa (der alte Bereſis), das von dem oben bemerkten See ſeinen Zufluß großentheils enthält; von da wendet ſich die Straße rechts an dem See, welcher zur linken Seite bleibt, vorbei zu dem Punkte, auf welchem das alte Gabii lag; links am Wege ſind die Reſte eines Tempels der Juno, nebſt einer verfallenen Kirche; noch etwas weiter links, dem Gehöfte von Caſtiglione zu, liegen andere Ruinen, welche in den Bereich der alten Stadt gehören [29]).

Wenn unter den früheren Gelehrten Italiens noch Zweifel über die Lage der Stadt herrſchen konnten, ſodaß ſelbſt Volpi [30]) mit Sicherheit dieſelbe zu beſtimmen ſich nicht erlauben wollte, ſo haben doch andere Gelehrte, wie Fabretti, Ciampini u. A. [31]), ſchon richtiger geſehen, indem ſie die Ruinen des erwähnten Tempels und einer verfallenen Kirche als den Punkt erkannten, wo das alte Gabii geſucht werden müſſe. Über allen Zweifel iſt aber dieſe Anſicht erhoben worden durch die im J. 1792 daſelbſt von dem Fürſten Borgheſe, dem Beſitzer des dortigen Grund und Bodens, veranſtalteten Nachgrabungen, welche mit ungemeinem Erfolge belohnt, eine Reihe der werthvollſten Werke der Sculptur, wie namhafte Inſchriften, zu Tage gefördert haben, welche dann in der Villa Pinciana des Beſitzers aufgeſtellt, dem berühmten Archäologen Ennio Quirino Visconti Veranlaſſung zu einer genauen, mit den nöthigen Abbildungen ausgeſtatteten, gelehrten Beſchreibung der aufgefundenen Denkmale gegeben haben [32]), durch welche die ſpätere Bedeutung der Stadt in dem nachauguſteiſchen Zeitalter in einem neuen, bisher kaum geahnten Lichte erſcheint, ſodaß wir wenigſtens bis ins dritte chriſtliche Jahrhundert herab die Stadt als eine mit bedeutenden Gebäuden und Kunſtgegenſtänden geſchmückte und auch wohlbevölkerte anzuerkennen haben: wovon vielleicht der Grund in der Benutzung der Stadt als eines Badeortes, zumal nachdem Bajä in Abnahme gekommen [33]), zu ſuchen iſt. Größere, wie kleinere Statuen der Venus, Nemeſis, Diana, Iſis, des Cupido, Herkules u. A. wurden herausgegraben [34]), was jedenfalls auf einen Cult, wenigſtens eines Theils dieſer Gottheiten, ſchließen läßt; aber noch zahlreicher waren die Statuen und Büſten ſo vieler Glieder des kaiſerlichen Hauſes und ihrer Angehörigen, des Marcus Agrippa, des Tiberius, Germanicus, Caligula, Claudius, Nero, das Cnejus Domitius Corbulo, des Trajanus und ſeiner Gattin Plotina, des Hadrianus (mehrmals) und ſeiner Gattin Sabina, des Älius Verus Cäſar, des Adoptivſohns des Hadrianus, des M. Aurelius Antoninus des Philoſophen und ſeiner Adoptivtochter Lucilla, der Gattin des Lucius Verus, des Commodus, des Lucius Septimius Severus, des Lucius Septimius Geta, der Plautilla, der Gattin des Antoninus Caracalla, endlich des Kaiſers Gordianus Pius. An dieſe reiht ſich noch eine Anzahl anderer Statuen und Büſten an, darunter vier Statuen von luneſiſchem Marmor, welche faſt in mehr als Lebensgröße vier mit der Toga bekleidete Perſonen darſtellen, welche zwar, da die Baſis mit der Inſchrift fehlt, nicht bekannt ſind, aber, wie es ſcheint, Männer darſtellen, die um ihre Vaterſtadt ſich in irgend einer Weiſe verdient gemacht, als Decurionen oder Beamte, oder ſonſt wie, und deren Andenken auf dieſe Weiſe, dem Herkommen gemäß, durch die Errichtung ihrer Standbilder gefeiert ward [35]). Wenn dieſe große Anzahl von Werken der bildenden Kunſt auf eine Bedeutung des Ortes, oder doch den Reichthum und Kunſtſinn ſeiner Bewohner einen Schluß zu machen erlaubt, ſo beſtätigen dies auch die, zum Theil ſehr umfaſſenden, Inſchriften, welche bei dieſer Gelegenheit ebenfalls zum Vorſchein kamen [36]). Gabii wird darin (wie früher zu Cicero's Zeit; ſ. oben) ein Municipium genannt, welches ſeinen Senat in dem Decurionenſtand (Ordo Decurionum), wie jedes andere Municipium, hatte; daher in den Beſchlüſſen der Stadtgemeinde Decuriones populusque, oder Ordo et populus Gabinus, oder Decuriones et populus [37]) und dergl. vorkommen. Von Behörden erſcheinen hier die auch in Inſchriften anderer Municipien aus der römiſchen Kaiſerzeit oftmals genannten Quatuorviri quinquennales, die Seviri Augustales, welche neben den Decurionen genannt werden [38]); auch ein Rathhaus wird genannt: die Curia Aelia Augusta [39]), wobei wir vielleicht an den Kaiſer Hadrian denken dürfen, in ſofern nach mehren Spuren derſelbe das ſeinem Tivoli ſo nahe gelegene Gabii ebenfalls bedachte und durch Bauten verſchönerte, namentlich auch, wie eine Inſchrift zeigt, einen Aquäduct anlegte [40]). Beſondere Wichtigkeit kann unter dieſen Inſchriften die erſte größere aus dem Jahre 140 p. Chr. anſprechen, welche ein vollſtändiges Decret der Decurionen enthält; ebenſo auch die ſiebente [41]) mit dem Datum des Jahres 220 p. Chr., in ihrem Inhalte bezüglich auf die Errichtung eines Denkmals, welches die Zunft der Zimmerleute (Dendrophori) [42]) ihrem Vorſteher aus dem

29) ſ. Weſtphal a. a. O. O. S. 98. 30) Vetus Latium. T. IX. p. 243. 31) ſ. das Nähere bei Visconti am gleich anzuf. O. S. 5. 6. 32) Manumenti Gabini della Villa Pinciana descritti da *Ennio Quirino Visconti* nuovamente pubblicati per cura del dottor *Giovanni Labus*. (Milano dalla società tipografica de' classici italiani 1835.) [Nach dieſer Ausgabe iſt hier citirt; die frühere Ausgabe erſchien zu Rom 1797.] Früher war erſchienen: *C. Fea*. Lettere sopra la scoperta dalle rovine della citta di Gabio. (Roma 1792.) 33) *Propert.* III, 18, 7 seq.:

At nunc invisae magno cum crimine Bajae,
Quis deus in vestra constitit hostis aqua?

34) Sie ſind in der angeführten Schrift Visconti's Parte seconda genau beſchrieben und auf den beigegebenen Kupfertafeln abgebildet; eine geordnete Zuſammenſtellung findet ſich S. 78 fg.

35) ſ. bei *Visconti* l. c. p. 76. 77. 36) Sie ſind ſämmtlich bei *Visconti*, Parte terza p. 81 seq. verzeichnet und erklärt. Einige früher ſchon bekanntgewordene ebendaſelbſt pag. 10 seq. 37) Dieſe Ausdrücke finden ſich in faſt jeder der hier publicirten Inſchriften. 38) In der Inſchrift nr. 1. p. 82 und 91. nr. 3. p. 122. nr. 7. p. 149. Ein Mehres über dieſe Behörden ſ. bei A. E. Egger im Anhange zu: Examen critique des histor. anc. etc. p. 357 seq. und Revue Archéolog. III, 10. 12. *Mommsen*; De collegg. p. 15 seq. *A. W. Zumpt*. De August. et Sevir. August. (Berol. 1846. 4.) 39) In der Inſchrift nr. 1. p. 81. 89. 40) ſ. Notizie prelimin. p. 12. 41) p. 149 seq. 42) Sie kommen auch auf Inſchriften vor; ſ. bei *Orelli* Inscr. Collect. nr. 1602. 2385. 3741. Vergl. Cod. Theodos. XIV, 8, 1. Mehr bei *J. Rabanis*, Recherches sur les Dendrophores et sur les corporations Romaines en général. (Bordeaux 1841.)

Digitized by Google

Stande der Decurionen geſetzt hat. Eine andere Inſchrift[43]) bezieht ſich auf verſchiedene Stiftungen in einen Tempel der **Venus**, welche hier unter den drei Beinamen der **Vera** (mit Bezug auf den Namen der Vera Plutia, der Tochter des Stifters), **Felix**, **Gabina** erſcheint; eine andere betrifft die von der Stadtgemeinde ausgehende Errichtung einer Statue der **Priscilla Aguſia**, welche als Prieſterin der Spes und Salus bezeichnet wird[44]), ſodaß alſo wol Tempel dieſer Gottheiten zu Gabii geweſen ſein müſſen, die jetzt freilich gänzlich von der Oberfläche verſchwunden ſind. Jetzt erblickt man nur noch einige nicht ſehr bedeutende Mauerreſte eines Tempels, in welchem wir mit Visconti[45]), der dieſe Reſte näher unterſucht und beſchrieben, auch davon eine Abbildung auf dem Titelblatte ſeines Werkes gegeben hat, wol den Tempel der alten **Juno Gabina**, wie ſie bei Virgil (Aen. VII, 682) heißt, wiedererkennen dürften. In der Nähe befindet ſich noch ein mit Stufen verſehener Halbkreis, der den Bewohnern des Municipiums wol zu Sitzen bei feierlichen Spielen, Schauſpielen und dergl. diente; auch wurden die Spuren eines Forum entdeckt, von welchem Visconti ſogar eine ſchöne Reſtauration verſucht hat[46]).

Über die bemerkte Periode der erſten Decennien des 3. Jahrh. nach Chriſto reichen die noch vorhandenen Denkmale nicht hinaus, ſodaß wir die weitern Schickſale der Stadt zu verfolgen außer Stande ſind; daß ſie aber noch weiter fort bis in die Zeiten der allgemeinen Verbreitung des Chriſtenthums beſtanden hat, beweiſt wenigſtens die Erwähnung von Biſchöfen von Gabii in chriſtlichen und kirchlichen Denkmalen der nachfolgenden Jahrhunderte bis gegen den Schluß des 9. Jahrh.[47]). Der Weg, der von Rom nach Gabii führte, wird in einigen Stellen des Livius (II, 11. III, 6. V, 49) als eine beſondere Straße unter dem Namen der **Via Gabina** erwähnt: wovon der Grund wol in der früheren Bedeutung der Stadt, ſowie in ihrem Verhältniſſe zu Rom zu ſuchen iſt. Späterhin ſcheint dieſe Bezeichnung außer Gebrauch gekommen zu ſein, da wir den Namen dieſer Straße weder in andern Autoren, noch in den Itinerarien angegeben finden; es tritt an die Stelle der Via Gabina die Via Präneſtina, welche von Rom aus nach Präneſte (Paleſtrina), und zwar über Gabii führte, und wahrſcheinlich in Folge des Sinkens von Gabii in der letzten republikaniſchen und ſelbſt noch in der Auguſteiſchen Zeit, ſowie in Folge der größern Bedeutung, welche das ſo anziehend gelegene Präneſte in Anſpruch nahm, die frühere Benennung verdrängte. Gabii war, was die Entfernung anlangt, ſo ziemlich der Mittelpunkt der ganzen Strecke, wie dies auch die aben aus den Itinerarien angeführten Diſtanzen ergeben. Es lief aber dieſe Straße von Rom aus durch die Porta Präneſtina, welche an die Stelle der alten Porta Esquilina, etwas weiter außerhalb, getreten und aus dem berühmten großen Bogen der Aqua Claudia gebildet war, daher auch im Mittelalter den Namen der Porta Maggiore erhalten hat. Vor dieſem Thore trennen ſich zwei Straßen: die eine rechts ziehend iſt die Via Labicana, welche nach Labicum (jetzt la Colonna) zog; links führte nach Gabii die Via Präneſtina, welche jetzt nur noch ein unbedeutender Nebenweg iſt, der übrigens, wenn auch mit einiger Unbequemlichkeit, noch zu paſſiren iſt. Nachdem man aus dem Thore in dieſe Straße, alſo in die alte **Via Gabina**, eingetreten, führt dieſelbe zuerſt zwiſchen Weinbergen hindurch und tritt dann in die Campagna ein, mit einer ſchönen Ausſicht auf das Sabiner- und Albanergebirge, ſowie rückwärts auf Rom. Man gelangt dann an einen kleinen Bach (Aqua bollicante), in früheren Zeiten einer der Grenzpunkte des alten Roms; unfern davon, im Ganzen etwa zwei Miglien von Rom entfernt, finden ſich Ruinen, von dem Volke Torre de' Schiavi genannt: Reſte der prachtvollen Villa der Gordiane, wie man glaubt. Zwiſchen Trümmern von Gebäuden und Gräbern zieht ſich die Straße fort, durchkreuzt dann einen andern Bach und gelangt ſo zu dem Punkte, welcher, mit Bezug auf die von den ruinirten Grabmalen genommenen Marmorköpfe, Torre de' tre teste heißt. Weiterhin, bei dem ſechsten Meilenſteine, treten die Spuren der alten Straße noch hervor; auch Reſte eines Aquäducts und andere Trümmer ſind bemerklich; man paſſirt dann einige Bäche und erreicht in einigen Miglien eine tiefere, von einem Bach durchzogene Schlucht, über welche eine alte, aus großen Quadern feſt und dauerhaft erbaute Brücke von ſieben Bogen führt: Pons ad nonum (sc. lapidem) im Alterthume genannt, weil hier der neunte Meilenzeiger ſtand, jetzt **Ponte nono** (nach Gell) oder (nach Weſtphal) **Ponte di Nona** genannt. Noch iſt auf dieſer Brücke das alte Pflaſter wohl erhalten, nur die Einfaſſungen an den Seiten fehlen. Hat man die Brücke paſſirt, ſo tritt man wieder in eine öde und verlaſſene Gegend ein, in der es jedoch auch nicht an Trümmern und Reſten alter Gebäude fehlt, und ſo gelangt man mit der neunten (neuern) Miglie, nach Weſtphal zwölftehalb Miglien vom Thore Roms entfernt, zu der Oſteria dell Oſa, einem kleinen Wirthshauſe, unfern des Baches Oſa, des alten Vereſis, welcher den Abfluß des Sees bei Gabii in ſich aufnimmt. Hat man dieſen Bach überſchritten, ſo wendet man ſich, während ein anderer Weg links nach Tivoli führt, nach der rechten Seite hin und geht an dem See vorbei, worauf dann links die Reſte des aben erwähnten Tempels (der Juno) und eine verfallene Kirche hervortreten, womit wir zugleich in den Umfang des alten Gabii eintreten, deſſen Burg an der Stelle des jetzigen Weilers Caſtigliane, wo auch noch Ruinen eines alten Caſtells ſich befinden, geweſen ſein mag; ſ. das Nähere darüber bei **Weſtphal**, Die römiſche Campagne S. 78. 97 fg. und *Gell*, Topography of Rome and its vicinity T. II. p. 5 seq., insbeſondere die treffliche, dieſem Werke beigefügte Karte,

43) ſ. nr. 3. p. 121 seq. 44) ſ. nr. 2. p. 110 seq. 112. 45) ſ. Notiz. prelimin. p. 15—17; ſ. auch *Gell*, Topography of Rom. etc. II. p. 8. 46) Notiz. prelim. p. 18 und dazu Tavol. 2. Auf Tav. 1 ſind die Umriſſe des Tempels der Juno gezeichnet. Über die Reſte des Junotempels ſ. auch *Abeken*, Annali dell' Instit. arch. T. XII. (1840.) p. 23 seq. 47) ſ. ebendaſelbſt p. 3. 4. Visconti verweiſt hier auf *Lucas Holsten*, Adnotat. ad Ital. antiq. Philippi Claverii p. 199. Ein Verzeichniß dieſer Biſchöfe von Gabii bis zum Jahre 879 ſ. bei **Nicolai** in den Atti dell' Academ. Pontefic. V. p. 48 seq.

Digitized by Google

auf welcher der ganze Weg mit allen Einzelheiten ſich genau verfolgen läßt.

Im Allgemeinen ſ. über Gabii *Vulpius*, Vetus Latium. T. IX. Lib. XVII. cap. 1. p. 243 seq. cap. 2. p. 253 seq. *Ph. Cluverii* Italia antiqua p. 954 seq. Mannert, Geographie der Griechen und Römer IX, 1. S. 658 fg.; die ſchon oben angeführte Schrift von *Visconti*, *Gell* l. c. T. II. zu Anfange; die Monographie von *Galletti*, Gabj antica citta di Sabina scoperta, ove e ora Torri ovvera le grotte di Torri (Rom. 1757. 4.), und den Aufſatz von Nicolai in den Atti dell' Acad. Pontefic. T. V. p. 31 seq. *Nibby*, Viaggio etc. I. p. 221 seq. (*Baehr*.)

GABINIUS, König der Quaden, war dieſes zur Zeit, als der römiſche Kaiſer Valentinian, welcher von übermäßigem Eifer ergriffen war, die Grenzen des Reichs zu befeſtigen, den Befehl gab, daß jenſeit der Donau in den Ländern der Quaden ſelbſt, als wenn ſie ſchon das Eigenthum der Römer geworden wären, zum Schutze dienende Caſtelle (praesidiaria castra) gebaut werden ſollten. Hierüber waren die Anwohner unwillig, ſahen ſich vor, und bewirkten durch eine Geſandtſchaft, daß die Ausführung jener Maßregel verſchoben ward. Maximinus aber, der Präfectus von Gallien, welcher kein Unrecht ſcheute, ſchalt den damaligen Magister armorum in Illyricum, Namens Equitius, als hartnäckig und träge, da das Werk, welches man zu beſchleunigen ſich vorgeſetzt habe, noch nicht vollendet ſei, und fügte hinzu, falls man ſeinem obgleich noch ſehr jungen Sohn, Marcellianus[1], die Gewalt eines Dux in Valeria übertragen würde, ſo würde die Befeſtigung ohne einige Vorſchützung ſich erheben. Beides wurde erlangt. Als der zum Dux in Valeria beförderte junge Menſch an die Orte ſeiner Beſtimmung kam, brauſte er ſeinem Alter gemäß zur Unzeit auf, gab den Vorſtellungen derer, welche durch den Bau ihr Land verloren, kein Gehör, und ließ das kurz vorher angefangene Werk ausführen. König Gabinius verlangte beſcheiden[2], daß keine Neuerungen gemacht werden möchten. Marcellianus ſtellte ſich menſchenfreundlich, als wenn er dem Könige Gabinius beiſtimmte, und lud ihn mit andern zum Gaſtmahle. Als Gabinius nach dem gaſtfreundlichen Schmauſe hinwegging, verletzte Marcellianus die Verbindlichkeit der Gaſtfreundſchaft, und ließ den ſich für ſicher haltenden Gabinius niedermetzeln[3] (im J. 372). Durch dieſe Unthat erbittert ſetzten die Quaden und herumliegenden Völkerſchaften, namentlich die Sarmaten, über die Donau, metzelten das mit der Ernte beſchäftigte Volk größtentheils nieder und führten den übrigen Theil in die Gefangenſchaft und eine Menge Vieh verſchiedener Art als Beute hinweg. Mit Recht wird Kaiſer Valentinianus deshalb getadelt, daß er, als er (im J. 375) nach Illyricum gereiſt war, und ſich hier aufhielt, keine Unterſuchung wegen der ſchändlichen Ermordung des Königs Gabinius anſtellte[4]. (*Ferd. Wachter.*)

GABINIUS. Dieſer Name kommt in der römiſchen Geſchichte der zwei letzten Jahrhunderte der Republik und theilweiſe auch noch in der Kaiſerzeit einige Male vor und entſtammt einer plebejiſchen Gens (Gabinia gens), welche vielleicht von dem nahen Gabii eingewandert war und daher dieſen Namen erhalten hatte. Der erſte dieſes Namens, den wir kennen, Gabinius, ohne Angabe des Vornamens, der vielleicht Aulus geheißen, in ſofern dieſer Vorname in dieſer Gens überhaupt ſehr gewöhnlich war, kommt bei Livius (XLV, 26) vor; er war von dem römiſchen Proprätor L. Anicius im J. 168 a. Chr. oder 568 u. c. nach der Beſiegung des Gentius, Königs von Illyrien, in deſſen Hauptſtadt Scodra mit einer Beſatzung zurückgelaſſen worden, um dieſe Stadt zu decken, während Anicius gen Epirus aufbrach, um dieſes Land den Römern zu unterwerfen. Er muß alſo immerhin eine bedeutende militairiſche Stellung eingenommen haben. Alle weitere Nachrichten fehlen inzwiſchen.

II. Aulus Gabinius, von Cicero (De legg. III, 16) als ein Mann von niedriger und gemeiner Herkunft (homo ignotus et sordidus) mit einer gewiſſen Geringſchätzung behandelt, ſodaß wir kaum in ihm den Sohn des Vorhergenannten, wie Manche anzunehmen geneigt ſind, anzuerkennen vermögen, wenn anders die Äußerung Cicero's wörtlich zu nehmen und nicht aus politiſcher Parteiſtellung und politiſchem Haß zu erklären iſt. Als Volkstribun des J. 139 a. Chr. oder 615 u. c. ward er der Urheber der lex tabellaria und zwar, da ſie, wie Cicero ausdrücklich bemerkt[1], zwei Jahre vor die Caſſiſche Lex fiel, der erſten unter den vier leges tabellariae, welche wir aus der römiſchen Geſchichte überhaupt kennen; es ſollte nach dieſer lex Gabinia oder tabellaria bei den Wahlen der Magiſtrate die Abſtimmung nicht mehr blos mündlich, ſondern ſchriftlich auf Täfelchen geſchehen; eine andere lex Gabinia, ein Majeſtätsgeſetz, wonach heimliche Zuſammenkünfte in der Stadt verboten waren und der Urheber derſelben mit dem Tode beſtraft werden ſollte, wird von Manchen ebenfalls auf dieſen A. Gabinius bezogen; aber ſchwerlich mit genügendem Grunde, wie denn überhaupt die ganze Nachricht, die nur in der dem Portius Latro beigelegten Declamatio gegen den Catilina cap. 19 vorkommt, und ſonſt bei keinem alten Autor erwähnt iſt, unzuverläſſig und zweifelhaft erſcheint, nach Drumann Nichts weiter, als eine Erfindung eben jenes Declamators iſt; ſ. Röm. Geſch. III. S. 40., vergl. Dieck, Verſuche über das Criminalrecht der Römer S. 73 fg.

1) *Ammianus Marcellinus* ſagt Rer. Gest. Lib. XXIX. Cap. 6: addebatque (Maximinus), ut consulens in commune, quod si parvo suo Marcelliano deferretur potestas per Valeriam ducis, munimentum absque ulla causatione consurgeret, und Lib. XXX. Cap. 1: Inter has turbarum difficultates, quas Percha dux rege Quadorum excitavit occiso per scelus etc. (geſchah nämlich im Orient ein grauſes Verbrechen, die Niedermetzelung Para's, des Königs der Armenier, durch heimliche Nachſtellungen). 2) Denique Gabinium regem ne quid novaretur poscentem, ut adsensurus humanitate simulata cum aliis ad convivium corrogavit (Percha dux). 3) quem (Gabinium regem) digredientem post epulas hospitales, officii sanctitate nefarie violata, trucidari securum effecit.

4) ita intepuit (Valentinianus), ut neque in Gabinii regis inquireret necem, neque etc.; ſ. *Ammianus Marcellinus* Lib. XXX. Cap. 5.

1) ſ. *Cicero*, De Legg. III, 16. Lael. 16. In der Agrar. II, 2. §. 4 wird die tabella genannt „vindex tacitae libertatis.“

III. Aulus Gabinius, war Legat im Bundesgenoſſenkrieg, und fiel, nachdem er glücklich gegen die Marſer und Lucaner gekämpft, bei der Einſchließung des feindlichen Lagers um 89 a. Chr. oder 665 u. c. In welchem Verwandtſchaftsverhältniß er zu den beiden ebengenannten deſſelben Namens geſtanden, iſt bei dem Mangel aller weiteren Angaben nicht zu ermitteln; ſ. *Livius*, Epit. LXXVI. *Florus* III, 18. §. 13 und *Orosius* V, 18, der ihm den Vornamen Cajus ſtatt Aulus gibt.

IV. Aulus Gabinius, Tribun in dem Heere des Sylla, mit welchem er bei Chäronea mitgefochten, wie wir aus Plutarch (Vitt. Sull. 16. 17) erſehen, dann im J. 81 a. Chr. oder 673 u. c. von Sylla nach Aſien entſendet, um dem Murena den Befehl zur Beendigung des Krieges mit Mithridates zu bringen und zwiſchen Mithridates, dem Könige von Pontus und Ariobarzanes von Kappadocien eine Ausſöhnung zu bewirken; ſ. das Nähere bei *Appian*, Bell. Mithridat. cap. 66. Dieſer Gabinius wird von Mehren (z. B. in *Baiter* und *Orelli*, Onomastic. Tullian. p. 264) mit dem gleich zu nennenden, ungleich bekanntern Gabinius, dem Zeitgenoſſen und Gegner Cicero's, für eine und dieſelbe Perſon gehalten, während Drumann (a. a. O.) denſelben davon trennt und beide als verſchiedene Perſonen gleichen Namens betrachtet. Wir folgen dieſer Anſicht, die wir auch aus chronologiſchen Rückſichten als die wahrſcheinlichere betrachten.

V. Aulus Gabinius, jedenfalls der bekannteſte unter allen, die den Namen Gabinius tragen, vielfach verwickelt in die Geſchichte des Untergangs der römiſchen Republik, da ſeine Thätigkeit hauptſächlich in die andere Hälfte des 7. Jahrh. der Stadt fällt. Zuerſt tritt uns ſeine Wirkſamkeit entgegen im J. 67 a. Chr. oder 687 u. c., wo er als Volkstribun durch drei verſchiedene und wichtige Geſetzesvorſchläge (leges Gabiniae), die auch ſeinen Namen tragen, eine Bedeutung und ein Anſehen gewann, das ſpäter ſich noch mehr ſteigerte. Der erſte Vorſchlag bezweckte die Übertragung des Befehls in dem gegen die Seeräuber zu veranſtaltenden Kriegszuge an Einen Feldherrn (lex de uno imperatore contra praedones constituendo)[2], und zwar mit äußerſt ausgedehnter Vollmacht. Es war damit aber kein anderer, als Pompejus, deſſen Name übrigens nicht genannt war, gemeint, und durch Übertragung eines ſolchen Commando's die Macht dieſes Mannes in einer Weiſe geſteigert worden, wie dies früher nie der Fall geweſen war[3]. Denn auf drei Jahre war ihm unbedingte Herrſchaft auf allen Meeren, ſammt den anſtoßenden Landſtrecken bis zu 50 Milliarien binnenwärts überlaſſen, ebenſo die Wahl von 15 Legaten aus dem Senatorenſtande und die beliebige Verfügung über die zum Kriege nöthigen Mittel aus der Staatscaſſe, ſammt der erfoderlichen Zahl von Schiffen und Mannſchaft[4]. Ungeachtet des Widerſpruchs der Optimatenpartei, welche an dieſer allzu ausgedehnten Macht, die dem Pompejus damit zugeſtanden war, Anſtoß nahmen und der verſuchten Interceſſion des Tribunen L. Trebellius, von welcher Asconius (in Cornel. p. 71 sq.) uns das Nähere berichtet, ging der Geſetzesvorſchlag, wie dies zu erwarten war, durch und fand ſogar den Beifall und die Billigung des damals noch auf des Pompejus Partei ſtehenden und mit Gabinius daher auch befreundeten Cicero, wie wir aus deſſen Äußerungen in der Rede pro leg. Manil. oder De Cn. Pompej. Imper. cap. 19 erſehen, wiewol ſpäter derſelbe Cicero, nachdem Gabinius ſich an Clodius angeſchloſſen und damit ſein heftiger Gegner geworden war, insbeſondere an ſeiner Exilirung lebhaften Antheil genommen hatte, ſich ganz anders darüber ausläßt und, voll Erbitterung gegen Gabinius, dieſem bei ſeinem Verfahren zu Gunſten des Pompejus die gemeinſten Motive unterſchiebt. Hiernach handelte Gabinius, um Geld erkauft; die Noth, in die er durch ſeine Schwelgerei und Üppigkeit gekommen war, und das Drängen der Gläubiger ließ ihm, ſo ſtellt ſpäter Cicero[5] die Sache dar, gar keine andere Wahl, als entweder dem Pompejus ſich ganz in die Arme zu werfen und von dieſem ſich erkaufen zu laſſen, oder ſelbſt Seeräuber zu werden. Er wählte das Erſtere und fand auch bald, wie wir ſogleich ſehen, den gewünſchten, damals wol ſchon im Stillen bedungenen Lohn.

Von einer beſſern Seite läßt ſich ein anderes, in der That zweckmäßiges Geſetz betrachten, welches in daſſelbe Tribunat des Gabinius fällt und auch von ihm ſeinen Namen trägt: lex Gabinia de versura Romae provincialibus non facienda[6]. Hiernach war es den Provincialen unterſagt, in Rom Geld zu leihen; jedes Geſchäft der Art ſollte ungültig und keine gerichtliche Unterſuchung oder Klage in ſolchem Falle zuſtändig ſein. Es ſollte durch dieſes Geſetz offenbar dem Wucher der römiſchen Großen geſteuert, die Provincialen ſelbſt aber vor unnöthigen Reiſen nach Rom und Geldausgaben daſelbſt geſchützt, überhaupt der Habſucht und Gewinnſucht der Reichen Roms nicht preisgegeben werden. Über den Zinsfuß ſelbſt war darin keine Beſtimmung enthalten, wenn auch gleich die übermäßigen Zinſen, welche bei ſolchen Gelegenheiten den armen und gedrückten Bewohnern der Provinzen abgenommen wurden, die nächſte Veranlaſſung zu einem ſolchen, an und

2) So drückt ſich Cicero aus Pro leg. Manil. 17. vgl. 18.
3) *Vellejus* II, 31, 2: „A. Gabinius tribunus legem tulit, ut, cum belli more, non latrociniorum orbem classibus jam, non furtivis expeditionibus piratae terrerent quasdamque Italiae urbes diripuissent, Cn. Pompejus ad eos opprimendos mitteretur essetque ei imperium aequum in omnibus provinciis cum proconsulibus usque ad quinquagesimum milliarium a mari, quo senatus consulto paene totius terrarum orbis imperium uni viro deferebatur." ſ. noch *Dio Cass.* XXXVI, 6 seq. *Plutarch.* Pompej. 25. *Cicero* l. c. cap. 17. 19. *Hahn* Prolegg. zu dieſer Rede cap. 1. p. 8 seq.

4) *Plutarch.* l. c.: *ἐδίδου γὰρ — ὁ νόμος αὐτῷ — χρήματα λαμβάνειν ἐκ τῶν ταμιείων καὶ παρὰ τῶν τελωνῶν ὅσα βούλοιτο καὶ ναῦς διακοσίας κύριον ὄντα πλήθους καὶ καταλόγου στρατείας καὶ πληρωμάτων ἐρετικῶν.* 5) Vergl. Post. redit. in senat. 5. pro Sest. 8. und *Dio Cass.* XXXVI, 6. 6) ſ. die Hauptſtellen bei *Cicero* ad Attic. V, 21 und VI, 2, vgl. VI, 1. Von einem früheren ähnlichen Verſuche des Cornelius ſpricht Asconius im Eingange zur Orat. pro C. Cornelio de majest. p. 91 seq. oder p. 56 seq. ed. *Orell.* Vgl. außerdem v. Savigny in den philol. Abhandl. der berliner Akad. der Wiſſenſch. 1818—1819. S. 182. Rein, Römiſches Privatrecht S. 309. Drumann III. S. 41 fg.

für ſich wohlthätigen, Geſetze gaben, das jedoch, wie wir aus dem von Cicero berichteten Falle erſehen, die Habſucht der römiſchen Großen alsbald zu umgehen wußte. Die Salaminier auf Cypern konnten ſich — es war im J. 51 a. Chr. oder 704 u. c. während der Verwaltung der Provinz Cilicien durch Cicero — zur Tilgung einer Foderung des M. Brutus kein Geld zu Rom verſchaffen, weil ſolche Darlehen, aller Schuldverſchreibungen ungeachtet, keine Klage verſtatteten (quod e syngrapha jus dici lex Gabinia vetabat, ſagt Cicero ad Att. V, 21. §. 10). Da erboten ſich Wucherer, Freunde des M. Brutus, das Darlehen gegen vier Procent monatlich zu leiſten, wenn ſie durch einen Senatsbeſchluß die nöthige Sicherheit erhielten. Und wirklich verfügte der Senat, der ſich dem Brutus gefällig erweiſen wollte, es ſolle dies Darlehen weder den Salaminiern, noch den Darleihern ſelbſt zum Nachtheil gereichen, und als auch dann die Gläubiger, eben weil das Gabiniſche Geſetz kein gerichtliches Einſchreiten verſtattete, ſich nicht hinlänglich geſichert glaubten, ſo erfolgte[7]) ein weiterer Senatsbeſchluß, welcher die Zuläſſigkeit der Klage und der gerichtlichen Entſcheidung ausſprach. Die Eintreibung dieſes Darlehens, nach Capital und Zins, durch die Geſchäftsleute des M. Brutus gab dann eben die Veranlaſſung zu einem Rechtsſtreit, welcher vor Cicero, bei ſeiner Verwaltung der Provinz Cilicien gebracht wird.

Ein drittes, in das Tribunat des Gabinius fallendes, von ihm ausgehendes Geſetz (lex Gabinia de senatu legatis dando) betraf den Senat und deſſen diplomatiſchen Verkehr; es ſollte hiernach während des ganzen Monats Februar, an jedem Tage, an welchem Senatsſitzungen gehalten werden konnten, auch den fremden Geſandten im Senat Audienz gegeben werden. Dies geht deutlich aus der Stelle Cicero's ad Quint. Fratr. II, 13. §. 3 hervor; ſ. dazu Drumann's Erörterung a. a. O. III. S. 43.

Nach beendigter Führung des Tribunats ſcheint auch der Lohn für die Durchführung des erſten dieſer drei Geſetze nicht ausgeblieben zu ſein. Auf des Pompejus Verlangen ward er, obſchon im Widerſpruch mit beſtehenden Geſetzen, dieſem als Legatus zugewieſen und nahm an der Kriegsführung in Aſien mehre Jahre lang Antheil[8]). Wie ſehr auch Cicero für dieſe Stellung des Gabinius eingenommen war, und wie er ſelbſt darauf drang, den Gabinius dem Pompejus, der ihn verlangt hatte, als Legaten zuzutheilen, ſehen wir aus ſeinen Äußerungen in der Rede für die Maniliſche Bill[9]). Zwar hören wir nicht von beſonderen Kriegsthaten des Gabinius, aber der eigentliche Zweck, der den Gabinius zu dem Heere des Pompejus geführt hatte, nämlich Bereicherung, um damit die früher gemachten Schulden zu tilgen, ward erreicht, ebenſo wol bei dem Zuge über den Euphrat, um die Parther zu erſchrecken[10]), als bei der Sendung nach Damascus und nach Judäa, wo er, ſowie der mit ihm geſendete Quäſtor M. Ämilius Scaurus in dem Streite des dortigen Hohenprieſters Hyrcanus mit deſſen Bruder Ariſtobulus, ſich für den Letzteren erklärte, und dafür die Summe von 300 Talenten, alſo circa 700,000 Gulden, erhielt, während ſeinem Collegen Scaurus 400 zufielen. Pompejus rügte auch dieſe Beſtechungen gar nicht, als ſich an ihn, nach ſeiner Ankunft zu Damascus die ſtreitenden Parteien gewendet hatten, und wies den Gabinius an, Jeruſalem, das Ariſtobulos übergeben wollte, zu beſetzen, was jedoch dieſer, von den Einwohnern, die ſich widerſetzten, nicht eingelaſſen, nicht durchführen konnte[11]). Dies fällt in das J. 63 a. Chr. oder 691 u. c. Nach dem Ende dieſes Krieges mag Gabinius nach Rom zurückgekehrt und dort die Bahn der höheren Staatsämter weiter verfolgt haben, obwol nähere Nachrichten darübee uns abgehen. Ob und wie er die Ädilität verwaltet, und dann, etwa um 61 a. Chr. (693 u. c.) in die Prätur eingetreten, wiſſen wir nicht näher anzugeben; zwei Jahre nachher, um 58 a. Chr. oder 696 u. c., ſehen wir ihn als Bewerber um das Conſulat auftreten, eifrigſt bemüht, durch Fechterſpiele[12]) die Gunſt des Volkes zu gewinnen. Die Wahl ſchien ungewiß; Manche glaubten Pompejus und Craſſus würden dazu beſtimmt werden, Andere meinten Gabinius und Ser. Sulpicius[13]); bis an dem von dem Conſul Bibulus hinausgeſchobenen Wahltage des 18. Oct. Gabinius und L. Calpurnius Piſo wirklich gewählt wurden[14]). Zwar verſuchte der junge M. Cato eine Anklage wider Gabinius wegen Anwendung unerlaubter Mittel bei der Bewerbung um das Conſulat, allein er fand bei den Prätoren kein Gehör, und wäre, als er vor dem Volke den Pompejus im Zorne einen Dictator nannte, beinahe ums Leben gekommen[15]). Daß beide Conſuln in ihrer Wirkſamkeit einem höhern Willen, wie er in den Triumvirn ſich ausſprach, unterworfen waren, kann nicht befremden; durch ihren Anſchluß an den Tribunen Clodius beförderten ſie deſſen Treiben wider Cicero, der darum auch dem Gabinius einen Hauptantheil an ſeinem Exil zuweiſt, während Clodius, zum Danke dafür, beiden Conſuln die gewünſchten Provinzen zuſicherte, dem Gabinius das einträgliche Syrien[16]). Dafür aber unterſagte dieſer auch dem Senat, die Trauer um Cicero anzulegen, er erklärte viel-

7) Vergl. *Cicero* ad Attic. VI, 2: „Nam quod Senatus consultum esse dicebat (Scaptius), ut jus ex syngrapha diceretur, eo consilio factum est, quod pecuniam Salamini contra legem Gabiniam sumpserant. Vetabat autem Auli lex, jus dici de ita sumpta pecunia. Decrevit igitur senatus, ut jus diceretur ista syngrapha. Nunc ista habet juris idem, quod ceterae, nihil praecipui.“ 8) Vergl. *Dio Cass.* XXXVII. 5 und die nähere Erörterung von C. Halm zu *Cicer.* Pro leg. Manil. 19. p. 193 seq. 9) Insbeſondere cap. 19. §. 57: „An ipse, cujus lege salus ac dignitas populo Romano atque omnibus gentibus constituta est, expers esse debet gloriae ejus imperatoris atque ejus exercitus, qui consilio ipsius ac periculo est constitutus?“ Ebenſo am Schluſſe dieſes Capitels §. 58: „Mea quidem sententia, Quirites, unus Gabinius belli maritimi rerumque gestarum Cn. Pompejo socius adscribitur etc. etc.“

10) *Dio Cass.* XXXVII. 5. 11) ſ. das Nähere darüber bei *Josephus*, Antiqq. Jud. XIV, 2 (3) und 3 (5), 4 (7). Bell. Jud. I, 6 fin. *Oros.* VI, 6. *Zonar.* V, 6. 12) Vergl. *Cicero* ad Attic. II, 24, vergl. II, 19. 13) ibid. II, 5. 14) ſ. die Faſten bei *Gruter.* Inscr. Thes. p. CCXCIV und *Orelli* Coll. Inscr. nr. 2488. *Caes.* B. G. I, 6. *Suet.* Caes. 21. *Plut.* Caes. 14. Pompej. 48 und andere Stellen bei Drumann II. S. 65. Not. 61. 15) *Cicer.* ad Quint. fratr. I, 2, 9 pro Sest. 8. 16) ſ. beſonders Cic. pro domo cap. 9.

mehr die Verfolgung des Cicero für gerecht und that Nichts, um die Zerſtörung des Hauſes deſſelben zu verhüten, ja er theilte ſogar mit Clodius die Beute, die aus der tusculaniſchen Villa des Cicero weggeſchleppt ward [17]). Als aber nachher Clodius mit Pompejus ſich entzweite, ſo blieb Gabinius auf Seiten des Letzteen, was ihn in wiederholte Kämpfe mit Clodius verwickelte, welche damit endeten, daß er die Flucht ergriff, nachdem ſeine Fasces zerbrochen und er ſelbſt verwundet worden war; worauf ſeine Güter, gemäß der lex sacrata den Göttern geweiht wurden [18]).

Gabinius erhielt inzwiſchen die Provinz Syrien, ohne die er aus ſeiner Schuldenlaſt ſich nicht hätte herausreißen können [19]); er reiſte im J. 57 (697 u. c.) auch dahin ab [20]), um dieſe von Pompejus geſchaffene Provinz als Proconſul zu regieren und gegen äußere Feinde ſicher zu ſtellen. Als er gegen dieſe einige Vortheile erlangt hatte, ward er Imperator und ſprach die Ehre eines feierlichen Dankfeſtes in Rom an, was jedoch der Senat, zur großen Freude Cicero's, der übrigens ſelbſt an den Verhandlungen keinen Antheil genommen hatte, da er zu Antium ſich grade befand, ablehnte [21]), am 15. Mai des J. 56 (698 u. c.). Bald aber brachen in Judäa neue Unruhen aus, angeregt durch den auf dem Wege nach Rom, wohin ihn Pompejus ſammt ſeinem Vater (Ariſtobulus) entführt hatte, entflohenen Alexander, welcher denjenigen Theil der Bevölkerung, der dem Hyrcanus, ſeinem Oheim, welcher den Römern zugeneigt war, entgegenſtand, auf ſeiner Seite hatte. Nur nach und nach gelang es dem Alexander, bedeutendere Kräfte um ſich zu ſammeln und ſeine Macht über Judäa auszudehnen. Da ſchickte ihm Gabinius den M. Antonius mit römiſchen und jüdiſchen Truppen, dieſe unter Pitholaus, Malichas und Antipater, entgegen, rückte dann ſelbſt mit ſeinen Truppen nach und ſchlug den Gegner in der Nähe von Jeruſalem. Antonius ſchloß darauf die Feinde in Alexandrien ein, während Gabinius im Lande ſelbſt umherzog, dieſes ſäuberte und die verlaſſenen oder zerſtörten Orte wieder herzuſtellen bemüht war. Endlich unterwarf ſich Alexander und Hyrcanus ward durch Gabinius wieder in Jeruſalem eingeſetzt, das Land ſelbſt aber von dem Letzteren in fünf Diſtricte, mit ebenſo vielen Synederien, eingetheilt [22]). Kaum war dieſer Aufruhr geſtillt [23]), ſo brach bei der Ankunft des aus Italien ſammt ſeinem jüngern Sohn Antigonus entflohenen Ariſtobulus der Aufſtand von Neuem aus; Ariſtobulus fand viele Anhänger, da das Volk durch die Erpreſſungen des Hyrcanus und Antipater, welche dem Gabinius und ſeinem Anhang für die Wiedereinſetzung große Opfer als Geſchenke darzubringen genöthigt waren, erbittert war. Allein er ward durch Antonius geſchlagen, und gerieth ſchwer verwundet mit ſeinem Sohne in die Gefangenſchaft des römiſchen Feldherrn, der ihn vor den Proconſul Gabinius bringen ließ. Gabinius ſendete den Ariſtobulus darauf wieder nach Italien zurück, erwirkte aber durch einen Bericht an den Senat die Freilaſſung ſeiner Kinder, weil ſeine Gemahlin unter dieſer Bedingung mehre Feſten übergeben und dadurch zur ſchnellern Beendigung des Kampfes weſentlich beigetragen hatte.

Obwol die Zeit der Verwaltung des Gabinius abgelaufen war, ſo blieb doch, als im Senat (56 n. Chr.) die Verhandlungen über die Vertheilung und Beſetzung der Conſularprovinzen ſtattſanden [24]), ungeachtet der Bemühungen Cicero's, der an Gabinius wie an deſſen früherem Collegen Piſo ſich rächen wollte, Gabinius, durch die Vermittelung der Triumvirn, die auch hier mehr ihre eigenen Plane und Abſichten, als das Intereſſe des Staats und die Aufrechthaltung des Geſetzes im Auge hatten, in ſeinem Amte und ſetzte ſeine kriegeriſchen Unternehmungen nach der Beſiegung des Ariſtobulus fort. Nachdem er drohend gegen die Araber gerüſtet, zog er über den Euphrat dem parthiſchen Könige Mithridates, welcher von ſeinem Bruder Orodes verdrängt worden war, zu Hilfe [25]), gab aber bald dieſe Unternehmung auf, da eine andere Angelegenheit [26]), welche reichlichern Gewinn verſprach, die Thätigkeit des Proconſuls in Anſpruch nahm. Ptolemäus Auletes, der König von Ägypten, vertrieben aus ſeinem Reiche, hatte zu Rom um Hilfe und Wiedereinſetzung nachgeſucht und ward darin von Pompejus begünſtigt, der ihn nach Ägypten mit bewaffneter Hand zu führen und wieder einzuſetzen gedachte. Allein dieſer Plan ward, weil man die Macht des Pompejus nicht noch mehr damit heben und ſteigern wollte, zu Rom vereitelt; die ſibylliniſchen Orakel, welche eine ſolche Hilfsleiſtung unterſagten, wurden herangezogen und ein in dieſem Sinne gefaßter Senatsbeſchluß zu Stande gebracht [27]), ſodaß ſelbſt P. Lentulus Spinther, der Proconſul von Cilicien, dem vertriebenen Könige keinen Beiſtand zur Ordnung der ägyptiſchen Angelegenheiten leiſten durfte. Pompejus aber rächte ſich an den Optimaten, die ſeine eigenen Plane vereitelt hatten, dadurch, daß er dem Gabinius ein Schreiben zuſandte mit der Weiſung, den ägyptiſchen König wieder in ſein Reich einzuſetzen. Dieſer begab ſich auch darauf von Rom, wohin er entflohen war, nach Syrien, wo er im J. 55 (699 u. c.) bei dem römiſchen Proconſul eintraf [28]), dem er für ſeine Bemühungen die Summe von 10,000 Talenten (circa 25 Millionen Gulden!) verſprach [29]), nachdem

17) ſ. darüber das Nähere bei Drumann II. S. 243 fg. 18) Ebendaſelbſt S. 275 fg. und daſelbſt die Stellen des Cicero post red. in senat. 2. 3 ad Quirit. 6 pro Domo 47. 48 u. ſ. w. 19) *Cicero* pro Sest. 8: „eamque (provinciam) nisi adeptus esset, se *incolumem* nullo modo fore arbitrabatur;“ ſ. auch cap. 30. 20) ſ. *Cic.* in *Pis.* 13. *Plut.* Anton. 3. *Joseph.* Antiqq. Judd. XIV, 5 (10). Bell. Jud. 1, 8 (6) und Anderes bei Drumann citirte III. S. 46. Not. 27. 21) ſ. *Cic.* ad Quint. fratr. II, 8. De provincc. conss. 6. 7. 10 in Pison. 17 u. ſ. w. (Drumann III. S. 47.) 22) ſ. *Josephus.* Antiqq. Judd. XIV, 5 (10). Bell. Jud. I, 8 (6). *Plutarch.* Anton. 3. *Zonaras* V, 7. *Hegesippus* 1, 19. 23) ſ. das Nähere darüber bei *Josephus* l. c. XIV, 6 (11). Bell. Jud. 1, 8 (6). *Hegesippus* I, 20.

24) ſ. *Cic.* De provincc. consull. 2. 5 u. ſ. w. Mehr bei Drumann II. S. 70 fg. 25) ſ. *Appian.* Syr. cap. 51. *Dio Cass.* XXXIX, 56. *Justin.* XLII, 4. *Joseph.* Antiqq. Judd. XIV, 6 (11). Bell. Jud. I, 8 (7). 26) ſ. die ausführlichere Darſtellung bei Drumann II. S. 535 fg. und vergl. insbeſondere Cicero's erſtes Buch der Briefe ad Famil. Ep. 1. 2. 7 seq. 27) ſ. das Nähere bei Drumann II. S. 539. 28) *Dio Cass.* XXXIX, 55 seq. *Strab.* XVII. p. 796. *Joseph.* Antiqq. Judd. XIV, 6, 2. 29) *Cicero* pro *Rab.* Posth. 8. 11.

Digitized by Google

zu Rom dem Cäſar und Pompejus ſchon zum Voraus eine ähnliche Summe von 6000 Talenten, circa 15 Millionen Gulden, entrichtet hatte[30]). Gabinius machte nun große Zurüſtungen und bot ſeine ganze Heeresmacht zu dieſem Zuge auf; nur wenige Truppen blieben unter dem Oberbefehl ſeines Sohnes Siſenna zum Schutze Syriens zurück. Die Vorhut bildete auch dies Mal wieder M. Antonius mit der Reiterei[31]); Gabinius mit dem übrigen Theil des Heeres rückte nach, unterſtützt von Antipater mit Geld, Waffen und Lebensmitteln[32]), gelangte das Heer leicht über die Landenge am ſerboniſchen See bis nach Peluſium, das jedoch nur eine ſchwache Gegenwehr leiſtete. Antonius beſetzte den wichtigen Platz, den Schlüſſel Ägyptens von dieſer Seite, und ſchützte zugleich die Bewohner gegen die Rache des ägyptiſchen, mit dem römiſchen Heere einziehenden Königs[33]). Auch der weitere Widerſtand war ſchwach und weder durch Eifer noch Thatkraft unterſtützt. Archelaus, der Gemahl der Berenice, der Tochter des Auletes und der Herrſcherin Ägyptens, welcher das feindliche Heer befehligte, erlitt am Nil eine Niederlage und fiel bald darauf ſelbſt in der Schlacht[34]). Es erfolgte nun die Unterwerfung des Landes, Berenice büßte mit dem Leben; viele reiche und angeſehene Ägyptier erlitten ein gleiches Schickſal, Andere verloren ihr Vermögen, das eingezogen ward, um die Koſten dieſes Occupationszuges, ſowie die Unterhaltung der im Lande zurückgebliebenen[35]) und durch daſſelbe vertheilten Truppen zu decken, dann aber auch, um die Foderungen des Gabinius zu befriedigen, der für ſeine Perſon ſich dabei ſo wohl bedacht hatte. Den römiſchen Senat, gegen deſſen ausdrückliche Weiſung der Zug unternommen und die Einſetzung des Königs ausgeführt war, ließ Gabinius ohne alle Nachricht über den Erfolg; er ſtattete ihm keinen Bericht ab[36]), und kehrte in ſeine Provinz Syrien zurück, in welcher inzwiſchen neue Unruhen ausgebrochen waren[37]). Dort hatte nämlich während ſeiner Abweſenheit Alexander, der Sohn des Ariſtobulus, die Waffen ergriffen, während andere Horden Syrien durchſtreiften und durch ihre Verheerungen auch den in dieſem Lande befindlichen Römern große Nachtheile bereitet hatten. Gabinius verſuchte zuerſt auf friedlichem Wege die Ruhe wieder herzuſtellen, und fand auch theilweiſe Gehör, nur bei Alexander ſelbſt nicht, welcher mit einem Heere von 30,000 Mann den Römern ſich entgegenſtellte, bis er in der Nähe des Berges Tabor eine Niederlage durch Gabinius erlitt; Judäa ward wieder unterworfen, und die Angelegenheiten des Landes wieder geordnet, worauf Gabinius nach einem weitern Zuge gegen die Natabäer ſich zurückzog. Seine Amtsthätigkeit war abgelaufen, die Provinz Syrien dem M. Craſſus auf fünf Jahre zugewieſen. Gabinius weigerte ſich Anfangs, die Provinz an die Legaten des Craſſus zu übergeben, fügte ſich jedoch zuletzt, als dieſer ſelbſt eingetroffen war[38]). Cicero, der freilich ſein heftiger Gegner und bitterſter Feind geworden war, entwirft an mehren Stellen ſeiner Reden[39]) ein äußerſt trauriges, ja furchtbares Bild ſeiner proconſulariſchen Verwaltung, die ihm nur ein Mittel geweſen, ſich zu bereichern, ſeine zerrütteten Finanzen durch unerlaubte Mittel jeder Art wieder herzuſtellen, und zugleich ſeiner Üppigkeit und Schwelgerei zu fröhnen. „Gabinius,“ ſo ruft Cicero in der Rede für Seſtius (cap. 43) aus, „er, der mit Piſo zum Verderben des Staats durch ein unglückliches Verhängniß geſendet zu ſein ſcheint, ſchöpft täglich aus den höchſt friedlichen und ebenſo höchſt reichen Schatzkammern Syriens eine unendliche Maſſe Goldes[40]), bekriegt ruhige Gegenden, um ihre alten noch unangetaſteten Reichthümer in den tiefen Schlund ſeiner gemeinen Lüſte zu ſchütten; vor Aller Augen läßt er ein ſo prachtvolles Landhaus bauen, daß ſelbſt des L. Lucullus Palaſt dagegen nur eine Hütte zu ſein ſcheint, wovon er ſelbſt als Volkstribun ehemals in den Volksverſammlungen ein Bild hinſtellte, durch welches er, der reine, nach Nichts lüſterne und begehrliche Menſch, jenen tapfern und tüchtigen Mitbürger verhaßt zu machen ſuchte.“ Sogar die Ritter, die er in ſeiner Provinz nicht geſchützt hatte, haßten ihn, da ſie in ihren Pachten durch ihn in bedeutende Verluſte gekommen waren[41]); daß er übrigens als Feldherr Manches geleiſtet, bezeugt ſelbſt Joſephus[42]), ſeine Truppen wurden nicht minder, wie der Führer, mit Beute bereichert.

Gabinius beeilte ſich nicht mit der Rückreiſe nach Rom, weil er wol vorausſehen konnte, in welche Verlegenheiten er dort nach allem dem, was er in ſeiner proconſulariſchen Verwaltung gethan, gerathen würde, und wie mißlich überhaupt dort ſeine Lage und ſeine ganze politiſche Stellung ſein würde, Angeſichts ſo mancher Gegner, die er theils durch ſeine frühere conſulariſche Verwaltung, wie z. B. Cicero, der keine Gelegenheit vorbeiließ, den Gabinius als den nichtswürdigſten Menſchen darzuſtellen und gegen ihn Alles zu erbittern, theils durch ſein ſpäteres Verfahren, durch welches er ebenſo die Ritter, wie die Feinde des Pompejus und des Clodius gegen ſich aufgebracht hatte. Als er endlich im September des

30) ſ. *Sueton*. Caes. 54. *Plut*. Caes. 48. *Dio Cass*. XXXIX, 12. 31) ſ. *Plutarch*. Anton. 3. *Dio Cass*. XXXIX, 56. 32) *Joseph*. Antiqq. Judd. XIV, 6 (11). 33) ſ. *Dio Cass*. XXXIX, 58. *Cicer*. Philipp. II, 19. *Plutarch*. l. c. 34) ſ. *Dio Cass*. und *Plutarch*. l. c. *Strab*. XII. p. 558. *Cicer*. in Pison. 21. 35) Dieſe (Gabiniani milites) zog ſpäter Pompejus bei dem Ausbruche des Bürgerkrieges von Ägypten an ſich; ſ. *Caesar*. Bell. Civ. III, 4. 110. Vgl. auch *Valer. Max*. IV, 1, 15. 36) *Dio Cass*. XXXIX, 59. *Cicer*. ad Attic. IV, 10. 37) ſ. über das Folgende *Joseph*. Antiqq. Judd. XIV, 6. Bell. Jud. I, 8.

38) ſ. *Dio Cass*. XXXIX, 60. *Plut*. Crass. 15. *Appian*. Syr. 51. Joſephus an den a. O. 39) De provinc. consull. 4. 5: „Piso autem alio quodam modo gloriatur, se brevi tempore perfecisse, ne A. Gabinius *unus omnium nequissimus* existimaretur,“ womit zu vergleichen ad Quint. fratr. III, 1 in fin.: „Nihil illo (Gabinio) turpius: proximus tamen est Piso.“ Insbeſondere in Pis. 17 und 21. 40) Nach Dio Caſſius (XXXIX, 56) würde die Geſammtſumme dieſer Räubereien von etwa zehn Millionen Thalern herauskommen. *Cic*. De provinc. cons. 4: „igitur in Syria imperatore illo nihil aliud actum est, nisi pactiones pecuniarum cum tyrannis, decisiones, direptiones, latrocinia, caedes, cum palam populi Romani imperator, instructo exercitu, dexteram tendens non ad laudem milites hortaretur, sed *omnia sibi et empta et emenda esse clamaret*.“ Ebenſo in Pison. 17 fin. 41) ſ. *Cicer*. in Pison. 17. 21. De provinc. cons. 5. 42) Antiqq. Judd. XIV, 6 (11). Bell. Jud. I, 8 (6).

Digitized by Google

J. 700 u. c. vor den Thoren eintraf [43]), durch die zuverſichtliche Behauptung, er werde triumphiren, ſeine Beſorgniſſe verbergend, erſchien Niemand, ihn zu begrüßen, und ſo zog er nach längerem vergeblichen Warten acht Tage ſpäter in der Nacht, ganz im Stillen, in die Stadt ein, wagte ſich aber auch jetzt noch nicht in den Senat, wo er vor Allem hätte erſcheinen müſſen, um über ſeine Kriegszüge und ſeine ganze Verwaltung Rechenſchaft zu ſtehen. Erſt nach zehn Tagen erſchien er und zwar in einer nur ſchwach beſetzten Sitzung; als er ſich aber entfernen wollte, ward er von den mit den Gegnern des Gabinius im Einklang ſtehenden und in deren Sinn handelnden Conſuln zurückgehalten; es wurden die Pächter eingeführt, die durch Gabinius in ſo große Verluſte gekommen und daher gegen ihn ſo erbittert waren; Alles fiel jetzt über den Gabinius her, der nur mit zagender Stimme dem heftigen Angriffe des Cicero zu entgegnen wußte [44]). Cicero ſelbſt wagte jedoch nicht, eine beſtimmte Anklage wider Gabinius zu erheben, entweder, weil er ſich nicht mit Pompejus verfeinden wollte, oder auch, weil er in die Richter ein Mistrauen ſetzte [45]).

Gabinius unterlag nun einer dreifachen Anklage, der des Majeſtätsverbrechens, der unerlaubten Erpreſſungen (repetundarum) und der Beſtechung (ambitus). Was den erſten Punkt betrifft, ſo war es, wie Cicero in der Rede gegen Piſo (cap. 21) näher ausführt, durch das Corneliſche Geſetz der majestas wie durch die Juliſche Lex de pecuniis repetundis ausdrücklich unterſagt, ohne Ermächtigung des Volkes oder des Senats aus ſeiner Provinz Truppen herauszuführen und ſo auf eigene Fauſt einen Krieg zu unternehmen; überdies hatte Gabinius bei dem nach Ägypten zur Wiedereinſetzung des Königs Auletes unternommenen Kriegszug wider die ſibylliniſchen Bücher und den daraus hervorgegangenen Senatsbeſchluß (Senatus auctoritas) [46]) gehandelt oder vielmehr über beides ſich gänzlich hinweggeſetzt. Darauf hin erhob Lentulus [47]) mit Andern eine Klage wider Gabinius als einen Majeſtätsverbrecher; das Gericht, vor dem die Sache verhandelt werden ſollte, leitete der Prätor C. Alfius, ein feſter Mann gediegenen Charakters, mit 70 Beiſitzern. Gabinius erſchien vor dem Gericht, um ſeine Vertheidigung zu führen, das Volk gab ihm bei ſeinem Erſcheinen ſein Misfallen und ſeinen Haß zu erkennen [48]), wie denn überhaupt von allen Seiten bei dieſer Verhandlung der Haß wider Gabinius hervortrat, dem die Belaſtungszeugen gewaltig zuſetzten, während die Anklage ſelbſt mit einer gewiſſen Lauheit geführt ward, wahrſcheinlich wegen der Verbindung, in der Gabinius mit Pompejus ſtand, worin auch wol der Grund lag, warum Cicero, ſonſt ſo erbittert und ſo heftig wider Gabinius, hier als Zeuge äußerſt gemäßigt und mit großer Schonung auftrat, um den Gegner nicht ins Verderben zu ſtürzen [49]). Die Vertheidigung des Gabinius kennen wir nicht näher, ſie ſcheint ziemlich ſchwach geweſen zu ſein, und war, ſoweit wir jetzt abnehmen können, dahin gerichtet, nachzuweiſen, wie Gabinius zu dem ägyptiſchen Kriegszug durch die Lex Clodia de provinciis consularibus gewiſſermaßen ermächtigt geweſen, und wie überhaupt dieſer Zug im Intereſſe des römiſchen Staats und ſeines Ruhmes unternommen worden, wie das Meer der Sicherung vor der Flotte des Archelaus und des Schutzes vor Seeräubern bedurft hätte [50]). So erfolgte nun, zum großen Verdruß des Cicero [51]), der hierin eins der ſchmachvollſten und entwürdigendſten Ereigniſſe jener unglücklichen Zeit erkennt, und die Schwäche des Anklägers [52]), wie den Einfluß des Pompejus ſich nicht verhehlt, die Freiſprechung durch 38 Stimmen gegen 32, welche die Schuld des Gabinius anerkannten, alſo nicht durch das Vorgeben ſich hatten täuſchen laſſen, als ſeien die ſibylliniſchen Bücher früher irrig gedeutet worden. Letztere rächten ſich, wie es ſcheint, eine Stunde ſpäter, durch die Verurtheilung des Antiochus Gabinius, eines Freigelaſſenen des A. Gabinius, welcher ſich das römiſche Bürgerrecht angemaßt hatte [53]). Indeſſen ſcheint doch dieſes freiſprechende Urtheil eine ſolche Senſation allgemein gemacht zu haben, daß Cicero [54]) in einem

43) Über dieſe und die folgenden Ereigniſſe ſ. insbeſondere Cicero's Briefe ad Quint. fratr. II, 13. III, 1 und III, 2. *Dio Cass.* XXXIX, 62. 44) ſ. die lebendige Schilderung in dem Briefe Cicero's an ſeinen Bruder Quintus III, 2, und daſelbſt insbeſondere die Worte: „Cum Gabinius, quacunque veniebat, triumphum se postulare dixisset subitoque bonus imperator noctu in urbem, hostium plane, invasisset, in senatum se non committebat. Interim ipso decimo die, quo eum oportebat hostium numerum et militum renuntiare, irrepsit, summa infrequentia. Cum vellet exire, a consulibus retentus est; introducti publicani. Homo undique actus, cum a me maxime vulneraretur, non tulit et me trementi voce exsulem appellavit. Hic — o dii! nihil unquam honorificentius nobis accidit, consurrexit senatus cum clamore ad unum, sic ut ad corpus ejus accederet; pari clamore atque impetu publicani etc. etc." Vgl. auch II, 13. 45) Ebendaſelbſt. 46) ſ. *Cicero* ad Famm. I, 7. Philipp. II, 19. 47) *Cicer.* ad Quint. fratr. III, 1, 5: „Gabinium tres adhuc factiones postulant, L. Lentulus, flaminis filius, qui jam de majestate postulavit, Ti. Nero cum bonis subscriptoribus, C. Memmius tribunus plebis cum L. Capitone." Vgl. auch III, 2 und III, 3.

48) *Cic.* ad Quint. fratr. III, 1 in fin.: „et hodie h. VIII. cum edicto C. Alfii de majestate eum adesse oporteret, concursu magno et odio universi populi paene afflictus est. Nihil illo turpius etc." 49) ſ. ad Quint. fr. III, 3: „Quaeris quid fiat de Gabinio? Sciemus de majestate triduo: quo quidem in judicio odio premitur omnium generum; maxime testibus caeditur; accusatoribus frigidissimis utitur, consilium varium, quaesitor gravis et firmus Alfius, Pompejus vehemens in judicibus rogandis. Quid futurum sit nescio: locum tamen illi in civitate non video. Animum praebeo ad illius perniciem moderatum, ad rerum eventum lenissimum." Ebenſo ibid. III, 9: „— feci summa cum gravitate, ut omnes sentiunt, et summa cum lenitate quae feci; illum neque ursi neque levavi, testis vehemens fui, praeterea quievi." 50) Vgl. *Cicer.* pro Rabir. Postl. 7. 8. 51) ſ. *Cicer.* ad Quint. fratr. III, 4. III, 9: „Exitum judicii foedum et perniciosum levissime tuli etc." Ad Attic. IV, 16. Vgl. auch *Dio Cass.* XXXIX, 55. 62. 52) ſ. außer der ſchon vorher angeführten Stelle aus ad Quint. fr. III, 3 (accusatoribus frigidissimis utitur) die andere in dem Briefe ad Quint. fratr. III, 4: „Gabinius absolutus est. Omnino nihil accusatore Lentulo subscriptoribusque ejus infantius, nihil illo consilio sordidius etc." 53) *Cicer.* ad Attic. IV, 16. 54) *Cicer.* ad Quint. fratr. III, 4: „est omnino tam gravi fama hoc judicium, ut videatur reliquis judiciis periturus et maxime de pecuniis repetundis. Sed vides, nullam esse rempublicam, nullum senatum, nulla judicia, nullam in ullo nostrûm dignitatem."

Digitized by Google

Briefe an ſeinen Bruder, eine Verurtheilung bei den anderen Klagen, die wider Gabinius anhängig waren, wol mit Grund erwarten zu können glaubte. Du ſiehſt, ſetzt er dann hinzu, daß es keinen Staat, keinen Senat, keine Gerichte, keine Würde der Perſon mehr unter uns gibt. So urtheilte Cicero über den Ausgang dieſes Proceſſes; ſein eigenes Benehmen bei dem nächſten Proceſſe war damit nicht ganz im Einklang.

Die **zweite** Klage, die wider Gabinius von dreifacher Seite erhoben war, von Tiberius Neeo mit Anderen, von dem Tribunen C. Memmius mit L. Capito und den beiden Brüdern C. und L. Antonius, betraf die während ſeiner Verwaltung gemachten Erpreſſungen, de pecuniis repetundis, wie Cicero[55]) ſich ausdrückt. Durch die Krankheit des Prätors M. Cato ward die Verhandlung verzögert[56]) und ſo trat ſchon am 10. Oct., noch ehe der Ankläger beſtimmt war, C. Memmius vor dem Volke mit einer ſolchen Heſtigkeit wider den Gabinius auf, daß es dem Calidius unmöglich ward, zu deſſen Vertheidigung auch nur ein Wort vorzubringen[57]); ſogar Siſenna, der Sohn des Gabinius, warf ſich dem Memmius zu Füßen, aber vergeblich; Memmius ließ ihn liegen, bis der Tribun Cälius, im Unwillen über ein ſolches Benehmen, den Gabinius aus der Verſammlung wegbringen ließ[58]). Am folgenden Tage ward vor den Prätor M. Cato die Frage wegen der Ankläger gebracht und zu Gunſten des Memmius entſchieden[59]). Bei der Verhandlung ſelbſt[60]) legten die aus Alexandria beſchiedenen Zeugen, als Abgeordnete des Königs Auletes, ein günſtiges Zeugniß ab, und traten mit keiner Beſchweede wider Gabinius auf, welcher, wie ſie vorgaben, kein Geld von dem ägyptiſchen Könige erhalten und keine Erpreſſungen ſich habe zu Schulden kommen laſſen. Auch das Zeugniß des Pompejus ward abgeleſen, welcher verſicherte, es habe der König ihm geſchrieben, daß er dem Gabinius, außer dem zu den Kriegskoſten nöthigen Gelde Nichts gegeben habe; auch ein Empfehlungsſchreiben Cäſar's ward vorgelegt, der auf gleiche Weiſe den Gabinius für unſchuldig anſah. Pompejus nahm ſich, wie kaum anders zu erwarten, des Gabinius auf jede Weiſe an, um deſſen Losſpechung zu erwirken[61]), ja er wußte ſogar auf den Cicero einzuwirken[62]), daß dieſer es übernahm, die Vertheidigung des Gabinius, den er früher ſo ſehr angefeindet und als den unwürtigſten und elendeſten Menſchen bezeichnet halte, zu fühern. Nach Valerius Maximus[63]) war es Menſchenfreundlichkeit, was den Cicero zu dieſem Schritte bewog, der ihn mit ſeinem frühern Benehmen ſo ſehr in Widerſpruch ſetzte; er ſelbſt[64]) ſtellt es als einen Beweis ſeiner Nachgiebigkeit gegen die Wünſche des Pompejus und ſeiner Verſöhnlichkeit dar, da keine Feindſchaſt ewig dauern ſolle; ebendeshalb habe er auch, was freilich kaum zu glauben, mit Bereitwilligkeit der Sache ſich unterzogen, und einem Manne, wie Pompejus, dieſen Dienſt nicht verſagen können[65]). Bedenkt man freilich die früheen, jedes Maß faſt überſteigenden Ausfälle auf Gabinius, wie wir ſie z. B. in der Rede für Seſtius oder in einzelnen Beiefen Cicero's leſen, ſo muß eine ſolche Nachgiebigkeit allerdings höchſt auffallend erſcheinen, die ſchwerlich den Cicero von dem Vorwurf einer gewiſſen Charakteeſchwäche, oder eines Mangels an politiſcher Haltung und Feſtigkeit der Principien, gegenüber einem Pompejus oder Gabinius ganz frei ſprechen kann, ſo ſehr man auch andererſeits dem edlen und verſöhnlichen Charakter Cicero's, der hier für einen Mann auſtrat, der an dem härteſten Mißgeſchick, das ihn je betroffen — ſeine Exilirung aus Rom — ſo weſentlichen Antheil hatte, alle Gerechtigkeit und Aneekennung zollen muß[66]). Man ſieht zwar aus den Äußeeungen Cicero's in der Rede für den C. Rabirius Poſthumus (deſſen angebliches Veebrechen — die Theilnahme an den von Gabinius in Ägypten verübten Erpreſſungen — mit Gabinius und deſſen Beſchuldigung in ſo naher Berührung ſtand), wie ſich Cicero dreht und wendet, um ſich auch in dieſer Beziehung, dem Pompejus gegenüber, ſicher zu ſtellen und ſeine Unabhängigkeit, die er in der That hier am wenigſten an den Tag legte, zu wahren. Über die Schuld des Gabinius ſcheint ihm ſelbſt, wenn wir die ganze Art und Weiſe erwägen, wie er darüber in der genannten Rede für Rabirius ſich auslaßt, kaum ein Zweiſel geweſen zu ſein[67]). Um ſo mehr muß man ſich aber wundern, wie er ſich, blos aus Rückſicht auf Pompejus, alſo blos aus politiſchen Rückſichten, dazu hergeben konnte, die Veethei-

55) ad Quint. fratr. III, 1. §. V. III, 2. III, 4. 56) ad Quint. fratr. III, 1. §. V: „quod Cata non valebat, adhuc de pecuniis repetundis non erat postulatus.“ 57) Ibid. III, 2: „Eodem die Gabinium ad populum luculente calefecerat Memmius sic, ut Calidio verbum facere pro eo non licuerit.“ 58) ſ. *Valer. Max.* VIII, 1, 3. 59) *Cicero* ad Quint. fratr. III, 2. 60) ſ. außer *Dio Cass.* XXXIX, 55 fin. und 63 insbeſondere *Cicero* pro Rab. Posth. 11: „Aderant testes, legati Alexandrini; hi nihil in Gabinium dixerunt, immo hi Gabinium laudaverunt etc.“ Ibid. 12: „— vobis inspectantibus, in judicio Gabinii (Alexandrini) tertio quoque verbo excitabantur; negabant pecuniam Gabinio datam; recitabatur identidem Pompeji testimonium, regem ad se scripsisse, nullam pecuniam Gabinio nisi in rem militarem datam etc.“ 61) Cicero (ad Quint. fratr. III, 2) ſchreibt: „(Gabinius) probe premitur, nisi noster Pompejus dis hominibusque invitis negotium everterit.“ 62) Ibid. III, 1. §. V: „Pompejus a me valde contendit de reditu in gratiam, sed adhuc nihil profecit nec si ullam partis libertatis tenebo, proficiet.“ Und doch wußte Pompejus den Cicero alsbald zur Willfährigkeit zu bringen!

63) IV, 2, 4. 64) Pro Rabir. Posth. 12; ſ. auch *Dio Cass.* XXXIX, 63. 65) Cicero's Worte a. a. O. lauten: „Mihi, C. Memmi, causa defendendi Gabinii fuit reconciliatio gratiae: neque me vero poenitet, mortales inimicitias, sempiternas amicitias habere. Nam si me invitum putas, ne Cn. Pompeji animum offenderem, defendisse causam, et illum et me vehementer ignoras: neque enim Pompejus me sua causa quidquam facere voluisset invitum, neque ego, cui omnium civium libertas carissima fuisset, meam projecissem. Quamdiu inimicissimus Gabinio fui, non amicissimus mihi non Pompejus fuit nec postquam illius auctoritati eam dedi veniam quam debui, quidquam simulavi, ne cum mea perfidia illi etiam ipsi facerem, cui beneficium dedissem, injuriam, nam non redeundo in gratiam cum inimico, non violabam Pompejum.“ Vergl. auch cap. 8. 66) Vergl. Abeken, Cicero in ſeinen Briefen S. 168 fg. 67) ſ. beſonders cap. 8, und daſelbſt die Worte: „Non patitur mea me jam fides de Gabinio gravius agere. Quem enim ex tantis inimicitiis receptum in gratiam summo studio defenderim, hunc afflictum violare non debeo; quocum stante, si me Cn. Pompeji auctoritas in gratiam non reduxisset, nunc jam ipsius fortuna reduceret.“

Digitized by Google

digung einer ſolchen Sache und eines ſolchen Mannes zu führen. Leider iſt die Rede ſelbſt, welche Cicero zu Gunſten des Gabinius hielt, nicht mehr vorhanden; wir ſind dadurch außer Stand geſetzt, Cicero's Verfahren und die Art und Weiſe ſeiner Vertheidigung näher zu würdigen; aus dem einzigen Fragment dieſer Rede, welches uns Hieronymus [68]) aufbewahrt hat, mögen wir inzwiſchen entnehmen, daß ebendieſer Punkt, die Verſöhnung mit Gabinius und das daraus hervorgehende Auftreten für denſelben, darin beſprochen und erörtert war; wenn auch gleich im Übrigen, wie wir wol vermuthen dürfen, die Vertheidigung ziemlich lau gehalten war. Wenigſtens wirft Calenus dem Cicero in der Rede, die ihn Dio Caſſius (XLVI, 8) halten läßt, vor, er habe zuerſt die Anklage veranlaßt, und dann die Vertheidigung des Gabinius in einer ſolchen Weiſe geführt, daß dieſer verurtheilt worden. Es ward auch Gabinius verurtheilt, worauf er ins Exil zog, während ſeine Güter eingezogen wurden, da er die Summe, deren Zahlung ihm auferlegt war, nicht entrichten konnte [69]).

Der dritte wider Gabinius anhängig gemachte Proceß über Amtserſchleichung (de ambitu), in welchem Sulla mit Memmius und Cäcilius als Ankläger aufgetreten war, ſcheint ohne Erfolg geweſen zu ſein, oder zugleich mit der eben erwähnten Verurtheilung ſein Ende erreicht zu haben. Soviel geht wenigſtens aus den Äußerungen des Cicero [70]) über dieſen Gegenſtand hervor, weitere und nähere Nachrichten darüber fehlen; denn eine Äußerung Cicero's in der Rede für Seſtius [71]), wonach Gabinius, um die Gunſt der Tagelöhner feilſchend, ſich rühmt, durch ſie geſchützt worden zu ſein, daß er nicht wegen Beſtechung bei der Wahl vor Gericht gezogen worden, läßt ſich nicht wohl hierher ziehen und gehört einer frühern Zeit an.

Aus dem Exil, in welches Gabinius gewandert war, wurde er durch Cäſar im J. 49 a. Chr. (705 u. c.) wieder zurückberufen, in ſeine frühere Stellung wieder eingeſetzt und dadurch an Cäſar's Perſon und Sache geknüpft [72]); er nahm dann auch an den Feldzügen Cäſar's, als ein geſchickter, ſchon früher bewährter General Antheil; bei dem Kampfe zu Pharſalus wird ſeiner jedoch nicht erwähnt, denn er war in Italien zurückgeblieben und erhielt dann von dem ſchon auf die andere Seite des Meeres übergeſetzten Cäſar den Befehl durch Poſtumius, ihm mit ſeinem Heer über das Meer alsbald nachzufolgen. Aber Gabinius, welcher wahrſcheinlich die Flotte des Pompejus fürchtete, getraute ſich nicht, über das Meer mit ſeinen Truppen zu ſetzen und ſchlug mit 15 Cohorten Fußvolks und 3000 Reitern den Landweg ein, um durch Illyrien dieſe Schar dem Cäſar zuzuführen. Aber, als er in Illyrien angekommen war, überfielen die Bewohner des Landes ſein Heer und machten Alles bis auf den Heeresführer ſelbſt nieder, der mit nur Wenigen durch die Flucht ſich retten konnte. So erzählt Appian [73]), wobei er das Ganze ſo darſtellt, als habe es vor der Schlacht bei Pharſalus ſich zugetragen. Genauer und richtiger erſcheint aber die Darſtellung, die wir im Bellum Alexandrinum [74]) leſen. Hiernach fallen dieſe Ereigniſſe in die Zeit nach dem Kampfe bei Pharſalus. Cäſar nämlich, welcher nach den eingegangenen Nachrichten befürchtete, daß Illyrien, in welcher Provinz ſich Cornificius mit zwei Legionen bisher gut gehalten hatte, der Sammelplatz für manche durch die Schlacht bei Pharſalus zerſtreute Pompejaner ſein würde und ſo von hier aus neue Gefahren ihm drohen könnten, hatte dem Gabinius den Auftrag ertheilt, mit den neu geworbenen Legionen nach Illyrien zu marſchiren, zur Unterſtützung des Cornificius und Abwehr jeder Gefahr; wäre aber die Provinz auch mit einer geringeren Truppenzahl zu halten, ſo ſolle er ſeine Legionen nach Macedonien führen, denn Cäſar befürchtete, ſo lange Cn. Pompejus lebe, einen Wiederausbruch des Kriegs in jenen Gegenden. Gabinius, der um Winterszeit in Illyrien anlangte, hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; das Land war zum Theil erſchöpft, zum Theil auch feindſelig geſinnt und unzuverläſſig, aller Verkehr zur See und damit auch alle Zufuhr war abgeſchnitten, die Witterung rauh und ungünſtig, wodurch alle Unternehmungen gehemmt wurden; er ſelbſt war genöthigt, des Unterhalts wegen, in den Beſitz von manchen Städten und Burgen ſich zu ſetzen, wobei er vielfache Nachtheile erlitt; als er ſich nun nach dem an der See gelegenen Salona, welches eine tapfere und verläſſige römiſche Bevölkerung innerhalb ſeiner Mauern hatte, begab, ward er von den Illyriern angegriffen, und ſo zu einem Gefechte gedrängt. Nur mit dem Verluſte von mehr als 2000 Mann, 38 Centurionen und vier Tribunen konnte ſich Gabinius mit dem Reſte ſeines Heeres nach Salona durchſchlagen, wo er, bedrängt von allen Seiten und mit Widerwärtigkeiten aller Art kämpfend, einige Monate nachher

68) adv. Rufin. Lib. I. Tom. IV. p. 351. ed. Paris. Auch Quintilian (Inst. Or. XI, 1, 73) muß die Rede gekannt haben, da er ſagt: „Dixit Cicero pro Gabinio et P. Vatinio, inimicissimis antea sibi hominibus et in quos orationes etiam scripserat: verum et justa sic faciendo, non se de ingenii fama, sed de fide esse sollicitum.“ Wie Drumann (VI. p. 71. not. 20) ſagen kann, daß Cicero ſeinen Vortrag nicht vollſtändig niedergeſchrieben und dieſer nur im Commentar vorhanden geweſen, wird ſich wol aus der Anführung des Hieronymus „ex commentariis causarum“ kaum ableiten laſſen. 69) ſ. *Cicer.* pro Rab. Posth. 4. 8. 13. Schol. Bobb. ad *Cicer.* pro Arch. p. 356. ed. *Orell.* *Dio Cass.* XXXIX, 55. 63. XLVI, 8. Appianus (Syr. 51) verwechſelt dieſen Urtheilsſpruch mit dem des andern Proceſſes, wenn er berichtet, daß Gabinius, wegen ſeines ohne Erlaubniß des Senates unternommenen Kriegszuges nach Ägypten, mit Verbannung vom Senate beſtraft worden ſei. 70) ad Quint. fratr. III, 3: „Gabinium de ambitu reum fecit P. Sulla, subscribente privigno Memmio, fratre Caecilio, Sulla filio. Contra dixit L. Torquatus omnibusque libentibus non obtinuit.“ Ad Attic. IV, 16. §. 11. „Candidati consulares omnes rei ambitus. Accedit etiam Gabinius, quem P. Sulla non dubitans quin foris esset, postularat, contra dicente et nihil obtinente Torquato. Sed omnes absolventur nec posthac quisquam damnabitur nisi qui hominem occiderit.“ 71) cap. 8: „venditabat se operis atque ab iis se ereptum, ne de ambitu causam diceret, praedicabat.“

72) *Dio Cass.* XXXIX, 63 fin. Daher *Cicero* ad Attic. X, 8. §. 3: „Pati poterunt oculi me cum Gabinio sententiam dicere? et quidem illum rogari prius?“ 73) ſ. Bell. Illyr. 12. 27. Bell. Civ. II, 59. Auch *Dio Cass.* XLII, 11. 74) cap. 42 und 43.

Digitized by Google

er einer Krankheit unterlag. Es fällt dies in den Winter des Jahres 706 u. c. (oder 48) = 707 u. c. (47 a. Chr.).

Werfen wir nun noch einen Blick auf den Charakter dieſes Mannes, der immerhin eine nicht unbedeutende Rolle in den letzten Zeiten des Einſturzes der römiſchen Republik ſpielte, ſo iſt das Bild, das Cicero zunächſt von ihm uns vorführt, wenig ſchmeichelhaft, ja im höchſten Grade widerlich und abſtoßend: wobei wir freilich zu erwägen haben, daß es ein heftiger politiſcher Gegner iſt, der uns dieſes Bild entwirſt, in welchem alle guten Eigenſchaften verſchwinden und faſt Nichts als niedriger Schmutz und der höchſte Grad ſittlicher Entartung, Habſucht und Ausſchweiſungen jeder Art hervortreten. Wenn wir daher auch dieſes Bild ſchwerlich von einer gewiſſen Einſeitigkeit werden frei ſprechen können, ſo ſcheint es doch auf der andern Seite kaum möglich zu ſein, daß die harten und ſchweren Anſchuldigungen, womit Cicero den ſittlichen Charakter des Mannes belaſtet, rein aus der Luft gegriffen, oder von Cicero blos erdichtet worden ſeien, um ſeinen politiſchen Gegner herabzuſetzen und in den Augen des Volkes um allen Credit zu bringen. Ohne militairiſche Vorzüge ſcheint Gabinius nicht geweſen zu ſein; Cicero ſelbſt nennt ihn zu der Zeit, als er noch Volkstribun war, gradezu vir fortis [75]), und dringt in einer für den Gabinius äußerſt anerkennenden und ehrenden Weiſe darauf, daß er als Legat dem Pompejus beigegeben und der Genoſſe ſeiner Kriegs- und Heldenthaten zu Waſſer, wie zu Lande, werde [76]). Auch Joſephus [77]) rühmt ihn als einen Feldherrn, der Viele, welche die Ehre eines Triumphs gewonnen hatten, übertreffe; ebenſo erkennt auch der Verfaſſer des bellum Alexandrinum die Tapferkeit und die militairiſche Einſicht an, mit der Gabinius ſo manche herrliche Unternehmungen ausgeführt hatte [78]), und bezeichnet ſein Misgeſchick in Illyrien als Unglück. Dieſe militairiſche Tüchtigkeit ſchließt freilich nicht die Laſter der Üppigkeit und Schwelgerei, wie der Habſucht und der früh ſchon in der Jugend angehangenen Ausſchweiſungen aus, die Cicero, nachdem zwiſchen ihm und Gabinius durch deſſen Benehmen während des Conſulats eine Spaltung, ja Erbitterung eingetreten war, ſo ſehr hervorhebt und in den ſtärkſten Ausdrücken und mit aller Kraft und ſelbſt mit allem Glanze der Rede geißelt. Jetzt heißt Gabinius ***homo post homines natos turpissimus, sceleratissimus, contaminatissimus*** [79]) — *ἀνὴρ κάκιστος* bei ***Dio*** XXXVI, 6. Schon in früheſter Jugend hatte er unnatürlichen Laſtern ſich hingegeben, und war auch ſpäter davon nicht zurückgetreten [80]); mit Catilina ſtand er in einem ſolchen unnatürlichen Verhältniß, daß Cicero in bitterer Ironie den Catilina als den Mann des Gabinius bezeichnet [81]). Und darauf folgten niedrige und gemeine Buhlſchaften jeder Art, Kuppler ei und Ehebruch, in Verbindung mit Trinkgelagen, Schmauſereien und Schwelgereien jeder Art [82]). Ein ſorgfältig gekräuſeltes Haar, wohlduftende Salben jeder Art [83]) bezeichneten den Weichling, der in Völlerei und Schlemmerei ſich gefiel. Dazu geſellte ſich in gleichem Grade Habſucht, um allen dieſen Gelüſten zu genügen; daher er als Schlemmer und als Räuber von Cicero [84]) zugleich bezeichnet wird; ein prachtvolles Landhaus, gegen welches die Villa des Lucullus eine Hütte zu nennen war, erbaute er ſich in der Nähe von dem tusculaniſchen Landhauſe des Cicero, aus welchem zu der Zeit der Zerſtörung deſſelben durch Clodius und deſſen Horden Manches, auch Kunſtwerke u. dgl., herübergeſchleppt worden war [85]). Ein ſolcher Aufwand überſtieg die Kräfte des Mannes und ſtürzte ihn in Schulden, die er dann auf die bei den römiſchen Großen jener Zeit leider ſo gewöhnliche Weiſe, durch Bereicherung in ſeiner Provinzialverwaltung und Erpreſſungen jeder Art, zu tilgen ſuchte; und doch reichten dieſe argen Erpreſſungen, wie Cicero [86]) andeutet, nicht hin, um den großen Luxus, den Gabinius trieb, zu befriedigen! Über die Familienverhältniſſe des Gabinius wiſſen wir äußerſt Weniges. Seine Gattin war Lollia, wie man glaubt [87]) die Tochter des M. Lollius Palicanus, welcher Volkstribun des Jahres 682 u. c. war, und als ſolcher bekannt iſt durch ſeinen Verſuch, die tribuniciſche Gewalt, wie ſie vor den Änderungen Sulla's beſtand, wiederherzuſtellen,

75) ſ. pro leg. Manil. cap. 17. 76) Ibid. cap. 19. 77) Antiqq. Judd. XIV, 6 (11), 4. Bell. Jud. I, 8 (6), 2. 78) cap. 43: „Gabinius — sive virtute et scientia sua confisus, quam saepe in bellis periclitatus, magnas res et secundas ductu auspicioque suo gesserat etc.,“ und am Schluſſe: „Cujus et *infelicitas* vivi et subita mors in magnam spem Octavium adduxit etc. etc.“ 79) *Cic.* pro Dom. 9. An einem andern Orte, in Pison. 17, heißt er „*ille gurges* atque *helluo*,“ ebenſo pro Dom. 47. Oder De provincc. conss. 5: „Piso — gloriatur, se brevi tempore perfecisse, ne Gabinius *unus omnium* nequissimus existimaretur.“ 80) Vergl. *Cicer.* pro Sest. 8: „Alter (Gabinius) — despiciens conscios stuprorum ac veteres vexatores aetatulae suae.“ Pro Dom. 48: „cujus (Gabinii) impudicitiam pueritiae, libidines adolescentiae, dedecus et egestatem reliquae vitae, latrocinium consulatus vidimus.“ Ebenſo Post redit. in senat. 5: „cujus (Gabinii) primum tempus aetatis palam fuisset ad omnium libidines divulgatum, qui ne a sanctissima quidem parte corporis potuisset hominum impuram intemperantiam propulsare, qui cum suam rem non minus strenue quam postea publicam confecisset, egestatem et luxuriam domestico lenocinio sustentavit.“

81) *Cicer.* post redit. in senat. 5, vgl. 4, wo Catilina ſein *amator* heißt; pro Dom. 24: „cum alter se Catilinae *delicias* — fuisse diceret.“ 82) Daher nennt ihn Cicero (pro Sest. 9): „hominem emersum subito ex diuturnis tenebris lustrorum ac stuprorum, vino, ganeis, lenociniis adulteriisque confectum.“ 83) *Cicero* pro Sest. 8: „alter (Gabinius) unguentis affluens, calamistrata coma etc.“ In Pison. 11: „Gabinium denique si vidissent duumvirum vestri illi unguentarii citius agnovissent. Erant illi compti capilli et madentes cincinnorum fimbriae et fluentes cerussataeque buccae, dignae Capua, sed illa vetere.“ Post redit. in senat. 5: „unguentis oblitus.“ Noch ſtärker drückt ſich Cicero im folgenden cap. 6 aus. Vergl. auch pro Planc. 35. 84) ſ. De provinc. consull. 5: „— illius *helluonis* et *praedonis* audacia.“ Kurz zuvor ſpricht er auch von der avaritia, superbia, crudelitas des Gabinius; ſ. auch pro Sest. 9. Ein *latro* heißt er Post red. in senat. 4. 85) ſ. *Cic.* pro Sest. 43 in Pis. 21. Pro Dom. 24. 43. 47. 86) *Cicer.* in Pison. 21: „Ecce tibi alter, effusa jam maxima praeda, quam ex fortunis publicanorum, ex agris urbibusque sociorum exhauserat, cum partim ejus praedae profundae libidines devorassent, partim nova quaedam et inaudita luxuries, partim etiam in illis locis, ubi omnia diripuit, emtiones, partim permutationes etc. etc.“ 87) So Drumann III. S. 62.

Digitized by Google

auch ſpäter ein vergeblicher Bewerber um das Conſulat [88]). Dieſe Lollia ward übrigens eines ſtrafbaren Umganges mit Cäſar beſchuldigt [89]). Ein Sohn A. Gabinius, mit dem Beinamen Siſenna, der den Vater nach Syrien begleitet hatte und bei deſſen Zug nach Ägypten in Syrien zurückblieb, iſt uns nur noch durch den ſchon oben erwähnten Fußfall vor dem C. Memmius, dem Ankläger ſeines Vaters, bekannt. Münzen des Gabinius ſind uns ebenfalls nicht bekannt; denn die Goldmünze, welche mit der Umſchrift A. Gabinius A. F. angeführt wird, wird für unecht gehalten; ſ. die Nachweiſungen bei *Raspe*, Lexic. rei num. II, 1. p. 1247. Im Allgemeinen ſ. über dieſen Gabinius: Baiter und Orelli im Onomastic. Tullianum p. 264 seq. Drumann, Geſchichte Roms III. S. 40—63 und Rauchenſtein in einem zu Aarau 1826 erſchienenen Programm.

VI. P. Gabinius, war 665 u. c. (89 a. Chr.) Prätor und dann Proprätor zu Achaia, wo er ſich unerlaubte Erpreſſungen zu Schulden kommen ließ, und, belangt von den Provincialen, die an dem Prätor L. Piſo (um 680 u. c.) einen Patron gefunden hatten, verurtheilt ward; ſ. *Cic.* pro Arch. 5 und in Caecil. Divin. 20. Sonſt wiſſen wir Nichts von ihm, außer daß er ein Glied der Geſandtſchaft war, welche, als bei dem Brande des Capitols die ſibylliniſchen Bücher zu Grunde gegangen waren (*Dionys. Halic.* IV, 62), nach Erythrä ging, im J. 687 u. c. oder 67 a. Chr., um dort wieder ſibylliniſche Bücher zu ſammeln. So berichtet wenigſtens Lactantius (Divv. Inst. I, 6, 14), und zwar aus Varro.

VII. P. Gabinius Capito, aus dem Ritterſtande, ein eifriger Anhänger des Catilina, und von dieſem beauftragt, die Brandlegung Roms zu leiten; er ward aber ergriffen, vor Cicero gebracht und dann im Kerker hingerichtet; *Sallust.* Catil. 17. 43. 44. 46 seq. 55. Wahrſcheinlich iſt es derſelbe, welcher bei Cicero (Catil. III, 3. 5. 6. IV, 6) Cimber Gabinius genannt, und als einer der verworfenſten, aber auch rührigſten Menſchen unter der Rotte der Verſchworenen bezeichnet wird.

VIII. Gabinius Secundus, befehligte unter Kaiſer Claudius eine römiſche Heeresabtheilung in Teutſchland, mit der er einen Sieg über die Chauken gewann, und von dieſer rühmlichen Unternehmung den Beinamen Chaucius erhielt, wie Suetonius (Vit. Claud. 24, vergl. mit *Dio Cass.* LX, 8) verſichert. Vergl. auch Wilhelm, Germania und ſeine Bewohner S. 159. Er ſcheint verſchieden von dem Gabinius, welchen Strabon (XVII. p. 829 oder 1185 C) einen Geſchichtſchreiber nennt, der unter Andern über Mauretanien Wunderdinge berichtet, von dem Grabmale des Antäus und dem daſelbſt befindlichen Skelet von 60 Ellen, welches Sertorius ausgegraben und dann wieder mit Erde zugeworfen. Ebenſo ſoll er auch über die Elephanten manches Wunderliche geſchrieben haben. Ob dieſe Geſchichte in griechiſcher oder lateiniſcher Sprache geſchrieben geweſen, und ob ſie blos auf Afrika ſich erſtreckt, wiſſen wir nicht, indem alle andern Nachrichten fehlen. (*Baehr.*)

[88]) ſ. das Nähere in *Baiter* und *Orelli*, Onomastic. Tullian. p. 360 seq. [89]) ſ. *Sueton.* Caes. 50.

GABIO (Johann Baptista), aus Verona, iſt einer der gelehrten Italiener, welche in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. und noch darüber hinaus bemüht waren, das erloſchene Studium der griechiſchen Sprache und Literatur wieder hervorzurufen und möglichſt zu verbreiten. Zu Rom war er Profeſſor der griechiſchen Literatur und wirkte für dieſelbe durch mündliche Vorträge, wie durch die Bearbeitung griechiſcher Werke, insbeſondere durch die lateiniſche Überſetzung derſelben bis in ſein hohes Alter, da ſein Tod erſt gegen Ende des genannten Jahrhunderts, um 1590, wie man annimmt, zu ſetzen iſt. Auch in der hebräiſchen Sprache ſcheint er tüchtige Kenntniſſe beſeſſen, und überdies mit Mathematik und Aſtronomie ſich beſchäftigt zu haben. Gabio war der erſte, welcher eine lateiniſche Überſetzung der Dramen des Sophokles herausgab, welche unter folgendem Titel zu Venedig 1543 erſchien: *Sophoclis* tragoediae omnes nunc primum latine ad verbum factae ac scholis quibusdam illustratae *Joanne Baptista Gabio* interprete. (Die Jahreszahl 1548, welche in Schweiger's Handbuch der claſſ. Bibliographie I. S. 296 angegeben iſt, ſcheint auf einem Irrthum zu beruhen). Es iſt dieſe Überſetzung wirklich ſelten und ſcheint dieſelbe auch in der erſten Zeit ihres Erſcheinens nicht ſehr verbreitet, oder doch bekannt geweſen, da Lalamant auf ſeine zu Paris 1558 herausgekommene lateiniſche Überſetzung des Sophokles den Titel ſetzte: *Sophoclis* tragoediae *nunc primum* latinae factae et in lucem emissae. Von andern Überſetzungen anderer älterer Schriftſteller iſt uns nichts Näheres bekannt: nur die Commentare des Theodoretus über Daniel und Ezechiel ſind in einer lateiniſchen Überſetzung auch im Druck erſchienen, und zwar zu Rom 1562 apud Paulum Manutium, Aldi filium, jeder Commentar beſonders in einem Folioband, der eine führt den Titel: *Theodoreti*, urbis Cyri episcopi, in visiones Danielis prophetae Commentarius, *Joanne Baptista Gabio* Veronensi interprete. Cum indice verborum ac rerum omnium memorabilium; der andere: *Beati Theodoreti* Episcopi Cyrensis in Ezechielem prophetam Commentarius, *Joanne Baptista Gabio* Veronensi interprete u. ſ. w. In J. Sirmond's Ausgabe der Werke des Theodoretus (zu Paris 1642. Fol.) ſind dieſe Überſetzungen gleichfalls übergegangen. Einem andern Kreis der Literatur gehört die lateiniſche Überſetzung an, welche Gabio gleichfalls zuerſt, von der Geſchichte des Hofes zu Conſtantinopel durch Johannes Scylitza lieferte. Dieſe erſchien unter dem Titel: *Joann. Curopalatae Scilizzae* historiarum compendium quod incipiens a Nicephori imp. a generis obitu ad imperium Isaaci Comneni pertinet, zu Venedig 1570. Fol. und iſt ſpäter auch in die pariſer Ausgabe des Textes der Byzantiner vom J. 1647. Fol. aufgenommen worden. Außerdem ſoll er das Calendarium Gregorianum mit Santi's Tafeln ins Griechiſche überſetzt und zu Rom 1583 herausgegeben haben; eine aus dem Griechiſchen auf Bitten des Ponevinius veranſtaltete Überſetzung der Geſchichte des

Digitized by Google

Zoſimus ins Italieniſche, ſowie ein ebenfalls ins Italieniſche aus dem Hebräiſchen gemachte Überſetzung der David'ſchen Pſalmen ſoll jedoch nicht im Druck erſchienen ſein. So verſichert wenigſtens Maffey, Verona illustr. T. II. Libr. IV. p. 319 sq. der Ausgabe vom J. 1731. (*Baehr.*)

GABLER (Matthias), geb. am 24. Febr. 1736 zu Spalt in Franken, erhielt ſeine erſte Erziehung in dem bairiſchen Städtchen Wembdingen. Kaum 18 Jahre alt, trat er in den Jeſuitenorden. Er ſtudirte hierauf in Ingolſtadt Philoſophie, in Dillingen Theologie. 1770 ward er Profeſſor der Philoſophie zu Ingolſtadt. Eilf Jahre lehrte er dort mit großem Beifall. Er erhielt die theologiſche Doctorwürde, ward Mitglied mehrer gelehrten Geſellſchaften und zum kurfürſtl. bair. geiſtlichen Rath ernannt. Als Stadtpfarrer zu Wembdingen machte er ſich ſeit 1782 um das Kirchen- und Schulweſen vielfach verdient. Er ſtarb am 30. März 1805. Nicht blos in der Philoſophie und Theologie, auch in andern wiſſenſchaftlichen Fächern war Gabler ſehr bewandert. Schätzbare Kenntniſſe beſaß er vorzüglich in der Phyſik. Belege dafür finden ſich in ſeiner Schrift: Von den Kräften der Körper (Ingolſtadt 1778), in ſeiner Naturlehre (München 1776—1779. 5 Thle.), in ſeiner Theoria Magnetis (Ingolstad. 1781) u. a. Schriften. In Schlözer's Briefwechſel [1]) befindet ſich von ihm eine Ehrenrettung der Exjeſuiten in Baiern. Gabler war auch ein gründlich gebildeter Muſiker und ausgezeichneter Orgel- und Clavierſpieler [2]). (*Heinr. Döring.*)

GABLER (Johann Philipp), war am 4. Juni 1753 zu Frankfurt am Main geboren, wo ſein Vater, früher Schultheiß oder Amtmann in der Nähe der genannten Stadt, ſpäterhin das Amt eines Actuars bei dem Conſiſtorium bekleidete. Ein geſunder und kräftiger Körper unterſtützte die Entwicklung der Geiſtesanlagen des talentvollen Knaben. Die Verhältniſſe ſeiner Ältern erlaubten ihnen keinen Aufwand zu ſcheuen, den die Bildung ihres Sohnes erfoderte. Privatlehrer unterrichteten ihn im Leſen und Schreiben, in der Religion, im Lateiniſchen und Griechiſchen. Gabler's Vater ſelbſt verwandte die Mußeſtunden, die ihm ſein arbeitvolles Amt übrig ließ, redlich dazu, dem häuslichen Unterricht ſeines Sohnes nachzuhelfen. Mit den nöthigen Elementarkenntniſſen ausgerüſtet, betrat Gabler in ſeinem zehnten Jahre das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt [1]). Seine Fähigkeiten hatten ſich um dieſe Zeit in ſolchem Grade entwickelt, daß ſeine Ältern, unter deren liebevoller Pflege er herangewachſen war, ſich den beſten Hoffnungen überlaſſen konnten, daß er in ſeiner höhern wiſſenſchaftlichen Ausbildung raſche Fortſchritte machen werde. Das frankfurter Gymnaſium gehörte zu den ausgezeichnetſten Anſtalten der damaligen Zeit. Nicht leicht vermißte man in jenem Inſtitut etwas von dem, was von einem guten Gymnaſialunterricht gefodert werden konnte. Selbſt Wiſſenſchaften, die gewöhnlich erſt auf der Univerſität gelehrt werden, wie Literärgeſchichte und Rhetorik, beſonders aber Philoſophie und Theologie, wurden dort mit Eifer betrieben. Zu den Lehrern, die den entſchiedenſten Einfluß auf Gabler's geiſtige Ausbildung ausübten, gehörte vor allen der Rector Purrmann, ein Mann von umfaſſender Gelehrſamkeit, der bald ſeines Zöglings Neigung für die höhern, mehr ſpeculativen Wiſſenſchaften entdeckte, und ſich große Verdienſte um ihn erwarb. So ſehr auch jene Wiſſenſchaften durch die Formen der geltenden philoſophiſchen und theologiſchen Syſteme beſchränkt wurden, immer dienten ſie doch, den Geiſt zu einer freiern Selbſtthätigkeit anzuregen. In welchem Grade er dadurch zum Fleiß geſpornt ward, geht ſchon daraus hervor, daß er, außer dem öffentlichen Unterricht, der bei der Zahl der Gegenſtände, mit denen er ſich ex officio beſchäftigen mußte, einen großen Theil ſeiner Zeit in Anſpruch nahm, noch einen fortwährenden Privatunterricht genoß. Durch den letzten ſuchte er vorzüglich ſeine Kenntniſſe in den alten Sprachen, namentlich im Hebräiſchen und Chaldäiſchen, zu erweitern. Aber auch in den neuern, im Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen, machte er raſche Fortſchritte. Mathematik und Muſik zog er gleichfalls in den Kreis ſeiner Beſchäftigungen, deren Mannichfaltigkeit einen minder kräftigen Geiſt verwirrt haben würde. Seinen glücklichen Naturanlagen aber gelang es, leicht das herauszufinden, was einen beſondern Werth hatte, und zu ſeiner intenſiven Bildung diente. An der Mannichfaltigkeit des Stoffes übte er vielfach ſeinen Verſtand, der immer mehr an Klarheit gewann, indem ſich das Materielle in ſeinem Gedächtniß zu einem behaltbaren Ganzen zuſammenordnete. Dabei fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, ſich im mündlichen und ſchriftlichen Gedankenvortrage zu üben. In der Philoſophie, ſagt eine ältere Nachricht über ihn [2]), „im Diſputiren und in zuſammenhängenden Vorträgen, übte ihn beſtändig ſein ſeliger Vater, der daran ſein Vergnügen fand, ſodaß er dadurch in den Stand geſetzt wurde, in den letzten Jahren ſeines Schullebens einigen Gymnaſiaſten die Logik vorzutragen, und auf dieſe Art eine hier nicht in einer thörichten Eitelkeit, ſondern in einer natürlichen Anlage ihren Grund habende Neigung zu befriedigen, was ſpäterhin dem Manne, als akademiſchem Lehrer, ſehr zu ſtatten gekommen iſt. Ja, dieſe Neigung, welche, wie erhellet, jetzt ſchon eine beſtimmte Richtung genommen hatte, war ſo groß, daß er ſchon in ſeinem 16. Jahre es wagte, einer damals noch allgemein ſtattfindenden, aber jetzt mit Recht verwieſenen Sitte gemäß, öffentlich als Prediger, und zwar nicht ohne Beifall, aufzutreten, und dieſe Predigtübungen auch bis zu ſeinem Abgange auf die Univer-

1) Heft 55. S. 3 fg. 2) Vergl. Baader's Gel. Baiern S. 359 fg. Meuſel's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 473. 11. Bd. S. 251. 12. Bd. S. 331. Gerber's Hiſtor.-biograph. Lexikon der Tonkünſtler. 1. Th. S. 463. Deſſen Neues Tonkünſtlerlexikon. 2. Th. S. 230. Gaßner's Univerſallexikon der Tonkunſt S. 320.

1) ſ. Gabler's lateiniſche Selbſtbiographie in *Eichstadii* Annal. Acad. Jenensis. Vol. I. p. 3; wieder abgedruckt in Gabler's kleinen theologiſchen Schriften. (Ulm 1831.) 2. Bd. S. XVI.

2) Vergl. (Müller's) Schattenriſſe der jetztlebenden altdorfiſchen Profeſſoren. (Altdorf 1790.) S. 17 fg. Beyer's Allgem. Magazin für Prediger. 10. Bd. 6. St. S. 118 fg.

Digitized by Google

ſtadt fortzuſetzen.“ Dieſen Übungen, verbunden mit fortgeſetzten philoſophiſchen und mathematiſchen Studien, verdankte Gabler unſtreitig ſpäterhin als akademiſcher Lehrer die ungemeine Gewandtheit, ſeine Ideen, ſelbſt die ſchwerſten, hell, einfach und in logiſchem Zuſammenhange vorzutragen, und dadurch allen denen verſtändlich zu werden, die für eine ſolche Art des Vortrags eine natürliche oder erworbene Empfänglichkeit beſaßen[3]).

Ausgerüſtet mit mannichfachen Kenntniſſen eröffnete Gabler in ſeinem 20. Jahre (1772) ſeine akademiſche Laufbahn in Jena. Er wollte dort Theologie ſtudiren, mit dem wahrſcheinlich ſchon damals entworfenen Plan, ſich zu einem akademiſchen Docenten zu bilden. Durch den Profeſſor Polz erhielten ſeine philoſophiſchen Kenntniſſe zuerſt eine feſte Grundlage. Für einen jungen Mann von Gabler’s Geiſte mußte das Leibnitz-Wolfiſche Syſtem, das ſich ſchon durch die Ordnung, Gründlichkeit und Deutlichkeit der Begriffe empfahl, ein großes Intereſſe haben. Über dieſen mit Recht gerühmten Vorzügen überſah er jedoch die großen, ſowol theoretiſchen als praktiſchen Mängel jenes Syſtems, an deſſen Untrüglichkeit er ſo wenig zweifelte, daß er keine Neigung fühlte, ſich mit andern philoſophiſchen Syſtemen und mit denen zu befreunden, die das darin überall Zerſtreute zu einem Ganzen zu verbinden ſuchten. So huldigte er dem ſkeptiſchen Eklekticismus, den die ſtrengen Formen der Wolfiſchen Schule zu einer Zeit hervorgerufen hatten, wo das Intereſſe an metaphyſiſchen Speculationen ſich immer mehr verminderte, und das wiſſenſchaftliche Streben mehr auf Mannichfaltigkeit, als auf Einheit hinauslief, mehr darauf, in dem als wahr Erkannten und Angenommenen den praktiſchen Standpunkt aufzuſuchen, als das aufgefundene Praktiſche in ſeiner Theorie zu einem untrüglichen Wiſſen zu begründen. In Jena ward dieſer philoſophiſche Eklekticismus vorzüglich durch den Profeſſor Ulrich gefördert, einen Mann von großer Gelehrſamkeit und ausgezeichnetem Scharfſinn, der bei mehr Originalität und Tiefe leicht der Schöpfer eines neuen philoſophiſchen Syſtems hätte werden können. In den Vorleſungen dieſes Mannes ging für Gabler ein neues Licht auf. Er gehörte weder zu den untergeordneten Naturen, noch zu den originellen Geiſtern, ſondern nur zu den ſogenannten guten Köpfen, welche Kraft genug beſitzen, um mit Leichtigkeit und freier Selbſtändigkeit ſich in allen wiſſenſchaftlichen Gebieten zu bewegen. Schwer war es ihm daher geworden, das feſte und ſichere Land ſeines philoſophiſchen Syſtems mit dem weiten und trüglichen Ocean des Eklekticismus zu vertauſchen. Aber das Verlangen nach immer gründlicherm Wiſſen ſiegte in ihm über die Beſorgniß, ſich in ſeinem, wie er glaubte, noch immer mangelhaften Wiſſen geſtört zu ſehen. Der Zögling des Leibnitz-Wolfiſchen Syſtems war aus einem Zuhörer bald ein Schüler und nicht lange nachher der aufrichtige Verehrer eines Mannes, der ihn von den läſtigen Feſſeln eines in ſich abgeſchloſſenen Syſtems befreit und ihn in eine unendliche Welt der Ideen aller Zeiten geführt hatte. Der Geiſt, den er darin erkannte, belebte die todte Maſſe ſeiner blos formellen Erkenntniſſe.

Mit dieſer Art zu philoſophiren harmonirte freilich nicht ſeine Theologie, wie er ſie ſchon auf der Schule und noch ausführlicher auf der Univerſität, durch die Erläuterungen des Profeſſors Polz in Reuſch’s und Baier’s Geiſte kennen gelernt hatte. Sein Philoſophiren führte ihn über die Grenzen ſeines theologiſchen Syſtems hinaus. Daß die bisherige Art, die Bibel zu erklären, bei der man ſich weniger an das Wort, als an die Sache hielt und bald zu allegoriſchen, bald zu myſtiſchen und typiſchen Deutungen ſeine Zuflucht nahm, nicht die rechte ſei, ſagte ihm ein dunkles Gefühl. Er gerieth dadurch mit ſich ſelbſt in einen Zwieſpalt, der in ihm den Vorſatz erzeugte, ſeine theologiſchen Studien gänzlich aufzugeben und ſich allein der Philoſophie zu widmen. Von der Ausführung dieſes Vorſatzes hielt ihn ſeine noch immer nicht ganz unterdrückte Liebe zur Theologie zurück. Dazu kam die, ſelbſt durch Ulrich’s Vorleſungen über bibliſche Hermeneutik und Kritik in ihm erzeugte Ahnung, daß auch über die noch dunkeln und verworrenen Gebiete der Theologie ſich bald ein helleres Licht verbreiten könnte. Beſtärkt ward er in dieſer Idee durch ihm nicht unbekannt gebliebene Bemühungen eines Erneſti und Michaelis für die Exegeſe, und eines Semler für die Kritik, Kirchen- und Dogmengeſchichte. Er brauchte indeſſen nicht in die Ferne zu ſchauen, nach Leipzig, Göttingen und Halle, um von dieſen Orten das neue Licht für die Theologie zu erwarten. Angezündet ward es ihm in Jena ſelbſt durch zwei der ausgezeichnetſten Köpfe: Griesbach und Eichhorn. Beide, ausgerüſtet mit gründlichen philologiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſen, frei und ſelbſtändig im Philoſophiren, ohne einer beſtimmten Schule anzugehören, gaben damals gemeinſchaftlich, jeder in ſeiner Weiſe, dem geſammten Studium der Theologie eine neue, von den ſegensreichſten Folgen begleitete Richtung. In dee Form, wie ihm dieſe Wiſſenſchaft von Danov, Polz u. A. vorgetragen worden war, konnte ſie Gabler’s ſtrebenden Geiſt nicht länger befriedigen. Er hatte einen ganz neuen Standpunkt für ſeine theologiſchen Studien gewonnen, und ſetzte ſie um ſo freudiger fort, je natürlicher und leichter ſich die einzelnen Materien zu einem Ganzen ordneten. Immer mit Bezug auf ſeine Hauptwiſſenſchaft betrieb Gabler auch ſeine übrigen von dem Gebiet der Theologie entfernter liegenden Studien. Allgemeine Weltgeſchichte, Naturgeſchichte, phyſiſche Kosmologie, Mathematik und Phyſik waren die wiſſenſchaftlichen Gegenſtände, für die er ſich vorzugsweiſe lebhaft intereſſirte. Er hörte ſelbſt einige juriſtiſche Collegien. Eichhorn, Schmidt, Succov, Wiedeburg, Walch u. A. waren in den genannten Fächern ſeine vorzüglichſten Lehrer. Was er in ſeinem Hauptſache, der Theologie, bisher gelernt, konnte nur noch einen hiſtoriſchen Werth für ihn haben. Erſt nach einem zweijährigen Aufenthalte in Jena begann die Periode, wo er ſeine theologiſchen Studien wiſſenſchaftlich zu betreiben anfing, nicht nach einem beſondern Syſtem

3) Vergl. Wilhelm Schröter in der mit K. G. Bretſchneider herausgegebenen Oppoſitionsſchrift: Für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit. 10. Bd. Heft 2. S. 224.

und in der Form eines ſolchen, ſondern aus und nach den Principien der in ihrem Weſen vollkommen erkannten Theologie. Was er für die großen Zwecke dieſer Wiſſenſchaft gethan, ſeit er den Weg einer bibliſch-vernünftigen Hermeneutik, den er Zeitlebens nie wieder verließ, eingeſchlagen hatte, zeigte er in ſeiner ſpätern Thätigkeit als akademiſcher Docent und als Schriftſteller [4]). Charakteriſtiſch iſt in dieſer Beziehung Gabler's eigenes Glaubensbekenntniß aus der letzten Zeit ſeines Lebens. In ſeinen zahlreich beſuchten Vorleſungen über bibliſche Theologie ſprach er einſt zu ſeinen Zuhörern: „Ich habe die Vernunft in ihre Rechte wieder einzuſetzen mit geholfen, habe 40 Jahre lang auf ein rein vernünftiges Chriſtenthum hingearbeitet. Ich bin ein Feind des blinden, nicht nach Gründen fragenden Glaubens, ein Feind aller Unvernunft und eines unvernünftigen Chriſtenthums. Darum hat man mich auch zu einem Rationaliſten geſtempelt. Doch war ich ſtets von naturaliſtiſchen Grundſätzen frei, und bin es noch. Ich erkenne in Chriſto mehr als einen jüdiſchen Sokrates; ich ſehe in den Ausſprüchen Jeſu etwas Göttliches, und in ihm ſelbſt einen göttlichen Lehrer."

Bei dem eifrigen Streben, in Bezug auf ſeine Hauptwiſſenſchaft mit ſich ſelbſt zur Einheit zu gelangen, gönnte ſich Gabler während ſeines Aufenthalts in Jena nur wenig Erholung. Mäßig in allen phyſiſchen Genüſſen, verwandte er jeden Thaler, den er erübrigen konnte, zum Ankauf nützlicher Bücher. Die ſechs Jahre, die er in Jena verlebte, waren in mehrfacher Hinſicht wichtig für ſeine Bildungsgeſchichte. Männer, wie Heyne, Herder und Kant äußerten, wie auf andere wiſſenſchaftliche Zweige, auch auf die Theologie ihren wohlthätigen Einfluß. Es war in jener Zeit, in den ſiebziger Jahren, als man die chriſtlichen Urkunden mehr in dem Geiſte der neugewonnenen Alterthumskunde und vom hiſtoriſchen und philoſophiſchen Standpunkte aus zu behandeln anfing, und indem man dadurch die einzig wahren Principien für die bibliſche Hermeneutik gewann, der bisherigen Methode entſagte, die Worte der Bibel der herrſchenden Philoſophie oder dem angenommenen dogmatiſchen Syſtem zu accommodiren. Gabler war einer der erſten, der ſich für die grammatiſch-hiſtoriſch-philoſophiſche Interpretation der heiligen Schrift mit einer Beſtimmtheit erklärte, von der ſich erwarten ließ, daß er nicht leicht ſeine Anſicht wieder ändern werde. Ein Zeugniß dafür gibt ſeine Diss. exegetica in illustrem locum Hebr. 3, 3—6. (Jenae 1778. 4.) [5]). Er vertheidigte dieſe Abhandlung am 17. Oct. des genannten Jahres, nachdem er kurz zuvor die Magiſterwürde erlangt hatte. Bald nachher, im Spätherbſt 1778, verließ er Jena und kehrte in das väterliche Haus nach Frankfurt zurück, zunächſt in der Abſicht, ſich von dem dortigen Miniſterium examiniren zu laſſen, dann aber in ſorgenfreier Lage ſeine theologiſchen Studien fortzuſetzen. Der Unterricht, den er in dem frankfurter Gymnaſium, ohne eigentlich angeſtellt zu ſein, ertheilte, bot ihm die beſte Gelegenheit das docendi discimus an ſich ſelbſt zu bewähren. Auch als Mitarbeiter an der frankfurter gelehrten Zeitung übte er ſeine Kräfte. Dabei unterließ er nicht, ſich fortwährend im Predigen zu üben. Anderthalb Jahre hatte er ungefähr ſo lehrend und lernend in ſeiner Vaterſtadt zugebracht, als ihm von Koppe in Göttingen eine Repetentenſtelle bei der dortigen theologiſchen Facultät angetragen ward. Er reiſte ſofort (1780) nach Göttingen ab, wo er nach verſchiedenen Probeübungen die genannte Stelle erhielt. Da er bereits in Jena Magiſter geworden war, ertheilte ihm die philoſophiſche Facultät in Göttingen zugleich die Erlaubniß, Privatvorleſungen zu halten.

In den vierthalb Jahren, welche Gabler in Göttingen zubrachte, erweiterte ſich der Kreis ſeines Wiſſens nach allen Seiten hin. Seine Stelle erfoderte eine große, viel nach Außen und auf das Einzelne und Beſondere gerichtete Thätigkeit. Seine exegetiſchen Vorleſungen über das alte und neue Teſtament, ſeine Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik und andere Zweige der Theologie raubten ihm einen um ſo größern Theil ſeiner Zeit, da ihm das akademiſche Docentenleben etwas völlig Neues war, und er die Grundlage aller ſeiner Vorleſungen erſt ausarbeiten mußte. Vielfach beſchäftigten ihn auch die beſondern Lehrſtunden, die er einzelnen Studirenden widmete, die in den alten Sprachen oder in andern theologiſchen Disciplinen einer außerordentlichen Nachhilfe bedurften und ihn darum anſprachen. So ward ihm der Tag für ſeine Privatſtudien vielfach zerſplittert, und er mußte, um in ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung, namentlich bei den Fortſchritten der Theologie nicht zurückzubleiben, für ſeinen Fleiß die Nächte zu Hilfe nehmen, wie er es ſchon früher in Jena gethan. Außer dem Syriſchen und Arabiſchen, worin Eichhorn ſein Lehrer geweſen, beſchäftigte er ſich beſonders mit altclaſſiſcher Literatur, die er durch Heyne in Göttingen von einer ganz andern Seite, als früher in Frankfurt, kennen lernte. Immer mehr überzeugte er ſich, daß Niemand ohne gründliche Sprachkenntniſſe ein tüchtiger Theolog werden könne. Die Art aber, wie Heyne die Philologie betrieb, dünkte ihm das eigentliche Fundament für das Studium der Theologie nach der rechten Weiſe. Eine reiche Quelle für ſeine Wißbegierde eröffnete ihm die göttinger Bibliothek mit ihren koſtbaren Schätzen. Er las und ſtudirte, was ſich ihm irgend für ſeine Zwecke darbot. So erhielt ſein Geiſt reiche Nahrung, während ſie ſeinem Leibe oft mangelte, für den das Erſte, das Beſte, in ſofern es nur die Nothdurft befriedigte, für gut genug geachtet ward. Mangel an Bewegung, die ſeine körperlich-kräftige Natur verlangte, erzeugte in ihm, verbunden mit manchen ſchmerzlichen Eindrücken, eine düſtere Gemüthsſtimmung. Zu dem unvermutheten Tode eines ſeiner beſondern Aufſicht übergebenen jungen Mannes traten noch manche andere unangenehme Erfahrungen, die ihn um ſo mehr niederbeugten, da ſeine Hypochondrie ihm den Muth und die Kraft geraubt hatte, das Unvermeidliche mit Ruhe zu ertragen und über unverſchuldete Verdrießlichkeiten mit leichtem Sinn ſich hinwegzuſetzen. In dieſem traurigen Zuſtande, der trotz aller angewandten ärztlichen Mittel längere

4) Vergl. Schröter a. a. O. S. 231. 5) Wieder abgedruckt in Gabler's kleinen theologiſchen Schriften. 2. Bd. S. 1 fg.

Zeit immer derſelbe geblieben war, befand ſich Gabler noch, als er, durch Heyne's Empfehlung, unerwartet einen Ruf als Profeſſor der Philoſophie an das Archigymnaſium zu Dortmund in Weſtfalen erhielt [6]). Die Veränderung des Orts und ſeiner bisherigen Studien wirkte wohlthätig für ſeinen körperlichen und geiſtigen Zuſtand. Neben dieſem Hauptgewinn verdankte er ſeinem neuen Verhältniß eine noch genauere Einſicht in die Alterthumskunde, auch in den Theilen, die er bisher nur im Allgemeinen kennen gelernt hatte. Zwar hatte er als Profeſſor der Philoſophie nur über die zu dieſer Wiſſenſchaft gehörenden Gegenſtände Unterricht zu ertheilen. Mit ſeiner Profeſſur war aber auch zugleich die Direction des geſammten Gymnaſiums verbunden. Der erhaltene Auftrag, dieſe Lehranſtalt den Bedürfniſſen und Anſoderungen der Zeit gemäß neu zu organiſiren, führte ihn in das Gebiet der altclaſſiſchen Literatur, die er für die Fundamentalwiſſenſchaft jeder gelehrten Bildungsanſtalt hielt, weit tiefer hinein, als bei ſeinen akademiſchen Studien, wo die eigentliche Philologie doch nur eine untergeordnete Rolle geſpielt hatte. Indeſſen trugen ſelbſt jene akademiſchen Studien, wenn auch meiſt theologiſcher Art, durch die beſſere Grundlage und den beſſern Geiſt, die ihnen durch Griesbach, Eichhorn und Heyne geworden war, nicht unweſentlich dazu bei, auch der Alterthumswiſſenſchaft eine andere Baſis zu geben und ſie überhaupt in einem ganz andern Geiſte, als bisher aufzufaſſen. Die Grundſätze der bibliſchen Exegeſe und Kritik waren im Allgemeinen auch die Principien, von denen die philologiſche Kritik ausging, und was Michaelis u. A. vor ihm über das Hiſtoriſche und Geographiſche des alten Teſtaments geſagt, ließ ſich mit gewiſſen Modificationen auch auf die Geſchichte und Geographie der Griechen und Römer anwenden. Als treuer Schüler der vorhin genannten Gelehrten, denen er den größten Theil ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung verdankte, konnte Gabler leicht tiefer eindringen in die Alterthumswiſſenſchaft, die ihm dadurch wieder ein um ſo ſicherer Führer und Wegweiſer in dem Gebiet der Theologie ward. Behaupten läßt ſich daher wol mit gutem Grund, daß jene Wiſſenſchaft für Gabler erſt zu Dortmund die feſte Baſis gewann, auf welcher ſie ihrer weitern Ausbildung entgegenſchritt. Merkwürdig war es, daß grade das, was ihn von der Theologie zu entfernen oder wenigſtens derſelben nicht weſentlich zu nützen ſchien, ſeine amtliche Thätigkeit als Profeſſor und Gymnaſialdirector grade dazu beitrug, ihm in Beziehung auf ſeine Hauptwiſſenſchaft die weſentlichſten Dienſte zu leiſten. Er erhielt dadurch einen neuen Beweis für die ſchon früher von ihm erkannte Wahrheit, daß man ohne Theologie wol ein gründlicher Philolog, doch ohne Philologie nicht leicht ein gründlicher Theolog ſein und werden könne. Der Gewinn ſeiner Thätigkeit für die neue Organiſation der ſeiner Aufſicht übergebenen Lehranſtalt ward jedoch nur ihm ſelbſt zu Theil. In Bezug auf das Inſtitut ſelbſt mußte er, bei manchen Hinderniſſen, mit denen er zu kämpfen hatte, ſich mit dem Bewußtſein tröſten, das Beſſere redlich gewollt, und ebenſo redlich ſeine Pflicht erfüllt zu haben. Daß der von ihm ausgeſtreute Same unter tüchtiger Pflege einſt noch heilſame Früchte bringen werde, war für ihn, der ſich ſchon in der Gegenwart des Erfolgs ſeiner Bemühungen erfreuen wollte, eine Ausſicht, die mit einem gewiſſen Schmerz und Unmuth verbunden war.

In dieſer trüben Stimmung, die durch ſein phyſiſches Unwohlſein vermehrt ward, bereitete ihm der Ruf zu einer Profeſſur der Theologie nach Altdorf eine angenehme Überraſchung. Dem Hauptziel ſeiner geſammten Studien, von welchem ihn ſein bisheriges Amt entfernt zu haben ſchien, kam er durch die ihm angetragene Stelle wieder näher. Er ſah ſich in das wahre Element für ſeine geiſtige Thätigkeit verſetzt. Mit ſolchen Anſichten verließ er Dortmund im Herbſt 1785, begleitet von ſeiner Gattin, mit der er ſich wenige Tage vor ſeiner Abreiſe vermählt hatte. Er nahm den Weg über Frankfurt am Main, um ſeinen kranken Vater zu beſuchen, der wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Altdorf ſtarb. Dann aber wollte er ſich auch in Frankfurt von dem Senior Moſche, dem vieljährigen Freunde ſeines älterlichen Hauſes, ordiniren laſſen, da mit der theologiſchen Profeſſur in Altdorf zugleich das Diakonat an der dortigen Stadtkirche verbunden war. Am 9. November 1785 kam Gabler in Altdorf an. Von den Mitgliedern der Akademie und den Stadtbehörden ward er freundlich empfangen. In die erſte Zeit ſeines Aufenthalts in Altdorf fällt ſeine Prolusio exegetica in locum difficilem Galat. 3, 20. (Altd. 1787. 4.) [7]) und die gleichzeitig dort gedruckte Abhandlung: De justo discrimine theologiae biblicae et dogmaticae [8]). Durch Vertheidigung ſeiner Inauguraldiſſertation über Jacobus, als den Verfaſſer des nach ihm benannten Briefes [9]), erlangte Gabler am 21. Juni 1787 die theologiſche Doctorwürde [10]). 1793 rückte er in die zweite Profeſſur der Theologie und in das Archidiakonat hinauf. Beide Stellen waren durch Jung's Abgang nach Nürnberg erledigt worden. Neben ſeinen Amtsgeſchäften, die er mit ſeltener Berufstreue erfüllte, begann in dieſer Periode ſeines Lebens auch Gabler's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Außer den einzelnen Abhandlungen und Amtsreden, die er damals drucken ließ, erſchien 1788 als Plan zu ſeinen akademiſchen Vorleſungen ſein „Entwurf einer Hermeneutik des neuen Teſtaments" und im nächſten Jahre der in gleicher Weiſe bearbeitete „Entwurf einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung in das neue Teſtament." Dem erſten Theil von „Eichhorn's Urgeſchichte, die er 1790 herausgab [11]), ließ er ſpäterhin noch einen Nachtrag und Be-

6) ſ. Henneberg in den Zeitgenoſſen. Dritte Reihe. 3. Bd. Heft 1. S. 69.

7) Wieder abgedruckt in Gabler's kleinen theologiſchen Schriften. 2. Bd. S. 158 fg. 8) Wieder abgedruckt a. a. O. S. 179 fg. 9) Diss. theol. inaug. de *Jacobo*, epistolae eidem adscriptae auctore. (Altd. 1787. 4.) Wieder abgedruckt in Gabler's kleinen theologiſchen Schriften. 2. Bd. S. 199 fg. 10) Er ſagt darüber in ſeiner früher erwähnten Selbſtbiographie von ſich: „eum ultimum fuisse Doctorem theologiae, qui in Academia Altorfina solemniter, etiam cum pompa quadam, in festo Petro-Paulino crearetur." 11) Mit Einleitung und Anmerkungen. 1. Th.

merkungen über eine Gegenſchrift Eſchenbach's folgen [12]). Durch dieſe Schriften, zu denen auch eine Abhandlung über die ſymboliſchen Bücher [13]) und eine neue und vermehrte Ausgabe von Mörl's Scholien gehört [14]), beſonders abee durch zahlreiche Beiträge zu dem „Neuen theologiſchen Journal" [15]), deſſen Herausgabe er unter verändertem Titel beſorgte, hatte Gabler als Gelehrtee ſich einen ſo geachteten Namen erworben, daß er 1804 an Paulus' Stelle zum zweiten ordentlichen Profeſſor der Theologie nach Jena geruſen ward. Seine in dee Stadtkirche zu Altdorf gehaltene Abſchiedspredigt ſchildert die tiefe Rührung, mit welcher er ſich von jenem, in manchee Beziehung ihm ſehe lieb gewordenen Orte trennte, aber auch zugleich das gute Bewußtſein, dort redlich die ihm obliegenden Pflichten erfüllt zu haben [16]).

Beim Eintritt in ſeine neue Laufbahn zu Jena vertheidigte Gablee ſeine ſchätzbare Abhandlung: De episcopis primae ecclesiae christianae eorumque origine (Jenae 1805. 4. In jene Zeit fallen auch die Programme: Novarum curarum in locum Paullinum 2 Cor. 5, 14—21. Pars I et II. Jenae 1805. Pars III. Ibid. 1806). Pars IV. Ibid. 1807. 4. und die Meletemata I—IV in locum Joh. 1, 29. Ibid. 1808—1811. 4. Nach dem Tode ſeines von ihm hochveeehrten Lehrers Griesbach, dem ee durch die Herausgabe ſeiner zerſtreuten Abhandlungen [17]) ſpäterhin ein bleibendes Denkmal ſetzte, rückte Gabler 1812 in die erſte theologiſche Peofeſſur hinauf. Seine vielſeitige Bildung und gründliche Gelehrſamkeit machte es ihm möglich, auch in Jena, wie früher in Altdorf, ſeine Vorleſungen faſt über alle Zweige dee theologiſchen Wiſſenſchaften auszudehnen. Außer der Einleitung in dieſelben las er Exegeſe des neuen Teſtaments, Dogmatik, bibliſche Theologie, Dogmengeſchichte und Moral. Sein Steeben, der Univerſität nach allen ſeinen Kräften zu nützen, fand verdiente Anerkennung. Bald nach ſeiner Ankunft in Jena hatte er den Titel eines Kirchenraths empfangen. Später ward er Geh. Conſiſtorialrath und 1817 Director des theologiſchen Seminars. 1822 erhielt er von dem Großherzog Kael Auguſt von Sachſen-Weimae den weißen Falkenorden. In dem genannten Jahre verwaltete er zum letzten Male das akademiſche Proeectoeat, welches er ſeit ſeiner Anſtellung in Jena fünf Mal bekleidet hatte, das erſte Mal 1806, wo er ſich unter den Abgeordneten beſand, welche Napoleon perſönlich um den Schutz der Univerſität und ihrer Privilegien anflehten [18]). Auch als ihm die Abnahme ſeiner Kräfte immer fühlbaeee ward, ließ er ſich durch Keankheitszufälle nicht von der pünktlichen Erfüllung ſeiner Berufsgeſchäfte abhalten. Mit ſichtbarer Anſteengung hielt er bis Weihnachten 1825 wie gewöhnlich ſeine Vorleſungen. Aber der Inhalt eines ſeiner Familie mitgetheilten Traums, in welchem ihm zwei Engel ſeinen nahen Tod verkündet hatten, ging nur zu bald in Erfüllung. Gabler entſchlummerte ſanft am 17. Februar 1826, nachdem er noch am Morgen des genannten Tages ſein Collegium über Dogmatik geleſen hatte [19]).

Rühmlich erwähnt zu werden verdient, daß Gabler in ſeiner Wirkſamkeit als öffentlicher Lehrer der Theologie

(Altdorf 1790.) 2. Thls. 1. Bd. Einleitung zum 2. Thle. der Urgeſchichte. (Ebendaſ. 1792.) 2. Thls. 2. Bd. Zweiter Theil der Urgeſchichte, mit Anmerkungen. (Ebendaſ. 1793.)

12) Neuer Verſuch über die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte aus der höhern Kritik; ein Nachtrag zum eeſten Theile ſeiner Ausgabe der Eichhorn'ſchen Urgeſchichte. (Altdorf und Nürnberg 1795.) 13) De librorum ecclesiae symbolicorum et legis regiae pro tuendo eorum auctoritate Leopoldo II. scriptae justa ratione ad libertatem coetibus evangelicis propriam, oratio (Altd. 1791. 4.); wieder abgedruckt in Gabler's kleinen theologiſchen Schriften. 2. Bd. S. 259 fg. 14) *J. S. Moerlii* scholia philologica et critica ad selecta sacri codicis loca. Editio altera emendata et aucta cum praefatione *Jo. Phil. Gableri*. (Norimb. 1793.) 15) Neues theologiſches Journal. (Nürnberg 1796—1800.) 5 Bde., jeder von 12 Stücken (Anfangs mit Hänlein, Ammon und Paulus, ſpäter von Gabler allein herausgegeben). Journal für theologiſche Literatue. (Nürnberg 1801—1804.) 4 Bde. Journal für auserleſene theologiſche Literatur. (Ebendaſ. 1804—1810.) 5 Bde. (jeder von 3 Stücken). 6. Bds. 1. St. ebendaſ. 1811. Unter den Abhandlungen, welche Gabler zu dieſen Journalen beiſteuerte, gehören 24 zur Exegeſe, Kritik und Hermeneutik, 10 zur Kirchen- und Dogmengeſchichte und 11 zur Dogmatik. Zu erwähnen ſind vorzugsweiſe: über den Engel, der nach Luc. 22, 43 Jeſum geſtärkt haben ſoll (1798). über die Verklärungsgeſchichte Jeſu (1798). über die Einſchränkung der kanoniſchen Autorität der Apoſtel auf weſentliche Religionswahrheiten, als Reſultate einer exegetiſchen Obſervation (1799). über die Anordnung des letzten Paſchamahls Jeſu (1799). über die Frage, ob Jeſus das Oſterlamm gegeſſen habe? (1799). über den Anfang des Paſchafeſtes bei den ältern Juden (1799). Einige Bemerkungen über die Religionsvereinigung der Lutheraner und Reformirten, in welchem Sinne und unter welchen Bedingungen ſie möglich und thunlich ſei (1800). Einige Hauptgründe gegen die Ewigkeit der Höllenſtrafen (1800). über den Unterſchied zwiſchen Auslegung und Erklärung, erläutert durch die verſchiedenen Behandlungen der Verſuchungsgeſchichte Jeſu (1801). Kurze Prüfung einiger philoſophiſchen Hauptgründe gegen die Wunder, nebſt etlichen andern Anſichten dieſes Gegenſtandes (1801). über die Grenzen der Kirchengewalt proteſtantiſcher Conſiſtorien und Kirchenvorſteher über die Religionslehrer in Glaubensſachen (1801) u. a. m. Die meiſten dieſer Aufſätze findet man wieder abgedruckt im erſten Bande von Gabler's kleinen theologiſchen Schriften. (Ulm 1831.) 16) Vgl. H. Döring in den Gelehrten Theologen Teutſchlands. 1. Bd. S. 470.

17) *J. J. Griesbachii* opuscula academica, edidit *Jo. Phil. Gabler*. (Jenae 1825.) 18) Vgl. Henneberg im Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. IV. 1. Th. S. 90. Vgl. Zeitgenoſſen. Dritte Reihe. 3. Bd. Heft 1. S. 70. 19) In der Ergänzung ſeiner lateiniſchen Selbſtbiographie erzählt ſein Sohn, der nachherige Paſtor zu Osmanſtädt bei Weimar, Dr. J. G. Gabler, den erwähnten Traum und die ihn begleitenden Umſtände mit den Worten: Apparuerunt ei somnianti genii duo tanquam a Deo missi, qui nuntiarent, quod ipsi mox decedendum vita esset. Lubenter quidem paratus quovis tempore divino nutui atque consilio obsequi, hoc tamen quaesivit statim ex illis: „licetne mihi, inquiens, praelectiones meas dogmaticas absolvere," hoc nimirum spectans, ut ne morte quidem sua discipuli damno officerentur ullo; ita ut, quemadmodum semper vixisset, sic sibi liceret mori. Quod num fieret angelos nescire se respondentes abiisse in coela. Et ita evenit, ut, in qua functione vitam vixerat prope omnem, parum abesset, in ea ut obiret quoque. Vix enim quum quotidianas dogmaticas praelectiones finiverat, in conclavi ictu tactus sellam inter et mensam, ubi dies noctesque literarum studii causa versabatur, corruens obiit XVII. Febr. A. C. 1826, septuaginta paene tres annos natus, jam sine ulla mortis acerbitate ex fide ad clarissimam perspiciendi lucem transiturus; ſ. Gabler's kleine theologiſche Schriften. 2. Bd. S. XXIV fg.

Digitized by Google

ſich den Bemühungen anſchloß, die darauf abzweckten, die bibliſche Exegeſe auf ihr wahres Princip zurückzuführen und die chriſtliche Dogmatik von ſcholaſtiſchen und philoſophiſchen Subtilitäten zu reinigen. Das Heilige und Geheimnißvolle der Religion, in ſofern es zu ihrem Weſen gehört, ließ der Rationalismus, zu dem er ſich, wie bereits früher erwähnt, bekannte, völlig unangetaſtet. Ebenſo entfernt war er aber auch davon, die chriſtliche Religion als ein Myſterium zu betrachten, das nur im gläubigen Gefühl, durch eine beſondere Offenbarung, durch ein inneres Licht geahnt und erkannt werden könnte. Vernunft und Bibel galten ihm, nach ſeinen eigenen Äußerungen, als zwei, wenigrr dem Hauptinhalt, als der Form nach, von einander verſchiedene Offenbarungen zu Einem Zwecke, der kein anderer ſei, als Belehrung über das, was zu einem wahrhaſt frommen, gottgefälligen Leben nöthig ſei. Daher fand Gabler auch durchaus keinen Widerſpruch zwiſchen der rationaliſtiſchen und der bibliſchen Theologie, oder zwiſchen dem, was die Vernunft und was die Bibel von göttlichen Dingen lehren. Er ging vielmehr von dem Princip aus, daß, wie in Gott ſelbſt, ſo auch in allen ſeinen Offenbarungen, die vollkommenſte Harmonie ſtattfinden müßte. Unverkennbar war in ſeinen akademiſchen Vorträgen über die einzelnen Theile der Theologie, beſonders während ſeines Aufenthaltes in Jena, das unabläſſige Streben, mittels der Bibel und der Vernunft den rechten Mittelpunkt im Chriſtenthum zu gewinnen. Gabler's Theologie war daher, eben in ihrem Streben und in ihrem Princip, weder rein bibliſch, noch rein rational, ſondern vernünſtig-bibliſch und daher echt chriſtlich. Von denen, die nicht minder Bibel und Vernunft als göttliche Offenbarungen anerkennen, unterſchied ſich Gabler dadurch, daß er, ſtatt beide einander zu ſubordiniren, ſie unter einem allgemeinen Offenbarungsbegriff coordinirte. Schon in Altdorf, wo durch Döderlein ein freierer Geiſt in der geſammten Theologie angeregt worden war, hatte Gabler ſeine Ideen und Anſichten auf eine Art ausgeſprochen, an der man den Einfluß eines ganz andern Geiſtes bemerken konnte, als den, der noch zu Anfang ſeiner theologiſchen Studien der herrſchende geweſen war. Noch mehr Licht über ſeine Denkungsart verbreiteten ſeine ſpätern Äußerungen in Jena. Religion und Theologie, welche die Philoſophie zu unterſcheiden pflegt, harmonirten in ſeinem Gemüth und Leben ſo innig mit einander, daß man in gewiſſem Sinne ſagen konnte, ſeine Theologie ſei zur Religion, und ſeine Religion zur Theologie geworden. Seiner Theologie als Wiſſenſchaft fehlte daher nicht die praktiſche Seite, und ſeiner Religion nicht das theoretiſche Princip. Sie offenbarte ſich in derſelben Univerſalität der Geſinnung und des Lebens, wie ſein Studium der Theologie. Gabler war nicht blos religiös in einzelnen Momenten, wo das Herz zur Andacht, zur Erhebung zu Gott und zur unbedingten Fügung in ſeinen Willen beſonders geſtimmt iſt. Er war überall religiös, in der Kirche, wie im Auditorium, in der Senatsverſammlung, wie im Kreiſe ſeiner Familie. Die ſchönſten und zarteſten Blüthen ſeiner echt chriſtlichen Religioſität reiften jedoch in den Stunden der Mitternacht. Da ſaß er noch einſam auf ſeinem Studirzimmer, wohin ſich, etwa um die zehnte Stunde, die treue Gefährtin ſeines Lebens zu begeben pflegte. Dies war die Zeit, wo er dem Wohl der Armen und Hilfsbedürftigen nachdachte, denn die übrigen Stunden des Tages gehörten ſeiner Wiſſenſchaft und ſeinem eigentlichen Beruf. Dieſe Religioſität ſtand ihm auch bei ſeinen metaphyſiſchen Speculationen zur Seite. Sie bewahrte ihn vor dem Skepticismus, der ſo leicht den Glauben an Gott und an ein ewiges Leben erſchüttert, wenn das Weſen der Religioſität in blos vorübergehenden Gefühlen beſteht. Damit hing aber auch jene Gemüthsruhe zuſammen, die von dem oberflächlichen Beobachter nicht ſelten für Kälte gehalten wird. Ein exaltirter Zuſtand der Freude war ihm ebenſo fremd, als das Gefühl eines an Verzweiflung grenzenden Schmerzes. Er war dadurch aber um ſo empfänglicher für jede, auch die kleinſte Freude, für jeden, auch den kleinſten Schmerz. Der tieſere Grund jener Gemüthsruhe lag offenbar darin, daß er in den höchſten Angelegenheiten des Lebens mit ſich ſelbſt einig war, ohne ſich jedoch dabei der thörichten Einbildung zu überlaſſen, daß er Alles ſchon ergriffen und begriffen habe und jedes Weiterſchreiten im Wiſſen und Leben für überflüſſig oder unmöglich halte. Von dem inwohnenden Geiſte ſeiner Religioſität getrieben, las und ſtudirte er Alles, was auf dem großen Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft erſchien, und wovon er glaubte oder fürchtete, daß es irgend einen vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß äußern könnte. Nicht leicht entging ihm etwas Leſenswerthes, von welchem er für ſeine Wiſſenſchaft und für ſein eigenes religiöſes Leben, dann aber auch für die Wiſſenſchaft und das Leben im Allgemeinen Gebrauch machen konnte. Über der Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, die er zu einem tiefen Studium machte, verlor er nicht die Punkte aus den Augen, die zur Harmonie des Wiſſens und des Lebens führen. Dieſe Einheit mit ſich ſelbſt machte und erhielt ihn aber einig mit Andern, ſo ſehr auch ihre Anſichten und Studien von den ſeinigen verſchieden waren; denn eine redliche Liebe zur Wahrheit und ein ernſtes Streben nach derſelben ſetzte er bei allen wiſſenſchaftlich gebildeten Männern voraus. Er war tolerant gegen jede, auch die ſeltſamſte Erſcheinung auf dem Gebiete des Geiſtes, ſobald er nur in dieſer Erſcheinung eine reine Quelle entdeckte. Eigentlich unduldſam war er nur gegen diejenigen, die gegen beſſeres Wiſſen an der Wahrheit zu Verräthern wurden. Die Schwachen am Geiſte überſah er, oder bemitleidete ſie, wenn ſie ſich beikommen ließen, die Welt mit ihrer Weisheit zu erleuchten. Ein mildes Urtheil fällte er über die, deren beſſere Natur er kennen gelernt hatte, und gern verzieh er ihnen ihre übereilten Äußerungen. Das Herz eines Menſchen und der gute Name galten ihm als Heiligthümer, die Niemand aufs Ungewiſſe hin verletzen ſollte. „Mit dem guten Namen, pflegte Gabler zu ſagen, geht dem Menſchen Alles verloren, was ihn eigentlich achtenswerth macht; und was kann insbeſondere dem Theologen ſelbſt die ausgezeichnetſte Gelehrſamkeit nützen, wenn man grade dasjenige an ihm vermißt, was jeden Menſchen und ihn vor allen andern auszeichnen ſoll."

Digitized by Google

Mit ſolcher Milde und Humanität beurtheilte Gabler auch die akademiſche Jugend. Er war ein Feind aller Disciplinargeſetze, die den tadelnswerthen Geiſt der Jugend nicht immer in einen beſſern verwandeln, wol aber den für das Leben nothwendigen kindlichen Sinn mit der Wurzel ausrotten, anderer verderblicher Eindrücke, die dergleichen Geſetze in den jugendlichen Gemüthern zurücklaſſen, nicht zu gedenken. Die beſte und wirkſamſte Disciplin für die akademiſche Jugend dünkte ihm das wiſſenſchaftliche und ſittlich-religiöſe Leben der Lehrer ſelbſt. Beide, Lehrer und Schüler, ſollten ſich für ihre nothwendigen Zwecke in der Freiheit bewegen, die zu einem günſtigen Erfolg ihrer gemeinſamen Thätigkeit nothwendig gehörte. Darin fand Gabler den Zweck aller akademiſchen Geſetze. Nach dieſer idealen Anſicht hielt er die Entfernung unwiſſenſchaftlicher, ihre Wiſſenſchaft vernachläſſigender Lehrer für ebenſo nothwendig, als die Entfernung der Schüler von demſelben Geiſte. Er ſelbſt lebte nach dieſer idealen Geſetzgebung, und genoß dadurch nicht blos die Achtung ſeiner nächſten Schüler, ſondern auch der geſammten Mitglieder der Akademie. Selbſt der Umſtand, daß er, wie bereits früher erwähnt, in dem Raum von noch nicht zwanzig Jahren, fünf Mal zum Prorector gewählt ward, ſpricht für die ihm gezollte allgemeine Achtung, auf die er in mehrfacher Hinſicht gegründete Anſprüche hatte. Alle ſeine Geſinnungen und Handlungen gingen aus einer reinen und vorurtheilsfreien Religioſität hervor, die jeder Schwärmerei und Heuchelei abhold war. Zum Vorbilde konnte Gabler vielen dienen durch die richtige Anſicht, die er von der praktiſchen Seite der chriſtlichen Religion hatte, und durch die enge Verbindung, in welcher jene Anſicht mit ſeinem Leben ſtand. Gewiſſenhaft in der Erfüllung ſeines Berufs, unerſchütterlich rechtſchaffen, menſchenfreundlich und wohlthätig, ſoviel er vermochte, dabei leutſelig und freundlich im Umgange, und ein ſo großer Freund der Wahrheit, daß ihm ſelbſt Unwahrheit im Scherz zuwider war, ging er ruhig und unbekümmert um das Urtheil Anderer über ihn, den Weg, den er ſich vorgezeichnet hatte. Wo irgend Gutes im Großen oder Kleinen geſchehen mochte, fühlte ſich ſein Geiſt und Herz zur lebhafteſten Theilnahme angeregt. Immer waren ſeine Blicke auf das Fortſchreiten der Menſchheit zum Beſſern gerichtet. Daher wandte er auch gern ſeine Aufmerkſamkeit den großen Welthändeln zu. Immer aber ließen ihn, wie ſchon früher in Bezug auf die akademiſche Jugend erwähnt worden, ſeine ebenſo geläuterte Einſicht, als ſeine Geſchichtskenntniß und Erfahrung die Maßregel misbilligen, durch Strenge und Härte das zu bewirken, was der echte Geiſt der Humanität auf freundlicherem und milderm Wege erreichen konnte. Wie im öffentlichen Leben zeigte ſich Gabler auch in ſeinem Familienkreiſe und in Privatverhältniſſen ſtreng, rechtſchaffen, liebreich und zuvorkommend. Der Beſuch von Studirenden, die ſeinen Rath und ſeine Belehrung in Anſpruch nahmen, war ihm ſtets willkommen. Seine häuslichen und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen waren bis auf wenige Jahre vor ſeinem Tode ſehr regelmäßig. Den Vormittag widmete er beſonders ſeinen Vorleſungen und andern Amtsgeſchäften. Nachmittags waren ihm die Beſuche ſeiner Freunde oder der Studirenden am liebſten. Gegen Abend ging er gewöhnlich eine halbe oder ganze Stunde und kehrte, durch den Genuß der Natur erheitert und geſtärkt, in ſein Studirzimmer zurück, wo ihn, nach einem mäßigen Abendmahl, oft die Mitternacht an ſeinem Schreibtiſche überraſchte. Zu dieſem raſtloſen Fleiße ſpornte ihn die Gewiſſenhaftigkeit in der Erfüllung ſeines Berufs. Nichts lag ihm näher, als durch ſorgfältige Vorbereitung auf ſeine Collegien ſeinen Zuhörern möglichſt zu nützen. Er lebte im eigentlichſten Sinne des Worts für dieſe Idee, mit Hintanſetzung manches Andern.

Die Hauptquelle aller dieſer Tugenden war Gabler's Religioſität, die, obgleich ſie ein theologiſches Wiſſen nicht unbedingt vorausſetzte, doch mit demſelben in der genaueſten Verbindung und Wechſelwirkung ſtand. Die heilige Schrift, namentlich der Theil der Bibel, der die reine Lehre und das eigentliche Leben Jeſu enthält, und in der engſten Verbindung mit ihr die Vernunft — das waren, wie bereits früher erwähnt worden, die beiden Principien, auf denen Gabler's chriſtliche Theologie beruhte, die aber eigentlich nur ein einziges Princip ausmachten. Beide, Vernunft und Schrift, erſchienen ihm daher nirgends als einander ſubordinirt, oder gar ſich widerſprechend, ſondern immer als coordinirt und harmonirend. Das angegebene Verhältniß aber wirft ein bedeutendes Licht auf den Mittelpunkt ſeiner und aller Theologie, auf die Dogmatik. Ziemlich genau läßt ſich beſtimmen, was für Eigenſchaften er von einer Lehre foderte, die als ein Dogma mit ſymboliſcher Autorität und in Bezug auf die moraliſch-religiöſe Ausbildung des Menſchen als etwas Ewiges und darum wahrhaft Göttliches betrachtet werden ſollte. Aus dem angegebenen Verhältniß zwiſchen der Vernunft und Bibel in Gabler's Theologie läßt ſich ſogar beſtimmen, welche beſondere Form ſeine Dogmatik annehmen und wie ſich darin die einzelnen Lehren zu einem wiſſenſchaftlichen Ganzen geſtalten mußten. Das Charakteriſtiſche ſeiner Theologie war nichts anderes, als das Bibliſch-Vernünftige oder Vernünftig-Bibliſche. Ohne ſich durch die verſchiedenen Urtheile und Beſtrebungen Anderer irre machen zu laſſen, ging Gabler auf dem nach beſter Überzeugung als wahr erkannten Pfade ruhig fort, ohne abgeneigt zu ſein, einen andern Weg einzuſchlagen, der ſich ihm als der wahrſte zeigte. Zu bedauern iſt, daß ſich unter Gabler's bereits früher erwähnten Schriften, ſoviel und mancherlei ſie auch enthalten, keine einzige findet, worin er ſelbſt ſeine Theologie in ihren Elementen und charakteriſtiſchen Zügen vollſtändig und zuſammenhängend dargeſtellt hat. Daß Gott dem Menſchen das offenbart habe, was er zu ſeinem guten und ſeligen Leben nothwendig wiſſen müſſe, ſcheint der weſentliche Grundgedanke der Gabler'ſchen Theologie zu ſein. Daraus würde man folgern, daß der Inhalt aller dieſer Offenbarungen ſich auf ein ſolches Leben bezöge und daß nur in einer ſolchen Beziehung das echte Merkmal einer göttlichen Offenbarung erkannt werden könne. Wo dieſe Beziehung daher fehle, ſei an eine ſolche Offenbarung nicht zu denken. In dieſer Hinſicht könne daher auch nie die Form ein Merkmal

Digitized by Google

einer von Gott gemachten Offenbarung ſein. Daran knüpft ſich Gabler's Vorſtellung von dem höchſten Weſen ſelbſt. Sein Gott iſt nicht der jüdiſche, und noch weniger ein alt- oder neupantheiſtiſcher Gott, der ſogleich in der erſten Idee ſich in einem abſoluten Nichts verliert, ſondern der echt chriſtliche Gott, der Himmel und Erde geſchaffen, ſie mit Weisheit und Güte regiert, und hauptſächlich den Menſchen, der, obgleich noch Bewohner der Erde, doch ſchon dem Himmel angehört, durch eine, ſeiner Natur und Beſtimmung vollkommen angemeſſene weiſe und gütige Geſetzgebung für den Himmel erzieht. — In dem Menſchen erblickt die Theologie Gabler's keinen Gott, abee auch keinen Teufel, ſondern ein Weſen, das von Natur eher und leichter einen göttlichen, als einen teufliſchen Sinn annehmen, eher und leichter ein tugendhafter und frommer und dadurch Gott wohlgefälliger Menſch, als ein ruchloſer und dadurch dem höchſten Weſen misfälliger werden könne; denn das erſtere, meint Gabler, ſei der Natur des Menſchen angemeſſen, das letztere aber widerſtrebe deeſelben. Ebendarin erkennt auch die Gabler'ſche Theologie das geringe Verdienſt des Menſchen bei der Ausübung des Guten und die große Strafbarkeit bei der Ausübung des Böſen, zugleich aber auch allerbarmende Vaterliebe Gottes, die den guten Menſchen belohnt, als wäre die Ausübung des Guten das Schwerſte, und den Böſen beſtraft, als wäre die Ausübung des Böſen das Leichteſte. Das ſei die Heimſuchung der Sünde bis ins dritte und vierte Glied, und die Belohnung der Frommen bis ins tauſendſte Glied. In dieſer Liebe Gottes liege aber auch die Geneigtheit, dem Menſchen ſeine Sünde zu vergeben, nicht blos, wenn er aufhöre zu ſündigen, ſondern auch beſonders dann, wenn er mit demſelben Ernſt und Eiſer, womit er bisher das ſchweeere Böſe gethan, nun auch das leichtere Gute thue. Dieſes Aufhören und Thun ſei die einzige Bedingung, um zu einem guten und ſeligen Leben zu gelangen. Daß es aber ſo und nicht anders ſein könne, das müſſe jedem ſchon ſein inneres Bewußtſein ſagen. Noch klarer werde es ihm jedoch vor Augen geſtellt in der lebendigen Religion Jeſu Chriſti. Wer die Vergebung der Sünden noch von etwas Anderem erwarte, als von der an die aufrichtige Herzens- und Lebensbeſſerung geknüpften Gnade Gottes, der mache Gott zu einem Götzen und den Menſchen zu einem Götzendiener, und die durch Chriſtus geſchehene Erlöſung ſei dann nichts anderes als eine Entführung des Menſchen aus ſeiner eigenen menſchlichen und höhern Natur, „das Kunſtſtück der römiſchen Kirche und das Meiſterſtück des Jeſuitismus." — Ohne Erlöſung ſei keine Heiligung denkbar, aber ohne Heiligung auch keine Erlöſung. Nur wer auf dem durch Jeſu Leben und Lehre vorgezeichneten Wege der Frömmigkeit und Tugend an der Hand ſeines göttlichen Führers fortwandle, werde nach und nach freier von Sünden und dadurch Gott immer wohlgefälliger und ſeliger. Ganz unchriſtlich ſei daher der Glaube derer, die ohne eine ſolche Heiligung zu den Wohlthaten der Erlöſung zu gelangen wähnten. Den Grund dieſes verderblichen Wahns findet Gabler in einer vernachläſſigten Gemüthsbildung, die dem Menſchen nicht erlaube, einen Blick in ſeine eigene Natur und in das wahre Weſen der chriſtlichen Religion zu thun. Dieſer Grund liege aber auch in der moraliſchen Teägheit, die ein ſchlauer Verſtand unter dem Bilde der Demuth, Beſcheidenheit und Demuth als die allerchriſtlichſte Tugend darſtelle.

In dem hier geſchilderten einfach natürlichen Geiſte, der ſein Licht von Oben, aus der göttlichen Offenbarung Jeſu Chriſti empfängt, bedandelte Gabler auch die übrigen Theile ſeines theologiſchen Syſtems, ſie zu einem geordneten Ganzen verbindend. Als cheiſtlicher Theolog concentrirten ſich alle ſeine philologiſchen, hiſtoeiſchen und philoſophiſchen Studien in dem Steeben, aus den Philoſophen der Alten und Neueren, aus dem religiöſen Leben der Völker und ihren heiligen Urkunden, ſowol für ſich ſelbſt, wie für Andere, für die Wiſſenſchaft und für das Leben das eigentliche Uecheiſtenthum oder „den Chriſtianismus im Chriſtenthum" zu gewinnen. Daher wandte ſich ſein beſonderer Fleiß zunächſt auf das neue Teſtament und namentlich den Theil deſſelben, worin die Lehre und das Leben Jeſu am klarſten und einfachſten enthalten iſt, auf die drei erſten Evangelien. Die dort gewonnenen Principien einer Weltreligion, zu welcher ſich doch, der göttlichen Idee gemäß, das Chriſtenthum erheben ſollte, dienten ihm zu einer feſten Norm, um das apoſtoliſche Chriſtenthum, die Lehren des Johannes, Paulus u. A. zu erforſchen und zu prüfen. In ähnlicher Weiſe ward auch das alte Teſtament für ihn ein Gegenſtand ernſter Studien. Fern lag ihm dabei die Abſicht, ſchon in dem erſten Adam im Paradieſe den zweiten Adam, Jeſus, und in den Äußerungen des jüdiſch-religiöſen Lebens eine Hindeutung auf den Heiland zu finden. Sein Zweck war kein anderee, als in der Religion der Juden die Religion überhaupt und zugleich die richtige Ekläeung für die Art und Weiſe zu finden, wie ſich in dem auf jüdiſchem Boden entſtandenen Chriſtenthum, in dieſem Zeitlichen, Örtlichen und Volksthümlichen das Ewige und Allgemeinmenſchliche nach und nach geſtaltet. Zu einem ſolchen Studium, das den Gegenſtand aus der Quelle ſchöpft und ihn nach allen Richtungen hin begleitet, war Gabler vor vielen Andern geeignet, nicht blos duech die dazu unentbehelichen Fähigkeiten und Kenntniſſe, ſondern auch vorzüglich durch ſeine Wahrheitsliebe, Beſonnenheit und Leidenſchaftsloſigkeit. Am deutlichſten iſt das eigenthümliche Gepräge ſeines Geiſtes ſeiner bibliſchen Theologie ausgedrückt, zu welcher Gabler, wie zur Dogmatik, ſchon 1816 die Prolegomenen für den Deuck auszuarbeiten angeſangen hatte. „Hoffentlich," ſchrieb ihm Keil aus Leipzig[20]), „haben wir uns mit dem bevorſtehenden Pfingſtfeſte wieder einer neuen exegetiſchen Abhandlung von Ihnen zu erfreuen, der ich mit ebenſo vielem Veelangen entgegenſehe, als den übrigen theologiſchen Schriften, mit denen Sie uns, Ihrem Briefe zufolge, noch beſchenken wollen. — Ihren literariſchen Projecten wünſche ich eine

20) ſ. die von Bretſchneider und Schrötee herausgegebene Oppoſitionsſchrift: Für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit. 10. Bd. Heft 2. S. 212 fg.

Digitized by Google

recht baldige und glückliche Ausführung, vorzüglich den Prolegomenen zur Dogmatik und zur bibliſchen Theologie, die unſtreitig der Wiſſenſchaft den größten Gewinn ſchaffen würden. Ein ſolches Werk, wie dieſe Prolegomenen, iſt für unſer gegenwärtiges Zeitalter um ſo dringenderes Bedürfniß, da ich durchaus nicht abſehe, was aus unſerer Theologie werden ſoll, wenn man ſo fortfährt zu myſtificiren und zu ſymboliſiren, oder ſein einziges Heil in der Rückkehr zu der alten Dogmatik zu finden glaubt."

Die erwähnten Prolegomenen handeln 1) von den Vorkenntniſſen zur bibliſchen Theologie; 2) von den eigentlichen Quellen der bibliſchen Theologie, und 3) von der richtigen Behandlung der Bibelſtellen zum dogmatiſchen Gebrauch. In Bezug auf das bisher Geſagte und für Gabler's Charakteriſtik überhaupt nicht unwichtig ſind ſeine Äußerungen über die Hermeneutik und Logik der Apoſtel. Bei der Beurtheilung der von ihnen geführten Beweiſe, meint Gabler, müſſe man ſowol auf ihre Materie, als auf ihre Form ſehen. „Einige Beweiſe," ſagt er, „ſind für alle Chriſten, andere, und zwar die meiſten, für die damaligen, beſonders griechiſchen Juden. Die Beweiſe für dieſe ſind aus dem alten Teſtament entlehnt, und die jüdiſche Hermeneutik und Logik, die von der unſrigen ſehr weit abweicht, gab ihnen die Form. Daher citiren die Apoſtel die Stellen des alten Teſtaments aus der Alexandriniſchen Überſetzung, nicht ſelten, wo dieſe ganz unrichtig, oder von Abſchreibern corrumpirt war. Sie führten ferner zum Beweiſe ſolche Stellen an, welche die Juden vom Meſſias erklärten, und zwar ganz nach den damals angenommenen hermeneutiſchen Grundſätzen, außer allem Zuſammenhang, aus dem zugegebenen Wortverſtande u. ſ. w. Überhaupt waren ſie gewohnt, nach jüdiſcher Art den eigentlichen Wortſinn geiſtlich zu deuten und zu allegoriſiren, und ſetzten überall jüdiſche Erklärungen und Vorſtellungen voraus. Doch muß man bei ſolchen Beweisarten der Apoſtel bloße Anſpielungen, Accommodationen und eigentliche Allegationen wohl unterſcheiden und auf die Conſequenz der Argumente hauptſächlich achten. — Gebraucht man ſorgfältig alle hier anzuwendenden Hilfsmittel, ſo wird man freilich einſehen, daß ſolche Beweiſe der Apoſtel aus dem alten Teſtament keine beweiſende Kraft mehr für uns haben, und daß man, um dieſer Anführungen willen, worin die Apoſtel noch überdies ſehr variiren, nicht berechtigt iſt, ſolche Stellen des alten Teſtaments für wirkliche Beweiſe zu halten. Allein man wird auch ſo billig ſein, und die Apoſtel keines vorſätzlichen Betrugs beſchuldigen, wo ſie in aller Unſchuld, nach ihrer Überzeugung und den damaligen jüdiſchen Grundſätzen gemäß, das alte Teſtament interpretirten, und auf jüdiſche Art daraus argumentirten. Auf dieſem hiſtoriſchen Wege lernt man freilich manche irrige Vorſtellungen der Apoſtel kennen; allein meiſtens betreffen ſie blos außerweſentliche Dinge, worin die Apoſtel aus ſehr begreiflichen Urſachen irren konnten, ohne ihr wahres und wohlbegründetes Anſehen bei Unparteiiſchen zu verlieren. Überhaupt iſt die wichtigſte Seite der Bibel, beſonders des neuen Teſtaments, nicht zu überſehen, nämlich die religiöſe. Die Bibel iſt das religiöſe Buch der Welt, und wahre Religionsurkunde. Von dieſer Seite verliert das neue Teſtament durchaus Nichts durch ſolche hiſtoriſche Entdeckungen, welche blos die Theologie, aber durchaus nicht die Religion betreffen. Darum ſollte auch neben der hiſtoriſchen Interpretation die religiöſe ein Hauptſtudium des Religionslehrers ſein, um den religiöſen Schatz des neuen Teſtaments ſelbſt kennen zu lernen, und auch Andere damit bekannt zu machen, um in ſich und in Andern dadurch den religiöſen Sinn zu bewahren und zu nähren, und in ſich und in Andern die hohe Achtung gegen dieſe heiligen Urkunden immer mehr zu befeſtigen."

Dieſe religiöſe Interpretation ließ ſich ſchwer vereinigen mit der von Kant öffentlich ausgeſprochenen Anſicht, daß die Bibel durchgängig in einem Sinne gedeutet werden müßte, der mit den praktiſchen Regeln des Rationalismus harmonirte. Daß eine ſolche moraliſche Interpretation der Bibel, ſo gezwungen ſie auch ſcheinen möchte, der buchſtäblichen vorzuziehen ſei, beſtritt Gabler mit lebhafter Misbilligung, aber auch mit allen Gründen, die ihm ſein Scharfſinn darbot. „Nur in drei Fällen," äußerte er in den vorhin erwähnten Prolegomenen, „könnte dieſe Kant'ſche Hermeneutik ſtattfinden, 1) wenn die Urkunden einer poſitiven ;Religion, dem Wortſinn nach, durchaus unvernünftig wären, und doch noch bei beſſern Religionseinſichten zum Unterrichte beibehalten werden ſollten, wie dies bei den Griechen und Römern der Fall war. Wenn alſo die Bibel von der Art wäre und noch die Baſis des Chriſtenthums bleiben ſollte, ſo müßte ſie natürlich ſymboliſch-allegoriſch-moraliſch erklärt werden, um aus dem Unvernünftigen etwas Vernünftiges zu deuten; 2) wenn ſolche Urkunden durchaus eine wahre göttliche Offenbarung, die doch als ſolche mit der moraliſchen Religion nicht im Widerſpruche ſtehen könnte, enthielten, und gleichwol ihr hiſtoriſcher Sinn erweislich der moraliſchen Religion widerſpräche; 3) wenn zwar die Urkunden dem Wortſinn nach nicht durchaus unvernünftig wären, aber doch manches enthielten, was mit den moraliſchen Religionsprincipien nicht vereinbar wäre, und dennoch durchaus in allen ihren Theilen der beſſern Religion als Introduction zur Baſis dienen ſollte; woran wol Kant gedacht hat. — Dieſe moraliſche Exegeſe iſt 1) *unmoraliſch*. Sie beſteht nicht mit der Redlichkeit eines Religionslehrers, welcher der Ausleger der Bibel ſein ſoll. Was thut er aber, wenn er nach Kant verfährt? Er täuſcht das Volk und folgt dem jeſuitiſchen Grundſatze: der Zweck heiligt die Mittel; 2) untauglich. Sie kann leicht die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Man will doch durch dieſe Auslegung die wahre Religion erhalten. Nun aber iſt es ganz natürlich, daß das Beſtreben, Alles moraliſch zu deuten, viele künſtliche und dunkle Erklärungen herbeiführen muß, welche die Nachdenkenden als ſolche erkennen, während das Volk ſie nicht verſteht. In beiden aber verliert ſich das Zutrauen. 3) Läßt ſich die Abſicht dieſer moraliſchen Exegeſe auf eine andere Weiſe leichter erreichen. Man darf nur die blos kirchlichen Dogmen von den rein bibliſchen abſondern, und das Weſentliche von dem Unweſentlichen unterſcheiden, bei hiſtoriſchen Stellen die Grundideen hervor-

Digitized by Google

heben, und immer nur das Weſentliche des Religionsunterrichts aufzufaſſen ſuchen. Die praktiſche Vernunft iſt hier die einzige Leiterin. Kant verwechſelt offenbar Bibelauslegung und Religionsgebrauch der Bibel, Bibel und kirchliche Dogmatik, Offenbarung und Offenbarungsurkunde mit einander."

Zu bedauern bleibt es, daß Gabler, dem es, wie man auch aus den hier mitgetheilten Äußerungen ſieht, nicht an den erfoderlichen Eigenſchaften fehlte, ſich als Schriftſteller dem Publicum öfter zu zeigen, nur ſelten die literariſche Laufbahn betrat [21]). Nie verlor er die Idee aus dem Auge, daß er vorzugsweiſe zum Univerſitätslehrer und nicht zum Autor berufen ſei [22]). Die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er ſeine Pflichten als akademiſcher Docent zu erfüllen bemüht war, ließ ihn nur ſelten daran denken, der Wiſſenſchaft in einem noch größern Kreiſe auch als Schriftſteller zu nützen. Beſonders war dies in Jena der Fall, wo er noch mancherlei Geſchäften, die nicht eigentlich zu ſeinem Lehramt gehörten, ſich mit großer Bereitwilligkeit unterzog. Wie wenig Zeit ihm bei ſeinen für die Zwecke ſeines Lehramts raſtlos fortgeſetzten Studien blieb und bleiben konnte, zeigt die Menge und Wichtigkeit der Gegenſtände ſeiner ſtets zahlreich beſuchten Vorleſungen über faſt alle theologiſchen Disciplinen. In rührender Weiſe ſprach ſich das Gefühl der Abnahme ſeiner Kräfte in einer Rede aus, die er einige Jahre vor ſeinem Tode, im Auguſt 1822, bei der Übernahme des akademiſchen Prarectorats hielt [23]) und eine beſondere Wichtigkeit erhält durch einen darin zur Sprache gebrachten Gegenſtand, der mit ſeinen theologiſchen Anſichten unverträglich, ihn in der letzten Zeit ſeines Lebens lebhaft bewegte, nämlich über den Myſticismus ſeiner Zeit, über deſſen Beſchaffenheit, muthmaßlichen Urſprung, bedenkliche Folgen, und die Pflicht der Univerſitäten, dieſem Myſticismus entgegen zu arbeiten.

Gabler's religiöſer Sinn und biederer Charakter, beſonders aber ſeine tiefe Einſicht in das Praktiſche zeigen die von ihm in den letzten Jahren ſeines Lebens niedergeſchriebenen „Wünſche eines alten Theologen für das Wohl des Staats," ein Aufſatz, den wir, beſonders ſeiner rein praktiſchen Tendenz wegen, bedauern, hier nicht wenigſtens auszugsweiſe mittheilen zu können.

Mit dieſen auf das allgemeine Wahl und beſonders auf die kirchlichen Verhältniſſe im Graßherzagthum Sachſen-Weimar ſich beziehenden und jetzt noch wol zu beherzigenden Wünſchen, die er kurze Zeit vor ſeinem Tode (1826) niederſchrieb, ſchloß Gabler ſeine Laufbahn. Einige Jahre nach ſeinem Tode erſchien eine, bereits früher erwähnte, Sammlung ſeiner kleinen theologiſchen Schriften [24]), die er ſelbſt hatte veranſtalten wollen [25]), doch durch die Abnahme ſeiner Kräfte und vielfache Berufsarbeiten daran verhindert worden war. Gabler's Bildniß befindet ſich in (Müller's) Schattenriſſen der jetztlebenden altdorfiſchen Profeſſoren (1790); vor Beyer's Allgemeinem Magazin für Prediger. 10. Bd. St. 6. (geſtochen von Bock) und vor C. G. Güldenapfel's Jenaiſchen Univerſitätsalmanach auf das J. 1816 (geſtochen von L. Heß). Man hat auch ein einzelnes Portrait Gabler's in Folio, 1826 von C. Schenk, nach einem Gemälde von J. Roux gezeichnet und lithographirt [26]).

(*Heinrich Döring.*)

GABLONEC (Jablonetz), ein zur gräfl. von Harrach'ſchen Fideicommißherrſchaft Starkenbach gehöriges Dorf im bidſchower Kreiſe des Königreichs Böhmen, am linken Ufer der großen Iſer in einem ſchönen Thale gelegen, mit 90 Häuſern, 800 czechiſchen Einwohnern, einer katholiſchen, zum Bisthume Königgrätz gehörigen Pfarre, die im J. 1721 errichtet wurde, einer im J. 1777 erbauten Kirche, einer Schule, einer Leinwand- und einer Garnbleiche und einer Mühle. Im 14. Jahrh. ſoll hier ein Ciſtercienſerkloſter geweſen ſein, welches von den Taboriten zerſtört wurde. (*G. F. Schreiner.*)

GABLONZ (czechiſch Gablonec, auch Gablunka), 1) ein zur Herrſchaft Kleinſkal gehöriger Markt im bunzlauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, an der Neiße und

21) Außer ſeinen bereits früher größtentheils erwähnten Schriften verdient hier noch eine zur Feier des Reformationsjubiläums von ihm verfaßte Rede erwähnt zu werden. Sie führt den Titel: De tenuibus initiis, vera natura et indole doctrinae Evangelicae per *Lutherum* instauratae, variisque illius ad nostra usque tempora vicissitudinibus atque multiplici usu ex hac doctrinae Evangelicae indole ac historia capienda. (Jenae 1818.) 22) Er ſagt darüber in ſeiner, in *Eichstadii* Annal. Acad. Jenens. abgedruckten Selbſtbiographie: Quare hoc inprimis in hac Academia datum sibi esse existimavit, ut *docendo juventutem studiosam pro viribus adjuvaret, nec multum scribendo tempus institutioni academicae praeriperet.* 23) ſ. Gabler's kleine theologiſche Schriften. 1. Bd. S. 802 fg. Bretſchneider's und Schröter's Oppoſitionsſchrift: Für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit. 10. Bd. Heft 2. S. 262 fg.

24) Herausgegeben von ſeinen Söhnen, Theodor Auguſt Gabler (königl. bairiſchem Conſiſtorialrath und Hauptprediger in Baireuth) und Johann Gottfried Gabler (Dr. der Philoſophie, Baccalaureus der Theologie und Paſtor zu Oßmannſtädt bei Weimar). Von dieſer in zwei Octavbänden zu Ulm 1831 erſchienenen Sammlung enthält der erſte Band die bereits früher größtentheils namhaft gemachten Abhandlungen und Aufſätze aus dem von Gabler herausgegebenen neuen theologiſchen Journal. Der zweite Band enthält ſeine gleichfalls größtentheils ſchon einzeln erwähnten Opuscula academica. Vergl. (Hörner's) Annalen der geſammten Theologie. Jahrg. 3. Heft 3. S. 271 f. Röhr's Kritiſche Predigerbibliothek. 15. Bd. Heft 5. S. 818 fg. 25) Nach ſeiner eigenen Äußerung in der Vorrede zu *J. J. Griesbachii* Opuscul. academ. (Jenae 1825.) 26) Vergl. Wilhrim Schröter's Erinnerungen an Dr. Johann Philipp Gabler, in der von Bretſchneider und Schröter herausgegebenen Oppoſitionsſchrift: Für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit. 10. Bd. Heft 2. S. 161 fg. (auch unter dem angegebenen Titel einzeln gedruckt Jena 1827.). Beyer's Allgem. Magazin für Prediger. 10. Bd. St. 6. S. 118 fg. Güldenapfel's Jenaiſcher Univerſitätsalmanach S. 98 fg. *Eichstadii* Annal. Academ. Jenens. Vol. I. p. 3 sq. Will's Nürnbergiſches Gelehrtenlexikon. 4. Th. S. 383 fg. 8. Th. S. 453 fg. Pütter's Gelehrtengeſchichte der Univerſität Göttingen. 2. Th. S. 97 fg. Saalfeld's Geſchichte der Univerſität Göttingen S. 216 fg. Henneberg in den Zeitgenoſſen. 3. Reihe. 3. Bd. Nr. 17. S. 61 fg. und in dem Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrgang IV. 1. Th. S. 80 fg. Narratio vitae *Jo. Phil. Gableri* in ſeinen kleinern theologiſchen Schriften (Opuscula academica. Vol. II. p. XVI sq.). H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutſchlands. 1. Bd. S. 468 fg. Meuſel's Gel. Teutſchland. 2. Bd. S. 471 fg. 9. Bd. S. 396. 11. Bd. S. 251. 13. Bd. S. 434. 17. Bd. S. 654. 22. Bd. 2. Abth. S. 277 fg.

Digitized by Google

am Bache gleiches Namens gelegen, in einer Länge von etwa einer Stunde an den nicht ſteilen Thalgehängen erbaut, mit 528 meiſt von Holz erbauten Häuſern, 3600 teutſchen Einwohnern, einer katholiſchen, zum Bisthume Leitmeritz gehörigen Pfarre, einer im J. 1686 neu erbauten Kirche, einer Schule, zwei Jahr-, Wochen- und Viehmärkten und einer bedeutenden Induſtrie; denn Gablonz iſt der Hauptſitz des Handels mit Glaskorallen und Schmelzperlen, deren Erzeugung und Verſchleiß hier und in den umliegenden Orten gegen 6000 Menſchen beſchäftigt. Sie liefern jährlich Waaren im Werthe von einer Million Gulden C.-M. Beſonders werden hier viele Glasluſter zuſammengeſetzt. Der Handel mit Glaswaaren geht nach Nord- und Südamerika, Ägypten, in die Levante, in die Berberei und andere Orte und Gegenden. Außerdem iſt hier auch die Tuchfabrication, Baumwollſpinnerei, Handſchuhlederfabrication nicht ohne Belang. 2) Ein zur Herrſchaft Laukowetz gehöriges Dorf deſſelben Kreiſes und Landes, in einem Thale gelegen, mit 87 Häuſern, 585 teutſchen Einwohnern, welche ſich vom Ackerbaue ernähren, einer katholiſchen, ſeit dem J. 1708 errichteten Localie des Bisthums Leitmeritz, einer im J. 1725 (bis 1733) neu erbauten Kirche, die gute Gemälde von J. C. Major und ſehr alte Glocken aus den Jahren 1441 und 1679 hat, einer Schule und einem Gaſthofe. (*G. F. Schreiner.*)

GABOLUS, oder mit ſeinem vollen Namen Licinius Gabolus, kommt nur in Einer Stelle des Tacitus (Annal. XIV, 12) vor, welcher uns aus dem Jahre 812 u. c. oder 59 p. Chr. berichtet, daß Nero mehre angeſehene Frauen, die Julia und Calpurnia, dann zwei frühere Präfecten, Valerius Capito und Licinius Gabolus, aus dem Exil, in welches Agrippina dieſelben geſchickt hatte, zurückberufen und in ihre frühere Stellung wieder eingeſetzt. Welches freilich dieſelbe geweſen, läßt ſich bei dem Abgange aller nähern Nachrichten jetzt kaum mit einiger Sicherheit angeben; denn ſelbſt die Angabe des Tacitus, welcher den Valerius Capito und Licinius Gabolus nur einfach als „praefectura functos“ bezeichnet, iſt in ſofern ſchwankend und vieldeutig, als der Ausdruck praefectura von gar verſchiedenen Ämtern (die ſonſt meiſtens durch einen Zuſatz näher bezeichnet werden), und zwar ebenſo wol ganz hohen, wie auch niederen gebraucht wird, obwol dem Zuſammenhange der ganzen Stelle gemäß eher an ein höheres und angeſehenes Amt gedacht werden dürfte. Daher ſchon Bertranius Lipſius und Gruter auf die auch von J. C. Orelli gebilligte Vermuthung kamen, ſtatt *praefectura* ſei zu leſen *praetura*, wodurch allerdings ein beſtimmtes hohes richterliches Amt, welches beide in Rom bekleidet, bezeichnet wäre. — Noch wird bei *Gruter*. Inscriptt. Thes. p. XCIV, 5 ein Gavolus genannt, ebendaſelbſt in einer andern Inſchrift p. CCCCLXXI, 1 kommt ein Gabalus vor. Beide hängen in keinem Falle mit dem Licinius Gabolus des Tacitus zuſammen. (*Baehr.*)

GÁBORJÁN, ein dem Fürſten Eſterházy gehöriges Dorf im ſárécer Gerichtsſtuhle (Processus, Bezirke) der biharer Geſpanſchaft im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des ſumpfigen Berettyofluſſes in der großen oder unteren ungariſchen Ebene gelegen, mit 96 Häuſern, 630 magyariſchen Einwohnern, welche ſich faſt ſämmtlich zur evangeliſchen Kirche helvetiſcher Confeſſion bekennen, einem von eilf Menſchen bewohnten Prädium gleiches Namens, einem Paſtorate, einem Bethauſe und einer Schule der Reformirten und einem Wirthshauſe. (*G. F. Schreiner.*)

GABRANTOICORUM SINUS (alte Geographie), britiſcher Hafen, nach Ptolemäus *Γαβραντουίκων εὐλίμενος κόλπος*. Dieſer Meerbuſen mit gutem Hafen, nach Ptolemäus unter 21° der L., 57° der Br., in der Nähe der Landſpitze Okelum unter dem 21° 15′ der L., 56° 40′ der Br., unter welcher man das Vorgebirge Spurnhead an der Vereinigung des Humber mit der offenen See verſteht, iſt nach Camden und Hoffmann[1]) das heutige Swerby, Städtchen und Hafen an den Mündungen der Flüſſe Abi und Vedra (Were), wird von Mannert[2]) dahin beſtimmt, daß nach der von Ptolemäus angegebenen Lage und Entfernung der gabrantviker Buſen ſehr wahrſcheinlich der durch das kleine Vorgebirge Flamborough-Head gedeckte Hafen bei Bridlington oder Burglington, einem großen und guten Marktflecken, bei der See ſei. (*Ferdinand Wachter.*)

GABRETA, GABRITA, GAUBRETA, sylva (alte Geographie). Strabon[1]) ſagt in Beziehung auf den ungeheuer großen hercyniſchen Wald, der ſich nach den Römern faſt durch ganz Teutſchland zog, und der, wie man mit Recht ſchließt, bei den Teutſchen mehr als bloßes Appellativum, denn als Eigenname gebraucht ward: es iſt aber auch ein anderer großer Wald Gaubreta (*ἄλλη ὕλη Γαύβρητα μεγάλη*), hierauf aber die Sitze der Sweven, hierauf aber der hercyniſche Wald (*ὁ Ἑρκύνιος δρυμός*). Auch dieſer wird von ihnen beſeſſen. Hieraus lernen wir nur, daß der Wald Gabreta an die Sweven grenzte. Ptolemäus[2]) beſtimmt ſeine Lage näher auf folgende Weiſe: Die höchſten oder äußerſten Theile, nämlich *τὰ ἄκρα* der Sudeten genannten Berge (des Sudetengebirges), haben Grade 35° 50′[3]) und 40° 50′[4]). Unter ihnen iſt der Wald Gabrita (*ἡ Γάβρητα*, nach anderer Lesart *Γάβρητα, ὕλη*), zwiſchen welchen und den ſarmatiſchen (Bergen) der orkyniſche Hartwald (*Ὀρκύνιος δρυμός*, d. h. der hercyniſche Wald) iſt. An einer andern Stelle, an welcher Ptolemäus[5]) von dem Laufe der Donau handelt, fährt er, nachdem er die Lage der Donau am Ausfluſſe des Inn durch 34° der Länge und 47° 20′ der Breite beſtimmt hat, fort: *τὸ κατὰ τὴν ἐκτροπὴν τοῦ πρὸς τὰς ἄρκτους φερομένου δευτέρου ποταμοῦ, ὡς ἐπὶ τὴν Γαβρίταν ὕλην λς μς γο*, das bei dem Ausfluſſe des im[6]) Norden

1) Lexicon universale s. v. *Gabrantoicorum portus*, jedoch mit der Bemerkung, daß im griechiſchen Codex Gabrantuicorum geleſen werde. 2) Geographie der Griechen und Römer. 2. Th. 2. H. S. 209.

1) Lib. VII. Cap. 1. p. 192. 2) Lib. II. ap. *Conringium*, Collectio Monumentorum veterum de antiquo statu Germaniae p. 131. 3) Der Länge. 4) Der Breite. 5) Lib. II. p. 128. 6) Nämlich im Norden der Donau; daß das *πρὸς τὰς ἄρκτους* ſo zu verſtehen, geht daraus hervor, daß Ptolemäus von

ſtrömenden zweiten Fluſſes, als bis zu dem Walde Gabrita 36° (der Länge), 46° 40′ (der Breite). Die Ausmündung des erſten Fluſſes in die Donau, in Germania, denn den Inn zählt er nicht, da er nicht in Germania lag, deſſen Grenze auf der Mittagsſeite die Donau machte, ſetzt er 32° (der L.), 47° 15′ (der Br.) und das Haupt (den Anfang) der Donau 30° (der L.), 46° 20′ (der Br.). Nach der Angabe der Lage der Donau an der Stelle bis an den Wald Gabreta, wo der zweite Fluß in Germania in die Donau mündet, ſetzt er als auf dieſe Stelle folgend die Mündung eines im Norden der Donau bei dem Walde Luna (*παρὰ τὴν Λοῦναν ὕλην*) ſtrömenden Fluſſes 39° 20′ (der L.), 47° 20′ (der Br.). Mannert [7]) verſteht unter dem erſten Fluſſe die Altmühl [8]), unter dem zweiten den öſterreichiſchen Kambfluß und unter dem dritten die Morawa oder March, ſodaß alſo hiernach der Kambfluß an den Wald Gabreta käme; aber der Kambfluß iſt wol zu unbedeutend, um von Ptolemäus berückſichtigt zu werden, und der March zu nahe, um dieſe für den Fluß am Lunawalde zu nehmen. Wir verſtehen unter dieſem letzteren die Gran und die Eipel, wegen ihrer Nähe von Ptolemäus als ein Fluß gedacht. An einer andern Stelle führt Ptolemäus [9]) bei Angabe der Sitze der Völkerſchaften in dieſer Verbindung auf: Wieder im Oſten der auerbäiſchen Berge über den Sweven die Kaſuaren, nachher die Nertereanen, nachher die Danuten, unter welchen die Turonen und Maroingen. Unter den Kamaunen aber die Chatten und Tubanten und über den Bergen Sudela (dem Sudelengebirge) die Teuriochämen. Unter den Bergen aber die Variſten. Hernach der Wald Gabrita (*ἡ Γαβρῆτα ὕλη*). Unter den Maroingen aber die Curionen. Hernach die Chäluoren und bis an den Fluß Donau die Parmäkampen. Unter dem Walde Gabrita aber (*ὑπὸ δὲ τὴν Γαβρῆταν ὕλην*) die Markomannen, unter welchen die Sudinen und bis zu dem Fluſſe die Adrapäkampen. Unter dem orkyniſchen Walde (*ὑπὸ δὲ Ὀρκύνιον δρυμὸν*) die Quaden, unter welchen die Eiſengruben und der Lunawald, unter welchem eine große Nation (*μέγα ἔθνος*), die Bämen (*Βαιμοί*), bis zur Donau, und an ſie ſtoßend bei dem Fluſſe die Terakatrier, und die an den ebenen Gefilden (*οἱ πρὸς τοῖς κάμποις*) befindlichen Rhakaten. Hiermit ſchließt Ptolemäus die Aufzählung der Völkerſchaften in Germania. Kaspar Peucer [10]) ſagt: Ptolemäus trennt die Varisker von den Markomannen durch den Gabretawald (interjectu sylvae Gabretae), mit welchem der Lunawald gegen die Donau zuſammengrenzte. Gabreta, Böhmerwald gegen Franken und Baiern. Der Lunawald gegen Öſterreich. Der Name der Narisker von der Zuſammengrenzung mit Noricum. Gabreta, gleichſam Hohe-Breite, das iſt erhabene und bergige Ebene, wie in Noricum iſt. Peucer hat alſo zwar den Namen Gabretawald aus Ptolemäus berückſichtigt, aber nicht, daß dieſer die Mündung des Inn 34° (der L.) und 47° 7′ (der Br.) und den ungenannten Fluß am Gabretawalde 36° (der L.), 46° 40′ (der Br.) ſetzt, alſo dieſen über zwei Grad öſtlicher, als die Mündung des Inn ſetzt. Wenn er auch die Lage derſelben nicht richtig angibt, ſo geht doch ſein Vorſchreiten von Oſten nach Weſten daraus hervor. Den Ptolemäus haben auch Cluver [11]) und die, die ihm folgen, nicht gehörig berückſichtigt, wenn ſie unter dem Gabretawalde den thüringer Wald verſtehen. Andere [12]) ſagen, der Gabretawald ſei ein Theil des Böhmerwaldes nach Weſten und ſcheide Böhmen und Nordgau von einander. Mannert [13]), welcher den Ptolemäus zum Leitfaden nimmt, bemerkt zu der Angabe deſſelben, daß der Gabretawald unter dem Sudetengebirge liege: „folglich im Baireuthiſchen und in der Oberpfalz, und öſtlich fort beinahe durch die ganze Südſeite von Böhmen." Andere drücken dieſes aus durch die Erklärung des großen Waldes Gabreta durch: „Der böhmer und mährer Wald" [14]). Wir wiſſen jedoch mit dieſen Annahmen die Angabe des Ptolemäus nicht zu vereinigen, daß zwiſchen dem unter dem Sudelengebirge befindlichen Gabretawalde und dem ſarmatiſchen Gebirge der orkyniſche Wald ſei, und unter dieſem die Quaden, und unter dieſen die Eiſengruben und der Lunawald. Wir verſtehen daher unter dem Gabretawalde die weſtlichen und nordweſtlichen Karpaten. Hierzu paßt auch ſehr gut, daß Strabon und Ptolemäus den Gabretawald ſtandhaft *ὕλη* nennen, und daß Ptolemäus, der *Σούδιτα ὄρη* (Berge Sudila, Sudetengebirge) braucht, bei dem Gabretawalde *ὄρη* (Berge, Gebirge) gar nicht braucht. Die nördlich von Peſth beginnenden weſtlichen und nordweſtlichen Karpaten haben nämlich noch keine bedeutende Höhe. Wenn Ptolemäus ſagt, daß der *Ὀρκύνιος δρυμός* zwiſchen dem Gabretawalde und den ſarmatiſchen Bergen liege, ſo ſind unter dieſem hercyniſchen Bergwalde ein Theil der nördlichen Karpaten zu verſtehen, und das ſarmatiſche Gebirge iſt das Gebirge, welches von den nördlichen Karpaten ſüdlich herab zu den Flüſſen Gran und Eipel ſich zieht, und der ſüdlichſte Theil dieſes Gebirges hat den ſpeciellen Namen Lunawald. Die unter dem Lunawalde wohnenden Bämi ſind nicht im heutigen Böhmen zu ſuchen, ſondern ſind die Bojen, welche, als Marobod das große Swevenreich gründete, aus Bojohemum vertrieben wurden, von welchem ſie nur den Namen behalten haben. Daß die Markomannen, wie Ptolemäus angibt, unter dem Gabretawalde wohnten, macht auch keine Schwierigkeit; denn Tacitus ſagt: Juxta Hermunduros Narisci ac deinde Marcomanni et Quadi agunt. Praecipua Marcomannorum gloria viresque, atque ipsa etiam sedes, pulsis olim Bojis, virtute parta. Nec Narisci Quadive degenerant; eaque Ger-

dem Inn ſagt: *τοῦ πρὸς μεσημβρίαν φέροντος ποταμοῦ*, d. h. des im Süden, nämlich der Donau, fließenden Stromes.

7) Geographie der Griechen und Römer. 3. Th. S. 531. 8) Doch hat die bedeutendere Raab wol größeren Anſpruch, darunter verſtanden zu werden. 9) Lib. II. p. 135. 10) Tertia Pars Chronici Carionis, a Carolo Magno, ubi Philippus Melanchthon desiit, usque ad Fridericum secundum. Exposita et aucta a *Casparo Peucero*. (Wittenbergae 1562.) p. 15 (b).

11) Introductio in Geographiam Lib. III. Cap. V: Gabreta, vulgo *der Doringerwaldt*. 12) *Jac. Hoffmannus*, Lexicon universale p. 670. 13) a. a. O. S. 515. 14) K. Kärcher, Strabo's Geographie überſetzt. 5. Bdchn. S. 553. *Tacitus*, Germania Cap. 28. 41.

manine velut frons est, quatenus Danubio protegitur. Hierzu ſtimmt ganz, wenn wir von der Annahme, daß die Narisci (Varisci) in einem Theile der Oberpfalz zu ſuchen ſeien, abgehen, die Angabe des Ptolemäus, daß unter dem Sudetengebirge die Variſten, wie er ſie nennt, hernach der Gabretawald, und unter dieſem die Markomannen ſeien, nämlich diesſeit und jenſeit des Fluſſes March in Öſterreich und Ungarn, und ſich im Weſten der weſtlichen Karpaten in Mähren hinaufziehend, ſodaß man auch hier ſagen konnte, die Markomannen wohnten unter dem Gabretawalde. Der Hauptgrund, warum die beſten Forſcher in der alten Geographie den Gabretawald zu weit weſtlich angenommen haben, iſt der Umſtand, daß Ptolemäus die Mündung des Fluſſes Narabon (Arabo, Raab) nicht da ſetzt, wo ſie jetzt iſt, ſondern weiter donauabwärts, entweder, weil er irrt, oder wahrſcheinlicher, weil die Raab früher einen andern Lauf, oder auch die Donau dieſen hatte, ſodaß die Raab weiter unten mündete. Da Ptolemäus die Mündung der Raad 41° (der L.), 47° 40′ (der Br.) und die Mündung des ungenannten Fluſſes am Lunawalde 39° 20′ (der L.), 47° 20′ (der Br.) ſetzt, ſo hat man für dieſen letzteren Fluß die March in Anſpruch nehmen zu müſſen geglaubt, und dem am Gabreta fließenden Strome die Kamb angewieſen. Aber an dieſem wohnten, wie ſich aus dem Namen ſchließen läßt, die ſich bis zur Donau erſtreckenden Paramäkampen und Adrabäkampen, während die Markomannen ihre Wohnſitze unter dem Gabretawalde, d. h. wie wir vermuthen, auf der Süd- und Weſtſeite der nördlich von Peſth beginnenden Karpaten, hatten. In dem Namen Gabreta, welchen Peucer durch Hohe-Breite erklärt, und der, wenn er teutſch wäre, da ga für ge nicht ſelten gebraucht wird, buchſtäblich Gebreite bedeuten würde, läßt ſich nicht ſchwer der Name Karpaten erkennen. Die Griechen und Römer liebten nämlich bei Wörtern, welche ihnen zu hart auszuſprechen ſchienen, oder bei der Ausſprache beſchwerlich fielen, die Buchſtabenverſetzung, z. B. Gabreta für Garbeta; was ſie faſt unwillkürlich ausübten und woran ſie keinen Anſtoß nahmen. Gegen dieſe Annahme iſt nicht, daß Ptolemäus einen daciſchen Berg (*Καρπάτης ὄρος*) aufführt; denn er kann ſehr gut zwei verſchiedene Namensformen für verſchiedene Namen gehalten haben, und wendet ſo den Namen Gabreta für die weſtlichen und nordweſtlichen Karpaten, und den Namen *Καρπάτης* für einen Berg der nordöſtlichen Karpaten an, und braucht für die nördlichen Karpaten das teutſche Appellativum orkyniſcher (anderwärts herkyniſcher) Wald, d. h. urſprünglich Hartwald, die Hart, der Harz (eigentlich der Hart, nämlich Hartwald, und in der Verkleinerungsform Harzwald, Harz, ähnlich wie Fritz aus Friedrich, Dietz aus Dietrich u. ſ. w. gebildet). Der Ausdruck Hercynia sylva bei Cäſar und andern Lateinern iſt wörtliche Überſetzung van Hartwald und in der Verkleinerungsform Harzwald. Die Griechen, namentlich Strabon und Ptolemäus, behalten *Ἑρκύνιος*, *Ὀρκύνιος* bei, ſuchen aber deſſenungeachtet Hartwald durch *δρυμός* auszudrücken, welches eigentlich Eichenwald, alſo Hartwald, bedeutet. Bei Betrachtung der heutigen Wälder müſſen wir darauf Rückſicht nehmen, daß die Natur Wechſel mit den Pflanzenarten liebt, ſodaß wir, wo heute Schwarzwald oder Hartwald iſt, nicht mit Sicherheit darauf rechnen können, daß es auch früher ſo war. Daher paßt der Name Harz (d. h. Hartwald) jetzt nur noch auf den Unterharz. Auch darf man nicht glauben, daß Hercinia sylva, von welcher Cäſar [15]) ſagt: oritur ab Helveticorum et Nemetum et Rauracorum finibus, rectaque fluminis Danubii regione pertinet ad fines Dacorum et Anartium, ununterbrochen Hartwald war, ſondern es läßt ſich vermuthen, daß zwar Eichen- und Buchenwald (d. h. die heſſiſche Buchonia) die Hauptbeſtandtheile, aber auch Strecken von gemiſchter Waldung, als von hartem und weichem Laubholze und Nadelholze, waren. War eine große Strecke reiner Nadelwald, hieß er Schwarzwald, oder mit anderem Ausdrucke Myriquidiu, Myrkwidi, Myrkwid (altnordiſch Myrkwidhr), wie z. B. im 10. und 11. Jahrh. der Wald zwiſchen dem meißener Lande und Böhmen hieß [16]). Im J. 805 zogen die Franken mit den Sachſen über Demelichon (wol Daleminzen, alſo im nachherigen Meißniſchen), über Fergunna (das Gebirge, gothiſch Fairguni, angelſächſiſch Firgen, der Berg) an die Eger. Sudeten bedeutet, wenn es ein teutſcher Ausdruck iſt, Sud-Öden, Süd-Öden, Oden in dem ſüdlichen Theile von Germanien. Schwieriger iſt Gabreta zu erklären, weil man, da in Ungarn von jeher ein Gemiſch von Völkerſchaften vieler Stämme ſaß, nicht weiß, welcher Sprache das Wort angehört; doch ſaßen an den Karpaten früh Slawen. Nehmen wir daher Gabreta als durch Buchſtabenverſetzung aus Garbeta gebildet an, ſo läßt es ſich aus dem Polniſchen erklären. Hier bedeutet nämlich garbaty, buckelig, bergig, grabaty kray, bergiges Land, bergige Gegend, grabaty swiat, bergige Welt, bergiges Land. *Γαύβρητα*, *Γάβρητα ὕλη* iſt alſo bergiger Wald, und die Benennung wird hier als Eigenname, wie z. B. Miriquidiu, Schwarzwald, Fergunna, Gebirge, gebraucht. Daſſelbe Wort Gabreta, aber ohne Buchſtabenverſetzung, kommt bei Ptolemäus als *Καρπάτης ὄρος*, der Berg Karpates, vor, wo alſo wieder ein Appellativum als Eigenname gebraucht wird, und bedeutet ein buckeliges Gebirge, d. h. ein Gebirge von ungleichen Höhen. Im Polniſchen bedeutet nämlich Garb, Buckel, Höcker, Garby Gor, Mehrzahl, die ungleichen Höhen der Berge. *Καρπάτης ὄρος* iſt daher ins Slawiſche zurückzuüberſetzen Garba oder Garbata Gora [17]), buckeliger Berg, Berg mit ungleichen Höhen. Daß das Karpatengebirge heutzutage Tatry von den Slawen genannt wird, kann kein triftiger Einwand gegen obige Erklärung des älteren Namens ſein. (*Ferdinand Wachter.*)

GABRIEL (hebr. גַּבְרִיאֵל, d. i. Mann Gottes, griech. *Γαβριήλ*), heißt in der ſpäteren jüdiſchen Theologie einer der ſieben vornehmſten Engel (*ἀρχάγγελοι*, Erzengel oder Engelfürſten), die vor Gottes Thron ſtehen und vorzugsweiſe als diejenigen gedacht werden, welche den

15) De B. G. Lib. VI. Cap. 25. §. 2. 16) Ferdinand Wachter, Geſchichte Sachſens. 1. Bd. S. 197. 198. 2. Bd. S. 336. 337. 17) Gora foem. Berg, Biela Gora, Schön-Berg, „pulcher mons“ (ſ. *Dithmar. Ep. Merseburg.*, Chronic. Lib. VI. ex edit. *Wagneri* p. 172.

göttlichen Willen und die göttliche Offenbarung an die Menſchen, ſowie umgekehrt die Gebete der Frommen vor den Thron Gottes bringen [1]). Gabriel insbeſondere iſt es, der dem Propheten Daniel ſeine Geſichte deutet und die Zukunft enthüllt (Dan. 8, 16. 9, 21). Dieſe Vorſtellung iſt in das chriſtliche Gebiet herübergenommen, denn Gabriel iſt es auch, der dem Zacharias die Geburt des Täufers und der Jungfrau Maria die Geburt Jeſu verkündet (Luc. 1, 11—19. 26 fg.). Mit Bezug hierauf heißt Gabriel „der Verkünder des Lichts“ [2]). Die ſpäteren Rabbinen ſchieben den Gabriel hier und da in die bibliſche Geſchichte ein. So war z. B. der Mann, der den Joſeph auf dem Wege zu ſeinen Brüdern zurechtwies (1 Moſ. 37, 14), nach der chaldäiſchen Paraphraſe des Pſeudo-Jonathan kein anderer, als der Engel Gabriel in Geſtalt eines Mannes. Sie nennen ihn überhaupt den Lehrer Joſeph's, der dieſem die ſiebzig Sprachen der Welt lehrte, als die Ägypter gegen ſeine Erhebung murrten [3]). Nach der vorhin erwähnten Paraphraſe zu 5 Moſ. 34, 6 beſorgen die Engel Gabriel, Michael, Uriel, Jophiel und Metatron das Begräbniß des Moſe. Vergl. noch dieſelbe zu 2 Moſ. 24, 10. Auch als ſtrafender und verderbender Engel erſcheint Gabriel neben Michael; denn durch ſie wird nach Targ. 2 Chron. 32, 21 das Belagerungsheer der Aſſyrer vor Jeruſalem vernichtet. Außerdem lehrt das ſpätere Judenthum, daß den einzelnen Völkern der Erde, und insbeſondere den israelitiſchen Stämmen [4]), wie den Naturerſcheinungen und andern Dingen in der Welt ein Engel als Beſchützer oder Lenker vorſtehe, und ſo hat Gabriel das Feuer, den Donner, das Reifen der Früchte u. ſ. w. unter ſich [5]). Nach der Muhammedaniſchen Offenbarungslehre endlich iſt der Koran lediglich durch die Vermittelung des Engels Gabriel an Muhammed gekommen [6]), und jener wird als der Wächter und Bewahrer der Offenbarungsſchätze im Himmel, wie als Lehrer und Führer Muhammed's betrachtet, unter deſſen Leitung derſelbe namentlich ſeine Himmelfahrt vollbrachte. Den Gabriel verſtehen die Ausleger des Koran auch da, wo „der heilige Geiſt“ (rûh al-kudus), oder „der gottbetraute Geiſt“ (ar-rûh al-amîn) als der bezeichnet wird, der die Offenbarung an Muhammed bringt [7]); ja einige der Ausleger dehnen dies ſelbſt auf die Stellen des Koran aus, wo der heilige Geiſt als Beiſtand Jeſu genannt iſt [8]).

(*E. Rödiger.*)

GABRIEL. I. Ein berühmter arabiſcher Arzt aus der Familie des Bachtiſchua, daher gewöhnlich bei den Arabern Dſchabril Ben Bachtiſchua genannt, ſtammte aus einer chriſtlichen Familie und war ſelbſt dem Chriſtenthum zugethan, und zwar der ſogenannt-chaldäiſchen oder ſyriſchen Sekte der Neſtorianer. Durch ſeinen Vater in das Studium der Medicin eingeführt und durch dieſen dem Jahja, dem Bermekidem, dem Vezir des Khalifen Harun al Raſchid empfohlen, gelangte er durch dieſen Vezir und deſſen Sohn Dſchafer an den Hof des Khalifen ſelbſt, der ihn als Leibarzt im J. 190 der H. oder 805 p. Chr. annahm. Hier gelangte er, der durch frühere Curen ſchon ein bedeutendes Anſehen gewonnen hatte, zu noch größerem Anſehen durch eine merkwürdige Cur einer der Favoritinnen des Khalifen, welche an einer plötzlich in Folge eines Erſchreckens eingetretenen Lähmung der ausgeſtreckten Hand litt und faſt ebenſo ſchnell davon wieder befreit ward; ſ. das Nähere bei *Abulpharad.* hist. dynast. p. 153 und daraus bei *Fabric.* Bibl. Graec. XIII. p. 162 sq. der älteren Ausgabe. Auch den Khalifen ſelbſt ſoll er durch einen Aderlaß von einem Schlagfluß geheilt haben. Dadurch ſtieg ſein Anſehen immer mehr an dem Hofe des Khalifen, ſodaß Jeder, der bei dieſem irgend etwas zu erlangen wünſchte, an den einflußreichen Arzt ſich wendete, um durch ſeine Vermittlung zu dem Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen. Als aber der Khalif bei ſeinem letzten Kriegszuge zu Tus im J. 193 (809 p. Chr.) erkrankte, ſo ließ er ſeinen Leibarzt Gabriel zu ſich rufen, der die gefährliche Lage, in welcher der Khalif ſich befand, bald erkannte, und ihm Vorſtellungen machte darüber, daß er gegen den Rath ſeines Arztes dieſe Reiſe unternommen und dem Kriegszuge ſelbſt ſich angeſchloſſen. Harun nahm dieſe Vorſtellungen übel auf und wandte ſich, da Gabriel außer Stand ſei, ihn zu heilen, an einen andern, mit allen magiſchen Künſten betrauten Mann, um durch dieſen ſeine Wiederherſtellung zu erlangen, aber zu gleicher Zeit befahl er den Gabriel gefangen zu nehmen und dann hinzurichten. Der alsbald eingetretene Tod des Khalifen rettete inzwiſchen ſeinen Arzt von der Hinrichtung, der nun ſeine Freiheit wieder erlangte und der Leibarzt des Emin, Sohnes des Harun al Raſchid, ward. Nach einer andern Nachricht wäre Harun von ebendieſem Gabriel, ſeinem Arzte, welcher im Solde Emin's geſtanden, der von der Thronfolge ausgeſchloſſen zu werden befürchtete, vergiftet worden; und allerdings erklärt es ſich dann auch leichter, wie der auf Befehl Harun's eingekerkerte und zum Tode beſtimmte Arzt, ſogleich nach dem Tode Harun's befreit und alsbald wieder zum Leibarzt berufen ward. Als aber Emin durch ſeinen Bruder Mamun verdrängt ward, gab dieſer ſeinem Vezir den Befehl, den Gabriel ins Gefängniß zu werfen; wahrſcheinlich wegen ſeiner Anhänglichkeit an Emin und wegen des auf ihm laſtenden Verdachtes einer Vergiftung, oder doch ſchlechter Behandlung ſeines Vaters Harun. Bis zu dem Jahre 202 (817 p. Chr.) ſchmachtete Gabriel in dem Gefängniß, aus welchem ihn erſt der Vezir bringen ließ, als er ſelbſt ſeiner in einer ſchweren Krankheit bedurfte. Der Vezir ward auch wirklich geheilt, und ſo kam Gabriel, welcher die Freiheit wieder erlangt hatte, von Neuem in Gunſt und Anſehen; bis er im J. 205 (820 p. Chr.) dieſe Gunſt wieder verlor und aufs Neue in Ungnade fiel; Gabriel durfte ſein Haus nicht verlaſſen, an ſeine Stelle ward ſein Schwiegerſohn

1) Tob. 12, 12. Offenb. Joh. 8, 3. 4. u. a.; ſ. Thilo's Anmerk. im Cod. apocr. N. T. I, 324. 2) Historia Josephi fabri lignar. ed. *Wallin* c. 22. *Thilo* l. c. p. 41. 3) *Wagenseil*, Sota p. 1135 sq. Eiſenmenger's Entdecktes Judenth. II, 375. 392. 4) Dan. 10, 13. 20, vergl. 8, 25. *Buxtorf.* Lex. talmud. p. 46. 5) Eiſenmenger, Entdecktes Judenth. II, 370 fg. 6) So ſchon der Koran ſelbſt Sur. 2, 91. 7) Koran Sur. 16, 104. 26, 193. 8) Eb. Sur. 2, 81. 254. 5, 109. Vergl. ſonſt noch *Gagnier* ad *Abulfed.* Vit. Muhamm. p. 15. *D'Herbelot*, Bibl. orient. Art. *Gebrail.*

Digitized by Google

Michael eingeſetzt. Ob Umtriebe politiſcher Art, oder Hofcabalen u. dergl. die Urſache dieſer neuen Ungnade waren, die den geſchickten, aber vielleicht intriguanten Aezt traf, wiſſen wir nicht. Indeſſen auch von dieſer Ungnade rettete den Gabriel wieder ſeine Geſchicklichkeit und Erfahrung als Aezt. Mamun war im J. 212 gefährlich erkrankt; die von Michael und andern Ärzten angewendeten Mittel blieben fruchtlos, bis man den Gabriel herbeiholte, dem es in drei Tagen gelang, den Khalifen wieder herzuſtellen, der nun aus Dankbarkeit ihm die eingezogenen Güter wieder zurückgab und ihn in ſeine vorige Stellung und Würde wieder einſetzte. Indeſſen ſchon im folgenden Jahre ſtarb Gabriel (213 oder 828 p. Chr.) und ward in dem (chriſtlichen) Kloſter des h. Sergius zu el Medaïn mit allem Pomp feierlichſt begraben. Nicht blos als praktiſchee Arzt hatte Gabriel eine große Bedeutung; auch als Schriftſteller ſoll ee ſich duech mehre, in das Gebiet der Heilkunde einſchlägige, Schriften bekannt gemacht haben, die uns freilich bis jetzt nue nach den Titeln derſelben bekannt ſind. Dahin gehört eine an Mamun in Form eines Briefes gerichtete Schrift über Eſſen und Trinken, alſo wie es ſcheint diätetiſchen Inhalts, dann eine Einleitung in das Studium der Medicin, nach einer Angabe auch eine ähnliche Einleitung in die Logik; eine Schrift über den Beiſchlaf, ein Auszug der Medicin, und eine andere größere Aebeit über die Medicin aus der Claſſe derer, welche Kenacheh (Pandectae) genannt wurden; endlich eine Schrift über den Weihrauch und deſſen Eigenthümlichkeiten. Man führt von ihm den Spruch an, daß vier Dinge das menſchliche Leben abkürzten. 1) Das Einnehmen eines zweiten Mahles, bevor das erſte gehörig verdaut iſt. 2) Nüchtern zu trinken. 3) Alte Frauen zu heirathen; und 4) Frauen im Bade zu ſehen. Vergl. außer dem oben angeführten Jourdain in der Biographie Univers. T. XVI. p. 218. Wüſtenfeld, Geſchichte der arabiſchen Ärzte. (Göttingen 1840.) S. 15 fg. Weil, Geſchichte d. Khalif. II. S. 165 fg.

Sein Sohn Gabeiel (Bachtiſchua Ben Dſchabril) trat nach dem Tode des Vaters in deſſen Stelle als Leibarzt bei dem Khalifen Mamun ein und begleitete denſelben auf ſeinen Feldzügen nach Griechenland. Auch bei den Nachfolgern Mamun's ſoll er in gleichem Anſehen geſtanden haben, bis zum Jahre 244 (858 p. Chr.), in welchem er in das ſüdliche Arabien nach El-Bahrein verwieſen ward, während ſeine Güter eingezogen wurden. Hier ſtaeb er in der Verbannung im J. 256 (876 p. Chr.); ſ. die Nachweiſungen bei Wüſtenfeld a. a. O. S. 17. Ein andeeer Gabriel, welchen Wüſtenfeld für einen Enkel dieſes Gabriel hält, Obeidallah Ben Dſchabril, war der Leibarzt des Khalifen el Motaki, und überreichte dieſem in dem Jahre 330 oder 941 ein von ihm verfaßtes medíciniſches Werk, eine Aet von Compendium der Medicin in 50 Abſchnitten; hortus medicus. Noch berühmter als Arzt und Schriftſteller erſcheint deſſen Sohn Gabriel (Dſchabril Ben Obeidallah), welcher mit dem Sultan Adhaded-Daula, von Schiras nach Bagdad kam und hier an dem von dieſem Fürſten geſtifteten Spital eine Profeſſur der Medicin und Phyſik erhielt. In ſpätern Jahren lebte er zu Majafaretim, wo er auch ſtarb im J. 397 (1006 p. Chr.), als ein Greis von 85 Jahren. Unter ſeinen Schriften, die uns freilich nur nach den einzelnen Titeln bekannt ſind, eeſcheint ein größeres medíciniſches Werk (Pandectae medicinae) in fünf Bänden und ein beſonderer, daraus gemachter Auszug, eine Schrift übee das Blut, über die Augenkrankheiten, über Eephalalgie u. ſ. w.; ſ. die Nachweiſungen bei Wüſtenfeld a. a. O.

II. Gabriel kommt auch mehrfach in der geiechiſch-byzantiniſchen Welt vor; einige dieſes Namens, welche in dee gelehrten Welt durch Scheiften bekannt geworden ſind, werden bei Fabricius (Bibl. Graeca. T. XI. p. 624 sq.) mit den Nachträgen von Haeles (ohne dieſe in der ältern Ausgabe T. V. p. 512) angeführt. Darunter erſcheint Gabeiel, Erzbiſchof von Arta, welcher eine Eeklärung dee Liturgie geſchrieben, die bei Nicol. Comnenus S. 397 citirt wird; Gabriel, Erzbiſchof von Achrida in Macedonien, welcher Briefe geſchrieben, die noch handſcheiftlich vorhanden ſind, ſ. bei *Montfaucon*, Bibl. Mss. p. 898 E; Gabeiel, Metropolit der Pentapolis; er hatte an Symeon, Erzbiſchof von Theſſalonich, 85 Fragen theologiſchen und kirchlichen Inhalts gerichtet, auf welche dieſer eine Antwoet gab, die ſich noch handſchriftlich zu Wien befindet; ſ. bei Lambecius V. S. 452. Von einem Alexandriner Gabriel, Patriarchen der Alexandriniſchen Kopten um 1411 p. Chr., werden Reden und Benedictionen angeführt in des Euſebius-Renaudot Collect. liturgg. orientall. (Paris 1716. 4.) Vol. I. p. 52 mit Renaudot's Noten S. 323 fg.; in den Bibliotheken zu Paris und Oxford findet ſich Einiges von ihm noch handſchriftlich vor; ſ. die Nachweiſungen von Harles zu Fabricius a. a. O.

Ein Mönch Gabeiel wird bei Nicol. Comnenus a. a. O. S. 408 in einem Synaxarium S. Methodii angeführt, iſt aber ſonſt nicht näher bekannt; ebendaſelbſt S. 398 und 399 ein Gabriel Mormoeius, Erzbiſchof von Korinth in einem Nomokanon und in einer Schrift über die Geſtalt dee Kirchen. Ein Gabriel aus Smyrna, Patriarch zu Conſtantinopel, wird in der von Demetrius Peocopius gelieferten Zuſammenſtellung berühmter geiechiſcher Gelehrten ſeines und des früheren Jahrhunderts §. XII (bei *Fabricius* l. c. T. XI. p. 524), als ein in der griechiſchen Speache, wie in der Bibel erfahrener Mann bezeichnet, welcher mit der kirchlichen Literatue ſich vielfach beſchäftigte, daeaus Manches füe das Seelenheil der Chriſten Nützliche ſchöpfte, und ſeiner Gemeinde mit ebenſo viel Eifer wie Liebe über die chriſtlichen Heilswahrheiten belehrte.

Bedeutender und auch bekannter als die bisher genannten erſcheint Gabriel Severus von Monembaſia in Morea, von wo er nach Italien kam, zu Padua ſeine Studien machte, darauf eine Zeit lang zu Candia ein prieſterliches Amt verſah und im J. 1577 Erzbiſchof zu Philadelphia in Lydien ward, zu dieſem Amte eingeweiht duech Jeremias, den Patriaechen von Conſtantinopel. Da er aber in dieſer verlaſſenen Stadt kaum noch geiechiſche Chriſten vorfand und ſich auf dieſe Weiſe ohne alle Wirk-

Digitized by Google

ſamkeit, blos auf den erzbiſchöflichen Titel und die damit verbundene Würde beſchränkt ſah, ſo zog er ſich von da nach Venedig zurück, wo die mit der römiſchen Kirche nicht unirten Griechen ſich bald um ihn ſammelten und in ihm ihren Hirten, wie ihren Vereinigungspunkt fanden; weshalb man ihn gewöhnlich als den Gründer der ſchismatiſchen oder nicht unirten griechiſchen Kirche zu Venedig anſieht. Er trat auch ſtets als Vertheidiger der Lehren ſeiner Kirche wider die lateiniſche Kirche und die von dieſer verſuchte Vereinigung mit der griechiſchen auf; auf dieſen Gegenſtand beziehen ſich auch die verſchiedenen Schriften, welche von dieſem gelehrten und eifrigen griechiſchen Theologen uns zugekommen ſind, und nachdem ſie zu Anfange des 17. Jahrh. von Antonius Pinelius zu Venedig im Druck erſchienen waren, von Rich. Simon in einem mehrfach berichtigten, mit einer lateiniſchen Überſetzung und auch mit umfaſſenden, den kirchlichen Inhalt zunächſt betreffenden Anmerkungen und Erläuterungen ausgeſtatteten Abdruck unter folgendem Titel herausgegeben worden ſind: Fides ecclesiae orientalis seu *Gabrielis Metropolitae* Philadelphiensis Opuscula, nunc primum de Graecis conversa. Cum notis uberioribus, quibus nationum orientalium persuasio maxime de rebus eucharisticis ex libris praesertim manuscriptis vel nondum Latio donatis illustratur. Adversus Claudii Calviniani ritus Carentone ministri responsum ad perpetuitatem fidei ecclesiae catholicae, de iisdem rebus eucharisticis a clarissimo Arnaldo doctore sorbonico defensam. Opera et studio *Richardi Simonis* e congregatione oratorii S. N. Jesu Christi. His accesserunt epistolae duae ad Joannem Morinum, quarum una est Leonis Allatii, Abrahami Echelleensis Maronitae altera. (Parisiis apud Danielem Horthemels, via Citharaea, sub Maecenate. MDCLXXXVI. 4.) [1]).

In dieſer Sammlung finden wir zuerſt die zu Gunſten ſeiner, der griechiſchen Kirche, abgefaßte Vertheidigungsſchrift, welche die beſondere Aufſchrift führt: *τοῦ ταπεινοῦ Μητροπολίτου Φιλαδελφείας Γαβριὴλ καὶ ἐπιτρόπου Πατριαρχικοῦ τοῦ ἐκ Μονεμβασίας τοῦ Σεβήρου κατὰ τῶν λεγόντων τοὺς ὀρθοδόξους τῆς Ἀνατολικῆς ἐκκλησίας υἱοὺς κακῶς τε καὶ παρανόμως ποιεῖν, τῷ τιμᾶν καὶ προσκυνεῖν τὰ ἅγια δῶρα, ἡνίκα ὁ Χερουβικὸς ᾄδεται ὕμνος καὶ ὁ ἱερεὺς φέρων ταῦτα εἰσοδεύει εἰς τὸ ἅγιον βῆμα.* Gabriel ſucht darin wider die Lehre der Lateiner die Griechen zu vertheidigen, hinſichtlich der Ehrerbietung, welche ſie dem Brod und Wein noch vor der Conſecration erweiſen. Der Inhalt dieſer Schutzrede hat früher mehrfach Streitigkeiten hervorgerufen, nachdem der Cardinal Perrone zuerſt auf das in dieſer Schrift, wie in andern Schriften Gabriel's vorkommende Wort *μετουσίωσις*, was ſoviel heiße als transsubstantiatio, hingewieſen, und eine Übereinſtimmung der lateiniſchen und griechiſchen Kirche in dieſem Punkt behauptet hatte; Acudius, Allatius, Arnaldus erſcheinen in dieſem Streit als Gegner des Calviniſten Johann Claudius, wider den auch Richard Simon in der angeführten Ausgabe p. 70 sq. nott. uberr. das Wort ergriff, indem er zugleich nachwies, daß Gabriel jedenfalls nicht denjenigen Griechen beizuzählen iſt, welche ſich der lateiniſchen Kirche und einer Anerkennung der Autorität des Papſtes zuwendeten, ſondern vielmehr gleich Meletius als einer der eifrigſten Vertheidiger der griechiſchen Lehre und Kirche anzuſehen iſt, der daher auch in neugriechiſcher Sprache gegen die Beſchlüſſe des Conciliums zu Florenz aufgetreten war, um damit ſeine Griechen von der beabſichtigten Einigung abzumahnen [2]). Die Sprache, in der Gabriel jene Schutzrede, ſowie auch ſeine übrigen Schriften abgefaßt hat, iſt zwar nicht rein von einzelnen Solöcismen, aber ſie zeigt doch auch vielfach Nachahmung der älteren, beſſeren Schriftſteller und läßt, wie Simon [3]) urtheilt, ſelbſt noch eine größere Reinheit des Ausdrucks erkennen, als man ſie bei einem ſolchen Theologen erwarten ſollte. Die zweite, in der Sammlung von Simon abgedruckte Schrift, *περὶ τῶν μερίδων* (p. 18—22) bezieht ſich ebenfalls auf die Abendmahlsfeier und ſucht gleichfalls die Übung der griechiſchen orthodoxen Kirche zu rechtfertigen [4]). Die dritte Schrift *περὶ τῶν κολύβων* (p. 23—30) verbreitet ſich über die griechiſche Sitte der Darbringung der Kolyba [5]) an den Feſten der Heiligen und zum Gedächtniß der in Chriſto Entſchlafenen, mit der Beziehung oder vielmehr Deutung auf die Wiederauferſtehung. Auf die Lehre der griechiſchen Kirche von den ſieben Sacramenten, insbeſondere auf das Sacrament der Euchariſtie beziehen ſich die beiden folgenden, von Simon herausgegebenen, Stücke: *συνταγμάτιον περὶ τῶν ἁγίων μυστηρίων* p. 32 sq., worin von den Sacramenten im Allgemeinen gehandelt wird, und *περὶ τοῦ μυστηρίου τῆς θείας λειτουργίας* p. 56 sq., theilweiſe hatte ſchon früher J. Morinus Einiges davon, was zunächſt die Beichte und die Prieſterweihe betrifft, in ſeiner Schrift: De sacramenti poenitentiae administratione (Paris. 1651.) p. 662 sq. und De sacris ecclesiae ordinatt. (Paris. 1655. fol.) p. 201 sq., aufgenommen. Übrigens verband Gabriel mit allen dieſen Schriften den Zweck, die Lehre der griechiſchen Kirche zu vertheidigen, was ihm auch Simon, ſein Herausgeber und eifriger Anhänger der lateiniſchen Kirche, übel nimmt, wie er denn den Gabriel als einen der gegen die lateiniſche Kirche am feindſeligſten geſinnten Griechen bezeichnet (quod ille Schismaticorum partibus semper addictissimus fuerit studioque et amicitia cum infensissimis ecclesiae Romanae hostibus conjunctissimus p. 31). Ebendeshalb unterzog ſich auch Simon der Mühe einer kürzeren und überſichtlichen Zuſammenſtellung deſſen, was das Weſentliche der Lehre und des

1) Einen näheren Bericht über den Inhalt und Beſtand dieſer [illegible] ſ. in Acta eruditorum. (Lips. 1688.) p. 132 sq.

2) Dahin gehören auch die Schriften von Simon: La créance de l'Eglise orientale sur la Transsubstantiation avec une response aux nouvelles objections de Mr. *Smith* (Paris 1687. 12.) und Histoire critique de la créance et des coûtumes des nations du Levant. (Francf. 1684. 12.) 3) ſ. die Annotanda, Emendata et Emendanda nonnulla, vor dem Abdruck des griechiſchen Textes. 4) Vergl. Simon in den Nott. uberr. p. 247 sq. 5) Vergl. über die Bedeutung der Kolyba Simon a. a. O. S. 255.

Digitized by Google

Inhalts, wie er aus dieſer Schrift Gabriel's ſich herausſtellt, bildet; ſ. nott. uberr. p. 267 sq. Unter den von J. Lamius (Delicc. eruditt. [Florent. 1740.] p. 24 sq.) herausgegebenen Briefen des Maximus Margunius befinden ſich mehre an dieſen Gabriel gerichtete, und auch einer von Gabriel an Maximus Margunius (p. 52 sq.). Auch mit Martin Cruſius ſtand er in einem Briefwechſel; es hatte dieſer an Gabriel im J. 1580 ſich brieflich gewendet. Übrigens ſcheint Gabriel, wenn wir die lobenden, ſelbſt in Verſe gebrachten Ausſprüche ſeiner griechiſchen Zeitgenoſſen, wie ſie Simon a. a. O. unter der Aufſchrift Testimonia de Gabriele Severo zuſammengeſtellt hat, durchgehen, immerhin bei ſeinen Glaubensgenoſſen in großem Anſehen geſtanden zu haben und als eine Autorität von ihnen angeſehen worden zu ſein. Im Übrigen ſ. *Fabricii* Bibl. Graec. T. XI. p. 625 sq. ed. *Harles*.

Gabriel Sionita, ein geborener Maronit aus Ebden, einem Dorfe an dem Berge Libanon, ward als ein Kind von ſieben Jahren nach Rom gebracht, wo er in dem dortigen Collegium der Maroniten eine gelehrte Bildung erhielt, dann dem Studium der Theologie ſich zuwandte, auch die prieſterlichen Weihen erhielt. Indeſſen ſollte Rom nicht der Schauplatz ſeiner gelehrten Thätigkeit werden; das zu Paris in dem erſten Decennium des 17. Jahrh. insbeſondere durch den Cardinal Perrone angeregte Unternehmen einer Polyglottenbibel, wobei es beſonders auf eine beſſere ſyriſche und arabiſche Überſetzung, ſowie die von beiden zu gebende entſprechende lateiniſche abgeſehen war, gab die Veranlaſſung, daß Gabriel ſeinen bleibenden Wohnſitz fortan in Paris nahm, das er auch nachher, einzelne Ausflüge u. dergl. abgerechnet, bis zu ſeinem Tode nicht mehr verlaſſen zu haben ſcheint[6]). J. A. Thuanus, der königliche Bibliothekar zu Paris, welcher für dieſes Unternehmen ſich lebhaft intereſſirte, hatte an den Geſandten des Königs von Frankreich zu Rom, Savary de Brèves, ſich mit der Bitte gewendet, von Rom aus zu dieſem Unternehmen zwei gelehrte Maroniten mit nach Paris zu bringen. Er wählte dazu den ihm durch andere Arbeiten, insbeſondere Überſetzungen aus dem Arabiſchen ſchon bekannt gewordenen Gabriel Sionita und Johannes Hesronita aus, welche alsbald die Reiſe antraten und gegen Ende des Jahres 1614 auch zu Paris anlangten, wo ſie von Seiten des Thuanus und auch bei andern Gelehrten die freundlichſte Aufnahme fanden[7]). Durch des Thuanus Verwendung ward Gabriel zum Profeſſor der ſyriſchen und arabiſchen Sprache an der pariſer Univerſität ernannt, und ihm auch in Folge dieſer königlichen Ernennung vom 4. Jan. 1615 ein entſprechender Gehalt, der im J. 1619 1200 Livres betrug, verwilligt. Indeſſen verzog ſich, durch den 1617 erfolgten Tod des Cardinal Perrone, dem im folgenden Jahre auch Thuanus (de Thou) in die Ewigkeit nachfolgte, die Ausführung, zumal da Savary de Brèves zunächſt nur die Herausgabe der arabiſchen Bibelüberſetzung betrieb und dazu beſonders den Gabriel zu benutzen ſuchte, wie denn auch das Erſcheinen einer ſolchen Ausgabe nebſt der entſprechenden lateiniſchen Überſetzung angekündigt war. Gabriel und ſein maronitiſcher College wandten ſich nun an die zu Blois im J. 1619 zu einer Synode verſammelte hohe Geiſtlichkeit und baten um Unterſtützung ihres Unternehmens, indem ſie ihre Arbeit der Herausgabe des arabiſchen Textes ſammt der lateiniſchen Überſetzung beendet, und darum auch nun die Publication dieſer Arbeit ins Werk geſetzt zu ſehen wünſchten. Mit aller Bereitwilligkeit ging die hohe Verſammlung auf dieſe Bitte ein, verwilligte auch zur Ausführung eine Summe von 8000 Livres, wenn die Arbeit der gelehrten Maroniten von der aus ihrer Mitte erwählten Commiſſion mehrer hohen Würdenträger der Kirche, einigen Erzbiſchöfen und Biſchöfen, durchgeſehen worden. Indeſſen das Geld erhielt eine andere Verwendung zum großen Leidweſen des Gabriel, der ſich darüber in einer ſolchen Weiſe ausläßt, daß man glauben ſollte, es möchten hier Unterſchleife verſchiedener Art ſtattgefunden haben[8]). So ruhte das Unternehmen, bis Michael Le Jay ſich der Sache annahm und durch den berühmten Drucker Anton Vitré das Werk zur Ausführung bringen ließ, das mit dem Jahre 1628 begonnen, freilich erſt mit dem Jahre 1645, in welchem der neunte und letzte Band des Ganzen erſchien[9]), ſein Ende erreichte. Einen Hauptantheil an dieſer Verzögerung trugen die unter Michael le Jay und Gabriel ausgebrochenen Streitigkeiten, deren Grund in der Bequemlichkeit Gabriel's[10]) und in der erſtaunlichen Langſamkeit ſeiner für die Herausgabe des Ganzen nöthigen Arbeiten von Seiten Le Jay's geſucht ward, während auf der andern Seite Gabriel ſich mit dem Umfang, der Ausdehnung und Schwierigkeit der Arbeit entſchuldigt, und ebenſo Beſchwerden über den Verzug von Seiten des Druckers anführt. Wie dem auch ſei, Le Jay[11]) ließ im J. 1637, als die von Gabriel zu liefernde Arbeit ſich immer mehr hinausſchob

6) Über das Folgende ſ. beſonders die Abhandlung von *Le Long*, De bibliis Polyglottis Parisiensibus Historica Dissertatio in deſſen Bibliotheca sacra etc. nach der Ausgabe von A. G. Maſch, und mit deſſen Zuſätzen und Erweiterungen. (Halle 1778. 4.) P. I. p. 350 sq. 7) So erzählen Gabriel und Johannes ſelbſt in dem der Geographia Nubiensis vorhergehenden Dedicationsſchreiben an den Biſchof von Liſieux.

8) Er ſagt in der Vorrede zur Ausgabe des ſyriſchen Pſalter im J. 1625 darüber unter Anderem: „nisi pecunias ab iis in Comitiis Blesensibus anno 1619 huic operi moliendo attributas quidam avertissent inque alios et forsitan in suos usus convertissent.“ 9) Der Titel lautet: Biblia Hebraica, Samaritana, Chaldaica, Graeca, Syriaca, Latina, Arabica. Quibus textus originales totius scripturae sacrae, quorum pars in editione Complutensi, deinde in Antwerpiensi regiis sumtibus exstat, nunc integri ex manuscriptis toto fere orbe quaesitis exemplaribus exhibentur. Lutetiae Parisiorum excudebat *Antonius Vitré*, regis, reginae regentis et cleri Gallicani typographus. Anno MDCXLV. fol. max. Die erſte Abtheilung von V Tomm. oder VI Voll. iſt Abdruck der antwerpener Polyglotte. Erſt in der zweiten Abtheilung des Ganzen (T. VII sq.) kommen die ſyriſchen Texte und die Arbeiten Gabriel's. 10) Le Long a. a. O. T. XII. S. 363 ſagt darüber: „hic Maronita erat animo nimium remisso ac inerti, epulationibus magis quam labori dedito etc.“ 11) Le Long a. a. O. bemerkt: „Hoc quidem consilium (Jayus) prae nimio et affectato torpore ac summa desidia Maronitae hujus usque defessus videtur iniisse.“

und der Druck des Ganzen aufgehalten ward, den gelehrten Maroniten auf gerichtlichem Wege inſinuiren, daß er nicht länger mehr warten und den Druck aufhalten könne, mit dem er daher jetzt fortfahren werde, zu welchem Zweck er einen andern gelehrten Maroniten, Abraham Echellenſis von Rom, wo er ſyriſch und arabiſch lehrte, nach Paris berufen [12]) habe. Gabriel verlangte eine namhafte Summe — an 30,000 Livres — als Entſchädigung für ſeine Arbeiten, und als der Streit kein Ende nahm, erwirkte Le Jay von dem Cardinal Richelieu einen Verhaftbefehl wider Gabriel, der auch wirklich im Januar 1640 zu Vincennes eingekerkert ward. Seine Papiere wurden weggenommen und ſeine für die Polyglotte gemachten Arbeiten dem Drucker Anton Vitré übergeben, welcher unter Leitung des erwähnten Abraham den Druck derſelben zu veranſtalten beſchloſſen hatte. Am 12. Juli deſſelben Jahres erhielt Gabriel ſeine Freiheit wieder; Abraham, der von Rom nach Paris gekommen war, unternahm die Durchſicht der von Gabriel beſorgten ſyriſchen und arabiſchen Texte ſammt deren Überſetzungen, und fand ſich ganz befriedigt; auch übergab er an Le Jay die noch nicht von Gabriel gelieferten Bücher, über welche jedoch dieſer ein ſehr ungünſtiges Urtheil fällt. Abraham ſuchte, wie er verſichert, auf alle Weiſe die gereizte Empfindlichkeit des Gabriel zu beſchwichtigen, er ſprach ſeinen vollkommenen Beifall und ſeine Zufriedenheit mit dem, was Gabriel geleiſtet, aus, und kehrte noch im J. 1641 nach Rom zurück, um dieſen Streitigkeiten, in die auch andere Gelehrte, die theils für, theils gegen Gabriel Partei ergriffen, hineingezogen worden waren, zu entgehen. Gabriel hatte ſich inzwiſchen, nachdem er aus dem Gefängniſſe entlaſſen worden war, gegen Le Jay verbindlich gemacht, die ganze Überſetzung der ſyriſchen und arabiſchen Bibel zu liefern; er arbeitete auch daran fortwährend bis zu der Beendigung des Ganzen mit dem Jahre 1645; ſein Tod erfolgte bald darauf, im J. 1648, in einem Alter von 71 Jahren. Seine Leiſtungen für die Polyglotte, ſowie ſie jetzt nach dem, was gedruckt vorliegt, ſich bemeſſen laſſen, beſtehen theils in der Reviſion, theils in der Correctur faſt aller arabiſchen und ſyriſchen Texte, welche in dieſer Bibel ſich befinden, dann in der von ihm gemachten lateiniſchen Überſetzung dieſer arabiſchen Texte, wovon jedoch die der vier Evangelien auszunehmen iſt, die nur von Gabriel nach der frühern Überſetzung des Johann Baptiſta Raymundus noch einmal durchgeſehen worden iſt; ebenſo auch die Überſetzung des Buches Ruth, welche der oben genannte Abraham Echellenſis lieferte. Auch die lateiniſche Überſetzung des ſyriſchen Textes des alten Teſtaments hat Gabriel geliefert; auszunehmen ſind auch hier das Buch Ruth, das Buch Eſther und einige andere der Apokryphen. Was den Charakter dieſer Leiſtungen betrifft, ſo ſcheint es, daß die darüber uns vorliegenden Urtheile der Zeitgenoſſen mit unter dem Einfluß jener Streitigkeiten entſtanden ſind, in welchen die Gelehrten jener Zeit Partei für oder gegen den Sioniten genommen hatten. So erhebt Flavigny [13]) die Leiſtungen deſſelben ungemein, wie er denn auch von der Perſon des Mannes mit der größeſten Hochachtung ſpricht („quem omnes eruditi" ſagt er, „non solum colere ac venerari sed etiam suspicere ac mirari debent"): er rühmt ebenſo ſehr die Behandlung des Textes, wie die auf den Druck ſelbſt verwendete Sorgfalt, von dem er gradezu ſagt: „nihil esse cultius, nihil elegantius, nihil elaboratius." Ebenſo hebt er die Treue und Genauigkeit der lateiniſchen Überſetzung hervor, wobei er ſich zu Gunſten Gabriel's in folgender Weiſe ausſpricht: Latinas etiam versiones (videbis) vere Latinas et ita fideles et accuratas, ut omnino mirum sit et seculis omnibus inauditum, tantum ac tam eximium virum post tot ac tantos labores strenue ac generose exantlatos, in grati animi testificationem aut honorariam mercedem nihil aliud consecutum fuisse quam probra, contumelias, dicteria." Indeſſen ſcheint dieſes Urtheil doch immerhin etwas übertrieben und durch perſönliches Wohlwollen beſtimmt, da Gabriel, auch abgeſehen von ſeiner Trägheit und Bequemlichkeit im Arbeiten, die ſich nicht wohl wegleugnen läßt, in manchem keineswegs allen Foderungen entſprochen hat, die man an einen Herausgeber ſolcher Texte, ſowie an einen Überſetzer derſelben ſtellen kann; ohnehin ſoll Gabriel in der hebräiſchen Sprache nicht ſo bewandert geweſen ſein und in der lateiniſchen ebenſo wenig ſich ausgezeichnet haben. Auch ſind von andern, ſpätern Gelehrten manche Fehler des Textes, wie des Druckers in den von Gabriel beſorgten Texten nachgewieſen worden, was jedenfalls unſer Urtheil über die Leiſtungen Gabriel's mäßigen und in gebührende Schranken ſtellen muß, zumal wenn die von ſeinem Gegner, dem Buchdrucker Vitré, angeführten Äußerungen Grund haben, wornach Gabriel allerdings die Annehmlichkeiten der Welt und eines bequemen, genußreichen Lebens den Mühen und Beſchwerden einer ſtreng gelehrten Thätigkeit vorgezogen. Übrigens hat Gabriel ſeine Vertheidigung wider die in dieſem Streit erhobenen Anſchuldigungen ſelbſt in drei kleinen, im Laufe der Jahre 1640—1642 erſchienenen Schriften geführt: 1) **Factum de Gabriel Sionite contre maître Michel le Jay, avocat.** 2) **Apostille au libelle diffamatoire, sous le nom du nommé Vitré imprimeur, intitulé Preuves littérales etc.** 3) **Discours servant de réponse au libelle diffamatoire intitulé Preuves littérales etc.**

Außer der Theilnahme an der Polyglottenbibel liegen aber noch einige andere gelehrte Arbeiten Gabriel's vor, an denen übrigens auch der oben genannte, mit ihm von Rom nach Paris gekommene Maronite Johann Hesronita Antheil hatte. Es gehören dahin zunächſt die drei folgenden, in die erſte Zeit ihrer gelehrten Thätigkeit und ihres Aufenthalts zu Paris fallenden Publicationen: **Liber Psalmorum Davidis ex arabico idiomate in Latinum translatus, Romae 1614.** Die arabiſche Überſetzung war nach einer ſyriſchen Verſion gemacht, die lateiniſche Überſetzung hatte Gabriel zugleich mit Victor Scialec gefertigt; das Ganze war aus der durch die Bemühungen Savary's de Brèves zu Rom errichteten orientaliſchen Druckerei hervorgegangen; einige beſondere Abdrücke des arabiſchen

12) ſ. das Nähere bei Le Long a. a. O. S. 364 fg. 13) ſ. das Nähere ebendaſelbſt S. 370 fg.

Digitized by Google

Textes wurden, wahrſcheinlich zur Verſendung und Verbreitung in den Orient davon gemacht. Aus derſelben, dann nach Paris verpflanzten Druckerei ging im J. 1616 folgendes Werk in Quart hervor: Grammatica Arabica Maronitarum in libros quinque divisa; ebenfalls von Gabriel in Gemeinſchaft mit Johann Hesronita unternommen und dem Cardinal Perrone, ſowie dem J. A. Thuanus, als Zeichen der Erkenntlichkeit dedicirt, aber nur im erſten Buche, das kaum mehr als die Vorſchriften zum Leſen enthält, ausgeführt. Im J. 1619 gaben beide, ebenfalls in Quart, die lateiniſche Überſetzung des Auszugs aus dem geographiſchen Werke des Edriſi heraus, welcher zu Rom 1592 und 1597. 4. unter dem Titel Geographia Nubensis s. Liber oblectationis desiderantis in perlustrandis terminis et tractibus et provinciis et insulis et urbibus et plagis mundi in dem arabiſchen Texte zum erſten Male bekannt geworden war; als Anhang ward dieſer lateiniſchen Überſetzung, welche dem Biſchof von Liſieux, Guillaume Du Vais, gewidmet iſt, noch beigefügt eine andere Abhandlung geographiſchen Inhalts: De nonnullis orientalium urbibus nec non indigenarum religione ac moribus, ebenfalls mit Benutzung arabiſcher Quellen; es iſt dieſe Abhandlung ſpäter auch der Arabia von Bläu zu Amſterdam 1635 beigefügt worden. An dieſe Arbeiten reihen ſich noch drei kleinere, welche, ſoweit man weiß, von Gabriel allein beſorgt worden ſind; Liber Psalmorum ex idiomate Syro in Latinum translatus (Paris. 1625. 4.); ferner: Veteris philosophi Syri de sapientia divina, poema aenigmaticum und Testamentum et Pactiones inter Mohammedem et christianae fidei cultores. (Paris. 1634. 4.) Zwei Briefe Gabriel's an Nihuſius über einige Gebräuche der Maroniten finden ſich in des Leo Allatius Σύμμικτα (Amſterdam 1603), in der erſten Abtheilung S. 295—302 abgedruckt. (*Baehr.*)

GABRIEL (de Saint), vom Orden der Feuillanten, lebte im 17. Jahrh. und iſt blos unter den franzöſiſchen Schriftſtellern wegen Abfaſſung eines wenig bekannt gewordenen Werkes namhaft gemacht worden, das unter dem Titel: Carte généalogique, chronologique et historique de la posterité de Saint-Louis Roy de France, zu Paris 1667 erſchien *). (*B. Röse.*)

GABRIEL (Paulus Joseph), wurde zu Amſterdam im J. 1785 geboren. Sein Vater, ein Ornamentſchneider aus Lüttich gebürtig, der ſich aber in Amſterdam niedergelaſſen hatte, gab ihm den erſten Unterricht im Zeichnen. In ſeinem 20. Jahre ging er zu weiterer Ausbildung, namentlich in der Miniaturmalerei, der er ſich widmen wollte, nach Paris, kehrte jedoch ſchon nach zwei Jahren zurück. Sein natürlicher Beruf für die Bildhauerkunſt zeigte ſich zuerſt, als er, nach ſeiner Rückkhr ins väterliche Haus, den Verſuch wagte, eine Arbeit ſeines Vaters, an deren Vollendung dieſer durch Krankheit verhindert war, auszuführen. Von dieſem Augenblicke an widmete er ſich ausſchließlich der Bildhauerkunſt. Im J. 1809 ging er auf Koſten des Königs Louis Napoleon nach Paris und ſtudirte dort unter Leitung von Pierre Cartellier; gewann dort für einen Herkules den Preis des Institut de France und begab ſich nach zweijährigem Aufenthalte nach Italien. Im J. 1813 nach Amſterdam zurückgekehrt, wurde er ſehr bald an die Stelle des verſtorbenen C. Welmeer zum Stadtbildhauer befördert. Er ſtarb am 31. Dec. 1833. Seine Arbeiten ſind ſehr zahlreich, namentlich fertigte er eine große Anzahl Büſten, von denen ſich unter anderen die von P. C. Hooft, Huygens, Boerhaave, de Groot und Rubens in der Bibliothek des Nederlandsch Instituut befinden. Arbeiten von größerem Umfange ſind die Grabmonumente von J. Meerman in der St. Peterskirche in Leyden und von Kinsbergen in der Neuen Kirche in Amſterdam, ſowie die Reiterſtatue von König Willem I. (*H. Weber.*)

GABRIELAHÜTTEN, ein zur Herrſchaft Rothenhaus gehöriges Dorf im ſaazer Kreiſe Böhmens, hoch im Erzgebirge, am Töltſchbache gelegen, nach Kalich (Biſthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 17 Häuſern, 283 teutſchen Einwohnern, die größtentheils Werkleute ſind; einem obrigkeitlichen Eiſenhammer- und einem Blech-Walzwerke, zwei Wirthshäuſern, einer Mühle mit einer Bretſäge und einem Jägerhauſe. Das Dorf wurde im J. 1778 gleichzeitig mit dem Eiſenwerke angelegt. (*G. F. Schreiner.*)

GABRIEL DE CHINON, franzöſiſcher Capuciner und Miſſionair, deſſen Geburtsjahr unbekannt iſt, trat nach Beendigung ſeiner theologiſchen Studien in den Capucinerorden und begab ſich um das J. 1640 auf Befehl ſeiner Obern nach Perſien, um daſelbſt für die Ausbreitung des katholiſchen Glaubens zu wirken. Er lebte über 20 Jahre zu Isfahan, wo er durch ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit, ſeine Klugheit und Frömmigkeit, ſowie durch die Geläufigkeit, womit er die armeniſche, perſiſche, türkiſche und andere orientaliſche Sprachen ſprach, ſich allgemeine Achtung erwarb, wenn auch ſein Bekehrungseifer bei den Großen und Vornehmen des Landes ohne Erfolg blieb und nur Leute aus den unteren Schichten des Volkes ſich durch ſeine Predigten zur Änderung ihres Religionsbekenntniſſes bewegen ließen. So vorſichtig, klug und mild er aber auch auftrat, ſo wenig er ſich auch öffentlich in religiöſe Streitigkeiten mit ſeinen wachſamen Gegnern, den armeniſchen Geiſtlichen, einließ, ſo brachten es dieſe, beſonders die Prälaten von Dſchulfa, der Vorſtadt von Isfahan, welche über ſeinen ſtets zunehmenden Einfluß ärgerlich waren, allmälig dahin, daß er Isfahan verlaſſen mußte, wenn er die von ihm Bekehrten nicht Beleidigungen und ſogar Verfolgungen ausſetzen wollte. Er begab ſich von Isfahan nach Tebris, wo er eine ſehr wohlwollende Aufnahme fand und ſich durch ſeine Kenntniſſe, beſonders in der Mathematik, bei dem Statthalter, einem Freunde der Wiſſenſchaften, in große Gunſt ſetzte. Die Rückſichten dieſes duldſamen Mannes gegen den Mönch erſtreckten ſich ſogar ſo weit, daß er ihn ein Capucinerkloſter in Tebris gründen und Miſſionen in den Gebirgen von Kiurdiſtan und zu Tiflis einrichten ließ. Das Bekehrungsgeſchäft hatte aber den erwünſchten Fortgang keineswegs und die angeſehenen Leute in Tiflis, mit denen

*) Vergl. *Reughem*, La France sçavante (Amsterd. 1683. 12.) p. 44.

Digitized by Google

der Capuciner in nähere Berührung kam, glaubten ſogar, er würde ſich noch zu ihrer Meinung bekehren und dem chriſtlichen Glauben entſagen, wenn er längere Zeit unter ihnen lebe. Gabriel war deshalb ſehr zufrieden, als ihm der Superior der indiſchen Miſſionen im J. 1670 einen andern Wirkungskreis anwies und ihn nach Malabar ſchickte, wo er in der Stadt Tellicherry ſeinen Sitz nahm. Die hier und in der Umgegend wohnenden Europäer empfingen den guten Pater mit großem Jubel; ihre Freude dauerte aber nur kurze Zeit, denn ſchon nach wenigen Monaten erkrankte er ſo heftig an der Ruhr, daß ſeine Kräfte in einigen Tagen gänzlich dahinſchwanden und er am 27. Juni 1670 ſtarb. Sein Tod erregte nicht nur unter den Chriſten, ſondern auch unter allen Andersgläubigen, die ihn kannten, aufrichtige Trauer. Während ſeines Aufenthaltes in Perſien hatte er ſeine Beobachtungen über das Land und ſeine Bewohner niedergeſchrieben; die Handſchrift wurde nach ſeinem Hinſcheiden dem apoſtoliſchen Protonotar und franzöſiſchen Conſul in Syrien, Picquet, übergeben, und dieſer ſtellte ſie dem bekannten Gelehrten Moreri zu, der ſie unter dem Titel: Relations nouvelles du Levant, ou Traités de la religion, du gouvernement et des coutumes des Perses, des Arméniens et des Gaures, avec une description particulière de l'établissement et des progrès qui y font (sic!) les missionaires, et diverses disputes qu'ils ont eues avec les Orientaux (Lyon 1671. 12.), herausgab. Sie enthalten manches Brauchbare, beſtehen jedoch größtentheils aus unfruchtbarem Gerede über religiöſe Streitfragen, wobei der Scharfſinn des Verfaſſers nicht einmal in ſehr glänzendem Lichte erſcheint *). (*Ph. H. Külb.*)

GABRIELI (Gasparo), aus einer vornehmen paduaniſchen Familie ſtammend, prakticirte als Arzt in Ferrara und dann in ſeiner Vaterſtadt Padua. Zwei Abhandlungen (In quaestionem Hieronymi Boniperti Novariensis de materiae imminutione in principio morbi, und Explicatio de totius evacuandae materiae ratione [Patav. 1550. 4.]) verſchafften ihm in der mediciniſchen Welt einen gewiſſen Ruf. Da er auch zugleich Dichter und Philoſoph war, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ihm mehrmals akademiſche Lehrſtühle angeboten wurden. Er blieb jedoch in ſeiner Vaterſtadt Padua, wo er am 30. Juli 1553 in einem Alter von 59 Jahren ſtarb. (*F. W. Theile.*)

GABRIELI, der Name zweier der bedeutendſten Tonſetzer des 16. und 17. Jahrh., einer altpatriciſchen Familie Venedigs, den Gabrielli — früher Cavobelli genannt — angehörig, die vielleicht durch Misheirath ihres Standes verluſtig gegangen und in den Nachkommen ſich bürgerlichem Erwerbe und Kunſtbetriebe zugewandt hat. — Der ältere dieſer Tonkünſtler, Andrea Gabrieli, auch nach dem Stadttheile, wo er geboren, de Canareio (von Baini di Canareggio) genannt, war gegen 1520 geboren, ein Schüler des Niederländers Adrian Willaert aus Brügge, der am 12. Dec. 1527 Chordirector an St. Marcus in Venedig wurde. Er, ein Schüler von Jean Mouton, der wiederum Schüler des gewandteſten aller niederländiſchen Contrapunktiſten, des Joſquin de Près, war, verpflanzte die Kunſtfertigkeit jener Schule nach Venedig, wo unter ſeinen Schülern Cyprian de Rore, der beſonders als Theoretiker berühmte Giuſeppe Zarlino und unſer Andrea hervortreten. Jene beiden wurden Gehilfen ihrers Lehrers am Chor der Marcuskirche, Andrea wurde am 30. Sept. 1556 Organiſt an der zweiten Orgel daſelbſt, der Nachfolger und Amtsgenoſſe bedeutender Männer, im Orgelamte der unmittelbare Nachfolger des Annibale di Padova. Schon dieſe Stellung, ebenſo das Urtheil der Zeitgenoſſen und Nachfolger bezeichnete ſeinen Werth; Alberici nennt ihn im Verzeichniſſe berühmter veneziſcher Autoren einen uomo di gran valore e molto stimato e massimo nella musica. In jenem Amte blieb Andrea 30 Jahre lang, zuerſt in Gemeinſchaft mit Girolamo Paraboſco (1551) und Claudio Merulo da Correggio (1557), dann mit ſeinem Neffen und Schüler, Giovanni (im venetianiſchen Dialekte: Zuani) Gabrieli (1584), bis an ſeinen Tod im J. 1586, in welchem am 30. Dec. Vicenzo Bell (Bell'avere) ſein Amtsnachfolger an der zweiten Orgel wurde.

Wie bald Andreas als Tonſetzer zu höherem Anſehen gelangt, ſteht nicht feſt. Im J. 1574 finden wir ihn unter den Tonſetzern in erſter Reihe. Als die Republik in dieſem Jahre Heinrich's III. Ankunft feſtlich beging, der aus ſeinem Reiche Polen heimlich entflohen war, um die Krone Frankreichs zu erlangen, wurde unter allem andern Gepränge auch die Muſik aufgeboten, den Flüchtling von einem Throne zum andern zu verherrlichen. Nach dem Palaſte Foscari hin, von deſſen Altan Heinrich den großen Kanal mit ſeinen erleuchteten Palaſtufern, St. Marcus und den Rialto überſchaute, ſchwamm, von verborgenen Nachen bewegt, unter dem Gewimmel zahlloſer Gondeln eine offene Säulenhalle daher, von welcher Preisgeſänge emporſchallten. Zwei derſelben hatte Andreas componirt, beide doppelchörig, einen zu zwölf, den andern zu acht Stimmen. Beide ſind 1587 bei Gardano zu Venedig, dann 1588 in der Sammlung Gemma musicalis, die in Nürnberg erſchien, gedruckt worden. Ungewiß iſt, ob der Meiſter auch ſchon drei Jahre zuvor (1571) zur Feier der Seeſchlacht von Lepanto mitgewirkt. Man kann es vermuthen, da er damals ſchon in hohem Anſehen geſtanden haben muß; doch iſt weder ſein Name, noch der eines andern Tonſetzers, die bei den ausgedehnten Feſtlichkeiten ſich bethätigt haben, aufbewahrt worden. Von ſonſtigen Compoſitionen des Meiſters ſind Motetti a 5 voci (Venedig 1565.), Madrigali a 5 (Venedig 1572.), Madrigali a 5 et 6 v. cum Dialogo 8 vocum (Nürnberg 1572.), Madrigale zu drei Stimmen (Venedig und Nürnberg 1575.), Cantionum eccl. (sacrarum) Lib. I und II, zu 4 und zu 6—16 Stimmen (Venedig 1576, 1578.), Psalmi poenitentiales 6 vocum cum instr. (Venedig 1583.), Madrigali a 6 voc. (Venedig 1585.), Madrigali et Ricercari a 4 voc. (Venedig 1587.), Cantiones 6—19 voc. (lateiniſche und italieniſche Texte, Venedig und Nürnberg 1587.), Ecclesiasticae Cantiones 4 voc. (Venedig 1589.) anzuführen. Außerdem gab

*) Vergl. Biographie universelle. Tom. XVI. p. 220.

Digitized by Google

der Neffe des Meiſters nach deſſen Tode noch Concerti di *Andrea* e di *Giov. Gabrieli*, ..., continenti Musica di Chiesa, Madrigali et altro, per voci e stromenti musicali a 6, 7, 8, 10, 12 et 16 bei Gardano in Venedig 1587 neu (Novamente) heraus, eine Sammlung, die 67 Compoſitionen des Andreas enthält.

Dieſe ausgebreitete Bethätigung zeugt ſchon von der Wirkſamkeit und dem Einfluſſe, den der Meiſter auf ſeine Zeit geäußert. Dieſe Wirkſamkeit, — wie ſie ſich an der Lehre der niederländiſchen Schule und ohne Zweifel dem Vorbilde jener Läuterung und Erhebung der römiſchen Muſik erhoben hatte, die ſich an den Namen Paleſtrina knüpft, ohne ihm ausſchließlich anzugehören: ſie griff bedeutend hinüber in die Befruchtung und Geſtaltung des teutſchen Muſikweſens, ſchon durch die engen, an den Handelsoertrieb mit Augsburg und Nürnberg geknüpften Beziehungen Venedigs mit Teutſchland, dann aber durch Hans Leo Haßler's Wirken, der ein Schüler des Andreas war, und durch den andern Schüler deſſelben, den Johannes Gabrieli, der die Kunſt und den Einfluß des Oheims geerbt und erweitert hatte. Fragt man nun genauer nach dem eigenthümlichen Gehalte dieſer Compoſitionen, ſo iſt es allerdings nicht ſo leicht, denſelben mit Unterſcheidung von gleichzeitigen Werken anzugeben, nicht blos, weil die beiderſeitigen Werke noch nicht zahlreich genug vorliegen, ſondern beſonders darum, weil in jener Periode die ohnehin ſo flüſſige Kunſt der Töne noch allzu weit abſtand von der Fülle und Bewältigung ihrer Ausdrucksmittel, als daß ſich die Eigenthümlichkeit des einzelnen Künſtlers in ihr deſtimmt und deutlich hätte ausprägen können. Dies wurde erſt da möglich, wo einmal das Feld künſtleriſcher Bethätigung weit genug erſchloſſen war, um ſchon in der Wahl und Auffaſſung charakteriſtiſcher Aufgaben den Charakter des Künſtlers hervortreten zu laſſen. Ob ein Künſtler ſich der eigentlichen Kirchenmuſik und hier der katholiſchen Weihe oder der evangeliſchen Schrifttreue, — ob er ſich dem Oratorium, der Oper u. ſ. w. widmete, welche Gegenſtände ihn anzogen, welche Idee er in ihnen ſchaute: das wurde für ſpätere Künſtler bezeichnend, konnte es aber nicht in einer Zeit ſein, die faſt kein Werk von Bedeutung und Gedankenfülle (in der Muſik) hervorbrachte, als in der Form der Kirchenmuſik. Sodann wurde chaeakteriſtiſches Wirken in der Muſik erſt da entſchieden möglich und kenntlich, als die freie Bethätigung der Kunſt zu mannichfaltigen und feſt ausgeprägten Formen in derſelben gelangen ließ; denn die Kunſtformen, dieſe angewandte Logik der Kunſt, machen erſt die Aus- und Durchführung einer Idee möglich, während ohne ſie Alles vereinzelter Einfall, auftauchender und wieder dahingeſchwundener Gefühlsmoment bleibt. Wenn nun, in Übereinſtimmung mit den Zeitgenoſſen, dem Andreas von ſeinem Neffen ein weit beſtimmteres Lob beigelegt wird, als obige Betrachtung erwarten läßt: ſo folgt daraus noch keineswegs Unwahrhaftigkeit des Urtheils, oder Unrichtigkeit jener allgemeinen Erwägung. Wir müſſen nur in Anſchlag bringen, daß der Urtheilende ſelbſt jener Zeit angehörte, mithin ebenſo weit von der Kenntniß feſt ausgeprägter und charakteriſirender Formen und Aufgaben entfernt war, als ſein bewunderter Oheim. Johannes ſagt von dieſem in der Zueignungsſchrift ſeiner Ausgabe der Concerti di Andrea e di Giov. Gabrieli, an Jacob Fugger, den Freund des Verſtorbenen: „Wäre Andreas Gabrieli nicht mein Oheim geweſen, ſo dürfte ich ohne Furcht vor Tadel kühn behaupten, daß, wie es im Ganzen wenig ausgezeichnete Malee und Bildhauer neben einander gegeben, auch wenig Tonmeiſter und Orgelſpieler gelebt haben, die ihm gleich kämen. Da ich aber durch Bande des Bluts ihm kaum weniger als Sohn geweſen, darf ich nicht frei herausreeden, was Neigung und Wahrheit mir ſonſt eingeben wüeden. Wer kann leugnen, daß er in jedem Theile der harmoniſchen Kunſt bewundernsweeth, ja gleichſam göttlich geweſen? Seine Fertigkeit könnte ich loben, ſeine ſeltenen Erfindungen, ſeine anmuthige Schreibart; des Ernſtes, der Gelehrſamkeit ſeiner Geſänge könnte ich gedenken, aber auch ihrer Friſche und Lieblichkeit, ſodaß in der That, wer nur gehört, wie klangreich ſeine einfachen, ſeine kunſtreich verwobenen Werke waren, bekennen durfte, er habe erfahren, was wahrhafte Bewegung des Gemüths ſei, was es heiße, ungewohnte Süßigkeit von der Tonkunſt genießen. Ich könnte ſagen, daß aus ſeinen Werken offenkundig heroorgehe, wie er einzig geweſen in Erfindung von Klängen, welche die Kraft der Rede und der Gedanken ausdrücken" u. ſ. w. Mag man Einiges der üppigen Enkomiaſtik der Italiener zu Gute rechnen (die dekanntlich ſchon Manchen il divino und ii principe della musica genannt haben), Einiges dee Pietät des Neffen und Schülers: in der Hauptſache wird man der Aufrichtigkeit des Urtheils vertrauen dürfen. Aber — in ihm fließt zuſammen das, was an Eigenſchaften und Leiſtungen allen vorzüglichen Meiſtern jener Zeit gemeinſam war, mit dem, was im Andreas — und auch nicht durchweg in ihm allein, oder zuerſt aufkeimte, um allmälig und viel ſpäter zur Vollendung heranzureifen. So iſt denn im Andreas die Neigung zu vielſtimmigem, oft doppel- und mehrchörigem Satze, die Enthaltung von künſtlichern contrapunktiſchen Verwickelungen und ſtatt deren die Hinwendung auf einfachern, oft choralartigen, dem geweihten Dienſte und der Andacht gewidmeten Satz anzuerkennen, aber keineswegs ihm allein, vielmehr vor und neben ihm Vielen — der Mehrzahl der guten Tonſetzer eigen; Roland Laß, Paleſtrina, Claude Genet (il Carpentrasso), Vittoria geben, außer vielen Andern, in ihren Werken dafür Zeugniß. Daſſelbe gilt von der Benutzung der Kirchentonarten, oder dem treuen Feſthalten an ihnen, das dem Andreas verſchiedentlich beigemeſſen wird. Dieſe Kirchentonarten (höchſt uneigentlich auch „griechiſche Tonarten" und mit griechiſchen Specialnamen genannt) ſind tiefſinnige Typen; aber ſie ſind nur ein Durchgangsmoment zwiſchen der erſten Bildung der Tonarten (als Tonreihen oder Toninbegriffe, in deeen jedem eine Abtheilung vorhandener Weiſen enthalten) und der rationalen Vollendung des Harmonie- und Tonſyſtems, die erſt in unſern Zeiten wiſſenſchaftlich errungen werden konnte. Jener Durchgangsmoment faßt reiche, tiefſinnige Anſchauungen und Erfahrungen in ſich, hat eine Reihe charaktervolle

Digitized by Google

Ausdrucksformen (von unſchätzbarer Wichtigkeit in der Reformationsperiode) geboren, aber in ſich ſelber nie zu einem abſoluten Abſchluſſe kommen können; daher ſelbſt ſeine Zeitgenoſſen nicht zu feſter Übereinſtimmung gelangt ſind und die fabelhafteſten Auslegungen (z. B. daß ein und daſſelbe Tonſtück in dieſer Stimme der einen, in jener gleichzeitigen Stimme einer andern Tonart zugehöre) um die Wette mit neuern Exegeten geliefert haben. So hat nun auch Andreas die alten Modulationsformen charakteriſtiſch benutzt, iſt aber ebenſo wol über das damals Gebräuchliche hinausgegangen, wenngleich nicht in ſolcher Ungebundenheit, wie Cyprian da Rore und andere Chromatiker. Frei vom Zwange des künſtlichern Contrapunkts und von der ſtricten Obſervanz der Kirchentonarten haben ſich ihm die Stimmen, namentlich die herrſchende, beweglicher und melodiſcher geſtaltet und zu einem oft treffenden Ausdrucke des Textes, bis in einzelne Züge und Worte, durch entſprechende Tonfiguren und Harmonien hergeliehen.

Ihm nächſtſtehend, aber vorwärts getragen durch den allgemeinen Fortſchritt der Zeit, iſt ſein ſchon genannter Neffe und Schüler Johannes. Seine Geburt fällt (genauer weiß man es nicht) gegen die Mitte des 16. Jahrh. Schon 1575 nennt ihn Coſimo Bottegari im Secondo libro de' Madrigali (Venedig bei Girolamo Scotto) unter den floridi virtuosi; ein ſpäterer Berichterſtatter (*Daglioni*, Le cose notabili e maravigliose della citta di Venezia) erzählt, daß die Künſtler aus allen Städten Italiens nach Venedig geſtrömt ſeien, um des Johannes Orgelſpiel zu hören; auch nach Teutſchland hat ſich ſein Anſehen offenbar ſchon früh verbreitet. Am 7. Nov. 1584 wurde er, nach Abgang des Claudio Merulo, Organiſt an der erſten Orgel von St. Marcus. In dieſer Stellung blieb er bis zu ſeinem 1612 erfolgten Tode, ohne — wie es ſcheint — Venedig jemals verlaſſen zu haben. Von ſeinen Lebensverhältniſſen iſt ſonſt nicht viel bekannt, nur die hohe Achtung der Zeitgenoſſen und ſein ausgebreiteter Einfluß ſind genugſam bezeuget. Heinrich Schütz (Sagittarius), ſein Schüler, ſagt in der Vorrede zu Symphoniae sacrae (Venedig 1629.) von ihm: „Ja, Gabrieli! Ihr unſterblichen Götter, welch ein Mann war der! Hätte das wortreiche Alterthum ihn gekannt, den Amphionen würd' es ihn vorgezogen haben; oder wünſchten die Muſen Vermählung, ſo beſäße Melpomene keinen andern Gemahl als ihn, ſolch ein Meiſter des Geſanges war er." Ein anderer ſeiner Schüler, Aloys Grani, ſchreibt in der Dedication der von ihm geſammelten und herausgegebenen Symphoniae sacrae *Joannis Gabrieli* (Venedig 1615.) von ihm: „Hat gleich Johannes Gabrieli, jener ausgezeichnete, keinem andern ſeines Zeitalters weichende Tonkünſtler, ſeit einigen Jahren, von den Feſſeln des Irdiſchen gelöſt, ſeine leibliche und irdiſche Hülle abgeſtreift, ſo darf ich ihn doch mit Recht glücklich preiſen, da er durch ſeine Tüchtigkeit und Wiſſenſchaft ewiges, unvergängliches Lob und Gedächtniß in dieſem Leben ſich bereitet hat." Noch gewichtiger iſt vielleicht Michael Prätorius' Urtheil, der den Gabrieli in den meiſten Abſchnitten des dritten Theiles ſeines Syntagma musicum als Muſter aufſtellt (ebenſo Seth Calviſius in ſeiner Abhandlung über die Tonarten) und ihn ſelten anführt ohne das Beiwort des „Vortrefflichſten, Berühmteſten." Wie ſehr er in Teutſchland geſchätzt war, beweiſt neben den perſönlichen Verhältniſſen zu Hans Leo Haßler, Heinrich Schütz, den Fuggers in Augsburg, dem Herzoge Albrecht V. von Baiern u. A. auch der Umſtand, daß in ſieben verſchiedenen Sammlungen meiſt geiſtlicher Geſänge (von denen ſechs bis 1609 in Nürnberg erſchienen) ſeine Compoſitionen nach Zahl und Werth die erſte Stelle einnahmen. Daſſelbe iſt von drei ſpäteren Sammlungen, unter denen die von Bodenſchatz, zu bemerken. Von ſeinen Werken ſind folgende Ausgaben anzuführen. Zunächſt die ſchon erwähnten Concerti di *Andrea* e di *Giovanni Gabrieli* (1587), von denen zehn dem Johannes gehören. Außerdem: Intonazioni d'Organo L. I. (Venedig 1593.); Ricercati L. II et III. (1595); Sacrae Symphoniae *Joa. Gabrieli*, 6, 7, 8, 10, 12, 14, 15 et 16 tam vocibus quam instrumentis (neuere Ausgabe 1597); Sacrae symphoniae diversorum (und des Johannes 1613); Canzoni e Sonate del Sign. *Giovanni Gabrieli* a 3, 5, 6, 7, 8, 10, 12, 14, 15 et 22 voci (1615); Reliquiae sacrorum concentuum *Giov. Gabrielis* et *Joh. Leonis Hassleri* et aliquot aliorum motettae 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 16 et 19 vocum (1615); unter andern ein 6ſtimmiges Hochzeitsmadrigal von Erſterem enthaltend, das durch untergelegten lateiniſchen Text zu einer Auferſtehungsmotette umgeformt war; Symphoniae sacrae *Joannis Gabrieli* Lib. II. (neue Ausgabe 1615), eine Sammlung von 32 Compoſitionen u. ſ. w. Es iſt ſchon aus dieſem Überblicke klar, daß des Meiſters größte Thätigkeit der Kirchenmuſik, und zwar dem Chorgeſange für dieſelbe, zugewendet war; doch blieb das Fach des Madrigals und des Inſtrumentalſatzes keineswegs verſäumt. Aus dem erſtgenannten Gebiete waren beſonders ſeine Compoſitionen des Magnificat (Preisgeſang der Maria nach der Verkündigung aus dem Evangelium des Lucas), die er im Sinne der alten Kirche nicht als feſtlichen Jubelgeſang, ſondern als demuthvolles Dankgebet auffaßte, bei Katholiken und Proteſtanten werth gehalten.

Dieſelben Verhältniſſe, die in den Compoſitionen des Andreas Gabrieli (und in den Kirchenwerken der meiſten Zeitgenoſſen, beſonders Italiens, — während in Teutſchland die Reformation und in ihrem Gefolge die Freigebung der Bibel und die Betheiligung des Volksgeſanges und des aus volksthümlicher Wurzel erwachſenden Oratoriums neue Erſcheinungen herbeiführen) einen beſtimmt ausgeprägten Charakter — in ſolcher Schärfe, wie nur die Durchbildung der Kunſt geſtattet, nicht hervortreten ließen, walten auch dem Johannes Gabrieli gegenüber. Gleichwol kann dem Kenner ein Fortſchritt zur Freiheit und Beherrſchung des Kunſtſtoffes in den Arbeiten des jüngern Meiſters nicht entgehen; der Jünger ſteht auf den Schultern ſeines Meiſters, und man wird der Anſicht des in dieſem Felde ſo gründlich orientirten C. v. Winterfeld Johannes Gabrieli und ſein Zeitalter [Berlin 1834.]) wol beipflichten dürfen, der in der Zuſammenſtellung des Johannes mit Paleſtrina und Roland Laß in dem Erſt-

Digitized by Google

genannten den Übergangspunkt aus der ältern Kirchenmuſik in die neuere erblickt. Bei ſinnvoller Auffaſſung und Verwendung der Kirchentöne, namentlich in den Kirchenchören, weiß er doch — und dies iſt beſonders in den Madrigalen ſichtbar — von der Chromatik neue (nämlich im Styl der Kirchentöne neue) Intervalle zum ſcharftreffenden Ausdrucke des Textes zu entlehnen, wobei er indeſſen mit minderer Kühnheit (oder Ungebundenheit?) vorzuſchreiten ſcheint, als Luca Marenzio und Geſualdo, der Fürſt von Venoſa. Weniger reich in ſtrengern Contrapunkten, als ſelbſt Paleſtrina, der doch ſoviel von ſeinen Vorgängern, den Niederländern, aufgegeben hatte, wendet er ſich ganz der ſinn- und wirkungsvollen Darſtellung des Textes zu, während er ausgeführter fugirte Sätze nur in Orgelcompoſitionen anwendet, und hier auch mehr freier, als ricercari, wie in ſtrengerer Fugenform. Für den Ausdruck des Textes dagegen zeigen ſich, beſonders in den Sacrae symphoniae zu 6—16 Stimmen, öfter neue Geſtaltungen, namentlich entſchiedenerer Gegenſatz von Chören höherer und tieferer Stimmlage (der übrigens in Paleſtrina, Allegri und Andern ebenfalls ſchon ſichtbar iſt), oder dreifacher Gegenſatz von Chören tiefer, hoher und mittlerer Stimmlage und Stimmgattung; ferner dialogiſcher Wechſel von Inſtrumental- und Chorſätzen, mit langem Zwiſchengeſange für eine Soloſtimme ohne Begleitung, wie ſie ein Jahrhundert ſpäter Händel ſo wirkungsreich (z. B. in Israel in Ägypten) anzuwenden wußte. Endlich iſt auch nach v. Winterfeld's Hinweiſung, ſeine Thätigkeit im Inſtrumentalſatze als ein erheblicher und Weiteres anregender Fortſchritt nach dieſer Seite der Kunſt hin anzuerkennen, auf der ihre Selbſtändigkeit und damit erſt ihre freie und vollſtändige Entwickelung zu erringen war. Wiſſen wir Neuere nun, daß ebendies die vorherbeſtimmte Aufgabe der Teutſchen war, die ſie allein löſen konnten und wirklich gelöſt haben: ſo tritt uns allerdings Johannes Gabrieli auch in dieſer Richtung als bedeutungsvolle Geſtalt gegenüber, der durch ſeine Werke und ihre Richtung, durch ſeine Perſönlichkeit und das ihr auch in Teutſchland errungene Gewicht, der neben dieſem Allen durch einen Schüler von der Wirkſamkeit eines Heinrich Schütz einen Übergangspunkt aus ſeinem frühbegünſtigten in unſer Vaterland bildet. Der Geſchichtſchreiber der Kunſt wird gern bei ihm weilen, der tiefer nach Bildung in dieſelbe Eindringende, ſei ſeine Lebensaufgabe die des Componiſten oder des Lehrers, wird nicht ohne ſichern Lohn in den Umkreis dieſes reichen Lebens treten.

(A. B. Marx.)

GABRIELI (Catarina), geb. 1730 zu Rom, war die Tochter eines Kochs, weshalb ſie Anfangs nur La Cuochetina genannt ward. In der Muſik, für die ſie früh entſchiedenes Talent zeigte, genoß ſie den Unterricht Porpore's. Sie war kaum 15 Jahre alt, als ſie (1745) zum erſten Male auf dem Theater zu Lucca auftrat und durch ihren Geſang allgemeine Bewunderung erregte. Kaiſer Franz I. rief ſie nach Wien. Metaſtaſio's Unterricht vollendete dort ihre muſikaliſche Ausbildung. Im Vortrage des Recitativs brachte ſie es zu einer ungemeinen Vollkommenheit. Die reichen Geſchenke, die ſie 1765 nach Sicilien mitbrachte, bewieſen, wie ſie in Wien gefeiert worden war. Mit ihrem großen Talent war ein launenhafter Eigenſinn verbunden. In Petersburg, wohin ſie um 1769 berufen worden war und einen Gehalt von 6500 Rubeln nebſt freier Tafel und Wohnung bezog, weigerte ſie ſich einſt hartnäckig zu ſingen. Die Kaiſerin Katharina II. warf ihr ihre Undankbarkeit vor, mit der Bemerkung, daß keiner ihrer Feldmarſchälle einen ſolchen Gehalt wie ſie bezöge. „So dürfen Ew. Majeſtät," erwiederte die Sängerin, „ja nur einen Ihrer Feldmarſchälle ſingen laſſen!" So gab ſie auch nach ihrer Heimkehr dem Vicekönige von Sicilien, der ſie wegen ihres nachläſſigen Vortrages einer Opernarie getadelt hatte, die kecke Antwort: „Macht und Anſehen könnten ſie zwar zum Schreien, doch nimmermehr zum Singen bewegen." Sie mußte mit einer zwölftägigen Haft in dem öffentlichen Gefängniß für ihren Trotz büßen. Dort veranſtaltete ſie alle Tage die prächtigſten Gaſtmähler, bezahlte aller armen Gefangenen Schulden und vertheilte beträchtliche Summen. Um ſie in ihrer ganzen Vortrefflichkeit zu hören, gab es kein wirkſameres Mittel, als ihren begünſtigten Liebhaber die vorderſte Loge betreten zu laſſen. In zärtlichen Arien, an ihn gerichtet, bot ſie dann ihre ganze Kunſt auf.

Den größten Triumph feierte ſie in London, wohin ſie ſich 1775 begeben hatte. Mit ihrem großen Talente vereinigte ſie eine Feinheit in ihrem Betragen, die ihre niedere Herkunft nicht erwarten ließ. Sie zeigte die Würde und Grazie einer römiſchen Matrone. Der berühmte Burney gefiel ſich ganz beſonders in ihrem Umgange. Er äußerte, daß er noch nie eine verſtändigere und gebildetere Künſtlerin kennen gelernt habe. Auch in Geſprächen, die nicht die Muſik, ſondern wiſſenſchaftliche Gegenſtände betrafen, zeigte ſie einen ſeltenen Grad von Bildung. Im J. 1777 begab ſie ſich von London nach Bologna. Sie ſcheint dieſen Ort jedoch bald nachher mit Rom vertauſcht zu haben. Gegen das Jahr 1780 begab ſie ſich nach Mailand, wo ſie mit Marcheſi wetteiferte. Die Sänger ſcheuten ſich überhaupt, mit ihr aufzutreten. Nach einer ihrer Stimme vollkommen angemeſſenen Bravourarie, in der ſich einſt ihr Talent in ſeinem ganzen Umfange zeigte, verbarg ſich der berühmte Sänger Pacchierotti beſchämt hinter den Couliſſen, und ließ ſich nur mit Mühe bewegen, wieder hervorzukommen. Noch in ihrem 50. Jahre ſoll ihr Geſang allgemeines Erſtaunen erregt haben. Um dieſe Zeit (1780) zog ſie ſich von der Bühne zurück und führte ſeitdem mit ihrem Bruder ein völlig eingezogenes Leben. Ihren frühern Launen ſchien ſie noch immer nicht ganz entſagt zu haben. Wenigſtens mußte der Kapellmeiſter Reichardt, der ſie im J. 1787 in Rom beſuchte, ſie bitten, ihm in ihrem Zimmer nur eine einzige Arie am Flügel zu ſingen. Sie ſtarb 1796 zu Rom. Ihr Bildniß iſt 1786 von Merlin in London nach einem Gemälde Bettoni's in groß Folio geſtochen worden *). *(Heinrich Döring.)*

*) Vgl. Gerber's Lexikon der Tonkünſtler. 1. Th. S. 465 fg. Deſſen Neues Tonkünſtlerlexikon. 2. Th. S. 232 fg. Gaßner's Univerſallexikon der Tonkunſt S. 321. Blum's und Herloßſohn's Allgem. Theaterlexikon. 3. Bd. S. 333.

Digitized by Google

GABRIELLI, das große italieniſche Haus, betrachtet als ſeinen Ahnherrn eines Cantius Gabrielus de Eugubio, der zugleich mit Petrus Marionns, beide Camerarii, in einer Urkunde Kaiſer Konrad's II. genannt wird. Ein Karl Gabriello, der um 1120 in ſeiner Vaterſtadt Ugubbio der höchſten Gewalt ſich bemächtigt haben ſoll, wurde von ſeinem deßhalb ihn beneidenden Bruder Theobald erſchlagen. Durch die Bluteache ſeines Neffen verfolgt, wendete ſich Theobald, ſo heißt es, nach Calabrien, wo er unter dem Schutze der Normänner ſicher, in Tropea eine neue Heimath fand, und der Stammvater der Gabrielli von Tropea ſowol als von Coſenza wurde. Eine Urkunde K. Roger's nennt ihn „D. Theobaldum Gabrielem dominum Eugubinum militem et consotium nostrum.“ Facius Gabrielli, 1154, wird von Heinrich Barcellio als ein Philoſoph erſten Ranges und als Verfaſſer verſchiedener Abhandlungen, von den viee Elementen, von dem Einfluſſe höheeer Weſen auf die unter ihnen ſtehenden Generationen, von der waheen Weltweisheit, geprieſen. Hermann, der 1211 als Stadtrichter in Ugubbio vorkommt, iſt ohne Zweifel der erſte in der Familie geweſen, der das Studium, dem ſie nachmals großentheils ihre Wichtigkeit verdanken ſollte, die Rechtswiſſenſchaft, ergriff. Seinem Sohne Andreas wurde 1249 der Beſitz von Saſſoferrato und von dem an der Grenze des Gebiets von Ugubbio belegenen Caſtell Tiego beſtätigt, und kommen um dieſelbe Zeit auch Cantiano, Frontone, Careſto, Ghiomeſi, la Biscina, Siole, la Serra am Eſino, la Serea di Santo Abondo, Campietro, Certalto und Agnana, ſämmtlich in Umbrien belegen, als Beſitzungen des bereits in mehre Linien vertheilten Geſchlechtes vor. Hugolin Gabriel, einer der Conſuln von Ugubbio, erzwang die Unterwerfung der eebelliſchen Bevölkerung von Calvi, 1230. Peter, ein Neffe Hermann's, regierte als Podeſtà ſeine Vaterſtadr, und vergrößerte ihr Gebiet durch die Erweebung des Caſtells Monteſecco, in der Mark Ancona. Roſſus, Peter's Sohn, unterhandelte im Aufteage der Stadt mit Papſt Honorius IV. wegen des Beſitzes von la Peegola, bekleidete zu Floeenz das Amt eines Podeſtà, und leitete, als der Florentiner oberſter Feldhauptmann, die Belagerung von Arezzo. Cante de Gabrielli befand ſich in der Zahl der Condottieri, welche nach Floeenz eilten, um ihre Dienſte an Kael von Valois zu verkaufen, 1301, und wußte dergeſtalt ſich dem fremden Prinzen zu empfehlen, daß dieſer ihn der Republik zum Podeſtà aufdeang. Cante fühete ein ungemein ſtrenges, drückendes Regiment; wäheend der fünf Monate, die Valois in Florenz weilte, ſchickte ſein Podeſtà beiläufig 600 Peeſonen in die Verbannung, und mußten ſie dabei, um die Confiscation iheee Güter abzuwenden, ſchwere Geldbußen, zu dem Belauf von 6—8000 Goldgulden entrichten. Dante Alighieri Petracco, des Petearca Vater, befanden ſich unter den Vertriebenen. Die Früchte ſeiner Induſteie hatte Gabrielli mit dem Prinzen zu theilen. Podeſta in Lucca zur Zeit von Kaiſer Heinrich's VII. Römerfahrt, 1310, kommt er nachmals als der welfiſchen Liga Feldhauptmann, und 1321 als Capitaneus generalis civitatis Perusinae vor; an der Spitze der Peruſiner eroberte er 1322 die Stadt Aſſiſi. Um dieſelbe Zeit wurde er in Gemeinſchaft ſeines Bruders Bino und ſeines Neffen Philipp, mit dee oberſten Leitung bei dem Bau des Stadthauſes zu Ugubbio beauftragt, ein Geſchäft, welches er jedoch wegen ſeiner vielfältigen im Dienſte der Peruſiner zu verrichtenden Kriegsfahrten mehrentheils ſeinen Söhnen Martin und Lälius übertragen mußte. Bino zu Orvieto, 1302, zu Florenz 1305 Podeſtà, befehligte das florentiner Heer in dem Kriege mit Piſtoja, und mußte an ihn die Stadt nach einer Belagerung von 10 Monaten am 10. April 1306 ſich ergeben. Dafür wurden ihm die Ehren des Triumphs: „Et a M. Bino de Gabrielli da Gobbio,“ alſo ſchreibt Gio. Villani B. 8. Cap. 83: „alloro Podestà di Firenze et Capitano della hoste, entrando in Firenze, gli fu recato sopra capo pallio di drappo d'oro per i Cavalieri di Firenze.“ Peter's, des Biſchofs von Ugubbio, (1328) Bruder Philipp, des Roſſus Sohn, war 1311 Podeſtà von Orvieto, und übte 1320 beinahe unbeſchränktes Herrſcherrecht in Ugubbio, wo er Auflagen erhob, Geſetze einfühete, Alles nach ſeinem Gutdünken. Zwei Jahre ſpäter befehligte er das Heer, ſo die Florentiner, ihren Verpflichtungen zu der welfiſchen Liga getreu, gegen die Visconti ausſendeten, und erzwang am 25. Febr. 1323 den Übergang der Adda [1]), ein Eeeigniß, welches entſcheidend auf die Geſchicke der Lombaedei zu wirken verhieß. Lälius Lello, des Cante Sohn, Podeſtà zu Ugubbio 1350, wurde, als Johann Gabrielli ſich der Stadt bemächtigte, in Banden gelegt, ſtaeb auch in der Haft. Sein Bruder, Jacob, Podeſtà zu Orvieto 1315, wurde 1333 nach Floeenz berufen, auf daß er innerhalb der Grenzen dee Republik ihre Feinde, die Rebellen, aufſuche und veetilge. Er ſcheint mit ſeinen Leiſtungen allen Anſpeüchen genügt zu haben, dahee ihm auch 1336, in den äußerſten Nöthen der Republik, die Dictatur übertragen worden iſt. Als capitano di guardia et conservatore di pace et dello stato di Fiorenza ſollte er eine Leibwache von 50 Reiſigen und 100 Fußknechten um ſich haben und eine Jahresbeſoldung von 10,000 Goldgulden genießen, in ſeinen Verrichtungen aber hauptſächlich auf die öffentliche Sicherheit und die Banditen verwieſen ſein. Bald gelang es ihm jedoch, weit über dieſe Sphäre ſeine Befugniſſe auszudehnen und ſeine Gewalt nicht nur dem Volke, ſondern ſelbſt der Regierung fürchterlich zu machen. „Faceva giustitia di sangue come gli pareva,“ und ohne Beſchränkung den Trieben eines mistrauiſchen und blutgierigen Gemüthes ſich hingebend, ließ er der Todesurtheile gar viele vollziehen. „Compiuto l'anno se n'andò à Ugubbio

1) „L'altra hoste della Chiesa ch'era su la riva, veggendo la detta battaglia per lo Capitano et Connestabili, et Insegna del Comune di Firenze, ch'era M. Filippo Gabrielli da Gobbio et M. Urlimbaca Tedesco, prima messi à passar l'Adda et l'altra gente appresso con gran contrasto di nemici nel fiume, et alla riua combattendo vittoriosamente passarono, et trouando la gente di M. Marco sparta, et travagliata, li misero in isconfitta, oue grande quantità ne rimasero morti et presi, et fuggito il detto M. Marco, con rimaso di sua gente à Milano, la hoste della Chiesa prese Carauaggio, et piu ville et castella, à di 27. di Settembre presero la terra di Moncia.“ Villani Buch 9. Cap. 190.

ricco di molti danari,“ aber ſolchen Ruf ließ er in Florenz zurück, daß das Volk, um für die Zukunft nicht ähnlicher Tyrannei zu verfallen, durch Decret es unterſagte, an einen Bürger von Ugubbio das Richteramt zu verleihen. Ein Geſetz gleichen Inhalts war das Jahr zuvor in Siena durchgegangen. Das Bündniß, welches Ugubbio 1337 mit Perugia und mehren Städten Umbriens einging, wurde durch Gabrielli verhandelt; 1338 wurde er von Papſt Benedict XII. zum römiſchen Senator ernannt. Bald fanden die zwölf Oligarchen, in deren Händen die Geſchicke von Florenz beruhten, ſich veranlaßt, ſeinen Beiſtand zu ſuchen. Dem unlängſt erlaſſenen Geſetze zu Trotz wurde er an des Malateſta von Rimini Stelle als Capitano di guerra berufen und am 1. Febr. 1339 „con gran balia“ in ſein Amt eingeführt. Dies Mal war ihm eine Leibwache von 100 Reiſigen und 200 Knechten beigegeben, „et procedeva de fatto in civile et in criminale a sua voluntà.“ Seine uns bekannten Regierungsmarimen wurden beſonders den Familien Bardi und Frescobaldi läſtig; er nöthigte ſie, ihre feſten Häuſer auf dem Lande aufzugeben, und verfolgte ſie außerdem mit ſchweren Geldbußen. Eine Verſchwörung, welcher die vornehmſten Edlen der Stadt, auch die Guidi, die Ubertini, di Ubaldini und mehre andere Barone der nähern und fernern Umgebung, beitraten, ſollte dem tyranniſchen Regimente des Gabrielli und der Zwölfer ein Ende machen, und war als die Stunde des Ausbruches die Feier des Traueramtes am Allerſeelentage feſtgeſetzt; der Anſchlag wurde jedoch am Allerheiligenabend (1340) verrathen und ſofort durch die Anſtalten der Regierung hintertrieben. Nach einem unerheblichen Gefechte mußten die Verſchworenen die Stadt räumen; aber auch Gabrielli ſcheint der Partei, durch welche er bis dahin getragen, entbehrlich geworden zu ſein, und verließ Florenz am 1. Febr. 1341, nachdem er zwei volle Jahre der unumſchränkte Gebieter der Republik geweſen war. Er befehligte die Hilfsvölker, welche Ugubbio den Florentinern, behufs ihres Krieges um den Beſitz von Lucca, zuſendete, gerieth aber in der am 2. Oct. 1341 vor den Mauern dieſer Stadt gelieferten Schlacht in Gefangenſchaft; daher die Republik Ugubbio ſich veranlaßt fand, durch eine, zu dem Ende nach Florenz abgefertigte, Geſandtſchaft das Ereigniß zu beklagen und die Befreiung des wichtigſten ihrer Bürger, zu welchem Ende aus öffentlichen Mitteln 3000 Goldgulden angewieſen wurden, zu betreiben. Kaum aus Piſa entlaſſen, übernahm Jacob das ſchwierige Geſchäft, in der Eigenſchaft eines apoſtoliſchen Legaten dem Herrſcherrechte des heiligen Stuhles in Bologna die gebührende Anerkenntniß zu verſchaffen. Er ſcheiterte an dem Einfluſſe der Pepoli, ohne doch darüber das Wohlwollen des römiſchen Hofes einzubüßen, wie ein Schreiben des Papſtes Clemens VI. im J. 1349 andeutet: „Dilecto filio nobili viro, Jacobo de Gabrielibus militi Eugubinensi, patrimonii Beati Petri in justitia Rectori.“ Mit Johann di Cantuccio Gabrielli kam er zu Zwiſt ob der Abtei Oſtacciano, und der Handel wurde dermaßen ernſthaft, daß Johann, indem er ſich der Stadt Ugubbio bemächtigte, Jacob's ſämmtliche Verwandte in Banden legte. Jacob, durch die aus Spoleto und Perugia ihm zugekommenen Hilfsvölker verſtärkt, unternahm die Belagerung von Ugubbio, von der er jedoch, in Betracht der von den Peruſinern angebotenen Vermittelung, abließ. Wiederum wurde er, nachdem er 1351 ſein Caſtell Carello hergeſtellt und mit neuen Mauern umſchloſſen hatte, nach Florenz als Capitano, „con somma balia,“ berufen, 1352. Mittlerweile war der Zwiſt mit Johann di Cantuccio Gabrielli geſühnt worden, mit der Erfüllung des Vertrages verzog es ſich aber gegen alle Gebühr, daß Jacob zuletzt ſich anſchickte, an der Spitze einer bedeutenden Macht ſeinen Gegner der angemaßten Herrſchaft zu entſetzen. Aber es verlegte ihm der päpſtliche Legat, der Cardinal Albornoz, den Weg, der, nicht zufrieden, daß Johann di Cantuccio in ſeine Hände Ugubbio aufgab, jetzt auch von Jacob die Heeresfolge für den vorhabenden Zug gegen die Malateſti foderte. Die verweigerte Jacob, und er ſollte ſeinen Ungehorſam mit der Auslieferung von Cantiano, einer alten Stammbeſitzung, büßen. Dazu wollte er ebenſo wenig ſich verſtehen, und der Legat ließ ihn greifen und in Banden halten, bis er ſich bequemte, die eine der Burgen von Cantiano, il Girone, zu öffnen. Mit dem Legaten vollſtändig ausgeſöhnt, wurde Jacob zum Capitano und conservator di pace für die Stadt Todi, dann, mittels der letzten Ernennung, die für jetzt von dem Legaten, welcher, im Begriffe, nach Avignon zurückzukehren, 1357, ausgehen ſollte, zum Governator von Florenz beſtellt, in welchem Amte jedoch Jacob der Beſchäftigung nicht viel gefunden haben wird. Hieronymus Gabrielli wurde von K. Ludwig IV. zum Reichsvicar in Ugubbio ernannt, „et tunc ista nobilis prosapia dominari cepit Eugubium,“ ſagt Peter Baccarino. Cantuccio, des Bino Sohn, Peter's Enkel, wurde 1330 von den Florentinern zu ihrem Capitan generale für den Krieg mit Lucca erwählt. Sein Bruder Petruccio, „prudente et grave huomo nella Reppublica,“ wurde der Vater Paul's, des Biſchofs von Lucca. Eines andern Paul's Sohn, Rubin, befehligte die Mannſchaft, mit welcher Ugubbio des Herzogs von Spoleto Anſtrengungen im Dienſte der Kirche unterſtützte, 1341. Necciolo, des Lello Sohn, war einer der Bundesräthe für das von Ugubbio mit Perugia und mehren Städten von Umbrien eingegangene Bündniß. Ein anderer Sohn des Lello, Bino, war Podeſtà zu Florenz, 1341, theilte aber ſeiner nächſten Vettern Geſchick, als Johann Gabrielli ſich der Herrſchaft in der Vaterſtadt bemächtigt hatte, und dürfte wol im Kerker ſeine Tage beſchloſſen haben. Cante, ein Sohn Jacob's, des Bruders von Lello, wurde am 13. Sept. 1357 zum oberſten Feldhauptmann der Peruſiner für den Krieg mit Spoleto und Aſſiſi erwählt. Als hierauf nach Jahren Ugubbio die vormalige Unabhängigkeit wieder erlangte, wurde Cante aufgefodert, das Statut der Republik durchzuſehen und zu vervollſtändigen. Ein Jahr lang ſaß er zu Bologna als Podeſtà; in dem nächſten Jahre empfing er, bei Gelegenheit der Freudenbezeigungen über den Einzug des neuerwählten Biſchofs, des Gabriel de' Gabrielli, im Namen der Stadt Ugubbio durch des Meſſer Baſone Rafaelli Hand den Ritterſchlag, den er hier-

Digitized by Google

auf, kraft der von der Gemeinde ihm gewordenen Ermächtigung, drei andern Gabrielli mittheilte. Als Capitano 1378 nach Florenz, das damals durch die Ciompi regiert, berufen, ſollte er 1379 über Theilnehmer einer Verſchwörung, dergleichen Peter Albizzi, Philipp Strozzi, Donato Barbadoro u. ſ. w. zu Gericht ſitzen, d. i. nach dem Willen eines raſenden Volkes ſie zum Tode ſchicken. Unerſchrocken unter den Dolchen der Mörder, die ſein Leben bedrohten, falls er der angeblichen Verbrecher verſchonen würde, leitete er ruhig die Unterſuchung, und nachdem er ſich von der Grundloſigkeit der Beſchuldigung überzeugt, ſprach er zu den von dem Pöbel ihm aufgedrungenen Beiſitzern: „Laſſet ſie ſchlachten, das iſt eure Sendung; ich aber werde niemals ihre Hinrichtung gebieten, denn ich finde ſie unſchuldig." Der Pöbel in ſteigender Wuth drohte: „Schickſt Du ſie nicht zum Tode, ſo ſchneiden wir Dir und Ihnen, ſammt ihrer ganzen Sippſchaft, Männern, Weibern, Kindern, die Kehlen ab und brennen ihre Häuſer nieder." In der Überzeugung, daß ſie dem Tode verfallen, ſuchten die Gefangenen wenigſtens ihre Angehörigen zu retten, und ſie ließen in dieſer Abſicht den Capitano erſuchen, er möge ihnen nur die Geſtändniſſe, deren es zu ihrer Verurtheilung bedürfe, vorſchreiben, ſie würden willig in der durch ihn anzugebenden Weiſe ſich ſchuldig bekennen. „Weit entfernt," verſetzte in edlem Unwillen der Capitano, „ihnen das Geſtändniß eines Verbrechens, dem ſie fremd ſeien, zuzumuthen, müſſe er ſie auffodern, einzig ihr Gewiſſen zu befragen, indem zumal das Schlußverhör für ihr Sein oder Nichtſein entſcheidend ausfallen müſſe. Für ſeine Perſon fürchte er Nichts; furchtlos hoffe er auch ſie zu finden." Nichtsdeſtoweniger klagten die angeblichen Verbrecher ſich ſtrafbarer Verbindungen mit den Feinden der Republik an, daß alſo dem Richter hinreichender Grund geboten war, ſie zu verdammen. Gleichwol ſtellte Cante noch einen letzten Verſuch an, die Unſchuldigen zu retten: auf die Prioren zu wirken, Beiſtand von ihnen zu erhalten, hoffte er, ihnen die vernommenen Geſtändniſſe mittheilend. Die Herren erklärten aber, mit der Gerechtigkeitspflege ſich nicht zu befaſſen, die Beiſitzer des Gerichtes drangen einſtimmig auf eine den Bekenntniſſen angemeſſene Beſtrafung, und Cante, dem allgemeinen Geſchrei weichend, ſchickte die Gefangenen zum Tode. Sämmtlich haben ſie in dem Augenblicke der Hinrichtung ihre Schuldloſigkeit betheuert. Durch den Ruf ſeiner Mitbürger nach Hauſe gefodert, ſollte ſie Cante der Knechtſchaft, durch den Biſchof Gabriel über ſie verhängt, entledigen. Der Biſchof, der eben zu Rimini bei Galeotto Malateſta weilte, glaubte für den Augenblick der Bewegung nachgeben zu müſſen, und einigte ſich mit der Gemeinde, daß Cante die Entſcheidung des Zwiſtes übernehmen und das ſtädtiſche Banner, den Gonfalon di giustitia, haben ſolle. Er durchritt demnach, wie es der Kriegsgebrauch jener Zeit erfoderte, mit ſeinen Reiſigen die Straßen und Plätze der Stadt, ihrer hiermit ſich zu verſichern, dann gab er an den Magiſtrat den Gonfalon, dem Volke die Freiheit zurück. Aber der Biſchof, wiederum in die Stadt aufgenommen, wurde ohne Verweilen durch ſeine Anhänger neuerdings mit der höchſten Gewalt bekleidet, und kümmerlich, bei nächtlicher Weile, entkam Cante der Rache eines überlegenen Gegners, um fortan, der Theilnahme an politiſchen Händeln fremd, ſeine letzten Tage in Ruhe auf einem der ererbten Caſtelle zu verleben. Er hinterließ neben dem Sohne Franz zwei Töchter. — Johann, des Cantuccio Sohn, bemächtigte ſich 1349, mit der Ubaldini Beiſtand, der höchſten Gewalt in ſeiner Vaterſtadt, und verheerte das Eigenthum aller ſeiner Partei abholden Gabrielli. Jacob Gabrielli, der Rector oder Capitano del Patrimonio, ſammelte in Perugia ein bedeutendes Heer, um den Uſurpater zu züchtigen; aber Johann blendete die Peruſiner durch die ihnen erweckte Hoffnung, an ſie die Stadt abzutreten, und die bereits begonnene Belagerung wurde aufgehoben. Johann, obgleich, wie alle ſeines Geſchlechtes, eingefleiſchter Welfe, wollte jedoch lieber in die Arme der Gibellinen ſich werfen, als der einmal gekoſteten Herrſchaft entſagen. Auf ſein Anſuchen ſchickte Bernabos Visconti ihm Hilfsvölker zu, daß er in den Stand geſetzt, die Peruſiner zu befehden und des Jacob Gabrielli Caſtell Cantiano zu belagern. Gleichwol drängte ſich ihm allmälig die Überzeugung auf, daß er bei der entſchiedenen Abneigung eines großen Theiles der Bevölkerung ſchwerlich auf die Dauer in Ugubbio ſich werde behaupten können, daß der Visconti Beiſtand nicht nur zweifelhaft, ſondern auch an ſich gefährlich ſei, und er eröffnete neue Unterhandlungen mit den Peruſinern, die er abermals durch das Verſprechen, der angemaßten Herrſchaft zu entſagen, entwaffnete. Nichtsdeſtoweniger blieb des Friedensvertrages weſentlichſte Bedingung unerfüllt, und Johann behauptete ſich in ſeiner Stellung, bis der Cardinal Albornoz ihn daraus verdrängte, 1354. Aus ſeiner Ehe mit des Ugolino von Tano Tochter kamen die Söhne Ugolino und Gabriel. Cecciolo, Abt von la Croce dell' Avellana, nachdem er die Veranlaſſung der in der Familie Gabrielli ſelbſt ausgebrochenen Zwiſtigkeiten und Befehdungen geworden, und geraume Zeit in deren Laufe für den nachmaligen Biſchof von Ugubbio, den Gabriel Gabrielli di Recciolo, geweſen, wurde ſpäterhin deſſen entſchiedener Widerſacher, und brachte es dahin, daß die Bürgerſchaft, der unaufhörlichen Umwälzungen überdrüſſig, ſich an den Grafen Anton von Montefeltro ergab. Beſagter Biſchof wartete in Geduld, bis die fremde Herrſchaft ſattſam verhaßt geworden, dann ſtellte er ſich an die Spitze des bewaffneten Volkes, und nicht nur die von dem Grafen eingelegte Beſatzung wurde vertrieben, ſondern auch Caſſaro di Cagli genommen, eine Eroberung, in welcher Gabriel ſich behauptete, bis der Graf allen Anſprüchen auf den Beſitz von Ugubbio verzichtete und die Ausſöhnung durch eine Vermählung beſiegelte. Anton's Bruder, Graf Rolfo, nahm zum Weibe eine Tochter von Cante Gabrielli. Bald darauf, unter großen Freudenbezeigungen, zu Ugubbio als Biſchof eingeführt, erlag Gabriel der Verſuchung, auch in weltlicher Beziehung ſeiner Vaterſtadt vorzuſtehen. Galeotto Malateſta hatte 1380 Reiſige zu ſeiner Verfügung geſtellt; ſolcher Macht gegenüber ſchwand jeder Gedanke an Widerſetzlichkeit, und Gabriel's Herrſchaft beſtand, bis eine Beſprechung mit Malateſta, behufs

Digitized by Google

deren er ſich nach Rimini begeben müſſen, der von Cante Gabrielli geleiteten Gegenpartei Gelegenheit gab, die republikaniſche Verfaſſung herzuſtellen. Kaum nach Hauſe zurückgekehrt, brach der Biſchof mit Waffengewalt das Schattenbild einer Republik, ohne doch auf die Länge den Anſtrengungen der übrigen Gabrielli, mit denen alle Verbannten waren, widerſtehen zu können. Gegen die vielen Feinde einen mächtigen Beſchützer ſich zu gewinnen, übertrug er die Oberherrlichkeit von Ugubbio an Karl von Durazzo, beigenannt della pace, den nachmaligen König Karl III. von Neapel, ohne doch darum das Heft der Regierung aus den Händen zu geben. Zu derſelben mehrer Befeſtigung ließ er ſich 1381 von dem Papſte zu ſeinem Vicarius für Ugubbio „con assoluta potestà“ ernennen. Endlich ſetzte er durch Vertrag die Stadt in Freiheit, ſich den Beſitz von Cantiano und Serra di S. Abondo, dann eine baare Summe von 5000 Dukaten bedingend. Er ſtarb, bevor die Zahlung erfolgte; ſein Bruder Franz, der erſt zu Pergola, dann 1378 zu Siena als Podeſtà geſtanden, hierauf mit dem Biſchofe in die Sorgen des Regiments ſich getheilt hatte, foderte von der Gemeinde Ugubbio die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen. Sie weigerte ſich deſſen, und wurde deshalb von Franz und ſeinen Verbündeten, den Florentinern und den Malateſti, befehdet. Die Stadt erklärte ihren Hauptgegner mit ſeinem Anhange für Rebellen, verurtheilte ſie auch zu ſchweren Geldbußen, wurde aber dergeſtalt in die Enge getrieben, daß ſie genöthigt war, ſich an den Beherrſcher von Urbino, den Grafen Anton von Montefeltro, zu ergeben. Die in ſteigender Erbitterung auflodernde Fehde ſuchten die Florentiner zu vermitteln; ihr Geſandter ließ ſich beigehen, den Schützling der Republik zu den in Urbino betriebenen Unterhandlungen heranzuziehen, ſetzte aber dadurch den Grafen von Montefeltro in ſchwere Verſuchung. Es ließ derſelbe, ohne Rückſicht für die Gegenwart und die Einwendungen des Geſandten, den Gabrielli in Verhaft nehmen und feſthalten, bis ihm ein Caſtell, deſſen Beſitz ſtreitig war, überliefert worden. In Florenz wurde jedoch dieſe Gewaltthat als eine Verhöhnung der Republik aufgenommen; ein mächtiges Heer, bei Città di Caſtello vereinigt, überzog zunächſt die Gebiete von Ugubbio und Calvi, und richtete in den Staaten des Hauſes Montefeltro arge Verwüſtung an, daß der Graf am Ende genöthigt war, das Caſtell zurückzugeben und den vorigen Stand der Dinge wieder herzuſtellen. Deſſen unangeſehen, ſetzte Franz noch Jahre lang die Fehde fort, bis er als Podeſtà nach Bologna berufen wurde. Papſt Bonifacius ernannte ihn ſchließlich zum römiſchen Senator und nahm gleichzeitig ſeinen Sohn Johann, ſammt einer Compagnie von 100 Lanzen, in Dienſt. Philipp di Roſciolo (des Roſciolus Sohn), Vicarius zu Perugia 1350, wurde, nachdem Ugubbio ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, zu einem der Guardiani der Republik erwählt und mit der Aufſicht der Beamtenwahlen betraut. Sein Sohn Ludwig war Capitano und Conſervatoe der Stadt Todi und Vater von vier Söhnen, darunter Baldo und Karl. Bino, des Franz Sohn, Oratore ſeiner Vaterſtadt, dann 1365 päpſtlicher Vicarius zu Todi, ſtarb daſelbſt 1379. Baldo, des Ludwig di Roſciolo Sohn, zu Montefeltro und demnächſt zu Aſſiſi Podeſtà, wurde 1416 Capitano zu Florenz, dann zu Bologna, endlich zu Mailand Podeſtà. Sein Bruder Karl leiſtete, unangeſehen der nahen Verwandtſchaft mit Braccio da Montone, dieſem in dem Angriffe auf Ugubbio hartnäckigen Widerſtand, und vereitelte, indem er das von den Feinden bereits gewonnene Thor von S. Agoſtino ihnen entriß, das ganze Unternehmen, das zu namhaftem Verluſte für Beaccio ausſchlug. Dafür aber erlitt Karl in ſeinen Gütern ſchweren Schaden, wie denn ſein Caſtell Serra di Partuccio bis auf den Grund niedergebrannt wurde. Spätee zog er nach Urbino, um ſich gegen arge Beſchuldigungen vor dem Grafen Guido Anton zu rechtfertigen, was ihm auch ſo vollſtändig gelang, daß er einer der vertrauteſten Räthe des Grafen geworden iſt. Cecciolo, Johann's Sohn, führte den Braccio da Montone zu dem Unternehmen auf Ugubbio 1416, die Stadt wurde jedoch bald befreit, und Graf Guido Anton, nicht befriedigt durch die Einnahme von Cecciolo's Caſtell Frontone, ſchickte ihn zum Tode. Franz, des Baldo Sohn, ein berühmter Legiſt, wurde Podeſtà zu Forli, 1463, regierte auch die Städte Todi und Recanati. Capitano der Stadt Florenz, 1468, figurirt er nachmals unter den Räthen des Herzogs Friedrich von Urbino. Anton, Karl's Sohn, leiſtete dem Herzoge Friedrich die weſentlichſten Dienſte, namentlich bei der Beſitznahme des durch des Oddo Anton Ableben erledigten Staates von Montefeltro, wie auch als Statthalter zu Ugubbio. Späterhin Podeſtà zu Camerino, dann Statthalter für die Grafſchaft Montefeltro, legte er Alters halber dieſe Ämter nieder, um zu Urbino ſeine letzten Tage in Ruhe zu verleben; doch mußte er bis an ſein Ende die Inſpection der daſigen Feſtungswerke beibehalten. Sein Sohn Friedrich, Page, dann Condottiero di Huomini d'arme in Dienſten des Herzogs Friedrich, hatte unter den Verwickelungen des regierenden Hauſes mit dem heiligen Stuhle viel zu leiden. Lorenzo de' Medici, von Papſt Leo X. mit dem Herzogthume Urbino belehnt, verfolgte den treuen Diener des entſetzten Herzogs als einen Rebellen und confiscirte den größten Theil ſeiner Güter. Des unruhigen Treibens überſatt, verſchloß Friedrich ſich in ſeine Villa zu Baccaresca, und iſt er daſelbſt 1541 verſtorben. Anton's Brüder, Philipp und Gabriel, dienten dem Herzoge Friedrich in ſeinen Kriegsfahrten. Bei der Einnahme von Fano wurde Philipp von beſagtem Herzoge zum Ritter geſchlagen; Gabriel, Podeſtà zu Foligno, hinterließ die Söhne Karl und Friedrich. Karl, ein Legiſt von Ruf, Dompropſt zu Urbino, ſtand als Geſandter an dem Hofe Leo's X. Friedrich, nachdem er dem Herzoge Guidobald bei der Wiedereinnahme ſeines Staates getreuliche Dienſte geleiſtet, nahm Beſtallung von den Venetianern, von denen ihn zwar der Herzog zurückfoderte, um ihm das Commando ſeiner Leibwache zu übergeben. Hauptmann bei des Papſtes Julius II. Volk, erhielt Friedrich von beſagtem Papſte das Gouvernement von Fabriano. Seine Theilnahme bei der Revolution, wodurch Ugubbio unter die Botmäßigkeit des Herzogs Franz Maria zurückkehrte, wurde ihm mit dem

Digitized by Google

Gouvernement dieſer Stadt belohnt. Hieronymus, Karl's Erſtgeborner, hat als Conſiſtorialadvocat zu Rom ein bedeutendes Vermögen, über 100,000 Scudi, zuſammengebracht, auch zwei Bücher Responsorum, 1573 und 1585, geſchrieben. Er ſtarb zu Rom am 27. Nov. 1587, im 74. Altersjahre, mit Hinterlaſſung einer einzigen Tochter. Sein Bruder, Baldo Antonio, verſuchte ſich in vielen Kriegszügen, namentlich mit Johann Baptiſt Savelli, in Ungarn, verkaufte bald dieſem, bald jenem Potentaten ſeinen Degen, legte aber, vom Alter gebeugt, 1581 alle Ämter nieder, um in Ugubbio ſein Leben zu beſchließen. Der andere Bruder, Johann Baptiſt, nachdem er in den Kriegen um Perugia und Palliano geſtritten, fiel unter ſpaniſchen Fahnen in dem ſaneſiſchen Kriege. Ludwig, ein Sohn Kael's und Enkel Hippolyt's, wählte ſich den geiſtlichen Stand, wuede von Papſt Maecellus II. zu ſeinem Cameriere segreto ernannt, ein Amt, deſſen er jedoch gar zeitig durch das Abſteeben ſeines hohen Gönnees verluſtig ging, und veeöffentlichte 1562, in lingua volgare, ſeine Überſetzung von des P. Sotto Anleitung zu einer würdigen Beichte. Hieronymus, Karl's Sohn, Friedrich's Enkel, hatte in mancherlei Kriegsdienſten Ehee eingelegt, als die Republik Venedig, durch die Türken in dem Beſitze von Cypern angefochten, ihn durch die Ausſicht auf das Gouvernement von Famaguſta für ihre Dienſte gewann. Er mußte ſich jedoch vorläufig mit der Feldzeugmeiſterſtelle abfinden laſſen, und erlag, bevor die weitere Beförderung hatte eintreten können, den Einflüſſen eines mörderiſchen Himmelsſtriches. Julius, Prieſter und Philoſoph, ſtand viele Jahre in des Cardinals von Mantua Dienſten, begleitete ihn auch, als Segretario delle lettere latine, nach Trient, wo er den verſammelten Vätern zwei Vorträge hielt, eine Trauerrede für Feedinand Gonzaga, dann eine Predigt am Feſte der Beſchneidung Chriſti. Beide ſind im Drucke erſchienen, begleitet von mehren Brieſen des Redners. Außerdem hat Julius einige Abhandlungen des Plutarch, die Cyropädie und drei Homilien des heiligen Gregor von Nazianz ins Lateiniſche überſetzt. Er ſtarb am 12. Mäez 1579 und wurde von dem für ſeine hohe Wohlthätigkeit dankbaren, durch ſeinen gottſeligen Wandel erbauten Volke ſein Leichnam als der eines Heiligen verehrt. Karl, des Hieronymus älteſter Sohn, Karl's Enkel, hatte auf Malta, unter des Paul Sforza Banner, geſtritten, und ſchützte mit ſtarker Hand den in der Revolution von Urbino perſönlich bedrohten Herzog Guidobald, von deſſen Dankbarkeit er durch Verleihung der Gerichtsbarkeit des Caſtells Baccaresca belehnt wurde, 1576 und 1581. Karl iſt auch, ſammt ſeinen Brüdern Franz, Gabriel und Bartholomäus, vom Heezoge Franz Maria in den Grafenſtand erhoben worden. Julius Gabrielli wurde 1641 von Urban VIII. in das Collegium der Cardinäle aufgenommen, und Angelus Marcheſe Gabrielli erhielt 1762 von dem päpſtlichen Hofe für das von dem Hauſe Albani erkaufte Lehen Praſſede den Fürſtentitel, der auf ſeine Nachkommen ſich vererbt hat. Einer derſelben, Julius Gabrielli, Biſchof von Sinigaglia und Cardinalprieſter durch Creation vom 23. Febr. 1801, geboren zu Rom den 20. Aug. 1748, verdient anerkennende Erwähnung ob ſeiner in den Zeiten allgemeiner Niederträchtigkeit frei ausgeſpeochenen unabhängigen Geſinnung. Pius VII., durch das Machtwort des Generals Miollis genöthigt, ſeinen Pro-Staatsſecretair, den Cardinal Joſeph Doria, zu entfernen, verlieh das erledigte Amt den 27. März 1808 dem Cardinal Gabeielli. An demſelben Tage noch richtete dieſer ein Rundſcheeiben an die in Rom accreditirten Geſandten, in Betreff der über 14 Cardinäle verfügten Ausweiſung. „Dem heiligen Vater," heißt es in dieſem Documente, „kann es nicht länger entgehen, daß nicht allein ſeine weltliche Heeeſchaft zerſtört werden ſoll, ſondern daß auch ein unmittelbarer Angriff auf die eigentliche Kirchengewalt, wie ſie durch das heilige Collegium, dieſen päpſtlichen Senat, dargeſtellt, gewagt worden iſt. Die Welt hat mit Eeſtaunen vernommen, wie in den Zeiten der bitteeſten, dem Oberhaupte der Kieche bereiteten Trübſale der ſolchen Angriff einleitende Grundſatz ausgeſprochen, die Formel zur Anwendung gebracht wuede, mittels deren der Eid, die geheiligten Bande, durch welche die Cardinäle dem Papſte verbunden ſind, gebrochen weeden ſollten. Dafüe findet ſich nur ein einziges Beiſpiel in den Zeiten der Republik (1798), in einer Epoche, wo Rom die heiligſten Geundſätze mit Füßen treten ſah. Niemals vergaß ſich ein weltlicher Herrſcher, Beſchützer der katholiſchen Kirche, in dem Geade, daß er die Cardinäle hätte zwingen wollen, in ihre Heimath zurückzukehren, unter dem Vorwande, daß ſie der betreffenden Staaten Unterthanen ſeien. Stets hat man in ihnen den eehabenen Chaeakter, durch welchen ſie auf das Innigſte dem heiligen Vater veebunden ſind, geehrt. Niemals hat ein weltlicher Herrſcher ſich beigehen laſſen, ſie gewaltſam entfernen zu wollen, und in dieſer Weiſe dem Obeehaupte der Kirche den Beiſtand der vielen Mitarbeiter zu entziehen Jedoch überläßt, ſtets eegeben in den Willen der Vorſehung, und der Reinheit ſeines Gewiſſens bewußt, indem er um der Gerechtigkeit willen, und daß er ſeinen Pflichten getreu zu leiden hat, der heilige Vater, nachdem er, den Stuem zu beſchwören, alle ſeine Kräfte angeſtrengt hat, die Sorge und die Beſchützung dieſer Angelegenheit dem Himmel, der Nachwelt aber die Beurtheilung des ganzen Zwiſtes." Am nämlichen Tage veröffentlichte Miollis das Decret ſeines Kaiſees, laut deſſen in der Zukunft die Soldaten weder von Prieſtern, noch von Frauen Befehle zu empfangen haben. Am 7. April ſchrieb Gabrielli an den General in Beteeff der Überrumpelung des Monte Cavallo, wo die Wache des Capitols, Schweizer und Nobelgarden, entwaffnet woeden. „Der heilige Vater, von dieſen ungeheuern Feeveln in Kenntniß geſetzt, hat ausdrücklich befohlen, daß darüber laute Klage geführt, gegen Sie, mein Herr, freimüthig ausgeſprochen werde, wie daß tagtäglich das Maß der Beleidigungen überfüllet worden iſt, wie er ſeine, des Souverains, Rechte mit Füßen treten ſieht. Se. Heiligkeit erklären ſeierlich, daß Sie dieſen Beleidigungen einzig Geduld entgegenzuſetzen haben, auch ſtets und allein Geduld entgegenſetzen werden, daß Sie der harten Behandlung einzig durch die Milde, welche durch den himmliſchen Meiſter uns gelehret, entgegnen werden, und daß Sie, in

Digitized by Google

Folge einer ungerechten und langwierigen Haft der Welt, den Engeln und den Menſchen als ein Schauſpiel vorgeführt, in heiliger Ergebung, die jedoch ſtets von der Unwandelbarkeit Ihrer Grundſätze begleitet, dasjenige erwarten, ſo die Gewalt an dem Oberhaupte der katholiſchen Kirche verſuchen möchte; denn Ihre Heiligkeit hegen die feſte Überzeugung, daß die Demüthigungen, denen Sie ausgeſetzt, der Kirche zur Verherrlichung gereichen werden.“ Den 11. April eröffnete der Cardinal dem franzöſiſchen Geſchäftsträger Lefebvre, daß der heilige Vater ſeinen Truppen eine veränderte Cocarde gegeben habe, damit anzudeuten, daß er nicht mehr als ſein Abzeichen erkenne, was die einer fremden Armee eingereihten Truppen getragen haben. Am 19. April ſchrieb der Cardinal abermals an Lefebvre: „Der heilige Vater wird nicht durch menſchliche Betrachtungen, ſondern durch ſein Gewiſſen geleitet; Pflicht und Gewiſſen haben ihm nicht erlaubt, der Föderation beizutreten; ſie wehren es ihm nicht minder, das Bündniß zu Angriff und Vertheidigung einzugehen, angeſehen daſſelbe nur dem Namen nach von der Föderation verſchieden; es könnte, da es ſeiner Weſenheit nach keine Ausnahme hinſichtlich irgend eines Regenten verſtattet, den heiligen Vater verpflichten, ohne Unterſchied eines Jeden Feind zu werden. Wie könnte aber in ſolchem Falle Se. Heiligkeit dem Fundamente Ihres Charakters entſagen und Ihre weſentlichſten Verpflichtungen aufopfern, ohne in den Augen Gottes ſtrafbar zu werden? Wenn des Kaiſers Majeſtät die päpſtliche Regierung zu ſtürzen beabſichtigen, ſo vermag Se. Heiligkeit das nicht zu verhindern; aber Ihr bleibt das Vertrauen in den Schutz des Allerhöchſten, und wird Sie, in Demuth des Himmels Beſchlüſſe anbetend, einen letzten Troſt in dem Gedanken finden, daß Gott der Vater und der unumſchränkte Gebieter Aller iſt, und daß ſeinem göttlichen Willen Alle weichen müſſen, ſobald die von ihm vorausbeſtimmte Fülle der Zeit angebrochen ſein wird.“ Am 20. April proteſtirte der Cardinal gegen die Verhaftung des Governatore von Rom, Cavalchini, „ein der Gerechtigkeit nnd der öffentlichen Sicherheit werther Name,“ heißt es in ſeinem Schreiben. Ein fernerer Frevel, zu Terni verübt, veranlaßt den Cardinal zu neuen Beſchwerden: „Dieſer Frevel,“ alſo drückt er ſich aus, „reiht ſich der Unzahl ähnlicher Fälle an, welche der Nachwelt ein Gegenſtand des Staunens ſein werden.“ Nicht minder energiſch ſprach er ſich gegen Alberti, der als Geſchäftsträger des Königreichs Italien den von Rom abberufenen Lefebvre vertrat, aus: „Wie ſchlagend auch die Gründe, die in der an Hrn. Lefebvre gerichteten Note entwickelt, haben des Kaiſers Majeſtät ſich dennoch von der Verwirklichung Ihrer Drohungen nicht abhalten laſſen. Der mächtige Monarch, in deſſen Rechte der heilige Vater vor dem Altare den Scepter und die Hand der Gerechtigkeit gab, iſt ſoweit gegangen, daß er Sr. Heiligkeit, ohne den Schein eines Rechtes, den ſchönſten Theil Ihrer Gebiete nahm.“ In derſelben Note heißt es ferner: „Mag immerhin Gewalt dem heiligen Vater die Ausübung ſeiner Rechte unterſagen, er wird ſie unabläſſig, nach ihrem ganzen Umfange, in ſeinem Herzen bewahren, damit der heilige Stuhl ſie zurücknehmen könne, ſobald es Gott gefällig ſein wird, dem treuen und wahren Gott, der nach der Gerechtigkeit urtheilt, für die Gerechtigkeit ſtreitet, und auf deſſen Gewande, auf deſſen Stien die Worte zu leſen: König der Könige, Herrſcher der Herrſcher.“ Am 22. und 29. Mai ſchrieb der Cardinal an die Biſchöfe der zum Königreiche Italien gezogenen Provinzen des Kirchenſtaates, um ihnen Verhaltungsregeln in den neuen, ihnen aufgezwungenen Beziehungen mitzutheilen. Dergleichen unerſchrockenes Auflehnen gegen einen eiſernen Willen konnte auf die Dauer in Paris nicht unbemerkt bleiben, und Napoleon befahl, in dem Staatsſecretariat ſelbſt den Cardinal zu verhaften und ihn, nöthigenfalls mit Gewalt, nach Sinigaglia zu ſchaffen, ſeine Papiere aber zu verſiegeln. Dem Allen konnte Gabrielli einzig die lebhafte Proteſtation vom 17. Juni, die an den General Miollis gerichtet, entgegenſetzen; der Cardinal Pacca wurde ſein Nachfolger im Amte. Mit Pius VII. wurde Gabrielli nach Frankreich gebracht, und weil er einer jener Cardinäle war, welche der kirchlichen Trauung Napoleon’s mit der Erzherzogin beizuwohnen verſchmähten, wurde ihm, gleich denjenigen ſeiner Collegen, die derſelben Unterlaſſungsſünde ſich ſchuldig gemacht, nach Fouché’s Rath, der Gebrauch der Inſignien ſeiner Würde unterſagt, er auch, für ſeine Perſon, nach Saumur relegirt. Die dortigen Behörden, durch das würdige, milde Benehmen des Kirchenfürſten gewonnen, ließen es ſich angelegen ſein, ihm den unfreiwilligen Aufenthalt möglichſt zu verſüßen. Als Napoleon dem heiligen Vater 1813 erlaubte, die Cardinäle, die er beſonders um ſich zu haben wünſche, einzuberufen, traf, neben Mattei, di Pietro, Pacca und Conſalvi, auch Gabrielli in Fontainebleau ein, und er erwarb ſich in dieſer veränderten Stellung durch mannhafte Rathſchläge neues Verdienſt um das von allen Seiten angefochtene Oberhaupt der Kirche. In deſſen Gefolge kehrte Gabrielli nach Rom zurück, und ihm ſtand die dreifache Krone in Ausſicht, als ſein Ableben, 1822, den Faden dieſer Hoffnung durchſchnitt und die allgemeine Trauer des heiligen Collegiums und der Vielen, denen die ſeltenen und erhabenen Eigenſchaften des Verewigten bekannt geworden, erweckte.

Die venetianiſchen Patricier des Namens Gabrielli leiten ebenfalls ihre Abkunſt von Ugubbio her. Jacob Gabrielli, Senator, 1350, verrichtete mehre Geſandtſchaften und legte dabei hohe Ehre ein. Zehn Jahre ſpäter unterdrückte Peter Gabrielli, Conſigliere zu Zara, eine daſelbſt ausgebrochene, von dem Könige von Ungaen unterſtützte Empörung. Tryphon Gabrielli, in Hinſicht der Reinheit ſeiner Sitten und ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe Sokrates zugenannt, war zu Venedig um 1470 geboren. Beſchränkt auf ſein Landhaus in der Umgebung von Padua, beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit den Wiſſenſchaften, weniger jedoch bedacht, durch Schriften ſich zu verewigen, als vielmehr der großen Anzahl derjenigen, die in gelehrten Zweifeln ſeinen Rath ſuchten, zu dienen. Doch hat man von ihm Dialogo della Sfera (Venedig 1545.), dann, in der Barberiniſchen Bibliothek aufbewahrt, einen handſchriftlichen Commentar zu der Divina Commedia. Bembo, ſein Buſenfreund, hatte ihm eine Leibrente von

Digitized by Google

20 Golddukaten vermacht, er ſollte derſelben aber nur kurze Zeit genieſſen, indem ſein Ende den 19. oder 20. Oct. 1549 erfolgte. Die Aufſchrift der ihm zu Ehren geprägten Medaille: Innocens manibus et mundo corde, iſt dem 23. Pſalm entlehnt. Tryphon's Neffe, Jacob Gabrielli, veröffentlichte Regole grammaticali (Venedig 1545. 4.), welchen des Oheims Anſichten zum Grunde liegen. Ein Gabrielli, Biſchof zu Bergamo, ſtarb 1512. Andreas erſcheint 1510, Zacharias 1516 als Procurator di San Marco; dieſelbe Würde hat Laurentius in dem Kriege um Candia erkauft [2]). Es ſind dieſe Gabrielli Grafen von S. Polo und Aviano, und zeigt ihr Wappen, das ihnen wol mit denen von Ugubbio gemein, im goldenen Schilde einen aus drei blauen und goldenen Schachreihen beſtehenden Querbalken. Keiner der beiden Familien ſcheint uns anzugehören der Cardinal Johann Maria Gabrielli, geb. zu Citta di Caſtello, den 12. Jan. 1654, von unbemittelten Ältern, daher er nicht ohne Schwierigkeit die Schulen durchmachte. Ziemlich ſpät in die Congregation der Feuillantiner aufgenommen, zeigte er ſich unerſättlich in der Fortſetzung ſeiner Studien, während eine exemplariſche Haltung ihm die allgemeine Achtung verdiente. Lector für die Novizen in mehren Klöſtern, dann von Stufe ſich erhebend, wurde er zu Generalprocurator, und nach einiger Jahre Verlauf zum Ordensgeneral erwählt. Als Praeses studiorum in der Propaganda, trat er in die freundſchaftlichſten Beziehungen zu dem berühmten Fabroni, auf deſſen Empfehlung Papſt Innocentius XII. ihn beauftragte, die Meinungen Fénélon's, des Erzbiſchofs von Cambray, den ſogenannten Quietismus, zu prüfen und zu widerlegen. Der nämliche Papſt beehrte ihn auch am 14. Nov. 1699 mit dem Cardinalshute. Des Cardinals Sfondrate Nodus praedestinationis hat Gabrielli in einer eigenen Abhandlung vertheidigt, es iſt dieſelbe aber, gleich ſeinen übrigen Arbeiten, nur in der Handſchrift vorhanden. Er ſtarb zu Caprarola den 17. Sept. 1711. Hingegen ſcheint der ketzeriſche Prälat Gabrielli, von dem Miſſon's Reiſebeſchreibung handelt, allerdings dem römiſchen Geſchlechte anzugehören. Wenn er ſeine Anhänger zu Conventikeln, vorzüglich Abendmahlzeiten, verſammelte, ſoll jederzeit dem Teufel ein Opfer von Menſchenblut, geweihten Hoſtien, Reliquien und ähnlichen Gegenſtänden der Verehrung dargebracht worden ſein, zu geſchweigen, daß viele Kinder lebendig aufgeſchnitten und Jungfrauen unter beſtimmten Ceremonien vor dem Altare und dem Crucifix geſchändet wurden. Und zwiſchen dem Allen figurirt auch noch ein Wachsbild, den Papſt Innocentius XI. vorſtellend; es ſollte derſelbe, mittels der Anwendung beinahe vergeſſener abergläubiſcher Formeln, zum Tode gebracht werden, damit einer von Gabrielli's Vettern St. Peter's Stuhl einnehmen könne. Dieſes Gemiſch von Verrücktheit und Schändlichkeiten bekannte auf der Folter Franz Picchitelli, im gemeinen Leben Cecco Falignāme genannt, der nach Mailand geſchickt worden, den Marcheſe de Buffalo zu ermorden, den Streich aber verfehlt hatte, und wurden die von ihm als der gleichen Ketzerei mitſchuldigen genannten Perſonen, Capra, Alfonſi, der D. Mazutti Oliva, Gabrielli, Pignatta u. ſ. w., zur Rechenſchaft gezogen, und nachdem ſie ihre Lehre abgeſchworen, Einige zu lebenslänglichem, Andere zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt. Gabrielli ſchob alle Schuld auf den Oliva, als den eigentlichen Urheber, und gab lediglich zu, daß er mitunter, ſeinen Scharfſinn zu bewähren, in Geſellſchaften von der Sache geſprochen habe. Es erwirkte auch der Cardinal Altieri bei Gelegenheit der Vermählung ſeiner Nichte mit Marcus Ottobuoni, daß Gabrielli, ſein Vetter, freigegeben werde. Dieſer richtete hierauf an den Papſt und das heilige Collegium einen ſehr demüthigen Brief, ſich ihm Verzeihung zu erbitten, wovon die Folge war, daß er mit der Folter verſchont wurde, auch die gröbſten Beſchuldigungen wegfielen, indem man für gut fand, ihn als einen Verrückten zu behandeln; nur ſolle er ſeine Ketzerei öffentlich in der Kirche zur Minerva und in dem großen Saale des heiligen Officiums abſchwören, was doch noch dahin ermäßigt wurde, daß es in aller Stille, in der Wohnung des Patris Commissarii, in Gegenwart von vier Cardinälen geſchah. Dann wurde ihm zu ſeinem Gefängniß eine Celle in dem Kloſter Monte Caſino angewieſen und ihm ſein Einkommen aus geiſtlichen Pfründen, im Geſammtbetrage von 3000 Scudi, das Kammerklericat und das Amt eines Protonotarius apostolicus participans genommen. Späterhin ließ Papſt Innocentius XII. ihn auf vielfältige Verwendung nach dem Caſtell von Perugia bringen. (*v. Stramberg.*)

GABRIELLI (Pietro Maria), Arzt, wurde am 1. April 1643 in Siena geboren. Sein Vater war ſpaniſcher Officier. Vom Studium der Rechtswiſſenſchaft wandte er ſich bald zu jenem der Naturwiſſenſchaften und der Medicin, und er erhielt die Profeſſur der Botanik und der theoretiſchen Medicin in Siena. Hier gründete er im J. 1691 eine phyſikaliſche Geſellſchaft oder Akademie (Academia physico-critica), in deren Sitzungsſaale er die von ihm beſchriebene Meridianlinie ziehen ließ (Heliometro fisiocritico ovvero la meridiana Sanese etc. [Siena 1703.]). Überhaupt beſchäftigte er ſich in ſeinen ſpätern Lebensjahren ganz mit Phyſik. Als Mitglied der Academia Naturae Curiosorum hat er in deren Ephemeriden mancherlei mediciniſche Beobachtungen geliefert. Er ſtarb, 62 Jahre alt, am 19. Dec. 1705. (*F. W. Theile.*)

GABRIELY (J. Gabriel von), Profeſſor an der Joſephsakademie in Wien, in welcher Stellung er 25 Jahre lang wirkte, ſoll ſich durch eine muſterhafte Methode des kliniſchen Unterrichts große Verdienſte erworben haben. Sie näherte ſich der Sokratiſchen, indem er durch Fragen und Antworten das Problem der Heilung ſo lange ventilirte, bis der Schüler ſelbſt die Auflöſung gefunden

2) „Vanta ancora questa famiglia Porpore di Procuratori, e fama d'Ambasciatori illustri, come anco monumenti d'erudite fatiche de' suoi eroi, continuando tuttavia di dar alla patria soggetti di stima, e d'autorità, come l'Eccellentiss....... che fù nell' impiego rilevante d'Avogadore, facondo Censore de pubblici costumi, appoggio terribile delle leggi, e nell' uno, e nell' altro applaudito ornamento de' tribunali." *Freschot*, Nobilità Veneta.

hatte, oder doch gefunden zu haben glaubte. So berichtet wenigſtens der Profeſſor Wilh. Joſ. Schmitt in ſeiner Gedächtnißrede auf den verſtorbenen k. k. Rath und Profeſſor Dr. J. Gabriel von Gabriely. (Wien 1806.) Wahrſcheinlich iſt alſo Gabriely im J. 1805 oder 1806 geſtorben. (*F. W. Theile.*)

GABRON (Willem), um 1625 zu Antwerpen geboren. Die näheren Umſtände ſeines Lebens ſind faſt gänzlich unbekannt; nur weiß man, daß er Italien beſuchte, mehre Jahre in Rom verweilte, dann aber nach Antwerpen zurückkehrte und dort ſein Leben beſchloß. Um ſo bekannter ſind ſeine Arbeiten, die ſehr geſucht und allgemein bewundert werden. Er malte mit unübertrefflicher Naturtreue: Blumen, Früchte, goldene, ſilberne und porzellanene Vaſen und Gefäße, die er mit ausgezeichnetem Geſchmack zu gruppiren und zu einem höchſt anziehenden Ganzen zu vereinigen verſtand. (*H. Weber.*)

GABROSENTUM (alte Geographie), britiſcher Ort in Britannia Romana, wird in der Notitia Imperii unter den 23 längs des Walles (per lineam valli) befindlichen beträchtlicheren Caſtellen aufgeführt, und zwar nach Axellodunum[1]) und vor Tunnocelum[2]), iſt nach Camden das Städtchen Gateshead im dunelmenſer Gebiete, war nach Mannert vielleicht zu Drumbrugh am Firth of Solway, iſt nach Reichard das heutige Drumbrugh an dem genannten Meerbuſen. (*Ferd. Wachter.*)

Gabs, ſ. Cabes.

GABUCCINI (Hieronymus), ein in der Mitte des 16. Jahrh. lebender italieniſcher Arzt, hat ſich durch folgende Schriften einen Namen gemacht, in denen manche gute pathologiſche Beobachtungen enthalten ſind: De lumbricis alvum occupantibus ac de ratione curandi eos, qui ab illis infestantur. (Venet. 1547. 8. Lugd. 1549. 16.) De comitiali morbo libri tres. (Venet. 1568. 4.) De podagra commentarium, ad faciendam medicinam accommodatum. (Venet. 1569. 4.) (*F. W. Theile.*)

GABY (Jean Baptiste), Superior des Franziskanerkloſters zu Loches im jetzigen Departement der Indre und Loire, zeichnete ſich in ſeinem Wirkungskreiſe durch beſonderen Eifer aus und wurde deshalb von dem Könige Ludwig XIV. mit noch mehren andern Mönchen zu Anfange des Jahres 1686 aufgefodert, ſich nach den franzöſiſchen Beſitzungen an der Weſtküſte von Afrika zu begeben und daſelbſt den Heiden das Evangelium zu predigen. Er ging bereits am 11. März zu Havre unter Segel, berührte die canariſchen Inſeln und landete am 5. Juni zu Fort Louis an der Mündung des Senegal, von wo aus er ſein Bekehrungsgeſchäft betrieb, aber, wie es ſcheint, nicht mit beſonderem Erfolge, da die Eingeborenen nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe keine Luſt zeigten, dem Islam, wozu ſie ſich ſeit langer Zeit bekannten, abhold zu werden. Er benutzte jedoch den fortwährenden Verkehr mit denſelben, um ſich genau über die Beſchaffenheit ihres Landes und über ihre Sitten und Gebräuche zu unterrichten, und legte die Ergebniſſe ſeiner Nachforſchungen und Erfahrungen in einem Werke nieder, welches bald nach ſeiner Heimkehr erſchien und den Titel führt: Relation de la Nigritie, contenant nne exacte description de ses royaumes et de leurs gouvernements, la religion, les moeurs, coutumes et raretés de ce pays, avec la decouverte de la rivière du Sénégal, dont on a fait une carte particulière. (Paris 1689. 12.) Obſchon der Verfaſſer in der Einleitung die Reiſenden, welche vor ihm dieſe Gegenden beſuchten, der Unzuverläſſigkeit und Unwiſſenheit bezüchtigt und eine genauere Beſchreibung des Landes verſpricht, ſo findet man doch in dem Buche ſelbſt kaum eine dürftige Aufzählung verſchiedener Reiche und Volksſtämme, welche zur Bereicherung der Erdkunde wenig oder Nichts beiträgt. Seine Behauptung, daß der Senegal kein Arm des Nil ſei, ſondern aus einem See im Lande Borno entſpringe und ſich in verſchiedene Arme, welche die Namen Gambia, Rio grande u. ſ. w. führten, theile, ſtützt ſich auf Ausſagen und Vermuthungen der Eingeborenen und nähert ſich in ſoweit der Wahrheit, als alle dieſe Flüſſe der nämlichen Gebirgskette, der Mandingoterraſſe, entſpringen. Auch über Timbuktu erhielt Gaby einige dunkle Andeutungen, er hielt es aber für unmöglich, ohne Begleitung von wenigſtens 1000 Bewaffneten in das Innere vorzudringen. Was die Beſchaffenheit und Naturgeſchichte des Landſtrichs an der Senegalmündung betrifft, ſo weiß er nur einiges Bemerkenswerthe über die gewaltigen, dem Menſchen, und beſonders dem Europäer, ſo ſchädlichen Regengüſſe und über einige Bäume und Thiere, die er aber nicht hinreichend genau beſchreibt, beizubringen; deſto weitläufiger läßt er ſich über die Bewohner ſelbſt, über ihre religiöſen Gebräuche und Feſte, ihre Nahrungsmittel, ihre ehelichen Verhältniſſe, ihre Art und Weiſe Krieg zu führen und über die Bildungsſtufe, worauf ſie damals ſtanden, aus, und in dieſer Beziehung enthält das Buch manches jetzt noch Brauchbare. Gaby kehrte nach einem Aufenthalte von etwa zwei Jahren zu Fort Louis nach ſeinem Vaterlande zurück. Seine ſpäteren Schickſale und die Zeit ſeines Todes ſind uns unbekannt. (*Ph. H. Külb.*)

GACAN, Cacan, Chagan (griech. Χαγάνος) (Könige der Avaren), iſt ein Appellativum, das von den Geſchichtſchreibern als Eigenname gebraucht wird. Gregor von Tours[1]) ſagt in Beziehung auf den Gacan, welchen man durch den erſten bezeichnet findet: Sed et Rex Chunnorum (wie er die Avaren nennt) multa munera regi Sygiberto dedit; vocabatur autem *Gaganus*, omnes enim reges gentis illius hoc nomine appellantur. Paulus Diaconus[2]) ſagt in Beziehung auf den Gacan I.: Per idem tempus rex Hunnorum[3]) legatos ad Agilulfum Mediolanum mittens etc., und an einer

1) Vermuthlich Brugh, weſtlich von Carlisle. 2) Wahrſcheinlich Roulneſ an der Weſtſpitze des Frith of Solway; ſ. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 2. Th. 2. H. S. 126.

1) *Gregorius Turonensis*, Histor. Lib. IV. Cap. 29 (apud *Freherum*, Corp. Hist. Franc. T. II. p. 82). 2) De Gestis Langobardorum Lib. IV. Cap. 13 (apud *Muratorium*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 457. 3) Lib. II. Cap. 10 (p. 429): Hunni, qui et Avares; ſ. auch Lib. I. Cap. 27 (p. 421).

Digitized by Google

andern Stelle [4]): Hoc quoque tempore misit Agilulfus rex *Cacano regi Avarorum* artifices ad faciendas naves, cum quibus isdem *Cacanus* insulam quandam in Thracia expugnavit. Cacan bedeutet aller Wahrſcheinlichkeit nach ſoviel als Groß-Khan. Muratori [5]) ſagt in Beziehung auf Gacan I.: „Bajanus, ein Heerführer oder König der Avaren, der auch Gaganus genannt wird (welches ein Titel iſt, den die andern Könige der Hunnen, die hernach Herren von Ungarn wurden, führten"), und weiter unten: „Der König der Hunnen, mit Namen Gaganus, ſchickte dem Könige Sigiberto hernach ebenfalls Geſchenke [6]). Endlich [7]) bemerkt er im Betreff der Türken zum J. 549: „Der Fürſt dieſer Nation hieß damals Diſabolus, welcher gleichfalls den Titel Gaganus führte, der, wie wir gezeigt haben, auch bei den Fürſten der Avaren gebräuchlich war, woraus wir abnehmen, daß es keine Benennung der Perſon, ſondern der Würde geweſen ſei. Paulus Diaconus [8]) ſagt in Beziehung auf Gacan II.: Circa haec tempora (nämlich zur Zeit als Kaiſer Phokas ermordet ward und Heraclius die Regierung antrat), rex Avarorum, quem suâ linguâ Cacanum appellant etc. Fredegar (Cap. 48) bemerkt in Beziehung auf Gacan II.: Sclavi jam contra Avares cognomento Chunnos et Regem eorum Gaganum coeperunt rebellare. Gacan I. wird von Menander Protector [9]) Bajanus (*ὁ Βαϊανὸς*) genannt. Aber es iſt ſehr zweifelhaft, ob, wie Neuere annehmen, Bajan wirklich der Eigenname dieſes Groß-Khans der Avaren geweſen, oder ob nicht vielmehr *Βαϊανὸς* verderbt aus *Χαγάνος* iſt. Corippus [10]), welcher ſehr umſtändlich die Audienz der Geſandtſchaft, die der Groß-Khan an Juſtinus geſandt hatte, beſchreibt, braucht den Namen Bajanus nicht, ſondern läßt den Geſandten ſagen:

Rex Avarum, Cagan, debellans intima mundi etc.,

und den Kaiſer:

Ergo signa meis Cagan contraria signis
Ferre parat etc.

Nach dieſen Bemerkungen über den Würdenamen der Groß-Khane, welcher von den griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern, ungeachtet es ihnen nicht unbekannt war, daß es ein Appellatioum war, als Eigennamen gebraucht wird, gehen wir zur Angabe der Thaten Gacan's I., II. und III. über.

1) Gacan I., war der mächtigſte und berühmteſte Groß-Khan der Avaren, welcher dieſelben aus Aſien nach Europa führte. Er war, wenn wir der Schilderung ſeines Geſandten Glauben beimeſſen, ein Weltſtürmer, wie Attila. Corippus läßt nämlich den Geſandten des Groß-Khans bei der Audienz, die ihm Kaiſer Juſtinus gab, ſagen:

Rex Avarum, Cagan, debellans intima mundi,
Famosos stravit magna virtute tyrannos,
Innumeros populos, et fortia regna subegit.

Namentlich kämpfte dieſer Groß-Khan der Avaren mit den Perſern, denn ſein Geſandter ſagt von ihm:

Quem Persae timuere feri, genibusque minanti
Admonuere manus, pacem meruere precando.
Ni fieret, frustra celsis Babylonia muris
Cincta foret, dominos humeris nunc ferre parata.

Die Züge des Groß-Khans im Süden und Norden drückt ſein Geſandter auf folgende Weiſe aus:

Rupimus Euphratem, gelidos superavimus amnes,
Hybernasque nives, cursus, qua frenat aquarum
Frigus, et amnigenis fit durior unda metallis.

Der Kaiſer in ſeiner Antwort:

Quid profugos laudas famaque attollis inani
Extorrem populum? quae fortia regna subegit:
Effera gens Avarum proprias defendere terras
Non potuit, sedesque suas fugitiva reliquit,

wirft den Avaren vor, daß ſie ihre Sitze als Flüchtlinge verlaſſen. Auch macht der römiſche Feldherr Priscus, wie die Historia Miscella p. 119 erzählt, im 16. Jahre der Regierung des Kaiſers Mauritius (597) dem Groß-Khan den Vorwurf, daß er aus dem Orient geflohen. Der Andrang anderer Völker kann immer die Veranlaſſung geweſen ſein, daß die Avaren auswanderten, ohne jedoch vorher beſiegt worden zu ſein, obwol man annimmt, daß ſie von den Türken beſiegt aus der Tatarei gezogen ſein [11]). Da die Avaren in mehre Zweige geſpalten waren, und einer derſelben den Türken unterworfen war, ſo konnte Juſtinus daran Gelegenheit nehmen, von den Avaren überhaupt verächtlich zu ſprechen. Von dem Hauptzweige der Avaren läßt ſich annehmen, daß ſie dem allgemeinen Drange der Wanderungsluſt der Völker von Oſten nach Weſten folgten. Ob die Hunnen oder Avaren, von welchen Evagrius (V, 1) ſagt, daß ſie der Macht und der Grauſamkeit der angrenzenden Türken nicht widerſtehen können, und daher genöthigt geweſen, ein anderes Land zu ſuchen, dieſelben ſeien, von deren Beherrſchern wir hier handeln, wird zwar gewöhnlich, aber ohne hinlänglichen Beweis angenommen. Daß dieſe mächtigſten Avaren ihre Länder, als ſie auszogen, andern überlaſſen mußten, iſt natürlich, weil ſie, um ſie zu behaupten, und auch zugleich Eroberung zu machen, und die Welt zu plündern, eine noch größere Macht hätten haben müſſen, als ſie ſchon hatten. Die Größe des Heeres des Groß-Khans ſucht ſein Geſandter auf folgende Weiſe zu veranſchaulichen:

Cujus [12]) Threicum potis est exercitus Hebrum

4) Lib. IV. Cap. 21 (p. 459). Vergl. Cap. 11 (p. 457): Iisdem ipsis diebus Bajoarii usque ad duo millia virorum super Slavos irruunt, superveniente *Cacano* (Cod. Ambr. *Cacano rege*) omnes interficiuntur. 5) Geſchichte von Italien. 3. Th. ([illegible]46.) S. 523. 6) S. 526. 7) S. 539. 8) Lib. [illegible] p. 465. 9) Ex historia Menandri Protectoris, [illegible] legationibus, inter Script. Hist. Byzant. Tom. I. [illegible] Laudibus Justini Lib. III. v. 231—330.

11) *Deguignes*. Hiſtoire des Huns L. V. p. 368 seq. Karamſin, Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. I. Bd. (Riga 1820.) S. 19. 231. Vorſichtiger ſagt Thunmann, Unterſuchungen über die Geſchichte der öſtlichen europäiſchen Völker I. Th. S. 82: „Vielleicht hatten ſie (die Türken) um das J. 492 die Avaren aus den alten Wohnſitzen derſelben vertrieben, die nachher nordwärts über dem Jaxartes ſaßen. *Menandri* Exc. p. 162. Turxanth ſagt im J. 576, daß die Var und die Chunni den Avaren, ihren Herren, und den Slawen die Türken entlaufen ſeien." 12) Cagani, Regis Avarum.

Digitized by Google

Exhausto siccare lacu, fluviumque bibendo
Nudare, et nondum potu satiatus abire.

Ungeachtet dieſer Übertreibung iſt doch gewiß, daß die Avaren ein großes Volk waren, und für die geſcheuteſten unter allen daherum wohnenden Nationen gehalten wurden [13]). Sie überfielen die Utiguren und Kutriguren [14]), trieben die Sabiren von der Wolga nach Perſien, und gelangten darauf zu den Anten. Einer der Fürſten der Kutriguren, ein Freund der Avaren, reizte die Avaren zur Bekriegung der Anten an, und es ergaben ſich folgende in die Jahre 560, 561 und 562 fallende Ereigniſſe. Die Avaren, welche bereits gegen mehre Völker ſiegreich geweſen waren, ſiegten auch über die Anten, und verwüſteten darauf das Land derſelben. Den von den Anten zu dem Sieger, dem Groß-Khan, zum Behufe der Auslöſung einiger Gefangenen geſchickten Geſandten Mazamir, einen der angeſehenſten Heerführer, berauben die Avaren, durch den kutriguriſchen Fürſten verhetzt, des Lebens, und verüben in dem Gebiete der Anten noch grauſamere Verheerungen als das erſte Mal. Die Avaren, bis an die Stadt Bosporus (am cimmeriſchen Bosporus, d. h. der Meerenge der Palus Mäotis, oder des aſow'ſchen Meeres und des Pontus Eurinus oder des ſchwarzen Meeres) vorgedrungen, verließen kurz darauf die Ufer deſſelben, zogen ſich nordwärts über die Palus Mäotis, ſchlugen ſich auf dem Wege mit allen Völkerſchaften, welche ſie trafen. Der Schauplatz dieſer Kämpfe war Scythia minor, in welcher die Avaren ſich herumtrieben. Endlich erreichten ſie das Geſtade der Donau, von wo aus ſie im J. 563 eine zweite Geſandtſchaft an den Kaiſer Juſtinian ſchickten. Die erſte Geſandtſchaft an denſelben hatten ſie bereits im J. 557 abgeſchickt, und ihm ihre Dienſte wider die Feinde des römiſchen Reichs angeboten. In der Hoffnung, daß er die Avaren würde brauchen können, die Völker an der Donau im Zaume zu halten, hatte Juſtinian im J. 558 ein Bündniß mit ihnen geſchloſſen. Jetzt (im J. 563) ſtanden ſie ſelbſt an der Donau, und verlangten durch eine zweite Geſandtſchaft von dem Kaiſer von Neuem ein Land zur Wohnung [15]). Er bot ihnen das zweite Pannonien (um Singidon und Sirmium) an, wo vormals die Heruler gewohnt hatten. Aber ſie entgegneten, ſie wollten lieber auf der andern Seite der Donau bleiben. Dem Kaiſer ward hinterbracht, dieſes ſei nicht ihr Ernſt, ſondern ſie hätten beſchloſſen, ſobald als die Geſandten zurückgekommen wären, über die Donau zu gehen und die Römer zu bekriegen. Der Kaiſer ſchlug ihnen ihre Bitte ab und ſchickte den Feldherrn Bonus mit einem anſehnlichen Heere zur Bewachung des Ufers der Donau ab. So nach Menander [16]). Auch Victor Tunnenſis [17]) ſagt: Eo anno (563) Justinianus Princeps, legatos gentis Abarorum, unde venerant, facit. Gleichwol läßt Corippus den Geſandten des Groß-Khans bei der Audienz, die ihm Kaiſer Juſtinus II. 566 giebt, ſagen:

Nunc ripas Scythici victor rex contigit Istri,
Densaque per latos figens textoria campos,
Ad tua nos princeps haec splendida moenia misit:
Annua praelargi patris solatia vestri
Sumere tempus adest. Sanctus quae praebuit ille
Vos etiam praebere decet, si foedera pacis
Intemerata tibi, si mavis pacta manere,
Debita quaerenti transmittite munera regi.

Hieraus geht hervor, daß Juſtinus ein Bündniß mit den Avaren geſchloſſen und ihnen Geſchenke gemacht. Auch wagt Juſtinus dieſes nicht zu leugnen, ſondern ſucht es nur zu beſchönigen, indem er ſagt:

. — — — — — — Terrore putatis
Id nostrum fecisse patrem, miseratus egenis
Et profugis, quod dona dedit?

Nur bleibt zweifelhaft, ob ſich das, was der Geſandte des Groß-Khans ſagt, ſich blos auf die erſte Geſandtſchaft bezieht, welche entweder im December 557 oder im Januar 558 in Byzanz ankam. Durch dieſe Geſandtſchaft rühmten, wie Menander [18]) erzählt, die Avaren dem Kaiſer Juſtinian, daß ihre Nation die ſtärkſte und zahlreichſte unter den nördlichen Völkern und unüberwindlich ſei, und erboten ſich, mit ihm ein Bündniß zu machen, und ihm zu dienen, wenn man ihnen ein gutes Stück Land zu ihrer Wohnung und ein jährliches Geld zum Geſchenke geben würde. Der damals ziemlich alte Juſtinianus liebte Frieden und Ruhe, und ſchickte daher den Valentinus als ſeinen Geſandten, mit goldenen Ketten, Betten, ſeidenen Kleidern und andern Geſchenken an ſie ab. Valentinus pries ihnen dieſe Geſchenke dergeſtalt an, daß ſie bewogen wurden, die Ongoren oder Uhgaren eine Zeit lang zu bekriegen. Zweifelhaft bleibt, ob das, was der Geſandte des Groß-Khans bei Corippus ſagt, ſich blos hierauf bezieht, oder ob nicht vielmehr, was wahrſcheinlicher iſt, Juſtinian auch ſpäter noch, als die Unterhandlungen wegen Einräumung eines Landes zur Wohnung bei der zweiten Geſandtſchaft ſich zerſchlagen hatten, dem Groß-Khan ein jährliches Geld zum Geſchenke fortzahlte, um ihn nicht zu ſehr zu reizen, aus Vorſicht jedoch das Ufer der Donau bewachen ließ. Daß Juſtinian das Jahrgeld fortbezahlt, läßt ſich auch aus Menander ſchließen, denn auch nach ihm foderten die Avaren durch ihre Geſandtſchaft, welche ſie nach dem Tode des Kaiſers Juſtinian bei dem Antritt des Kaiſers Juſtinus II. im J. 566 an dieſen ſchickten, die jährlichen Geſchenke, welche Juſtinus ihnen zu ſchicken gepflegt, und verſuchten, noch mehr zu erlangen. Juſtinus gab ihnen eine abſchlägige Antwort. Hierdurch machte ſich Juſtinus bei ſeinen Unterthanen beliebt, und Corippus behandelt daher dieſe Geſandtſchaft des Groß-Khans auf das Umſtändlichſte. Menander knüpft an die abſchlägige Antwort des Kaiſers Juſtinus II. im J. 566, daß die Avaren hierdurch bewogen, in das Land der Franken hinweggegangen. Dieſes muß auf die zweite Heerfahrt des Groß-Khans gegen die

13) *Theophylactus Simocatta*, Histor. L. VII. c. 8. p. 173. 14) Wahrſcheinlich hatten die Avaren nur einen Theil der in Zwieſpalt lebenden Kutriguren bekriegt; denn einer der Fürſten derſelben war ein Freund der Avaren. 15) *Evagrius*, H. E. L. V. c. 1. 16) p. 100. 101. 17) Chronicon. Ingolstadi 1600. p. 49.

18) p. 99.

Digitized by Google

Franken (566 oder 567) bezogen werden; denn die erſte geſchah kurz[19]) nach dem Tode Chlothar's, des Königs der Franken (561). Als deſſen Reich unter ſeine Söhne getheilt war, fielen die Avaren in Sigbert's Theil ein. Dieſer zog mit dem Heere gegen ſie, beſiegte ſie und trieb ſie in die Flucht. Den Schauplatz der Schlacht gibt Paulus Diaconus auf dieſe Weiſe an: Quibus ille in Thuringia occurrens, eos juxta Albim fluvium potentissime superavit, woran kein Anſtoß iſt, da das alte Thüringen größer als das jetzige. Wenn Gregor von Tours an den Sieg und die Vertreibung der Chunnen, wie er die Avaren nennt, die Bemerkung knüpft, daß ihr König nachmals Freundſchaft mit demſelben (Sigbert) durch Geſandte erlangt, nämlich sed postea Rex eorum amicitias cum eodem per legatos meruit, ſo könnte man dieſes vielleicht auf den endlichen Friedensſchluß bei der zweiten Heerfahrt des Groß-Khans gegen das Frankenreich beziehen wollen. Aber Paulus Diaconus fährt unmittelbar fort: eisdem petentibus pacem dedit. Es iſt daher mit Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß nun Friede zwiſchen dem Groß-Khan und den Franken beſtand, bis jener im J. 566 oder 567, als er ſah, daß er den Kaiſer Juſtin II. nicht zu einem Jahrgelde bewegen konnte, ſeine Abſichten nun wieder gegen den Weſten richtete, und dieſes Mal glücklicher als das erſte Mal. Paulus Diaconus gibt den Schauplatz an, indem er ſagt: Und wieder kämpften die Avaren mit Sigbert an den Orten, wo auch früher (alſo wieder im vormaligen Thüringen, an der Elbe), warfen die Franken zu Boden und erlangten den Sieg. Gregor von Tours[20]) erzählt: Die Chunnen unternahmen aber wieder nach Gallien zu kommen. Wider ſie zog Sigbert mit dem Heere, und hatte für ſich eine große Menge tapferer Männer. Als ſie kämpfen ſollten, zeigten jene, mit Zauberkünſten ausgerüſtet, ihnen verſchiedene Phantaſien, und überwanden ſie ſehr. Neuere[21]) erklären den Unfall dadurch, daß in der Geſtalt der Avaren etwas Entſetzliches gelegen, und ihre Art, die Haare zu tragen, etwas Furienähnliches gehabt. Doch war das allerdings häßliche Äußere den Franken Sigbert's nicht ganz unbekannt, denn ſie hatten ja vier oder fünf Jahre vorher einen Sieg über ſie gewonnen. Unentſchieden muß bleiben, ob das, was Gregor von den durch die Zauberkünſte der Hunnen den Franken gezeigten Truggebilden ſagt, reine Sage iſt, oder ob irgend eine Täuſchung natürlicher Art ſtattgehabt habe. Da ungewöhnliche Dinge, wie hier paniſches Schrecken unter dem Heere der tapfern Franken Sagen zu erzeugen pflegen, und den Avaren von häßlichem, gleichſam teufliſchem Ausſehen, Zauberkünſte zuzuſchreiben, ſehr nahe lag, ſo kann die Sage von Truggebilden ſehr gut reine Sage ſein. Gregor erzählt weiter: Als aber das Heer Sigbert's floh, wurde er ſelbſt eingeſchloſſen von den Hunnen zurückgehalten. Ob in den Worten des Gregor ipse inclusus a Chunnis retinebatur, wie ein Theil der Neueren[22]) annimmt, eine wirkliche Gefangennehmung des Königs Sigbert liegt, oder ob er blos eingeſchloſſen, z. B. auf einem ſchwer zugänglichen Berge, von den nur zu Roſſe zu kämpfen gewohnten Avaren umringt war, muß unentſchieden bleiben. Für erſteres ſcheint zu ſprechen, daß Gregor fortfährt: nisi postea (ut erat *elegans* et versutus) quos non potuit superare virtute proelii, superavit arte donandi. Doch kann Sigbert's angenehmes Äußere, auch wenn er nicht gefangen war, bei den Unterhandlungen gute Dienſte geleiſtet haben. Auch würde der Groß-Khan, wenn Sigbert wirklich ſchon gefangen war, für ſeine Freilaſſung gewiß ein großes Löſegeld verlangt haben. Gregor ſpricht nur von Geſchenken. Daher iſt es ſicherer, blos zu ſagen, daß Sigbert von den Feinden ſo eingeſchloſſen geweſen, daß er verloren geſchienen[23]). Auch nehmen die Worte des Gregor von Tours die Gesta Francorum epitomata Cap. 61 nicht als von einer Gefangennehmung des Königs durch die Avaren handelnd, ſondern drücken ſie aus, durch: Sighibertus a Chunis circumdatur. Wir legen daher in die Worte Gregor's dieſen Sinn: Sigbert von den Feinden eingeſchloſſen (umſtellt) und von dem größten Theile ſeines Heeres abgeſchnitten, wäre nicht entkommen, wenn er nicht als ein einnehmender und verſchlagener Menſch über diejenigen, welche er nicht durch die Kraft der Schlacht überwinden konnte, durch kluge, mit Geſchenken verbundene Unterhandlungen geſiegt hätte[24]). Worin die Mittel zu Geſchenken beſtanden, ſagt Gregor von Tours nicht. Man kann annehmen, daß der Frankenkönig ſie ähnlich wie der von den Spaniern gefangene Ynka von Peru, durch die Seinigen habe herbeiſchaffen laſſen, und hierauf ließe ſich das postea beziehen. Aber dieſes läßt ſich noch beſſer ſo deuten, daß Sigbert eine Zeit lang belagert ward, bevor es ihm gelang, ſich durch Unterhandlungen und Geſchenke zu retten. Die Mittel hierzu beſtanden wahrſcheinlich in dem Gelde und den Koſtbarkeiten, welche der König und ſeine Umgebung bei ſich hatten. Wahrſcheinlich war der Königsſchmuck darunter, denn Gregor fährt fort: nachdem nämlich er (Sigbert) Geſchenke gegeben, ging er mit dem Könige (dem Groß-Khan) ein Bündniß ein, daß ſie Zeit ihres Lebens nicht gegeneinander Kriege oder Schlachten bewegen (zu Felde ziehen) wollten; und das wird ihm nach rechter Abwägung mehr zum Lobe, als zu irgend

19) *Gregorius Turonensis* Lib. IV. Cap. 22. p. 59 fährt, nachdem er erzählt hat, wie Chlotar's Söhne das Reich ihres Vaters unter ſich getheilt und wo jeder ſeinen Sitz genommen, fort: Nam post mortem Chlotharii regis Chuni Gallias adpetunt etc. Die Gesta Francorum epitomata Cap. 30 (ap. *Freherum* T. I. p. 71): Igitur post mortem Chlotharii regis Chuni commoti cum *Cagano* rege suo Gallias venire destinant; und *Paulus Diaconus* Lib. II. Cap. 10: Eo quoque tempore, comperta Huni, qui et Avares, morte Chlotharii regis, super Sigisbertum ejus filium irruunt. 20) Lib. IV. Cap. 30. p. 82. Gesta Francorum epitomata Cap. 61 ap. *Freherum* T. I. p. 108. 21) *Daniel*, Histoire de France. T. I. (à Amsterdam 1742.) p. 256.

22) z. B. *Daniel* p. 268 ſagt: il fut investi et enfin pris. Il fut conduit à la tente du vainqueur etc. 23) Ferdinand Wachter, Thüringiſche und oberſächſiſche Geſchichte. 1. Th. S. 45. 24) Vergl. Mascow, Geſchichte der Teutſchen. 2. Th. S. 179: „Er ſchickte dem Khan, was er von koſtbaren Sachen aufbringen konnte u. ſ. w." Doch S. 178 bezieht er, was Menander S. 113 C. erzählt, daß nämlich die Avaren in das Land der Franken gegangen, irrig auf ihre erſte Heerfahrt dahin.

Digitized by Google

einem Tadel angerechnet. Dieſe Bemerkung bezieht ſich wahrſcheinlich nicht blos auf die Art des Schließens des Friedens und des Bündniſſes, ſondern wol vorzüglich auf die Art und Weiſe, wie er ihn erlangte, indem er ſich freien Abzug erkaufte. Was Menander[25]) erzählt, bezieht ſich nicht hierauf, ſondern auf Sigbert's kluges Verfahren, den Groß-Khan und deſſen Heer aus dem Reiche zu bringen. Es iſt folgendes: Als die Abaren (Avaren) und Franken ein Bündniß mit einander gemacht, und der Friede Feſtigkeit hatte, zeigte Bajanus, der Heerführer der Abaren, Sigbert'en, dem Heerführer der Franken an, daß ſein Heer Mangel an Lebensmitteln litte; es zieme ihm, da der König bei den Seinigen ſei, keineswegs, ein durch Bündniß mit ihm verbundenes Heer zu vernachläſſigen. Er verſprach, daß er, wenn er (Sigbert) das Heer der Abaren mit den Bedürfniſſen erquickt haben würde, am dritten Tage aufzubrechen und nicht länger an dieſen Orten zu verweilen. Als dieſes Sigberten verkündigt wurde, ſchickte er den Abaren ſogleich Hülſenfrüchte, Schafe und Rinder. Auch der König der Avaren, der, wie Gregor bemerkt, Gaganus genannt wurde, ſchickte, wie derſelbe erzählt, dem König Sigbert viele Geſchenke. Der Groß-Khan hatte alſo von dieſer Seite keine Hinderung bei ſeinen Eroberungen zu fürchten. Die Zerſtreuung und theilweiſe Vernichtung der Gepiden durch den Groß-Khan der Avaren und durch die Langobarden geſchah nicht, wie Manche angenommen haben, unter Juſtinian, ſondern unter ſeinem Nachfolger Juſtin. Corippus I. läßt den Juſtinus bei der Leiche Juſtinian's ſagen, daß die Araber, Franken, Gepiden und Gothen

> Totque aliae Gentes, commotis undique signis
> Bella movent — — —.

Joannes Biclarienſis (Chron. p. 37) ſagt, daß im ſechſten Jahre des Kaiſers Juſtin's, welches das vierte Jahr des Königs Leonegild (des Königs der Weſtgothen) ſei (alſo im J. 571), das Reich der Gepiden ſeine Endſchaft erreicht habe. Wiewol dieſe Angabe (nämlich das J. 571) nicht richtig ſein kann, ſo geht doch aus dem, was er weiter erzählt, nämlich daß die Schätze des im Felde gefallenen Königs Cunicmund (Kunimund) durch Traſarik, einen Biſchof Arianiſcher Sekte, und Reptilas, Cunicmund's Neffen, dem Kaiſer Juſtin nach Conſtantinopel vollſtändig gebracht worden (nämlich wol von den Genannten als den Siegern, den Avaren und Langobarden, entronnen), aus Obigem, ſagen wir, geht doch hervor, daß der Sturz des Gepidenreichs ſich unter Juſtinus zutrug. Auch erhellt aus Menander, daß der Groß-Khan erſt zur Zeit des Juſtinus das Reich der Gepiden ſtürzen half. Menander[26]) erzählt nämlich Folgendes: König Alboin, der König der Langobarden, welcher ſeine Feindſchaft, die er gegen die Gepiden übte, nicht aufgab, und auf jede Art die Macht der Gepiden zerſtören zu müſſen glaubte, ſchickte Geſandte an Bajanus, wie Menander den Heerführer der Avaren, wofür andere Chaganus brauchen, nennt, und ermahnte ihn zur Abſchließung einer Waffengenoſſenſchaft. Die Geſandtſchaft bat den Bajan, daß er ſie (die Langobarden), die alles Böſe von den Gepiden, ja auch von den dem Volke der Abaren (Avaren) ſo feindſeligen Römern, welche den Gepiden im Kriege beigeſtanden, zu erwarten hätten, nicht verachten möchte. Die Langobarden, wie ſie weiter vorſtellten, brannten vor Verlangen, den Juſtinus zu ſtürzen, welcher unter allen Königen der größte Feind der Avaren ſei. Juſtinus hatte, wie Menander weiter bemerkt, die nicht lange vorher von ſeinem Schweſterbruder Juſtinianus geſchloſſenen Verträge für Nichts geachtet, und die Abaren (Avaren) der gewohnten Geſchenke beraubt. Wenn die Avaren, ließ Alboin weiter dem Groß-Khan durch ſeine Geſandten vorſtellen, ſich mit den Langobarden verbänden, ſo würden ſie unbeſiegbar ſein, und nach Vertreibung der Gepiden die Habe und das Land derſelben gemeinſchaftlich (mit den Langobarden) erlangen. Dann könnten in Zukunft die Avaren, da ſie ganz Skythien ſich unterworfen, ein glückliches Leben führen. Von da werde es ihnen leicht ſein, Thracien in Beſitz zu nehmen, und von da ausbrechend mit leichter Mühe die Länder der Römer mit den Waffen zu durchſtreifen und bis nach Byzanz zu dringen. Auch ſagten die Geſandten der Langobarden, es ſei gerathen für die Abaren, den Römern mit Kampf zuvorzukommen. Bajanus nahm die Geſandtſchaft der Langobarden zwar an, gab ſich aber das Anſehen, als wenn er ſie gering achtete, um ſie auf dieſe Weiſe zu Bedingungen, welche ſeinen Verhältniſſen nützlicher waren, zu verlocken. Er äußerte bald, daß er nicht könne, bald, daß er könne, aber nicht wolle. Nachdem er ſich auf alle Seiten in ſeinen Reden gewendet, und die Bittenden durch alle Art von Trug erſchüttert hatte, ſagte er endlich, er wolle ihrem Geſuch Gehör geben, aber nur unter der Bedingung, daß er den zehnten Theil der vierfüßigen Thiere, welche zu jener Zeit bei den Langobarden waren, ſogleich erhielte, und wenn ſie ſiegten, die Hälfte der Beute, und das ganze Land der Gepiden ihm zugehören ſollte. Als man hierüber auf dieſe Weiſe übereingekommen war, traf man Anſtalten, die Gepiden zu bekriegen. Dieſe, welche von Juſtinian unterſtützt worden waren, wurden von ſeinem Nachfolger ohne Beiſtand gelaſſen. Da Menander's Werk nur in Bruchſtücken, welche Geſandtſchaften und Unterhandlungen betreffen, auf uns gekommen iſt, ſo fehlt ſeine Darſtellung des Herganges des Krieges zwiſchen dem Groß-Khan der Avaren und Alboin auf der einen, und Kunimund auf der andern Seite. Aber den Erfolg des Krieges erfahren wir beiläufig, denn an einer Stelle[27]) ſagt der Geſandte Bajan's, Namens Tragitius, zu Juſtinus, daß von ihm die Macht der Gepiden zerſtört worden ſei, und an einer andern Stelle[28]), wo der Groß-Khan die Stadt Sirmium von den Römern fodert, macht er geltend, er thue dieſes mit Recht, weil vorher dieſe Inſel die Gepiden gehabt haben; ihre Sachen und die Städte der Inſel können ſich die Avaren, welche ſie beſiegt, mit größerem Rechte zueignen, als die Römer, und endlich wieder an einer andern Stelle ſagt

25) p. 110 B. 26) Ibid.

27) p. 114: καὶ ὅτι τῶν Γηπίδων ὑπ' αὐτοῦ διέφθαρτο πράγματα. 28) p. 154.

Digitized by Google

der Groß-Khan: alle Gepiden ſeien ſeiner Gewalt und Botmäßigkeit anheimgefallen, weil er ſie beſiegt gehabt habe. Paulus Diaconus [29]) erzählt von der Theilnahme der Avaren an der Beſiegung der Gepiden Folgendes: Alboin ging mit den Avaren, welche zuerſt Hunnen, nachher von dem Namen ihres Königs Avaren genannt worden ſind, ein ewiges Bündniß ein, nachher zog er zu der von den Gepiden vorbereiteten Schlacht [30]). Als dieſe von der andern Seite gegen ihn eilten, fielen die Avaren, wie ſie mit Alboin feſtgeſetzt hatten, in das Land der Gepiden. Die traurige Nachricht kommt zu Kunimund, daß die Avaren in ſeine Grenzen eingefallen ſeien. Obwol beſtürzt und von beiden Seiten in Bedrängniß geſetzt, ermahnt er doch die Seinigen, zuerſt mit den Langobarden zu kämpfen. Wenn ſie dieſelben zu beſiegen vermöchten, würden ſie zuletzt das Heer der Hunnen aus dem Lande vertreiben. Es wird eine gewaltige Schlacht geſchlagen. Die Langobarden ſiegen, und wüthen ſo ſehr gegen die Gepiden, daß kaum ein Bote übrig bleibt. Hiernach hätte alſo der Groß-Khan zwar an dem Sturze des Gepidenreichs, aber nicht an der ihr Heer vernichtenden Schlacht Theil genommen. Aber man muß dabei erwägen, daß in den Alboin feiernden Liedern, von welchen Paulus Diaconus Nachricht gibt, die Thaten dieſes langobardiſchen Helden ſo hoch als möglich erhoben waren, und der Antheil der Avaren an der Vernichtungsſchlacht nicht erwähnt war. Aus den Liedern iſt auch wol die Angabe des Paulus Diaconus, daß die Schlacht praeparatum a Gepydis bellum, d. h. eine Schlacht, zu der die Gepiden herausgefodert, und das Schlachtfeld beſtimmt hatten. An einer ſolchen Schlacht, welche für die heldenmäßigſte galt, konnten die Sänger die Avaren nicht Theil nehmen laſſen. Sie benutzten daher von der Theilnahme der Avaren an dieſem Kriege nur den Umſtand, welcher tragiſch wirkte, daß Kunimund durch die Nachricht von dem Einfalle der Gepiden zwar prostratus animo wird, aber dennoch die Schlacht mit den Langobarden mit aller Kraft ſchlägt. Das Geſchlecht der Gepiden wurde, erzählt Paulus Diaconus weiter, dergeſtalt vermindert, daß ſie ſeit jener Zeit keinen König mehr hatten, ſondern ſämmtliche [31]), welche den Krieg zu überleben vermochten, wurden entweder den Langobarden unterworfen oder ſeufzen bis heute, ſagt Paulus Diaconus, den ihr Land beſitzenden Hunnen (Avaren) mit hartem Joch unterworfen. Als Alboin mit den Langobarden im J. 568 aufbrach, um Italien in Beſitz zu nehmen, ertheilte er ſeine Sitze, das iſt Pannonien, ſeinen Freunden, den Hunnen, auf die Weiſe nämlich, daß, wenn in einer Zeit die Langobarden nöthig hätten, zurückzukehren, ſie ihre Gefilde wieder verlangen könnten [32]). Der Groß-Khan betrachtete ſich ſeit der Auswanderung der Langobarden als Herr von Pannonien. Als Beſieger der Gepiden machte er Anſprüche auf Sirmium. Die bei ihm befindlichen römiſchen Geſandten warf er ins Gefängniß, zog (570) vor Sirmium und beſtürmte die Stadt, aber vergebens. Mit dem in Sirmium befehligenden römiſchen Feldherrn Bonus hatte er vor der Stadt eine Zuſammenkunft. Bei den Unterhandlungen über Wiederherſtellung des Friedens machte der Groß-Khan Foderungen, welche die Römer nicht bewilligen konnten. Auf die Antwort der Römer, welche dem Groß-Khan misfiel, drohte er, Völker zur Verheerung des römiſchen Gebietes in daſſelbe zu ſchicken. Bonus entgegnete, daß man ſie wahrſcheinlicherweiſe ſo empfangen würde, daß ſie zum zweiten Male nicht wieder kommen würden. Der Groß-Khan erwiederte, daß er ſolche ſchicken wolle, deren Schickſal, auch wenn ſie ſämmtlich das Leben verlören, ihm nicht im Mindeſten Leid thun würde. Er ertheilte alsbald 10,000 Kutriguren den Befehl, über den Fluß Sau zu ſetzen und Dalmatien zu verwüſten. Er ſelbſt begab ſich über die Donau in das Land der Gepiden zurück [33]). Nicht lange darauf ſchickte er Geſandte an den Kaiſer Juſtinus und foderte die Auslieferung Usdibald's, eines gepidiſchen Prinzen, welcher aus dem Reiche des Groß-Khans zu den Römern geflohen war, und die Übergabe Sirmiums, weil es früher die von ihm beſiegten Gepiden beſeſſen hätten. Ferner foderte er die jährlichen Subſidien, welche die Kutriguren und Utriguren von dem Kaiſer Juſtinian zu erhalten gepflegt hatten. Aber jene und dieſe Foderungen wurden dem Groß-Khan von Juſtinus völlig abgeſchlagen. Die Lächerlichkeit der letzten Foderung hob der Kaiſer durch die Bemerkung hervor, daß die Kutriguren und Utriguren, welche jene Geſchenke von dem Kaiſer Juſtinian nur aus Freigebigkeit erhalten hätten, in der Folge von den Römern ſo gut wie vernichtet wären. Aber der Groß-Khan ſtand von ſeinen Foderungen nicht ab, ſchickte eine zweite Geſandtſchaft an den Kaiſer, erhielt jedoch wieder eine abſchlägige Antwort. Die Heerführer des Kaiſers trugen Scheu, ſich mit den Avaren in Krieg einzulaſſen [34]). Um ſo eifriger drangen dieſe vor und ſchlugen (574) den gegen ſie geſchickten Feldherrn Tiberius, des Kaiſers Neffen und Couſin. Hierauf wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und zu Anfange des Jahres 575 Friede unter für den Groß-Khan günſtigen Bedingungen geſchloſſen. Er erhielt nämlich ein Jahrgeld mit der Verpflichtung, daß er die Slavinen von dem Übergange über die Donau abhalten ſollte [35]). Der Groß-Khan foderte im J. 576 von den Älteſten eines am linken Donauufer wohnenden ſlaviniſchen Stammes Gehorſam und Zins, und bot ihnen dafür ein Freundſchaftsbündniß an. Aber ihr Oberhaupt Lauritus und die übrigen Fürſten lehnten die Zumuthung des Groß-Khans ab, ſagten, kein Sterblicher unter der Sonne könne ihre Macht

29) Lib. I. Cap. 27. p. 424. 30) Es war nämlich bei den Germanen Brauch, daß Fürſten mit ihren Völkern ſich herausfoderten und ein Schlachtfeld beſtimmten, welches bei den Nordmannen mit Haſelſtecken abgeſteckt ward; ſ. Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla), überſetzt und erläutert von Ferd. Wachter. 2. Bd. S. 62; Egils-Saga Cap. 52. (Havniae 1809.) p. 274; Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 32. Th. S. 372. Not. 9. 31) universi; nicht ganz richtig, Kunimund's Neffe floh ja mit deſſen Schätzen nach Conſtantinopel; ſ. *Joannis Biclar.* Chron. Ingolstadi 1600. p. 57.

32) *Paulus Diaconus* Lib. II. Cap. 7. p. 428. 33) *Menander* p. 111—114. 34) Derſelbe S. 115. 35) Derſelbe S. 127. *Theophanes* ap. *Stritter*, Memoriae populorum etc. T. I. p. 666.

Digitized by Google

bezwingen, ſie ſeien gewohnt, andere Völker ſich zu unterwerfen, ſelbſt aber von Niemandem beherrſcht zu werden; dieſe ihre Herrſchaft müſſe bleiben, ſo lange es Krieger und Schwerter gäbe[36]). Der Groß-Khan hatte zwar von Kaiſer Juſtinus für ein Jahrgeld die Verpflichtung erhalten, die Slavinen von dem Übergang über die Donau abzuhalten. Dieſen Auftrag aber von Dacien aus zu vollführen, ward der Groß-Khan durch gewiſſe Umſtände, welche, wie man vermuthet, undurchdringliche Waldungen an der Seite der Donau waren, verhindert, und der Kaiſer Juſtinus wollte gleichwol nicht geſtatten, daß die Avaren von Möſien aus in das Land der Slavinen einbrächen. Als der Cäſar Tiberius im J. 578 Imperator oder Kaiſer ward, begrüßte ihn der Groß-Khan durch eine Geſandtſchaft, bat ihn um griechiſche Zimmerleute zum Behufe der Erbauung eines Badehauſes, erlangte die Erfüllung ſeines Geſuches, ließ aber anſtatt des Badehauſes eiligſt Brücken über die Donau und Save ſchlagen und zog mit ſeinem Heere hinüber vor Singidon. Der Präfectus dieſer Stadt, Namens Sethus, welcher ſich nach der Abſicht des Groß-Khans erkundigen ließ, beruhigte ſich, als derſelbe vorgab, daß er nach dem Wunſche des Kaiſers gegen die in Thracien und Möſien herumſchweifenden Slavinen ziehe und ſich nach der Vertreibung derſelben nach Italien den Langobarden zum Beiſtande wenden werde. Bei dem Vertrage, welchen der Groß-Khan mit den Einwohnern von Singidonum ſchloß, leiſtete er ſofort den Eid nach avariſchem Brauch auf dieſe Weiſe. Er zog das Schwert[37]), hob es in die Höhe, wünſchte auf ſich und das Volk der Avaren Unheil herab, wenn er etwas Böſes gegen die Römer darin gedächte, daß er eine Brücke über die Save zu machen unternommen; er und das ganze Volk ſollte gänzlich umkommen, der Himmel aus der Höhe, und das Feuer, der Gott, der im Himmel ſei, über ſie herabſtürzen, die Wälder und Berge durch Fall und Sturz ſie degraben, der Fluß Save überfließend ſie ertränken. Nachdem der Groß-Khan dieſes vorgebracht, ſagte er: nun will ich auch den Eid der Römer ſchwören. Dann fragte er dieſe, was es ſei, was ſie heilig, was ſie für religiös hielten, durch welches, wenn ſie falſch ſchwören, Gottes Zorne durchaus nicht zu entgehen glaubten. Der, welcher in Singidon die oberſte geiſtliche Gewalt hatte, brachte ſogleich das Evangelienbuch hervor. Der Groß-Khan verhehlte zwar, was er in den Gedanken hatte, zeigte aber äußerlich unter großem Zittern und mit großer Ehrfurcht, daß er es annehme, ging aus dem Stuhle hervor, warf ſich dann mit lebhaftem und bereitwilligem Sinne auf die Knie und ſagte, ich ſchwöre nach demjenigen, der es vorſagt, auf die Worte, welche in den heiligen Schriften Gottes enthalten ſind, daß ich in keinem Stücke des von mir Vorgebrachten lüge noch trüge[38]). Sethus beförderte die Geſandten des Groß-Khans zum Kaiſer Tiberius, von welchem er zur weiteren Verfolgung der Slavinen das Bereitliegen einer Anzahl von Schiffen auf der Donau verlangte. Der Kaiſer hatte einen Einfall des Groß-Khans von Möſien aus in das Land der Slavinen bisher nicht geſtatten wollen. Aber als im J. 581 ein Heer von mehr als 100,000 Slavinen ganz Thracien verwüſtet hatte, ließ Tiberius den Groß-Khan mit 15,000 Reitern aus Pannonien über die Donau holen und durch Johannes, den Präfecten der illyriſchen Städte, neben der Donau hin bis Skythien hineinführen, und in dieſem Lande wieder über die Donau ſetzen, damit er den Lauritas und die Slavinen in ihrer Heimath überfallen könnte. Der Groß-Khan, vor Verlangen glühend, den Lauritas und ſeine Bajaren wegen ihrer Widerſpenſtigkeit und ihree Drohungen zu züchtigen, verheerte die Marktplätze und Dörfer mit Brand und Schwert, ſetzte viele tauſend römiſche Gefangene in Freiheit und ſchickte ſie dem Kaiſer unentgeltlich zu. Die Slavinen, die ſo ſehr auf ihre Macht gepocht hatten, verkrochen ſich bei dem Erſcheinen des Groß-Khans der Avaren in Höhlen und Wäldern, und wurden von demſelben zur Zinspflicht genöthigt. Bald darauf widerſtrebten ſie zwar derſelben, aber der Groß-Khan vermochte ſie zu ihrer Pflicht anzuhalten. Um den Slavinen ſeine Macht noch ſtärkee empfinden zu laſſen, beabſichtigte er im J. 582, noch einmal einen Zug durch das Gebiet der Römer wider die Slavinen zu unternehmen. Aber Tiberius ſchlug aus Aegwohn, daß der Groß-Khan ſich auf dieſem Wege in Peovinzen des römiſchen Reichs feſtſetzen werde, ihm ſein Geſuch ab, indem er vorgab, daß er ſelbſt im nächſten Jahee in Verbindung mit dem Groß-Khan die Slavinen zu bekriegen vorhabe. Ein beträchtliches, in Thracien plünderndes ſlaviniſches Räuberheer fing die von dem Kaiſer zurückkehrenden Geſandten des Groß-Khans auf und beraubte ſie des Lebens. Durch dieſen Frevel erbittert, fiel der Groß-Khan die Slavinen von einer andern Seite an. Darüber, daß der Kaiſer ſein Geſuch abgeſchlagen, in Zorn und Grimm gegen den Kaiſer geſetzt, brach er in das römiſche Reich ein, ſchloß Sirmium ein, und zwang die Einwohner durch Hunger, ihm die ſtark befeſtigte Stadt mit Einwilligung des Kaiſers für Lebensſicherheit und freien Abzug zu überlaſſen. Der Groß-Khan ſchickte Geſandte nach Conſtantinopel, das Jahrgeld, welches der Kaiſer im vorigen Jahre zu zahlen unterlaſſen hatte, und überdies eine unmäßige Summe, als für die Zinſen zu fodern. Tiberius, durch den Übermuth der Geſandten ſehr erbittert, bewilligte ihre ausſchweifenden Foderungen nicht, ſondern ließ ſeine Truppen zu Felde ziehen. Die Avaren hatten keine Luſt, eine Schlacht zu wagen, zogen ſich über die Donau zurück, auf eine Gelegenheit lauernd, in das Gebiet der Römer von Neuem einzufallen[39]). Als nach dem Tode[40]) des Kaiſers Tiberius (ſtarb den 14. Aug.

36) L. A. Gebhardi, Geſchichte aller wendiſch-ſlawiſchen Staaten. 1. Bd. S. 82. 37) Auch die Hunnen des Attila verehrten das Schwert als etwas Heiliges. 38) *Menander* p. 128 B.

39) *Menander* Cap. 23. *Theophylactus Simocatta* Cap. 3. 40) Unter die Regierung des Kaiſers Tiberius ſetzt *Joannes Biclariensis* p. 51 Folgendes: Anno ergo I. imperii Tiberii, qui est Leonegildi annus IX Abares Thracias vastant, et regiam urbem a muro longo obsident; und Anno III. Tiberii Imp. qui est Leonegildi XI annus Abares a finibus Thraciae pelluntur et partes Graeciae atque Pannonias occupant. Aber aus der

582) Mauritius den Thron beſtieg, ſchickten die Avaren, welche kurz zuvor Sirmium, eine ausgezeichnete Stadt Europa's, unter ihre Herrſchaft gebracht, an den neuen Kaiſer, und foderten, daß zu den 80,000 Goldgulden, welche ſie jährlich erhielten, noch andere 20,000 hinzugefügt werden ſollten. Der Kaiſer, welcher Frieden wünſchte, bewilligte dieſes. Der Groß-Khan [41]) aber bat, daß ihm ein Elephant zum Beſehen geſchickt werden möchte. Der Kaiſer ſchickte den allergrößten. Als jener ihn beſehen, ſchickte er ihn zurück. Auf gleiche Weiſe erſuchte er auch, daß ihm ein goldenes Bette geſchickt werde. Der Kaiſer ſandte ihm auch dieſes. Aber auch dieſes ſchickte er zurück. Er foderte aber wiederum, daß noch 100,000 Goldgulden hinzugefügt werden ſollten. Da der Kaiſer dieſes nicht geſtattete, zerſtörte und eroberte er viele andere unter Illyricum ſtehende Städte. Unter den von dem Groß-Khan eroberten Städten werden Vimiacum und Auguſta, und Anchialos am ſchwarzen Meere genannt. Nach Eroberung derſelben rückte er gegen die Hauptſtadt, um die thraciſche Mauer zu zerſtören. Der Kaiſer ſchickte den Patricier Helpidius nebſt Commentiolus als Geſandte zum Groß-Khan und ließ ihm die Erhöhung der Jahrgelder um 20,000 Goldgulden anbieten. Der Groß-Khan nahm dieſes an, und daß er den Frieden nach den Stipulationen der Verträge beobachte, und ging über die Donau zurück [42]). Aber er eilte, den Frieden wenn auch nicht gradezu, doch dadurch zu brechen, daß er (583) die Völkerſchaften der Slavinen wider die Thracier bewaffnete. Sie gelangten bis zu den langen Mauern und richteten viel Unheil an. Aber der Kaiſer befahl, die Soldatencorps des Palaſtes und das Volk aus der Stadt herauszuführen, um die langen Mauern zu bewachen, ernannte den Commentiolus zum Heerführer, und ſchickte ihn mit Heerſchaaren wider die Slavinen. Commentiolus ſtürzte unerwartet über ſie daher, tödtete eine große Menge, und trieb die andern zurück. Als er nach Adrianopel kam, traf er Andragaſten, welcher eine Menge mit Beute beladener Slavinen führte, ſtürzte auf ihn und entriß ihm die Gefangenen. Im fünften Jahre der Regierung des Kaiſers Mauritius (586) brach der Groß-Khan das Bündniß mit den Römern, und wüthete in Möſien und Skythien mit den Waffen auf das Grauſamſte, indem er Ratiarna, Bononia, Aquä (Aqys), Doroſtolos, Tzaparda und Martinopolis zerſtörte. Der Prätor Commentiolus ging in die Seegegenden und wählte aus ſeinen Truppen 6000 der tauglichſten und tapferſten. Die minder brauchbaren und weniger tapferen, 40,000 an der Zahl, ließ er den Wall bewachen. Von den 6000 Auserleſenen übergab er 2000 dem Caſtus und 2000 dem Martinus, und er ſelbſt eilte wider die Barbaren. Caſtus kam nach Tzaparda und an den Hämus, fand hier Barbaren in Sorgloſigkeit und Unthätigkeit, vernichtete viele von ihnen und machte große Beute. Martinus kam in die Gegend von Nea, überfiel unerwartet den Groß-Khan und vertilgte viele der Tapfern deſſelben, ſodaß dieſer ſich durch Flucht retten mußte. Martinus, des Sieges ſich rühmend, kehrte zu dem Prätor dahin zurück, wo er verſprochen hatte, daß er ihn und den Caſtus erwarten wolle. Commentiolus aber, durch Furcht gedrückt, kehrte nach Martinopolis zurück. Da Caſtus und Martinus ihn nicht fanden, vereinigten ſie ihre Heere und rückten durch einen Engpaß des Hämus. Als aber Martinus den Groß-Khan über den Fluß gehen ſah, kehrte er zum Prätor zurück. Caſtus that dieſes nicht, ſondern ging über den Fluß, näherte ſich dem Vortrabe der Avaren und behauptete ſich durch Gefechte gegen ihn. Den andern Tag ſchloß der Groß-Khan, welcher die Furten [43]) inne hatte, den Caſtus ein. Seine Truppen wurden getrennt, und jeder floh, wie er vermochte, durch die Wälder. Ein Theil, der von den Barbaren gefangen wurde, zeigte an, wo Caſtus ſich verſteckt hielt, und dieſer wurde nun auch gefangen. Der Groß-Khan, welcher nach Süden zog, eilte gegen Thracien und erreichte die langen Mauern. Der in den Wäldern des Hämus ſich verborgen haltende Commentiolus ging heraus und traf den Groß-Khan unvorbereitet, weil die Menge der Avaren durch Thracien zerſtreut war. Commentiolus eilte zur Zeit der erſten Nachtwache wider den Groß-Khan, und dieſer wäre wahrſcheinlich gefangen oder erſchlagen worden, wenn nicht ein Zufall die Unternehmung der Römer vereitelt hätte, indem ein Privatzuruf, welcher das Aufrichten eines Gepäckes betraf, als ein Aufruf zur Flucht genommen, und dieſer Zuruf allgemein ward. Die Römer ergriffen die Flucht, und auch der Groß-Khan und ſeine Umgebung, ohne daß die einen die andern verfolgten. Als der Groß-Khan ſeine Kriegsmacht wieder um ſich geſammelt hatte, belagerte er Aperia, und hatte vor, den Kriegsmaſchinenverfertiger der Feſtung, den er in ſeine Gewalt bekam, tödten zu laſſen. Der Gefangene ſagte, daß er ihm viel Geld geben wollte, wenn er ihm das Leben ſchenkte. Der Groß-Khan ſtellte den Maſchinenverfertiger gebunden der Stadt vor. Buſan, wie der Gefangene hieß, bat die Bewohner der Feſtung, daß ſie ihn loskauften, indem er aufzählte, wie oft er für die Feſtung gekämpft. Ein gewiſſer Bürger aber überredete die Menge, die Loskaufung Buſan's zu unterlaſſen. Der von den Bürgern gering geachtete Buſan verſprach dem Groß-Khan, die Stadt zu überliefern, verfertigte ein Städte zerſtörendes Inſtrument, Widder geheißen, und nahm durch daſſelbe die Feſtung ein. Der Groß-Khan brachte auch andere Feſtungen unter ſeine Dienſtbarkeit, und kehrte mit vielen Gefangenen zurück. Die Byzantiner aber ſchmähten den Kaiſer Mauritius ſehr, als ſie hörten, daß Caſtus gefangen war [44]). Der Groß-Khan übte nun etwa fünf Jahre

obigen Erwähnung des Vorhabens der Avaren, die lange Mauer einzunehmen, geht hervor, daß es unter Mauritius geſchah.

41) Die Historia Miscella Lib. XVII. (ap. *Muratorium*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. I. p. 113), welche dem Theophanes folgt, ſagt Chajanus, Theophanes *Χαγάνος*. Sie braucht Chajanus an den meiſten Stellen als Eigenname; doch ſage ſie auch ein Mal Chajanus Avarum. 42) *Theophylactus Simocatta* et *Theophanes* ap. *Stritter*. T. I. p. 680—687; Historia Miscella p. 113.

43) Übergänge, transitus. 44) *Theophanes*, *Theophylactus Simocatta*, *Cedrenus* ap. *Stritter*. T. I. p. 690—702; Historia Miscella p. 114.

Digitized by Google

keine Feindſeligkeiten, wenigſtens keine bedeutenden, gegen das römiſche Reich, war aber deſto thätiger ſeine Macht im Norden auszudehnen. Dieſes geht daraus hervor, daß er im J. 589 einen ſlawiſchen Staat nordweſtlich ab von Thracien am Meere (alſo an der Oſtſee), der ſehr friedfertig war, aber dennoch im Rufe einer großen Macht ſtand, zur Waffengenoſſenſchaft einlud. Aber dieſer Wendenſtaat entſchuldigte ſich mit dem Vorwande, daß er aus Mangel des Eiſens keine Waffen beſäße, und daher weder den Gebrauch derſelben kenne, noch Luſt am Kriege fände; ferner daß man von ſeinen Grenzen kaum in 15 Monaten, wie man die Sache übertrieb, zu dem Lande des Groß-Khans gelangen könne[45]). Im zehnten Jahre der Regierung des Kaiſers Mauritius (alſo im J. 591) ſuchte der Groß-Khan Vermehrung deſſen, was ihm in den Verträgen ausgemacht war. Der Kaiſer gab den Foderungen des Groß-Khans kein Gehör, und deshalb führte dieſer wiederum Krieg, verwüſtete Sigidon, und rückte wider Sirmium. Der Kaiſer befahl dem Praetor Europae Priscus zu marſchiren. Dieſer befahl dem Subprätor Sylvianus vorauszuziehen. Dieſer römiſche Vortrab gewann einen Sieg über Barbaren. Als der Chanus dieſes hörte, nahm er ſeine Streitmacht zu ſich und eilte in den Krieg. Als Sylvian die Menge ſah, ging er beſtürzt zu Priscus. Als der Groß-Khan den Rückzug der Römer erfuhr, begab er ſich in die Seegegend, hierauf nach Sanctus Alexander, d. h. der Kirche des heiligen Alexander, und verheerte alles dieſes durch Feuer. Um Drizepera einzunehmen, ließ der Groß-Khan Kriegsmaſchinen verfertigen. Die Bewohner zeigten ſich zur tapfern Gegenwehr bereit. Die Barbaren zogen nach Parinchus. Priscus, der nicht einmal ihren Anblick aushalten konnte, zog ſich in das Schloß Tzurul und befeſtigte daſſelbe. Der Groß-Khan unternahm den Priscus zu belagern. Der Kaiſer, welcher verzweifelte, die unzählige Menge der Barbaren durch die Waffen zu beſiegen, nahm zur Liſt ſeine Zuflucht. Er überredete durch große Geſchenke und Verheißungen einen von den Excubitoren, freiwillig in die Hände der Barbaren zu fallen, und gab ihm einen Brief an Priscus mit, welcher enthielt, daß dieſer die Unternehmung der Barbaren nicht fürchten, ſondern zu Tzurul bleiben ſolle, denn der Kaiſer werde ihm Schiffe zur See ſchicken; mit dieſen ſolle er die Barbaren bei Tzurul umſchiffen und ihre Familien gefangen nehmen laſſen. So werde Chajanus in das Land, das ihm die Römer angewieſen, mit großer Beſtürzung zurückgehen müſſen. Nachdem der Brief aufgefangen und geleſen worden, wurde dem Groß-Khan bange. Er machte mit Priscus einen Friedensvertrag, durch welchen er nur wenige und geringe Geſchenke erhielt, und ging in ſein Land zurück[46]). Im eilften Jahre der Regierung des Kaiſers Mauritius (592) ſchickte dieſer den Priscus mit der ganzen römiſchen Kriegsmacht an die Donau, daß er die Nationen der Slavinen an dem Übergange verhindern ſollte. Als er ſich bei Doroſtolos befand, erfuhr es der Groß-Khan. Dieſer ſchickte Geſandte an ihn und ließ ihm ſein Unrecht vorſtellen, daß die Römer den Krieg begännen. Priscus aber entſchuldigte ſich, daß er nicht käme, mit den Barbaren zu kriegen. Doch benutzte Priscus den Umſtand, daß Ardagaſt Slavinenhaufen auf Raub dahin und dorthin ausgeſendet, ging um Mitternacht über die Donau, überfiel ihn unvermuthet, und brachte den Slavinen eine Niederlage bei. Dann zog er in die innern Gegenden der Slavinen, hatte einen Gepiden, einen Chriſten, der zu ihm floh, zum Wegweiſer, überfiel des Nachts einen Barbarenkönig, Namens Muſac, und fing ihn. Im zwölften Jahre des Kaiſers Mauritius (593) plünderte Priscus die Völkerſchaften der Avaren wieder aus[47]). Daß der Groß-Khan in den Jahren 592 und 593 die Römer in ihren Unternehmungen zu hindern geſucht, hören wir nicht. Wahrſcheinlich war er anderwärts beſchäftigt, und zwar mit einem Kriege wider die Langobarden, denn wir finden von Paulus Diaconus[48]) bemerkt, daß König Agilulf mit den Avaren Frieden geſchloſſen. Dieſes geſchah, wie aus dem, was bei Paulus Diaconus vorausgeht, und aus dem, was nachfolgt, hervorgeht, um das Jahr 593. Im 13. Jahre der Regierung des Kaiſers Mauritius (594) finden wir den Groß-Khan wieder thätig an der Donau. Der Kaiſer beraubte den Priscus der Prätur, und machte ſeinen Bruder Peter zum Prätor der römiſchen Tapferkeit, wie die Historia Miscella ſich ausdrückt, d. h. der römiſchen Kriegsmacht. Priscus nahm dieſe zu ſich, und ging, bevor Petrus gekommen war, über die Donau. Als der Groß-Khan den Übergang des römiſchen Heeres vernahm, ſchickte er an den Priscus, und ließ ihm ſagen, daß er ſich hierüber ſehr verwunderte, und verlangte einen Theil der Beute für den Übergang über die Donau. Der Groß-Khan war ganz wüthend über die glücklichen Unternehmungen der Römer. Priscus ſchickte den Arzt Theodorus, einen ſchlauen Mann, als Geſandten zu ihm. Der Groß-Khan äußerte Drohungen, und prahlte, daß er der Herr aller Völker ſei. Theodor erzählte ihm die Geſchichte oder Sage von Seſoſtris, dem Könige der Ägypter, wie dieſer durch viere von den überwundenen Königen ſeinen Wagen habe ziehen laſſen, und wie einer ihn dahin gebracht, dieſes zu unterlaſſen. Der Groß-Khan lächelte, und ſagte, daß er nach dem Frieden trachte. Priscus gab dem Groß-Khan alle Beute und 5000 gefangene Slavinen, behielt blos die erbeuteten Waffen, und ging ohne Verluſt über die Donau zurück. Die Slavinen thaten in den Jahren 595 und 596 Einfälle in das römiſche Reich[49]). Von dem Groß-Khan aber finden wir in dieſen Jahren keine Unternehmung auf dieſer Seite, wol aber auf einer andern. Gegen 2000 Baiern fielen über die Slawen daher, und wurden, da der Groß-Khan dazu kam, alle getödtet[50]) (vermuthlich

45) *Theophylactus* ap. *Stritter* T. II. P. I. p. 53.. 46) *Idem et Theophanes et Cedrenus* ap. *eundem*. T. I. p. 705 sq. Hist. Miscella p. 117.

47) *Theophanes et Theophylactus* ap. *Stritter*. T. II. P. I. p. 55 sq. Hist. Miscella p. 118. 48) *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 4. p. 455. 49) Hist. Miscella p. 118. 50) *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 11. p. 457.

Digitized by Google

im J. 595). Als der Frankenkönig Childebert I. 596 geſtorben war, und Brunichild, damals Königin, mit ihren Enkeln Theudebert II. und Dietrich II. über das fränkiſche Oſtreich herrſchte, kamen im J. 596 die Avaren aus Pannonirn nach Thüringen, und führten mit den Franken die ſchwerſten Kämpfe. Nachdem aber die Avaren von Brunichild und ihren Enkeln Geld erhalten, kehrten ſie heim[51]). Um dieſr Zeit ſchickte der Groß-Khan Geſandtr an den Langobardenkönig Agilulf nach Mailand, und machte mit ihm Frieden[52]). Im 16. Jahre der Regierung des Kaiſers Mauritius (alſo 597) kam der von dem Kaiſer von Neuem zum Prätor von Thracien ernannte Priscus, mit der römiſchen Kriegsmacht aus Thracien gezogen, an die Donau, ging bei Nová über dieſelbe, und gelangte am vierten Tage darnach nach Obernová[53]). Als der Groß-Khan dieſes erfuhr, ſchickte rr Geſandte an Priscus, und ließ ſich nach der Urſache ſeiner Ankunft erkundigen. Priscus ſagte, daß er gekommen wäre, um zu jagen. Aber der Groß-Khan erwiederte, daß es nicht recht ſei, an rinem fremden Orte zu jagen. Priscus dagegen ſagte, der Ort wäre ſein, und warf ihm die Flucht aus dem Orient vor. Dieſe Angabe iſt wichtig, weil daraus hervorgeht, daß dieſer Groß-Khan der Avaren im J. 597 noch derſelbe iſt, der dieſelben aus Aſien nach Europa geführt. Priscus wollte durch den Vorwurf wol zugleich ſagen, daß auf die Gegend von Nová, welche der Groß-Khan ſein nannte, die Römer ein früheres Recht hatten. Der Groß-Khan zerſtörte die Mauer von Sigidon und zog ſich an die römiſchen Länder heran. Als Priscus dieſes in Erfahrung brachte, kam er zu einer Donauinſel, nahm Schnellſchiffe, und kam zu drm Groß-Khan in Conſtantiola, und wollte mit ihm ſprechen. Der Groß-Khan kam an das Ufer des Fluſſes. Traurig redete ihn Priscus an. Der Groß-Khan fragte ihn, was willſt du mit meinem Lande? Willſt du rs aus meinen Händen empfangen? Priscus entgegnete: Gib Sigidon den Römern zurück. Der Groß-Khan erwiederte: Eine Stadt unternimmſt du von uns zu rmpfangrn. Du wirſt in Kurzem 50 römiſche Städte drr Dienſtbarkeit der Avaren unterworfen ſehen. Priscus aber ſtellte Schiffe auf dem Strome gegen Sigidon auf, verheerte dieſr Stadt, und vertrieb aus ihr die Bulgaren. Im 17. Jahre der Regierung des Kaiſers Mauritius (598) eilte der Groß-Khan, nachdrm er ſeine Kriegsmacht zuſammengebracht, nach Dalmatien. Als er nach Balcha gekommen war, verheerte er die 40 um daſſelbe gelegenen Städte. Als Priscus dieſes in Kenntniß brachte, ſchickte er Gudan auf Kundſchaft aus. Dieſer verbarg ſich in einem Thälchen, fiel beim Morgenrothe einem Theile der Truppen des Groß-Khans in drn Rücken, und brachte die erlangte Beute zu Priscus. Als der Groß-Khan dieſes Unglück erfuhr, kehrte er in ſein Land zurück. Im 18. Jahre der Regierung des Kaiſers Mauritius (alſo 599) kam Priscus mit ſeiner Kriegsmacht nach Sigidon. Der Groß-Khan erſchien, nachdem er ſeine Macht geſammelt, plötzlich in Möſien. Seine Macht war dadurch verſtärkt worden, daß die Tarnincher und Kotzager, zwei varchuniſche Horden, deren Zahl 10,000 Mann betrug, und die von dem Zweige des großen türkiſchen Stammes, welche die Byzantiner Kermichionen (die Perſer Kermich) nennen, aus ihren Wohnſitzen verdrängt, ſich mit den Avaren vereinigtrn. In Niedermöſien unternahm der Groß-Khan die Feſtung Tomi (Tomiswar am ſchwarzen Meere) zu erobern. Deshalb verließ Priscus Sigidon, und näherte ſich der Feſtung Tomi ſehr. Als das Oſterfeſt gehalten ward, und da der Groß-Khan hörte, daß die Römer Hunger litten, zeigte er dem Priscus an, daß er ihm Wagen zur Zufuhr von Lebensmitteln für ſie ſchicken möchte, damit ſie ihr Feſt mit Heiterkeit feiern könnten. Der Groß-Khan ſchickte den Römern 40 Wagen voll Lebensmittel. Ähnlicher Weiſe ſandte Priscus dem Groß-Khan, als dieſrr zu Sirmium reſidirte, indiſche Gewürze. So lange das Oſterfeſt währte, wohnten die Römer und die Barbaren zuſammen, und kein Heer fürchtete das andere. Nach dem Oſterfeſte trennten ſich die Barbaren von den Römern, und verheerten die Stadt Drizepera, zündeten die Kirche des hriligen Alexander an, und beraubten das mit einer ſilbernen Decke bedeckte Grabmal des Schmuckes. Da ſie viele Beute in Thracien machten, ſchmaußten ſie glänzend gegen die Römer. Als Comentiolus nach Byzanz kam, bemächtigte ſich der Stadt die größte Brſtürzung, und man dachte daran, Europa zu verlaſſen, und nach Aſien auszuwandern. Der Kaiſer beſetzte mit den Excubitoren, und einer auserleſenen Schar anderer Bewaffneten die Mauer. Das Volk bewachte die Stadt. Der Senat bewog den Kaiſer, eine Geſandtſchaſt an den Groß-Khan zu ſchicken. Die Barbaren hatte Peſtilenz befallen. An einem[54]) Tage ſtarben ſiebrn Söhne des Groß-Khans am Fieber und an der Passio inguinaria. Weinen, Wehklagen und Trauerlieder herrſchten unter den troſtloſen Barbaren. Der Kaiſer ſchickte den Armozo mit vielen Weibern nach Drizepera, um die avariſchen Krieger ſanft zu ſtimmen. Der Groß-Khan in unendlichrm Schmerz über den Tod ſeiner Söhne, wollte keine Geſchenke annehmen. Doch erbot er ſich, die Gefangenen dem Kaiſer zurückzugeben, und zwar verlangte er Anfangs für jede Seele ein Numisma, und als der Kaiſer ſich weigerte, einen Numus, und als der Kaiſer auch dieſen nicht geben wollte, vier Siliquen oder Keratien. Als der Kaiſer ſich weigerte, auch mit dieſer geringen Summe die Gefangenen auszulöſen, ließ der Groß-Khan, von Wuth entbrannt, ſie ſämmtlich, nämlich 12,000 an der Zahl, niedermetzeln. So nach Zonaras, Cedrenus, Conſtantinus Manaſſe, Glykas, Theophanes Confeſſor, dem Chronicon Alexandrinum und der Historia Miscella. Aber dieſe Einſtimmigkeit beweiſt nur, wie

51) *Paulus Diaconus* l. l. Cap. 12; Ferd. Wachter, Thür. und oberſ. Geſch. I. Th. S. 46—74. 52) *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 13. p. 457. 53) Ein Theil der griechiſchen Schriftſteller ſagt nämlich, daß Priscus bei Nobá (Nová) über den Iſter und der andere, daß er, nachdem er über den Iſter gegangen, am vierten Tage nach Ober-Nobá gekommen; ſ. *Stritter* T. I. p. 717. Gebhardi a. a. O. S. 85.

54) Iſt, wie manches Andere, als ſagenhafte Geſtaltung anzunehmen.

Digitized by Google

weit verbreitet und feſtgewurzelt dieſe Sage war, denn der gleichzeitige Theophylaktus Simocatta erzählt Nichts davon. Dieſes iſt der Hauptgrund, die obige Angabe nur als Sage gelten zu laſſen, denn die Annahme, daß die Weigerung des Kaiſers Mauritius, die Gefangenen auszulöſen, nicht mit dem Charakter deſſelben übereinſtimme[55]), iſt ziemlich unhaltbar, da Mauritius auch außer dieſem Falle unleugbare Beweiſe ſeiner Kargheit und ſeines Geizes gegeben[56]). Die Sage von der Niedermetzelung der Gefangenen iſt wol erfunden, um den Kaiſer Mauritius recht verhaßt zu machen. Der Groß-Khan legte den Römern, in dem Vertrage, den er mit ihnen ſchloß, 50,000 Goldgulden auf, verſprach, er wolle nicht wieder über die Donau gehen, und begab ſich in ſein Land. In dieſes Jahr (nämlich 599) oder in das folgende (600) gehört, was Paulus Diaconus[57]) erzählt. Zu dieſer Zeit auch (nämlich zur Zeit, als die Tochter des Königs Agilulf nebſt ihrem Manne Godeſkalk von dem Heere des Patriciers Gallicinus gefangen und nach Ravenna gebracht wurde), ſandte König Agilulf dem Cacan, Könige der Avaren, Baumeiſter zu Fertigung von Schiffen, mit welchen derſelbe Cacan eine gewiſſe Inſel in Thracien erſtürmte. Iſt unter dieſer Inſel Viminacium gemeint, ſo wäre die Bezeichnung ihrer Lage in Thracien nicht richtig. Im 19. Jahre der Regierung des Kaiſers Mauritius (alſo 600) kam Commentiolus mit einem Heere an die Donau, vereinigte ſich zu Sigidon mit Priscus, und der Friede mit den Avaren wurde gebrochen. Nach Brechung deſſelben kamen Commentiolus und Priscus nach Viminacium, welches eine große Inſel der Donau war. Als der Groß-Khan dieſes hörte, ſammelte er ſeine Heerſcharen, und rückte an die römiſchen Gefilde vor. Seinen vier Söhnen übergab er andere Heerſcharen, und ſtellte ſie zur Bewachung der Donau auf. Nachdem die Römer Fahrzeuge gebaut, gingen ſie über die Donau, und ſchlugen unter dem Prätor Priscus, denn Commentiolus ſaß erkrankt auf der Inſel Viminacium, eine Schlacht mit den Söhnen des Groß-Khans. Die Schlacht währte viele Stunden, bis zum Sonnenuntergang. Dreihundert Römer waren bereits des Lebens beraubt worden. Viertauſend Barbaren kamen um. Auf ähnliche Weiſe wurde auch am dritten Tage Schlacht gehalten. Die Römer gingen von den Höhen herab an die Barbaren heran, und drängten dieſelben an ein ſtehendes Waſſer, warfen die Avaren, und tödteten viele von denſelben. Unter den Getödteten waren auch die Söhne des Groß-Khans, und die Römer gewannen einen anſehnlichen Sieg. Nachdem der Groß-Khan zahlreichere Truppen mit einander vereiniget, rückte er wider die Römer vor. Eine Schlacht waed geſchlagen, in welcher die Barbaren von den Römern geworfen wurden. Dieſe gewannen einen Sieg, der ausgezeichneter als alle war. Während deſſen gingen die 4000, welche Priscus, um die Bewegungen der Barbaren erſpähen zu laſſen, vorausgeſchickt hatte, über den Tyrſus (die Theiß). Die Barbaren, welche Nichts von dem, was geſchehen war, in Kenntniß gebracht hatten, hielten ein Feſt und ſchmaußten mit einander. Im Geheimen fielen die Römer über ſie her, und erſchlugen 30,000 Gepiden und andere Barbaren, und kehrten mit reichlicher Beute zu Priscus zurück. Als der Groß-Khan wieder Heerſcharen zuſammengehäuſt, zog er nochmals an die Donau und ging eine Schlacht ein. Die Barbaren wurden beſiegt und viele kamen in den Fluthen des Fluſſes um. Mit den Avaren verloren auch ſehr viele Slavinen das Leben. Gefangen wurden 3000 Avaren, Slavinen 800, Gepiden 3200, und andere Barbaren 2000. Der Groß-Khan ſchickte an den Kaiſer Mauritius Geſandte, in der Abſicht, die Gefangenen wieder zu erhalten. Der Kaiſer, welcher den ausgezeichneten Sieg der Römer noch nicht eefahren hatte, ſchrieb an den Priscus, daß er nur die Avaren dem Groß-Khan zurückgeben ſollte. Derſelbe hatte zwar große Verluſte erlitten, und von Mauritius rühmte man, daß er die Avaren überwunden[58]). Aber die Macht des Groß-Khans war keineswegs gebrochen. Paulus Diaconus erzählt: In dieſer Zeit (nämlich zur Zeit der Zerſtörung des rebelliſchen Padua durch die Langobarden, um das Jahr 601) kamen die Geſandten des Königs Agilulf von dem Cacan zurück, und verkündigten, daß ewiger Friede mit den Langobarden gemacht ſei. Ein Geſandter des Cacan kam auch mit ihnen an, ging nach Gallien, und kündigte den Frankenkönigen an, daß ſie ſowie mit den Avaren, ſo auch mit den Langobarden Frieden halten ſollten. Während deſſen verwüſteten die Langobarden mit den Avaren und den Slawen das Land der Iſtrier mit Feuer und Schwert. Um ſeine Waffen deſto kräftiger gegen die Oſtrömer oder die Griechen wenden, und ſelbſt Byzanz belagern zu können, wollte der Groß-Khan die mit den Römern verbündeten Anten nicht im Rücken laſſen, ſandte ſeinen beſten Feldherrn Apſich im J. 601 dahin ab, und ließ die Anten gänzlich vernichten[59]), oder, wie die Neueren vermuthen, wenigſtens einen Zweig derſelben[60]). Der Prätor Petrus ſetzte bei Anſamus über die Donau. Viele Avaren, die über den Groß-Khan misvergnügt waren, ſchloſſen ſich an ihn. Petrus ließ das avariſch-ſlawiniſche Gebiet ausplündern und verwüſten. Der Kaiſer war dem Prätor Petrus durch Briefe beſchwerlich, und verlangte, daß er im Lande

55) Ritter, Geſchichte des orientaliſchen Kaiſerthums S. 333. 56) Feßler, Die Geſchichte der Ungarn. I. Bd. S. 63. 57) Lib. IV. Cap. 21. p. 459.

58) *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 27. p. 461. 59) ſ. *Stritter*, Mem. T. II. p. 739. 60) Man (Gebhardi a. a. O. S. 86) vermuthet, daß unter dieſem Zweige der Anten vielleicht die Duljeber des Neſtor zu verſtehen ſeien. Dieſer drängt einen Theil ſeiner Angaben über die Avaren auf folgende Weiſe zuſammen: Um dieſe Zeiten (nämlich des Kaiſers Heraklius) waren auch die Obri (Abaren), welche mit dem Heraklius Krieg führten und ihn beinahe gefangen bekommen hätten (dieſes gehört alſo unter Gacan II.). Doch kann, was Neſtor hierauf folgen läßt, auch vorher geſchehen ſein, nämlich: Die Obri kriegten auch mit den Slawen, und quälten die Duljeber, die vom Stamme der Slawen ſind, und thaten den Frauen der Duljeber Gewalt an; und wenn ein Obri fahren wollte, ſo ließ er nicht Pferde, noch Ochſen anſpannen, ſondern ließ drei, vier, fünf Weiber an den Wagen ſpannen und dieſe mußten den Obri ziehen. An einer andern Stelle ſagt Neſtor: Die Duljeber ſaßen am Bug, wo nun die Wolhynier ſind; ſ. Neſtor, überſetzt von Schlözer. 2. Th. S. 116. 117 und 122.

Digitized by Google

der Slawinen überwintern ſollte, damit er die Römer nicht auf Staatskoſten zu ernähren brauche. Das römiſche Heer empörte ſich nun. Während der Unruhen, welche hierauf entſtanden, und die mit der Erhebung des Phokas zum Kaiſer und der Ermordung des Mauritius endigten, verwüſteten die Avaren Thracien fürchterlich, und auch die beiden römiſchen Heere plünderten. Phokas, in der Abſicht, die Avaren zufrieden zu ſtellen, fügte in dem Vertrage, welchen er mit dem Groß-Khan ſchloß, zu dem, was bereits früher ausgemacht war, noch mehr hinzu [61]). Mit Hilfe der Slawen, welche der Groß-Khan dem Langobardenkönige Agilulf, welcher noch im Zwieſpalte mit den Römern wegen Gefangennehmung ſeiner Tochter war, zum Beiſtande ſchickte, belagerte Agilulf im Juli 603 Cremona, nahm es den 23. Aug. ein, und zerſtörte es. Auf gleiche Weiſe erſtürmte er den 13. Sept. Mantua. Durch dieſe und die Einnahme anderer Orte veranlaßte er den Patricier Smaragd in Ravenna, ihm ſeine Tochter herauszugeben [62]).

2) Gacan II., war dem ewigen Frieden, welchen ſein Vorgänger mit den Langobarden geſchloſſen, nicht hold, kam um das Jahr 611 mit einer unzähligen Menge und drang in das Gebiet von Venetiae ein. Giſulf, Herzog von Friaul, zog mit den Langobarden, welche er haben konnte, kühn entgegen, ſchlug mit Wenigen wider eine unermeßliche Menge eine Schlacht, ward von allen Seiten umringt und verlor mit faſt Allen, die bei ihm waren, das Leben. Giſulf's Gemahlin Romild ſchloß ſich mit ihren vier Söhnen und vier Töchtern und den Langobarden, welche entkommen waren, und den Frauen und Kindern der in der Schlacht Gefallenen in die Mauern des Forojuliani Castri (des Schloſſes von Cioidal del Friauli) ein. Andere Langobarden hatten ſich in andern Burgen, namentlich in Carmona, Romaſo, Oſopo, Artenia, Reunia, Ghemona und Ibligene, befeſtigt. Die Avaren ſtreiften durch das ganze Gebiet der Friauler, verwüſteten Alles durch Raub und Brand, ſchloſſen das Forojulianum oppidum (nachmals Cividal del Friauli) durch Belagerung ein, und wandten alle Kräfte an, um es zu erſtürmen. Während der König derſelben, das iſt Cacanus, ſagt Paulus Diaconus [63]), um die Mauern bewaffnet mit großer Reiterei herumritt, um zu unterſuchen, auf welcher Seite er die Feſtung am leichteſten erſtürmen könnte, ſah ihn die von den Mauern ſchauende Romild, wie er in jugendlichem Alter blühte, ward von Verlangen zu ihm ergriffen, und entbot ihm alsbald durch einen Boten, daß ſie, wenn er ſie ehelichte, ihm die Stadt mit Allem, was daſelbſt befindlich ſei, übergeben wollte. Argliſtig verſprach der Groß-Khan durch einen Eidſchwur, daß er ſie heirathen wollte. Ohne Verzug öffnete ſie die Thore des Forojuliensis castri (des Schloſſes von Cioidal del Friauli) und führte zu ihrem und aller dort Befindlichen Verderben den Feind ein. Als die Avaren mit ihrem Groß-Khan nach Forum Julii hineingegangen waren, raubten ſie Alles, was ſie finden konnten, verbrannten die Feſtung und führten Alle, welche ſie zu finden vermochten, gefangen hinweg, verſprachen ihnen aber, jedoch trügeriſch, daß ſie ſie dahin, wovon ſie ausgegangen, in Pannoniens Gebiet, ſetzen wollten. Als die Avaren auf der Rückkehr in ihr Land zu dem Gefilde, welches ſie das heilige nannten, gekommen waren, beſchloſſen ſie, diejenigen Langobarden, welche erwachſen waren, mit dem Schwerte zu tödten. Da dieſes auf dem heiligen Felde geſchehen ſollte, ſo beabſichtigten die Avaren aller Wahrſcheinlichkeit nach ein großes Menſchenopfer. Die Weiber und die Kinder unter den Gefangenen theilten ſie durch das Loos. Unter dieſen waren auch die fünf kleinen Söhne des Ältervaters des langobardiſchen Geſchichtſchreibers, des Verfaſſers der Geſchichte oder rückſichtlich Sage von dem Einfalle des Groß-Khans in Italien. Einer dieſer fünf, Namens Lupicis, entrann nach vielen Jahren aus der Gefangenſchaft, gelangte nach Italien und wurde der Großvater des genannten Geſchichtſchreibers. Giſulf's Söhne warfen ſich, als ſie die Abſicht der Avaren merkten, auf Pferde und entrannen. Alle Langobarden, welche im männlichen Alter waren, wurden von den Avaren mit dem Schwerte getödtet und die Weiber und Kinder unter dem Joche der Knechtſchaft abgeführt. Wegen des Eides, welchen der Groß-Khan Romild'en geſchworen, hatte er, wie er ihr gelobt, ſie eine Nacht gleichſam zur Ehe; dann übergab er ſie zwölf Avaren, welche nach einander ſie die ganze Nacht mit ihrer Wolluſt quälten. Endlich ließ der Groß-Khan mitten auf dem Felde einen Pfahl einſchlagen und Romild'en in die Spitze deſſelben ſtecken, und ſagte: „Dieſer iſt ein würdiger Mann für dich." Die Töchter derſelben, erzählt der langobardiſche Geſchichtſchreiber weiter, folgten der Wolluſt der Mutter nicht, ſondern befleißigten ſich der Keuſchheit. Um ſich von den Berührungen der Avaren rein zu halten, legten ſie unter das Buſenband zwiſchen die Brüſte rohes Hühnerfleiſch. Dieſes erhielt, durch die Hitze in Fäulniß übergehend, einen ſolchen üblen Duft, daß die Avaren, ſo oft ſie die Mädchen berühren wollten, davon zurückgeſchreckt wurden, und unter den Avaren die Meinung entſtand, daß dieſes der natürliche Geruch der Langobarden ſei. Durch dieſe Liſt retteten die edlen Jungfrauen ihre Keuſchheit vor der Wolluſt der Avaren. Aber dieſe Erzählung trägt zu ſehr das Gepräge der Sage, als daß man ſie nicht ſogleich dafür erkennen, und daß man nicht annehmen ſollte, daß die Avaren zu klug geweſen, um ſich ſo täuſchen zu laſſen. Der Grund, warum die Avaren dieſe edlen Jungfrauen nicht verletzten, geht aus dem Schluſſe der Erzählung hervor. Sie wurden nachher in verſchiedene Länder verkauft und erlangten nach ihrer Edelheit würdige Heirathen; denn eine von denſelben ſoll den Alamannenkönig, eine andere den Baiernfürſten geheirathet haben. Die Avaren, läßt ſich ſchließen, hatten durch häufige Raubzüge Überfluß an Frauenzimmern, wußten, daß die Germanen, wenn ſie heiratheten, Standesrückſichten nahmen, und verſchonten deshalb die edlen langobardiſchen Jungfrauen mit ihrer Wolluſt, um ſie theuer zu verkaufen.

61) Histor. Misc. p. 122. 62) *Paulus Diaconus* Lib. IV. Cap. 29. p. 462. 63) Lib. IV. Cap. 38. p. 466. *Hermannus Contractus* erzählt es zum J. 613 und *Sigebertus Gemblacensis* zum J. 615.

Digitized by Google

Die **Historia Miscella** ſagt: Der Kaiſer Heraklius fand die Angelegenheiten des Staates aufgelöſt, denn Europa machten die Avaren zur Wüſte, und ganz Aſien zerſtörten die Perſer. Außer in Italien übten die Avaren in Iſtrien Raub und andere Gräuel. Während deſſen (um das Jahr 610) wurde in Salona, der Hauptſtadt Dalmatiens, die Verordnung gegeben, daß 1000 Reiter über Cliſſa an die Save zur Überwachung der Bewegungen der Avaren ausrücken ſollten. Dieſe Grenzwächter ſahen am jenſeitigen Ufer nur Vieh und wehrloſe Menſchen herumſchweifen, ſetzten über den Fluß und raubten Vieh, Weiber und Kinder. Als nun die ſtreitbaren Männer des avariſchen Volkes von der Heerfahrt in Iſtrien zurückgekehrt waren und ihren Verluſt in Kenntniß brachten, lauerten ſie denen, durch welche ſie denſelben erlitten, auf, brachen, als die nächſte Ablöſung der Grenzwächter, um Beute hinwegzuführen, ebenfalls über die Save ging, aus ihrem Hinterhalte hervor, umringten die dalmatiſchen Grenzwächter, beraubten viele des Lebens und machten die übrigen zu Gefangenen. Mit den Kleidern derſelben angethan und mit den Fähnchen und andern Feldzeichen derſelben ſetzten die Sieger über die Save, um das übrige Gebiet von Dalmatien unter ihre Gewalt zu bringen; ſie wurden in Cliſſa für Eingeborene gehalten und ohne Widerſtand eingelaſſen, täuſchten auf die nämliche Weiſe die Bewohner von Salona, beſetzten alles umliegende Land und begannen die römiſchen Einwohner deſſelben zu bedrücken und zu verfolgen. Um dieſen Drangſalen zu entgehen, flüchteten ſich die Bedrängten haufenweiſe nach Raguſa, Spalatro, Trau, Indra und auf die Eilande Arbe, Veglia und Oſero [64]). Im neunten Jahre der Regierung des Kaiſers Heraklius (618) richteten die Avaren ihre Heerfahrt nach Thracien, und Kaiſer Heraklius foderte durch eine Geſandtſchaft von ihnen Frieden. Als der Groß-Khan gelobt hatte, dieſen zu machen, ging Heraklius mit dem ganzen kaiſerlichen Gefolge und vielen Geſchenken über die lange Mauer hinaus, um den Groß-Khan zu empfangen und von ihm die Eide anzunehmen, welche zur Bekräftigung der gegenſeitigen friedlichen Verſprechungen gethan werden ſollten; aber der Groß-Khan ſetzte die beſchworenen feierlichen Verſprechungen hintan, und zog plötzlich feindſelig gegen den Kaiſer. Dieſer, über das unerwartete Unternehmen beſtürzt, entrann durch Flucht und kehrte in die Stadt zurück. Der Groß-Khan bekam die ganze kaiſerliche Ausrüſtung und Geräthſchaft in ſeine Gewalt, ging über die lange Mauer, plünderte die Villen, deren Beſitzer bei Erwartung des Friedens ſich nichts Feindlichen verſahen, zerſtörte ſie und machte viele [65]) Menſchen gefangen. Sein Vortrab kam bis an die Vorſtadt Conſtantinopels. Im zehnten Jahre ſeiner Regierung (619) ſchickte Heraklius Geſandte an den Groß-Khan, klagte über das, was von dieſem übel gethan war, und ermahnte zum Frieden; denn er hatte vor, ſeine Heerſcharen wider die Perſer ziehen zu laſſen, und wollte deshalb mit dem Groß-Khan einen Friedensvertrag ſchließen. Dieſer verſprach, daß Friede werden ſollte, und ſchloß ein Bündniß mit dem Kaiſer. Als dieſer im zwölften Jahre ſeiner Regierung (621) im April ſeinen Heerzug wider Perſien antrat und ſeinen Sohn mit dem Patriarchen Sergius und dem Patricier Bonoſus in der Hauptſtadt zur Führung der Reichsgeſchäfte zurückließ, ſchrieb er an den Groß-Khan der Avaren, und bat ihn, für die Angelegenheiten der Römer Sorge zu tragen, und nannte den Groß-Khan Vormund ſeines Sohnes [66]). Um dieſe Zeit, oder kurz nachher, bereiteten ſich wichtige Dinge zur Schwächung der Macht des Groß-Khans bei den Slawen vor. Fredegar und der Verfaſſer der Geſchichte Dagobert's I. geben die Wohnſitze dieſer Slawen nicht an, ſondern bezeichnen ſie blos durch: **Sclavi cognomento Winidi**, und durch: **Winidi Bifulci**, und ihre Bezwinger durch: **Avares cognomento Chuni**. Neuere haben daher einen weitern Spielraum. Nach der Meinung der Einen ſind darunter die Slawen zu verſtehen, welche ein Stück von Illyricum, d. h. von Kärnthen, Bosnien und Slavonien, beſaßen [67]). Andere ſtellen ſie ohne Umſtände als Tſchechen und Morawaner (Mährer) hin. Vorzüglich hat die Beſtimmung der Lage der Wendenfeſtung Wogaſtisburg viel Streit erregt. Nach den Einen ſoll ſie Vogtsberg im Voigtlande, welches offenbar ſeinen Namen von Vogt hat, nach den Andern Voitsberg, welches ebenfalls Vogtsberg bedeutet, in Steiermark ſein; aber Samo, der Wendenkönig, ſcheint Nachbar des ſoebiſchen Herzogs Derwan geweſen zu ſein [68]). Soviel iſt daher nur gewiß, daß die Wenden, von deren Beziehung zu den Avaren wir nun handeln, ihre Wohnſitze in der Nähe des Frankenreichs hatten, und daß ſie namentlich verheerende Einfälle in Thüringen und andere fränkiſche Gaue thaten, nämlich ſeit die Auſtraſier unter Dagobert I. bei Wogaſtisburg 630 eine Niederlage erlitten hatten. Um das Jahr 622 ſtanden dieſe Wenden noch unter der Herrſchaft der Avaren. Fredegar [69]) erzählt Folgendes: Die **Winidi Bifulci** waren den Chunen (Avaren) ſchon von Alters her unterworfen geweſen. Wenn die Chunen im Heere gegen irgend ein Volk anrückten, ſtanden die Chunen mit ihrem vereinten Heere vor dem Lager. Die Wenden aber kämpften, wenn ſie zum Siegen überwiegende Kraft hatten. Wenn aber die Wenden überwunden wurden, nahmen ſie, auf der Chunen Hilfe geſtützt, wieder Kräfte. Daher wurden ſie **Bifulci** von den Chunen genannt [70]). Die

64) *Constantinus Porphyrogenit.*, De Administr. Imp. C. 29. 30 ap. *Stritter*. T. II. P. I. p. 20 seq. 65) Nicephorus übertreibt, wenn er ſagt, daß 270,000 Männer, Weiber und Kinder von den Avaren hinweggeführt worden wären.

66) Theophanes und Andere bei *Stritter*. T. I. p. 741 sq. Historia Miscell. Lib. XVIII. p. 524. 67) Muratori, Geſchichte von Italien. 4. Th. S. 53. 68) ſ. Ferd. Wachter, Thür. und oberſächſ. Geſch. 1. Th. S. 49—52. 69) Cap. 48. p. 185. 70) Ideo Bifulci vocabantur a Chunis, eo quod duplicem in congessione certaminis . . . ., heißt es bei Fredegar lückenhaft. Für Bifulci, Befulci iſt eine andere Lesart Prefulci (Praefulci). Bifulcus erklärt man durch zwiefache Stütze, weil die Wenden zwei Mal im avariſchen Heere kämpfen mußten. Gebhardi (a. a. O. I. Th. S. 25) ſucht es anders zu deuten, nämlich: „Weil die Slawinen ſich auf Viehzucht und Ackerbau legten, und nicht gleich ihnen (den Avaren) blos vom Raube leben wollten, ſo ſchalten ſie ſie Bywol oder Büffel, welches noch jetzt ein den Slawen unerträglicher Name iſt." Iſt Bifulci wirklich durch Biwol zu er-

Digitized by Google

Chunen kamen jedes Jahr, um zu überwintern, zu den Slawen, nahmen die Weiber der Slawen und die Töchter derſelben auf das Lager. Die Söhne der Chunen, welche ſie mit den Weibern und Töchtern der Wenden zeugten, hielten es endlich nicht mehr aus, die Bosheit und Unterdrückung zu ertragen, erklärten ſich gegen die Herrſchaft der Chunen, und begannen ſich wider dieſelben und ihren Gagan (Groß-Khan) zu empören. Zur Zeit, als dieſes bereits geſchah, kam im 40. Jahre des Frankenkönigs Chlothar ein Franke, Namens Samo, aus dem Senonengau und brachte mehre Negoteanten mit, um bei den Slawen Handelsgeſchäfte zu treiben. Als die Wenden im Heere wider die Chunen zum Angriffe ausgerückt waren, ging der Handel treibende Samo mit ihnen im Heere, und erwies ſich daſelbſt ſo nützlich gegen die Chunen, daß es wunderbar war, welche große Menge von ihnen durch das Schwert der Wenden niedergemetzelt wurde. Als die Wenden die Fähigkeit Samo's ſahen, wählten ſie ihn zum Könige über ſich. Er regierte daſelbſt 35 Jahre glücklich. Während ſeiner Regierung gingen die Wenden mit den Slawen viele Schlachten ein, und durch ſeinen Rath und ſeine Tauglichkeit ſiegten ſie ſtets. Kaiſer Heraklius hatte im J. 621 Alles gethan, den Groß-Khan an ſein Intereſſe zu feſſeln, hatte ihm Jahrgeld von 200,000 Goldgulden verſichert, ihm eine Anzahl vornehmer Jünglinge, unter welchen ſein unehelicher Sohn war, zu Geiſeln gegeben, und während ſeiner Abweſenheit von Conſtantinopel ſeinen Sohn, den Thronfolger, dem Schutze des Groß-Khans empfohlen; aber dennoch ließ ſich dieſer einige Jahre darauf durch Chosdroes, den König der Perſer, zu einem Bündniſſe wider die Römer bewegen. Chosdroes ſchickte im 16. Regierungsjahre des Kaiſers Heraklius (626) den Sabaras mit einem Heere wider Conſtantinopel ab, damit er die Avaren mit den Bulgaren und Slawinen und Gepiden in Eintracht vereinigte, und damit dieſelben gegen Conſtantinopel eilen und dieſe Stadt einmüthig belagern ſollten. Als der Kaiſer dieſes Vorhaben in Kenntniß brachte, ſchickte er den dritten Theil ſeines Heeres aus Aſien nach Europa zur Deckung der Hauptſtadt. Der Groß-Khan, welcher ſich vornahm Conſtantinopel zu zerſtören, beſchloß, es zu Lande und zur See anzugreifen. Während er mit den Avaren in Thracien einfiel, bedeckten die Slawinen das Meer mit Schiffen, welche an der Donau gefertigt und den Fluß hinab in das ſchwarze Meer gefahren waren. Während Sabaras Chalcedon belagerte, ließ der Groß-Khan Conſtantinopel zu Lande und zu Waſſer beſtürmen, und zwar in wiederholten Stürmen. Man brauchte Thürme, Mauerbrecher, Sturmdächer, Baliſten und andere Kriegsmaſchinen; aber die Belagerten wehrten ſich tapfer. Die wiederholten Verſuche, einen Vergleich zu Stande zu bringen, waren vergebens, weil der Groß-Khan auf dem Verlangen beſtand, daß die Stadt ſich ergeben ſollte. Aber der tapfere Befehlshaber von Conſtantinopel willigte hierein durchaus nicht. Die armeniſchen Chriſten griffen mit ihren Fahrzeugen die der Slawinen an und trieben ſie aus einander, wobei viele Slawinen theils niedergemetzelt, theils ins Meer geſtürzt wurden. Die übrigen Slawinen, durch dieſes Unglück gebeugt, verließen das Lager der Bekämpfer Conſtantinopels und kehrten in ihr Land zurück. Der Groß-Khan, hierdurch geſchwächt, ſah ſich genöthigt, die Belagerung aufzuheben und abzuziehen. Sabaras blieb vor Chalcedon ſtehen [71]). Der Groß-Khan ſtarb um das Jahr 630 [72]).

3) Gacan III. Im Reiche der Avaren in Pannonien entſtand ein heftiger Streit über die Nachfolge im Reiche. Einer von den Avaren und ein anderer von den Bulgaren ſammelte eine Menge, und einer bekämpfte den andern. Endlich ſiegten die Avaren über die Bulgaren. Achttauſend Mann der Beſiegten, mit Weibern und Kindern aus Pannonien vertrieben, baten den König Dagobert um Aufnahme im Lande der Franken. Dagobert befahl den Baiern, die Bulgaren zur Überwinterung in ihre Häuſer aufzunehmen, und ließ ſie in einer Nacht durch die Baiern tödten [73]). So wurde die Macht des Groß-Khans der Avaren geſchwächt, und dieſes geſchah auch im J. 635, in welchem der Unter-Khan der Bulgaren, Kuvrat, Horgan's Enkel, dem Groß-Khan der Avaren den Gehorſam aufkündigte. Kuvrat vertrieb die Kuturguren, welche ihm der Groß-Khan untergeben hatte, nach mancherlei Beſchimpfungen aus dem Lande und unterwarf ſich der Herrſchaft des Kaiſers, welcher ihm den Patriciertitel ertheilte, ſowie der Kaiſer ſchon vor eilf Jahren dem frühern Unter-Khan der Bulgaren, als dieſer die Taufe annahm, den Patriciertitel gegeben hatte [74]). Mit den Avaren hatte Herzog Theodo I. vor der Ankunft des heiligen Emmeran Kriege geführt. Emmeran kam im J. 649, als er auf der Reiſe nach Pannonien, um daſelbſt die Avaren zum Chriſtenthume zu bekehren, ſich befand, durch Regensburg, ließ ſich aber von Theodo bewegen, nicht nach Pannonien zu gehen, ſondern in Baiern zu bleiben. Landebert darum, weil er den heiligen Emmeran hatte umbringen laſſen, von dem Herzoge Theodo vertrieben, ſtarb bei den Avaren in Pannonien im Exil [75]). Zu dem Groß-Khan der Avaren nach Skythien, denn auch dahin erſtreckte ſich noch ihr Reich, floh Bertarid oder Pertarid vor dem Langobardenkönige Grimoald, und ließ ſich von dem Groß-Khan, welcher mit den Langobarden den Frieden nicht brechen wollte, bewegen, das Reich des Groß-Khans wieder zu verlaſſen [76]). Als Herzog Lupus von Friaul gegen den Langobardenkönig Grimoald ſich

klären, und hatte dieſe Benennung ihren Grund darin, daß die Avaren die Wenden im Kampfe vorſchoben, ſo wollten ſie dadurch anzeigen, daß dieſe die ſchwerſte Arbeit im Kampfe hatten. Man vergleiche den gemeinen Ausdruck büffeln, angeſtrenge arbeiten.

71) *Theophanes*, *Nicephorus* und das Chronicon Paschale ap. *Stritter*. T. I. p. 745 sq.; Historia Miscella p. 128. 72) Dieſes läßt ſich aus *Fredegar* Cap. 72. p. 144 ſchließen. 73) *Fredegar*, Chron. Cap. 72. p. 144; *Aimoinus*, De Gestis Francorum Lib. IV. Cap. 24. p. 370. 74) *Nicephorus* ap. *Stritter*. T. I. p. 755. 75) *Aribo*, Vita St. Emmerani C. 2 in Actis Sanctorum T. VI. p. 475—478; *Laurentius Hochwartus*, Catalogus Episcoporum Ratisponensium ap. *Oefele*, Boicor. Rer. Scriptt. T. I. p. 162. 76) *Paulus Diaconus* Lib. V. Cap. 2, p. 475: Qui (Grimoaldus Rex) postquam comperit Bertaridum profugum Scythiam petisse, et apud Cacanum demorari, eidem Cacano Avarum per legatos mandavit etc.

Digitized by Google

empört hatte, wollte dieſer keinen Bürgerkrieg unter den Langobarden erregen, und entbot (um das Jahr 666) dem Groß-Khan der Avaren [77]), daß er nach Forum Julii wider den Herzog Lupus kommen und ihn durch Krieg aufreiben ſollte. Dieſes geſchah auch. Als der Groß-Khan mit einem großen Heere kam, kämpfte an dem Orte, welcher Fluvius (Fiume) hieß, wie dem langobardiſchen Geſchichtſchreiber, welcher der Schlacht beiwohnte, alte Männer erzählten, drei Tage hindurch Herzog Lupus mit den Forojulanern (Friaulern) wider des Groß-Khans Heer, und zwar am erſten Tage warf er das mächtigſte Heer deſſelben zu Boden und nur Wenige von den Seinigen wurden verwundet; am zweiten Tage wurden bereits Einige von den Seinigen verwundet und getödtet, doch vertilgte Lupus viele von den Avaren; am dritten Tage wurden bereits mehre von den Seinigen verwundet oder getödtet, doch nichtsdeſtoweniger vertilgte Lupus ein großes Heer des Groß-Khans und bemächtigte ſich reichlicher Beute. Am vierten Tage aber ſahen Lupus und die Seinigen über ſich eine ſo große Menge kommen, daß ſie kaum durch die Flucht entrinnen konnten. Nachdem daſelbſt Herzog Lupus getödtet war, befeſtigten ſich die Übrigen in den Burgen. Die Avaren ſtreiften durch das ganze Gebiet derſelben, raubten Alles, oder verbrannten es durch Unterlegung von Feuer. Als ſie dieſes einige Tage hindurch gethan hatten, wurde ihnen von Grimoald entboten, daß ſie von der Verwüſtung abſtehen ſollten. Sie ſchickten Geſandte an Grimoald und ließen ihm ſagen, daß ſie Forum Julii, welches ſie durch Waffen erworben, durchaus nicht verlaſſen würden. Da befahl Grimoald, durch die Noth gezwungen, daß das Heer vereinigt werde, damit er die Avaren aus ſeinem Gebiete heraustriebe. Mitten auf dem Felde ſchlug er ſein Lager auf, und hatte nur einen kleinen Theil des Heeres, als der Groß-Khan Geſandte zu ihm ſchickte. Grimoald ließ diejenigen, welche er hatte, in verſchiedener Tracht und mit verſchiedenen Waffen ausgerüſtet, vor den Augen der Geſandten, als wenn ſtets ein neues Heer ankäme, häufig vorübergehen. Als die Geſandten der Avaren das nämliche Heer auf andere und wieder andere Art und Weiſe vorüberziehen ſahen, glaubten ſie, daß es eine unermeßliche Menge der Langobarden wäre. Zu den Geſandten ſprach Grimoald ſo: Mit der ganzen Menge des Heeres, welche ihr geſehen habt, werde ich über den Cacan ſogleich herſteigen und der Avaren Heer verderben, wenn ſie nicht eilig aus der Forojulaner Gebiete hinausgehen. Als die Geſandten der Avaren dieſes geſehen und gehört und ihrem Herrſcher verkündigt hatten, kehrte er alsbald mit ſeinem ganzen Heere in ſein Reich heim. So erzählt Paulus Diaconus. Man muß, um den Abzug des Groß-Khans glaublich zu finden, in Erwägung bringen, daß ſein Heer im Kampfe mit Grimoald ſehr geſchwächt war. Im J. 671 ſchickte, wie man annimmt, der genannte Groß-Khan zahlreiche Haufen [78]) auf Raub nach Rhätien. Dieſe Barbaren verheerten das graubündner Land, überfielen das Kloſter Diſſentis, ſteckten es in Brand und beraubten die Mönche des Lebens, ohne jedoch große Beute zu machen, weil der vorſichtige Abt Adalbero das Kirchengut ſchon früher nach Zürich in Sicherheit gebracht hatte. Auf dem Rückzuge wurden die Barbaren von dem Landvolke umringt und viele verloren das Leben [79]). (*Ferdinand Wachler.*)

GACHET, ein pariſer Arzt zu Ende des 18. Jahrh., der ſich wenigſtens durch eine ſeiner Schriften einen gewiſſen Ruf erwarb, in ſofern dieſelbe mehre Auflagen erlebte und auch ins Teutſche überſetzt wurde, war in der That nur ein Charlatan, und wußte durch ein Geheimmittel Geld zu erwerben. Jene Schrift führt den Titel: Manuel des goutteux et des rhumatistes, ou l'art de se traiter soi-même, et en suivant la méthode de feu M. *Gachet*. (Paris 1785. 12. Ib. 1786. 1789. 1793.) Ins Teutſche überſetzt von Tabor. (Dürkheim 1792.) (Die ganze Belehrung läuft darauf hinaus, daß man Gachet's Geheimmittel kaufen müſſe.) Zwei andere Schriften Gachet's ſind auch nicht geeignet, in dem eben abgegebenen Urtheile eine Änderung zu bewirken, nämlich: Tableau historique des événemens présens, relativement à leur influence sur la santé, aux maux qui en sont ou qui peuvent en être la suite, et aux moyens propres à les combattre. (Paris 1789. 12.) Problème médico-politique pour et contre les arcanes ou remèdes secrets. (Paris 1791.) (*F. W. Theile.*)

GAÇON (François), geb. am 16. Febr. 1667 zu Lyon, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und ward Sacriſtan in der Kapelle des Herzogs von Orleans. Aus Liebe zur Dichtkunſt, und beſonders zur Satyre, gab er dieſe Stelle wieder auf. Als ihm die franzöſiſche Akademie 1717 für eins ſeiner Gedichte den Preis zuerkannte, verbat ſie ſich ausdrücklich ſeinen öffentlichen Dank, weil er faſt über alle ihre Mitglieder die Geißel der Satyre geſchwungen hatte. Er erwarb ſich dadurch viele Feinde, zu denen Rouſſeau, Lamotte u. a. ausgezeichnete Männer gehörten. Seinen Anti-Rousseau ließ er 1712 der zu Rotterdam erſchienenen Ausgabe von Rouſſeau's Werken als dritten Theil beifügen. In ſeinem Homère vengé und in den Fables de Mr. de Lamotte traduit en vers richtete er ſeinen Spott gegen dieſen Dichter. Selbſt den berühmten Kanzelredner Boſſuet ſchonte er nicht in ſeinem Poëte sans fard, ou discours satyriques en vers. Der Verkauf der Exemplare dieſes Werkes ward jedoch in Paris verboten. Im J. 1717 ward Gaçon Mitglied der Akademie zu Lyon und 1723 Prior von Notre Dame de Baillon, unweit von Beaumont ſur Oiſe. Dort ſtarb er am 15. Nov. 1725. Er beſaß einen ſcharfen Verſtand und ein treffliches Gedächtniß. In der Satyre war er kühn; was er aber in dieſer Gattung leiſtete, war zu roh, und ſtand mit der Cultur der Nation zu ſehr im Widerſpruche, um ein großes Publicum zu finden. Mehr Werth als ſein Secrétaire du Parnasse, die

77) regi Avarum Cacano mandavit, *Paulus Diaconus* Lib. V. Cap. 19. p. 482. 78) Ungarn waren dieſelben noch nicht, da dieſe noch nicht in Europa ſich befanden; ſ. Feßler, Die Geſchichten der Ungarn. 1. Th. S. 82, mit Beziehung auf Engel 1. Th. S. 264, vergl. mit *Cornides*, Vindicia Anonymi p. 757.

79) Acta S. Placidi et Sigeberti; *Mabillon*, Annal. Ord. S. Bened. T. I. L. XVI. c. 8.

Emblèmes ou devises chretiennes und einige andere Schriften hat eine Überſetzung des Anakreon in franzöſiſche Verſe, die er 1712 zu Lyon in zwei Duodezbänden herausgab *). (*Heinrich Döring.*)

GACSALY, ein Dorf im ſzámoſközer Gerichtsſtuhle (**Processus**, Bezirke) dee ſzathmáeer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, in der großen oder unteren ungariſchen Ebene in ſumpfiger Gegend gelegen, mit 100 Häuſern, über 790 magyariſchen Einwohnern, welche ſich, bis auf 50 Juden und etwa 100 unirten Griechen, ſämmtlich zur evangeliſchen Kieche bekennen, einem Paſtorate und Bethauſe und einee Schule der Reformirten und einem Wiethshauſe. (*G. F. Schreiner.*)

GAD (hebr. גָּד, d. i. Glück, ſ. 1 Moſ. 30, 11, wo Luther falſch überſetzt: „rüſtig," nach einem Wortſpiel mit dem Namen Gad 1 Moſ. 49, 19), iſt der Name eines Sohnes Jacob's und der Silpa (1 Moſ. 30, 10 fg. 35, 26), ſowie eines israelitiſchen Stammes, der ſchon während des Zuges durch die Wüſte einer der ſtärkeren war (4 Moſ. 1, 24 fg.) und auch ſonſt als ſtreitbar geſchildert wird (1 Moſ. 49, 19. 5 Moſ. 33, 20; vergl. 1 Chron. 12, 8—14). Dieſee Stamm erhielt ſeine Wohnſitze im Oſtjordanlande, im ſüdlichen Theile von Gilead (4 Moſ. 32, 26. 29. 5 Moſ. 3, 12. 16). Sein Gebiet, das **Land Gad** (1 Sam. 13, 7. Jerem. 49, 1), grenzte im Süden an Ruben und ſchloß noch die Stadt Ja'ſer ein; im Weſten war der Jordan die Grenze und gehörte dazu noch ein ſchmaler Streif Landes zwiſchen dieſem Fluſſe und dem Gebiete von Oſt-Manaſſe bis gegen das Südende des Sees Geneſareth hin (5 Moſ. 3, 17. Joſ. 13, 27); ſonſt bildete nördlich dee Fluß Jabbok (jetzt Serka) die Grenze, und öſtlich reichte es bis nach Rabbath-Ammon, ſodaß es einen großen Theil des jetzigen Belka einnahm. Früher ſaßen in dieſem Gebiete zum Theil Ammoniter, daher Joſ. 13, 25 die Angabe, daß es „das halbe Land der Kinder Ammon" in ſich faſſe. Die Geenzen und die bedeutenderen Städte des Landes (unter letzteren Aroer bei Rabbath-Ammon, Beth-Nimrah, jetzt Nimein, Dibon, Ataroth, Suecoth u. a.) werden 4 Moſ. 32, 34—36 und Joſ. 13, 24—28 angegeben. Die Gaditer teieben viel Viehzucht und ihr Land eignete ſich für Nomaden (4 Moſ. 32, 1. 4). Ihre Wohnſitze wurden ihnen, wie auch dem Stamme Ruben und Halbmanaſſe, noch von Moſe zugewieſen, ehe der Jordan überſchritten war, doch betheiligten ſie ſich an der Eroberung des diesſeitigen Landes (4 Moſ. 32, 16 fg. 25 fg. Joſ. 22, 1 fg.). (*E. Rödiger.*)

GAD (hebe. גָּד), Name eines hebräiſchen Propheten, der neben Nathan der vertraute Rathgeber des Königs David war, daher „der Seher David's" genannt 2 Sam 24, 11. 2 Chron. 29, 25. Er unterſtützte den David mit ſeinem Rathe ſchon zu der Zeit, als dieſer von Saul verfolgt wuede, und welches Anſehen er bei ihm als König hatte, bezeugt die Erzählung 2 Sam. 24 (wiederholt 1 Chron. 21). Die Chronik legt dem Gad, wie dem Nathan, Einfluß bei auf David's Einrichtungen beim Heiligthume (2 Chron. 29, 25), und nach derſelben Quelle hatte er mit Samuel und Nathan Theil an der Abfaſſung der Reichsgeſchichte der Davidiſchen Zeit (1 Chron. 29, 29), welche Angabe an ſich zwar nicht unwahrſcheinlich iſt, bei dem Chroniſten jedoch auf einer in ſpäterer Zeit unter den Juden herrſchenden Vorausſetzung beruht, wornach überhaupt die Propheten die Geſchichtſchreiber ihrer Zeit geweſen ſein ſollen. Weiteres iſt von den Lebensumſtänden dieſes Propheten nicht bekannt. (*E. Rödiger.*)

GADÄTSCH oder **GADITSCH**, eine Kreisſtadt in dem ruſſiſchen Gouvernement Tſchernigow, an dem in den Dnepr fallenden Fluſſe Pſol, 38 Meilen von Tſchernigow und 105 Meilen von Moskau, mit einem Kloſter, ſieben Kiechen und viee Jahrmärkten. Die Einwohner treiben Kram- und Productenhandel. (*J. C. Petri.*)

GADAGNE, GUADAGNI, nach der genuinen Foem, iſt der Name einer Familie, welche ihrer urſprünglichen Heimath, der Stadt Florenz, 12 Gonfalonieei und 16 Prioren gegeben hat. Bernhard ward durch das Loos Gonfaloniere für die Monate September und October 1433, nachdem, dazu ihn zu befähigen, Reinald degli Albizzi ſeine Steuereückſtände berichtigt hatte, indem nach den Geſetzen ein Staatsſchuldner von öffentlichen Ämtern ausgeſchloſſen wurde. Auch durch anderweitige Schulden gedrückt, durch perſönliche Unbilden verletzt und, weil er Nichts zu verlieren hatte, vieler Rückſichten ledig, war Bernhard für des Albizzi ehrgeizige Abſichten das zuverläſſigſte Werkzeug. Schon am 7. Sept. erging an Cosmus de' Medici eine Ladung im Namen des Gonfaloniere; wegen ſeines Verhaltens in der Fehde mit Lucca ſollte er zur Rechenſchaft gezogen werden. Die Unterſuchung begann mit der Verhaftung des Angeklagten, dann ließ Guadagni durch das gewöhnliche Glockenſignal die Gemeinde nach dem Marktplatze berufen. Die Berathungen dieſer Verſammlung zu überwachen, hatte auch Albizzi ſich eingefunden, und hüteten die von ihm aufgeſtellten Bewaffneten die ſämmtlichen Zugänge, eine Vorſicht, welche doch, nach den frühern Erfahrungen, überflüſſig zu nennen war. Das Paelament von Florenz war von lange her gewohnt, es mit dem Stärkern zu halten. Es pflegte nur zuſammenzutreten, um eine vollbrachte Revolution zu ſanctioniren, und erſchien in der Verſammlung einzig die ſiegende Paetei, wäheend ihre Gegner durch Furcht oder Gewalt in der Entfeenung gehalten wurden. Auf den Antrag der Regierung wurde eine Balia ernannt, um die angeblichen Verſchwörer zu richten, und nahmen deeen Berathungen eine für den Medici höchſt bedeohliche Wendung, als es dieſem, von ſeinem Gefängniſſe aus, gelang, durch eine Gabe von 1000 Goldgulden den Gonfaloniere umzuſtimmen. Statt von der Balia die Hinrichtung des Medici zu verlangen, wie es ihm von Albizzi aufgegeben, begnügte ſich jetzt Bernhard Guadagni mit zehnjähriger Verbannung. Sie wurde ohne Säumen ausgeſprochen, und am 3. Oct. 1433 trat Cosmus die Reiſe nach Padua, ſeinem künftigen Wohnorte, an. Es verging jedoch kaum ein Jahr, und der Verbannte wurde zurückgerufen, ſeine

*) ſ. *Niceron*, Mémoires. T. XXXVIII. p. 233. *La Madelaine*, Dictionnaire des Poëtes français p. 202 sq. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 821 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 6. Bd. S. 148.

Digitized by Google

Partei mit der höchſten Gewalt bekleidet, was arge Reactionen zur Folge hatte. Bernbard Guadagni namentlich wurde verbannt, ſein Sohn Anton hingerichtet. Des Bieri Guadagni Sohn, Philipp, wurde der Vater jenes „abate Giovan Battista Guadagni, fiorentino,“ deſſen Davila an mehren Stellen als eines gewandten, vielfältig von den Königen Karl IX. und Heinrich III. zu Unterhandlungen mit rebelliſchen Großen verwendeten Unterhändlers gedenkt. Des Beri anderer Sohn, Thomas, ließ ſich gegen Ende des 15. Jahrh. zu Lyon nieder, und erwarb in Bankgeſchäften und Großhandel den Reichthum, den noch heute das lyoner Sprüchwort: „Riche comme Gadagne,“ feiert. Nach dem Unglücke bei Pavia kam er den Nöthen des Staates mit einem Darlehen von 50,000 goldenen Schilden zu Hilfe, womit er ſich die Stelle eines königlichen Maître d'hôtel verdiente. Er erkaufte die Baronie Lunel in Languedoc, Saint-Galmier und Saint-Hoyan, in Forez, Saint-Victor, Gaillardes u. ſ. w., wußte aber auch in anderer Beziehung von ſeinen Schätzen einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen. Durch den gelehrten Orientaliſten Sante-Pagnino veranlaßt, erbaute er in dem Quartier der Quarantaine ein Lazareth für Peſtkranke, unter der Anrufung ſeines Patrons, des heiligen Thomas. Ein zweites Hoſpital hat er zu Avignon fundirt. Bei der Dominikanerkirche zu Lyon ließ er in ſchwarzem Marmor eine Kapelle ausführen, die an ſich als ein Meiſterwerk von Baukunſt betrachtet, von ihrem Begründer auch das Meiſterwerk des florentiniſchen Malers Franz Salviati, den heiligen Thomas in ſeiner Ungläubigkeit vorſtellend, empfing. In dieſer Kapelle bewunderte man auch die Statuen von Thomas von Gadagne und von ſeiner Hausfrau, Petronella von Berty. Die Schreckenszeit hat die Kapelle, die Verſchönerungswuth der Neuzeit auch die Kirche der Dominikaner vernichtet, aber des Salviati Bild fand in den Sammlungen vom Louvre ſeinen Platz. Dann gibt es auch noch zu Lyon eine Straße Gadagne, und darin das einſt von Thomas und ſeinen Kindern bewohnte Haus; es zeigt aber das Gebäude nicht die leiſeſten Spuren von dem Reichthume ſeines Erbauers, wie es denn auch für jetzt von dürftigen Arbeitsleuten bewohnt wird. Des Thomas Söhne, Wilhelm und Thomas von Gadagne, auf Hoſtun, in Dauphiné, erkauften 1548 um 2400 Goldgulden die bedeutende Baronie Verdun, an dem Zuſammenfluſſe von Doubs und Saone. Des jüngeren Thomas Sohn, Wilhelm von Gadagne, Baron von Verdun, auf Bothéon und Beauregard, in Lyonnais, trug, ein Jüngling kaum, die Waffen, begleitete den Marſchall von Saint-André auf der Reiſe nach Teutſchland, befand ſich in dem Treffen bei Renty, bei der Belagerung von Thionville, bei der Einnahme von Calais, und wurde von K. Heinrich II. zum Sénéchal und Lieutenant de Roi für Lyonnais, dann zum Gentilhomme de la chambre, deren damals nur 24 waren, ernannt. Unter Karl IX. diente er bei der Wiedereinnahme von Blois, Tours, Amboiſe, Poitiers und Bourges, minder nicht in der Schlacht bei Dreux; desgleichen befehligte er, unter der oberſten Leitung des Herzogs von Nemours, die in Lyonnais aufgeſtellte Armee, gleichwie er unter des Marſchalls von Briſſac Auſpicien die Belagerung von Havre-de-grace leitete. Hauptmann einer Compagnie von 50 Lanzen und des St. Michaelsordens Ritter, ging er als Heinrich's III. Geſandter nach Teutſchland und Venedig, und wurde bei ſeiner Rückkehr zum Staatsrath und zum Lieutenant général für Lyonnais, Forez und Beaujolais ernannt. In Lyon ward er der Nachfolger des am 24. Nov. 1588 ermordeten Mandelot. Am 21. Febr. 1589 erhob ſich neuer Aufruhr. Zwölf der verzweifeltesten Rebellen erzwangen den Eingang von des Gouverneurs Haus, und er ſollte ſchlechterdings den Eid auf die heilige Liga nach ſeiner veränderten Form unterſchreiben. Nichts vermochten über ihn der Wüthenden Drohungen; gleich unbeweglich blieb er dem blanken Stahle gegenüber, der eine ganze Viertelſtunde lang ſeiner Kehle angeſetzt war, daß die Mörder ſelbſt nicht umhin konnten, dieſe Todesverachtung, dieſe unerſchütterliche Ruhe zu bewundern. Sie luden ihn auf ihre Schultern und trugen ihn vor die Stadt, wo ſie von ihm abließen, unter den ſchrecklichſten Drohungen zwar für den Fall, daß er es nochmals wagen ſollte, in ihrer Mitte ſich blicken zu laſſen. Wilhelm ſputete ſich, die Inſaſſen ſeiner Güter zu bewaffnen, ſiegte an ihrer Spitze bei Vienne über den Baron von Diſimieux, und ſetzte ſich zum Öftern der dringendſten Gefahr aus, indem er unter mancherlei Verkleidung zu Lyon ſich einſchlich, um die mit Gleichgeſinnten angeſponnenen Unterhandlungen für die Übergabe zu beſchleunigen. Daß die zweite Stadt des Königreichs für Heinrich IV. gewonnen wurde, Februar 1594, iſt großentheils ſeinen Bemühungen zuzuſchreiben. Als ſauer verdienten Lohn empfing er am 5. Jan. 1597 den heiligen Geiſtorden. Die Anſtalten für des Königs Empfang und Vermählung, welche in Lyon ſtattzufinden hatte, gaben ihm der Sorgen und Bemühungen mehr, als ſein vorgerücktes Alter zu ertragen vermochte; er ſtarb noch während des Königs Anweſenheit, 1600—1601. Von den Söhnen ſeiner Ehe mit Johanna von Sugny kam der einzige, Kaspar, zu Jahren. Des Vaters Fußtapfen verfolgend, widmete er ſeinen Degen der Verfechtung der Erbrechte des Hauſes Bourbon, und er wurde nach dem Falle des tapfern Biſſy, bei Beaune, 1593, von dem Vicomte von Tavannes zu einem Ehrenpoſten berufen; er ſollte Verdun, das eben, 1593, von dem Könige, ſeinem Vater zu Liebe, zu einer Grafſchaft erhoben worden, gegen die Ligiſten vertheidigen; der feurige Jüngling ließ ſich jedoch von ſeinem ſchlauen Gegner, von dem Hauptmann la Fortune, zu einem Hinterhalte verlocken, und ſtarb an den im Gefechte empfangenen Wunden, 1594. Sein Vorgänger hatte in Verdun Artillerie und Munition, die er aus eigenen Mitteln bis zu dem Belaufe von 6500 Thalern angeſchafft, zurückgelaſſen; des Biſſy Oheim foderte ſeines Neffen Eigenthum zurück, weil aber die fraglichen Gegenſtände nicht füglich zu entbehren waren, übernahm der Vicomte von Tavannes die Verpflichtung, den Werth davon zu erſtatten. Kaspar von Gadagne genehmigte die Transaction, ohne doch, wegen ſeines vorzeitigen Abganges, das gegebene Wort löſen zu können. Dafür wurde der Vater angehalten, und der Spruch vom

Digitized by Google

3. März 1599 legte ihm auf, die gefoderte Summe, ſammt allen Koſten, zu bezahlen. Wilhelm's fünf Töchter, Lucretia, Diana, Maria, Anna, Gabriele, heiratheten in die Häuſer Apchon, Hoſtun, Monteinard, Alban und Motte de S. Chaumont, und wurde der Sohn der zweitgebornen, Balthaſar von Hoſtun, von dem Großvater adoptirt, und ihm, als dem dereinſtigen Beſitzer von Tallard, Verdun und Bothéon, aufgegeben, der Gadagne Namen und Wappen zu führen. Es hat dieſer Balthaſar, über welchen man den Art. Tallard befragen möge, mit der Errichtung eines Monumentes für ſeinen Ältervater in der Dominikanerkirche zu Lyon den Anfang gemacht, deſſen Vollendung jedoch dem Gemahle ſeiner Enkelin Charlotte Louiſe d'Hoſtun de Gadagne, dem Marquis von la Baume, überlaſſen müſſen. Auch der andern Linie der Gadagne Name iſt an Fremde übergegangen. Balthaſar, auf Champron, in Bourbonnais, und Claudius, auf Beauregard, Söhne von Thomas III., ſcheinen beide ohne Nachkommenſchaft geblieben zu ſein; hingegen wurde ihre Schweſter Louiſe, vermählt am 19. Jan. 1598 mit Georg von Galléan, die Mutter von Karl Felix von Galléan-Gadagne, der 1669 die Herrſchaft Châteauneuf-de-Giraud oder -de-Gadagne, wie ſie ſeitdem geheißen hat, in dem Staate von Avignon erkaufte, und in Anſehung deſſen von Papſt Clemens IX. zum Herzoge von Gadagne creirt wurde *). Es war beſagtes Herzogthum auf das Lehen Châteauneuf radicirt. Karl Felix kam als Officier zu der Galeerenflotte von Frankreich, ſtand 1645 als Mestre-de-camp bei dem Regimente Marine, und erhielt 1646 in der gleichen Eigenſchaft ein Cavalerieregiment ſeines Namens. Maréchal-de-camp 1652, Generallieutenant 1660, war er 1664 der kindiſchen Expedition nach Gigeri zugetheilt, und bewährte in deren Laufe hohen perſönlichen Muth, ohne doch irgend ein Feldherrentalent entwickeln zu können. Am 31. Oct. ſchiffte er ſich mit ſeinen Truppen ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Lieutenant-général in dem Gouvernement von Berry, Gouverneur der Landſchaft Aunis, der Inſeln Oleron und Ré, der Städte la Rochelle, Dole und Pont-à-Mouſſon, würde er wol noch den Marſchallſtab davon getragen haben, er glaubte ſich aber bei einem großen Avancement beeinträchtigt, und ging durch Vertrag vom 26. Jan. 1689 in den Dienſt der Republik Venedig, mit einer Jahresbeſoldung von 18,000 Silberdukaten. Griechenland und der Archipel wurden der Schauplatz ſeiner Thaten, bis zum Frieden von Karlowitz, den er nur wenige Jahre überlebte. Er ſtarb 1700, in hohem Alter, kinderlos in ſeiner Ehe mit Johanna von Gravay, und wurde von einem Enkel ſeines Bruders Ludwig, von Peter Franz von Galléan, beerbt. Deſſen Sohn, Joſeph Ludwig Maria, dritter Herzog von Gadagne, geb. am 8. Jul. 1704, wurde in der Ehe mit Charlotte Gabriele Franziska von Fortia-Montréal ein Vater von drei Söhnen und vier Töchtern. Ein Vetter von ihm, doch einer andern Linie angehörend, Karl Hyacinth Anton von Galléan, Marquis von Salernes, Baron des Iſſats, Graf von Caſtellet, Herr des Courtines und des Angles, wurde von Papſt Benedict XIV. am 15. Jan. 1757 mit einem Herzogstitel (für Avignon) beſchenkt und von Clemens XIII. am 14. Dec. 1759 in die Zahl der römiſchen Fürſten aufgenommen, ſtand bei Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz hoch in Gnaden, welcher ihm am 2. Febr. 1759 den St. Hubertusorden verlieh, und am 11. März 1761 ihn zu ſeinem Großhofmeiſter ernannte. K. Franz I. erhob ihn durch Diplom vom 15. Sept. 1761 in des h. R. R. Fürſtenſtand, und Kurpfalz, als Reichsvicar, fügte am 3. April 1763 das große Palatinat hinzu. Es hatte aber der Fürſt von Galléan nur Töchter in ſeiner Ehe mit Maria Franziska Henriette Tremoletti de Montpezat, und er iſt, der letzte der pfälziſchen Großhofmeiſter, 1778 verſtorben, in dem Jahre alſo, wo der Hof nach München verlegt wurde.

Von den in Toscana zurückgebliebenen Guadagni ſind vor Allen ein k. k. Feldmarſchall und ein Cardinal zu bemerken. Der Cardinal, Johann Anton, geb. den 14. Sept. 1674, war ein Sohn des Marcheſe Donatus Maria Guadagni, des Maestro di camera bei der Großherzogin Victoria della Rovere, welcher mit Maria Magdalena Corſini, einer Schweſter des nachmaligen Papſtes Clemens XII., verheirathet. Der Sohn ſtudirte zu Rom bei den Jeſuiten, im Collegium Romanum, beſuchte die Univerſität zu Piſa, wo er Doctor der Rechte wurde, und prakticirte hierauf zu Rom unter dem Patrocinium ſeines Oheims Laurentius Corſini. Unerwartet und gegen der Ältern Willen gab er ſein Kanonikat am Dome zu Florenz auf, um 1700 zu Arezzo in dem Karmelitenorden zu treten. Novizenmeiſter, Prior zu Florenz, Definitor, dann Provincial, beförderte P. Johann Anton a S. Bernardo, in der Taufe zwar Bernhard Cajetan genannt, nach Kräften das Aufnehmen ſeines Ordens, für den er ſogar zu Piſa ein neues Kloſter ſtiftete. Benedict XIII. verlieh ihm 20. Dec. 1724 das Bisthum Arezzo, das er zwar Anfangs ſich weigerte anzunehmen. Sechs Jahre ſpäter, den 12. Juli 1730, beſtieg Laurentius Corſini, jetzt Clemens XII., den päpſtlichen Thron, wovon die Folge war, daß der Nepot in der Promotion vom 24. Sept. 1731 in das heilige Collegium aufgenommen wurde. Am 11. Nov. n. J. hielt dieſer als päpſtlicher Nepot zu Rom ſeinen öffentlichen Einzug. Er nahm den Geſchlechtsnamen Guadagni wieder an, und empfing den 22. Nov. den Cardinalshut, ſowie den 17. Dec. den Prieſtertitel von San Martino ne' monti. Von allen Seiten flogen Geſchenke ihm zu, der Papſt ſelbſt gab ihm eine Anweiſung auf 3000 Scudi. Am 28. Febr. 1732 erhielt er die Stelle eines Generalvicarius für Rom und ſeinen Diſtrict, und weil mit den Verrichtungen dieſes Amtes die Reſidenz in Arezzo unverträglich war, gab er das Bisthum auf, ſich doch eine Penſion von 1200 Scudi ausbedingend; ſchon vorher war er capo della congregazione sopra i ne-

*) „Il (Caderousse) était duc d'Avignon; et ces ducs d'Avignon, que le pape fait, sont inconnus partout, même à Rome, où ils n'ont, non plus qu'ailleurs, ni rang, ni honneur, ni distinction quelconque; à Avignon, ils en ont chez le vice-légat, et dans toute cette légation. C'est chose dont les papes ne sont pas avares, et qui se donne assez ordinairement pour de l'argent.“ *S. Simon.*

gozii de' Vescovi et de' Regolari, della congregazione dell' Immunità Ecclesiastica und della congregazione de' Riti geworden. Im J. 1735 gab er zum Drucke: Statuta antiqua de officio Camerali Cleri Romani et juribus funeralibus ecclesiarum, praesertim parochialium almae urbis; er hatte auch die Ehre, in des Papstes Namen, dem sterbenden Könige Jacob III. von Großbritannien den letzten Segen zu ertheilen. Im J. 1737 erhielt er die Präfectur von der Regulardisciplin und 1738 die reiche Abtei Farfa, wogegen er drei andere Abteien aufgab. In dem Conclave nach Ableben Clemens' XII. hielt er es mit der Corsinischen Partei. „Man sagt, es habe der Cardinal Corsini damals seine Parthey in zwey Haufen getheilet, davon er einen dem Cardinal Guadagni, den andern aber dem Cardinal Sacripante anvertrauet, doch sey keine von den beyden Brigaden mit ihrem Oberhaupte zufrieden gewesen." Von dem am 17. Aug. 1740 erwählten Papste Benedict XIV. wurde Guadagni in seinen Ämtern bestätigt, doch weiter nicht berücksichtigt. Cardinalbischof von Frascati seit 1750, erzeigte er sich den Pilgrimen, die mit diesem Jubeljahre ungemein häufig zuströmten, über alle Maßen liebreich und wohlthätig. Im Januar 1756 folgte er dem Cardinale Delci in dem Vicedekanat des heiligen Collegiums, womit das Bisthum Porto verbunden war, wogegen er seinem Nachfolger für Frascati, dem Cardinal Sacripante, am 21. Jan. die Weihe ertheilte. In dem Conclave, das zur Wahl von Clemens XIII. ausschlug, „hatte er gleich in dem andern Scrutinio das Glücke, soviel Stimmen zu kriegen, daß ihm nur noch zweye an den erforderten zwey Dritteln fehlten. Allein man merkte bald, daß es nicht der Cardinäle ihr Ernst gewesen, ihn zum Papste zu erwählen, weil man ihn nachgehends fast gänzlich hintansetzte." Der neue Papst bestätigte ihn sowol in dem Generalvicariat, als in der Präfectur von der Regulardisciplin, wiewol er bereits sehr baufällig geworden. Seines Lebens Ende erfolgte den 15. Jan. 1759. „Man hat von seinen Qualitäten niemals viel Rühmens gemacht. Er durfte sich daher keine Rechnung auf die Päbstl. Würde machen, zumal weil er ein Ordens-Mann war, welche Gattung von Prälaten selten auf den Römischen Stuhl erhoben werden." Der k. k. Feldmarschall Ascanius, Marchese von Guadagni, war bereits am 27. Oct. 1733 Generalmajor bei der Cavalerie geworden, in welcher Eigenschaft er den Feldzügen von 1734 und 1735 am Rhein beiwohnte. General-Feldmarschalllieutenant 1737, diente er in dem Feldzuge dieses Jahres gegen die Türken, namentlich bei dem Armeecorps, das unter des Grafen von Wallis Befehlen in Siebenbürgen stand, und Guadagni wurde mit einer schwachen Abtheilung zu einem Einfalle in die Moldau, die er doch bald wieder räumen mußte, verwendet. Nach dem Abschlusse des belgrader Friedens wurde er Commandant zu Essek, und er mußte als kaiserlicher Commissarius die serbisch-slawonische Grenze berichtigen, auch die Auswechselung der Großbotschafter, welche die Höfe von Wien und Constantinopel einander 1741 zusendeten, leiten. Er avancirte noch zum General der Cavalerie, wurde im Juni 1754 mit General-Feldmarschallscharakter pensionirt, und starb in hohem Alter zu Innsbruck den 6. März 1759. (*v. Stramberg.*)

GADALDINI (Augustinus), Arzt, 1515 in Modena geboren und in Venedig prakticirend, wo er 1575 starb, hat sich an der lateinischen Ausgabe der Werke Galen's betheiligt, welche Junta in Venedig besorgte. Luc. Ant. Junta ließ nämlich die zerstreuten Übersetzungen Galenischer Schriften sammeln, auch manche, die noch nicht oder schlecht übersetzt waren, neu bearbeiten, und dazu war ihm neben Andern auch Augustinus Gadaldinus behilflich. So erschienen die Opera *Galeni* (Venet., apud *Juntas*, 1540. fol.); denn der Vater Junta war während der Zusammenstellung gestorben. Die Gebrüder Thomas Junta und Joa. Maria Junta besorgten dann im J. 1550 die Editio secunda operum *Galeni*, und zwar ganz unter der Obsorge von Gadaldinus. — Den Beruf zu solchen literarischen Arbeiten hatte derselbe schon früher durch die Herausgabe folgender Schrift beurkundet: Stephani Atheniensis explanationes in *Galeni* librum primum therapeuticum ad Glauconem, *Augustino Gadaldino* interprete, cum indice locupletissimo et scholiis, quibus castigationes in his explanationibus explicantur. (Venet. 1534. Ib. 1554. Lugd. 1550. Ib. 1558.) — Der Sohn Belisarius Gadaldini, Arzt in Venedig, gab nach der Biographie médicale Tom. IV. p. 296 zwei Manuscripte heraus, nämlich: Praelectiones de ratione curandi particulares corporis humani affectiones, und Explanationes in *Galeni* libros de differentiis febrium; dieselben erschienen zusammen Venet. 1575. fol. Wahrscheinlich sind damit zwei Manuscripte von Augustinus Gadaldinus gemeint. (*F. W. Theile.*)

GADANIJA, heißen die Wahrsagungen bei den Russen; ihre Arten waren mannichfach, und es ist das meiste hierher Bezügliche bereits in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 4. Th. S. 372. 373 angegeben. Hier bemerken wir noch, daß die Landmädchen in Rußland, wenn sie den Trieb der Liebe zu empfinden beginnen, zu Weihnachten einen Spiegel nehmen, mit demselben in den Mondenschein in den Hof gehen, daselbst in den Spiegel sehen und in demselben ihren künftigen Mann zu erblicken glauben *). (*Ferd. Wachler.*)

GADARA, *Γάδαρα*, von Ptolemäus einmal fälschlich durch eine Verwechselung als Gadora, *Γάδωρα*, aufgeführt (das zwischen Philadelphia und Pella lag und auf der Peutinger'schen Tafel 13 M. von Philadelphia als Gadda aufgeführt wird), von Plinius auch Gaddara genannt, war eine jener bedeutendern Städte der sogenannten Dekapolis Palästina's, östlich vom Jordan, in denen sich nach der babylonischen Gefangenschaft viele Heiden (Syrer und Griechen) aufhielten. Josephus, der, wie Plinius (H. N. V, 28) ihren Namen auch singulari numero gegen den sonstigen und seinen eigenen Gebrauch aufführt (vergl. Bell. Jud. II, 9 mit Bell. Jud. I, 5; IV, 25; Vita p. 1030 al.), nennt sie als Hauptstadt Peräa's, von der die ganze umliegende Gegend am See *Γάδαρις* (Gadari-

*) Andrey von Kayßarow, Versuch einer slawischen Mythologie S. 55—57.

Digitized by Google

tis) hieß [1]), und ihre Einwohner Gadarenſer, Gadariten, Gadarener. Gadara lag am Fluſſe Hieromax [2]), ſüdweſtlich von Capitolias und Aſtaroth, nach Joſephus' nicht ganz richtiger Angabe nur 60 Stadien von Tiberias und 30 von Hippo (*Jos.* l. l. II, 9), wahrſcheinlicher aber (nach dem Itiner. Antiq. und der Peutinger'ſchen Tafel) von Tiberias und Scythopolis 16 Milliarien entfernt, war befeſtigt (*Jos.* B. J. IV, 25. *Polyb.* V, 71), hatte in ihren Mauern eins der fünf großen Synedrien der Juden (*Jos.* Antiq. XIV, 10) und in ihrem Gebiete zu Amatha (Emmatha, Amath, hebr. Hammath) warme Quellen und heilſame Bäder, die vielſeitig beſucht wurden (ſ. außer *Jos.* B. J. III, 2. *Epiphan.* adv. haer. I. *Orig.* in *Joh.* p. 131. *Hieronymus*, Talmud etc.). In ihrer Nähe befand ſich aber auch ein übelriechender Sumpf, deſſen Waſſer die Wirkung halte, daß die Thiere, die davon tranken, Haare, Klauen und Hörner verloren. Nach des Stephanus Byzantinus Verſicherung führte Gadara auch den Namen Antiochia und Seleucia, woenach ſich allerdings dem Seleucus d. A. die Anlage des früher unbedeutenden Orts zur Stadt mit Wahrſcheinlichkeit beilegen läßt. Den Namen Gadara ſcheinen aber die eben Genannten nicht haben verdrängen zu können. Der Schickſale Gadara's iſt im Art. Dekapolis ſchon gedacht (ſ. Encykl. 1. Sect. 23. Bd. S. 355). In chriſtlicher Zeit beſtand hier ein Bisthum. — Wie Burckhardt (ſ. deſſen Reiſen in Syrien S. 427 fg.), fand auch Robinſon (ſ. deſſen Paläſtina III, 534 fg.) [3]) im Diſtricte Keſarat der Provinz Dſchebel Adſchlûn bei dem Dorfe Umm Keis die wenigen übriggebliebenen Trümmer der alten Stadt auf der öſtlichen und weſtlichen Seite eines Hügels, dabei mit Sculpturarbeit reichlich verzierte Sarkophage, künſtliche, befeſtigte und bewohnte Felſenhöhlen, und in der Nähe jene warmen Quellen; auch zweifelt er nicht, daß Gadara mit dem heutigen Irbid (Arbela bei Euſebius und Hieronymus) zu identificiren ſei (l. l. p. 534 sq. in den Anmerk. coll. p. 497 sq.).

Die Erwähnung Gadara's im N. T. iſt als unkritiſch vielfach angefochten. In den betreffenden Stellen (Matth. 8, 28. Marc. 5, 1. Luc. 8, 26), wo die *χώρα τῶν Γαδαρηνῶν* erwähnt wird, ſchwanken nämlich die Lesarten zwiſchen *Γαδαρηνῶν* und *Γερασηνῶν*, *Γεργεσηνῶν*, *Γεργεσαίων* s. *Γεργεσιῶν*, eine Unbeſtimmtheit, die ſchon Origenes vorfand, und die ihn veranlaßte, *Γερασηνῶν* aus dem Grunde für die richtigere Schreibart zu halten und zu introduciren, weil am galiläiſchen Meere in Geraſa's Nähe der Ort gezeigt würde, wo ſich nach der neuteſtamentlichen Erzählung eine Heerde Säue, getrieben von den aus zwei Beſeſſenen auf Chriſti Wort ausfahrenden Dämonen, in das nahe Waſſer ſtürzten (*Orig.* comm. in *Joh.* IV, 140). Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß in der Erzählung ſelbſt der Diſtrict Gadara's, Gadaritis, gemeint iſt.

1) ſ. den Artikel Jermuk in dieſer Encykl. 2. Sect. 15. Bd. S. 261. 2) über den Diſtrict Gadaritis und ſeine Ausdehnung bis zum galiläiſchen See ſ. u. A. Michaelis, Einl. ins N. T. §. 102. Ausg. von 1777. S. 641. 3) ſ. auch Fr. Arnold, Paläſtina, hiſtoriſch-geographiſch, mit beſonderer Berückſichtigung der Helmuth'ſchen Karte. (Halle 1845.) S. 235.

Ein anderes Gadara, auch Gaſara, Gaſer, Gazara, *Γάζαρα*, genannt, Gadara Palaestinae primae, lag in der Nähe des Sees, ſüdöſtlich von Joppe, und wird gewöhnlich mit dieſem zuſammen aufgeführt (1 Makk. 15, 28. 35). 1 Makk. 4, 15 wird erzählt, daß die ſiegreichen Makkabäer ihre geſchlagenen Feinde bis hierher verfolgten. 1 Makk. 7, 45 wird ſie *Γάσηρα* (Geſer) genannt; 1 Makk. 9, 52 und 4, 34 auch *Γάζηρα*. Übrigens hat man ſie, durch verſchiedene Schreibart getäuſcht, oft mit Gaza (ſ. d. Art.) verwechſelt, ebenſo mit Jazer, Jaëſer. (*O. Gruber.*)

GADD (Peter Adrian), war Profeſſor der Chemie zu Abo in Finnland nach der Mitte des 18. Jahrh. Er ſoll ſich um die Cultivirung mehrer wichtiger Pflanzen und Bäume in Finnland Verdienſte erworben haben. Die Literatur hat er mit einer großen Anzahl von Programmen und Diſſertationen bereichert; die Biographie médicale Tom. IV. p. 296) theilt davon ein vollſtändiges, zwei Seiten langes Verzeichniß mit. Die erſte Schrift erſchien 1748, die letzte trägt die Jahreszahl 1778. Sie handeln theils von chemiſchen, theils von naturhiſtoriſchen Dingen, beſonders von mineralogiſchen und botaniſchen, und ſind meiſtens in ſchwediſcher Sprache geſchrieben.

(*F. W. Theile.*)

GADDESDEN (Johann), in der medicíniſchen Literatur auch als Joannes Anglicus bezeichnet, lebte zu Anfang des 14. Jahrhunderts als Lehrer der Kunſt am Mertoncollegium zu Oxford. Er war zugleich Geiſtlicher und Arzt. Sein mediciniſches Wiſſen war nur eine erbärmliche Empirie, und damit verband er die frechſte Charlatanerie; er kannte die Leichtgläubigkeit der Menge, und beutete ſie aus. Gleichwol war ſein Ruf ſo groß, daß er, der erſte Engländer, die Würde eines königlichen Leibarztes erhielt; vor ihm hatten nur Fremde dieſe Stelle bekleidet. Mehrfache Beiſpiele ſeiner Betrügerei und ſeines Aberglaubens theilt Kurt Sprengel in ſeiner Geſchichte der Medicin mit. Ihm war es das Wichtigſte, für eine Cur gut bezahlt zu werden, und er räth daher den Ärzten, ſich vor dem Beginn einer Cur immer eine gewiſſe Belohnung auszubedingen. Für alle Arten von Krankheiten hat Gaddesden Arcana, die er aber nicht mittheilt, um ſie deſto ſicherer theuer an den Mann bringen zu können. So verkaufte er auch ein Arcanum für unfruchtbare Frauen. Der Aderlaß ſei ſchädlich zur Zeit des Stephans- und des Johannisfeſtes; um Weihnachten werde er eher nöthig, wegen der dann gewöhnlichen Überladung mit Feſtkuchen. Schweinekoth hält er für das beſte Mittel bei allen Arten von Blutflüſſen. Eine ſehr wichtige Rolle in ſeiner Materia medica nimmt der Branntwein ein. Verrenkungen der Wirbelknochen heilt er durch erweichende Pflaſter, auf welche er eine bleierne Platte legt. Geſchwüre der Ruthe und der Eichel leitet er vorzüglich vom unreinen Beiſchlafe ab. Skrofulöſen räth er das Tragen eines Bibelverſes um den Hals, oder das bekannte Handauflegen des Königs von England. Er hatte ein förmliches chiromantiſches Bureau angelegt, und

Digitized by Google

verſpricht in ſeinem Buche eine Chiromantie zu ſchreiben, wenn ihm Gott das Leben friſtete. Den Sohn Eduard's II., welcher an den Pocken darniederlag, ließ er ganz in Scharlachtuch einwickeln, und auch die ganze Umgebung des Krankenbettes mußte mit Stoffen von gleicher Farbe bedeckt werden. Solche Anordnung verbreitete zunächſt den Schein eines auffallenden Wiſſens; wahrſcheinlich ſtand er aber auch ſelbſt unter dem Einfluſſe des damals allgemein herrſchenden Aberglaubens. Die Einwickelung Pockenkranker in Scharlachtuch fand übrigens Kämpfer auch bei den Japaneſen, und noch im vorigen Jahrhundert fand Eloy (Dictionnaire historique de la Médecine. Tom. II. p. 287) in England den Glauben an dieſes Mittel verbreitet. Läuſe in den Augenbrauen läßt Gaddesden durch widernatürliche Hitze und faulende Feuchtigkeiten entſtehen; er ſucht ſie durch allgemeine Purganzen wegzuſchaffen.

Gaddesden ſchrieb ein mediciniſches Werk, welches den Titel führt: Rosa Anglica, quatuor libris distincta, de morbis particularibus, de febribus, de chirurgica, de pharmacopaea. (Papiae 1492. fol. Venet. 1506. fol. Neapoli 1508. fol. Venet. 1516. fol.) Editio emendatior et in meliorem redacta ordinem a *Philippo Schopffio*. (Aug. Vindel. 1595. 4.) Der Titel Rosa Anglica iſt ohne Zweifel mit Bezug auf die Arbeit des Profeſſor Bernhard von Gordon in Montpellier gewählt, der auch zu Anfang des 14. Jahrh. lebte und ein Lilium medicum inscriptum de morborum prope omnium curatione verfaßte. Die von Philipp Schopff, Arzt in Durlach, beſorgte Ausgabe iſt verſtümmelt und hat Zuſätze des Herausgebers erhalten, wie denn z. B. Valescus und Savonarola im Texte ſelbſt angeführt werden. Über den Werth der ganzen Schrift urtheilt Guy de Chauliac, der Zeitgenoſſe von Gaddesden, ziemlich richtig: Ultimo insurrexit una fatua Rosa Anglica, quae mihi missa fuit et visa; credidi in ea invenire odorem suavitatis, et inveni fabulas Hispani, Gilberti et Theodorici. Denn ein großer Theil des darin vorkommenden Unſinns iſt keineswegs Erfindung des Verfaſſers, ſondern aus Gariopontus, aus den Arabern und Andern abgeſchrieben. Überhaupt iſt das Buch ganz im Geiſte des unwiſſenden, abergläubiſchen Zeitalters abgefaßt. Als Compilator hat übrigens Gaddesden immer noch Verdienſte genug um ſein Zeitalter; doch gehen Leland und Conring zu weit, wenn ſie ihn den erfahrenen und gelehrten Ärzten beizählen wollen.

(*F. W. Theile.*)

GADDI (Gaddo, ſein Sohn Taddeo Gaddi, und ſeine Enkel Agnolo und Giovanni). Gaddo Gaddi iſt einer der älteſten florentiniſchen Maler und Moſaikarbeiter, ein Zeitgenoſſe des Cimabue und Andrea Tafi. Nach Vaſari's Angabe, der ihn 63 Jahre alt 1312 ſterben läßt, würde als ſein Geburtsjahr 1248 oder 1249 anzunehmen ſein, wie weit aber Vaſari's Angaben über dieſe alten Künſtler auf Thatſachen beruhen, darüber iſt eine ſichere Entſcheidung ſehr ſchwierig. Dem ausgezeichneten Forſcher, Herrn von Rumohr, hat es nicht gelingen wollen, Urkundliches hierüber zu entdecken. Vaſari erzählt, daß zwiſchen Cimabue und Gaddo eine innige Freundſchaft geherrſcht habe, und daß dieſe von dem günſtigſten Einfluſſe auf des Letzteren Ausbildung geweſen ſei. In gleicher Weiſe ſei er auch mit Andrea Tafi, der 1294 im 81. Jahre geſtorben ſein ſoll, und der demnach um faſt 30 Jahre früher als Cimabue geboren ſein würde — ſehr vertraut geweſen, und habe namentlich als deſſen Gehilfe an den Arbeiten, welche Andrea mit einem griechiſchen Meiſter Apollonius in dem Gewölbe von S. Giovanni in Florenz ausführte, Theil genommen, wobei er ſoviel gelernt habe, daß er nach Beendigung dieſer Arbeiten im Stande war, auf eigne Hand Moſaiken auszuführen. Hiernach ſchiene es faſt, als wäre Andrea der Lehrer Gaddo's geweſen. Selbſtändig habe er zuerſt in S. Giovanni die Propheten und bald nachher in Sa. Maria del Fiore eine Krönung der Maria dargeſtellt, Arbeiten, die den größten Beifall fanden und die Veranlaſſung wurden, daß Gaddo im Jahre 1308 von Clemens V. nach Rom berufen ward, um Theile von Andrea Tafi und Jacopo da Turrita unvollendet gelaſſener Arbeiten fertig zu machen, theils neue im Lateran, St. Petro und St. Maria Maggiore auszuführen. Von dieſen Arbeiten hat ſich nur in Maria Maggiore die Moſaik erhalten, welche die Wunder darſtellt, die den Bau der Kirche veranlaßten.

Von Rom begab er ſich nach Arezzo, um im Dome mehre Moſaiken zu fertigen, die aber ſchon Ende 1400 zu Grunde gingen, und weiter nach Piſa, wo er im Dome eine Himmelfahrt der Maria in Moſaik darſtellte, die noch jetzt wohlerhalten iſt.

Hierauf kehrte er nach Florenz zurück und es beſchäftigten ihn hier nur noch kleinere Moſaikarbeiten, deren er auch mehre mit unendlicher Geduld von Eierſchalen gefertigt haben ſoll, ſowie beſonders auch Temperamalereien, von denen Vaſari „einer Tafel," welche ſich in Santa Maria Novella in der Kapelle Minerbitti befand, aber zu Grunde gegangen iſt, rühmend erwähnt.

Er hinterließ bei ſeinem 1312 im 63. Jahre erfolgten Tode mehre Kinder, von denen ſich jedoch nur:

Taddeo der Kunſt widmete. Taddeo Gaddi wäre zu Folge Vaſari's auf hiſtoriſche Genauigkeit, auch in Betreff dieſes Künſtlers, wol nicht Anſpruch machender Nachricht, gegen 1300 geboren, anfänglich von ſeinem Vater und nach deſſen Tode von Giotto, der ihn über die Taufe gehalten, in der Kunſt unterrichtet worden. Seine Talente waren der Art, daß ſchon ſein Vater Großes von ihm ſich verſprach, und ſie entwickelten ſich unter Giotto's Leitung ſo glücklich, daß Taddeo unter den Künſtlern ſeiner Zeit bald einen der erſten Plätze einnahm. Faſt ſcheint es, als habe Taddeo bis zum Tode Giotto's, der 1336 erfolgte, dieſen Künſtler nicht verlaſſen, da ein Maler Cennini erzählt, er habe ſich 24 Jahre lang bei Giotto in der Kunſt geübt. Seine erſten Arbeiten wären nach Vaſari zwei Reihen von Darſtellungen aus dem Leben der heiligen Jungfrau und der heiligen Magdalena, in der Kapelle der Sacriſtei in S. Croce in Florenz; jedoch bezweifelt man die Richtigkeit dieſer Angabe, und namentlich von Rumohr hält ſie für erſt im J. 1378

Digitized by Google

entſtanden. Als unbezweifelte Arbeiten Taddeo's dagegen betrachtet man eine andere Reihe von ſechs Darſtellungen aus dem Leben der Maria in der Kapelle der Baroncelli und Bandini, jetzt Giugni in S. Croce.

Weitere Arbeiten in der Kapelle der Bellocci u. ſ. w., welche Vaſari um dieſe Zeit ſetzt, ſind, bis auf eine Altartafel, eine Kreuzabnahme darſtellend, welche ſich jetzt in der Galerie zu Florenz, und eine Grablegung, welche ſich in S. Carlo befindet, nicht mehr vorhanden.

Nach Vollendung einer großen Zahl von Arbeiten in Florenz ward Taddeo nach Piſa berufen, um die Hauptkapelle und den Kreuzgang von S. Francesco mit Gemälden zu zieren, die aber ſämmtlich untergegangen ſind. Nach Florenz zurückgekehrt, malte er im Tribunal des alten Handelsgerichts und begab ſich darnach nach Arezzo, um in verſchiedenen Kapellen Wandmalereien auszuführen, und ſpäter von Arezzo nach Coſentino. Auch von dieſen Arbeiten ſind nur hin und wieder einige Reſte noch erhalten.

Nach Florenz zurückgekehrt, übertrug man ihm und dem Maler Simon Martini oder Memmi, die Ausſchmückung des Capitels von S. Maria Novella. Drei der Wände, die nördliche, öſtliche und ſüdliche, wurden Memmi übertragen; die weſtliche und das Gewölbe dagegen dem Taddeo. Hier ſtellte er nun an dem Gewölbe in vier Feldern die Auferſtehung Chriſti, die Errettung Petri aus dem Schiffbruche, die Himmelfahrt, und die Ausgießung des heiligen Geiſtes dar. Die Wand enthält die ſieben profanen und ſieben theologiſchen Wiſſenſchaften, und unter jeder dieſer allegoriſchen Figuren befindet ſich einer ihrer ausgezeichnetſten Vertreter. Zwiſchen dieſen Gruppen als Hauptgegenſtand zeigt ſich der heilige Thomas von Aquin, umgeben von Heiligen und allegoriſchen Figuren, und zu ſeinen Füßen verſchiedene Ketzer.

Auch als Architekt iſt Taddeo thätig geweſen, wie Vaſari berichtet, und wie auch aus dem von Herrn von Rumohr entdeckten Documente erhellt. Als ſeine Bauwerke bezeichnet Vaſari: die Vollendung von Or-San-Michelo, jedoch nach dem Plane des Arnolfo; dann der Neubau des Ponte Vecchio und der Brücke Sta Trinità, nach eigenen Entwürfen, indem er ſich beſonders mit großem Lobe über die Zweckmäßigkeit und Tüchtigkeit des Ponte Vecchio verbreitet. Die Brücke S. Trinità, im J. 1346 beendigt, wurde durch eine Überſchwemmung des Jahres 1557 völlig zerſtört, und ſcheint dem Vaſari daher weniger glücklich conſtruirt geweſen zu ſein.

Zu Folge Vaſari's Angabe fällt Taddeo's Tod in das Jahr 1350, Andere jedoch ſetzen denſelben in das Jahr 1352 und 1356; von Rumohr jedoch entdeckte im Archive der Domverwaltung zu Florenz ein Document, zu Folge deſſen ihm noch am 20. Aug. 1366 eine Arbeit, behufs des Dombaues, aufgetragen wurde. Er wurde in Santa Croce beerdigt.

Als Künſtler verdient Taddeo beſondere Beachtung. Verließ er auch nie die Methode des Giotto, ſo zeichnet ſich ſein Colorit doch vor dem ſeines Meiſters durch größere Friſche und Lebendigkeit aus, und ſeine Compoſitionen empfehlen ſich durch eine gewiſſe Anmuth und Grazie, welche den Arbeiten früherer Künſtler noch ganz fehlt. Es iſt demnach nicht zu verkennen, daß er weſentlich zum Fortſchreiten der Malerei beitrug, wenn auch ſeine Arbeiten noch keinen Anſpruch auf große künſtleriſche Vortrefflichkeit machen können.

Taddeo hinterließ zwei Söhne, Agnolo und Giovanni, deren Erziehung und künſtleriſche Ausbildung er dem Maler Giovanni da Milano übertrug.

Gaddi, Agnolo, Taddeo's älteſter Sohn, deſſen Geburt Vaſari in das Jahr 1324, Zani aber in 1314 ſetzt, ſchien beſtimmt, den künſtleriſchen Ruhm, welchen ſein Großvater und Vater der Familie Gaddi erworben hatten, durch ſeine künſtleriſchen Leiſtungen zu befeſtigen und zu vermehren. Seine erſten Arbeiten, und namentlich eine Erweckung des Lazarus, welche er für S. Jacopo in Florenz malte, ſchienen zu den größten Hoffnungen zu berechtigen. Leider aber wandte er ſich bald von der Kunſt ab, und mehr dem Handel zu, und wenn er ſich auch ſpäter noch mit Malerei fortwährend beſchäftigte, ſo geſchah dies doch mehr aus Liebhaberei, nicht aber mit dem Ernſte, welchen die Hervorbringung wahrhaft großer Kunſtwerke erfodert.

Nichtsdeſtoweniger hat er viele Arbeiten ausgeführt, von denen ſich mehre bis auf unſere Tage in leidlichem Zuſtande erhalten haben. Unter dieſen iſt namentlich die Darſtellung der Auffindung des heiligen Kreuzes zu erwähnen, welche er für die Familie der Alberti in der Hauptkapelle der Kirche Santa Croce in Florenz in Fresco ausführte.

War ſonach der künſtleriſche Ruhm der Familie der Gaddi durch Agnolo's Leiſtungen nicht ſehr vermehrt worden, ſo war ſeine kaufmänniſche Thätigkeit vom größten Erfolge gekrönt, und verdankte dieſe berühmte Familie namentlich dem Agnolo ihren nachherigen Glanz.

Agnolo ſtarb nach Vaſari im 63. Jahre an einem Fieberanfalle im J. 1387; nach Zani jedoch wäre er erſt 1394 geſtorben.

Gaddi, Giovanni, Agnolo's Bruder, wird von Vaſari unter den Schülern dieſes letzteren genannt. Die von ihm an derſelben Stelle angeführten Arbeiten im Kloſter Santo Spirito: der Streit Chriſti mit den Schriftgelehrten, die Reinigung Mariä, die Verſuchung Chriſti in der Wüſte und die Taufe Johannis ſind zu Grunde gegangen. Nach Vaſari ſtarb er in der Blüthe der Jugend, nach Baldenucci im J. 1380. (*H. Weber.*)

GADEBUSCH (Friedrich Conrad), geb. am 29. Jan. 1719 zu Altenfähren auf der Inſel Rügen, verdankte ſeine Elementarbildung dem Gymnaſium zu Hamburg. Auf der Univerſität zu Königsberg ſetzte er die in Greifswalde begonnenen juriſtiſchen Studien mit rühmlichem Eifer fort. Nachdem er dort einige Jahre geweſen, ward er Ordnungsgerichtsnotarius zu Dorpat und 1764 Secretair einer zur Unterſuchung der Streitigkeiten zwiſchen dem dortigen Rath und der Bürgerſchaft niedergeſetzten Commiſſion. Die bald nachher (1765) ihm übertragene Stelle eines Landgerichtsſecretairs auf der Inſel Öſel lehnte er ab. Er ward 1766 Notar der Oberkirchenvorſteherſchaft zu Dorpat, und noch in demſelben

Digitized by Google

Jahre Syndicus dieſer Stadt. Zum Mitgliede einer in Moskau errichteten Geſetzcommiſſion ernannt, reiſte er 1767 dorthin, trat jedoch ſeine Vollmacht einem Andern ab, und kehrte noch vor dem Schluß des genannten Jahres wieder nach Dorpat zurück; 1768 ward er Aſſeſſor des Stadtconſiſtoriums, 1771 Juſtizbürgermeiſter und 1773 Stadtälteſter. Er ſtarb am 9. Juli 1788. Er war ein vielſeitig gebildeter Mann. Groß war vorzüglich der Umfang ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe. Seinem unermüdeten Fleiße verdankt man die Bekanntmachung vieler ſchätzbaren literariſchen und hiſtoriſchen Notizen zur Erläuterung der livländiſchen Geſchichte. Dahin gehört ſeine Abhandlung von den livländiſchen Geſchichtſchreibern (Riga 1772.), ſeine livländiſche Bibliothek nach alphabetiſcher Ordnung (ebendaſ. 1777. 3 Thle.), ſeine Verſuche in der livländiſchen Geſchichtskunde und Rechtsgelehrſamkeit (ebendaſ. 1779—1785. 2 Bde.[1]), ſeine livländiſchen Jahrbücher (ebendaſ. 1780—1783. 4 Thle.[2]), ſeine Provinzialblätter an das liv- und ehſtländiſche Publicum (ebendaſ. 1786.) und mehre Schriften ähnlichen Inhalts. Als Biograph zeigte er ſich von einer nicht unvortheilhaften Seite in einer Lebensbeſchreibung des Grafen Wilhelm von Fermor (Reval 1773.) Zuſätze zu dem von Friſch herausgegebenen teutſchen Wörterbuche lieferte Gadebuſch in den gelehrten Beiträgen zu dem rigaiſchen Anzeiger (1763—1766) und in Gottlied Schlegel's vermiſchten Aufſätzen. Unter den zahlreichen Handſchriften, die er hinterließ[3]), verdienen beſondere Erwähnung eine Geſchichte des livländiſchen Adels. 8 Bde. Fol. Observationes variae ex historia, litteraria praesertim, et reliquis elegantioribus literis. 11 Bde. 4. Ergänzungen zur livländiſchen Bibliothek. 4. Sammlungen aus der Gelehrtengeſchichte. 8 Bde. 4. Literariſche Nachrichten. 6 Bde. 4. Collectanea historico-juridica u. a. m.[4]).

(*Heinrich Döring.*)

GADEBUSCH (Thomas Heinrich), geb. 1736 zu Stolpe in Hinterpommern, widmete ſich auf der Univerſität zu Greifswalde dem Studium der Jurisprudenz. 1759 erlangte er dort die Magiſterwürde. Er hielt ſeitdem als Privatdocent hiſtoriſche Vorleſungen. 1773 ward er ordentlicher Profeſſor des teutſchen und pommerſchen Staatsrechts. Dreiundzwanzig Jahre bekleidete er dieſes Lehramt. Seine gründlichen Kenntniſſe und ſein anziehender Vortrag erhielten ihm ſtets ein gefülltes Auditorium. 1796 folgte er einem Rufe nach Stockholm als königl. däniſcher Kanzleirath. Er ſtarb dort am 2. April 1804. Als Schriftſteller machte er ſich beſonders um die Geſchichte und Staatskunde ſeines Vaterlandes verdient durch ſeine Einleitung in die Geſchichte von Pommern unter ſeinen eingebornen Erbfürſten (Greifswald 1759.), durch ſynchroniſtiſche Tabellen zur Geſchichte von Pommern (ebendaſ. 1762. Fol.), einen Grundriß der pommerſchen Geſchichte (ebendaſ. 1778.), pommerſche Sammlungen (ebendaſ. 1782. 2 Bde. 4.), durch ſeine ſchwediſch-pommerſche Staatskunde (ebendaſ. 1786. 2 Bde. 4.), Materialien zur Geſchichte und Statiſtik der nordiſchen Staaten (Berlin 1791. 2 Stücke) u. a. Schriften ähnlichen Inhalts. Er lieferte auch mehre Überſetzungen ausländiſcher Werke, meiſtens hiſtoriſchen Inhalts. Aus dem Schwediſchen übertrug er Schlözer's Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Handlung und Seefahrt in den älteſten Zeiten (Roſtock 1760.) und Haſſelquiſt's Reiſe nach Paläſtina (ebendaſ. 1761.), aus dem Franzöſiſchen unter andern die zu Greifswald 1773 erſchienene Geſchichte des Nadir Schach, Kaiſers von Perſien[*]).

(*Heinrich Döring.*)

GADEBUSCH, 1) Amt im Kreiſe Mecklenburg oder dem Herzogthum Schwerin des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, 4⅔ □Meilen groß. Nach Matrikeln aus dem letzten Drittheile des vorigen Jahrhunderts hatte das Amt an Domainengut 83 ſteuerbare Hufen, 182 Hausſtellen, 343 Leibeigene in den Höfen: Bauhof, Bülow, Kneſe, Patrow, Steinbeck, mit den Dörfern: Breeſen, Buchholz (zum Theil), Bülow, Draguhn, Gantzow, Gäſtow, Kneeſe, Krembs (zum Theil), Mellien, Paſſow, Päterow, Roſenow, Stölnitz, Wackenſtädt, Warneckow. Dazu die Mühle in Gadebuſch. Ritterſchaftliche Güter waren in Bentin, Bleeſe, Blieſchendorf, Dutzow, Frauenmark, Gantzow, Grambow, Hindenberg, Holdorf, Groß- und Klein-Hundorf, Jeeſe, Käſelow, Kaſendorf, Köchelstorf, Antheil an Krembs, Lowitz, Lützow, Metzen, Niendorf, Oltenstorf, Neu- und Alt-Pockrent, Radegaſt, Ramdehl, Roggendorf, Ober-Rüting, Groß-Salitz, Klein-Salitz, Sandfeld, Schönwald, Streesdorf, Antheil an Klein-Tinnow, Wehlböcken, Vietlübbe, Werdendorf. 2) Amtsſtadt ohne Mauern und Wälle, liegt ſehr anmuthig an und auf dem Abhange eines Hügels, am Fluſſe Radegaſt, der unweit des Ortes einen kleinen See bildet[1]); ſie hat drei Thore, das Lübſche, Stein- und Mühlenthor[2]), neun Straßen, welche faſt alle ſehr enge, zum Theil auch krumm und abſchüſſig ſind und einen Marktplatz in Form eines Dreiecks. An demſelben befindet ſich das wohlgebaute, mit einem Säulengange verſehene Rathhaus. Nahe am Markte auf einem unanſehnlichen Platze liegt auch die Kirche mit vier Nebengebäuden nebſt der Königskapelle. Südweſtlich neben der Stadt, nahe an dem kleinen See, liegt das ehemalige fürſtliche Schloß oder Haus nebſt Amtshaus. Der ehemalige Wall umher iſt wol nicht mehr vorhanden. Mit Ausnahme des Marktes iſt die Stadt nicht ſonderlich gebaut. Eine Vorſtadt bildet das vor dem Lübſchen Thore gelegene Dorf Jarmſtorf, nebſt dem weiter hin liegenden Amtsbauhofe. Auf der Nordſeite, dicht vor dem Stein-

---

1) Der erſte Band dieſes Werkes beſteht aus ſechs, der zweite aus drei Stücken. 2) Dieſe Annalen umfaſſen die Jahre 1030—1761. 3) ſ. das Verzeichniß dieſer Manuſcripte in Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 4. Bd. S. 5 fg. 4) Vergl. ſeine Livländiſche Bibliothek. (Riga 1777.) 1. Th. S. 381 fg. Hupel's Nordiſche Miscellaneen. 27. St. S. 280 fg. Meuſel a. a. O. S. 4 fg.

*) Vergl. Weidlich's Biograph. Nachrichten von den jetztlebenden Rechtsgelehrten. 3. Th. S. 80 fg. Meuſel's Gelehrtes Teutſchland. 2. Bd. S. 474 fg. 9. Bd. S. 307. 11. Bd. S. 251. 12. Bd. S. 331.

1) Bei alten Geographen zuweilen Gade genannt. 2) Bei Merian wird ein wismarſches Thor erwähnt, wol das Steinthor.

Digitized by Google

thore, an einem Buchenholze, befindet ſich das neuerbaute Schießhaus, nebſt dem ſogenannten Societätshauſe und anderen ſtädtiſchen Wohnungen für den Jäger und Hirten, die Scharfrichterei mit dem 1834 erbauten Armenhauſe an der wismarer Straße. Die Stadt hat 270 Häuſer und 2300 Einwohner, darunter an 60 Juden. Außer einem Magiſtrate und dem Stadtgerichte haben die Amtsgerichte Gadebuſch, Rehna und Plüſchow ein vereintes ritterſchaftliches Patrimonialgericht für Civilſachen und ein dergleichen für Criminalſachen, ein Poſtamt, eine Steuereinnahme, Wegeinſpection, Kreisphyſicat und geiſtliche Präpoſitur ihren Sitz. Der Parochialſprengel von Gadebuſch befaßt 15 Dörfer und das Filial Meezen. Ein Hauptnahrungszweig der Einwohner iſt der Ackerbau; die durchziehende Straße von Schwerin (2⅞ M.) nach Lübeck (4¼ M.) fördert den Verkehr. Dazu kommen drei Jahrmärkte. Man zählt z. B. 11 Branntweinbrennereien, 11 Brauereien, 9 Gaſtwirthſchaften, 14 Kauf- und Handelsleute u. ſ. w. Die Stadtfeldmark hat 0,25 □M., 1101¼ Morgen Äcker, meiſt ſchweren, lehmigen Boden, mit einigen Holzungen und Wieſen. Der Stadtcommune gehören der Pachthof Bendhof, eine Walk- und Lohmühle, eine Ziegelei und ein ſeparirtes Bauerngehöft in Buchholz. Das Wappen zeigt im getheilten Felde den Büffelkopf mit einem Baum oder Buſch. — Gadebuſch hat ſeinen Namen Gotebuz, Gottesbuſch von einem früher hier ſtehenden Tempel des Radegaſt, deſſen Platz jetzt die Pfarrkirche einnehmen ſoll[3]). Im J. 1181 ward Gadebuſch von Heinrich dem Löwen verwüſtet. Im J. 1201 nahm es König Waldemar von Dänemark. Fürſt Heinrich Borowin I., der das Land Gadebuſch 1219 von dem Grafen von Ratzeburg erhielt, gab um 1225 dem Orte ſtädtiſche Gerechtſame und das lübiſche Recht. Im J. 1228 ſtarb hier Niklot, der Sohn Heinrich's. Im J. 1272 wurden die Privilegien der Stadt beſtätigt. Im J. 1283 fiel zwiſchen Gadebuſch und Grevismühlen, auf der rambeeler Heide, eine Schlacht zwiſchen den Söhnen des im Morgenlande gefangenen Herzogs Heinrich und den Brandenburgern, zum Vortheil der Mecklenburger vor. Im J. 1300 wurde der erwähnte Herzog befreit und zwar durch einen Müllers-Sohn aus Gadebuſch, einen Renegaten, der in Ägypten zu hohen Würden gelangt war. Im J. 1394 ward hier König Albrecht von Schweden begraben. Am 17. (27.) Juli 1630 nahm der vertriebene Herzog Adolf Friedrich Gadebuſch ein. Das J. 1658 iſt durch eine große Feuersbrunſt bezeichnet. Am 3. Sept. 1675 hatten hier König Chriſtian V. von Dänemark und der große Kurfürſt eine Zuſammenkunft, welche auf den Krieg gegen Schweden Bezug hatte. Am 20. Dec. 1712 wurde zwiſchen Gadebuſch und dem Dorfe Wackenſtädt zwiſchen Dänen und Schweden gekämpft[4]). Von 1734 bis 1768 war das Amt Gadebuſch, das früher öfter apanagirten Prinzen zugewieſen erſcheint, an Hanover verpfändet. (*Daniel.*)

GADELIUS (Erich), Ritter und Profeſſor der Medicin in Stockholm, woſelbſt er auch am 16. Juni 1778 von dürftigen Ältern geboren wurde. Die Medicin hatte er ſeit 1795 in Upſala, ſeit 1798 in Åbo ſtudirt. Bereits 1801 wurde er Arzt an der Militairakademie zu Karlsberg. Als der ſchwediſche Geſundheitsrath 1802 auf ein Handbuch der gerichtlichen Medicin einen Preis ſetzte, ſo war Gadelius Preiserringer. Im J. 1805 kam er als Proſector nach Stockholm, und dort gründete er im J. 1808 die Geſellſchaft ſchwediſcher Ärzte. Als 1811 das mediciniſch-chirurgiſche ſogenannte caroliniſche Inſtitut in Stockholm errichtet wurde, erhielt Gadelius die Profeſſur der theoretiſchen Medicin an demſelben. Während der Kriegsjahre 1813 und 1814 war er Oberarzt des Militairſpitals in Stockholm. Gadelius war Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Stockholm und bekleidete 1823 die Präſidentenſtelle. Er ſtarb am 2. Febr. 1827.

Einzelne Aufſätze von Gadelius finden ſich in den Abhandlungen der ſtockholmer Akademie und in den Schriften der mediciniſchen Geſellſchaft. Er gab mit Berzelius zuſammen heraus: Vetenskaps-Journal för Läkare och Fältskärer. Stockholm 1806—10. Er war ferner für die Jahre 1809—12 und 1819—21 Jahresberichterſtatter der mediciniſchen Geſellſchaft in den Årsberättelse om Svenska Läkare Sällskapets Arbeten. (Stockholm 1810.) (*F. W. Theile.*)

GADEN, alt Gadem, wird in ſehr verſchiedenen Bedeutungen gebraucht, und zwar auch ſchon im Altteutſchen, wo es Gadum und mit härterem Laute Kadum lautet. Otfrid braucht Buch 1. Cap. 27. V. 136, wo er das Bild von Reinigung und Aufbewahrung des Kornes behandelt, und ſagt:

Thaz er iz filu garawo
In sinu gadum samono,

Gadum für Speicher. Die Stelle in Luc. 22, 12; *Κἀκεῖνος ὑμῖν δείξει ἀνώγεον μέγα ἐστρωμένον*, Et ille vobis ostendet in superioribus locum stratum magnum; angelſächſiſch: And he eow betaecdh mycele healle gedaefte; althochteutſch im Tatian Cap. 157, 4: Inti her giougit iu mihhilun *soleri* gistrewitan, gibt Otfrid IV, 9. 20 durch lihit sinan solari (leihet ſeinen Söller, welcher Ausdruck dem Griechiſchen und Lateiniſchen für einen in der Höhe befindlichen Speiſeſaal entſpricht), ſagt aber kurz darauf: Ther man bisuorgeta thaz, joh leh thaz gadum garawaz (der Mann beſorgte das, und lieh das Gadem zubereitet), indem er alſo das unbeſtimmtere Gadem für Solari (Söller) braucht. Willeram in der Paraphraſe des hohen Liedes gibt Cap. I. V. 4: Introduxit me rex in cellaria sua, Der kuning leitota mih in sine gegademe (nach anderer

3) Früher wurde behauptet, die Krone des Götzen, aus einer unbekannten, ſehr harten metalliſchen Maſſe gefertigt, ſei in die weſtliche Wand der Pfarrkirche eingemauert. Genauere Unterſuchungen zeigten aber, „daß es Nichts als ein gewöhnlicher Fenſterrahmen ſei, nach alter gothiſcher Manier in Form einer Roſen, die, weil ſie mehrentheils unter die Thürme gegen Weſten angebracht, Rosae occidentales genannt werden.“ Vergl. Tenzel, Monatl. Unterſuchungen. 1695. S. 694.

4) Noch jetzt lebt dieſe Schlacht im Volksmunde um Gadebuſch: „Piep, Dän, piep! Wi Wismar häſt du lang lägen, bi Gadebuſch häſt du Schläg kregen, Piep, Dän, piep!“

Leſart gegadema), und Cap. III. V. 2 läßt er ſagen: Ih nam in ze mir, unte ne lazzen in ouh vone mir, e ih in widere bringon in miner muoter hus, unte in iro gegademe, Ich nahm ihn zu mir, und nicht laſſe (ich) ihn auch von mir, eh ich ihn wieder bringe in meiner Mutter Haus, und in ihr Gadem. Die Stelle in der Epiſtel an die Römer 13, 13: *μὴ κοίταις καὶ ἀσελγείαις*[1]), bei Luther: „nicht in Kammern und Unzucht," iſt im Codex M. S. Cod. Evangel. Dominic. Argentoratensis[2]) gegeben: *in gaden*. In Gloſſen wird aedes, domus, conclave, cubile durch Gadem erklärt[3]), und man findet hierdurch und durch Anderes veranlaßt folgende Entwickelungen der Bedeutungen von Gadem: „Einzeln ſtehende, für beſondere Zwecke (zum Schlafen, Speiſen und dergl.) eingerichtete Abtheilung des Hûses (Hauſes), alſo ein Haus, in ſofern es nur aus einem Raume, einer Stube, einem Zimmer oder nur einem Stockwerke beſtand; dann überhaupt ein Gemach, ein geräumiges Zimmer, auch wenn es neben andern Gemächern, nur ein Theil eines Stockwerkes iſt, eine Kammer zu ebener Erde, auch unter der Erde, insbeſondere Schlafkammer"[4]). Beſonders ſchwierig iſt das Verhältniß der Bedeutungen in Gadem und Kemenate zu einander feſtzuſtellen. Man findet bemerkt[5]), daß auf einer Seite der Gebrauch der Wörter *Palas* und *Kemenate* in einander fließe[6]), andererſeits aber werde oft zur Bezeichnung der Kemenaten auch das Wort Gadem gebraucht. Zum Beweiſe, daß diu Kemenate und daz Gadem einerlei bezeichneten, wird das Nibelungenlied Z. 4028 und 4043 angeführt. An der erſteren Stelle heißt es nämlich: do hiez Hagen tragen Sivrit also toten von Nibelunge lant für einiu chemenaten, da man Chriemhilde vant, und es wird nun weiter erzählt, Hagen habe den todten Sifrid heimlich an die Thüre legen laſſen, damit Chriemhild ihn finden ſollte, wenn ſie, bevor es Tag würde, zur Mette herausging. Als man zum Münſter (in die Kirche) läutet, weckt Chriemhild die Mädchen, und befiehlt, daß ein Licht ihr gebracht werde. Der Kämmerer findet Sifriden in rothem Blute, und weiter ſingt der Dichter: Hin zer chemenaten daz lieht truog' er an der hant, bi dem vil leidiu maere diu vrou Chriemhilt er vant. Do si mit ir vrouwen zem munster wolde gan, do sprach der chameraere: „ir sult stille stan; ez lit vor disem *gademe* ein ritter tot erslagen." In demſelben Heldenliede heißt es Z. 2427: Do wurden ouch gescheiden diu richen chunegin; vrou Uote mit ir tohter diu giengen beidiu hin mit ir ingesinde in ein vil witez *gadem*, und Z. 7379: Do si entslaffen waren, und' er daz ervant, do nam der degen widere den schilt an diu hant, und' gie uz dem *gademe* fuor den turn stan. Was Z. 7379 durch Gadem bezeichnet wird, wird vorher (Z. 7365) Saal genannt, nämlich: Volcher der snelle, zuo des sales want sinen schilt den guoten leint' (lehnte) er von der hant. Im Betreff des ſynonymiſchen Gebrauchs der Wörter Gadem und Kemenate, Palas und Saal findet man bemerkt[7]), daß Gadem und Palas offenbar die allgemeinen Ausdrucke ſeien. Gadem heißen nicht blos Kemenaten, ſondern überhaupt alle in der Weiſe eines Gebäudes geſchloſſene Räume, z. B. auch unter der Erde, und es werde dieſes „Gaden" der mittelhochteutſchen Sprache ganz ſo gebraucht, wie noch jetzt in der Schweiz, namentlich in Appenzell, wo nicht blos die Kammer neben der Diele der Obergaden heißt, ſondern auch der gleich den Sennhütten blockhausartig errichtete Käſeſpeicher in der Nähe derſelben der Käsgadem, und der Ziegenſtall Geissgadem (ſowie auch ebenfalls in der Schweiz und andern Gegenden, wo ſchwäbiſch geſprochen wird, Milchgaden, der Milchkeller, Viehgaden, der Kuhſtall u. ſ. w. geheißen wird). Man nimmt an, daß die Ausdrücke Käsgadem und Geissgadem ſich auch überhaupt in der mittelhochteutſchen Mundart vorgefunden haben; aber die Wörter Käskemenate und Geisskemenate zu brauchen, ſei gewiß Niemandem eingefallen. Auch eine bloße Marktbude heiße ein Gadem, aber nie eine Kemenate. Jede Kemenate ſei ein Gadem, aber nicht jedes Gadem ſei eine Kemenate[8]). Gadem hat nicht nur eine weitere und mannichfaltigere Bedeutung, als Kemenate, ſondern letzteres ſcheint auch für edler gegolten zu haben. Von den Zuſammenſetzungen, welche von dem Worte Gadem im Mittelhochteutſchen ſtattgefunden haben, oder ſtattgefunden haben mögen, ſind zwei beſonders bekannt und betrachtungswerth, nämlich Phieselgadem und Werkgadem. In Beziehung auf das erſtere iſt aus der Chaudrun Z. 4259 zu bemerken: Da sprach die ubel Gerlint: „so wirt dir offt wee; wy herte ay der winter, du muost auf den schnee, und muest die claider waschen in den knelen winden, so du dich offt gerne in dem *phieslgadme* liesset vinden." Z. 5196 ſagt Chaudrun: Mein gebot das ander sol diz sein, daz man mir balde bringe meine magedein, wie man ay vinde unter Gerlinde weiben: in ir *phieslgadme* sol ir dhaine beleiben. Phieſel kommt daſelbſt (Z. 3986) auch ohne Zuſammenſetzung vor, nämlich auf dieſe Weiſe, daß die üble Teufelin (Gerlind) wider die ſchöne Maid (Chaudrun) ſagt: wilt du nicht haben freude, so muost du haben laid. Nu sih et allenthalben, wer dir das wende: du muost hayten (heizen) meinen *phiesel* und muost schuren selbs die prennde. Hier kann Phieſel den Ofen[9]), aber in abgeleiteter Bedeutung auch das heizbare Gemach bedeuten, ſowie man nicht blos ſagt, den Ofen heizen, ſondern auch die Stube, das Zimmer hei-

1) Im Gothiſchen ni *ligram* (Lagern) jah aglaitjam. 2) Vgl. *Schilter*, Glossarium Teutonicum p. 339. 3) Sumerlaten, Sammlung von Gloſſen, durch Hoffmann II, 15. 4) Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 89. 5) v. H. Leo, über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Teutſchland vom 11. bis zum 14. Jahrh. bei Fr. v. Raumer, Hiſtoriſches Taſchenbuch. VIII. Jahrgang. (Leipzig 1837.) S. 194 fg. 209 fg. 6) Benecke, Wörterbuch zum Wigalois S. 631: Diu Kemenata und daz Gadem bezeichneten einerlei; ſ. Nibelungenlied Z. 4028. 4043. In dem oben als Beilage abgedruckten Gedichte (nämlich der Werlde lon. Von Kuonrat von Wirtzburch) iſt ſogar Kemenate und Palas ſynonym; vergl. Z. 53 und 82.

7) v. H. Leo a. a. O. S. 209. 8) Derſelbe a. a. O. S. 210. 9) Derſelbe a. a. O. S. 196.

Digitized by Google

zen. Phiesel, Pfiesel, heizbares Frauengemach, kommt auch anderwärts vor, z. B. in der Kaiſerchronik 84 d [10]). Im Frieſiſchen, ſowol Alt- als Neufrieſiſchen [11]), finden wir Pisel, Pisl (Stube). So in dem altfrieſiſchen Brokmerbriefe §. 142 [12]): Hwersa mar enne mon nimth binna pisle (innerhalb der Stube), and binna piseldreple (Stubenſchwelle); nach anderer Lesart: binna piseldurem (innerhalb der Stubenthüre). Die emſiger Bußtaxen beſagen §. 22 [13]): Hwersa ma thria dura brech, tha wachdura, and tha piseldura, and tha comerdura, twa merc thiu bote; im niederſächſiſchen Texte: Wen broken wert dree dore, de eerste dore yn dat hues; de piseldore unde kokendore, 2 marck; nach dem MS. B: dre doeren, als de wantdoer, unde koekendoer. Du Fresne bemerkt unter *Gynaeceum* und *Pisalis*, daß Piisel bei den Frieſen culina (Küche) und bei den Zeeländern vestiarium (Kleiderbehältniß) bedeute. Pisel, Pesel iſt in Niederſachſen, Dithmarſchen, Nordfriesland [14]) und Süddänemark [15]), und Phiesel in Baiern für verſchiedene Arten von Gemächern gangbar [16]). Im Bremiſch-Niederſächſiſchen iſt Pesel eine Stube unten im Hauſe, Pisel, eine kleine Stube mit einem Ofen [17]), im Dithmarſiſchen Pesel, die größte und beſte Stube im Hauſe ohne Ofen [18]), war jedoch früher heizbar [19]), jedoch durch andere Mittel, als durch einen Ofen. Neocorus [20]) (Joh. Adolf Küſter), welcher ſeine Chronik des Landes Dithmarſchen in den zwanziger Jahren des 17. Jahrh. ſchrieb, ſagt: Es ſind aber insgemein die Häuſer, nach ihrer Gelegenheit und um Bequemlichkeit willen, in drei Haupttheile unterſchieden. Als in der Mitte das größte Theil „de Dele“ (die Diele), darauf ſie dreſchen oder ſonſt ihre Gewerbe treiben, am Ende der Viehſtall, ſie nennen es de Beos oder Mittbalken, am andern Ende „ein ehrlick Gemack,“ ſie heißen es Pisell, darin ſie vor Alters zu Winters- und Sommerszeit, nun aber bei den meiſten des Sommers ihr Weſen haben mit ihrem Geſinde und Kindern gehabt, auch darein ſie einen fremden Gaſt geführt und getractiret; denn vor wenig Jahren noch (weder) Winterſtube, noch Küche in der Insula Buſen (dem vormaligen Eilande Büſum), welche ſtäteshin die alte

10) Ziemann a. a. O. S. 294. 11) Im Betreff des Neunordfrieſiſchen ſ. Outzen, Gloſſarium der frieſiſchen Sprache S. 249. 12) Bei v. Richthofen, Frieſiſche Rechtsquellen S. 170. 13) Ebendaſelbſt S. 230. 231. 14) Outzen a. a. O. S. 249. 15) Molbech, Dansk Dialectlexicon S. 409. 16) Schmeller, Baieriſches Wörterbuch. 1. Th. S. 324; v. Richthofen, Altfrieſiſches Wörterbuch S. 979. 17) (Tiling) Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch. 3. Th. S. 323. 18) Idioticon Ditmars. unter *Pesel*, und darnach Tiling a. a. O. 3. Th. S. 289. 19) Nach H. Leo (a. a. O. S. 197) unterſcheiden die dithmarſiſchen Bauern neben ihrer Diele zwei heizbare Kemenaten, indem ſie die eine *Pisel*, d. i. Phieselgadem, die andere Dornsche nannten. Von einem ſlawiſchen Worte, welches Holz, Brennholz bedeute (poln. drwa, drewno; böhm. drwo), finde ſich ein teutſches Wort (wol durch ein ſlawiſches drwanice, drwonice, drewnice vermittelt) abgeleitet, welches nur im öſtlichen Teutſchland vorkomme, und Dürnitz, Dornitz, Dornsche laute. Auch dieſes Wort bezeichne ein Phieselgadem, ein heizbares Gemach, ſei aber von fluctuierender Bedeutung; es ſcheine auch zuweilen den Palas zu bedeuten. 20) Die Stelle bei J. Hanſen und H. Wolf, Chronik des Landes Dithmarſen S. 199. 200.

Gewohnheit am längſten behalten, zu ſehen geweſen. Ungefähr vor 20 Jahren ſind über vier oder fünf „Dornschen“ [21]) und noch weniger Küchen und Schornſteine im ganzen Kirchſpiele Buſen (Büſum, wo Neocorus Pfarrer war) nicht gefunden (worden). Sie hatten auch an einem Ort oder Winkel „der Dele“ (Diele) ihre Feuerſtätte, wo ſie Feuer anlegten, oder mit Stroh kochten. Zu dieſer Stelle des Neocorus findet man im J. 1833 in Beziehung auf Pisell Folgendes bemerkt [22]): Um ſich im Winter gegen die Kälte in dieſen geräumigen, mit keinem Ofen verſehenen Gemächern zu ſchützen, bediente man ſich Anfangs der Kieken, ſpäter der Feuerstaven, größer als die jetzt unter dieſem Namen bekannten Feuerbehälter, und dadurch von einander unterſchieden, daß die Kieken nicht von einer Stelle zur andern geſchoben werden konnten. Übrigens ſcheint auf der Geeſt der Piſel noch länger die tägliche Wohnung geblieben zu ſein; denn noch wird das Wort piseln oder tho Pisel gaen dort an vielen Orten für Beſuche an Werkeltagen, wobei die Frauen ihre Handarbeit mitbringen, gebraucht. In einer das Bisthum Verona betreffenden Urkunde vom J. 803 [23]) heißt es: De vestimentis quae de pisele veniunt, vel de ginicio, decimam partem. Man [24]) ſchließt hieraus, daß im Edictum Regis *Rotharis* Tit. 88. §. 11, wo davon gehandelt wird, daß wenn ein freies Weib oder freies Mädchen in die Heirath mit einem Sklaven willige, die Ältern die Gewalt haben ſollen, ſie zu tödten oder zu verkaufen, und wenn ſie dieſes binnen Jahresfriſt zu thun unterlaſſen, tunc liceat Gastaldio Regis, aut actori, aut Sculdasio, ipsam in Curtem Regis ducere, et in Pisele inter ancillas statuere, in Pisele die richtige Lesart ſei, obgleich in *Rotharis* Leges 222 (Leg. Langobard. Lib. II. T. 9. §. 2) dafür ſteht: et intra pensiles ancillas constituere. Sehr zweifelhaft iſt, ob, wie man [25]) annimmt, Pisele aus dem lateiniſchen Pensile (locus in quo *pensa* trahunt mulieres, Gynaecium) gebildet ſei. Latiniſirt lautet Pisele: Piselus, Piselis, Pisalis. Die Acta Murensis Monasterii Cap. 9 beſagen: Es begann der ehrwürdige Reginbold: cellam ordinare et construere; aedificavitque primum dormitorium, subtus autem pisalem, congruaque habitacula alia fratribus constituit, et sic fundavit Monasterium. Nachdem *Adalardus* Lib. II. Statutor. Corbeiensium Cap. 6 angegeben hat, was im Dormitorio zu beobachten ſei, fährt er fort: in piselo vero, tempore quando illo uti necesse est, eadem pene in omnibus, excepto quod ad dormiendum pertinet, cautela et servanda est, quae de dormitorio diximus, et si forte ad eandem domum specialiter pertineat, ut est de pannis infusis qui suspenduntur etc. Der Pisalis diente alſo zum Trocknen der Gewande der Mönche, und ſie gingen in ihn, um ſich zu wärmen. In einem ſehr alten Sacramentenbuche der rheimſer Kirche findet ſich Nr. 161 ein Gebet im

21) ſ. die vorletzte Anmerkung. 22) v. J. Hanſen und H. Wolf a. a. O. S. 199. 200. 23) Bei *Ughelli*, Italia sacra in Episcopis Veronensibus. 24) *Du Fresne*, Gloss. Lat. s. v. *Gynaeceum*. 25) *Idem* s. v. *Pisalis*.

Digitized by Google

Pisle, nämlich Oratio in Pisle, wie die Überſchrift, und wie auch in dem vorſtehenden Index ſteht, und der Inhalt iſt: Allmächtiger, ewiger Gott, deſſen Weisheit den Menſchen gelehrt hat, daß dieſes Haus zuweilen der Kälte durch die Nachbarſchaft des Feuers ermangele, ſo bitten wir jetzt, daß alle Bewohnende oder Zuſammenkommende in demſelben im Herzen der Kälte der Ungläubigkeit durch die Hitze des Feuers des heiligen Geiſtes ermangeln u. ſ. w. Im Franzöſiſchen bedeutet Poële, nach älterer Schreibart Poisle, wenn es als Masculinum gebraucht wird, einen eiſernen oder töpfernen Ofen, welcher bis auf ein Loch, durch welches der Rauch geht, wohl geſchloſſen iſt, und der durch das Holz, welches man hineinthut, erhitzt der ganzen Stube eine große Wärme gibt, und Poële wird auch die Stube, wo ein ſolcher Ofen (un poële) zum Einheizen dient, ſowol überhaupt genannt, als auch ſpeciell eine Badeſtube (italieniſch Stufa) [26]). Wird Poële als Fömininum gebraucht, bedeutet es Bratpfanne, Tiegel, davon poêlon, Pfännchen, poêlonné, eine Pfanne voll, poêlier, Pfannenſchmied, Blechſchmied, poêlerie, Küchengeräthe. Aus Obigem erhellt, daß Phieselgadem ſoviel bedeutet, als ein heizbares Gemach. Eine andere Zuſammenſetzung im Mittelhochteutſchen iſt Werkgadem, Arbeitshaus, wird in Gloſſen erklärt durch ergasterium mulierum [27]), und Werkhûs (Arbeitshaus) durch ergastulum. Aus den Gloſſen erhellt, daß Werkgadem nicht eine poetiſche Erfindung Hartmann's von der Aue iſt, wiewol die Beſchreibung deſſelben, und vorzüglich die Schilderung ſeiner Bewohnerinnen, der Dichtung angehört. Es ſind nämlich Jungfrauen, welche der Herr einer Burg, ein mächtiger Rieſe, von dem Herrn des Jungfrauen-Werders, welchen er in ſeine Gewalt bekommen hatte, das Leben unter dieſer Bedingung ließ, als jährlichen Zins (jährlich 30) erhalten hatte. Dieſe Frauenzimmer mußten in einem großen Gebäude weibliche Arbeiten verrichten, als Flachs hecheln, ſpinnen, wirken, ſticken, nähen u. ſ. w. Dabei mußten ſie Hunger leiden. Chretien de Troyes ſagt von dieſem Arbeitsgebäude, nachdem er erzählt hat, daß Iwein in le chastel de pesme aventure hineingeritten, Z. 5357 fg.: Par devant lui sanpasse et troeve une grant *sale* haute et noeve, savoit dedeuz un vergier clos de pen agux et granz et gros, et par entre les pen leenz. Vit puceles jusqua trois cenz, qui diverses oevres fesoient, de fil d'or et de soie ouvroient, Chascune au melz quele savoit etc. Chretien beſchreibt nun weiter, in welchem Elende dieſe 300 abgemagerten und blaſſen Jungfrauen lebten [28]). Hartmann von der Aue Z. 6186 fg. behandelt Obiges auf folgende Weiſe: Nû sober inrehalp dem tor ein witez weregadem stân: daz was gestalt unt getân als armer liute gemach; dar in er durch ein venster sach würken wol driu hundert wip, den wâren cleider unt der lip vil armeliche gestalt. Iru was iedoch deheiniu alt. Die armen heten ouch den sin, daz gnuoge worhten under in, swaz iemen würken solde von siden unt von golde. Gnouge worhten an der rame. Der werc was aber ane schame u. ſ. w. Hartmann führt nun noch mehr weibliche Arbeiten auf, welche ſie, oder rückſichtlich ein Theil von ihnen, verrichteten, und ſchildert dann den bedauernswerthen Zuſtand, in welchem ſie aus Mangel an Unterhalt leben mußten. Was alſo Chretien ſchlechthin une sale nennt, indem die Beſtimmung derſelben aus den Umſtänden erhellt, nennt Hartmann beſtimmter ein Wercgadem (d. h. Arbeitsgadem). Es war beſchaffen wie das Gemach armer Leute, weil der Rieſe die 30 Jungfrauen, welche er jährlich zum Zins erhielt, und deren Zahl bereits 300 im Ganzen betrug, kümmerlich leben ließ. Dieſes Werk-Gadem war ein abgeſondertes Gebäude und hatte den Charakter eines Zwangsarbeitshauſes. Gewöhnlich wurde das Verfertigen der koſtbaren Stoffe und Kleider in Kemenaten verrichtet. So ſingt Wolfram von Eſchenbach im Willeham 290 [29]), 1: Diu künegin fuorte den knapen dan; si bôt im bezzer kleider an in einer kemenâten, dâ snidere nâten maneger slahte wâpenkleit. In einer Stelle eines alten Dichters werden die Ausdrücke Gadem und Kemenate auf folgende Weiſe neben einander geſtellt: Und hobin sich vil balde dar in *Gademin*, in Kemenathin, und leyden (legten) an sich gewant. Ein Cod. Evang. MS. ſagt: Ez ist mein haus verspirret, und sind meineu chint in dem *Gadem* [30]). Nachdem Hartmann von der Aue erzählt hat, daß zwei Rieſen mit Iwein nicht fechten wollen, wenn er ſeinen Löwen nicht von ſich thue, ſagt er Z. 6640 fg. weiter: da must er sinen lewen lan, der wart in ain gadem [31]) getan, da er wol durch die want [32]) sach den strit, der in dem hove gesehach, und weiter unten, nämlich Z. 6710 fg.: Da dieſe harten Schläge der Löwe ſein (Iwein's) Gefährte hörte und erſah, da mühte (beſchwerte, betrübte) ihn ſein Ungemach, da er noch (weder) Loch, noch Thüre fand. Bei der Erde an der Wand lag „ein fules Swelle“ (eine faule Schwelle). Der getreue Geſelle, der kratzte und biß dann Holz und Erde, „uuz“ (bis) er gewann eine geraume (geräumige) Ausfahrt, die „vil harte drate“ (ſehr bald) ihrer einem zu Leide ward. Im Sachſenſpiegel Buch III. Art. 66 wird Gadem durch mansio gegeben, nämlich: Man muz (darf) ouch bawen ane sin urloub (ohne des Richters Erlaubniß) mit holze oder mit steyne drier dele hoch, nach anderer Lesart drier *Gaden* hoch; ebenſo im Schwabenſpiegel Cap. 238: drier gadmen hôch, d. h. die Höhe dreier Zimmer, Stuben, Gemächer hoch [33]), uber ein ander,

26) *Antonini* Dictionnaire François, Latin et Italien. Nouv. Edit. T. II. p. 499, wo Poële, ſowie auch bei *Du Fresne* unter *Gynaeceum* durch vaporarium und durch hypocaustum erklärt iſt. 27) Sumerlaten, Sammlung von Gloſſen durch Hoffmann S. 35. Michaeler (Iwain 2. Bd. S. 273) überſetzt Werkgadem durch: „Arbeitshütte,“ und erklärt es durch: „eine Werkhütte, Fabrik;“ ſ. Adelung. 28) ſ. die Stellen des franzöſiſchen und des teutſchen Gedichtes neben einander bei San-Marte (A. Schulz). Die Arthurſage S. 150. 151.

29) Bei Lachmann, Wolfram von Eſchenbach S. 556. 557. 30) *Haltaus*, Glossarium Germanicum col. 581. 31) Michaeler a. a. O. S. 303 überſetzt: „Der Löwe ward in einem Koben eingeſperret,“ und legt erklärend zu Gaden: „hier in einen Stall, Laden oder Kaſten;“ ſ. Adelung. 32) Michaeler überſetze: „darin er gleichwol durch die Wandſchrunde hervorſah.“ 33) drier

eine binnen der erden, die anderen zwu obe der erden, deste man eine tur hnbe in deme inderem [34]) gademe ober der erden eines knies ho, welches im lateiniſchen Texte lautet: Licite etiam sine ejus (puta judicii) licentia, trium mansionum altitudo cum lapidibus et lignis aedificetur, dummodo una subterranea, et aliae super terram apparebunt, ita quod janua sit in inferiori mansione super terram usque ad hominum genua. Die Reformatio Norimbergensis fol. 144 a beſtimmt: Welcher hinfür in diser Stat von newem pawen will, der soll den ersten oder understen Gaden gegen der Strass oder gemainen gassen, mit Stainwerck auf pawen. Aus dieſem geht hervor, daß Gadem, Zimmer, Gemach, in abgeleiteter Bedeutung auch die Bedeutung von Stockwerk hatte, in welcher es auch noch jetzt, ſowol im Ober- als Niederteutſchen, vorkommt, ſowie man auch die Beiwörter zweigädig, dreigädig u. ſ. w., zwei, drei Stockwerk hoch, hat. Eine andere ſpecielle Bedeutung hat Gadem in der von Kramladen, der Ort, wo die Krämer ihre Waaren verkaufen, in Beziehung auf das Bremiſch-Niederſächſiſche hinter der Tonebank [35]). Schon im Schwabenſpiegel wird beſtimmt: Am Sonntag ſoll man ſeinen Gaden, Kram oder Keller nicht aufthun. Gaden in dieſer Bedeutung findet man erklärt durch: tabernae institorum per ordinem aequaliter aedificatae [36]). In dem Vertrage des Erzbiſchofs Gerhard II. von Mainz mit dem Magiſtrate und der Stadt Erfurt vom J. 1289 [37]) wird beſtimmt: Niemand sol Gewand sneiten zu Erffurt, dann (als) uff dem Fric [38]) des Ertz-Bischoves unter den *Gademen*, wer es darüber thut, wird ers mit Gerichte besaget, der sol geben den Bürgern fünf Schillinge, und fünf Schillinge des Erzbiſchoffes Markmeiſter zu Buße, es mag aber ein jeglicher Mann wohl ein ganzes Tuch kaufen, das er darf ihme zu Kleidern, oder seinem Gesinde (deſſen er für ſich oder ſein Geſinde zu Kleidern bedarf), und ſchneiden das ohne Gefahr. In einer Urkunde der Stadt Mainz heißt es [39]): uff dem Cram und *Gaden* an Sente Gothardes Capellen. In der Policey-Ordnung der Stände in Elſaß vom J. 1552: Das alle Wurtzkremer und Kremerin, die in disem Bezirck zu offenem feilem Marckte und *Gaden* sitzend zu verkaufen. In einer Urkunde vom J. 1322 [40]): retro *Gades* in quibus Rasores et Aurifabri sedere consuescunt. Gadem, latiniſirt Gades, bedeutet auch Markſcheide (confinia et limites terrarum, agrorum etc.) [41]). In einer Urkunde des Kurfürſten Rudolf von Sachſen vom J. 1329 [42]) wird bemerkt: Dissensio, quae movebatur inter eos de merica sita ad civitatem, amicabiliter fuit sopita. Et *Gades* ejusdem mericae quae dicitur *Marckscheide* personaliter equitavimus. In einer Urkunde des Herzogs Meßwin von Pommern vom J. 1274 [43]): Sunt autem *Gades* et limites bonorum etc. Deinde currunt *Gades* in littore dicti fluminis usque ad Paludem magnam etc. *Gades* autem et limites bonorum Pogockow incipiunt in Veryssa fluvio. In Karl's IV. goldener Bulle für das Königreich Böhmen vom J. 1329: nec non metis, *Gadibus*, graniciis, circumferentibus et limitibus suis. Bei den vielfachen Bedeutungen des Wortes Gadem haben die etymologiſchen Forſchungen ein weites Feld. In Beziehung darauf, daß Gadem, Gaden ein Häuslein, eine Hütte bedeutete, und im Osnabrückiſchen noch jetzt bedeutet, und Gaedemer in einigen oberteutſchen Gegenden ein Häusler, niederſächſiſch Koſſate (Kothſaſſe), Köther, Käter, iſt, wird angenommen [44]), Gadem ſei das niederſächſiſche Kate, oder wenigſtens geſagt [45]), daß Koth, Kothe, ein kleines Haus, hieher zu gehören ſcheine. Auch in Betreff der Bedeutungen des Wortes Gadem von Kramladen, findet man Kate in Anſpruch genommen, indem man bemerkt findet, Kate ſei das im Vocabul. Theuton. befindliche *Gaden*, ein Häuslein, und das bei den bremiſch-niederſächſiſch Sprechenden faſt ſchon veraltete Gaam oder Gadem, der Ort vorn im Hauſe, wo die Krämer ihre Waaren auslegen, welcher vor dieſem eine beſondere Bude oder Kate geweſen. Das Stammwort von Kate, ein ſchlechtes kleines Häuslein, eine Bauerhütte, Kote, angelſächſiſch Cote, Cyte, engliſch Cot, Cottage, Hütte, in Weſtfalen Kötte, im Kur-Braunſchweigiſchen ankoten, eine eigene Haushaltung anlegen, wozu auch casa, caserne und Anderes mehr gehöre; denn die Verwechſelung von t und s ſei gar gewöhnlich, ſei das keltiſche kutten, bedecken, daher das cambriſche cwtt, eine Hütte, ein Ort, ſich zu verbergen, endlich Kutte, eine Mönchskappe [46]). Nach anderer Ableitung ſoll Gadem, Gaem, Kramladen, von dem niederſächſiſchen Gade, Gatte (angelſächſiſch Gada, complex), ſtammen, ſodaß es alſo einen Ort, wo viele Waaren verſammelt ſeien, oder viele Menſchen zu einander kommen, bezeichne [47]). Zu Gadem, Zimmer, Kammer, Saal, eigentlich jede Umgrenzung, findet man anderwärts [48]) bemerkt: Noch im Oberteutſchen und in der Schweiz gebräuchlich. Daher Berchtoldsgaden, Steingaden. Stammwort faſt in allen Sprachen, hebräiſch gadar, einzäunen. Carthago, Gadir (Cadiz). Griechiſch *χόρτος* Lateiniſch hortus. Italieniſch giardino. Franzöſiſch *jardin*, Garten. Slawiſch Grod (Stadt), Grodno, Nowogrod, Stuttgart. Gadem wäre nach dieſer Zuſammenſtellung ſoviel als Garden. Über die Etymologie von Gardir

gaden (oder gadmen) hoch kann man, wenn man das Erdgeſchoß, welches auch ein Gadem ausmachte, Stockwerk nennen will, drei Stockwerk hoch überſetzen; ſ. z. B. Ziemann a. a. O. S. 89.

34) Cod. Quedlinburg.: in me nedersten gademe, alſo dem unterſten Gadem. 35) Tiling a. a. O. 2. Th. S. 475. 36) *Haltaus* l. l. col. 582. 37) Bei v. Falckenſtein, Hiſtorie von Erfurt. I. Th. S. 135. 38) der Freiheit, d. h privilegirtem Platze. 39) Bei *de Gudenus*, Cod. Diplom. Vol. II. p. 732. 40) Ebendaſelbſt p. 785. 41) *Haltaus* l. l. col. 582. 42) Bei *Rothius*, De Privilegio Ottonis IV. Stad. dato p. 14.

43) Bei *de Westphalen*, Monum. ined. Tom. III. p. 1518. 44) Tiling a. a. O. 2. Bd. S. 475. 45) Krünitz, Ökonomiſche Encyklopädie. 15. Th. S. 609. 46) Tiling a. a. O. 2. Th. S. 750. 47) Derſelbe a. a. O. S. 475. 48) Fr. H. v. d. Hagen, Gloſſar zu dem Nibelungenliede unter *Gadem*, und darnach bei K. Fr. L. Arndt, Gloſſar zu dem Urtexte des Liedes der Nibelungen und der Klage S. 19.

Digitized by Google

(puniſch Zaun) ſ. den Art. Gardir, über die von Gadeir, Gades, welches ebenfalls Umzäunung, Umzäuntes bedeutet, ſ. den Art. Gades, und über die von Garten (hortus), altnordiſch Gardhr, Umzäunung, Hof, Gut u. ſ. w., angliſch Geardh, Umzäunung, Garten, Hofſtätte, Haus u. ſ. w., keltiſch Gardd, umzäunter Platz oder Ort, Garten, ſ. den Art. Garten. (*Ferd. Wachter.*)

GADEN-DAM (Johann Wilhelm), war aus Lauenburg gebürtig. In Kiel, wo er die Rechte ſtudirte und durch eine, unter J. J. Hartmann's Vorſitz vertheidigte, Diſſertation 1733 ſich den philoſophiſchen Doctorgrad erwarb, veränderte er, aus unbekannten Urſachen, ſeinen urſprünglichen Namen Gaden in Gaden-Dam. Er ward hierauf Hofmeiſter einiger jungen Adeligen. In Hamburg, wo er eine Zeit lang als Privatgelehrter lebte, beſchäftigte er ſich mit Schriftſtellerei. Anonym ließ er 1740 eine Demonstratio existentiae Dei nova und im nächſten Jahre Commentationes de natura humana ad sententias scriptorum quorundam latinorum drucken. Auch gab er zu Hamburg 1740 unter dem Titel: „Der vernünftige Chriſt," eine Wochenſchrift heraus. Die Bekanntſchaft und Empfehlung des geheimen Raths v. Superville, dem er ſeine Dienſte angetragen, verſchaffte ihm 1742 eine Profeſſur der Rechte an der Akademie zu Baireuth. Als die dortige Univerſität bald darauf nach Erlangen verlegt ward, begab er ſich dorthin mit dem Charakter eines Hofraths, Vicekanzlers, Pfalzgrafen und erſten Profeſſors der Rechte. Auch das öffentliche Lehramt der Geſchichte ward ihm übertragen. Den juriſtiſchen Doctorgrad erwarb er ſich um dieſe Zeit (1742) durch Vertheidigung ſeiner Diss. de legibus praesertim specialibus seu privilegiis quatenus mutari aut revocari jure possint. Als Docent machte er kein ſonderliches Glück. Unzufrieden mit ſeiner Stellung in Erlangen, legte er 1745 ſein akademiſches Lehramt nieder. Nach einem vielfach verbreiteten Gerüchte wollte er ſich durch ſeinen Übertritt zur katholiſchen Kirche den Weg zu einer Dienſtanſtellung in den Staaten der Kaiſerin Maria Thereſia bahnen. Dies Gerücht beſtätigte ſich nicht. Er ging als Advocatus Fisci nach Kiel, wo er auch Juſtizrath und 1753 erſter Profeſſor der Rechte und Prokanzler ward. Im J. 1756 hatte er das Unglück, nebſt dem geheimen Legationsrathe v. Elendsheim verhaftet zu werden. Was dazu die Veranlaſſung gab, iſt nicht bekannt. Nach einer längern Unterſuchung ward beiden 1758 der Strang zuerkannt. Dies Urtheil ward jedoch nicht vollzogen. Beider Unſchuld muß ſich erwieſen haben, weil ſie 1763 ihrer bisherigen Haft entlaſſen wurden. Der gegen ſie eingeleitete Inquiſitionsproceß ward für nichtig erklärt, und Gaden-Dam nebſt ſeinem Mitgefangenen völlig freigeſprochen. Dagegen ward dem Fiscal und Juſtizrath Johann Jacob Wagner, in Folge falſcher Ausſagen und grundloſer Verdächtigungen, die Zuchthausſtrafe zuerkannt. Gaden-Dam ward 1764 wieder ſchleswig-holſteiniſcher Juſtizrath und Profeſſor der Rechte in Kiel, wo er 1771 ſtarb.

Außer den bereits erwähnten Diſſertationen ſchrieb er noch einige andere Abhandlungen, meiſt juridiſchen und hiſtoriſchen Inhalts: De rationibus legum imperii, quibus in excutiendis religionis controversiis docendi dicendique formula praescripta est. (Erlang. 1744. 4.) Gegründete Nachrichten von den Erbämtern des Burggrafthums Nürnberg der Markgrafen zu Brandenburg in Franken. (Erlangen 1745.) Diss. de reo non absolvendo, etiamsi actor probatione defecerit. (Kilon. 1767. 4.) Singularia quaedam juris Lubecensis et Hamburgensis argumenta circa possessionem, compensationem et retentionem (ibid. 1768. 4.) u. a. m. Eins ſeiner ausführlichſten und ſchätzbarſten Werke war die 1744 zu Erlangen in Folio gedruckte Historia Academiae Fridericianae Erlangensis, qua praeter ejus originem solemnia dedicationis sacra eventusque proxime secuti referuntur. Addita sunt scripta tam publica quam privata academiae causa concepta *). (*Heinrich Döring.*)

GADER, GEDER, גֶּדֶר, *Γάδερ*, Joſ. 12, 13, war die Reſidenz eines ſogenannten kananitiſchen Königs, welchen Joſua und die Kinder Iſrael dieſſeit des Jordans, weſtlich, von Baal-Gad an im Thale des Libanon bis an das kahle Gebirge, aufwärts Seir, ſchlugen. Baal-Hanan, unter König David Aufſeher über die Ölgärten und die Sykomoren in der Niederung (1 Chron. 28 [27], 28), der der Gaderite benannt wird, ſtammte wahrſcheinlich aus dieſem Orte. (*O. Gruber.*)

GADES (alte Geographie und Geſchichte), Inſel und Stadt, hieß ſo bei den Römern, doch die Inſel auch Gadir, bei den Griechen *ἡ Γάδειρα* und *τὰ Γάδειρα*. Ein Theil derſelben verſuchte den Namen aus der griechiſchen Sprache zu erklären, indem ſie annehmen, *Γάδειρα* ſei gebildet aus den Wörtern *γῆ* und *δειρή*, das iſt *τράχηλος* [1]), Hals, alſo würde es Erdhals (terrae collum) bedeuten und für *χεῤῥόννησος* ſtehen. Diodor von Sicilien [2]) ſagt nämlich von den Phöniziern: *καὶ πρῶτον μὲν ἐπ' αὐτοῦ τοῦ κατὰ τὰς στήλας πόρου πόλιν ἔκτισαν ἐπὶ τῆς Εὐρώπης, ἣν οὖσαν χεῤῥόννησον προσηγόρευσαν Γάδειρα.* Der Ausdruck *χεῤῥόννησος* bezeichnet hier eine Inſel ganz nahe am Lande, nicht aber, wie gewöhnlich und wie es hier von Überſetzern gegeben wird, eine Halbinſel (paeninsula) [3]). Die Erklärung des Namens *Γάδειρα* aus dem Griechiſchen wird mit Recht verworfen [4]), und die aus dem Puniſchen vorgezogen, in welchem, wie Plinius [5]) angibt, der für die beiden Inſeln ge-

*) Vergl. Weidlich's Geſchichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten. I. Th. S. 255 fg. Deſſen Lexikon der jetztlebenden Rechtsgelehrten S. 63 fg. Fikenſcher's Gelehrtengeſchichte der Univerſität Erlangen. 1. Abth. S. 179 fg. Halle'ſche Beiträge. 3. Bd. 10. St. S. 270 fg. Adelung's Fortſetz. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 4. Bd. S. 7 fg.

1) *Suidas* s. v. *Γάδειρα*. 2) Biblioth. Histor. Lib. V. Cap. 20. Ex edit. *Eichstaedt*. Vol. II. p. 34. 3) Ebendaſelbſt in der Angabe des Inhalts: urbs in Europae paeninsula, *Gades*. 4) Vergl. *Küster* zu *Suidas*, Lex. ex edit. *Bernardy*. Vol. II. p. 1058. 5) H. N. Lib. IV. Cap. 34. Ebenſo *Solinus* Cap. 23. v. 12, nur daß er nicht die Form Gadir, ſondern *Gardir* braucht; ſ. den Art. Gardir.

Digitized by Google

brauchte Name **Gadir**, Zaun (sepes), bedeutet. Rufus Avienus ſingt in ſeiner Beſchreibung des Erdkreiſes:

Poenus quippe locum Gadir vocat undique septum.

Heſychius ſagt: *Γάδειρα τὰ περιφράγματα.* Gadir hieße demnach ein durch eine Umzäunung befeſtigter Ort, und die beiden Inſeln, von welchen wir ſogleich handeln werden, hätten von dem Orte den Namen. Die Phönizier mußten natürlich eine ſo entfernte Pflanzſtadt, an einem von fremden Völkern bewohnten Lande, möglichſt befeſtigen, und ſo iſt erklärlich, warum, weil, wie Avienus ſingt:

Ringsumzäunten Ort nenne nämlich der Punier Gadir,

vorzugsweiſe Gadir genannt ward und dieſes zum Eigennamen waid. Doch hat man auch eine andere Annahme, nämlich dieſe, daß der Name Gadir einen Zaun bedeute, weil die Phönizier ſich hier die weſtliche Grenze der Erde gedacht [6]). Ob aber die Phönizier dieſes gethan, iſt zweifelhaft. Wol aber glaubten die früheren Griechen, daß man nicht weiter als dorthin vorwärts gehen könne. *Pindarus*, Nem. Od. IV, 112 ſingt: *Γαδείρων τὸ πρὸς ζόφον οὐ περατόν*, über das, was im Weſten von Gadeira iſt, kann man nicht hinübergehen, und das griechiſche Sprüchwort lautet: *Οὐ γὰρ περάσιμα τὰ τῶν Γαδείρων πέρα*, über das kann man nicht hinübergehen, was jenſeit Gadeira liegt. Daher die Sage, Herakles ſei bis dahin gegangen, habe nicht weiter vorgehen können, habe von den Inländern Säulen erhalten und ſie aufgeſtellt, indem er anzeigte, *ἄχρι τῶν τῇδε βατὴν εἶναι τὴν γῆν καὶ τὴν θάλασσαν* [7]). Bis hierher ſeien die Erde und das Meer gangbar. Doch iſt man über den Ort, wo die Säulen des Herakles geweſen ſein ſollen, nicht einig, indem ein Theil der alten und neueren Alterthumsforſcher die Sage ſo ausgelegt, es ſeien durch die Säulen des Herakles die Höhen oder Felſengebirge, welche auf beiden Seiten der Straße von Gibraltar dem Meere am nächſten liegen, gemeint. Da die Alten ſelbſt nicht einig darüber waren, wo ſie ſein ſollten, ſo können wir das Verhältniß ihrer Lage zu der von Gades nicht angeben. Auch dachte man, wenn man nicht genau beſtimmte, ſich Gades an der Meerenge von Gibraltar. Suidas ſagt: *Γάδειρα. τόπος κατὰ τὴν ἑσπερίαν μοῖραν* (ein Ort im weſtlichen [8]) Theile, nämlich des Erdkreiſes), *ἀποτελεύτησις τῆς θαλάσσης* (das Ende des Meeres, nämlich des Mittelmeeres), *καὶ οἷον ἐκροὴ ἀπὸ τῆς πρὸς ἡμᾶς εἰς τὴν Ἀτλαντίδα θάλασσαν, τὸν ὠκεανόν* (und gleichſam der Ausfluß oder die Mündung von dem (Meere) bei uns in das atlantiſche Meer, den Ocean) *ἣν διεκπλεῦσαι οὐκ ἐξῆν βραχώδη καὶ σκοτοειδῆ τυγχάνουσαν*, welches zu beſchiffen nicht anging, da es ſeicht und finſter iſt. Dieſe Auffaſſung der Lage von Gades iſt nicht geographiſch, ſondern ſagenhaft. Gadeira als äußerſten Punkt im Weſten anzunehmen, über welchen man nicht hinauskönne, hierauf kamen die Griechen aller Wahrſcheinlichkeit nach dadurch, daß ſich ihre Schiffahrer nicht weiter in den Ocean hinauswagten. Waren ſie durch die Meerenge von Gibraltar geſchifft, ſo wagten ſie ſich noch an der Küſte hin bis Gades, aber nun nicht weiter. Da dieſes der äußerſte Punkt war, bis wohin man ſich wagte, ſo wird es dichteriſch für das Ende der bewohnten Welt genommen, und dieſes theils durch die Epitheta Gades remotae, extremae, theils durch den Ausdruck terrarum finis bezeichnet. Ja! nach rhetoriſchem Ausdruck lag Gades außerhalb des Erdkreiſes. So ſagt *Plinius* V, 19, wo er von den Pflanzſtädten von Tyrus handelt, — — — Carthagine, etiam Gadibus extra orbem conditis. Daher ſagt Horatius: Septimi, Gades aditure mecum, wo durch Gades das Ende der Welt bezeichnet wird. Juvenalis ſagt: Omnibus in terris, quae sunt a Gadibus usque. Nicht blos bei den Dichtern kommt Gades als Bezeichnung des Endes der Welt vor, ſondern es hatte auch als äußerſter Punkt, zu welchem man weſtwärts gelangen konnte, für die älteſten Geographen große Wichtigkeit. So z. B. ſagt Strabon [9]), nachdem er davon gehandelt hat, was Polybius von den Angaben des Pytheas kritiſch beleuchtet hat, weiter: Dies ſei, was Pytheas ſage, nebſt dem, daß er bei ſeiner Rückkehr (nämlich von den Küſten Britanniens) alle Küſtenländer Europa's von Gadeira bis an den Tanais bereiſt habe. Selbſt das, ſagt Polybius, komme ihm unglaublich vor, wie ein Privatmann, und noch dazu ein unbemittelter, einen ſo weiten Weg zu Waſſer und zu Lande machen konnte. Eratoſthenes, obgleich er Anſtand nehme, das zu glauben, halte gleichwol ſeine (des Pytheas) Nachrichten über Britannien, Gadeira und Iberien für wahr. Gadeira, als der äußerſte weſtliche Punkt Europa's, welcher zu Schiffe beſucht zu werden pflegte, war das Ziel reiſender Naturforſcher. Namentlich begab ſich Poſidonius hierher. Strabon [10]) ſagt von ihm: Auch erwähnt er eines Baumes zu (oder bei) Gadeira, deſſen Zweige oftmals zur Erde niedergebogen ſind, mit ſchweetförmigen, eine Elle langen und vier Finger breiten Blättern. Auch wir (Strabon) ſahen im Ägyptenland einen Baum, der im Betreff der niederhängenden Zweige jenen zu (oder bei) Gadeira ähnlich war, aber im Betreff der Blätter unähnlich (oder veeſchieden); auch trug er keine Feucht; aber dieſer hat Früchte, wie Poſidonius verſicheet. Von dem Baume in Gadeira wird noch dieſes erzählt, daß aus abgebrochenen Zweigen Milch herausfließt; hingegen wenn man einen Einſchnitt in die Wurzel macht, ein rother Saft hervordringt. Poſidonius, welcher ſich auch eifrig mit dem Einfluſſe der Bewegung der Himmelskörper auf Ebbe und Fluth beſchäftigte, fand in Gadeira einen guten Standpunkt zu ſolchen Forſchungen, und aus dem, was Strabon hierüber ſagt, bemerken wir: Die jährlichen Kreisläufe endlich behauptet Poſidonius von den Gadeiriten erfahren zu haben, welche verſicherten, daß ſowol Ebben als Fluthen zur Zeit der Sommer-Sonnenwende am ſtärkſten wären. Er (Poſidonius) berichtet, er habe

---

6) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 1. Th. II. H. S. 280. 7) *Suidas* s. v. *Γάδειρα.* 8) Daher die Epitheta Gades Hesperiae, occiduae, und die Appoſition des Statius: Solisque cubilia Gades.

9) Lib. I. Cap. 4. Vergl. Kärcher, Strabon's Geographie. I. Buch. S. 292. 10) Lib. III. Cap. 5. §. 14. Vergl. Kärcher III. S. 321. Greckurd, Strabon's Iberien S. 81.

ſich zur Zeit der Sommer-Wende während des Vollmonds im Heraklestempel in Gadeira aufgehalten, habe aber jene jährlichen Unterſchiede nicht wahrnehmen können. Polybius erzählt auch von einem Brunnen im Heraklestempel in Gadeira, zu deſſen trinkbarem Waſſer eine Treppe von wenigen Stufen hinabführe. Dieſer Brunnen leide von des Meeres Ebbe und Fluth eine entgegengeſetzte Wirkung, indem er während der Fluthen ſich leere, wäheend der Ebben ſich fülle. Er (Polybius) erklärt dieſes durch einen Wind, der aus der Tiefe an die Oberfläche empordringt. Wenn dieſe während der ſteigenden Meeresfluthen mit Waſſer bedeckt iſt, und die gewöhnlichen Auswege des Windes verſperrt ſind, ſo kehrt dieſer nach Innen zurück, und verſtopft die Gänge der Quelle, ſodaß ſie reichlich ſprudelt. Ihm (dem Polybius) widerſpricht Artemidoros, und ſtellt zugleich ſeine eigene Erklärung dagegen, führt auch die Meinung des Geſchichtſchreibers Silanus an; aber, was er ſagt, ſcheint mir (Strabon) nicht der Mittheilung werth, da ſowol er ſelbſt, als auch Silanus von ſolchen Sachen Nichts verſteht. Poſidonius hingegen erklärt die ganze Angabe für unwahr, und ſagt, es ſeien in dem Heraklestempel zwei Brunnen, und ein dritter in der Stadt. Der kleinere von den beiden in dem Heraklestempel, werde, wenn man anhaltend ſchöpfe, in derſelben Stunde leer; fülle ſich aber wieder, wenn man vom Schöpfen ablaſſe. Der größere, welcher den ganzen Tag das Waſſerſchöpfen aushalte, nehme zwar ab, wie alle andere Brunnen, fülle ſich aber des Nachts, wo Niemand mehr ſchöpfe, wieder. Da nun die Ebbe oftmals mit der Zeit der Wiederfüllung zuſammentreffe, ſo hätten die Eingeborenen[11]) jene Wechſelwirkung für immer geglaubt. Daß indeſſen dieſe Erzählung geglaubt worden iſt, verſichert nicht blos Poſidonius, ſondern ich (Strabon) habe ſie auch unter den wunderbaren Dingen erzählt geleſen. Auch höre ich (Strabon), daß es noch mehre Brunnen, theils vor der Stadt in den Gärten, theils in der Stadt ſelbſt gibt; daß aber wegen der Schlechtheit des Waſſers in der Stadt Ciſternen mit ſtehendem Waſſer in Gebrauch ſind. Ob aber auch einer von dieſen Brunnen eine Spur jener Wechſelwirkung zeige, weiß ich (Strabon) nicht. Strabon trägt nun ſeine Anſichten vor, und wir bemerken nur zur Charakteriſirung der Bewohner von Gadeira folgende Worte des Strabon: „Ich begreife nicht, wie Poſidonius die Phönizier, die er ſonſt als feine Köpfe darſtellt, in dieſer Sache mehr der Einfalt, als des Scharfſinns beſchuldiget," und folgende Stelle: Wie in aller Welt glauben die Gadeiriten, daß zwar oft die Füllung des Brunnens, nicht aber ſeine Entleerung mit der Ebbe zuſammentreffe? oder wenn auch oft, doch nicht ebenſo oft? oder auch ebenſo oft; aber die Gadeiriten wären nicht im Stande geweſen, das zu beobachten, was täglich geſchieht? Hingegen die jährlichen Wechſelerſcheinungen hätten ſie aus dem, was im Jahre nur einmal geſchieht, wahrgenommen? Daß er (Poſidonius) ihnen aber glaubt, erhellt daraus, daß er auch Abnahme und Zunahme der Ebbe und Fluth von der einen Sonnenwende zue andern, und von da wiedee denſelben Rückgang vermuthet. Aber fürwahr, auch das iſt nicht glaublich, daß die ſonſt ſo beobachtungsluſtigen Gaditanee, das, was geſchieht, nicht geſehen, und das, was nicht geſchieht, doch geglaubt haben ſollten. Als Poſidonius ſich 30 Tage in dem an dem Ocean liegenden Gadeira aufhielt, beobachtete er auch den Sonnenuntergang, um zu erforſchen, ob die Behauptung des gemeinen Volkes, daß die Sonne an den Ufern des Oceans größer und mit einem Geräuſche untergehe, grade ſo, als ob das Meer bei Verlöſchung der in daſſelbe ſinkenden Sonne praſſelnd ziſche, wahr ſei, fand, daß dieſes eine falſche Behauptung ſei, und erklärte, warum das Bild der Sonne auf den Meeren ſowol beim Auf- als Untergang ſich vergrößere[12]). Da wo Strabon[13]) von der chlamys- (mantel-) artigen Geſtalt der Erde handelt, ſagt er, nachdem er die Lage der Inſel Taprobane und der Länder am hyrkaniſchen (kaspiſchen) Meere und Jerne's (Irlands) angegeben hat: Daſſelbe gilt auch von den Gegenden außerhalb der Säulen[14]). Denn der weſtlichſte[15]) Punkt der bewohnten Erde, das Vorgebirge, welches das heilige heißt, liegt faſt auf einer Linie mit Gadeira, den Säulen, der ſiciliſchen Meerenge und Rhodus. Es ſollen nämlich die Sonnenuhren, und die von beiden Seiten her wehenden Winde, ſowie die Dauer der längſten Tage und Nächte übereinſtimmen; denn der längſte Tag und die längſte Nacht hat 14 Stunden. An der Küſte vor Gadeira und Iberien habe man einmal ....[16]) geſehen. Poſidonius aber ſagt, er habe auf einem Hauſe in einer von dieſen Gegenden 400 Stadien entfernten Stadt einen Stern geſehen, den er für den Kanobus ſelbſt gehalten habe; und Leute, die von da, von Iberien aus, ein wenig ſüdwärts ſchifften, ſtimmen darin überein, daß man ihn ſehe. Es ſoll nämlich Eudoxus von Knidus von ſeiner Sternwarte, daſelbſt, die noch viel höher als andere Häuſer ſei, den Kanobus geſehen haben; Knidus aber liege in dem Klima von Rhodus, in welchem auch Gadeira und die Küſte daſelbſt liegen. Ptolemäus, deſſen Gradbeſtimmungen nicht mit unſern heutigen übereintreffen, ſetzt Gadeira unter 5° 10′ der Länge, 36° 6′ der Breite. Gades diente als wichtigee Punkt auch bei andern Beſtimmungen, vornehmlich bei Meſſungen der Entfernungen nach Schritten und Stadien als Endpunkt. So z. B. ſagt *Plinius* IV, 37, wo er

11) Nämlich die Gadeirer.

12) *Strabo* Lib. III. Cap. 1. §. 3, bei Groskurd a. a. O. S. 6. 13) Lib. II. Cap. 4, bei Kärcher II. S. 228. 14) d. h. außerhalb der Straße von Gibraltar. 15) Als man das heilige Vorgebirge noch nicht kannte, galt Gades als der weſtlichſte Punkt der bewohnten Erde. 16) Man ergänzt dieſe Lücke in Strabon durch: den Kanobus. Dieſer Stern erſter Größe im Steuerruder des Schiffes Argo wird wegen ſeiner großen Entfernung vom Äquator gegen den Südpol faſt in ganz Europa niemals geſehen. Deſſen einziger Theil, wo dieſer Stern aufgeht, iſt die Inſel Creta (Candia); aber dennoch iſt es auch nicht ganz unmöglich, ihn auf der ſüdlichſten Küſte von Spanien bei Cadiz (Gades, Gadeira) und Gibraltar, und von Morea bei Koron, Modon, Maina u. ſ. w. zu ſehen; denn obſchon er in dieſen Gegenden nicht aufgeht, ſo kann man ihn doch vielleicht durch Brechung der Strahlen dicht über dem Horizonte ſehen, wenn er ſelbſt auch noch unter dem Geſichtskreiſe ſteht. Vergl. Penzel, Des Strabon Allgem. Erdbeſchreibung. 1. Bd. S. 337.

Digitized by Google

von dem Umfange Europa's handelt: Longitudinem ejus Artemidorus atque Isidorus a Tanai usque Gades bis et octuagles centena M. (puta passuum) prodiderunt. Lib. VI. Cap. 38 ſagt Plinius, Statius Seboſus überliefere, daß Junonia (die Inſel der Juno) von Gades 750 Schritt entfernt ſei. Plinius bemerkt im Betreff Sardiniens Lib. III, 13: abest ab Africa Caralitano promontorio ducenta millia, a Gadibus quatuordecies centena (passuum). In Beziehung auf Bätica Lib. III. Cap. 3: Baeticae longitudo nunc a Castulonis oppidi fine Gades, CCL M. et a Mungi maritima ora XXV M. pass. amplior. Strabon ſagt III. Bch. I. Abſchn. §. 6: Einige rechnen vom heiligen Vorgebirge bis zur Mündung des Anas 60, von da bis zur Mündung des Bätis 100, und dann bis Gadeira 70 römiſche Meilen, und ebendaſelbſt zuvor §. 5: Dann (nach der Stadt Julia Joza) folgt die durch eine ſchmale Meerenge von Turditanien getrennte Inſel Gadeira, von Kalpe 750, andere ſagen 800 Stadien entfernt, und V. Abſch. §. 3: Jenſeit der Säulen folgt Gadeira, wovon wir oben nur ſoviel ſagten, daß ſie etwa 750 Stadien von Kalpe entfernt ſei. Dieſe Stadt iſt nahe an der Mündung des Bätis erbaut. Strabon, welcher nun weiter von Gadeira, und namentlich von deſſen Erbauung handelt, und ſagt, daß die Stadt Gadeira auf der weſtlichen Seite der Inſel, und der Tempel des Herakles auf der öſtlichen erbaut worden ſei, bemerkt Nichts davon, daß die Stadt früher auf der kleineren Inſel Gadir erbaut geweſen ſei, wie Plinius angibt, indem er Lib. IV, Cap. 36 bemerkt: Gadir, lang, wie Polybius ſchreibt, 12,000, breit 3000 Schritt, iſt von dem Continente, vom nächſten Theile, weniger als 7000, von dem übrigen mehr als 7000 Schritte, hat eine Stadt (oppidum) römiſcher Bürger, welche Augusta urbs Julia Gaditana genannt wird. Von dieſer Seite, wo ſie nach Spanien ſchaut, iſt eine andere 3000 Schritt lange, 1000 Schritt breite Inſel, auf welcher früher die Stadt Gades (oppidum Gadium, Stadt zu Gades) war. Plinius gibt nun weiter die verſchiedenen Namen dieſer Inſel an, welche wir im Art. Erytheia S. 424 angeführt haben. Plinius oder ſein Vorgänger ſcheint zu der Annahme, daß die Stadt Gades früher auf der kleineren Inſel Gadir gelegen habe, in der Abſicht gekommen zu ſein, die mythiſche Inſel Erytheia geographiſch zu beſtimmen. Da er oder ſein Vorgänger wußten, daß ein Epitheton von Gades Erythiaene ſei, und die berühmte Stadt gleichwol auf der größeren Inſel Gadir, d. h. der heutigen Inſel Leon, lag, ſo nahmen ſie an, dieſe Stadt ſei früher auf der kleineren Inſel Gadir, welche mit anderem Namen Erytheia geheißen, geweſen. Solinus (23, 13) nennt dieſe Inſel Gardir (ſ. d. Art.). Strabon und Mela geben nur der größeren Inſel, dem heutigen Leon, den Namen Gadeira (Mela Gades). Skylax nennt beide Inſeln Gadeira. Nach der Angabe des Herodot lag Erytheia jenſeit der Säulen des Herakles im Ocean, in der Nähe der Gadeirer, alſo wohnten dieſe nicht auf der Inſel Erytheia ſelbſt. Welche Inſel unter dieſem Erytheia zu verſtehen, iſt nicht auszumachen. Plinius und Solinus führen ſie als die kleinere Inſel Gardir auf. In Beziehung auf dieſe kleinere Inſel ſagt Mannert [17]): Weil ſie aus Mangel genauer Landkarten von ſpaniſchen Provinzen nicht bekannt geweſen, ſo haben neuere Bearbeiter der alten Geographie dieſe Nachrichten entweder für fabelhaft erklärt, oder haben geglaubt, ſie ſei verſchwunden. Sie finde ſich aber in der nämlichen Lage, welche ihr die Alten gegeben, und helfe den Eingang des inneren Hafens bilden; doch ſei ein Theil derſelben durch Überſchwemmungen der See unbewohnbar gemacht. Den neueren Namen derſelben finde Mannert auch in den genaueſten Zeichnungen und Beſchreibungen nicht, das Fort St. Louis liege auf der weſtlichen Spitze [18]). Mela und Strabon [19]) nehmen bei Beſchreibung der Inſel Gadir nur auf die größere Rückſicht, und nennen nur dieſe ſo. Mela ſagt Lib. III. Cap. 4: An dieſen Küſten, welche wir im Winkel Bätica's bis hierher berührt haben, liegen viele unbedeutende (ignobiles) Inſeln, und auch ohne Namen; aber von denjenigen, welche zu übergehen nicht belieben möge, berührt Gades die Meerenge. Dieſes iſt nicht genau, denn unter Gades fretum attingit verſteht Mela die Straße von Gibraltar, welche andere Gaditanum fretum nennen, wie im Art. Gaditanum Fretum gezeigt und bemerkt wird, daß dieſes nicht, wie ein Theil der Neueren annimmt, die Meerenge oder der ſchmale Streif Meer zwiſchen der Inſel Leon und dem Feſtlande iſt. Von dieſem Meerſtreife, welcher jetzt Golfo de las Yegas heißt, handelt Mela, indem er fortfährt: und dieſelbe (nämlich die Inſel Gades) iſt durch engen Raum (angusto spatio), und gleichſam wie durch einen Fluß (veluti flumine) von dem Continent abgeriſſen. Wo ſie dem Lande am nächſten iſt, macht ſie ein beinahe gerades Ufer (qua terris propior, paene rectam ripam agit). Wo ſie nach dem Ocean ſchaut, entfernt ſie durch zwei Vorgebirge erhöht, das mittlere Ufer (duobus promontoriis evecta in altum, medium litus abducit) und trägt auf dem einen Horne (Ende) eine gleichnamige reiche Stadt (urbem opulentam), auf dem andern einen Tempel des ägyptiſchen Herkules, welcher durch ſeine Erbauer, ſeine Religion, ſein Alter berühmt iſt. Die Tyrier erbauten ihn. Daß er heilig iſt, machen die daſelbſt gelegenen Gebeine deſſelben. Welche Zahl der Jahre bleibt? Von der iliniſchen (trojaniſchen) Zeit ſind die Anfänge: die Zeit hat die Macht genährt. In Luſitanien iſt Erythia, von welcher wir vernommen, daß es von Geryon bewohnt worden u. ſ. w. Mela nimmt alſo nicht an, daß Erythia die Inſel Gadir, weder die größere noch kleinere ſei. Die verſchiedenen Meinungen, nach welchen Erytheia die Inſel Gadeira, oder nach anderen die vor Gadeira liegende, durch ein Stadium breites Fahr-

17) Mannert I, 2. S. 283. 18) ſ. die Karte von Lopez und Güſſefeld nnd die ſchöne bei *Mentelle*, Géographie comparée befindliche Zeichnung. Die Zeichnaug im Blauiſchen Atlas T. X. 19) Mannert a. a. O. redet zu allgemein, wenn er ſagt: „Wenn die Alten von Gadeir reden, ſo nehmen ſie immer zwei Inſeln an; die nämlichen, welche ich beſchrieben habe." Doch geben nur Scylax, Plinius und Solinus den beiden Inſeln den Namen Gadir (Letzterer *Gardir*, ſ. d. Art.).

Digitized by Google

waſſer davon getrennte Inſel iſt, und welcher Strabon keinen Namen gibt, die aber Skylax, Plinius und Solinus auch Gadir nennen, haben wir nach Strabon im Art. Erytheia S. 423—424 aufgeführt. Derſelbe ſagt in Beziehung auf die größere Inſel, welche allein von ihm Gadeira genannt wird: Die Stadt ſelbſt liegt auf dem weſtlichen Theile der Inſel, und an ſie (die Stadt) ſtoßend, ganz am Ende (der größeren Inſel) ſteht, der kleinen Inſel gegenüber, der Tempel des Kronos (Saturn). Der Tempel des Herakles dagegen auf der anderen Seite gegen Oſten gekehrt, da wo ſich die Inſel dem feſten Lande am meiſten nähert, ſodaß die Meerenge etwa ein Stadium breit iſt. Auch ſagt man, um die Zahl der Arbeiten (des Herakles) und die der Meilen gleich zu machen, daß dieſer Tempel von der Stadt zwölf Meilen entfernt ſtehe; jedoch iſt die Entfernung größer, und faſt ebenſo groß als die Ausdehnung der Inſel von Weſten nach Oſten. Daß die Stadt Gades von den Phöniziern[20]) und ſpeciell von den Tyriern[21]) erbaut ſei, hierüber ſtimmen alle überein. Aber im Betreff der Zeit findet man in den Angaben und Annahmen große Verſchiedenheit. Die Alten gehen natürlich auf die trojaniſche mythiſche Zeit zurück. So Pomponius Mela, welcher in Bezirhung auf die Erbauung des Heraklestempels auf der Inſel Gades ſagt: ab Iliaca tempestate principia sunt. Nachdem Vellejus Paterculus geſagt, daß ungefähr im 80. Jahre nach der Einnahme Troja's, im 120. Jahre nach dem Gange des Herkules unter die Götter, den Pelopiden die Herrſchaft des Peloponnes durch die Herakliden entriſſen worden ſei[22]), und faſt zu derſelben Zeit Athen aufgehört habe unter Königen zu ſein[23]), und die Peloponneſier Megara erbaut[24]), fährt er fort: Zu derſelben Zeit erbaute auch die tyriſche Flotte, welche auf dem Meere ſehr mächtig war, in dem letzten Striche Hiſpania's, an der äußerſten Grenze unſeres Erdkreiſes auf einer von dem Ocean umfloſſenen, durch eine ſehr kleine Meerenge von dem Feſtlande getrennten Inſel Gades. Nach dem Etymologicum Magnum ward dieſe Stadt von Archelaus, dem Sohne des Phönix, erbaut. Von denjenigen Neueren, welche die Zeitrechnung an die bibliſche Geſchichte knüpfen, verlegt ein Theil die Erbauung der Stadt Gades unter die Regierung des Joſua, als nämlich dieſer große Held die Phönizier überwunden gehabt, hätten ſie ihr Vaterland verlaſſen, und ſich nach Spanien geflüchtet; ein anderer Theil glaubt, daß die Stadt Gades unter der Regierung der Könige von Tyrus, ungefähr zu den Zeiten Salomon's, gegen das Jahr der Welt 3030 ihren Anfang genommen[25]). Nicht mit Unrecht nehmen Neuere daran Anſtoß, daß Vellejus Paterculus die Erbauung von Gades nach der von Carthago ſetzt, welche letztere er 65 Jahre vor Erbauung Roms angibt[26]). Sie ſuchen ſich dadurch zu helfen, daß ſie annehmen, Juſtinus gebe durch die Worte: Nam cum Gaditani a Tyro, unde et Carthaginiensibus origo est, sacra Herculis, per quietem jussi, in Hispaniam transtulissent, urbemque ibi condidissent etc. deutlich zu verſtehen, daß die Einwohner der Inſel Gades daſelbſt einen dem Herkules geheiligten Tempel gehabt, ehe die Stadt erbaut worden, ſodaß dieſer Tempel entweder um die Zeit oder ſogleich nach der Zeit des trojaniſchen Krieges erbaut worden ſein könne, und die Stadt Gades doch nicht älter als Carthago zu ſein brauche[27]). Aber wer wären dieſe Einwohner der Inſel, welche den Tempel gehabt, anders geweſen, als die Phönizier, oder hätten ſie einen Tempel für die Iberier gebaut? Ließen ſie ſich, wie man annehmen muß, als die Phönizier den Tempel bauten, zugleich auch auf der Inſel nieder, ſo muß man auch annehmen, daß ſie zugleich eine Feſtung zu ihrem Schutze gebaut, die ſie Gadir (umzäunter Ort) genannt, und daß die Inſel von der Stadt den Namen erhalten habe. Die von Juſtinus nur angedeutete Tempelſage findet ſich bei Strabon umſtändlich, indem er Folgendes angibt: Über die Erbauung von Gadeira erzählen die Gadeiriten folgende Sage: Sie thun eines Orakelſpruchs Erwähnung, der einſt den Tyriern ertheilt wurde, und ſie auffoderte, zu den Säulen des Herakles eine Pflanzſtadt zu ſenden. Als diejenigen, welche zur Unterſuchung abgeſchickt wurden, an die Meerenge bei Kalpe kamen, und die Vorgebirge, welche die Meerenge bilden, für das Ende der Welt und der Züge des Herakles hielten, und nicht zweifelten, daß das Orakel ebendieſe Vorgebirge unter den Säulen verſtehe, ſo landeten ſie diesſeit der Meerenge, da, wo jetzt die Stadt der Exitaner ſteht. Hier veranſtalteten ſie ein Opfer, kehrten aber, weil die heilige Verrichtung nicht glücklich ausfiel, wieder zurück. Einige Zeit nachher wurden andere abgeſchickt. Dieſe gelangten etwa 1500 Stadien über die Meerenge hinaus zu einer dem Herakles heiligen, der Stadt Onoba in Iberien gegenüber gelegenen Inſel. Sie meinten, hier wären die Säulen, und brachten dem Gotte ein Opfer. Weil aber auch dieſes Mal die heilige Verrichtung nicht günſtig war, ſo gingen auch ſie wieder nach Hauſe zurück. Endlich erſchien eine dritte Abſendung. Dieſe baute Gadeira, und errichtete den Tempel auf der Oſtſeite der Inſel, die Stadt aber auf der Weſtſeite.

20) *Diodorus Siculus* Lib. V. Cap. 20. Vol. II. p. 33. 34. 21) *Pomponius Mela* Lib. III. Cap. 6. *Strabo* Lib. III. Cap. 5. *Justinus*, Hist. Lib. XLIV. *Vellejus Paterculus*, Hist. Lib. I. Cap. 2. *Curtius* Lib. IV. Cap. 4 führt unter den Colonien von Tyrus Gades ad Oceanum auf; *Plinius* Lib. V. Cap. 17 und Andere mehr. 22) In der Krauſe'ſchen Ausgabe des Vellejus Paterculus findet ſich an den Rand geſetzt: ante Christum natum 1111. 23) Ebendaſ. a. Chr. n. 1053. 24) Ebendaſ. a. Chr. n. 1052. 25) Joh. v. Ferreras, Allgem. Hiſtorie von Spanien. I. Bd. (Halle 1754.) S. 106. 107.

26) *Vellejus Paterculus* Lib. I. Cap. 6. p. 6. 27) Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie, die in England ausgefertiget worden. Mit häufigen Anmerkungen vermehret von S. J. Baumgarten. 15. Th. §. 369. S. 335. 336. Baumgarten ſelbſt aber findet mit Rechte dieſe Muthmaßung von einem Tempel auf dieſer Inſel ohne Anbauung einer Stadt auf derſelben, gedachten Tempel zu bedienen und zu beſchützen, noch weit unwahrſcheinlicher, als die oben §. 351 gewagte Muthmaßung, daß alle die koſtbaren Geſchenke, von welchen dieſer Tempel im Alterthume ſo berühmt geweſen, gleich auf ein Mal bei ſeiner Erbauung dahingebracht worden ſeien; wenn aber beide Muthmaßungen mit einander verbunden werden, machen ſie eine ſittliche Unmöglichkeit aus, die in der höchſten Unwahrſcheinlichkeit beſtehe.

Digitized by Google

Liegt in dieſer Tempelſage nicht blos ein religiöſer, ſondern auch geſchichtlicher Sinn, ſo veranſchaulicht ſie, wie die Phönizier Schritt oor Schritt mit ihren Colonien an den Küſten des mittelländiſchen Meeres und endlich des Oceans vorrückten. Auch denkt ſich Juſtinus ſchon die Carthaginienſer zu der Zeit, als Gades noch eine neue Stadt war, mächtig. Er ſagt nämlich: Die Carthaginienſer bemächtigten ſich zuerſt der Provinz Hispanien. Denn als die Gaditaner von Tyrus, von welchen auch die Carthaginienſer ihren Urſprung haben, den Opferdienſt des Herkules auf einrn im Schlafe erhaltenrn Befehl nach Spanien hinübergebracht und daſelbſt eine Stadt (urbem) gebaut hattrn, ſo ſchicktrn, da die benachbarten Völker Hispaniens das Wachsthum der **neuen Stadt** mit misgünſtigen Augen anſahen (invidentibus incrementis ***novae urbis*** finitimis Hispaniae populis) und deshalb die Gaditaner mit Krieg angriffen, die Carthaginienſer ihren Blutsverwandten Hilfe, und befreiten die Gaditaner von Verletzung und unterwarfen den größeren Theil der Provinz ihrrr Herrſchaft. Nachher auch, auf Veranlaſſung des glücklichen Anfangs der erſtrn Expedition, ſchickten ſie Hamilkar'n als Feldhrrrn mit einer großen Heerſchar zur Beſetzung der Provinz. Dieſer wird, nachdem er große Thaten gethan, während er zu unbedachtſam das Glück verfolgt, in einen Hinterhalt gezogen und erſchlagen. An ſeiner Statt wird ſein Schwiegrrſohn Hasdrubal geſchickt. Dirſer wird auch oon dem Sklaven eines gewiſſen Hispaniers, welcher die ungerechte Tödtung ſeines Herrn rächt, umgebracht. Größer als beide folgt der Feldherr Hannibal, Hamilkar's Sohn, nach. Er übertraf nämlich die Thatrn beider und zähmte ganz Hispanien. So Juſtinus, welcher nun auf Hannibal's Krirg mit drn Römern und darauf kommt, wie Hannibal 16 Jahre hindurch Italien durch verſchiedrne Niederlagen ermüdet. Da das Werk drs Juſtinus nur ein kurzer Auszug aus dem großrn umfaſſenden Werke des Trogus Pompejus iſt, ſo erwähnt er Gades nicht weiter, obgleich dieſes, als ein ſo wichtiger Ort im zweiten puniſchen Kriege, eine bedeutende Rolle ſpielte, wie aus andern Geſchichtſchreibern, namentlich Polybius, Livius und Appian, hervorgeht. Während Hannibal in Italien kämpfte, führten die andern carthaginienſiſchen Feldherren, Hasdrubal, Hamilkar's Sohn, Mago und Hasdrubal, Gisgo's Sohn, wider die Römer den Krieg. Als Hasdrubal, Hamilkar's Sohn, im J. 209 v. Chr. in der Schlacht bei Bäcula geſchlagen worden war, und ſich mit Hasdrubal, Gisgo's Sohn, und Mago vereinigt hatte, ſprach Hasdrubal, Gisgo's Sohn, als dirſe drei Feldherren einander ihre Meinungrn, was die Hispanier in jeder Gegend für Geſinnungen hegten, mittheilten, ſeine Meinung dahin aus, daß die äußerſte Küſte Hispaniens, welche nach dem Ocean und Gades zu liege, mit den Römern noch nicht bekannt, und dahrr den Carthaginirnſern ziemlich treu ſei. Als die Macht der Carthaginienſer in Hispanien dadurch ſehr geſchwächt ward, daß Hasdrubal, Hannibal's Bruder, um zu dieſem zu ſtoßen, ein Heer nach Italien (im J. 207 v. Chr.) führte, zog ſich Hasdrubal, Gisgo's Sohn, gänzlich an den Ocean und nach Gades. Im Frühlinge drs Jahres 206 v. Chr. brach er wieder von Gades auf, um die Hispanier, welche die Waffen gegen die Römer ergriffen hatten, wieder zu unterſtützen, wurde aber von Scipio geſchlagen und erlitt zuletzt eine große Niederlage in der Nähe des Oceans, bekam Schiffe, verließ das Heer und flüchtete ſich nach Gades. Maſiniſſa, der König drr Numidier, trat in Unterhandlungen mit den Römern, um die Sache der Carthaginienſer zu verlaſſen. Mago begab ſich, nachdem ihm von Hasdrubal die Schiffe zurückgeſchickt waren, auch nach Gades. Die Übrigen, von ihren Heerführrrn verlaſſen, gingen thrils zu den Römern über, theils entflohen ſie und zerſtreuten ſich in die nächſtrn Staaten. Hasdrubal, Gisgo's Sohn, ſetzte mit ſieben dreiruderigen Schiffen nach Afrika über. Nachdem Scipio Aſtapa durch L. Marcius erobert hatte, und als er ſich zu Neu-Carthago befand, kamen zu ihm Überläufrr von Gades, und verſprachen, daß ſie die Feſtung und die puniſchr Beſatzung in drrſelben und den Herrführer der Beſatzung, nebſt der Flotte, verrathen wollten. Mago war nach drr Flucht daſelbſt ſtehen grblieben, hatte Schiffe im Ocean und einige Hilfsvölker ſowol von jenſeit der Meerenge aus der afrikaniſchen Küſte, als auch aus den nächſten Orten Hispanirns durch den Präfecten Hanno zuſammengebracht. Die Überläufer von Gades erhielten von den Römern Sicherheit verſprochen und verſprachen welche, und L. Marcius wurde dahin mit expedirten Cohorten und Lälius mit ſiebrn dreiruderigen und einem fünfruderigrn Schiffe geſchickt, daß ſie zu Lande und zu Meere gemeinſchaftlich handelten. Scipio ſelbſt war ſchwer erkrankt. Hanno, Mago's Präfect, aus Gades mit einer kleinen Schar Afrikaner an den Fluß Bätis geſchickt, ſuchte Hispanien durch Sold an ſich zu ziehen, bewaffnete 4000 Jünglinge, erlitt aber von L. Marcius eine Niederlage. Während dieſes an drm Bätis geſchah, kam Lälius mit der Flotte durch die Meerenge (von Gibraltar) nach Carteja, welche Stadt an drr Küſte drs Oceans lag, wo ſich zuerſt das Meer nach der Enge erweitert. Die Römer hofften, zu Folge des Verſprechens jener Überläufer, Gades ohne Kampf durch Verrath in ihre Gewalt zu bekommen; aber die unreife Verrätherei wurde entdeckt. Mago ließ alle Verſchworenen ergreifen und übrrgab ſie dem Prätor Adherbal, daß er ſie nach Carthago bringen ſolltr. In der Meerenge kam es zwiſchen Adherbal und Lälius zu einem Seetreffen, in welchem Lälius ſiegte und von deſſen näheren Umſtänden ſich das Merkwürdigſte im Artikel Gaditanum Fretum findet. Als Lälius als Siegrr nach Carteja zurückgekehrt war, hörte er, was in Gadrs geſchehen war, daß nämlich die Verrätherei entdeckt und die Verſchworenen nach Carthago grſchickt, und ſo die Hoffnung, in welcher er grkommen war, zu nichte gemacht worden. Er ſchickte daher Boten zu L. Marcius, daß ſie, wenn ſie nicht die Zeit durch Sitzen bei Gades vergrblich hinbringen wollten, zu drm Feldherrn zurückkehren müßten. Da Marcius einwilligte, kehrten beide nach wenig Tagen nach Neu-Carthago zurück. Als ſie hinweggegangen, ſchöpfte Mago, wrlcher von doppelter Beſorgniß zu Lande und zu Meere bedrängt war, nicht nur wieder Athem, ſondern bekam, als er hörte, daß die Ilergrten die Waffen

gegen die Römer wieder ergriffen, auch Hoffnung, Hiſpanien wieder zu erobern, und ſchickte Geſandte nach Carthago, um zum Behufe der Wiedergewinnung der Herrſchaft Hiſpaniens Hilfsvölker zu erhalten; aber Mandonius, König der Ilergeten, und Indibilis, König der Lacetaner, wurden von Scipio geſchlagen. Maſiniſſa's offener Abfall von den Carthaginienſern war dadurch verzögert worden, daß er erſt eine Zuſammenkunft mit Scipio haben und die rechte Hand deſſelben zur Heiligung der Sicherheit erhalten wollte. Als Maſiniſſa ſich zu Gades befand und Marcius hiervon in Kenntniß geſetzt ward, ſtellte er Mago'n vor, daß die auf der Inſel eingeſchloſſenen Pferde verdürben und auch die Reiter Mangel an Allem litten, und trieb Mago'n an, daß er ihn auf das Feſtland überſetzen laſſen möchte, um die nächſten Ländereien Hiſpaniens zu plündern. Maſiniſſa hatte nun eine Unterredung mit Scipio, und gab und erhielt Sicherheit, plünderte, damit er nicht vergebens auf dem Feſtlande geweſen zu ſein ſchien, die nächſten Ländereien, und kehrte nach Gades zurück. Mago, welcher ſich in der Hoffnung auf Wiedereroberung Hiſpaniens, die er aus der Empörung der römiſchen Legionen und dem Aufruhre der Hiſpanier geſchöpft hatte, getäuſcht ſah, bereitete ſich vor, nach Italien überzuſetzen, als er von dem Senate zu Carthago Befehl erhielt, ſich nach Italien zu begeben, die jungen Leute Gallier und Ligurier in Sold zu nehmen und ſich mit Hannibal zu verbinden. Zu dieſem Zwecke wurde Mago'n Geld ſowol von Carthago gebracht, als er auch ſelbſt, ſoviel er konnte, Geld von den Gaditanen eintrieb, nicht blos aus ihrem Ärarium, ſondern beraubte auch die Tempel, und zwang alle Privatleute, ihr Gold und Silber herzugeben. Als er an den Küſten von Hiſpanien vorüberfuhr, machte er einen Verſuch auf Neu-Carthago, wurde aber mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Als er nach Gades zurückkehrte, wurde er von da ausgeſchloſſen, legte an dem jetzt unbekannten Orte Cimbis, der, wie Livius angibt, nicht weit von Gades entfernt war, mit der Flotte an, ſchickte Geſandte nach Gades, und klagte, daß ihm, einem Bundesgenoſſen und Freunde, die Thore verſchloſſen worden ſeien. Die Gaditaner reinigten ſich, daß es durch den Zuſammenlauf der Menge geſchehen ſei, indem dieſe feindſelig geſinnt war, weil die Soldaten, als ſie ſich einſchifften, einige Sachen geraubt hatten. Mago ließ ihre Suffeten, welches bei den Puniern der oberſte Magiſtrat war, durch den Quäſtor zu einer Unterredung herbeirufen, ließ ſie durch Hiebe zerfleiſchen und an das Kreuz ſchlagen; dann ſchiffte er nach der Inſel Pityuſa und von da nach den baleariſchen Inſeln. Als Mago von der Küſte des Oceans hinweggegangen war, ergaben ſich die Gaditaner den Römern[28]). Als Julius Cäſar ſich als Quäſtor hier befand, hatte er, wie Dio Caſſius erzählt, einen Traum, in welchem er ſeine eigene Mutter beſchlief, was ihm Hoffnung auf die Alleinherrſchaft gab. Dieſer Traum ſoll Cäſar'n zu folgender Begünſtigung der Gaditaner veranlaßt haben. Als er ſich im Bürgerkriege gegen Pompejus in Spanien befand und dieſes eroberte, rückte er bis Gades vor, und that, außer daß er überall in großen Summen Geld erhob, Niemandem etwas zu Leide; vielmehr erwies er Vielen für ſich und im Namen des Staates Ehre und ſchenkte den Gaditanern das römiſche Bürgerrecht, welches ſpäter von dem römiſchen Volke beſtätigt ward[29]). In Cäſar's Kriege gegen die Söhne des Pompejus befehligte C. Didius die Flotte Cäſar's zu Gades, und verfolgte von hier aus mit derſelben die Flotte des Cnejus Pompejus, des älteren Sohnes des großen Pompejus, und überfiel ſie bei Carteja. Cäſar kam auch nach Gades und begab ſich von da wieder nach Hiſpalis (Sevilla) zurück[30]). Seine Gelderpreſſungen waren ſo hart, daß er auch die Schätze und Weihgeſchenke im Heraklestempel in Gades nicht verſchonte[31]). Dieſer Tempel war wegen ſeines Reichthums und der großartigen Opfer, welche dort geſchahen, berühmt. Auch viele ausgezeichnete Römer thaten dem Herakles Gelübde, und brachten ihm, wenn ſie große Thaten gethan, Opfer und Weihgeſchenke, wodurch der Tempel, auch wenn er einmal beraubt ward, immer wieder ſich durch Reichthum auszeichnete[32]). Auch war er wegen der Säulen des Herakles berühmt. Strabon[33]), da, wo er von den Säulen des Herakles handelt und die verſchiedenen Meinungen über dieſelben angibt, fährt, nachdem er bemerkt, daß die meiſten Hellenen die Säulen bei der Meerenge annehmen, weiter fort: Die Iberer hingegen und Libyer ſagen, ſie ſeien in Gadeira; denn die Gegend um die Meerenge habe Nichts, was wie Säulen ausſehe. Noch Andere endlich behaupten, die in dem Heraklestempel in Gadeira befindlichen, acht Ellen hohen, ehernen Säulen, auf welchen die Baukoſten des Tempels verzeichnet ſind, dieſe ſeien die Säulen genannt. Zu dieſen ſeien die Seefahrer nach Vollendung ihrer Reiſen gekommen und haben, nachdem ſie jedes Mal dem Herakles geopfert, die Sage verbreitet, hier ſei das Ende der Erde und des Meeres. Dieſe Meinung hält auch Poſidonius für das Glaublichſte, den Orakelſpruch aber und die vielen Abſendungen für phöniziſche Mährchen. Über die gadeira'ſchen Pforten des Pindar ſ. den Art. Gaditanum Fretum. Hier bemerken wir aus Strabon nur Folgendes: Gadeira liegt gar nicht in einer ſolchen Gegend, welche einen Endpunkt bezeichnen könnte, ſondern es liegt faſt in der Mitte einer großen, buchtigen Küſte. Die Säulen aber auf die wirklichen Säulen im dortigen Heraklestempel zu beziehen, iſt, dünkt mich (Strabon), am wenigſten richtig; denn es iſt wahrſcheinlich, daß ihnen (den Säulen des Herakles) Heerführer und nicht Kaufleute dieſe Benennung gegeben und ſie berühmt gemacht haben, ebenſo wie bei den indiſchen Säulen. Zudem iſt auch die Inſchrift, die man anführt, und welche nicht ein heiliges Weihgeſchenk, ſondern ein kurzes Verzeichniß der Baukoſten darſtellt, gegen jene Meinung; denn die Säu-

28) *Livius* Lib. XX. Cap. 20 (ex edit. *Doering.* Vol. IV. p. 159). Lib. XXVIII. Cap. 5. p. 227. Cap. 2. p. 230. 231. Cap. 11. p. 254. Cap. 16. p. 263. Cap. 23. p. 278. Cap. 30. p. 294. Cap. 31. p. 296. Cap. 35. p. 304. Cap. 37. p. 308. 309.

29) *Dio Cassius* Lib. XLI. Cap. 24. 30) Incerti Auctoris Bellum Hispaniense Cap. 26. 40 et 41. 31) *Dio Cassius* Lib. XLIII. Cap. 34. 32) über den *ναὸν Ἡρακλέους πολυτελῆ*, ſ. *Diodor. Sic.* Lib. V. Cap. 19 ex edit. cit. Vol. II. p. 34. 33) Lib. III. Cap. 5. §. 6.

Digitized by Google

len des Herakles müſſen durchaus Denkmäler ſeiner Großthaten, nicht Rechnungsbücher der Phönizier ſein[34]). Von der Inſel Gadeira ſagt ebenfalls Strabon[35]): Dieſe Inſel hat zwar vor andern ſonſt keinen Vorzug, hat aber durch die Kühnheit ihrer Bewohner in Seereiſen und durch die Freundſchaft derſelben mit den Römern in allerlei Glück einen ſo hohen Gipfel erreicht, daß ſie, obſchon ſie am Ende der Erde liegt, dennoch die berühmteſte von allen Inſeln geworden iſt. Im Betreff der Stadt Gadeira ſagt ebenfalls Strabon[36]): Am meiſten hat ſich Korduba (Cordova), Marcellus' Pflanzung, durch Macht und Ruhm gehoben, und die Stadt der Gaditaner; dieſe wegen ihrer Schiffahrt, und weil ſie durch Bündniſſe den Römern treu anhing; jene wegen Größe ihres Gebietes und der Vortrefflichkeit ihres Bodens, wobei ſie jedoch auch dem Bätisſtrome (Guadalquivir) viel zu verdanken hat. Nächſt ihr und der Stadt der Gaditaner glänzt Hispalis (Sevilla), gleichfalls eine Römerpflanzung. Da, wo Strabon[37]) umſtändlich von Gadeira handelt, ſagt er: Dieſe Stadt iſt nahe an der Mündung des Bätis erbaut, und von ihr gibt es mancherlei zu ſagen. Zuvörderſt ſind es die Bürger von Gadeira, welche die meiſten und größten Handelsſchiffe ausſenden, ſowol in unſer (das mittelländiſche) Meer, als in den äußeren Ocean. Denn da ſie keine große Inſel bewohnen, auch wenig Land auf der Küſte beſitzen, auch an andern Inſeln nicht reich ſind, ſo wohnen ſie meiſtens auf der See; einige wenige bleiben wol auch zu Hauſe, oder leben in Rom. An Einwohnerzahl wird ſie wol von keiner andern Stadt übertroffen, als von Rom; denn ich (Strabon) habe gehört, daß bei einer zu unſerer Zeit vorgenommenen Schatzung 500 gaditaniſche Ritter eingezeichnet wurden, ſoviel nirgends, ſelbſt in keiner Stadt Italiens, mit Ausnahme der Pataviums, Ritter ſich finden. Und dieſe ſtarke Menſchenmenge beſitzt eine Inſel nicht viel größer als 100 Stadien lang und hier und da nur Ein Stadium breit. Anfangs bewohnten ſie nur eine ſehr kleine Stadt; aber Balbus[38]), jener mit einem Triumphe beehrte Gaditaner, baute ihnen eine andere Stadt dazu, welche ſie Neuſtadt nennen; ſowie die aus beiden erwachſene Didyme (Doppelſtadt), welche nicht mehr als 20 Stadien im Umfange hat. Dennoch wohnt man in ihr nicht enge, da ſich nur Wenige zu Hauſe in der Stadt aufhalten, indem faſt alle das Meer befahren, manche aber auch die gegenüberliegende Küſte, und beſonders die vor Gadeira liegende Inſel wegen ihrer Fruchtbarkeit bewohnen; und ſo haben ſie aus Vorliebe für dieſen Platz gleichſam noch eine Stadt gegründet, welche Didyme (der Doppelſtadt) gegenüber liegt. Doch bewohnen vergleichungsweiſe auch nur Wenige dieſe (die Stadt auf der kleineren Inſel), wie auch den Schiffwerft, den ihnen Balbus auf der entgegenliegenden Landküſte gebaut hat. So Strabon. Dio Caſſius[39]) ſagt: Unter den damals (714 nach Roms Erbauung, 40 v. Chr.) neu erwählten Conſuln[40]) befand ſich auch Lucius Cornelius Balbus, aus Gades gebürtig, ein Mann, der an Reichthum und Edelmuth jeden ſeines Zeitalters hinter ſich ließ, und jedem im Römervolke 25 Drachmen in ſeinem letzten Willen vermachte. Da Reichthum Üppigkeit zur Folge zu haben pflegt, ſo entging auch Gades dieſem Übelſtande nicht. So ſingt Juvenalis[41]):

> Forsitan exspectes, ut *Gaditana* canoro
> Incipiat prurire choro; plausuque probatae
> Ad terram tremulo descendant clune puellae.

Martialis, Apophoreta sive Epigrammatum Lib. XIV, 201. Puella Gaditana:

> Tam tremulum crissat, tam blandum prurit, ut ipsum
> Masturbatorem fecerit Hippolytum.

Epigrammatum Lib. VI. Ep. 71 de Thelethusa:

> Edere lascivos ad Baetica crusmata gestus,
> Et *Gaditanis* ludere docta modis etc.

Epigr. Lib. III. Ep. 63 in Cottam:

> Cantica qui Nili, qui Gaditana susurrat,
> Qui movet in varios brachia vulsa modos,

Epigr. Lib. I. Ep. 42 in Caecilium:

> Quod de *Gadibus improbis* magister,

wo alſo Gades das Epitheton improbae hat. In Beziehung auf die Eintheilung Bätica's iſt zu bemerken aus *Plinius* Lib. III. Cap. 3: Juridici conventus ei (Baeticae) quatuor, *Gaditanus*, Cordubensis, Astigitanus, Hispalensis, und *Gaditani* conventus: civium Romanorum Regina: Latinorum, Regia Carissa, cognomine Aurelia: Urgia cognominata Castrum Julium: item Caesaris Salutariensis.

(*Ferdinand Wachter.*)

GADILONITIS, GADELONITIS (*ἡ Γαδηλωνῖτις, Γαδιλὼν*, alte Geographie), eine Landſchaft in Pontus; ſo hieß nämlich das, was von den Mündungen des Fluſſes Halys bis Saramene lag, eine trefflich fruchtbare Ebene, auf welcher Schafe von einer feinen und feſten Wolle weideten, an welchen ſonſt in ganz Kappadocien und Pontus, ebenſo wie an Ziegen, die man aber in Gadilonitis fand, großer Mangel war. Einen Theil der Landſchaft Gadilonitis beſaßen die Amiſener und den andern Theil derſelben legte Pompejus dem Dejotarus (ebenſo wie das Gebiet von Pharnakia und Trapezus bis an die Grenzen von Kolchis und Kleinarmenien) zu ſeiner väterlichen Tetrarchie unter dem Titel eines Königreichs zu. Nach dem Tode des Dejotarus ereigneten ſich verſchiedene Abänderungen mit dem Beſitze der Landſchaft Gadilonitis. Nach derſelben folgte Saramene und die von Sinope 900 Stadien entfernte merkwürdige Stadt Amiſus*).

(*Ferdinand Wachter.*)

GADITANUM FRETUM (alte Geographie und Geſchichte), jetzt die Straße von Gibraltar genannt, hieß

34) *Strabo* Lib. III. Cap. 5. §. 8. 35) Lib. III. Cap. I. §. 5. 36) Lib. III. Cap. 2. §. 1, wo er auch bemerkt, daß gegen Süden diejenigen Baſtetaner ſeien, welche zwiſchen Kalpe und Gadeira ein ſchmales Küſtenland bewohnen u. ſ. w. 37) Lib. III. Cap. V. §. 3. 38) Cornelius Balbus Gaditanus.

39) Lib. XLVIII. Cap. 35. 40) Dieſer durch Reichthum berühmte Gaditaner war der erſte Ausländer, welcher Conſul ward. 41) Satyra XI. v. 162.

*) *Strabo* Lib. XII. §. 119. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 6. Th. II. H. S. 437.

auch ***Herculeum Fretum***, herkuliſche Meerenge; weil Herkules hier die Säulen geſetzt haben ſoll. Juvenalis (Satyra XIV. v. 278) ſingt: sed longe Calpe relicta audiet Herculo stridentem gurgite solem. Man ſagte nämlich, daß der Ocean, wenn die Sonne in ihm untergehe, ziſche. Nachdem Strabon die Sage von der Erbauung des Heraklestempels und der Stadt Gadeira auf der Inſel dieſes Namens, welche wir im Art. Gades angegeben haben, angeführt hat, fährt er fort [1]): Daher kommt es, daß einige die Spitzen (oder Vorgebirge) der Meerenge für die Säulen [2]) halten, andere Gadeira; andere ſetzen ſie ſogar noch weiter hinaus, jenſeit Gadeira. Einige nehmen als die Säulen die Kalpe (das heutige Gibraltar) und die Abylyx, den entgegengeſetzten Berg Libyens, welche Eratoſthenes in das Land der Metagonier, einer nomadiſchen Völkerſchaft, ſetzt, an; andere die nahe unter beiden Bergen liegenden Inſelchen, deren eins Herainſel (Inſel der Juno) heißt. Artemidoros kennt zwar auch die Herainſel und ihren Tempel, verſteht aber eine andere darunter, und erwähnt weder des Berges Abylyx noch der Landſchaft Metagonium. Sogar die Planktae und Symplegades verſetzen einige hierher, und halten dieſe für die Säulen, welche Pindaros die gadeiriſchen Pforten (Thore von Gades) nennt, zu welchen Herakles zu allerletzt gekommen ſei. Auch Dikäarchos, Eratoſthenes und Polybios, und die meiſten Griechen nehmen die Säulen bei der Meerenge an. Strabon führt nun weiter die Meinung der Iberier und Libyer, welche die Säulen Gadeira zueignen, und endlich die Meinung derjenigen an, welche unter den Säulen des Herakles die Säulen in deſſen Tempel auf der Inſel Gadeira, auf welchen die Koſten des Tempelbaues verzeichnet waren, verſtehen, worüber wir das Nähere im Art. Gades angegeben haben. Strabon [3]) führt nun aus, daß zwar die Deutung von eigentlichen Säulen, nämlich Grenzſäulen, mehre Beiſpiele für ſich habe, daß aber dennoch die uneigentliche Deutung von Vorgebirgen oder Inſeln in der Meerenge wahrſcheinlicher ſei. Nachdem Strabon mehre Beiſpiele von Grenzſäulen angeführt hat, fährt er auf folgende Weiſe fort: Übrigens iſt natürlich, daß auch die Gegenden ſelbſt die Benennung jener Grenzdenkmäler annehmen, zumal wenn die Zeit dieſelben vernichtet. So die Altäre der Philäner. Sie ſtehen jetzt nicht mehr; aber der Ort hat den Namen behalten; ebenſo ſah man in Indien keine ſtehenden Säulen, weder des Herakles, noch des Dionyſos; und dennoch glaubten die Macedonier, als ihnen gewiſſe Plätze genannt und gezeigt wurden, daß diejenigen (Plätze), an welchen ſie noch eine Spur von dem, was von Dionyſos (Bacchus) oder von dem, was von Herakles erzählt wurde, für die Säulen. Alſo iſt es auch wol im Betreff Gadeira's glaublich, daß die erſten Ankömmlinge von Menſchenhand erbaute Grenzdenkmäler, entweder Altäre oder Thüren oder Säulen, und zwar an den äußerſten und ausgezeichnetſten Stellen, zu welchen ſie gekommen waren, errichteten, um den äußerſten Punkt ihrer Reiſe bemerkbarer zu machen. Die ausgezeichnetſten Stellen aber zur Bezeichnung des Anfangs und Endes gewiſſer Gegenden ſind Meerengen, hervorragende Bergſpitzen und kleine Inſeln. Gingen aber jene durch Menſchenhand errichtete Denkmäler zu Grunde, ſo wurde der Name auf die Örter übergetragen, ſei es nun, daß man damit kleine Inſeln oder Landſpitzen, welche die Meerenge bilden, darunter verſtehen will. Das aber iſt jetzt ſchwer zu beſtimmen, welchen von beiden man die Benennung beilegen ſoll, weil beide den Säulen ähnlich ſind. Ich (Strabon) ſage ähnlich, in ſofern ſie in ſolchen Gegenden ſtehen, welche ganz deutlich die äußerſten Grenzen bezeichnen. Deshalb wird auch die Meerenge, ſowol dieſe als mehre andere eine Mündung genannt, denn die Mündung iſt zwar bei der Einfahrt der Anfang, aber bei der Ausfahrt das Ende. Alſo jene vor der Mündung liegenden Inſelchen, in ihrer wohlgerundeten und bezeichnenden Lage, darf man wol füglich mit Säulen vergleichen; aber nicht minder auch die in die Meerenge hineinragenden Felſen; welche eine ähnliche Spitze, wie Denkſteine oder Säulen, darſtellen. Und ſo würde Pindarus ſie mit Recht die gadeiriſchen Piorten (Thore von Gades) nennen, wenn man die Säulen in der Mündung ſich denkt, denn die Mündungen ſind den Pforten ähnlich. So Strabon, welcher nun, wie wir im Art. Gades angegeben haben, weiter von der Lage Gadeira's handelt. Daß Pindaros die Meerenge von Gibraltar gadeiriſche Pforten oder Thore von Gades nennt, läßt ſich dadurch erklären, daß die früheren Griechen ſich das berühmte Gadeira näher an der Meerenge dachten, als es wirklich war. Wenn aber auch Spätere, z. B. Plinius und Solinus, dieſe Meerenge Gaditanum Fretum nennen, und doch die Lage von Gades richtiger nennen, ſo hat Gaditanum Fretum die Bedeutung nicht von: die Meerenge bei Gades, ſondern von: die Meerenge, welche nach Gades führt. Pomponius Mela ſagt Lib. II. Cap. 7: ***Gades*** insula, quae egressis ***Fretum*** obvia est etc., und Lib. III. Cap. 6: ***Gades*** fretum attingit. wo auch die Inſel Gades gemeint iſt, welche ihren Namen, wie wir im Art. Gades ausgeführt haben, von der Stadt Gades, und dieſe nicht von der Inſel hat. In den früheſten Zeiten, als Gades entweder noch nicht erbaut, oder noch nicht ſo berühmt war, wurde Tartessos, Fluß und Stadt, zur Bezeichnung der Gegend gebraucht, welche man nachmals durch Gades bezeichnete. Bei den Dichtern behielt Tarteſſos länger ſeine Berühmtheit. Daher der Ausdruck Tartesi littore Gades, wie Columella [4]) bei Gelegenheit, als er von den drei Arten Lactuca handelt, ſingt:

> Et mea [5]), quam generant Tartesi littore Gades,
> Candida vibrato discrimine, candida thyrso.

1) *Strabo* Lib. III. Cap. V. §. 6. 2) *Στῆλαι* (Säulen, Grenzſäulen), wurden vorzugsweiſe und ſchlechthin die Säulen des Herakles genannt. 3) a. a. O. §. 7 und 8.

4) Carmen de cultu hortorum v. 185. 5) Columella war nämlich aus Gades gebürtig. Dies war, wegen ſeines Verkehrs mit dem nahegelegenen Afrika, für Thier- und Pflanzenkunde ſehr wichtig. Als Beiſpiel führen wir aus *Columella*, De Re rustica Lib. VII. Cap. 2 an: Nam cum in *municipium Gaditanum* ex vicino Africae miri coloris silvestres ac feri arietes, sicut aliae

Digitized by Google

Herodot bezeichnet durch die Säulen des Herakles das Gaditanum Fretum (die Straße von Gibraltar). So erzählt er Buch V, 152 von Samiern, welche auf Platea, einer Inſel in Lybien, gelandet waren, Folgendes: Sie verließen die Inſel mit der Abſicht, jetzt nach Ägypten zu ſegeln, wurden aber durch den Oſtwind von ihrem Wege fortgeriſſen, und gelangten, da der nämliche Wind ohne Unterlaß anhielt, zuletzt, wie auf göttliche Fügung, durch die Herakliſchen Säulen nach Tarteſſos. Dieſer Hafen (oder Handelsſtadt) war zu jener Zeit noch von Niemandem beſucht worden, und dies war die Urſache, daß die Samier von allen Hellenen, welche wir kennen, den meiſten Gewinn aus ihren Waaren gezogen hatten. Buch IV, 8 ſagt Herodot: Geryon wohnte außerhalb des Pontus, auf der Inſel Erytheia, welche jenſeit der Säulen des Herakles nicht weit von den Gadeirern im Ocean liegt. Buch I. 204: Das kaspiſche Meer beſteht für ſich allein, ohne ſich mit dem andern Meere zu vermiſchen; denn dasjenige, welches die Hellenen ganz beſchiffen, und das Meer außerhalb der Säulen, welches man das atlantiſche nennt, ſowie auch das erythreiſche (rothe) ſind zuſammengenommen im Grunde nur ein Meer. Strabon bemerkt Buch III. Cap. 1. §. 5 bei Beſchreibung der weſtlichen Küſte von Bätika, von Kalpe bis Gades: Zwiſchen dieſe Seeküſte nämlich, wo der Anas (Guadi-Ana) und der Bätis ſich ergießen (münden), und die äußerſten Spitzen Mauruſia's (Mauritaniens) bricht das atlantiſche Meer durch, und bildet die Straße (Meerenge) zwiſchen den Säulen, wodurch das innere Meer mit dem äußeren zuſammenhängt. Hier iſt im Gebiete derjenigen Iberier, welche Baſtetaner oder auch Baſtuler heißen, der Berg Kalpe von geringem Umfange, aber von beträchtlicher Höhe, und ſo ſenkrecht abfallend, daß er von fern als Inſel erſcheint. Schifft man aus unſerm (dem mittelländiſchen) Meere in den Ocean ein, ſo ſteht er zur Rechten. Neben ihm innerhalb 40 Stadien, liegt Kalpe, eine beträchtliche und alte Stadt, vor Zeiten ein Seehafen der Iberier. Einige, unter andern Timoſthenes, nennen ſie ſogar eine Pflanzſtadt des Herakles; ſie habe auch in ihrer alten Zeit Heraklea geheißen, und noch zeige man ihre großen Ringmauern und Schifflager. Dann folgt Melleria, welche Salzfiſche liefert; demnächſt Belon, Stadt und Fluß. Von hier gehen die meiſten Überfahrten nach Tingis in Mauruſia [6]), wie auch Handelswaaren und geſalzene Fiſche. Bei Beſchreibung der Südküſte Iberiens von den Säulen bis zu den Pyrenäen III. Buch. 4. Abſchn. §. 1—9 ſagt Strabon §. 2: Beginnen wir die Beſchreibung des Einzelnen bei Kalpe, ſo ſtreicht ein felſiger Bergrücken durch Baſtetanien und Oretanien hin, welcher dichte Wälder voll hoher Bäume hat, und die Küſte von dem Mittellande ſcheidet. Auch dieſes Gebirge hat an vielen Orten Gruben auf Gold und andere Metalle. Die erſte Stadt an dieſer Küſte iſt Malaka, von Kalpe ebenſo weit entfernt als Gadeira. §. 1 bemerkt Strabon: Übrig iſt noch von Iberien die uns zugekehrte Küſte, von den Säulen bis zur Pyrene (der Pyrene), und das ganze jenſeits liegende Mittelland, von ungleicher Breite, in der Länge aber etwas mehr als 4000 Stadien betragend; hingegen die Küſtenlänge wird noch um 2000 Stadien größer geſchätzt. Man gibt nämlich, von der Kalpe, jenem Vorgebirge bei den Säulen bis nach Neucarthago mehr als 4000 Stadien an. Cap. III. §. 2 ſagt er von den Oretaniern, daß ſie zum Theil ſogar bis an die Küſte innerhalb der Säulen reichen. Auch an anderen Stellen bezeichnet Strabon die Meerenge von Gibraltar durch die Säulen. So z. B. Cap. IV. §. 8: Überhaupt die ganze Küſte von den Säulen bis hierher (zu der Küſte von Tarrako) leidet Mangel an Häfen. Cap. 1. §. 4 ſagt er, daß Bätica oder mit anderem Namen Turdetania ſich gegen Süden von den Mündungen des Anas, längs der Küſte des Oceans bis an die Säulen hinab erſtrecke. Cap. II. §. 4, wo er von Turditaniens Überfluß an mancherlei Gütern, und deren Ausfuhr, welche durch die Flüſſe und Seeergießungen befördert wird, handelt, und dieſe Seeergießungen beſchreibt, ſagt er: So beſchaffen ſind die Seeergießungen zwiſchen dem heiligen Vorgebirge und den Säulen, deren Anſchwellung heftiger iſt als in jeder anderen Gegend. §. 5: Der ganze Handel geht nach Italien und Rom, und die Fahrt dahin iſt gut bis zu den Säulen, ausgenommen einige ſchwierige Stellen in der Meerenge, und auch die (Fahrt) in der offenen See in unſerem (dem mittelländiſchen) Meere. Buch II. Cap. 4 führt Strabon an: Dikäarchos nimmt vom Peloponnes bis zu den Säulen 10,000 Stadien an, und mehr noch bis in den inneren Winkel des adriatiſchen Meeres; für den Theil des ganzen Weges bis zur ſiciliſchen Meerenge zieht er 3000 ab, ſodaß für den Reſt von der Meerenge bis zu den Säulen noch 7000 übrig bleiben. Die 3000 will Polybius dahingeſtellt ſein laſſen, ob ſie richtig ſind oder nicht; aber nicht die 7000; mag man ſie nun nach den Küſten meſſen, oder durch eine durch das Meer gezogene gerade Linie. Denn die Seeküſte bilde einen ſtumpfen Winkel, der auf der Meerenge und den Säulen aufſteht, und deſſen Scheitel bei Narbo iſt; wodurch ein Dreieck entſteht, welches zue Grundlinie eine durch das Meer gezogene gerade Linie und zu Seiten diejenigen hat, welche den genannten rechten Winkel bilden. Die Länge der Linie von der Meerenge bis Narbo beträgt 1120 und darüber, die andere etwas weniger als 8000. Weiter unten bemerkt er, daß die Länge von Pachynum (dem Vorgebirge in Sicilien) mehr als 1000, von den Säulen aber bis an das heilige Vorgebirge, der äußerſten Spitze Iberiens, ungefähr 3000 Stadien betrage. Da wo Strabon ebendaſelbſt (II. ibid. Cap. 4) von den Urtheilen der Geographen über die verſchiedenen Landſpitzen, in welche Europa ausläuft, handelt, ſagt er:

---

bestiae deportarentur, M. Columella patruus meus, acris vir ingenii atque illustris agricola, quosdam mercatus in agros transtulit, et mansuefactos tectis ovibus admisit. Columella gibt nun weiter die merkwürdigen Folgen dieſer Kreuzung der verſchiedenen Schafracen an.

6) Mauretanien hatte eine weite Ausdehnung. In Beziehung ſeiner Lage zu der gegenüberliegenden Küſte Europa's bemerken wir hier aus Strabon (Buch III. Cap. 2. §. 13): Sie (die ſpäteren Dichter) erwähnen auch gewiſſer Inſeln der Seligen, welche uns bekanntlich noch jetzt gezeigt werden, nicht weit entfernt von Maruſiens Vorgebirgen, die Gadeira gegenüber liegen.

Die zwei erſten Landſpitzen kann man gelten laſſen, denn ſie ſind von einfachen Buſen gebildet; die eine von dem Meere zwiſchen Kalpe und dem heiligen Vorgebirge, worauf Gadeira[7]), und von dem (Meere) zwiſchen Kalpe und von dem zwiſchen den Säulen und Sicilien. Die zweite durch daſſelbe und das adriatiſche Meer. Die Säulen des Herakles bei der Meerenge von Gibraltar annehmend, braucht Strabon auch an andern Stellen[8]) zu Beſtimmungen der geographiſchen Lage. Daß der Ocean das **Gaditanum Fretum** durch einen Einbruch in das mittelländiſche Meer, oder dieſes durch einen Ausbruch in den Ocean gebildet habe, war eine allgemeine oder wenigſtens weitverbreitete Meinung. Deshalb ſingt Lucanus: **Unde Europa fugit Libyen, et littora flexa Oceano fecere locum.** Auch hat man verſucht, die Zeit zu beſtimmen, wann der Durchbruch geſchehen. Nämlich mittels der Homeriſchen Geſänge. Strabon ſagt Buch I. Cap. 3, wo er von den Meinungen der Geographen über die Irrfahrten des Odyſſeus handelt: Einige behaupten, er ſei nach Äthiopien geſchifft, indem er durch die Meerenge von Gadeira bis nach Indien ſteuerte; womit ſie denn die Zeit ſeiner Wanderung in Übereinſtimmung bringen, von der er im achten Jahre zurückkam. Andere laſſen ihn über die Landenge des arabiſchen Buſens, andere durch irgend einen der Kanäle ſchiffen. Nachdem Strabon ausgeführt, daß vor den troiſchen Zeiten gar kein Kanal daſelbſt vorhanden war, fährt er fort: Aber auch durch die Landenge[9]) konnte man nicht ſchiffen, wie Eratoſthenes mit Unrecht vermuthet. Denn er meint, damals ſei der Durchbruch bei den Säulen noch nicht geweſen, ſodaß hier das äußere Meer mit dem innern verbunden geweſen ſei, und die tiefer liegende Landenge bedeckt habe. Nach dem Durchbruch habe das Meer einen niedrigen Stand angenommen, und das feſte Land von dem Berg Caſius und von Peluſium an bis an das rothe Meer ſei hervorgetreten. Strabon entgegnet: Aber wo iſt ein geſchichtliches Zeugniß, daß der Durchbruch jünger ſei, als die troiſchen Zeiten? Auf dieſe Weiſe ſchickte vielleicht der Dichter einmal den Odyſſeus durch die Meerenge in den Ocean, als hätte der Durchbruch bereits ſtattgefunden, und dann den Menelaus von Ägypten aus ebenfalls zu Schiffe in das rothe Meer, als wäre die Meerenge noch nicht vorhanden geweſen. Da wo Strabon von den Meinungen des Strato handelt, nach welchem die Veränderungen dadurch entſtanden, daß ſich durch den Schlamm der Flüſſe der Meeresboden nach und nach erhöht, und das Meer ſo nach und nach ſich Durchbrüche verſchafft habe, fährt Erſterer, nachdem er die Meinung des Letzteren über den Durchbruch des Pontus Euxinus oder des ſchwarzen Meeres in die Propontis und den Helleſpont ausgeführt hat, fort, die Meinung deſſelben über das mittelländiſche Meer anzugeben: Auch hier ſei der Weg bei den Säulen durch das von Flüſſen angeſchwellte Meer mit Gewalt gebrochen worden; und durch dieſe Ausleerungen ſeien die früher unter Waſſer geſtandenen Gegenden zum Vorſchein gekommen. Als Beweis führt er an, daß erſtlich der Boden des äußeren und des inneren Meeres verſchieden ſei; ſodann, daß ſich noch jetzt ein Erdſtreifen unter dem Meere fort nach Libyen ziehe, ſodaß alſo früher das äußere und das innere Meer keineswegs ein Meer ausgemacht hätten. Weiter unten bemerkt Strabon: Dieſelbe Erklärungsart (wie bei der Wirkung der byzantiniſchen Strömung) wendet er (Strato) auch auf das geſammte mittelländiſche Meer an, im Verhältniß zum äußeren, indem auch jenes ſeinen Boden höher mache, als der Boden des atlantiſchen Meeres iſt. Auch das mittelländiſche Meer wird durch viele Flüſſe gefüllt, hat alſo dieſelbe Urſache Schlamm anzuſetzen; es muß folglich die Ausſtrömung bei den Säulen und bei Kalpe ganz auf ähnliche Art erfolgt ſein wie bei Byzanz. Strabon, welcher den Strato vornehmlich dadurch zu widerlegen ſucht, daß er behauptet, der Schlamm der Flüſſe bleibe vor ihrer Mündung ſitzen, fährt, nachdem er von dem Pontus Euxinus und der Propontis gehandelt hat, weiter fort: Dies läßt ſich auch auf das ganze innere und äußere Meer anwenden, ſodaß man nicht in dem Boden und deſſen Neigung die Urſache zu ſuchen braucht, ſondern in den Flüſſen. Denn es iſt nicht unglaublich, daß, wenn auch das ganze mittelländiſche Meer vorher ein bloßer See geweſen ſein ſollte, derſelbe ſich durch die Flüſſe gefüllt, und durch die Meerenge bei den Säulen gleichwie ein Waſſerfall hineingeſtürzt habe. So nahm das äußere Meer zu, gewann durch die Länge der Zeit immer mehr an Umfang, und bildete eine Oberfläche mit dem See, welcher ſich nun durch den Zufluß zu einem Meere erweiterte. So Strabon, welcher die Meerenge von Gibraltar theils durch die Meerenge bei den Säulen, theils blos durch die Säulen bezeichnet. Letzteres geſchieht auch in *ΑΝΝΩΝΟΣ ΚΑΡΧΗΔΟΝΙΩΝ ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΕΡΙΠΛΟΥΣ τῶν ὑπὲρ τὰς Ἡρακλέους στήλας Λιβυκῶν τῆς γῆς μερῶν*. Anno's, des Heerführers der Carthaginienſer, Umſchiffung der libyſchen jenſeit der Säulen des Herakles gelegenen Theile der Erde. Das Schriftchen beginnt: Es gefiel den Carthaginienſern, daß Anno ſchiffen ſollte über die Herakleiſchen Säulen hinaus (*ἔξω στηλῶν Ἡρακλείων*), und Städte der Libyphöniker zu bauen. Und er ſchiffte, indem er 60 fünfruderige Schiffe und eine Menge Männer und Weiber drei Myriaden (30,000) an Zahl, und Getreide und den andern Vorrath führte. Als wir die Anker gelichtet und die Säulen zurückgelegt hatten (*τὰς στήλας παρηλείψαμεν*) und außerhalb zwei Tage fortgeſchifft waren, bauten wir die erſte Stadt, die wir Thymaterion nannten. Unter ihr war eine große Ebene. Nachdem Pomponius Mela (Lib. I. Cap. 5) bei Be-

7) *Solinus*, Polyh. Cap. 2: In quo ambitu adversa Locrensium fronte ortus a *Gadibus* finitur Europae sinus primus: nam secundus a Lacinio auspicatus, in Acroceraunio metas habet. 8) z. B. Buch II. Cap. 4: Außerhalb der Säulen liegen bei Europa, wie ſchon geſagt, die Inſeln: Gadeira (Gades), die Kaſſiteriden und die britanniſchen. Ferner, wo er von Afrika ebendaſelbſt (Buch II. Cap. 4) handelt: Der ganze Strich von Carthago bis an die Säulen iſt geſegnet; doch ernährt er wilde Thiere, wie das ganze Binnenland. Buch II. Cap. 5. §. 2. 3: Dieſe Inſeln (nämlich die baleariſchen) alſo liegen dießſeit der ſogenannten Herakleiſchen Säulen. Auch neben denſelben liegen zwei Inſelchen, deren eine Herainſel heißt. Manche nennen auch dieſe die Säulen. Jenſeit der Säulen folgt Gadeira. 9) Die Landenge von Suez.

Digitized by Google

ſchreibung Mauretania's von dem Vorgebirge Ampeluſia, und der in demſelben befindlichen dem Herkules heiligen Höhle (specus Herculi sacer) und von der Stadt Tinge (Tanger) gehandelt hat, fährt er fort: Hierauf iſt ein ſehr hoher Berg, demjenigen, welchen auf der entgegengeſetzten Seite Hiſpania erhebt, entgegengeſtellt; dieſen (den in Afrika) nennt man Abyla, jenen Calpe, die Säulen des Herkules beide [10]). Die Sage fügt die Namensfabel hinzu, Herkules ſelbſt habe die einſt durch einen ununterbrochenen Gipfel verbundenen Höhen getrennt, und ſo ſei der durch die Maſſe der Berge vorher ausgeſchloſſene Ocean zu dem, was er jetzt überſchwemmt, zugelaſſen worden. Lib. II. Cap. VI. fährt Mela bei Beſchreibung der Küſte von Bätica, nachdem er ſeinen Geburtsort Tingentera aufgeführt hat, fort: Tum Mellaria, et Belo, et Besippo usque ad Junonis promontorium oram *Freti* occupat. Illud jam in occidentem et Oceanum obliquo jugo excurrens, atque ei quod in Africa Ampelusiam diximus, adversum, qua Nostra maria sunt, finit Europen. Plinius ſagt Lib. II. Cap. 67: A Gadibus, columnisque Herculis, Hispaniae et Galliarum circuitu, totus hodie navigatur occidens. Lib. III. Cap. 3 bei Beſchreibung Bätica's wird von Plinius aufgeführt das Vorgebirge der Juno, der Hafen Bäſippo, die Städte Belon, Mellaria, die Meerenge aus dem atlantiſchen Meere, Karteja, Tarteſſos von den Griechen geheißen, der Berg Kalpe. Plinius braucht hier die Bezeichnung Fretum ex Atlantico mari. An andern Stellen führt er es als Gaditanum Fretum und Fretum Gaditanum auf. So Lib. VI. Cap. 38, wo er die Länder durch Maße vergleicht: Polybius a *Gaditano freto* longitudinem directo cursu ad os Maeotis, tricies et quater centena XXXVII mill. D passuum prodidit, und kurz darauf: Agrippa hoc idem intervallum a *freto Gaditano* ad sinum Issicum per longitudinem directam tricies et quater centena XL passuum mill. taxat etc. *Plinius* Lib. V. Cap. 1 und *Solinus* Cap. 24. §. 11 ſagen: Lixum (abest) a *Gaditano* freto centum duodecim millibus (puta pass.) Man könnte vielleicht annehmen, ſie verſtänden unter Gaditanum Fretum die kleine Meerenge, welche die Inſel Gades von dem Feſtlande trennt, und von welcher wir unter Gaditanus Sinus handeln. Aber Lib. III ſagt Plinius im Eingange: Der geſammte Länderkreis wird in drei Theile Europa, Aſia, Afrika getheilt. Origo ab occasu Solis et Gaditano freto, qua irrumpens Oceanus in maria interiora diffunditur. Dem von hier (nämlich vom atlantiſchen Ocean) hineingehenden iſt zur Rechten Afrika, zur Linken Europa; zwiſchen dieſen iſt Aſien. Die Grenzen (ſind) die Ströme Tanais (der Don) und Nilus. Weiter ſagt er: Der von uns genannte Paß (oder Eingang) des Oceans (fauces Oceani) iſt 15,000 Schritt in die Länge, 5000 Schritt in die Breite von dem Flecken Mellaria in Hiſpania bis zu dem weißen Vorgebirge (promontorium Album) in Afrika offen, wie Turranius Gracilis juxta genitus angibt. T. Livius und Cornelius Nepos haben die Länge, wo ſie am kleinſten 7000, wo ſie aber am größten 10,000 Schritt angegeben. Durch eine ſo kleine Mündung eröffnet ſich eine ſo unermeßliche Weite von Meeresflächen. Noch mindert die große Tiefe das Wunder, denn häufige Reihen von Felſenſpitzen der ſchäumenden Untiefe ſetzen die Schiffskiele in Schrecken, oder mit den Worten des Schriftſtellers ſelbſt: Nec profunda altitudo miraculum minuit: frequentes quippe taeniae candicantis vadi carinas territant. Aus dieſem Grunde haben viele dieſe Stelle Thürſchwelle (Thüre) des inneren Meeres (Limen interni maris) genannt. An dem nächſten Theile des Einganges bilden von beiden Seiten aufgelegte Berge die Schranken des Engpaſſes (proximis autem faucibus utrinque impositi montes coercent claustra): Abila in Afrika, Kalpe in Europa, die Ziele der Arbeiten des Herkules (laborum Hercules metae). Aus dieſem Grunde nennen die Eingeborenen ſie die Säulen dieſes Gottes, und glauben, daß ſie durchgraben ſind, und die vorher ausgeſchloſſenen Meere zugelaſſen, und die Geſtalt der Natur der Dinge verändert haben. Cap. 1 beginnt er mit der Beſchreibung Europa's, wobei er ſagt: in duas partes, ab amne Tanai ad Gaditanum fretum, universo orbe diviso, und ſagt, daß der Ocean in dem genannten Raume das atlantiſche Meer hereingieße [11]) und kommt auf den erſten Buſen Europa's, nämlich auf den von Kalpe bis nach Locri und das Brutium promontorium. Lib. III. Cap. 10, wo er die dritte Gegend Italiens beſchreibt, ſagt er, nachdem dieſes geſchehen iſt: Et includitur Europae sinus primus, in eoque maria nuncupantur: unde irrumpit Atlanticum, ab aliis magnum: qua intrat, *Porthmos* (die Meerenge, worüber man fährt), a nobis *Gaditanum fretum*: wenn es (das atlantiſche Meer) hingegangen iſt, wird es das hiſpaniſche, ſoweit es Hiſpanien beſpühlt; von andern das iberiſche oder baleariſche; alsbald das galliſche vor der narbonenſer Provinz, von da das liguſtiſche genannt. *Solinus* Cap. 23. §. 13 ſagt: Sed *Gaditanum fretum* a *Gadibus* dictum, Atlanticus (wol zu leſen Atlanticos) aestus in nostrum mare discidio orbis immittit. Denn der Oceanus, wenn die ſo von der Schnelligkeit [12]) nennen, vom Untergange der Sonne hereinbrechend, ſchabt

10) Vergl. *Pomponius Mela* Cap. VI, wo von ihm Hispaniae ora citerior beſchrieben wird: Aperit deinde angustissimum pelagus et proxima inter se Europae atque Africae litora montes efficiunt, ut initio diximus, Columnae Herculis Abyla et Calpe: uterque quidem, sed Calpe magis, et paene totus in mare prominens. Is mirum in modum concavus, ab ea parte, qua spectat occasum, medium fere latus aperit: atque inde ingressus totus admodum pervius, prope quantum patet, specus. Sinus ultra est. in eoque Carteia (ut quidam putant) aliquando Tartessos, et quam transvecti ex Africa Phoenices habitant.

11) Oceanos hoc quod dictum est spatio Atlanticum mare infundens, et avido meatu terras, quaecunque venientem expavere, demergens: resistentes quoque flexuoso litorum anfractu lambit: Europam vel maxime recessibus crebris excavans; sed in quatuor praecipuos sinus. Quorum primus a Calpe Hispaniae extimo (ut dictum est) monte, Locros et Brutium usque promontorium immenso ambitu flectitur. 12) de celeritate. Solinus folgt alſo der Ableitung des Wortes Ὠκεανός von ὠκύς, ſchnell. Eine andere Form für Ὠκεανός iſt jedoch Ὠγήν, welches mit dem nordiſchen Aegir zuſammenzuſtellen.

Digitized by Google

auf der linken Seite Europa, auf der rechten Afrika, und ergießt, nach Zerreißung der Berge Kalpe und Abinna, welche man die Säulen des Herkules (columnas Herculis) nennt, zwiſchen den Mauern (inter Mauros), et Hiſpanien: ac freto isti, deſſen Länge 15,000, deſſen Breite kaum 7000 Schritt beträgt, quodam ostio aperit limen interni aequoris mixtus mediterraneis sinibus, quos ad usque orientem propellit. Hierauf nennt er die Buſen, nämlich den iberiſchen, baleariſchen, den galliſchen, den liguſtiſchen und tusciſchen. Livius ſagt Lib. XXVIII. Cap. 23: Mago (der carthaginienſiſche Heerführer) war daſelbſt (nämlich zu Gades) von der Flucht (er war nämlich in Spanien von den Römern geſchlagen worden) ſtill geſtanden, und hatte, nachdem er auf dem Ocean Schiffe geſammelt, etwas Hilfsvölker ſowol jenſeit der Meerenge von der afrikaniſchen Küſte (trans fretum ex Africa ora), als auch aus den nächſten Orten Hiſpaniens durch den Präfecten Hanno zuſammengebracht. Dieſes geſchah im J. 546 der Erbauung Roms (206 vor Chr.). Im Betreff des nämlichen Jahres erzählt er Cap. 30 des genannten Jahres folgendes merkwürdige Seetreffen in der Meerenge, deſſen Gegenſtand dieſer Artikel iſt. Lälius fuhr aus der Meerenge (freto) in den Ocean, und ging mit der Flotte an Carteja heran. Dieſe iſt, bemerkt Livius, an der Küſte des Oceans gelegen, wo ſich zuerſt aus dem engen Durchgange das Meer eröffnet (ubi primum e faucibus angustis panditur mare). Gades ohne Kampf durch Verrath zu nehmen, war Hoffnung geweſen, da Überläufer aus Gades, welche in das Lager der Römer gekommen waren, es verſprochen hatten. Die noch unreife Verrätherei wurde entdeckt, und Mago ließ alle ergreifen, und übergab ſie dem Prätor Adherbal, um ſie nach Carthago zu bringen. Adherbal ſetzte die Verſchworenen auf ein fünfruderiges Schiff, ſchickte dieſes, da es langſamer als ein dreiruderiges war, voraus, und folgte ſelbſt mit acht fünfruderigen Schiffen in mäßigem Zwiſchenraume. Schon ging das fünfruderige Schiff in die Meerenge [13]) hinein, als Lälius, welcher auch ſelbſt auf einem fünfruderigen und ſieben folgenden dreiruderigen Schiffen ausgefahren, auf Adherbal'n und die dreiruderigen Schiffe losfuhr, indem er glaubte, daß das fünfruderige Schiff in der reißenden Meerenge [14]) feſtgehalten, ſich nicht wider die ihr entgegengeſetzte Fluth zurückbewegen könne. Der Punier bei dem plötzlichen Vorfalle etwas ungewiß, ſchwankte ängſtlich, ob er dem fünfruderigen Schiffe folgen, oder die Schiffſchnäbel wider die Feinde wenden ſollte. Dieſe Zögerung benahm die Gelegenheit, die Schlacht zu verweigern. Denn ſchon befanden ſie ſich unter Schußweite [15]). Auch hatte die Fluth die Willkür entzogen, die Schiffe zu lenken. Noch war die Schlacht einem Kampfe zu Schiffe ähnlich, da nämlich dabei nichts Freiwilliges, nichts von Kunſt oder Entſchluß war. Nur die Beſchaffenheit der Meerenge und die Fluth allein waren des Kampfes mächtig, und die Wirbel nicht die Ruder beherrſchten die Bewegungen der Schiffe [16]). Da der Zufall regierte, war zwiſchen den dreiruderigen Schiffen ein unentſchiedener Kampf, bis das römiſche fünfruderige Schiff, welches wegen ſeiner größeren Zahl von Ruderbänken die Strudel kräftiger durchſchnitt, zwei puniſche dreiruderige Schiffe in den Grund bohrte, und einem dritten die Ruder einer Seite abſtieß. Mit den fünf übrigen Schiffen ſegelte Adherbal nach Afrika. Lälius kehrte als Sieger nach Carteja zurück. (*Ferd. Wachler.*)

GADITANUS OCEANUS (alte Geographie), hieß der zunächſt bei Gades [1]) befindliche Theil des atlantiſchen Meeres, und hatte ſeinen Anfang an dem Gaditanum Fretum (ſ. d. Art.), oder der Straße von Gibraltar. Der Ocean von Gades wurde er genannt, weil Gades hier der wichtigſte Punkt war, welcher von den Phöniziern und deren Abkömmlingen, den Carthaginienſern, und den Griechen und den Römern beſucht wurde, und von dem aus auch die als Seefahrer berühmten Gaditaner ſelbſt fuhren. Plinius ſagt Lib. II. Cap. 67: Et Hanno, Carthaginis potentia florente, circumvectus a Gadibus ad finem Arabiae, navigtionem eam prodidit scripto, und kurz darauf bemerkt Plinius weiter, Cornelius Nepos erzähle, Eudoxum quendam sua aetate, cum Lathurum regem fugeret, Arabico sinu egressum, *Gades* usque pervectum. Lib. VI. Cap. 34: A Mossylico promontorio Atlanticum mare incipere vult Juba, praeter Mauritanias suas *Gadeis* usque navigandum Coro. Solinus (Cap. 15) ſagt in der entſprechenden Stelle, daß Juba jenes ganze Meer von Indien bis Gades (ab India usque Gades) als beſchiffbar verſtanden wiſſen wolle, jedoch mit dem Wehen des Nordweſtwindes (Cori flatibus). *Plinius* Lib. II. Cap. 67 ſagt: Alio latere *Gadium*, ab eodem occidente, magna pars meridiani sinus ambitu Mauritaniae navigatur hodie. Der gaditaniſche Ocean wurde auch als merkwürdig wegen ſeines Einfluſſes auf die Leere und Fülle der Brunnen auf der Inſel Gades und an der Landküſte betrachtet; worüber wir bereits im Art. Gades die betreffende Stelle aus Strabon angeführt haben. Hier

13) Jam *fretum* intrabat quinqueremis, *Liv.* XXVIII. Cap. 30. 14) quinqueremem satis credens deprehensam rapido in freto, in adversum aestum reciprocari non posse. 15) sub ictu teli.

16) Una natura freti, aestusque totius certaminis potens, suis, alienis navibus nequidquam remigio in contrarium tendentes invehebat, ut fugientem navem videres retro vortice intortam victoribus illatam; et sequentem, si in contrarium tractum incidisset maris, fugientis modo sese avertentem. Jam in ipsa pugna haec, quum infesto rostro peteret hostium navem, obliqua ipsa ictum alterius rostri accipiebat: illa, quum transversa objiceretur hosti, repente intorta in proram circumagebatur.

1) Gades als berühmte Inſel und Stadt wurde zur Bezeichnung gebraucht, auch wenn man von der gegenüberliegenden Landküſte in Afrika ſprach. So ſagt *Livius* Lib. XXIV. Cap. 49: Syphax cum paucis equitibus in Maurusios ex acie (extremi prope oceanum adversus Gades colunt) refugit. Nach acie folgt in dem Texte des Livius Numidas. Sigonius will dafür Numidis, ein anderer Theil der Kritiker Numidarum leſen, nämlich extremi, ein anderer es ſtreichen. Will man es beibehalten, muß man Numidas als Ortsname und nach Numidas überſetzen; extremi bezieht ſich auf die Maurusios. Die Stelle iſt gegeben in Epitome Libri XXIV. *Livians:* in Maurusios cum magna manu transiit contra *Gades*. Die Maurisii werden von den Griechen die Mauritanii, wie ſie gewöhnlich bei den Römern heißen, genannt.

Digitized by Google

bemerken wir aus *Plinius* Lib. II. Cap. 100: In Gades [2]) erleidet die auf die Weiſe eines Brunnens eingrſchloſſene, dem Heiligthume des Herakles zunächſt befindliche Quelle zu einrr Zeit zugleich mit dem Ocean Vermehrung und Verminderung, zu einer andern Zeit aber beides in entgegengeſetzten Zeiträumen. Am Ufer des Bätis iſt eine Stadt (oppidum), drren Brunnen beim Wachſen der Fluth vermindert werden, ſich vermehren, wenn ſie ſinkt, in den Zwiſchenzeiträumen aber unverändrrlich ſind. Endlich wurde der gaditaniſche Ocean wegen ſeines geringen Salzgehaltes von den Naturforſchern aufgeführt; denn *Plinius* Lib. II. Cap. 106 ſagt: Nam dulcis haustus in mari plurimis locis: ut ad Chelidonias insulas, et Aradum, et in *Gaditano Oceano*.

(*Ferdinand Wachter.*)

GADITANUS SINUS (alte Geographie), jetzt Golfo de las Vegas, würde, da er eine ſchmale Meerenge iſt, Gaditanum Fretum genannt werden, wenn dieſen letzteren Namrn nicht ſchon die berühmte Meerengr von Gibraltar hätte. Dieſe wird vorzugsweiſe durch Fretum bezeichnet. So z. B. ſagt *Mela* Lib. III. Cap. 4 von der Inſel Gades: *Gades* fretum attingit; eaque (insula) angusto spatio, et veluti flumine a continenti abscissa etc., wo alſo der Gegenſtand dieſes Artikels nicht durch Fretum, welches hier die berühmte Meerenge iſt, bezeichnet, ſondern als enger Raum mit einem Fluſſe verglichen wird. Doch wird anderwärts auch die ſchmale Meerenge, welche die Inſel Gades (das heutige Leon) von dem Feſtlande trennt, Fretum genannt. So ſagt *Vellejus Paterculus* Lib. I. Cap. 3: circumfusam Oceano, perexiguo a continenti divisam freto, Gadeis etc. Strabon (Buch III. Cap. 1. §. 5) bemerkt, daß die Inſel Gadeira (Gades) durch eine ſchmale Meerenge von Turditania getrennt ſei. Livius (Lib. XXVIII. Cap. 3) erzählt, daß dem von den Römern in Spanien (im J. 545 der Erbauung Roms, 207 v. Chr.) geſchlagrnrn und fliehendrn Feldherrn Mago die Reiterei und das alte Fußvolk gefolgt und in die gaditaniſche Provinz (in Gaditaniam provinciam) zu Hasdrubal gelangt ſei, und daß dieſer die Trümmer des Heeres gänzlich an den Ocean und nach Gadrs geführt habe, und braucht dabei die Worte: — — — penitus ad *oceanum* et *Gades* ducit. Ceterum, quoad continuisset exercitum, propositum bello se forte ratus, antequam *freto Gades trajiceret*, exercitum omnem passim in civitates divisit etc.

(*Ferdinand Wachter.*)

GADOIDES, von Cuvier aufgeſtellte Familie der Knochenfiſche aus der Ordnung der Weichfloſſer, Anacanthini *Müller*. Es gehören zu ihr ſchlanke Fiſche mit wenig comprimirtem, dickem Körper, welcher mit kleinen, dünnen Schuppen bedeckt iſt. Der Kopf rundet ſich vorn ab und hat einen weit klaffenden Rachen und große, hochgelegene Augen. Die Kiefer und Pflugſchar ſind mit kleinen, ſpitzigen Zähnen bewaffnet. Die Rückenfloſſe iſt gewöhnlich getheilt, die Afterfloſſe ſeltener; die Kiemen groß, die Kiemenhaut mit ſirben Strahlen. In anatomiſcher Beziehung iſt ihr ſtarker, ſackförmiger Magen, der ziemlich lange Darm, die zahlreichen Pförtneranhänge, die große, dickwandige Schwimmblaſe erwähnenswerth. Die Mitglieder leben meiſt im Meere der kalten und gemäßigten Zone und werden vielfach nachgeſtrllt. Linné, Bloch u. A. haben ſie in der Gattung Gadus vereinigt, welche Cuvier zur Familie erweiterte, indem er die Arten als Morrhuae, Merlangi, Merluccii und Lotae von einander ſonderte. Wir beſchränken uns hier auf eine Charakteriſtik drr wichtigſten Arten, über welche man außer den ichthyologiſchen Werken von Cuvier, Bloch, Rondelet, Artedi, beſonders noch den 2. Bd. der medeciniſchen Zoologie von Brandt und Ratzeburg zu vergleichen hat.

a) *Morrhuae*. Kabliau. Mit drei Rücken- und zwei Afterfloſſen, einem Bartfaden am Ende des Unterkiefers.

1) Gadus Morrhua *Linné*. (Bloch, Fiſche Teutſchlands II, 199. Taf. 64. — Callarias *Klein*. — Asellus major *Schonw.*) Der Kabeljau erreicht bis drei Fuß Länge und etwas mehr und wird charakteriſirt durch die ſtumpfe Schnauze, das breite Maul, die kleinen, ſteifrn Schuppen und die gerade abgeſchnittene Schwanzfloſſe. Der comprimirte Kopf hat eine faſt vierſeitig pyramidale Geſtalt. Der Zwiſchenkiefer trägt mehre Rrihen von Zähnen, der Unterkiefer zwei Reihen. Die Augen ſind von mäßiger Größe, dem Scheitel genähert und die Iris ſilbern. Von drn Floſſen ſind die der Bruſt dreieckig abgerundet, die Bauchfloſſen klein, dreiſpitzig endend, die Schwanzfloſſe gerade abgeſtutzt, die erſte Rückenfloſſe vor, die mittlere hintrr dem After ſtehend. In der Bruſtfloſſe 17—19, in der Bauchfloſſe 6, in der erſten Aftrrfloſſe 19, in der zweiten 15—17, in der Schwanzfloſſe etwa 46, in der erſten Rückenfloſſe 14, in der zweiten 18—19, in der dritten 16—17 Strahlen. Die Grundfarbe des Körpers iſt grau, mit runden und unrrgelmäßigrn viereckigen Flecken beſetzt, der Bauch ſchmutzig-weiß. Im Skelet zeichnet ſich der Kabeljau aus durch doppelte Querfortſätze an den Bauchwirbeln, durch kurze Rippen, ferner durch eine vorn halbmondförmig ausgerandete Schwimmblaſe, durch ſchwarzrothe Nieren, eine kleine, mit zwei Anhängen verſehene Harnblaſe, durch eine lange, ſchmale, dreieckige Milz, eine hellgelbe, dreilappige Leber. Die Nahrung des Kabeljau's beſteht in verſchiedenen Fiſchen, Molluſken und Krebſen. Er hält ſich meiſt am Grunde des Meeres, an Klippen und Sandbänken auf und ſteigt nur, wenn er auf Nahrung jagt, an die Oberfläche. An den isländiſchen Küſten erſcheint er Ende Februar und März, um zu laichen; dann iſt er ſehr fett. Nach dem Laichen wird er mager, zieht fort und kehrt erſt im September zurück. Seine geographiſche Verbreitung iſt ſehr umfangreich, denn er bewohnt die Meere der nördlichen Hemiſphäre vom 40. bis 75. Grade. Der Nutzen und die Zubereitung des Kabeljau's iſt mannichfaltig. Entweder wird er gedörrt, nachdem ihm der Kopf abgeſchnitten, die Eingeweide ausgenommen und größere Exemplare auch wol geſpalten ſind, oder er wird vorher eingeſalzen und dann erſt getrocknet. Jener heißt, ſo zubereitet, Stock-

2) Gadibus heißt hier nicht in der Stadt Gades ſelbſt, ſondern auf der Inſel Gades, auf deren weſtlicher Seite der Herakles-tempel ſich befand.

Digitized by Google

fiſch, dieſer Klippfiſch. Die Isländer hämmern ihn mürbe und eſſen ihn als Brod. Seine Knochen dienen, in Thran getaucht, als Brennmaterial, die Haut als Futter für die Hunde, aus der Schwimmblaſe wird eine Art Hauſenblaſe gefertigt, aus der Leber der ſogenannte Leberthran gewonnen. Man fängt den Kabeljau mit Angelhaken, deren viele an einem Seile befeſtigt ſind, oder mit Netzen. Es geſchieht das ganze Jahr hindurch, aber die eigentliche Fangzeit an den norwegiſchen und isländiſchen Küſten iſt im Februar und März, an den amerikaniſchen Küſten im Mai und Juni. An günſtigen Stellen kann ein Boot in 24 Stunden 4—600 Stück einfangen.

2) Gadus Callarias *Linné* (Brandt und Ratzeburg, Medic. Zool. Taf. 9. Fig. 2), hat ein mäßiges Maul, auf dem gewölbten Nacken eine tiefe Furche, einen geraden Schwanz, eine über den Bruſtfloſſen bogenförmig gekrümmte Seitenlinie, ſilberfarbene oder bräunliche Seiten mit gelblich-olivengrünen und braunen Flecken. Er erreicht nie die Größe des vorigen, denn zwei Fuß lange Exemplare gehören ſchon zu den größten. Im Unterkiefer ſteht eine faſt einfache Reihe von Zähnen, die aber ſehr kräftig ſind. Die Augen ſind ſehr groß und haben eine gelbe Iris; die Schuppen kleiner als bei vorigem. Die Kehle und der Bauch ſind weiß gefärbt. In anatomiſcher Hinſicht weicht der Dorſch vom Kabeljau nicht weſentlich ab. Auch in der Lebensweiſe, beſonders der großen Gefräßigkeit, gleicht er demſelben. Der Dorſch ſteigt in die Flüſſe, aber nur ſoweit, als dieſelben ſalziges Waſſer führen. Am liebſten hält er ſich am Lehmboden oder Felſengrund auf, wo reichliches Seegras liegt. Er bewohnt die nördlichen Küſten Europa's, die Oſt- und Nordſee, an Schweden, Norwegen, Island, Grönland. Er wird gleichfalls mit Angeln oder Netzen gefangen und vorzüglich wegen ſeines zarten, ſchmackhaften Fleiſches.

3) Gadus Aeglefinus *Bloch.* (a. a. O. Taf. 62), zeichnet ſich aus durch den braunen Rücken, weißen Bauch, ſchwarze Seitenlinie und einen dunklen Fleck hinter den Bruſtfloſſen. Lebensweiſe und Verbreitung der erſten Art.

b) *Merlangi*, ohne Bartfaden.

4) Gadus Carbonarius *Bloch.* (Fiſche Teutſchlands II, 226. Taf. 66. — Callarias imberbis *Klein.*), hat einen ſtumpfen Kopf mit kleinem Maul und überragenden Unterkiefer. Seine Größe beträgt drei Fuß oder etwas mehr. Die großen Augen entfernen ſich weiter vom Scheitel als vorhin, die Bruſtfloſſen ſind dreieckig, die Bauchfloſſen klein, die Schwanzfloſſe gabelig, die vordere Rückenfloſſe über dem After ſtehend, mit 20 Strahlen in den Bruſtfloſſen, mit 6 in den Bauchfloſſen, 27 in der erſten und 19 in der zweiten Afterfloſſe, mit mehr als 60 in der Schwanzfloſſe, 12 in der erſten, mehr als 20 in der zweiten und 21 in der dritten Rückenfloſſe. Die Farbe iſt oben dunkel-ſchwarzblau, unten weißlich und hinter den Bruſtfloſſen ein dunkler Fleck, die Floſſen mit hellen Rändern. Die Speiſeröhre iſt auffallend kurz und ebenſo geräumig als der Magen, der einen ungeheuer großen, ſpitzen Blindſack bildet. Das Duodenum erweitert ſich plötzlich und der Maſtdarm iſt ſehr lang. Die Schwimmblaſe klein, vorn mit zwei ſtumpfen Fortſätzen. Der Köhler iſt weniger gefräßig, als die vorigen, ſucht aber auch gern die Tiefen des felſigen Küſtengrundes. Er bewohnt zahlreich die Nordſee, ſteigt an den norwegiſchen Küſten bis Finnmarken hinauf, iſt an Island gemein, an Grönland ſelten. Ausgewachſen wird er weniger geſchätzt, während er jung als Leckerbiſſen gilt. Seine Leber liefert einen guten Thran.

5) Gadus merlangus *Linné* (Bloch a. a. O. Taf. 65), iſt die gemeinſte Art an den europäiſchen Küſten und erreicht etwa Fußgröße. Der röthlich-graue Rücken und ſilberweiße Bauch unterſcheiden ſie von voriger Art.

6) Gadus pollachius *Linné* (Bloch a. a. O. Taf. 68), iſt oben braun, unten ſilberweiß und an den Seiten gefleckt. Übrigens dem vorigen ähnlich.

Außerdem gehören hierher noch G. vernalis und G. virens.

c) *Lotae*, mit nur zwei Rückenfloſſen und einer Afterfloſſe, ſowie Bartfäden am Kinn.

7) Gadus Lota *Linné* (Bloch a. a. O. II, 246. Taf. 70. — Enchelyopus *Klein.* — Mustela fluviatilis *Willough.*). Die Quappe oder Aalraupe hat einen kurzen, ziemlich breiten Kopf mit überragendem Oberkiefer und einem Bartfaden am Kinn. Sie wird bis zwei Fuß lang. Der Kopf iſt deprimirt, ſeine Seiten gewölbt, der Zwiſchenkiefer mit feinen Bürſtenzähnen beſetzt und der halbkreisförmige Unterkiefer mit zahlreichen, unregelmäßigen Reihen ähnlicher Zähne, die kleinen Augen mit gelber Iris. Der Körper ſpindelförmig, der Rücken vorn gewölbt, in der Mitte mit einer Längsfurche, die Bruſtfloſſen abgerundet, fächerförmig, die vordere Rückenfloſſe über dem After endend, die hintere an die Schwanzfloſſe reichend, dieſe abgerundet, die kleinen Bauchfloſſen dreiſpitzig. Der Körper trägt kleine Schuppen, ſeine Oberfläche iſt vielmehr mit rundlichen Gruben und Grübchen beſetzt. Die Farbe des Körpers iſt gelblich-grün, mit wolkigen, braunſchwarzen Flecken, die untere Körperſeite weiß. In anatomiſcher Beziehung verdient erwähnt zu werden die umfangreiche Speiſeröhre, die verſchoben herzförmige Geſtalt des Magens, die an beiden Enden erweiterte, lange Schwimmblaſe und der ungemein platte Schädel. Die Quappe liebt ſüße, helle Gewäſſer, in denen ſie hinter Steinen auf ihre Nahrung, als auf kleine Fiſche, Inſekten und Würmer, lauert. Während der Laichzeit, Januar bis März, hält ſie ſich an der Oberfläche auf. Sie verbreitet ſich durch Teutſchland, die Schweiz, Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Rußland und Sibirien. Man ſtellt ihr nach theils um des Fleiſches und der Leber willen, welche letztere ſehr wohlſchmeckend iſt und auch Heilmittel liefert, theils wegen der Haut, welche in Rußland zu Fenſterſcheiben, Hauſenblaſe, Regenmänteln u. ſ. w. gebraucht wird.

Es gehören in dieſe Abtheilung noch G. molua, G. Bacchus, G. maculosus, vielleicht auch G. lepidior.

d) *Merluccii*, mit ebenfalls nur zwei Rücken- und einer Afterfloſſe, aber ohne Bartfäden.

8) Gadus Merluccius *Linné* (Bloch a. a. O. Taf. 164), erreicht zwei Fuß Länge und darüber und hat einen graubraunen Rücken, einen überragenden Unterkiefer und

Digitized by Google

eine zugeſpitzte vordere Rückenfloſſe. Iſt gemein an den europäiſchen Küſten.

Hierher noch G. magellanicus, G. maraldi u. a.

Überreſte von Gadoiden aus frühern Schöpfungsperioden hat Agaſſiz vor einiger Zeit im Londonthone auf Sheppy erkannt. Er unterſcheidet an denſelben drei Gattungen, nämlich Rhinocephalus, Merlinus, Ampheristus, hat aber eine nähere Charakteriſtik oder Beſchreibung noch nicht veröffentlicht. (*Giebel.*)

GADOLIN (Jacob), war am 13. Oct. 1719 zu Strengnäs in Schweden geboren. Dorthin hatten ſich ſeine in Finnland anſäſſigen Ältern während des verheerenden ruſſiſchen Krieges geflüchtet. Sie kehrten jedoch 1721 wieder in ihre Heimath zurück, wohin ihnen der damals zweijährige Knabe folgte. Eine ſorgfältige Erziehung begünſtigte die ſchnelle Entwickelung ſeiner Fähigkeiten. Er entſchied ſich für die gelehrte Laufbahn. Auf der Univerſität zu Åbo widmete er ſich ſeit 1736 philoſophiſchen und theologiſchen Studien, die er in den Jahren 1742—1744 in Upſala fortſetzte. Dort erlangte er auch 1745 die Magiſterwürde. Für Phyſik und Naturgeſchichte, die er ſchon in ſeiner Jugend liebgewonnen, blieb ihm ein ungeſchwächtes Intereſſe. Auch noch andere wiſſenſchaftliche Fächer zog er in den Kreis ſeiner Studien. Seit 1745 war er auf der Univerſität zu Åbo als akademiſcher Docent aufgetreten. Im J. 1748 ward er zum aſtronomiſchen Obſervator bei der geographiſchen Commiſſion in Finnland ernannt. An der Univerſität erhielt er bald nachher eine außerordentliche Profeſſur der Phyſik. Im J. 1753 rückte er zum ordentlichen Profeſſor hinauf. Eine beſondere Auszeichnung erwies ihm die Univerſität zu Greifswalde. Bei ihrem Jubiläum im J. 1756 überſandte ſie ihm das Diplom eines Doctors der Theologie. Im J. 1762 ward er ordentlicher und 1779 erſter Profeſſor der Theologie und Dompropſt, und 1788 Biſchof und Prokanzler. Schon früher (1785) hatte Gadolin das Ritterkreuz des ſchwediſchen Nordſternordens erhalten. Später (1789) ward er Commandeur des genannten Ordens. Als Mitglied der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften führte Gadolin darin zwei Mal den Vorſitz. Er war auch Mitglied der Geſellſchaft pro Fide et Christianismo und einer der Stifter der finniſchen Haushaltungsgeſellſchaft. Er wohnte den meiſten Reichstagen bei, und war ſechs Mal Mitglied des Ausſchuſſes. Sein Tod erfolgte am 26. Sept. 1802. Bei 43 Disputationen, 35 philoſophiſchen und acht theologiſchen, ſoll Gadolin präſidirt haben. Einige Reden von ihm ſtehen in den Abhandlungen der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften *).

(*Heinrich Döring.*)

GADOPSIS, von Agaſſiz aufgeſtellte, aber noch nicht charakteriſirte Gattung foſſiler Fiſche, deren einzige Art G. breviceps im Londonthone auf Sheppy beobachtet worden iſt. (*Giebel.*)

Gadschibey, ſ. Odessa.

GADUIN. De Jongh fand in dem Leberthran von Gadus Callarias, G. Carbonarius, G. Pollachius eine eigenthümliche fette Säure, welche nur ſchwach ſaure Eigenſchaften beſitzt, und die er Gaduin genannt. Man erhält die Verbindung, indem man Leberthran mit ſtarker Natronlauge verſeift, die Seife durch eſſigſaures Bleioxyd zerſetzt und das ſo entſtandene Pflaſter mit Äther auszieht, wodurch das Gaduin und das ölſaure Bleioxyd aufgelöſt wird, das margarinſaure Bleioxyd aber ungelöſt bleibt. Durch Schwefelſäure wird die Ölſäure abgeſchieden, welche durch das aufgelöſte Gaduin faſt ſchwarz gefärbt erſcheint; ſie wird mit überſchüſſiger Natronlauge verſeift; die ölſaure Seife iſt darin nicht löslich und kann abgenommen werden. Der Rückſtand wird in kochendem Alkohol von 30° gelöſt und unter 0° abgekühlt; etwas aufgelöſt geweſene Seife ſcheidet ſich ab; das Gaduin bleibt in Löſung und wird durch verdünnte Schwefelſäure ausgeſchieden.

Ob zwar das Gaduin in Alkohol löslich iſt, ſo geht doch beim Abdampfen des Alkohols ein Theil deſſelben in den unlöslichen Zuſtand über. Die Löſung wird durch eſſigſaures Bleioxyd gefällt; wird der Niederſchlag durch Waſſer, Weingeiſt und Äther gereinigt, ſo beſteht er aus $C_{35}H_{22}O_8$, PbO. Durch kohlenſaures Natron kann die Verbindung zerſetzt und aus dem Natronſalze das Gaduin durch Schwefelſäure abgeſchieden werden. Bei 140° getrocknet, iſt es dann zuſammengeſetzt aus $C_{35}H_{22}O_8$, HO. Die ungetrocknete Säure kann in Alkohol gelöſt und die Löſung durch ſtickſtoffſaures Silberoxydammoniak niedergeſchlagen werden. Das Silberoxydſalz beſteht aus $C_{35}H_{22}O_8$, HgO. — In Waſſer iſt das Gaduin unlöslich; löslich in Äther, Alkohol, Holzgeiſt. Es iſt geſchmack- und geruchlos und von dunkelbrauner Farbe. Es bildet trocken eine ſpröde, pulveriſirbare Maſſe, ohne Spur von Kryſtalliſation, weder Stickſtoffſäure, noch Chlorwaſſerſtoffſäure löſen es, Schwefelſäure hingegen mit rother Farbe; Waſſer und Alkalien fällen das unveränderte Gaduin daraus. Alkalien löſen es leicht auf und Säuren zerſetzen die Löſung, unter Abſcheidung der ſchwachen Säure. Die in Waſſer vertheilte Subſtanz wird durch Chlorgas gebleicht.

Das Gaduin erleidet durch Erhitzung der alkoholiſchen Löſung eine Umwandlung in eine unlösliche Modification, welche ſich beim Abdampfen deſſelben abſcheidet und ſich bei Wiederholung der Operation immer von Neuem bildet; ſie ſcheint nicht durch Oxydation entſtanden zu ſein, denn bei 140° C. getrocknet, zeigte ſie dieſelbe Zuſammenſetzung an: die lösliche Modification; dabei war ſie weder in Waſſer, noch Äther, Alkohol, ſchwacher Schwefelſäure löslich. Starke Schwefelſäure und Chlorwaſſerſtoffſäure verwandeln ſie zum Theil in ein ſchwarzes Pulver, ohne ſie weſentlich zu löſen. Nur concentrirte Stickſtoffſäure nimmt ſie nach und nach vollkommen auf. Alkalien löſen ſie mit rother Farbe. Bei 110° getrocknet, beſteht die Subſtanz aus $C_{39}H_{26}O_{12}$; da beim Verbrennen Eſſigſäure entweicht, ſo ſcheint es, als ob ſie dieſe noch aus der Darſtellung zurückhielte; denn dieſe Zuſammenſetzung entſpricht $C_{35}H_{22}O_8 + C_4H_3O_3 + HO$. Sonderbar iſt es jedoch, daß dieſe Verbindung in einfachen Äquivalenten ſich darſtellt, und daß dabei entweder die

*) Vergl. Literariſche Blätter. 1803. Nr. 17. S. 276 fg.

Eſſigſäure, oder das Gaduin waſſerfrei ſein muß. Auch läßt ſich nicht einſehen, wie die Eſſigſäure bei 140° waſſerfrei entweichen kann; geſchieht dies nicht, ſo konnte das Gaduin nicht waſſerhaltig zurückbleiben. Die Zuſammenſetzung des Gaduin ſchließt ſich nicht an die allgemeine der fetten Säuren an. *De Jongh*, Disquisitio comparativa chemico-medica de tribus olei jecoris aselli speciebus. (Lugd. Bat. 1843.) Teutſch: Leipzig 1843. Auszug: Annalen der Chemie und Pharm. XLVIII, 362. Pharm. Centralbl. 1843. S. 689. (*Marchand.*)

GÄA. §. 1. In jedem kosmogoniſchen Religionsſyſteme mußte *Γαῖα* (Tellus, Hertha, terra mater) als Elementarmacht ihre Stelle, ihren Cult erhalten, gleichviel, ob Perſonification hinzutrat, oder nicht. So hat ſie bei den Völkern des Orients unter verſchiedenen Symbolen und Namen ihre Verehrung gefunden (Iſis in Ägypten die vom Nil befruchtete Erde; ſ. K. Eckermann, Lehrbuch der Religionsgeſchichte und Myth. I. S. 133). Sie galt ja jenen Völkern als die erzeugende Macht, und der Begriff der Erzeugung hatte im Oriente ſtets die höchſte Bedeutung. Auch den Griechen erſchien ſie als Segen ſpendendes Weſen, als Erzeugerin alles Lebens *παμμήτωρ γῆ, Γαῖα πάντων γενέτειρα*, *Aeschyl.* Prom. v. 90. *Euripid.* Fragm. inc. 174). Sie gehörte zu den großen Göttern (*Θεοὶ μεγάλοι*, dii potes) und ihr Cult war beſonders in den Myſterien von Wichtigkeit. Platon (Cratyl. p. 397 d) bemerkt: „Die älteſten Bewohner von Hellas haben meines Erachtens diejenigen allein für Götter gehalten, welche auch jetzt noch vielen Baebaren dafür gelten, Sonne, Mond und Eede, die Geſtirne und den Himmel." In ſymboliſcher Bedeutung iſt ſie oft mit Ops, Rhea, Heſtia (*Ἑστία*) ziemlich identiſch. Ihre zeugende Urkeaſt tritt in verſchiedene perſonificirte Potenzen aus einander (Demeter, Chloris, Chloe, bei den Römern Ceres, Flora, Pomona, Vertumnus u. ſ. w.). In der mythiſch-kosmogoniſchen Entwickelung der noch rohen Urmächte (in der Heſiodeiſchen Theogenie) tritt *Γαῖα* unmittelbar nach dem Chaos in die kosmiſche Weltordnung ein (*Γαῖα εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί*, *Theog.* v. 117). Hier erſcheint nun Gäa zunächſt als Erzeugerin des Uranos (*Οὐρανὸν ἀστερόενθ', ἵνα μιν περὶ πάντα καλύπτοι*, 126 fg.). Dann bringt ſie die hohen Gebirge, die Sitze der Nymphen, hervor, ſowie den Pontos. Dann erzeugt ſie in Liebe mit dem Uranus den Okeanos, den Koios, den Kreios, den Hyperion, den Japetos; die Theia, die Rheia, die Themis, die Mnemoſyne, die Phoibe, die Tethys und den Kronos; ferner den Brontes, den Steropes und den Aeges, welche dem Zeus den Donner und den Blitzſtrahl bereiten. Sie ſind nur mit einem Auge mitten auf der Stirn ausgeſtattet. Die gewaltigſten Sprößlinge der Gäa waren jedoch Kottos, Beiareos und Gyges, jeder mit 50 Köpſen und mit 100 Armen ausgerüſtet, welche ſelbſt ihrem Erzeuger verhaßt waren (eine an die indiſche Götterwelt ſteeifende Vorſtellung). Pindaros (Pyth. IX, 56) nennt die *Γαῖα* auch als Erzeugerin der Nais Kreuſa. — Nun hielt aber Ueanos alle mit der Gäa erzeugten Kinder in der Tiefe derſelben verborgen und ließ ſie nicht zu Tage kommen. Darüber empfand Gäa tiefen Schmerz und ſann auf Rache. Sie bereitete eine große Sichel und foderte ihre Sprößlinge auf, mit dieſer die Rache am Uranos zu vollziehen. Nur Kronos verſtand ſich dazu, welcher nun von ihr in einen Hinterhalt geſtellt wurde, und als Uranos während der Nacht ſein Beilager mit der Gäa hielt, dieſen entmannte. Aus den Blutstropſen, welche hierbei auf die Erde fielen, beachte dieſe die mächtigen Erinnyen, die gewaltigen Giganten, ſowie die Nymphen hervor. Lyriker und Logographen ließen die Kyklopen und Giganten, theils auch die Phäaken aus der vom Blute des Uranos befruchteten Gäa entſpringen. Auch den Silenen hat man dieſen Urſprung gegeben (vergl. Fr. Creuzer, Symb. und Myth. I. S. 11. 12). Die Geſchlechtstheile des Uranos hatte Kronos in den Pontos geworfen, wo ſie lange von den Wellen fortgetragen wurden. Es ſammelte ſich um dieſelben weißer Schaum und aus dieſem erzeugte ſich die ſtattliche Aphrodite, welche zunächſt nach Kithära und von hier nach Kypros gelangte. So Heſiodos (Theog. 126—206). Nachdem aber Zeus, der neue olympiſche Herrſcher, die Titanen aus dem Himmel vertrieben, gebar die grollende Gäa ihren letzten und gewaltigſten Sprößling, den ſcheecklichen Typhöeus, aus deſſen Schultern hundert Schlangenköpſe ſich erhoben. Aus den Augen ſtrahlte Feuer und ſchreckliche Stimmen ertönten aus den Köpſen. Zeus wurde ſelbſt mit Schrecken erfüllt und erſchlug dieſes Ungethüm als einen gefährlichen Feind mit dem Blitzſtrahle (*Hesiod.* Theog. v. 820—880). Nach dem Homeriſchen Hymnus auf Apollon hatte Here die Gäa mit der Hand geſchlagen, wooon die Folge war, daß dieſe nach Umlauf emes Jahres den Typhaon gebar, einen ungeheuern Drachen, welcher die Umgebung von Pytho verheerte und von dem jungen Apollon durch den Pfeil vernichtet wurde (v. 340—370). Wir ſehen aus dieſen kosmiſch-theogoniſchen Vorſtellungen, in welchen, wie in der indiſchen Götterlehre, das Gigantiſche vorherrſcht, daß die Gäa noch keine plaſtiſche Geſtalt gewonnen, daß ſie eine im Erzeugen gewaltige Urmacht iſt, älter als Zeus und die mit ihm thronende Götterdynaſtie. Hierin läßt ſich zugleich ein Beweis finden, daß die älteſten Gottheiten der Griechen nur Elementarmächte waren und die Gäa zu ihnen gehörte. Als kosmiſches Urelement tritt ſie im Begriff der *Ἑστία* hervor (*Euripid.* Fragm. incert. N. CLXXVIII: *καὶ Γαῖα μῆτερ' ἑστίαν δέ σ' οἱ σοφοὶ βροτῶν καλοῦσιν, ἡμένην ἐν αἰθέρι*). Als Ops, welchen Namen man aus dem Lateiniſchen abgeleitet hat, erſcheint ſie in Beziehung zu den Menſchen als die Opem, opes ſpendende Göttin (*Macrob.* Saturn. I, 10). In ähnlicher Weiſe hat man auch den Namen Rhea von *ῥέω* abgeleitet, weil aus der Erde dem Menſchen Alles zufließt.

§. 2. In einer ſpeciellen Perſonification erſcheint Gäa als Orakelgöttin zu Delphi (*Aeschyl.* Eum. v. 2 sq.), welche dann ihrer Tochter Themis den Beſitz des Dreifußes mit der Auslegung der Zukunft überließ (*Aeschyl.* l. c. Schol. *Lycophr.* v. 202. *Paus.* X, 5, 3). Ein anderer Mythos (bei d. Schol. z. *Pind.* Arg. ad Pyth. p. 297. ed. *Boeckh.*) läßt nicht die Gäa, ſondern die Styx das pythiſche Orakel vor der Themis inne haben,

Digitized by Google

und nach der Themis nicht die Titanis Phoibe, eine andere Tochter der Gäa (wie bei *Aeschyl.* Eum. v. 7 sq.), ſondern den Dionyſos folgen. Gäa ſteht in mannichfacher Beziehung zu Zeus, ſo auch in Betreff des Orakels. Zeus iſt der älteſte Orakelgott zu Dodona, Gäa die älteſte Orakelgöttin zu Pytho. Zeus ſteht ferner in ähnlicher Beziehung zu Helios, wie Gäa zu Selene. Die olympiſche Gäa hatte zu Athen neben dem Temenos des Zeus ein Heiligthum, worüber weiter unten. Sie wird auch als himmliſcher Mond bezeichnet (ſ. Ed. Gerhard, Prodrom. myth. Kunſterkl. S. 19. Fr. Creuzer, Symb. I. S. 47. 3. Ausg.). Nach Pherekydes von Syros waren Zeus, Chronos und Chthon für immerdar. Zeus gab aber der Chthonia die Würde, d. h. die Würde ſeiner Gattin, und ſo wurde ſie die fruchtbare Erde (*Γῆ*); vergl. Fr. Creuzer, Symb. I. S. 28 fg. 3. Ausg. — Gäa erſcheint ſomit als chthoniſche Gattin des Zeus, welcher in dieſer Beziehung wol den Äther vorſtellen ſollte. — Der Begriff des Gebärens, des Erzeugens, welcher in dem Namen *Γαῖα* liegt (*Platon*, Cratyl. c. 25. p. 410 C: *γαῖα γὰρ γεννήτειρα ἂν εἴη ὀρθῶς κεκλημένη, ὥς φησι Ὅμηρος· τὸ γὰρ γεγάασι γεγεννῆσθαι λέγει*) tritt in verſchiedenen Prädicaten hervor. Ebenſo der Begriff des Ernährens. Daher erſcheint ſie auch als *κουροτρόφος* und iſt als ſolche in Bildwerken dargeſtellt worden. So erſcheint ſie uns auf einer intereſſanten Terracotta als eine in reicher Bekleidung und tiefer Verſchleierung thronende Göttin mit einem Knaben im linken Arme (dieſes Bildwerk befindet ſich im Antiquarium zu Berlin, abgebildet und erläutert von Theod. Panofka, Terracotten des königl. Muſeums zu Berlin S. 143 fg. Taf. 54, 1). In dem Prädicate *κουροτρόφος* trifft Gäa mit Demeter zuſammen; denn auch dieſe wurde als Kurotrophos, ebenſo als *Παιδοφίλης*, verehrt und angerufen (vergl. *Apollodor.* I. 5, 1. *Ovid.* Fast. IV, 512. *Orph.* Hymn. XXXIX, 13. Theod. Panofka, Terracotten S. 144). Gäa hält in einem Vaſengemälde von Volci den kleinen Erichthonios empor, welchen Athene in die Ägis aufnimmt, während Hephäſtos dabei ſteht. Monum. inedit. d. Inst. arch. 10. Auch tritt Gäa bisweilen mit dem Begriffe der Kybele ein. Gäa-Kybele thronend (Mus. Borbon. IX, 21).

§. 3. Größere Bedeutung hatte ſie jedenfalls als olympiſche Göttin, als Gäa Olympia (*Plutarch.* Thes. c. 27). Sie erſcheint hier als olympiſche Gefährtin des Zeus. Nach einer Auslegung des Philochoros bei Macrobius (Saturn. I, 10), war ſie mit der Ops, der Gemahlin des Saturnus, identiſch, und es war ihr als ſolcher in Attica ſchon von Kekrops ein Altar errichtet worden (Philochorus Saturno et Opi primum in Attica statuisse aram Cecropem dicit eosque deos pro Jove terraque coluisse etc.). Der Tempel der Gäa Olympia zu Athen iſt ſchon oben erwähnt worden. Ihr Cult war hier noch in der ſpätern Zeit mit Feſtſpielen verbunden (*Pindar.* Pyth. IX, 177 seq.: *ἐν Ὀλυμπίοισί τε καὶ βαθυκόλπου Γᾶς ἀέθλοις*, nämlich zu Athen), ſowie ſie auch zu Kyrene mit der Pallas gemeinſchaftlich durch Feſtſpiele verehrt wurde (*Pindar.* Pyth. IX, 101. 106. *Boeckh*, Explicat. ad *Pind.* p. 328. Vergl. Krauſe, Olympia S. 215. Anmerk. 38). Wenn wir nun auch nicht erfahren, wie ihre Statue in dem erwähnten Tempel zu Athen geſtaltet war, ſo ſtehen uns doch kleinere Idole in Thongebilden aus der claſſiſchen Zeit der Kunſtbildung, wie wir annehmen dürfen, zu Gebote, aus welchen wir uns eine Vorſtellung von jener Tempelſtatue machen können. Denn derartige kleinere Thonbilder waren gewöhnlich Nachbildungen von großen Tempelſtatuen. Auch würden wol dieſe Thonbildner im Kleinen nicht leicht gewagt haben, eine Gottheit in anderer Weiſe bildlich vorzuſtellen, als ihre Tempelſtatuen waren. Dieſe Bildwerke, im Antiquarium des Muſeums zu Berlin befindlich, zeigen die Göttin Gäa Olympia ſitzend, in einem langen, faltenloſen, anliegenden Chiton, worüber noch ein Peplos herabwallt, welcher über den Kopf gezogen bis an die Füße herabreicht: mit ſtarken, runden Brüſten, Arme und Hände herabhängend und am Leibe anliegend, mit beiderſeits über die Schultern herabhängenden Haarflechten und einem Polos oder Modios auf dem Haupte. Das eine jener Bildwerke iſt mit Farben geſchmückt. An demſelben bemerkt man auch Sandalen an den Füßen. Zuerſt hat Ed. Gerhard (Antike Bildwerke Centur. I. Heft 5. Taf. 95. Fig. 1—4) vier die Gäa Olympia vorſtellende Thonfiguren mitgetheilt. Später Theod. Panofka (Terracotten des königl. Muſeums zu Berlin Taf. I. Fig. 1. 2 und Taf. II.) drei Figuren. Gäa Olympia hat hier noch jenen alterthümlichen Typus, welcher auch der Athene Polias und der Göttermutter eigenthümlich war (vergl. Ed. Gerhard, Prodrom. mytholog. Kunſterklärung S. 29. 30). Derſelbe Archäolog (ebendaſ. S. 339) bemerkt noch Folgendes: „Indeſſen erinnert die erſte dieſer Figuren durch die Einfachheit ihres Gewandes mehr als andere an den Minervenpeplos, und ihr hoher Cerealiſcher Aufſatz iſt nicht ſchlechthin dagegen, die mit Minerva identiſch befundene Benennung einer olympiſchen Gäa ihr zuzuwenden." Man vergleiche daſelbſt die folgenden Bemerkungen. — Dann iſt noch zu erwähnen, daß Gäa oft als eine an einen Globus gelehnte Figur mit Füllhorn erſcheint, während ſich die vier Jahreszeiten nähern. Lippert, Suppl. 66 u. M. (Tellus stabilita). *Vaillant*, De Camp. p. 49. Ähnlich auf geſchnittenen Steinen. Ferner kommt die Gäa mit einem Stier vor, auf einer Schale von Aquileja (Monum. inédit. d. instit. archéol. III, 4). Auch dürfte ſich wol noch manche Darſtellung in Bildwerken, welche bis jetzt noch keine ſichere Erklärung gefunden hat, auf die Gäa beziehen laſſen. (*J. H. Krause.*)

GÄDE (Heinrich Moritz), am 26. März 1796 zu Kiel geboren, ſtudirte in Kiel und Berlin Heilkunde und Naturwiſſenſchaften, erhielt bereits 1818 die Profeſſur der Naturwiſſenſchaften in Rotterdam und ging 1819 als Profeſſor der Botanik und Zoologie nach Lüttich; aber ſchon am 2. Jan. 1834 ereilte ihn dort der Tod. Außer einigen Aufſätzen in Oken's Iſis und zwei Abhandlungen über die Gallgefäße der Inſekten und zur Anatomie der Inſekten in den Nova Acta Naturae Curiosorum Vol. 10 et 11 hat Gäde geſchrieben: Beiträge zur Anatomie der Inſekten. (Altona 1815. 4.) Beiträge zur

Digitized by Google

Anatomie und Phyſiologie der Meduſen. (Berlin 1816.) Diss. inaug. de insectorum vermiumque structura. (Kilon. 1817. 4.) Oratio inaug. de vero naturae indagatore. (Roterodami 1818.) Discours sur le véritable but des différentes branches appartenant à l'histoire naturelle. (Liège 1821.) Dieu dans la nature. (Bonn 1825.) Stilleben aus dem innern Leben. (Kiel 1834.) *(F. W. Theile.)*

GÄDECKE (Friedrich Karl Ludwig von), geb. am 20. Oct. 1776 zu Greiffenhagen in Pommern, wo ſein Vater als Hauptmann in dem nachherigen zweiten Dragonerregimente Prinz Wilhelm von Preußen in Garniſon ſtand, kam in ſeinem eilften Jahre nach Berlin, wo er (1787) in das dortige Cadettencorps eintrat. Im März 1792 ward er nach Silberberg zu dem Bataillon von Troſchke als Gefreiter-Corporal verſetzt. Als Porteépée-Fähnrich ſtand er 1793 bei dem Regimente von Cruſatz am Rhein. Er wohnte dort in den Jahren 1793—1794 der Schlacht bei Kaiſerslautern und den Gefechten bei Biſchingsheim, Ensheim und Bliesweiler bei. Im Nov. 1793 ward er Fähnrich und im Auguſt 1794 Secondlieutenant. Nach Beendigung der Rheincampagne ſtand er mit ſeinem Regimente in Poſen. Die Jahre 1801—1803 brachte er in Berlin zu. In der dortigen Kriegsſchule beſchäftigte er ſich vorzüglich mit der Mathematik. Er erwarb ſich in dieſer Wiſſenſchaft ſo gründliche Kenntniſſe, daß er ſpäterhin ſeinen jüngern Kameraden Unterricht darin ertheilen konnte. Bei ſeiner Rückkehr nach Poſen ernannte ihn der Generallieutenant von Zaſtrow zu ſeinem Adjutanten. Im J. 1805 ward er zum Premierlieutenant befördert. Mehrfache Beweiſe ſeiner Tapferkeit gab er in der für Preußen unglücklichen Schlacht bei Jena am 14. Oct. 1806. Sein Pferd ward ihm unter dem Leibe erſchoſſen und er ſelbſt am Fuße verwundet.

Nach der Gefangennahme des Regiments von Zaſtrow ſah ſich Gädecke einige Zeit außer Thätigkeit geſetzt. Bald nachher ward er jedoch als Etappenmajor angeſtellt, zuerſt in Belgard, dann in Ferdinandshof, Anklam und Swinemünde. An dem zuletztgenannten Orte erhielt er 1811 den Poſten eines Stabscapitains und Hafencommandanten. Im December 1812 war er thätig bei der Organiſation des erſten oſtpreußiſchen Reſerveregiments, das unter dem Oberſten von Schutter ſtand. Er gehörte zu dem Blokadecorps, das im März 1813 Stettin einſchloß. Mit großer Umſicht und Unerſchrockenheit warf er mit ſeiner Compagnie einen feindlichen Ausfall zurück. Er war bis an das Glacis der Feſtung vorgedrungen, als ein Schuß durch den Unterleib ihn dem Gefechte entzog. Lebensgefährlich verwundet, ging er mit großer Anſtrengung noch mehre Schritte vorwärts. Er wollte den Franzoſen den Triumph nicht gönnen, ihn fallen zu ſehen. Von ſeinen herbeieilenden Kameraden ward er in das nächſte Dorf getragen und dort die Kugel in der Nähe des Rückgrates herausgeſchnitten. Seine kräftige Conſtitution und ärztliche Hilfe ſtellte ihn in dem Raume von fünf Wochen wieder ſoweit her, daß er zu ſeinem Regimente zurückkehren konnte.

Vor Wittenberg, wo er mit ſeinem Regimente ſich dem dortigen Blocadecorps angeſchloſſen hatte, ward Gädecke im Juli 1813 zum wirklichen Capitain und Compagniechef ernannt. Ein königliches Reſcript rief ihn in das Hauptquartier des damaligen Kronprinzen und nachherigen Königs von Schweden, Karl's XIV. Johann, der ihn zu ſeinem Adjutanten ernannte. In dieſer Stellung blieb er bis zum Abſchluß des Friedens vom J. 1814. Mehrfache Beweiſe von Muth und Unerſchrockenheit gab er in den Schlachten bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig. Seine Verdienſte belohnte das eiſerne Kreuz zweiter Claſſe, der ruſſiſche St. Annen- und der ſchwediſche Schwertorden. Nur kurze Zeit verweilte er nach dem Friedensſchluſſe in Mainz, wohin das Regiment, bei dem er bisher geſtanden, zurückgekehrt war. Er ward als Commandant nach Caſſel und ſpäter nach Bodenheim und Nierenſtein beordert. Beim Wiederausbruche des Krieges (1815) befehligte Gädecke als Major das zweite Bataillon des 31. Infanterieregiments bei dem Angriffe auf Limat und in dem Gefechte bei Wavre. Eine gefährliche Armwunde, die er in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli empfangen hatte, hielt ihn nicht ab, das Commando fortzuführen. Durch Entſchloſſenheit, Unerſchrockenheit und raſtloſen Dienſteifer zeichnete er ſich überall aus. Seine Verdienſte blieben nicht ohne Anerkennung. Friedrich Wilhelm III. ſchmückte ihn mit dem eiſernen Kreuze erſter Claſſe. Nach dem Friedensſchluſſe folgte er ſeinem Regimente durch Paris nach Orleans. Längere Zeit als dort verweilte er in Verſailles, von wo er ſich in die ihm angewieſene Garniſon nach Langenſalza in Thüringen begab. Im J. 1816 erhielt er das Commando über das Füſilierbataillon des 26. Infanterieregiments, das in Magdeburg in Garniſon ſtand. Mit dieſem Regimente ward er jedoch bereits nach einem halben Jahre nach Halle und ſpäterhin nach Magdeburg verſetzt. Im Juli 1819 ward er zum Regimentscommandeur des 20. Landwehrregiments und 1827 zum Oberſtlieutenant erhoben. Er empfing um dieſe Zeit den rothen Adlerorden dritter Claſſe. Im J. 1828 übernahm er auf einige Zeit das Commando des 20. Infanterieregiments, kehrte jedoch bereits nach einem Jahre in ſein früheres Dienſtverhältniß nach Berlin zurück, wo ihn Friedrich Wilhelm III. zum Oberſten beförderte.

Seine leidende Geſundheit nöthigte ihn, um ſeine Dienſtentlaſſung zu bitten. Er ward mit dem Charakter eines Generalmajors 1832 penſionirt. Seit dieſer Zeit lebte er, ſeit 1812 mit Charlotte von Flemming, einer Tochter des Erblandmarſchalls von Flemming zu Zebbin in Pommern, ſehr glücklich verheirathet, im Kreiſe ſeiner Familie zu Schwedt. Ein Lungenſchlag endete, ohne vorhergegangene Krankheit, bei vollem Bewußtſein, am 9. Jan. 1840 ſein Leben. Mit Muth und Unerſchrockenheit paarte ſich in ihm ein heller, durchdringender Verſtand, der ihn überall auf das Richtige und Zweckdienliche hinwies. Sein hohes Gefühl für Ehre, Wahrheit und Recht ließ ihn in allen Verhältniſſen ſo handeln, daß er ſich die volle Zufriedenheit ſeiner Oberen und ſeines von ihm innig verehrten Königs erwarb. Er war ebenſo ſtreng gegen ſich ſelbſt, als nachſichtig gegen Andere und mitleidig gegen überwundene Feinde. Stolz und Anmaßung

Digitized by Google

waren ihm fremd. Er war ein Biedermann im wahrſten Sinne des Worts, hilfreich den Armen, ein treuer Freund und beſonders in ſeinem Familienkreiſe ein redlich ſorgender Gatte und Vater *). (*Heinrich Döring.*)

GÄHLER (Kaspar Siegfried), geb. am 13. Jan. 1747 zu Flensburg, verdankte den günſtigen Verhältniſſen, in denen ſein Vater, Nicolaus Ulrich Gähler, ſpäterhin als Landvoigt in der Grafſchaft Delmenhorſt lebte, eine ſorgfältige Erziehung. Durch Privatlehrer unterrichtet, bezog Gähler in ſeinem 17. Jahre die Univerſität Leipzig. Dort, wie ſpäterhin zu Jena, widmete er ſich der Jurisprudenz. Nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn lebte er als Advocat in Delmenhorſt. Oft rühmte er in ſpätern Jahren den Nutzen, den er aus dieſen praktiſchen Arbeiten gezogen habe, die er für die zweckmäßigſte Vorbereitung zu einem Richteramte hielt. Im J. 1766 ward er Secretair ſeines Vetters Sigismund Wilhelm von Gähler, der in Altona die wichtige Stelle eines Oberpräſidenten, mit dem Charakter eines geheimen Raths, bekleidete. Durch ſein einnehmendes Äußere und ſeine Anſpruchsloſigkeit empfahl er ſich in gleichem Grade, wie durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung und ſeinen Geſchäftseifer. Im J. 1776 ward er zum Generaladminiſtrator des königl. Lotto's in Altona ernannt. Eine Reiſe führte ihn bald nachher durch Schleswig-Holſtein. Er mußte an den Hauptorten Collecteure einſetzen und manche damit verbundene Geſchäfte reguliren. Durch gewiſſenhafte Benutzung ſeiner Muße zu fortgeſetzten Studien bereitete er ſich auf einen höhern Wirkungskreis vor. Als Haus- und Tiſchgenoſſe ſeines Verwandten, des erwähnten geheimen Raths von Gähler, ſchöpfte ſein Geiſt reiche Nahrung in dem Umgange mit einem Manne, der mehre Jahre einen Geſandtſchaftspoſten in Conſtantinopel bekleidet und den größten Theil des civiliſirten Europa's geſehen hatte, dabei aber ganz beſonders die Gabe der intereſſanteſten Mittheilung beſaß.

Schon früh hatte Gähler die Muſik liebgewonnen. Dieſe Neigung ward noch ſtärker, als er um dieſe Zeit (1770) den berühmten Componiſten Karl Philipp Emanuel Bach, der längſt ein Gegenſtand ſeiner Bewunderung geweſen war, in Hamburg perſönlich kennen lernte. Außer den Kirchenmuſiken, die dort unter Bach's Leitung von Zeit zu Zeit aufgeführt wurden, wohnte Gähler auch ſeit 1770 den Winterconcerten in dem Saale des neu erbauten Sans-Souci bei. Dort wurden auch oft große Oratorien, mit Weglaſſung der Chöre, von ausgezeichneten Sängern und Sängerinnen aufgeführt. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn der bezaubernde Geſang der Mara. Ähnliche Genüſſe bereitete ihm die hamburger Bühne, die in den Jahren 1770—1780 einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte.

Im April 1779 ward Gähler zum Syndicus und erſten Stadtſecretair in Altona ernannt. Seine Berichte zeigten den gründlichen Rechtsgelehrten und hellen Kopf. Ungeachtet ſeiner überhäuſten Geſchäfte ſetzte er mit rühmlichem Eifer ſeine Privatſtudien fort. In dem weiten Gebiete der Jurisprudenz blieb ihm kein Feld gänzlich fremd. Da er Alles mit philoſophiſchem Blick betrachtete, ließen ihn auch die verwickeltſten Rechtsfälle ſelten einen Augenblick zweifelhaft. In der Inteſtaterbfolge, der Lehre von den Teſtamenten und andern wichtigen Rechtsmaterien, war er vorzüglich bewandert. Sorgſam prüfte er die Übereinſtimmung und Abweichung des poſitiven und des Naturrechts. Sein philoſophiſcher Scharfblick fand da Ordnung und Zuſammenhang, wo ſich dem Rechtsgelehrten von gewöhnlichem Schlage nur blinde Willkür zeigte. Sein Amt verpflichtete ihn zur Aufnahme aller mündlichen Teſtamente, und ſelbſt noch in ſpäterer Zeit, als er die Stelle eines erſten Bürgermeiſters bekleidete, ward er in verwickelten Fällen erſucht, als Commiſſarius bei der Aufnahme von Teſtamenten gegenwärtig zu ſein.

Zu ſeinen Amtsverhältniſſen, die ſeinen Fähigkeiten und ſeiner Neigung völlig entſprachen, trat noch ein ebenſo erfreuliches Familienleben. Seit dem April 1781 lebte er mit Margarethe Eliſabeth Gaismar aus Hamburg in einer ſehr glücklichen Ehe. Seine Gattin, durch Herzensgüte und zarte Weiblichkeit, wie durch geiſtige Vorzüge ausgezeichnet, machte ihn zum Vater von vier Kindern, und verſchönerte eine Reihe von Jahren ſein Leben. Er genoß auch die Freude, ſeinen älteſten Sohn in das Collegium einführen zu ſehen, an deſſen Spitze er ſelbſt als Director ſtand.

Einen entſchiedenen Einfluß auf Gähler's Geiſtesbildung übte um dieſe Zeit die Kantiſche Philoſophie. Er nahm den lebhafteſten Antheil an der großen Revolution, welche die Kritik der reinen und bald nachher auch der praktiſchen Vernunft im Reiche des Wiſſens hervorbrachte. Durch jene beiden Werke ward Gähler's Aufmerkſamkeit zuerſt entſchieden hingelenkt auf den königsberger Philoſophen, deſſen frühere, bereits ſeit dem J. 1770 erſchienene, Schriften nur ein vorübergehendes Intereſſe erregt hatten und wenig beachtet worden waren. Mit großem Eifer und anhaltendem Fleiße ſtudirte er die neue Terminologie Kant's. Er bewunderte ſeinen ungemeinen Scharfſinn und zollte ihm bis ans Ende ſeines Lebens die aufrichtigſte Verehrung. Wenige von Kant's Schülern drangen tiefer in ſein Syſtem ein und machten ſich ſeine Ideen in der Anwendung ſo zu eigen, wie Gähler. Seine Vorliebe für die Kantiſche Philoſophie ward noch genährt durch zwei ausgezeichnete Männer, mit denen er einen innigen Freundſchaftsbund geſchloſſen hatte. Es war der auch als mediciniſcher Schriftſteller geſchätzte Arzt J. A. Unzer und der rühmlich bekannte Dichter H. W. v. Gerſtenberg.

Über eilf Jahre hatte Gähler das ihm übertragene Syndicat verwaltet, als er (1791) die durch den Tod des Juſtizraths Gries erledigte erſte Bürgermeiſterſtelle in Altona erhielt. Der damalige Oberpräſident v. Stemann gab ihm mehrfache Beweiſe ſeiner Achtung und ſeines Wohlwollens, auch ſchon dadurch, daß er ihn einem Mitbewerber um jene Stelle vorgezogen hatte. Noch im J. 1791 ward Gähler zum Mitgliede der Juſtizdirection und im Nov. 1792 des Commerzcollegiums ernannt. Auf den aus-

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XVIII. S. 94 fg.

Digitized by Google

gezeichneten Poſten, den er bekleidete, hatte er ſich durch ſeine bisherige Thätigkeit die vollgültigſten Anſprüche erworben. Unter ſeiner Adminiſtration erhob ſich die Stadt Altona in wenig Jahren zu einer bisher nicht erreichten Höhe des Wohlſtandes und der Betriebſamkeit. Gähler mußte aber auch die verhängnißvolle Zeit erleben, wo eben jene Stadt, dem Untergange nahe, unter manchen harten Drangſalen ſchwere Opfer bringen mußte, die von ihrem frühern Flor nur wenige Spuren zurückließen. Sie ward, bald nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, ein Sammelplatz für die Emigrirten. Die Neutralität der däniſchen Flagge erſtreckte ſeit dem J. 1795 ihre Wirkungen hauptſächlich auf die Stadt Altona, deren Einwohnerzahl durch eine große Maſſe theils wirklicher, theils Scheinbürger faſt um ein Drittel vermehrt worden war. Die Preiſe der Grundſtücke und aller Lebensbedürfniſſe ſteigerten ſich dadurch zu einer für die Beamten, Penſioniſten u. ſ. w. drückenden Höhe, während alle Perſonen, die mit dem Handel in näherer oder entfernterer Beziehung ſtanden, bis zum Taglöhner herab, den leicht erworbenen Gewinn ſorglos und unbekümmert um den folgenden Tag vergeudeten. Die Arbeiten der erſten Stadtbehörde mußten ſich unter dieſen Umſtänden übermäßig anhäufen. Zu zahlloſen Rechtsſtreitigkeiten, welche die verſchiedenartigen Handelsverhältniſſe veranlaßten, geſellten ſich viele und große Concurſe. Auch das adminiſtrative Fach nahm die Thätigkeit des Magiſtrats mehr oder minder in Anſpruch. Altona konnte ſich Glück wünſchen, damals in Gähler einen Mann zu beſitzen, der mitten unter jenem Geſchäftsdrange noch Muße fand, der Stadt durch Bemühungen, die nicht zu ſeinem Amte gehörten, nützlich zu werden.

Zu den mannichfachen ſegensreichen Anordnungen, die ſeine raſtloſe Wirkſamkeit hervorrief, gehört das im J. 1800 geſtiftete altonaiſche Unterſtützungsinſtitut, die ein Jahr ſpäter errichtete Sonntagsſchule für Handwerker und die im J. 1811 begründete patriotiſche Geſellſchaft [1]). Zur Organiſirung dieſer Anſtalten war Gähler aufgefodert worden, und er unterzog ſich dieſem Geſchäfte mit ſeinem nie erkaltenden Eifer für alles Gute und Gemeinnützige. Ein beſonderer Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit und Sorgfalt blieb das Unterſtützungsinſtitut und die mit demſelben verbundene Sparcaſſe, über deren progreſſiv fortſchreitende Wirkſamkeit er ſich innig freute. Auch als er aus der Geſchäftsführung dieſer Anſtalt ſtatutenmäßig ausgetreten war, wohnte er noch regelmäßig den Verſammlungen der Mitglieder bei und nahm an ihren Berathungen thätigen Antheil. Er bewirkte manche heilſame Verbeſſerung, namentlich in der innern Organiſation des Inſtituts, und ließ ſich ſelbſt in den letzten Jahren ſeines Lebens auf den einſtimmigen Wunſch der Mitglieder bewegen, noch ein Mal die Geſchäftsführung zu übernehmen. Eine fortwährende, über 24 Jahre hinaus ſich erſtreckende Theilnahme widmete Gähler der Sonntagsſchule ſeit ihrem Entſtehen bis zu ſeinem Tode. Weder Kränklichkeit, noch ungünſtige Witterung hielten ihn ab, dies Inſtitut regelmäßig zu beſuchen. Gleich thätig zeigte er ſich als Mitglied der Centralverwaltung der bereits früher erwähnten patriotiſchen Geſellſchaft. Er fehlte nie, wo es die Förderung gemeinnütziger Zwecke galt.

Seine mannichfachen Kenntniſſe, verbunden mit ſeiner unerſchütterlichen Rechtſchaffenheit, veranlaßten die Regierung, ihm manche wichtige, ebenſo ehren- als mühevolle Aufträge zu ertheilen, die außer dem Bereiche ſeines Amtes lagen. Noch als Syndicus war er Mitglied einer Commiſſion, die zur Ausgleichung einiger wichtigen Differenzen mit der benachbarten Stadt Hamburg niedergeſetzt worden war. In einer merkwürdigen und wichtigen Unterſuchungsſache über einen teutſchen Reichsfürſten hatte Gähler, als Actuar der angeordneten Commiſſion, die Berichte an den kaiſerlichen Reichshofrath ausgearbeitet. Gemeinſchaftlich mit dem Obergerichtsrathe Moritz übernahm er die Regulirung der pinneberger und altonaer Grenze bei Neumühlen. Eine raſtloſe Thätigkeit für das Gemeinwohl zeigte er als Mitglied der verſchiedenen Commiſſionen, die zur Regulirung der Bürgerbewaffnung, der Einkommenſteuer, der Bankanleihe, der Lieferungen an die franzöſiſchen Truppen u. ſ. w. niedergeſetzt worden waren. Noch in ſpäterer Zeit trat er an die Spitze einer Commiſſion, die ernannt worden war, um den Beeinträchtigungen durch die hamburger Zollverordnung zu ſteuern und die durch den gottorfer Tractat entſtandenen Irrungen zu beſeitigen.

Unter dieſen überhäuften Geſchäften ward er oft von Perſonen aus allen Ständen um Rath und Hilfe in ihren Privatangelegenheiten erſucht. Er zeigte ſich in ſolchen Fällen nie mürriſch oder übellaunig. Liebreich hörte er Jeden an, ertheilte ihm ſeinen Rath und wußte auf dieſe Weiſe das ihm bewieſene Vertrauen gehörig zu würdigen. Dieſe Humanität war ein Hauptzug ſeines Charakters. In Schwäche artete ſie jedoch nie aus. Freimüthig und rückſichtslos ſprach er, wo es galt, ſeine Überzeugung aus. Er that dies unter andern in dem gediegenen Berichte, den er in der Abweſenheit des Oberhauptes der Stadt Altona über den dortigen Bibelſtreit abſtattete. Eine andere Auszeichnung, als die, welche ihm ſein ehrenvolles Amt und die Gediegenheit ſeiner Perſönlichkeit gewährten, war dem anſpruchsloſen Manne bisher nicht zu Theil geworden. Im Juni 1799 ward er zum wirklichen Etatsrath ernannt. An dem Geburtsfeſte des Königs von Dänemark (1810) empfing er den Danebrogorden vierter Claſſe. Noch in dem genannten Jahre ward er zum Conferenzrath, und im October 1817 zum Commandeur des Danebrogordens ernannt. Bei aller Anſpruchsloſigkeit, die in ſeinem Charakter lag, war er nicht gleichgültig gegen dieſe Beweiſe der königlichen Huld. Faſt noch mehr Werth aber legte er auf die Liebe und Verehrung ſeiner Mitbürger. Aufs Unzweideutigſte gaben ſie ihm dieſelbe zu erkennen bei der Feier ſeines 50jährigen Dienſtjubiläums am 2. Sept. 1818. Auch die vaterländiſche Hochſchule nahm an jener Feier lebhaften Antheil. Von der juriſtiſchen Facultät zu Kiel empfing er das Ehrendiplom eines Doctors der Rechte. Überreicht ward es ihm in

1) ſ. den von Gähler verfaßten Aufſatz: Die Statuten der ſchleswig-holſteiniſchen patriotiſchen Geſellſchaft, in den ſchleswig-holſteiniſchen Provinzialberichten. 1812. Heft 4. S. 476 fg.; auch beſonders abgedruckt.

Digitized by Google

Gegenwart einer zahlreichen und glänzenden Verſammlung, in dem Hörſale des Gymnaſiums zu Altona, aus den Händen des Oberhauptes der Stadt, des Grafen von Blücher-Altona.

Auch im höheren Alter, als ihm die Abnahme ſeiner Kräfte fühlbar ward und ſeine Geſundheit mehr Schonung erheiſchte, fuhr Gähler raſtlos fort, für das allgemeine Wohl thätig zu ſein. Noch in dem letzten Jahre ſeines Lebens unterzog er ſich, als Mitglied des königlichen Schulcollegiums, mit gewohntem Eifer der ihm übertragenen Viſitation der öffentlichen Bildungsanſtalten. Mit einem großen Zeitaufwande und auf Koſten ſeiner damals ſchon ſehr wankenden Geſundheit beſorgte er dies Geſchäft, und fand ſich hinreichend belohnt, wenn er ausgezeichnete Lehrer entdeckte und von den ungewöhnlichen Fortſchritten einzelner Schüler ſich überzeugte.

Gähler ſtarb am 2. Jan. 1825. Was er den Bewohnern Altona's geweſen war, bewies die allgemeine Trauer bei ſeinem Tode und die Menge der Bürger, die in feierlicher Stille ſeinem Sarge folgten. Raſtlos war er in dem langen Laufe ſeines Lebens auf der Bahn des Wiſſens fortgeſchritten. Als Schriftſteller aufzutreten, erlaubten ihm ſeine vielfachen Berufsgeſchäfte nur ſelten. Was er bei ſeiner vielſeitigen Bildung in dieſem Fache hätte leiſten können, zeigt, außer einer von ihm verfaßten Beſchreibung der Stadt Altona[2]), beſonders eine in H. W. v. Gerſtenberg's Schriften[3]) gedruckte Abhandlung, die in gleicher Weiſe von ſeiner tiefen Einſicht in die Tonkunſt und ihren Zuſtand bei den Griechen, als von ſeiner großen Beleſenheit und feiner klaren Darſtellungsgabe zeugt. Die Neigung zur Muſik, die ihm Zeitlebens die liebſte Erholung gewährte, war ſo vorherrſchend in ihm, daß Jeder, der ſich ihm als ausübenden Tonkünſtler, oder auch nur als Freund und Verehrer der Muſik ankündigte, augenblicklich ein günſtiges Vorurtheil für ſich erregte und ſich von Gähler's Seite jeder Gefälligkeit verſichert halten konnte. Treffend bezeichnet ſeinen Geiſt der Umſtand, daß er ſchon als Jüngling die ernſten Compoſitionen Sebaſtian Bach's und die Anwendung des Contrapunktes zu würdigen verſtand. Den Sohn jenes großen Meiſters, Karl Philipp Emanuel Bach, hatte Gähler, wie bereits erwähnt, ſchon früh in Hamburg kennen gelernt und ſein claſſiſches Werk über die wahre Art des Clavierſpiels unabläſſig ſtudirt. Dadurch ward Gähler in Stand geſetzt, die Bach'ſchen Compoſitionen meiſterhaft und mit einem Ausdruck vorzutragen, der, verbunden mit ſeiner mechaniſchen Fertigkeit, wenig zu wünſchen übrig ließ.

Befremden dürfte es kaum, daß Gähler, in ſolcher Schule gebildet, in ſeinen muſikaliſchen Urtheilen und Anſichten von der großen Maſſe der Dilettanten abwich. Ausdruck der Empfindung galt ihm, nach ſeinen eigenen Äußerungen, als Hauptzweck der Muſik. Für einen Nebenzweck hielt er die „Beluſtigung des Gehörſinnes durch reine mannichfaltige Harmonien, ſchöne melodiſche Grenzen und gut gewählte Rhythmen"[4]). „Dieſer Nebenzweck," äußerte er a. a. O., „muß aber dem Hauptzweck nicht entgegenſtehen, ſondern vielmehr ihn dadurch, daß er die Aufmerkſamkeit der Hörenden erregt und unterhält, unterſtützen. Darin fehlen ſo manche Tonſetzer, daß ſie dieſen untergeordneten Zweck zum Hauptzweck machen. Wenn ihnen auch deshalb von der Menge Beifall zuſtrömt, ſo kann doch eine geſunde Kritik nicht mit zuſtimmen. Ob unſere heutige harmoniſche Muſik die Eigenſchaft beſitze, Empfindungen und Gemüthsbewegungen ſo deutlich ſprechen zu laſſen, wie die ältere blos melodiſche, darüber kann noch viel geſtritten werden, ehe ſich etwas Gewiſſes ausmachen läßt. Von der Muſik der Griechen wiſſen wir zu wenig, wenn uns gleich ihre Beſtandtheile umſtändlich genug beſchrieben worden ſind. Indeſſen müſſen wir nach den Zeugniſſen mancher Schriftſteller glauben, daß ſie von außerordentlicher Wirkung geweſen ſein müſſe. — Unſer Contrapunkt hat die alten Tonarten, auch ſelbſt die zwölf, die noch im 17. Jahrh. üblich waren und gewiſſermaßen als Überbleibſel der griechiſchen Muſik angeſehen werden können, dergeſtalt verdrängt, daß man jetzt die verſchiedenen Wirkungen, welche man ehemals dieſen nunmehr kaum dem Namen nach bekannten Tonarten zuſchrieb, für leere Einbildung hält. So wandelt ſich in der Welt Alles, auch unſere individuelle ſowol als die ganzen Völkern gemeinſame Empfindungsweiſe, gleich dem Modegeſchmack, und ſo reißt der Strom der Zeit ehemals hochgeachtete und tiefgefühlte Schönheiten der Kunſt mit hinweg."

Nach ſolchen Anſichten waren für Gähler Bach, Händel, Graun, Gluck u. A. die Meiſter, in deren Werken er den Hauptzweck der Muſik vollkommen erreicht zu finden glaubte, und die daher ſtets der Gegenſtand ſeiner innigſten Bewunderung blieben. Seine Vorliebe für die Kirchenmuſik und beſonders für den Choral, den er für das ſchönſte und wirkſamſte Mittel hielt, einen reinen Geſang hervorzubringen, ließ ihn auf andere Gattungen der Muſik einen verhältnißmäßig zu geringen Werth legen. Er theilte nicht den Enthuſiasmus, den Mozart's erſte Compoſitionen auf der Bühne erregten. Erſt in ſpätern Jahren lernte er das Talent und Verdienſt jenes großen Meiſters würdigen. Auch als Schriftſteller verbreitete Gähler ſeine individuellen Anſichten, durch die er in dem muſikaliſchen Geſchmack von ziemlich ganz Holſtein eine Art von Reformation bewirkte. Als mehrjähriger Mitarbeiter an der Leipziger muſikaliſchen Zeitung lieferte er mehre Abhandlungen und Recenſionen. Sie ſind unvergängliche Zeugen ſeines tiefen Gefühls, ſeiner umfaſſenden Kenntniſſe und ſeiner innigen Liebe zur Muſik, ungeachtet er dieſer Kunſt, ſowie ſeinen übrigen wiſſenſchaftlichen Studien nur wenige Mußeſtunden widmen konnte. Er benutzte dieſe Zeit auch zu Beiträgen für das Altonaiſche Adreßblatt, für den Altonaiſchen Merkur, die Halle'ſche und Leipziger Literaturzeitung u. a. Journale[5]). (***Heinr. Döring.***)

2) Altona 1802, auch gedruckt in Riemann's Vaterlandskunde. Heft 1. S. 28 fg. 3) Altona 1816. 3. Bd. S. 382 fg. Die erwähnte Abhandlung, mit G—r unterzeichnet, iſt betitelt: Schreiben eines Freundes, veranlaßt durch einen Aufſatz über Recitativ und Arie in der italieniſchen Sing-Compoſition.

4) ſ. Gerſtenberg's Schriften. 3. Bd. S. 391 fg. 5) Vergl. J. C. F. Schmid's Andenken an K. S. Gähler. (Altona 1825.) (Mit ſeinem Bildniß.) Schleswig-holſteiniſche Provinzialberichte. 1825. Heft. 4. S. 582 fg. 1826. Heft 4. S. 642.

Digitized by Google

GÄHNEN (*Oscitatio, Oscedo, Chasme, Chasmos*). Der allgemein bekannte Vorgang, welchen wir als Gähnen bezeichnen, und der auch bei manchen Säugethieren, namentlich den Fleiſchfreſſern, und, wenn ich nicht irre, auch bei Vögeln beobachtet wird, iſt eine eigenthümliche Modification des Reſpirationsproceſſes. Es findet nämlich eine tiefe, aber langſame, Einathmung ſtatt, auf welche eine tiefe und ebenfalls langſame Ausathmung folgt; zwiſchen der Ein- und Ausathmung aber liegt ein verhältnißmäßig langer Zeitraum, wo die Lungen ſich in ſtärkſter Ausdehnung befinden und die Inſpirationsmuskeln auf dem nämlichen Contractionsgrade verharren. Weſentlich iſt es ſodann, daß die ein- und ausgeathmete Luft nicht den gewöhnlichen Weg durch den Naſenkanal nimmt, ſondern durch die Mundhöhle ſtreicht; damit iſt der Unterſchied vom ſogenannten Seufzen gegeben, bei welchem ein tiefes und langſames Ein- und Ausathmen ebenfalls vorkommt. Es wird nämlich beim Gähnen der Mund weit geöffnet, der Digastricus zieht den Unterkiefer herab und es contrahiren ſich zugleich, wenigſtens während des Einathmens, alle unter dem Einfluſſe des Nervus facialis ſtehenden Geſichtsmuskeln: ſo werden die Lippen, die Naſenflügel ſeitlich verzogen und die Augenlider geſchloſſen. Bei Betrachtung der Mundtheile überzeugt man ſich, daß der Gaumen gehoben und horizontal geſtellt wird, und zwar bis zur Berührung mit der Hinterwand des Schlundkopfes; denn auch bei ganz kräftiger Ausathmung dringt keine Luft in die Naſenhöhle. Die hintern Gaumenbogen nähern ſich von beiden Seiten, das Zäpfchen verkürzt ſich und deckt mehr oder weniger genau die mittlere Spalte zwiſchen den hintern Gaumenbogen. Durch dieſe Bewegungen des Gaumenſegels ſowol, wie durchs Herabziehen des Zungenbeins, wird die Rachenenge erweitert. Die gleiche Erweiterung findet ohne Zweifel auch an der Stimmritze ſtatt. Endlich gehört es auch zu den weſentlichen begleitenden Erſcheinungen des Gähnens, daß man in der zweiten Hälfte des Einathmens im innern Ohre ein ſummendes Geräuſch empfindet. Bei dieſer ſubjectiven Empfindung kommt es wol auf die Luftſtrömung durch die Tuba Eustachii an, und da der Levator palati mollis zum Theil mit von der Tuba Eustachii entſpringt, ſo dürfte wol jenes Geräuſch als eine Folge der Bewegungen des Gaumens anzuſehen ſein.

Manche haben das Gähnen als eine krampfhafte Affection (der Geſichtsmuskeln? des Reſpirationsapparats?) bezeichnet. Die allmälig fortſchreitende Contraction einer ganzen Muskelgruppe, wie ſie beim Gähnen ſtattfindet, hat jedoch mit der raſchen Contraction der krampfhaft afficirten Muskelfaſer Nichts gemein; auch läßt eine ſorgſame Prüfung der Verhältniſſe, unter denen das gewöhnliche Gähnen bei geſunden Individuen ſich einzuſtellen pflegt, den Gedanken eines ſpaſtiſchen Elementes ſchwer aufkommen; denn eine ungenügende Anſpannung der geiſtigen Thätigkeit, der unfreiwillige und deshalb machtloſe Kampf zwiſchen geiſtiger Thätigkeit und geiſtiger Ruhe, d. h. zwiſchen Wachen und Schlafen, iſt zunächſt die Mutter des Gähnens. So gähnt man am leichteſten bei der Langeweile, mag man ſich dieſe ſelbſt in der Einſamkeit bereiten, oder mag ſie in der Geſellſchaft ſich einſchleichen bei mangelnder oder ſchleppender und geiſtloſer Unterhaltung, etwa beim Vorleſen eines ſchlechten Gedichtes, oder beim Anhören einer gleichgültigen Muſik u. ſ. w. Man gähnt ferner bei wirklicher Schläfrigkeit, namentlich auch nach dem Erwachen aus dem Schlafe, wenn die Dauer des genoſſenen Schlafes dem gewohnten Bedürfniſſe nicht entſprach, oder wenn der Wille fehlt, in den ganz wachen Zuſtand überzugehen, wir uns alſo gleichſam ſelbſt Langeweile bereiten. In den genannten Fällen kann man dem Gähnen die Bedeutung vindiciren, es ſolle durch daſſelbe die Hinneigung zum Schlafzuſtande überwältigt werden; denn durch die ſtarke Athmung entwickelt ſich offenbar eine größere Energie des kleinen Kreislaufs. Wenigſtens ſteht es mit dieſer Anſicht recht gut im Einklange, daß ſich dem Gähnen nach vorzeitigem Erwachen ein Dehnen und Recken der Glieder und ein Reiben der Augenlider zuzugeſellen pflegt, wodurch offenbar noch andere Muskelgruppen zur Thätigkeit des wachen Zuſtandes übergeführt werden. In dem ſo häufigen Gähnen kleiner Kinder, wenn ſie eben aus dem Schlafe erwacht ſind, kann man auch nur eine Beſtätigung jener Auffaſſung finden, zumal wenn man noch in Erwägung zieht, was eine aufmerkſame Beobachtung in der Kinderſtube leicht nachweiſt, daß nämlich häufig ein anderer organiſcher Vorgang mit dem Gähnen parallel geht. Wird nämlich ein eben erwachtes Kind zur Entleerung des Harnes in Bereitſchaft geſetzt, ſo kann man ziemlich ſicher darauf rechnen, daß der Harnſtrahl mit dem Eintritte des Gähnens zu fließen beginnt.

Wollte man die Sache noch beſtimmter in einen phyſiologiſchen Begriff faſſen, ſo könnte man auch etwa ſagen, das Gähnen ſei eine im Reſpirationsproceſſe verſuchte Ausgleichung eines Zwieſpaltes, einer Disharmonie zwiſchen Wachen und Schlafen.

Das Gähnen als ein vorübergehender Zuſtand macht einen gewiſſen Eindruck auf unſer körperliches Gefühl; die Empfindung, welche dadurch angeregt wird, iſt meiſtens ziemlich indifferent, im Ganzen darf ſie aber doch zu den angenehmen gezählt werden.

Vom Nervenſyſteme geht der Impuls zum Gähnen aus. Dies läßt ſich um ſo weniger in Abrede ſtellen, wenn man das Phänomen des ſich mittheilenden Gähnens in Erwägung zieht; denn auch im ganz wachen Zuſtande, wenn der Geiſt keineswegs durch Langeweile niedergehalten wird, kann einer zum Gähnen veranlaßt werden, wenn und weil er einen Andern gähnen ſieht. Begegnet ſo etwas in einer Geſellſchaft, die ſich vielleicht bis tief in die Nacht hinein verlängert, ſo braucht man um eine Erklärung vielleicht nicht grade verlegen zu ſein; denn wenn bei dem erſten Gähnenden Langeweile oder wirkliche Schläfrigkeit den Sieg über die wirkliche oder anſcheinende Heiterkeit der Geſellſchaft davon trug, ſo kann ja auch wol bei dem zweiten, bei dem dritten

Lübker's und Schröder's Lexikon der ſchleswig-holſteiniſchen Schriftſteller. 1. Abth. S. 284. Gaßner's Univerſallexikon der Tonkunſt S. 321. Den Neuen Nekrolog der Deutſchen. Jahrg. III. Heft 1. S. 9 fg.

Digitized by Google

Gähnenden die gleiche Urſache zu Grunde liegen, und man braucht nicht nothwendig an eine ſogenannte Mittheilung zu denken. Anders ſtehen aber die Sachen offenbar dann, wenn ein guter Komiker in einem Schauſpiele den Schlaftrunkenen zu ſpielen hat, der fortwährend gähnt und das ganze Haus zum Mitgähnen fortreißt, was um ſo eher geſchehen wird, je lebhafter der Komiker die Zuſchauer durch ſein Spiel zu feſſeln verſtand. Mit der Sympathie, welcher man ſonſt im Bereiche des Nervenlebens eine ſo breite Herrſchaft einräumte, iſt hier nicht auszureichen. Das Überſpringen eines gewiſſen Agens im Nervenſyſteme von einem Individuum zum andern würde nicht einmal für den Fall zur Erklärung ausreichen, wenn Jemand ganz allein iſt und durch die bloße lebhafte Vorſtellung des Gähnens wirklich zum Gähnen verführt wird. Mir ſcheint folgende Erklärung des ſich mittheilenden Gähnens auszureichen, welche Pierer (Anatomiſch-phyſiologiſches Realwörterbuch. 3. Bd. S. 181) gibt. Da das Gähnen den angenehmen Zuſtänden des körperlichen Befindens zuzuzählen iſt, ſo macht ſich, wenn wir einen Gähnenden erblicken, der in einer gewiſſen augenblicklichen Beziehung zu uns ſteht, der Eindruck der ſo oft vorher vom Gähnen empfundenen Behaglichkeit ganz unbewußt in unſerm Innern geltend; dieſe Idee drängt ſich in den Kreis der übrigen Vorſtellungen mit ein, und obwol ein auszugleichendes Misbehagen nicht vorhanden iſt, ſo wird doch die beim Gähnen betheiligte Muskelgruppe durch jene Vorſtellung in Wirkſamkeit verſetzt. Pierer weiſt auch auf die Analogie mit dem Tabaksſchnupfer hin, der, ſo oft er einen Andern ſchnupfen ſieht, verſucht wird, auch mit in die Doſe zu greifen, wenn er auch von ſich aus nicht darauf geführt worden wäre, in dieſem Augenblicke eine Priſe zu nehmen.

Die Bewegungen der verſchiedenen Theile erfolgen unwillkürlich beim Gähnen. Da aber die dabei betheiligten Muskelgruppen doch dem Willenseinfluſſe an und für ſich zugänglich ſind, ſo iſt es möglich, daß der Gähneimpuls durch die Kraft des Willens ganz oder partiell gebrochen wird, wenn uns die Umſtände dazu auffodern, dieſem in unſern ſocialen Beziehungen unſchicklich erachteten Acte keine Folge zu geben. Bei der partiellen Couſpirung des Gähnens kann es geſchehen, daß die Inſpirationsmuskeln des Thorax wie gewöhnlich beim Gähnen wirken, während die Kiefern durch den feſten Willen an einander gepreßt, die Lippen geſchloſſen bleiben, ſodaß der Luftſtrom durch den Naſenkanal ſtreicht. Dies verlangt aber beim Ausathmen mehr Anſtrengung, als beim Einathmen; denn beim Ausathmen dringt leicht ein Theil der Luft aus dem nur mühevoll durch die Lippen verſchloſſen gehaltenen Munde. In einem noch mehr beſchränkten Maße wirkt der Wille ein, wenn das Gähnen wie gewöhnlich von Statten geht, ausgenommen, daß die Einathmung nicht in einem langen Zuge geſchieht, ſondern aus mehren, durch Zwiſchenräume unterbrochenen Stößen beſteht.

Wir gähnen nun aber auch noch in manchen andern Fällen, namentlich auch in Krankheiten, und es weiſt das Gähnen dann im Allgemeinen auf eine Blutanhäufung im kleinen Kreislaufe hin, welche durch die tiefere Athmung beſeitigt werden ſoll. So gehört das Gähnen mit zu den Zeichen organiſcher Lungenkrankheiten, zu denen ſich Congeſtion geſellt. Man beobachtet es daher wol beim bevorſtehenden Fließen der Hämorrhoiden oder der Katamenien, bei Unterleibsſtockungen, bei anhaltender Verſtopfung, bei ſchwerer Verdauung, als Vorbote intermittirender Fieber nach heftigem, bis zur Athemloſigkeit fortgeſetztem Laufen. Allgemeine Körperſchwäche oder Schwächung des Nervenſyſtems führt auch leicht zu einer Überfüllung im kleinen Kreislaufe, und ſo kommt das Gähnen bei Übelkeit, bei Ohnmachten, beim Fieberfroſte, bei lange Hungernden, bei Nervenfiebern, bei Hirnkrankheiten, bei Hyſterie, Hypochondrie, Epilepſie vor. Das Gähnen iſt auch manchmal ein Vorbote der Niederkunft, und bisweilen läßt ein ungewöhnliches Gähnen die ſtattgefundene Empfängniß vermuthen. Das Gähnen nach ſtarkem Säfteverluſte iſt nur ein Zeichen der allgemeinen Kräfteerſchöpfung. Gähnen bei Eingenommenheit des Kopfes, bei Trägheit des Körpers und Geiſtes, bei gerötheten Wangen deutet auf Gehirncongeſtion und drohenden Schlagfluß. Das Gähnen beim Typhus, bei der Peſt, bei der Ruhr, beim gelben Fieber kann bisweilen den Tod verkünden.

Das Gähnen tritt manchmal mit ſolcher Andauer auf, daß es als ein wahrhaft kranker Zuſtand aufzufaſſen iſt. So beobachtete Coſchwitz (De morbis gravidarum et puerperarum) bei einer Schwangern ein anhaltendes Gähnen. (*F. W. Theile.*)

GÄHRUNG. Das Wort G ä h r u n g wurde ſchon weit früher, ehe die chemiſche Veränderung der organiſchen Körper Gegenſtand von wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen wurde, zur Bezeichnung einer Gruppe von Verwandlungen angewandt, deren Producte für die Technik und das geſellſchaftliche Leben von beſonderer Wichtigkeit waren (denn im entgegengeſetzten Falle würde man ſie nicht zu der damaligen Zeit der Beachtung würdig gefunden haben), und welche darin mit einander übereinſtimmten, daß ſie freiwillig, d. h. ohne daß der Menſch beſondere, künſtliche Hilfsmittel zur Anwendung brachte, ſtattfanden. Die von der Natur unter den gewöhnlichen Verhältniſſen geſtellten Bedingungen ſind aber eine gewiſſe, die Sommerwärme gewöhnlich nicht überſteigende, Temperatur, Gegenwart von Waſſer und in den meiſten Fällen auch Zutritt der atmoſphäriſchen Luft, im Beſonderen des Sauerſtoffs. So werden Zucker haltende Pflanzenſäfte unter dieſen Bedingungen einer Veränderung unterworfen, indem ſich der Zucker in Alkohol und Kohlenſäure zerlegt, ohne daß dabei aus der atmoſphäriſchen Luft irgend ein Stoff aufgenommen wird; dieſen Proceß belegte man mit dem Namen G ä h r u n g im Beſonderen, wobei dieſer Begriff auch das Merkmal enthielt, daß ſich aus der Flüſſigkeit eine Gasart entwickelte; unter anderen Verhältniſſen werden die Pflanzenſäfte aber nicht geiſtig, ſondern durch einen Gehalt an einer neu gebildeten Säure ſauer; Letzteres geſchieht beſonders nach ſtattgefundener g e i ſ t i g e r G ä h r u n g, worauf der Alkohol aus der atmoſphäriſchen Luft Sauerſtoff aufnimmt, und dadurch in Eſſigſäure und Waſſer zerfällt, ohne ein gasförmiges Product; im Weſentlichen unterſcheidet ſich hiernach dieſer letztere Proceß von

Digitized by Google

dem erſteren dadurch, daß bei jenem ein Stoff (Sauerſtoff) von der Flüſſigkeit aufgenommen wird, während im erſtern Falle ein reiner Zerlegungsproceß vorgeht.

Als in dieſem Jahrhunderte durch die Ausbildung der organiſchen Chemie auch ſolche chemiſche Zerſetzungen Gegenſtände gründlicher Unterſuchungen wurden, die weniger für die Technik von Bedeutung ſind, häuften ſich die Beobachtungen von Zerſetzungen, die in ähnlicher Weiſe freiwillig ſtattfinden, ſo an, und zugleich zeigte ſich eine ſo bedeutende Mannichfaltigkeit in dem Verlaufe des Proceſſes, daß man nothwendigerweiſe gezwungen ward, dieſe ſogenannten freiwilligen Zerſetzungen in ihrer Verſchiedenheit auch durch den Namen anzuzeigen; hierdurch iſt der Bezeichnung Gährung ein beſtimmterer Begriff zu Theil geworden.

Alle organiſchen Körper ſcheinen nach ihrem Tode dazu beſtimmt zu ſein, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen und den atmoſphäriſchen Einflüſſen ausgeſetzt ſind, eine Reihe von Veränderungen zu durchlaufen, bis ſie nach einer mehr oder minder langen Zeit in unorganiſche Stoffe, namentlich Kohlenſäure, Waſſer, Ammoniak und Salpeterſäure, aufgegangen ſind. Dieſe rein chemiſche Zerſetzung beginnt, ſobald die Lebensthätigkeit aufhört. Vornehmlich iſt es der Sauerſtoff der Luft, welcher die Veränderung einleitet; ſobald ſie aber eingeleitet iſt, geht die Zerſetzung bei Gegenwart von Waſſer und einer Temperatur über dem Gefrierpunkte auch ohne Sauerſtoff raſch vorwärts. Sobald z. B. ein Apfel, oder eine Kartoffel angeſchnitten wird, ſo zeigt die bald erfolgende Farbenänderung der Schnittfläche, daß eine Zerſetzung eingeleitet iſt; die Anregung geſchieht durch den Sauerſtoff der Luft; die Veränderung dringt aber von der verletzten Stelle, ohne daß der Sauerſtoff tiefer Eingang finden kann, weiter in das Innere, ſobald nur noch die oben angegebenen Bedingungen, Gegenwart von Waſſer und eine Temperatur über 0°, ſtattfinden; wird dieſen Bedingungen nicht genügt, d. h. vertreibt man das Waſſer, oder trocknet man die Gegenſtände, oder ſetzt man ſie einer ſehr niederen Temperatur aus, ſo wird der Zerſetzungsproceß aufgehalten.

Solche Zerſetzungsproceſſe nun, welche durch irgend eine äußere Urſache eingeleitet, bei Gegenwart von Waſſer und unter Einwirkung einer beſtimmten Temperatur, auch wenn die urſprüngliche Urſache zu wirken aufhört, ſich fortſetzen, bezeichnet man mit dem Namen Fäulniß. Die Anzahl der der Fäulniß fähigen Körper iſt nicht bedeutend; aber ſo gering dieſe Anzahl iſt, ſo ſind ſie doch ſo verbreitet in der organiſchen Natur, daß kein Theil eines organiſchen Weſens frei davon iſt. Hierhin gehören vornehmlich die Schwefel und Stickſtoff enthaltenden Theile der Pflanzen und Thiere, namentlich das Pflanzenalbumin, das Pflanzencaseïn, das Thieralbumin, das Thiercaseïn, Thierfibrin, die Leimgebilde, der thieriſche Schleim, die Excremente, Galle und Gehirn. Im Allgemeinen ſind die Producte der Fäulniß nicht hinlänglich unterſucht; nur in Bezug auf den Käſe und die Galle hat man genauere Reſultate erhalten.

Dieſe in Fäulniß begriffenen Subſtanzen haben nun die Eigenthümlichkeit, wenn ſie mit andern Körpern während der Fäulniß in Berührung kommen, in dieſen ebenfalls eine Zerſetzung anzuregen; dieſer bei den letzteren ſtattfindende Proceß wird Gährung genannt; die Bedingungen der Gährung ſind dieſelben, wie bei der Fäulniß, nämlich Gegenwart von Waſſer und eine angemeſſene Temperatur; der die Gährung einleitende oder faulende Körper heißt Gährungsmittel oder Ferment.

Nach dieſer Beſtimmung gehört demnach der Proceß, wornach ſich Alkohol unter Aufnahme von Sauerſtoff in Eſſigſäure und Waſſer verwandelt, und welcher meiſt mit dem Namen ſaure Gährung bezeichnet wird, nicht zu dem Begriffe Gährung, weil in den Gährungsproceſſen kein fremder Stoff aufgenommen wird.

Werden trockene Subſtanzen, z. B. Holz, unter Einfluß der Luft und deren Feuchtigkeit durch Aufnahme von Sauerſtoff zerſtört, ſo bezeichnet man dieſe Vorgänge mit dem Namen Verweſung.

Als eine fernere Art der freiwilligen Zerſetzungen ſind noch die bei abgeſchloſſener Luft in einer großen Tiefe ſtattfindenden Umwandlungen vornehmlich von Pflanzen, deren Producte, als Steinkohlen, Braunkohlen, Anthracit, foſſile Harze u. ſ. w., bekannt ſind, zu bemerken.

Was nun im Beſonderen die Gährungsproceſſe betrifft, ſo iſt zunächſt feſtzuhalten, daß diejenigen Körper, welche die Gährung dadurch, daß ſie in Fäulniß begriffen ſind, einleiten, alſo die Fermente in ihrer Wirkung höchſt verſchieden ſind, indem ſowol ein und daſſelbe Ferment bei verſchiedenen gährungsfähigen Materien verſchiedene Zerſetzungen hervorbringt, als auch verſchiedene Fermente in Berührung mit demſelben gährungsfähigen Stoffe verſchiedene Reſultate geben. In einigen Fällen hingegen können ſich verſchiedene Fermente, ohne die Wirkung zu ändern, vertreten, in andern Fällen aber ſpielt ein und daſſelbe Ferment, indem es ſelbſt verſchiedene Stadien der Zerſetzung durchläuft, die Rolle verſchiedener Fermente.

Die Producte, welche durch die Gährung zum Vorſchein kommen, ſind ihrer phyſikaliſchen Beſchaffenheit nach in Waſſer löslich und bei gewöhnlicher Temperatur flüſſig; andere ſind bei gewöhnlicher Temperatur gasförmig.

Ehe wir zu einer nähern Erörterung der verſchiedenen organiſchen Körper, welche der Gährung unterworfen ſind, übergehen, ſcheint es zweckmäßig, zuvor auf einen einzelnen Fall aus dem Gebiete der anorganiſchen Chemie aufmerkſam zu machen, deſſen Verlauf durchaus der Gährung der organiſchen Körper ähnlich iſt, und, da der Proceß ſelbſt höchſt einfach iſt, dazu dienen kann, die Gährung dieſer letzteren in ein helleres Licht zu ſetzen. Ich meine die Zerſetzung der edlen Metalloxyde durch Waſſerſtoffſuperoxyd. Es iſt bekannt, daß letzteres durch Berührung mit feinvertheilten Körpern, namentlich Kohle, feinvertheilten edlen Metallen, oder auch Manganhyperoxyd, veranlaßt wird, ſich in Waſſer und Sauerſtoff zu zerlegen; wendet man ſtatt dieſer hingegen Platinoxydhydrat, Goldoxyd, Silberoxyd, Queck-

Digitized by Google

ſilberoxyd oder auch Bleiſuperoxyd an, ſo fängt zunächſt das Waſſerſtoffſuperoxyd an, ſich durch Contactwirkung in der angegebenen Weiſe zu zerlegen, und dann veranlaßt es, gleichſam die Rolle des in Fäulniß (Zerſetzung) begriffenen Ferments ſpielend, durch Mittheilung der chemiſchen Thätigkeit auch die genannten Oxyde ſich zu zerlegen (zu gähren), wodurch als Zerſetzungsproducte Sauerſtoff und Metalle, oder, bei Anwendung von Bleiſuperoxyd, Bleioxyd entſteht.

Zu den Gährungen gehört zunächſt 1) die Umwandlung der Stärke in Gummi und beider in Traubenzucker durch Vermittelung von Diaſtas, oder auch Pflanzenkleber. Das Diaſtas bildet ſich beim Keimen der Gerſte, des Hafers und des Weizens; ſie iſt bis jetzt wol noch nicht ganz chemiſch rein dargeſtellt, und ihre Zuſammenletzung iſt noch nicht gehörig unterſucht; ſie enthält Stickſtoff, ſoll aber um ſo weniger enthalten, je reiner ſie iſt. Schon in dem Keimungsproceſſe der genannten Getreidekörner vermittelt ſie wahrſcheinlich die Umwandlung der Stärke in Gummi und Zucker, und thut es ebenſo, wenn ſie von den lebenden Organiſmen getrennt wird; namentlich wirkt ſie ſchnell in einer Temperatur von gegen 70°. Schon eine geringe Quantität Diaſtas, 1 Theil, verwandelt 2000 Th. Stärke in Dextrin und 1000 Th. in Traubenzucker.

Dieſer Gährungsproceß findet techniſch Anwendung bei der Darſtellung des Dextrins. Man bringt in einen Keſſel, der durch Dampf- oder Waſſerbad geheizt wird, 350—400 Th. Waſſer, und rührt, ſobald daſſelbe auf ungefähr 30° erwärmt iſt, 5 Th. gepulvertes Gerſtenmalz ein, läßt die Temperatur auf 60° ſteigen, ſetzt dann 100 Th. Stärke hinzu und miſcht Alles wohl mit einander. Man ſucht dann die Temperatur auf 70° zu erhalten, wenigſtens ſo, daß ſie weder unter 65° ſinkt, noch 75° erreicht. Nach 20—30 Minuten wird die Anfangs milchige und dicke Flüſſigkeit immer dünner; nun ſteigert man die Temperatur auf 95 — 100°, damit nicht die Zuckerbildung beginne, läßt die Flüſſigkeit ſich klären, filtrirt, dampft ſchnell ein und ſchäumt dabei ab. Hat die Flüſſigkeit nun eine dickere Conſiſtenz erhalten, ſo läßt man ſie erkalten, worauf die Maſſe zu einer Gallerte geſteht, welche man ſodann in Trockenſtuben trocknen kann.

Statt des Gerſtenmalzes kann man natürlich eine viel kleinere Menge Diaſtas anwenden.

Will man ſtatt Dextrin Trauben- und Schleimzucker gewinnen, ſo hat man nur nöthig, bei dem oben angegebenen Verfahren die Temperatur von 70° nicht 20—30 Minuten, ſondern ungefähr drei Stunden zu erhalten. Dieſe Einwirkung des im Gerſtenmalze enthaltenen Diaſtas auf Stärke hat in der Branntweinbrennerei und Bierbrauerei vielfache Anwendung gefunden.

Dieſelbe Einwirkung, wie das Diaſtas, hat auch der Kleber. So wird Stärkekleiſter, der noch eine geringe Beimengung von Kleber enthält, ſich ſelbſt überlaſſen, bei einer Temperatur von 20 — 24°, ſobald man das verdunſtende Waſſer ſtets erſetzt, nach 4 — 8 Wochen in ⅓ — ½ Zucker und $^{2}/_{10}$ — ⅕ Dextrin verwandelt, während ein Theil der Stärke meiſt unzerſetzt bleibt. Kirchhoff verſetzte Kleiſter, beſtehend aus 1 Th. Stärke und 12 Th. Waſſer, mit 1 Th. getrocknetem Kleber, und überließ das Gemenge in einem bedeckten Gefäße einer Temperatur von 62°. Dabei wurde die Maſſe immer dünnflüſſiger und hatte ſich in ein Gemenge von Dextrin und Zucker umgewandelt. Dieſe Umwandlung findet ſtatt ſowol beim Zutritte der Luft, als auch ohne dieſelbe. Durch die Umwandlung des Stärkemehls in Dextrin oder Zucker verliert das Diaſtas die Eigenſchaft, die Umwandlung weiter zu veranlaſſen, indem es ſelbſt eine chemiſche Umänderung erleidet.

Bei der Umänderung der Stärke in Dextrin iſt die procentiſche Zuſammenſetzung nicht geändert; es hat alſo die Zerſetzung des Diaſtas oder des Klebers nur eine Umänderung in dem gegenſeitigen Verhalten der einzelnen Theilchen veranlaßt. Geht das Dextrin weiter in Traubenzucker über, ſo werden die Elemente von 2 Äquivalenten Waſſer chemiſch gebunden, und 2 andere Äquivalente Waſſer werden in dem kryſtalliſirten Traubenzucker als Kryſtallwaſſer aufgenommen. Dieſe Einfachheit der chemiſchen Umwandlung wird aus den Äquivalentenformeln der Stärke, des Dextrins und der verſchiedenen Zuckerarten klar:

Stärke (Amylon) = $C^{12}H^{10}O^{10}$,
Dextringummi = $C^{12}H^{10}O^{10}$,
Waſſerfreier Milchzucker = $C^{12}H^{10}O^{10}$,
Kryſtalliſirter Milchzucker = $C^{12}H^{10}O^{10} + 2HO$,
Kryſtalliſirter Rohrzucker = $C^{12}H^{11}O^{11}$,
Waſſerfreier Fruchtzucker = $C^{12}H^{12}O^{12}$,
Waſſerfreier Traubenzucker = $C^{12}H^{12}O^{12}$,
Kryſtalliſirter Traubenzucker = $C^{12}H^{12}O^{12} + 2HO$.

2) Die Milchſäuregährung oder die Umwandlung von Stärke, Gummi, der verſchiedenen Zuckerarten und Pflanzenſchleim in Milchſäure iſt vorzüglich von Fremy und Boutron-Charlard zum Gegenſtande wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen gemacht. Nach ihnen verwandeln ſich die genannten Körper, wenn ſie in ihren wäſſerigen Löſungen mit Caſein (dem Käſeſtoffe aus der Milch), beſonders aus ſauer gewordener Milch, mit thieriſchen Membranen, oder mit den ſtickſtoffhaltigen Körpern, welche im Getreide enthalten ſind, einer gleichmäßigen Temperatur von 28—30° ausgeſetzt werden, in Milchſäure; dieſe Umwandlung geht um ſo raſcher von Statten, ſobald die entſtandene Milchſäure ſtets durch Kalk oder durch eine andere Baſis neutraliſirt wird. Dieſe Milchſäuregährung findet hauptſächlich beim Sauerwerden der Milch ſtatt, ferner bei der Gährung von Pflanzenſtoffen, des Sauerkrautes, der ſauren Gurken, der ſauer werdenden Krähenaugenmaſſe, im ſauer werdenden Mehlkleiſter, Hafergrütze, Reiswaſſer, ſauer werdender Gerberlohe u. ſ. w.; ſie ſtellt ſich, ſobald das Ferment in dem gehörigen Zuſtande der Zerſetzung begriffen iſt, auch ohne Zutritt von Sauerſtoff ein und ohne Ausſcheidung irgend eines andern Stoffes, als Waſſer; Stärke und Dextrin geben vielmehr gradezu in Milchſäure über. Dieſe Verwandlung wird klar aus der Äquivalentenformel der waſſerfreien Milchſäure = $C^{6}H^{5}O^{5}$, ſodaß $2(C^{6}H^{5}O^{5})$ = $C^{12}H^{10}O^{10}$ = 1 Äquival. Stärke = 1 Äquival. Dex-

Digitized by Google

trin = 1 Äquival. waſſerfreiem Milchzucker = 1 Äquival. kryſtalliſirtem Rohrzucker — 1 Äquival. Waſſer = 1 Äquioal. waſſerfreiem Traubenzucker — 2 Äquioal. Waſſer u. ſ. w. ſind.

Am bekannteſten iſt der Gährungsproceß der Milch. In der Milch ſind die für die Gährung weſentlichen Stoffe, Milchzucker und Caseïn, enthalten, letzteres im Durchſchnitt in einer Quantität von 4—5 Proc. Milchzucker wurde in Frauenmilch 0,88—1,29 Proc., Kuhmilch 3,5—3,6, Eſelinnenmilch 4,5, Stutenmilch 8,75, Ziegenmilch 4,38, Schafmilch 4,2 Proc. gefunden. In friſcher Milch iſt das Caseïn an Alkali gebunden und in dieſem Zuſtande aufgelöſt; geht hierauf, durch Umwandlung (Fäulniß) des Caseïns, der Milchzucker in Milchſäure über, ſo wird durch dieſelbe das Alkali geſättigt, und der Käſeſtoff ſcheidet ſich in Geſtalt einer Gallerte ab, in der man keine Gasblaſen wahrnimmt. Dieſe Veränderung der Milch beginnt ſogleich, ſobald ſie den thieriſchen Körper verlaſſen hat und mit der Luft in Berührung kommt; ſie wird beſchleunigt durch eine höhere Temperatur, durch Kälte aber verzögert. Setzt man der Milch, nachdem der darin enthaltene Milchzucker in Milchſäure übergegangen iſt, eine neue Quantität Milchzucker zu, ſo wird auch dieſer in Milchſäure umgewandelt; fügt man ſtatt des Milchzuckers Traubenzucker oder Rohrzucker zu, ſo erfolgt dieſelbe Umwandlung; unterſucht man die Miſchung, welcher man Rohrzucker zugeſetzt hat, bevor die Umänderung in Milchſäure beendigt iſt, ſo findet man einen Theil des Rohrzuckers in Traubenzucker umgewandelt, ſodaß es ſcheint, als ob nur Milchzucker und Traubenzucker direct in Milchſäure übergehen könnten, und daß der Rohrzucker ſich vorher in Traubenzucker umwandeln muß. — Bei der Milchſäuregährung entſteht auf eine unerklärbare Weiſe eine ſehr kleine Quantität Mannit. Dieſer läßt ſich, nachdem man die Milchſäure durch Kreide neutraliſirt hat, in der Mutterlauge des milchſauren Kalks nachweiſen, wenn man den Kalk durch Oxalſäure ausfällt, die ſaure Flüſſigkeit zur Syrupsdicke abdampft, den Rückſtand mit kochendem Alkohol behandelt und Äther zuſetzt.

Außer dem in Zerſetzung begriffenen Caseïn wirken auch andere ſtickſtoffhaltige Stoffe, unter andern in Fäulniß übergehendes Albumin von Thieren und Pflanzen, Fibrin und thieriſche Membranen als Gährungsmittel. Dieſe Stoffe faulen um ſo leichter, je weniger rein ſie ſind; ſo faulen z. B. thieriſche Membranen und Fibrin, wenn ſie mit Waſſer, Alkohol und Äther behandelt ſind, einzeln in Berührung mit Waſſer ſehr langſam, oft erſt nach Monaten; ſind ſie hingegen zuſammen und enthalten ſie vornehmlich noch Fett, ſo geht die Fäulniß durch gegenſeitige Anregung, und ſomit auch die Gährung, welche durch ſie vermittelt wird, höchſt raſch von Statten.

Ein ſehr häufig techniſch und in den Wirthſchaften angewandtes Mittel, die Milch zum Gerinnen zu bringen, iſt die Behandlung derſelben mit der Schleimhaut des Labmagens vom Kalbe. Werden wohl mit Waſſer gewaſchene Stücke dieſes Labmagens einige Stunden lang in Waſſer eingeweicht, und wird hierauf etwas von dem Waſſer zu friſcher Milch zugefügt und dieſe nun an einen mäßig warmen Ort geſtellt, ſo gerinnt die Milch in kurzer Zeit zu einer zuſammenhängenden Gallerte. Dieſe Wirkung tritt um ſo ſchneller ein, je länger die Haut mit Waſſer und Luft in Berührung war, d. h. in einem je höheren Stadium der Zerſetzung (aber nur bis zu einer gewiſſen Grenze) ſich dieſelbe befindet; in ganz friſchem Zuſtande hat ſie faſt gar keine Wirkung. In den Käſewirthſchaften der Schweiz und Englands, übrthaupt bei der Darſtellung von fettem Käſe, wendet man ſtets nur Lab an. Ein Theil des Milchzuckers wird hierdurch in Milchſäure verwandelt, welche das in der Milch enthaltene und mit dem Caseïn chemiſch verbundene Alkali neutraliſirt, und hierdurch das Caseïn zur Ausſcheidung bringt. Entfernt man das Caseïn, bevor das ſämmtliche Kali neutraliſirt iſt, ſo enthält das Caseïn noch ſämmtliche phosphorſaure Kalkerde und phosphorſaure Talkerde, welche in der Milch enthalten ſind; durch dieſe Verbindungen verliert der Käſe ſeine Leichtlöslichkeit in kohlenſauren Alkalien. Läßt man hingegen die Verwandlung des Milchzuckers in Milchſäure weiter fortgehen, ſo iſt der hierdurch erhaltene Käſe, da ihm die phosphorſauren Salze entnommen ſind, in Alkalien leicht löslich; dieſe letztere Eigenſchaft erhält auch der aus der neutralen Löſung durch Lab gefällte Käſe, wenn man ihn mit verdünnter Schwefelſäure behandelt. Aus demſelben Umſtande folgt auch, daß der ſüße Molken keine phosphorſauren Erden enthält, während dieſe im ſauren Molken in reichlicher Menge vorhanden ſind.

Mit derſelben Schleimhaut, welche Milch zum Gerinnen bringt, dadurch, daß ſie den Milchzucker in Milchſäure verwandelt, läßt ſich auch eine Zuckerlöſung in Milchſäure verwandeln. Jedoch iſt im Allgemeinen zu bemerken, daß dieſe Umwandlung nur in einem gewiſſen Stadium der Zerſetzung der Schleimhaut ſtattfindet, in einem ſpätern Stadium, wenn man ſie längere Zeit mit Luft und Waſſer in Berührung gelaſſen hat, vermittelt ſie die Umwandlung des Zuckers in Kohlenſäure und Alkohol.

3) **Die Butterſäuregährung**, oder **die Verwandlung der Milchſäure in Butterſäure, Kohlenſäure und Waſſerſtoff**, wurde zuerſt von Pelouze und Gélis beobachtet. Setzt man nämlich zu einer Löſung von 60 Gewichtstheilen Rohrzucker, Traubenzucker oder Milchzucker in 300—360 Th. Waſſer, 20 Th. Kreide und 3 Th. faulen mageren Käſe, und läßt das Gemenge an einem 30—35° warmen Orte ſtehen, am beſten in einer verſchloſſenen Flaſche, die mit einem Gasleitungsrohre verſehen iſt, ſo oerwandelt ſich die Maſſe nach einiger Zeit ohne Gasentwickelung durch die Milchſäuregährung in einen ſteifen, kryſtalliniſchen Brei von milchſaurem Kalk. Allmälig ſtellt ſich nun aber eine Entwickelung von Kohlenſäure und Waſſerſtoffgas ein, während die Maſſe dünnflüſſiger wird, und nach 5—6 Wochen findet man in der Löſung weſentlich nur butterſauren Kalk.

Engelhard und Maddrell haben gezeigt, daß der zuckerfreie, neutrale milchſaure Kalk bei ſeinem Übergange in butterſauren Kalk neben dieſem Salze kohlenſauren Kalk liefert, während ſich Kohlenſäure und Waſſerſtoffgas in dem Volumenverhältniſſe 3 : 4 entwickeln. Hieraus geht

Digitized by Google

hervor, daß 2 Äquival. milchſaurer Kalk = 2(CaO, $C^6H^5O^5$ + HO) ſich in 1 Äquival. butterſauren Kalk = CaO, $C^8H^8O^4$, 1 Äquival. kohlenſauren Kalk = CaO, CO^2, 3 Äquival. Kohlenſäure = 3 CO^2, und 4 Äquival. Waſſerſtoff zerlegen.

Nach Scharling bildet ſich Butterſäure, wenn man zerriebene Kartoffelmaſſe, aus welcher die Stärke ausgewaſchen worden iſt, ſich ſelbſt überläßt, wodurch ſie in Gährung kommt. Schubert rührte gekochte und zerriebene Kartoffeln mit Käſe und Waſſer an und ließ die Maſſe ſauer werden. Viel ſchneller als Caseïn ſoll Fleiſch als Ferment wirken, ſodaß bei Anwendung eines Gemenges von gekochten Kartoffeln mit Waſſer oder von Stärkekleiſter, Kreide und Fleiſch, wenn man es in die Wärme ſtellt, ſchon nach einigen Tagen die Butterſäurebildung vollendet iſt. Marchand fand, daß die Flüſſigkeit von ſauren Gurken ſehr viel Butterſäure enthält, und Larocque zeigte, daß mehre ſchleimige Pflanzen, z. B. Althäawurzel, Lilienzwiebeln, Quittenkörner, Flohſamen, Schwarzwurzel, Leinſamen und Samen von Trigonella foenum graecum, wenn man ſie mit einer gewiſſen Quantität Waſſer und kohlenſaurem Kalk der freiwilligen Verdunſtung überläßt, in Gährung kommen, Gaſe entwickeln und Butterſäure bilden, die ſich mit der Kalkerde vereinigt. Hierbei wandte er 500 Grammen friſche oder 334 Grammen trockene Althäawurzel und 4 Liter Waſſer an. Die Wurzel wurde vorher zerkleinert; am ſchnellſten ſauer wurden die friſchen Wurzeln. Von Zeit zu Zeit ſetzte er, um die Säure zu neutraliſiren, Kreide zu, wodurch die Säuerung beſchleunigt wurde. Die Maſſe entwickelte Gas, welches im Anfange nur Stickgas war, ſpäter aber erſchien Waſſerſtoffgas und Kohlenſäure. Nach 5—6 Wochen war die Gährung beendet. Als Rückſtand fand er nur das Zellgewebe, während alle löslichen Beſtandtheile, als Zucker, Mannit, Schleim, Gummi, Aſpargin u. ſ. w., zerſtört waren. Die Löſung enthielt butterſaure Kalkerde.

4) Von beſonderer techniſcher Wichtigkeit und von großer Bedeutung für das geſellſchaftliche Leben iſt die *Alkoholgährung* oder geiſtige Gährung, oder die *Umwandlung des Zuckers in Alkohol und Kohlenſäure*. Viele zuckerhaltige Pflanzenſäfte, namentlich Traubenſaft, Äpfelſaft u. ſ. f., gehen, wenn ſie vorübergehend der Luft ausgeſetzt waren, in Gährung über, wobei ſich die Temperatur, wenn ſie vorher 12° war, bis auf 20—24° erhöht; mit dem Abnehmen der Temperatur nimmt dann auch die Gährung ab, worauf der Zucker in Akohol und Kohlenſäure zerfallen iſt. Nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen iſt dieſe Umwandlung nur dem Trauben- und Frucht- oder Schleimzucker eigenthümlich; hingegen erleiden auch Rohr- und Milchzucker, nachdem ſie vorher durch dieſelben Gährungsmittel in Traubenzucker verwandelt ſind, dieſelbe Zerſetzung; Stärke (Amylum) und Dextrin, ſobald ſie auf die unter 1) angegebene Weiſe in Traubenzucker übergegangen ſind, geben, durch ein paſſendes Ferment angeregt, dieſelben Producte. Dieſes Ferment iſt in den genannten Pflanzenſäften ſchon an und für ſich enthalten als ein Schwefel und Stickſtoff enthaltender Stoff, der eine mit dem Pflanzenkleber, dem thieriſchen Caseïn und dem Legumin der Hülſenfrüchte (Pflanzencaseïn) übereinſtimmende Zuſammenſetzung hat. Um die Gährung reiner Zuckerlöſungen einzuleiten, ſetzt man meiſt ein unter dem Namen *Hefe* bekanntes Ferment zu. Die Art der Zerlegung erſieht man leicht aus den Formeln, indem 1 Äquival. waſſerfreier Traubenzucker = $C^{12}H^{12}O^{12}$ gleich iſt der Summe von 2 Äquival. Alkohol = 2($C^4H^6O^2$) und 4 Äquival. Kohlenſäure = 4 CO^2.

Der Verlauf dieſer Alkoholgährung läßt ſich am leichteſten aus einer kurzen Beſchreibung der bei der Weinbereitung, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei und beim Brodbacken vorkommenden Erſcheinungen erkennen.

Der *Wein* wird vornehmlich durch Gährung des Traubenſaftes, ſonſt aber auch durch Gährung anderer ſüßer Früchte bereitet. Die Hauptbeſtandtheile des Traubenweines ſind außer Alkohol, welcher durch Gährung des in den Weintrauben enthaltenen Trauben- und Fruchtzuckers entſteht, Waſſer, unzerſetzter Zucker, Weinſtein, Farbſtoff und eine ſehr geringe Quantität eines flüchtigen Öles, welches letztere das ſogenannte Aroma bedingt. Durch Auspreſſen der reifen Weintrauben erhält man den Moſt, eine Flüſſigkeit, die nach den verſchiedenen Traubenſorten, nach dem Klima und Boden, als Hauptbeſtandtheile Waſſer, Frucht- und Traubenzucker, Gummi, Farbſtoff, Weinſtein und jenen Schwefel und Stickſtoff enthaltenden Stoff, der in ſeiner Zuſammenſetzung mit dem Kleber, dem Thiercaseïn und dem Legumin übereinſtimmt, in verſchiedenen Verhältniſſen enthält. Der Moſt kommt, da der letztgenannte Stoff als Ferment wirkt, in Gährung; man läßt dieſelbe entweder in Fäſſern vor ſich gehen, nachdem die Hülſen entfernt ſind, und erhält ſo den *weißen* Wein, oder man läßt ihn einige Zeit lang über den Hülſen blauer Beeren gähren, damit aus dieſen nach und nach der Farbſtoff ausgezogen werde. Die Gährung tritt um ſo ſpäter ein und dauert längere Zeit, je zuckerreicher der Moſt iſt. Nachdem die erſte heftige Gährung vorüber iſt, klärt ſich der Moſt allmälig, indem am Boden der Fäſſer die *Unterhefe* und an der Oberfläche die Flüſſigkeit der *Oberhefe* erſcheint. Die Oberhefe wird nun abgenommen und das Faß verſpundet; nach Beendigung dieſer Hauptgährung tritt ſodann die ſtille oder Nachgährung ein, durch welche der Wein bis zu einer gewiſſen Grenze alkoholhaltiger oder geiſtreicher wird. Nach einer gewiſſen Zeit zieht man ihn ab, um ihn von der abgeſetzten Hefe zu befreien und die Gährung nun gänzlich aufzuheben. Die Stärke, d. h. der Alkoholgehalt des Weines, hängt von der Quantität des in dem Moſte enthaltenen Zuckers ab, welchen man, wenn die Trauben nicht gehörig ſüß ſind, oft noch abſichtlich hinzuſetzt, um die Säure des Weines von der Menge des aufgelöſten Weinſteins zu befreien. In den Rothweinen iſt meiſt eine ziemlich beträchtliche Menge Gerbſäure, aus den Hülſen entlehnt, vorhanden; dieſe bedingt den herben Geſchmack deſſelben. Die *ſüßen* Weine werden dadurch erzeugt, daß man vor der Gährung den Waſſergehalt, entweder indem man die Trauben etwas eintrocknen läßt, oder nach dem Keltern den Moſt durch Einkochen concentrirt, verringert; durch abſichtliche Verminderung der He-

Digitized by Google

ſen wird die Gährung eher unterbrochen, als der Zuckergehalt gänzlich zerſetzt iſt. Die *mouſſirenden* Weine verdanken die Eigenſchaft des Schäumens ihrem Kohlenſäuregehalte, welcher dadurch veranlaßt wird, daß der Moſt, noch ehe die Gährung beendet iſt, auf Flaſchen gezogen wird. Außer aus dem Safte der Trauben bereitet man auch Wein aus verſchiedenen anderen ſüßen Früchten, vornehmlich Äpfeln und Stachelbeeren. Dieſe Weine enthalten keine Weinſäure, ſondern Äpfelſäure; um den relativen Gehalt an letzterer zu vermindern, ſetzt man oft noch Waſſer zu den Säſten, und um die zu erzielende Weingeiſtmenge zu vergrößern, wird meiſt noch Zucker vor der Gährung hinzugefügt. Andere Weine ſind noch Birkenwein, aus dem Safte der Birken, Meth aus Honig und Stärkezuckerwein aus Stärkezucker. — Beſondere Beachtung verdient noch ein geiſtiges Getränk, Kumyß, welches die Perſer und Tataren aus der Milch der Stuten und Eſelinnen bereiten, beſonders deswegen, weil ſeine Darſtellung lehrt, daß auch Milchzucker unter beſonderen Verhältniſſen gährungsfähig iſt. Dieſe Völker laſſen die Milch in Schläuchen von ungegerbter Haut ſauer werden und ſchütteln dieſelbe ſo lange, bis ſich ein dicker Rahm an der Oberfläche gebildet hat.

Bier iſt ein Getränk, welches hauptſächlich aus Gerſte und Weizen, aber auch bisweilen aus anderen Getreidearten, Kartoffeln, Honig, Syrup bereitet wird. Das Bier unterſcheidet ſich vom Weine vornehmlich durch das Fehlen des Weinſteins und das Vorhandenſein einer mehr oder weniger großen Quantität unzerſetzten Zuckers, oder Dextrins.

Der Proceß des Bierbrauens iſt, ſobald Getreide, deſſen Stärkegehalt beſonders in Rechnung gezogen werden muß, verwandt wird, ein doppelter: 1) die Verwandlung der Stärke in Dextrin und Zucker, und 2) die Zerſetzung eines Theils deſſelben in Alkohol und Kohlenſäure. Der Stoff, durch welchen die Umwandlung der Stärke in Zucker veranlaßt wird, iſt das Diaſtas; es wird erzeugt durch das *Malzen*. Zuerſt wird das Getreide, meiſt Gerſte, in Waſſer 50 — 70 Stunden gequellt. Die aufgequellte Gerſte wird nun auf die Malztenne gebracht, wo ſie ſich, indem ſie zu keimen anfängt, erhitzt; ſobald als die Wurzelfaſern hervorgetreten ſind, ſucht man den Keimungsproceß zu unterbrechen, damit der jetzt gebildete Zucker nicht zur Ausbildung der Blätter verbraucht werde, und ſomit nicht für die Zerſetzung in Alkohol verloren gehe; dies geſchieht durch Umſchaufeln und Trocknen oder Darren. Das an der bloßen Luft ohne künſtliche Wärme getrocknete Malz heißt Luftmalz, das durch heiße Luft getrocknete Darrmalz; durch den verſchiedenen Grad der dabei angewandten Hitze wird die Farbe deſſelben bedingt, und von dieſer hängt zum Theil wiederum die Farbe des Bieres ab. Eine zu hohe Temperatur, über 60°, iſt unzweckmäßig, da durch die Hitze ein Theil des Zuckers zerſtört wird. Das auf dieſe Weiſe der Keimkraft beraubte Malz wird nun entweder allein, oder im Gemenge mit ungemalztem Getreide geſchroten, d. h. auf der Mühle grob gepulvert. Die geſchrotene Gerſte kommt nun in die Maiſchbottiche, um *eingemaiſcht* zu werden; dieſe Operation hat nicht nur zum Zweck, den in dem Malze enthaltenen Zucker und das Dextrin aufzulöſen, ſondern zugleich durch das im Malze enthaltene Diaſtas das noch nicht umgewandelte Stärkemehl in Dextrin oder Zucker zu verwandeln. Dies geſchieht in Bottichen mit doppeltem Boden, aus deſſen unterem Raume, nachdem das Schrot mit Waſſer von circa 60° einige Zeit lang behandelt iſt, die klare, ſüße Flüſſigkeit, die *Würze*, abgelaſſen wird. Die Würze wird nun in der Braupfanne oder im Braukeſſel gekocht. Das Kochen hat nicht allein zum Zweck, die Würze zu concentriren, ſondern auch die Verwandlung der Stärke in Zucker zu vervollſtändigen, das noch vorhandene Eiweiß zu coaguliren und den Hopfen auszuziehen. Hopfen ſetzt man zu einigen Bieren hinzu, um ihnen theils einen angenehmen, bittern, aromatiſchen Geſchmack zu geben, theils um das Bier haltbar zu machen, da durch denſelben Eiweiß und Stärke niedergeſchlagen werden. Nach Beendigung des Kochens wird die Würze abgekühlt; dies geſchieht meiſtens in einem flachen, großen, hölzernen Gefäße, dem Kühlſchiffe, welches, damit das Sauerwerden verhindert, oder die etwa gebildete Säure neutraliſirt werde, vorher mit Kalkmilch ausgeſcheuert ſein muß. Nach dem Abkühlen wird nun die zuckerreiche Würze dem zweiten Hauptproceſſe, der *Alkoholgährung*, unterworfen, welche entweder, und zwar vorzugsweiſe, in den Gährungsbottichen, oder ſeltener in Fäſſern vorgenommen wird. Zur Einleitung der Gährung, d. h. der Zerſetzung des Zuckers in Alkohol und Kohlenſäure, wird die Würze mit *Hefe* verſetzt, oder *geſtellt*, bei einer Temperatur von 10—14°. Nach Beendigung der Gährung wird das Bier auf Fäſſer gezogen, in denen es meiſt noch nachgährt.

Während der Zweck der Wein- und Bierbereitung iſt, Getränke zu erzielen, welche neben Waſſer und Alkohol andere nährende und wohlſchmeckende Subſtanzen enthalten, iſt es die Aufgabe der *Branntweinbrennerei*, einen ſoviel als möglich reinen, nur mit Waſſer vermiſchten, Alkohol oder Weingeiſt darzuſtellen. Da die ſchon angeführten Getränke, Wein und Bier, Alkohol enthalten, ſo würde man dieſen durch Deſtillation aus denſelben gewinnen können; jedoch iſt beim Bier die Verwandlung des Gummi's in Zucker und dann in Alkohol nicht vollſtändig vorgenommen, und daher kann die Darſtellung von Alkohol aus Bier nicht vortheilhaft ſein; in Ländern hingegen, wo der Wein wohlfeil iſt, vornehmlich in Frankreich, gewinnt man aus Wein einen wäſſerigen Alkohol, den man bei uns mit dem Namen Cognac oder Franzbranntwein bezeichnet; den Namen Sprit (esprit) führt der in Frankreich aus Wein bereitete ſtärkere Weingeiſt; aus dieſer früher nur allein bekannten Darſtellungsweiſe iſt der Name Branntwein (d. h. durch Erhitzung deſtillirter Wein) abzuleiten. — Vortheilhafter iſt die bei der Bierbrauerei angeführte Methode, welche darin beſteht, daß man zunächſt aus wohlfeilen, ſtärkehaltigen Subſtanzen eine zuckerhaltige Flüſſigkeit und aus letzterer dann durch geiſtige Gährung, welche ſich aber auf ſämmtlichen Zucker ausdehnen muß, eine alkoholhaltige Flüſſigkeit zu gewinnen ſucht; aus dieſer wird durch Deſtillation und

Digitized by Google

verſchiedene Reinigungsproceſſe ein mehr oder weniger concentrirter und reiner Alkohol dargeſtellt. Die zu dieſem Zwecke angewandten, Stärke enthaltenden Subſtanzen ſind entweder Getreide, oder Kartoffeln. Die Behandlung derſelben ſtimmt ziemlich mit der bei der Bierbrauerei ſtattfindenden überein; auf die Gährung, womit die Bierbrauerei ſchließt, folgt aber bei der Branntweinbrennerei noch die Deſtillation.

Nahe verwandt mit den angegebenen Erſcheinungen ſind die chemiſchen Proceſſe beim Brodbacken. Die Bereitung des ungegohrenen Brodes iſt ſehr einfach, da das Mehl mit Waſſer zu einem Teige angerührt und dann ſogleich durch Hitze getrocknet wird. Läßt man hingegen zwiſchen Kneten und Backen einige Zeit verſtreichen und ſetzt man den Teig während dieſer Zeit einer gelinden Wärme aus, ſo entſteht durch Einwirkung der ſtickſtoffhaltigen Subſtanzen, vornehmlich des Klebers auf Stärkemehl, Gummi und Zucker, während zu gleicher Zeit die Alkoholgährung ſich des urſprünglich im Mehle vorhandenen und des neu gebildeten Zuckers bemächtigt und durch die Milchſäuregährung ein Theil des Zuckers oder der Stärke in Milchſäure und auch wol durch die Butterſäuregährung ein Theil der Milchſäure in Butterſäure verwandelt wird; auch ſcheint ein Theil des Alkohols, durch die entſtandenen ſauren Subſtanzen veranlaßt, Sauerſtoff aufzunehmen und ſich in Eſſigſäure zu verwandeln. Die hierdurch entſtandenen Gaſe, ſowie das ſich verflüchtigende Waſſer, treiben das Brod auf und verurſachen die ſogenannten Augen oder Löcher. Die Gährung wird befördert durch Zuſatz eines Ferments, welches entweder Sauerteig oder Bierhefe iſt. Durch den Sauerteig wird die ſaure Gährung im Beſonderen befördert, ſodaß dadurch ein Theil des Alkohols in Eſſigſäure übergeht; daß zu gleicher Zeit aber auch die in dem Sauerteige enthaltene Milchſäure in Butterſäure verwandelt wird, wird bewieſen durch das Entweichen von Waſſerſtoff; während die in großer Quantität erſcheinende Kohlenſäure ſowol ein Product der Alkoholgährung, wie der Butterſäuregährung iſt. Beim Zuſatze von Hefe tritt hauptſächlich die Alkoholgährung ein; läßt man hingegen den Teig vor dem Backen ſehr lange ſtehen und ſetzt man nicht der fortſchreitenden geiſtigen Gährung ein Ziel, ſo verwandelt ſich der vorhandene Alkohol leicht in Eſſigſäure, die Entwickelung von Kohlenſäure, ſowie überhaupt von Gaſen, hört auf, und das Brod wird leicht feſt, und auch wol, wie dies bei dem durch Sauerteig in Gährung verſetzten Brode der Fall iſt, ſauer. — Der Verluſt an Brod, der durch die Gährung verurſacht wird, beträgt nach Thomſon 6½ Proc.; da nun im Grunde genommen die Gährung beim Brodbacken nur den Zweck hat, das Brod porös zu machen, oder in einen verdaulicheren Zuſtand zu verſetzen, ſo iſt man namentlich in England ſehr darauf bedacht geweſen, die Gasentwickelung, um nicht dem Mehle einen Theil ſeiner für die Ernährung vollkommen tauglichen Beſtandtheile zu entnehmen, durch abſichtlich hinzugeſetzte Stoffe zu vermitteln; dies geſchieht hauptſächlich dadurch, daß man dem Teige zuerſt eine gewiſſe Quantität doppelt kohlenſaures Natron und ſodann eine zur Bildung von Chlornatrium genau entſprechende Menge reiner Salzſäure zuſetzt. In Glasgow wendet man hierzu Alaun und doppelt kohlenſaures Natron an. Auf dieſe Weiſe erhält man, wenn eine gewiſſe Menge Mehl 15 Pfund gegohrenes Brod gab, nach dem neueren Verfahren 16 Pfund ungegohrenes.

5) Die ſchleimige Gährung. Gewiſſe zuckerhaltige Pflanzenſäfte, wie der Saft von Runkelrüben, Mohrrüben, Zwiebeln u. a. mehr, gehen bei einer gewiſſen Temperatur von 25—30° von ſelbſt in Gährung über; die gasförmigen Producte dieſer Gährung ſind nach Pelouze Kohlenſäure und in einzelnen Fällen auch Waſſerſtoff; außerdem fand Braconnot Mannit, Milchſäure und einen dem arabiſchen Gummi ähnlichen Körper, der nach Kircher auch in ſeiner chemiſchen Zuſammenſetzung identiſch mit dieſem Gummi iſt; wahrſcheinlich befindet ſich unter den Producten auch Bernſteinſäure, die Schmidt in Dorpat in allen gegohrenen Flüſſigkeiten entdeckte. In vielen Fällen findet man in der Flüſſigkeit keinen Alkohol, oder eine ſo geringe Quantität, daß ſie durchaus nicht dem Zuckergehalte der ungegohrenen Flüſſigkeit entſpricht. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß der Zucker in die obengenannten Stoffe zerlegt wird. Da die gegohrene Flüſſigkeit meiſtens durch den Gehalt an dem ſchleimigen Producte eine ziemlich dicke, fadenziehende Conſiſtenz erhält, ſo hat dieſe Art von Gährung den Namen ſchleimige Gährung erhalten.

Da die waſſerfreie Milchſäure $C^6H^5O^5$ und das arabiſche Gummi $C^{12}H^{10}O^{10}$ beide procentiſch ſo zuſammengeſetzt ſind, daß ſich durch Austreten von 1 oder 2 Äquivalenten Waſſer aus Zucker bilden können, ſo unterliegt die Erklärung ihrer Entſtehung durchaus keiner Schwierigkeit. Die Erzeugung des Mannits hingegen iſt noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Man hat für den Mannit zwei Formeln aufgeſtellt, welche beide ſehr nahe mit der procentiſchen Zuſammenſetzung deſſelben übereinſtimmen. Die eine Formel iſt $C^6H^7O^6$ (oder $C^{24}H^{28}O^{24}$), abgeleitet aus der Elementaranalyſe; die andere Formel, von Knop und Schnedermann auf die Analyſe der Mannitſchwefelſäure geſtützt, iſt $C^8H^9O^8$ (oder $C^{24}H^{27}O^{24}$); Aus beiden Formeln erhellt, daß der Mannit im Vergleich zum Traubenzucker einen Überſchuß von Waſſerſtoff enthält. Nimmt man an, daß die Entſtehung der Bernſteinſäure bei der ſchleimigen Gährung ſtattfindet, ſo läßt ſich der Proceß für die Formel des Mannits $C^8H^9O^8$ in der Weiſe erklären, daß 1 Äquival. waſſerfreier Traubenzucker ſich gradezu in 1 Äquival. Bernſteinſäure und 1 Äquival. Mannit zerlegt, da $C^{12}H^{12}O^{12} = C^4H^3O^4 + C^8H^9O^8$ iſt. Nimmt man $C^6H^7O^6$ als Formel der Bernſteinſäure an, ſo könnten ſich möglicherweiſe 5 Äquival. Traubenzucker in 6 Äquival. Mannit und 6 Äquival. Bernſteinſäure zerlegt haben, indem $5(C^{12}H^{12}O^{12}) = 6(C^6H^7O^6) + 6(C^4H^3O^4)$ iſt.

6) Die Gallusſäuregährung, oder die freiwillige Umwandlung der Gerbſäure in Gallusſäure und ein anderes (unbeſtimmtes) Product. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß Gerbſäure, ſich ſelbſt überlaſſen, an der Luft ſchimmelt und Gallusſäure abſetzt;

Digitized by Google

Robiquet fand nun, daß dieſe Umwandlung viel raſcher und auch bei Abſchluß der Luft vor ſich geht, wenn der Löſung etwas Galläpfelpulver zugeſetzt wird, ſelbſt wenn dieſes vorher vollſtändig mit Äther ausgezogen iſt. Larocque ſtellte weitere Verſuche darüber an, und fand, daß in den Galläpfeln eine ſtickſtoffhaltige, in Waſſer lösliche Subſtanz enthalten ſei, welche in Ferment übergehen kann, und dann im Weſentlichen die Eigenſchaft der Bierhefe beſitzt. In einer in Zerſetzung begriffenen Galläpfelinfuſion bemerkte er unter dem Mikroſkop $^1/_{400}$—$^1/_{300}$ mm im Durchmeſſer haltende, kettenförmig an einander gereihte Kügelchen, welche ebenſo das Zerfallen des Zuckers in Alkohol und Kohlenſäure, wie die Umwandlung der Gerbſäure in Gallusſäure veranlaßten; es wurde hierbei keine Kohlenſäureentwickelung bemerkt, dagegen entſteht ein brauner, bitter ſchmeckender Körper, der aber nicht weiter unterſucht wurde. Bierhefe verwandelt die Gerbſäure ganz auf dieſelbe Weiſe, wie das aus den Galläpfeln ſich bildende Ferment, und ebenſo verhindern dieſelben Mittel, welche bei der Alkoholgährung aufhebend einwirken, auch die Gallusſäuregährung.

Nach Wetherill ſollen Gerbſäure und Gallusſäure zu einander in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtehen, wie Amylon und Zucker, ſodaß durch eine einfache Waſſeraufnahme die erſtere in Gallusſäure übergeführt werden kann. Gegen dieſe Auffaſſung ſprechen hingegen die für die Zuſammenſetzung der beiden Säuren gefundenen Formeln; denn die Zuſammenſetzung der bei 100° getrockneten Gerbſäure iſt $C^{18}H^{8}O^{12}$, die Zuſammenſetzung der kryſtalliſirten Gallusſäure $C^{7}H^{4}O^{6}$; hiernach ſind

18 Äquival. Gallusſäure $= C^{126}H^{72}O^{108}$, und
7 Äquival. Gerbſäure $= C^{126}H^{56}O^{84}$;

addirt man zu letzterer 16 Äquival. Waſſer, ſo würde beides zuſammen durch die Formel $C^{126}H^{72}O^{100}$ ausgedrückt werden können; hieraus ergibt ſich, daß die Gallusſäure bei gleichen Quantitäten von Kohlenſtoff und Waſſerſtoff mehr Sauerſtoff enthält, als die Gerbſäure, und daß alſo die Gallusſäure nicht durch bloße Waſſeraufnahme aus der Gerbſäure entſtanden ſein kann, daß ſie vielmehr noch Sauerſtoff aufgenommen hat. Das Wahrſcheinlichſte iſt demnach, daß jener oben genannte braune Körper ein Product der Zerſetzung iſt, und ſomit nach Analogie der geiſtigen Gährung dem ſauerſtoffärmeren Alkohol entſpricht, während die ſauerſtoffreiche Gallusſäure mit der ſauerſtoffreichen Kohlenſäure zu vergleichen ſein würde. Jedoch ließe ſich dieſe Umwandlung vielleicht auch an einen Verweſungsproceß knüpfen.

7) Von den Gährungen ſtickſtoffhaltiger Stoffe iſt die Gährung des Amygdalins, oder die freiwillige Zerſetzung des Amygdalins in Blauſäure, Benzoylwaſſerſtoff und Zucker, von beſonderer Wichtigkeit. Das Amygdalin, in waſſerfreiem Zuſtande von der Zuſammenſetzung $C^{40}H^{27}NO^{22}$, iſt ein Beſtandtheil der bitteren Mandeln, und bildet ſeidenglänzende Schuppen, oder kurze Nadeln, welche ohne Geruch ſind, aber ſchwach bittermandelartig ſchmecken. In Waſſer iſt es leicht löslich und kryſtalliſirt aus einer bei 40° geſättigten Löſung beim Erkalten in durchſichtigen Prismen, welche 6 Atome Waſſer enthalten, von denen aber zwei, ſobald die Kryſtalle über concentrirter Schwefelſäure getrocknet werden, fortgehen, ſodaß die rückſtändige Verbindung $= C^{40}H^{27}NO^{22} + 4HO$ iſt. Ferner beſteht das Weiße, ſowol der ſüßen, als auch der bittern Mandeln zum großen Theil aus einer Materie, die ſehr ausgezeichnet iſt durch die Zerſetzung, welche ſie bei Gegenwart von Waſſer ſelbſt erleidet, und wenn ſie mit Amygdalin in Berührung kommt, auf dieſes überträgt. Liebig und Wöhler bezeichneten dieſen Stoff mit dem Namen Emulſin, Robiquet, der ihn zuerſt rein darſtellte, nannte ihn ſpäter Synaptas. Nach dem Trocknen ſtellt es eine weiße, hornartige, harte, brüchige, undurchſichtige, poröſe Maſſe dar, die ſehr leicht löslich in kaltem Waſſer iſt, bei 60° aber wie Eiweiß coagulirt. Die wäſſerige Löſung fault ſehr leicht. Löſt man nun 10 Th. Amygdalin in 100 Th. Waſſer und ſetzt eine Emulſion von Mandeln, oder eine Auflöſung von 1 Th. Synaptas in 10 Th. Waſſer hinzu, ſo wird die Flüſſigkeit bald trübe und nimmt den Geruch von Benzoylwaſſerſtoff (Bittermandelöl) an. Bei der Deſtillation erhält man als Deſtillat Blauſäure und Benzoylwaſſerſtoff, während die rückſtändige Flüſſigkeit coagulirtes Synaptas und kryſtalliſirbaren Zucker enthält. Hiernach hat ſich 1 Äquival. Amygdalin und 4 Äquival. Waſſer zerlegt in 1 Äquival. Blauſäure, 1 Äquival. Benzoylwaſſerſtoff und 2 Äquival. Zucker, indem $C^{40}H^{27}NO^{22} + 4HO = C^{2}HN + C^{14}H^{6}O^{2} + 2(C^{12}H^{12}O^{12})$ iſt. Die vollſtändige Zerſetzung iſt abhängig von der Menge des Waſſers, worin Amygdalin und Synaptas gelöſt ſind; beträgt ſie weniger, als der abgeſchiedene Benzoylwaſſerſtoff bedarf, um darin gelöſt zu werden, ſo bleibt eine entſprechende Menge Amygdalin unzerſetzt; coagulirtes Synaptas hat keine ſichtbare Wirkung auf Amygdalin. Daher muß bei der Deſtillation der Bittermandelkleie zum Behufe der Darſtellung des Bittermandelöls und der in der Arzneikunde gebräuchlichen deſtillirten Waſſer die Kleie mit etwa 20 Th. lauwarmem Waſſer angerührt und dieſes Gemenge 24 Stunden ſich ſelbſt überlaſſen bleiben.

8) In Berührung mit demſelben Fermente (Synaptas) zerfällt nach Liebig das Salicin in Saligenin und Zucker; 1 Äquival. Salicin und 2 Äquival. Waſſer enthalten die Elemente von 1 Äquival. Saligenin und 1 Äquival. Zucker, indem $C^{26}H^{18}O^{14} + 2HO = C^{14}H^{8}O^{4} + C^{12}H^{12}O^{12}$ iſt. — Bei den vorhererwähnten Gährungsproceſſen iſt, um die Gährung einzuleiten, nur eine anfängliche Einwirkung von Sauerſtoff nothwendig, worauf ſich auch bei Abſchluß von Luft die Gährung fortſetzt, oder mit andern Worten: es vertreten ſtickſtoffhaltige, in dem Zuſtande der Fäulniß befindliche Stoffe die Stelle des Ferments. In mehren andern Fällen iſt hingegen ein fortwährender Zutritt von Sauerſtoff erfoderlich, indem das Ferment nicht durch den Zuſtand der Fäulniß, ſondern durch den Zuſtand der Verweſung die Gährung anregt. Hierhin gehört:

9) Die Harngährung, oder die Umwandlung des Harnſtoffs mit Waſſer in kohlenſaures Ammoniak. Eine wäſſerige Löſung von reinem Harnſtoff zerſetzt ſich nicht; enthält die Löſung hingegen Schleim,

ſo wird unter Sauerſtoffabſorption kohlenſaures Ammoniak gebildet. Wenn friſcher Harn in einem Gefäße mit Luft eingeſchloſſen iſt, ſo wird der Sauerſtoff der Luft abſorbirt und eine gewiſſe Menge Harnſtoff zerſetzt; mit dem Verſchwinden des Sauerſtoffs hat die Zerſetzung des Harnſtoffs eine Grenze; wenn der Sauerſtoff erneuert wird, ſo zerſetzt ſich eine neue Quantität Harnſtoff, bis zuletzt bei unbeſchränktem Luftzutritte aller Harnſtoff verwandelt iſt. Die Zerſetzung findet in der Weiſe ſtatt, daß 1 Äquival. Harnſtoff mit 2 Äquival. Waſſer ſich in 2 Äquival. kohlenſaures Ammoniak zerſetzen, indem $C^2N^2H^4O^2 + 2HO = 2(NH^3, CO^2)$ iſt.

Neben dem kohlenſauren Ammoniak entſteht eine gewiſſe Menge Eſſigſäure, die im friſchen normalen Harn fehlt; letztere iſt offenbar das Reſultat eines Oxydations- oder Verweſungsproceſſes, durch welchen der Gährungsproceß des Harnſtoffs vermittelt wird.

Durch ein paſſendes Ferment kann hingegen der Harnſtoff auch *ohne* Luftzutritt in dieſe Gährung verſetzt werden; dieſes Ferment iſt der in altem, faulem Harn ſich bildende weißgraue Abſatz.

10) Eine *Gährung der Fette* findet bei dem im Handel vorkommenden Palmöle ſtatt; dieſes enthält einen Stoff beigemengt, der bei Luftzutritt auf die darin enthaltenen Glyceryloxydverbindungen gleich einem Fermente wirkt; in altem Palmöle iſt die Gegenwart von Margarin- und Ölſäure, ſowie von Glyceryloxyd (Ölſüß) von Pelouze nachgewieſen worden.

11) Eine beſondere Art der Gährung erleidet noch das *Leucin*, wenn es in ſeiner wäſſerigen Löſung mit einer Spur von faulendem Fibrin in Berührung kommt; es zerſetzt ſich ſodann ſehr raſch beim Luftzutritt, und man findet in der Flüſſigkeit eine reichliche Menge *baldrianſaures* Ammoniak. Ohne Zuſatz von faulendem Fibrin geht das Leucin nicht in Zerſetzung über. Da Leucin in großer Menge bei der Fäulniß des Caseïns entſteht, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſich das baldrianſaure Ammoniak, welches man als Beſtandtheil des ſtinkenden Käſes gefunden hat, durch Zerſetzung des Leucins bildet.

12) Die *Zerſetzungen der Hauptbeſtandtheile der Galle* ſind wahrſcheinlich ebenſo als Gährungen zu bezeichnen, und werden durch eine kleine Quantität von beigemiſchtem Schleim bedingt, ohne welchen ſie nicht in dieſe Zerſetzungen übergehen.

Wenn nun auch in den meiſten der hier genannten Fälle die Producte der Gährung und die Bedingungen, unter welchen die Gährung ſtattfindet, genau erforſcht ſind, ſo bleibt doch das Weſen der Gährung, d. h. die Art und Weiſe, wie durch die Zerſetzung der faulenden Körper oder der Fermente die Zerſetzung der gährenden Körper verurſacht werden kann, größtentheils noch ein Räthſel. Am tiefſten iſt man noch in die Geheimniſſe der Alkoholgährung eingedrungen, und hat dann die auf dieſen beſonderen Fall geſtützte Theorie auf die übrigen Gährungsfälle zu übertragen verſucht; ob man aber darin recht thut, iſt noch zu bezweifeln, da einzelne Erfahrungen ſich nicht mit dieſer Theorie in Einklang bringen laſſen.

Während die Gährung des Traubenſaftes und der Bierwürze bildet ſich nämlich ein gelblichgrauer Abſatz, *Hefe* genannt, der, wie ſchon früher erwähnt, im höchſten Grade die Eigenſchaft beſitzt, Zuckerwaſſer, womit man ſie in Berührung bringt, in Gährung zu verſetzen; im Falle, daß außer Zucker auch ſchwefel- und ſtickſtoffhaltige Körper in der Flüſſigkeit enthalten ſind, nimmt die Quantität der Hefe bedeutend zu. Die *Bier-* und *Weinhefe* beſteht nach den Unterſuchungen von Cagniard-Latour, Schwan, Kützing, Quevenne, Mitſcherlich und Blondeau aus kleinen Kügelchen oder Bläschen (Zellen) von meiſt ovaler Form und höchſtens 0,01 mm Dimenſion. Nach Mitſcherlich laſſen ſich in der Bierhefe zwei Formen unterſcheiden; die eine vermehrt ſich hauptſächlich bei einer Temperatur von 0—7°, und findet ſich am beſten ausgebildet im bairiſchen Bier; die andere bildet ſich vorzugsweiſe bei 25° und etwas darunter, und läßt ſich beſonders im Weißbier beobachten. Beobachtet man eine einzelne Hefenzelle in einem Malzauszuge unter dem Mikroſkope, ſo bemerkt man, daß ſich nach einiger Zeit eine Ausbauchung bildet, die Anfangs als ein Pünktchen erſcheint und allmälig bis zu der Größe der Mutterzelle zunimmt; dadurch, daß ſowol die älteren, ſowie die neu hinzukommenden Zellen ſtets neue hervorbringen, vermehrt ſich ihre Anzahl bald zu einem Haufwerk von einzelnen zuſammenhängenden Zellen. Jede einzelne Zelle enthält eine klare Flüſſigkeit in einer Haut eingeſchloſſen, ſodaß keine Verbindung der Flüſſigkeit zwiſchen den einzelnen Zellen ſtattfindet. Einige Zeit, nachdem die Zelle die gehörige Größe erreicht hat, bilden ſich im Innern derſelben Kügelchen aus, die ſich zuweilen raſch bewegen, zum Beweiſe, daß ſie in einer Flüſſigkeit ſchwimmen. Nach längerer Zeit ändert ſich der ganze Inhalt der Zelle in ſolche Kügelchen um, die ſich bisweilen zuſammenlegen, ſodaß die Wand getrennt vom Inhalte erſcheint. Die Bildung neuer Zellen an der Außenwand einer alten findet nur bei der Oberhefe ſtatt, während die Unterhefe aus einer Menge einzelner Zellen von ſehr verſchiedener Größe beſteht, die weſentlich nicht von den Zellen der Oberhefe verſchieden ſind; wahrſcheinlich vermehren ſie ſich in der Weiſe, daß eine Zelle platzt und daß aus jedem Körnchen des Inhalts ſich eine neue Zelle bildet.

Desmazières hielt die Hefe für Thierchen, Mycoderma; hingegen iſt man jetzt darüber faſt allgemein der Anſicht, daß ſie als einfachſte Zelle die niedrigſte Stufe der Pflanzenwelt einnimmt. Gewöhnlich bezeichnet man ſie daher mit dem Namen Hefenpilz. Nach Blondeau enthält die Hefe zwei verſchiedene Arten von Pilzen, nämlich torvula cerevisiae und penicillum glaucum. Die erſtere bildet durchſichtige Kugeln, die ſich mit großer Schnelligkeit vermehren, aber ſtets getrennt bleiben und ſich nicht zweigförmig ausbreiten; ihr Durchmeſſer beträgt im Mittel 0,01 mm. Penicillum glaucum findet ſich zugleich damit in der Form von Kugeln vor, die höchſtens einen Durchmeſſer von 1/100 mm haben; beide Pilze laſſen ſich durch Filtration trennen, indem letztere durch das Filter gehen, erſtere hingegen zurückbleiben. Penicillum vermehrt ſich zuerſt in der Form von Kügelchen, die ſich aber

Digitized by Google

bald verlängern und zu Zweigen vereinigen. Bringt man zu den durch das Filter gegangenen Kügelchen von penicillum Zucker, ſo entſtehen bald die Verzweigungen und der Zucker geht in Milchſäure über. Die auf dem Filter gebliebene torvula führt denſelben Zucker raſch in Alkoholgährung über. Daſſelbe penicillum veranlaßt, nach Blondeau, den Übergang der Milchſäure in Butterſäure, Kohlenſäure und Waſſerſtoffgas, ſowie den des Harnſtoffs in kohlenſaures Ammoniak. Die Keime dieſer Pilze ſind, nach Blondeau, im Mehle, Traubenſafte u. ſ. w. nachweisbar.

Schloßberger und Mulder analyſirten ſowol die Ober- als auch die Unterhefe. Sie rührten gewöhnliche Hefe mit Waſſer an, ließen ſie abſetzen und ſeihten ſie ſodann durch feine Leinwand, wobei die Hefenzellen mit Leichtigkeit durchgehen. Die Hefenzellen wurden ſodann noch mit Alkohol und Äther behandelt. Ihre Zuſammenſetzung war, nachdem ſie bei 100° getrocknet waren, nach mehren Unterſuchungen im Durchſchnitt folgende:

	Oberhefe.	Unterhefe.
Kohlenſtoff	49,5	47,5
Stickſtoff	6,6	6,5
Waſſerſtoff	12,1	9,8
Sauerſtoff	31,3	36,2
Verluſt	0,5	0,0
	100,0	100,0

Außerdem enthielt die Hefe eine kleine Quantität Schwefel und 2,5 — 3,5 Proc. Aſche. Vergleicht man dieſe Analyſen mit denen anderer Chemiker, ſo ergeben ſich beſonders in Bezug auf den Stickſtoffgehalt bedeutende Verſchiedenheiten; letzterer ward von Dumas 15 Proc., von Mitſcherlich 10 Proc. und von Marcet nur 7 Proc. angegeben. Daraus folgt, daß die Hefe nach der Dauer der Gährung verſchieden zuſammengeſetzt iſt, und daß ſie zugleich mit dem Zucker eine fortwährende Veränderung erleidet; dieſes ſtimmt auch mit Döbereiner's und Thénard's Angaben überein, nach denen der Stickſtoffgehalt bei der Gährung in der Form von Ammoniak austritt; auch iſt der Rückſtand der Hefen, wenn ſie bei einem Überſchuſſe von Zucker zu wirken aufgehört haben, Hordeïn genannt, ganz ohne Stickſtoff.

Es iſt ferner ſchon oben erwähnt, daß man die Hefe unter dem Mikroſkop aus zwei verſchiedenen Subſtanzen zuſammengeſetzt fand. Schloßberger trennte durch Behandlung mit ſehr verdünnter Kalilauge die beiden Subſtanzen von einander; die innere Subſtanz löſte ſich auf, während die äußere Zellenhaut zurückblieb. Durch Säuren ließ ſich die in Kali gelöſte innere Subſtanz ausfällen und erſchien in weißen Flocken, die nach dem Trocknen ſpröde, hornartig und gelb wurden; in Eſſigſäure war ſie löslich. Die Zuſammenſetzung derſelben näherte ſich der von Mulder für das Caseïn gefundene:

	Innere Hefenſubſtanz.	Caseïn.
Kohlenſtoff	55,1	54,4
Waſſerſtoff	7,5	7,3
Stickſtoff	14,0	14,0
Sauerſtoff	23,4	24,3

Dagegen zeigten die Zellenwände die Zuſammenſetzung der Celluloſe oder Holzfaſer. Sie werden weder von Alkalien, noch von kalten, verdünnten Säuren angegriffen, aber durch langes Kochen mit verdünnter Schwefelſäure in Traubenzucker verwandelt. In 100 Theilen dieſer Zellenhäute fand Schloßberger 44,7 Kohlenſtoff, 6,6 Waſſerſtoff und 8,7 Sauerſtoff, ziemlich genau übereinſtimmend mit der Zellenmembran der Flechten und Schwämme. Der Kohlenſtoffgehalt iſt nur um 0,3 Proc. größer als der des Amylums.

Die Analyſe der Hefenaſche gab nach Mitſcherlich folgendes Reſultat:

	Unterhefe.	Friſche Oberhefe.
Phosphorſäure	39,5	41,8
Kali	28,3	39,5
Phosphorſaure Magneſia = $2MgO, PO^5$	22,6	16,8
Phosphorſaure Kalkerde = $2CaO, PO^5$	9,7	2,3

Wäſcht man Hefe mit kaltem Waſſer, ſo verliert ſie nur ſehr wenig von ihrer Wirkung, und ſelbſt das Waſchwaſſer erlangt nach längerer Zeit, nachdem ſich wahrſcheinlich neue Zellen gebildet haben, die Fähigkeit Zuckerwaſſer in Gährung zu verſetzen; kocht man hingegen die Hefe 4 — 5 Minuten lang in Waſſer, ſo verliert ſie gänzlich ihre Wirkung, und erlangt ſie erſt in ſchwächerem Grade nach 12 — 15 Stunden wieder; auch durch Austrocknen bei 100° verliert ſie ſehr an Kraft; hingegen iſt eine Einwirkung einer Kälte von — 12° von keinem beſondern Einfluſſe. Läßt man die Hefe einige Tage lang, ohne daß ſie auf Zuckerwaſſer einwirken kann, ſtehen, ſo verliert ſie ihre Gährungsfähigkeit gänzlich. Starker Alkohol, Creoſot, Mineralſäuren, Oxalſäure, Blauſäure, Queckſilberſublimat, Queckſilberoxyd und Alkalien heben die Wirkung der Hefe auf; während arſenige Säure, Gerbſtoff, Alaun, Bleizucker nur die Kraft der Hefe ſchwächen, ohne den Eintritt der Gährung zu verhindern. Einige Salze, wie ſchwefelſaures Kali, eſſigſaures Natron, Calomel u. a. m., ſcheinen ſich ganz indifferent zu verhalten; hingegen wirken geringe Mengen vegetabiliſcher Säuren, namentlich Weinſäure, vortheilhaft auf die Beſchleunigung der Gährung.

Als man die Hefenzellen noch als Thiere anſah, erklärte man ihre Einwirkung auf Zucker in der Weiſe, daß die Gährungsproducte, Alkohol und Kohlenſäure, Reſultate des Verdauungsproceſſes ſeien. Auch jetzt noch, wo es erwieſen iſt, daß die Hefe aus pflanzlichen Gebilden beſteht, ſchreibt Blondeau die Wirkung derſelben der Lebenskraft zu, welche ſchwache Verwandtſchaften aufheben könne; hiergegen ſtreitet aber in jedem Falle die bekannte Erfahrung, daß die Summe der bei der Gährung erſcheinenden Alkohol- und Kohlenſäuregewichte grade gleich iſt dem Gewichte des zerſetzten Zuckers, und daß alſo kein Beſtandtheil des Zuckers zur Ernährung der Hefe dienen kann; vielmehr wird durch Vergleichung dieſer Gewichtsmengen unwiderlegbar dargethan, daß eine jede dieſer Zerſetzungen, nämlich die Zerſetzung der ſtickſtoffhaltigen Stoffe, des Ferments und des Zuckers, für ſich ſtattfinden, oder ſich wenigſtens nicht gegenſeitig ihre Beſtandtheile entzie-

Digitized by Google

hen, d. h. der Alkohol und die Kohlenſäure entſtehen nur aus dem Zucker, die Hefe aber nährt ſich, oder bildet ſich ſo lange aus den ſtickſtoffhaltigen Beſtandtheilen der gährenden Flüſſigkeiten, als noch Stickſtoff vorhanden iſt, wobei Ammoniak als durch den Lebensproceß ausgeſchiedenes Product erſcheint; der Reſt der Hefe iſt dann ſtickſtofffrei und beſteht wahrſcheinlich nur aus den Zellenwänden.

Berzelius und Mitſcherlich bringen die Wirkungsweiſe der Hefe mit der in der Chemie der anorganiſchen Körper eine ſo wichtige Rolle ſpielenden, aber freilich noch nicht erklärten katalytiſchen Kraft oder Contactwirkung in Verbindung.

Liebig erklärt die Wirkung der Fermente durch Umſetzung der Atome nach mechaniſchen Principien. Nach ihm iſt die Wirkung eines Ferments nicht von einer beſtimmten chemiſchen Zuſammenſetzung abhängig, ſeine Wirkung iſt alſo keine chemiſche Affinitätswirkung, ſondern ſie iſt an einen gewiſſen Zuſtand geknüpft. In einem zuſammengeſetzten Körper, welcher fault, ordnen ſich deſſen Elementartheile unter Hinzutreten der Elemente des Waſſers zu neuen Verbindungen, ſie verlaſſen ihren Ort in dem zuſammengeſetzten Atom und nehmen einen neuen ein. In dieſem Zuſtande der Bewegung oder des aufgehobenen Gleichgewichtes wird dieſer Körper zu Ferment; der gährungsfähige Stoff verhält ſich in Berührung damit wie ein Theil oder Beſtandtheil deſſelben, und zerſetzt ſich daher ebenfalls. Hieraus folgt, daß die Art und Richtung, in welcher ſich die Elemente des Ferments ordnen, einen beſtimmenden Einfluß auf die Ordnungsweiſe der Elemente des gährenden Körpers haben muß, daß mithin nach dem Stadium der Zerſetzung des erſtern die Producte der Gährung des andern wechſeln müſſen. Daher hat in einem gewiſſen Stadium das Ferment die Fähigkeit, Amylon in Zucker überzuführen, und ſobald es dieſe Fähigkeit verliert, empfängt es eine neue, den Zucker z. B. in Alkohol und Kohlenſäure zerfallen zu laſſen; dieſe letzte Fähigkeit verliert es wieder, wenn es in Milchſäureferment übergeht, bis daß es zuletzt in mehre einfache Verbindungen zerfallen iſt, welche unter denſelben Bedingungen keiner weitern Zerſetzung mehr fähig ſind. Es iſt einleuchtend, daß nur ſolche Subſtanzen gährungsfähig ſind, in welchen die Elemente leicht beweglich und von einer ſchwachen Kraft zuſammengehalten ſind, und wenn in der That durch den Ortswechſel (die Bewegung) der Elementartheilchen des Ferments ein Ortswechſel der ſie berührenden Atome eines zweiten Körpers verurſacht wird, ſo iſt es ſicher, daß die Atome des letztern der auf ſie einwirkenden Bewegung einen Widerſtand entgegenſetzen müſſen, welcher nothwendig überwunden werden muß. Dieſer Widerſtand, auch wenn er noch ſo klein gedacht wird, wirkt wie eine Kraft und muß auf die Bewegung der Atome des Ferments einen Einfluß äußern, wodurch der in ihnen vor ſich gehende Ortswechſel in irgend einer Weiſe geändert wird. Wenn die Gährung hiernach ein chemiſch mechaniſcher Vorgang iſt, ſo muß ein faulender Körper in einer gährenden Flüſſigkeit, mit welcher derſelbe als Ferment wirkt, andere Producte liefern, als wenn er für ſich allein fault. Man bemerkt in der That, daß wenn zu faulendem thieriſchen Käſe, Blut, Legumin, dem weißen Theile der ſüßen Mandeln Zuckerwaſſer zugeſetzt wird, mit dem Beginn der Gährung der ſtinkende Geruch abnimmt, und im Verlauf der Gährung völlig verſchwindet.

Da man, wie geſagt, vorzugsweiſe die Alkoholgährung ſtudirt hat, und fand, daß mit dieſer Gährung die Bildung von pflanzlichen Elementen in Verbindung ſteht, ſo war man ſehr geneigt, auch bei allen übrigen Gährungen die Bildung von Pflanzengebilden anzunehmen; wenn nun auch dieſe andern Arten der Gährung noch nicht gehörig unterſucht ſind, ſo läßt ſich aber wenigſtens über die Milchſäuregährung beſtimmt ſagen, daß bei dieſer dieſe Pflanzenbildungen nicht aufgefunden werden konnten. Hiernach würde ſich die Alkoholgährung von den andern Gährungsproceſſen dadurch unterſcheiden, daß die Producte, welche ſich aus den ſtickſtoffhaltigen Subſtanzen, vornehmlich dem Kleber, bilden, neben den chemiſchen Eigenſchaften auch Lebensthätigkeit zeigen.

Daß wirklich ſchon durch eine mechaniſche Änderung der Theilchen eines Ferments die Wirkungsweiſe deſſelben verändert wird, erhellt aus Lüdensdorf's Beobachtung, welcher fand, daß friſche Hefe, wenn ſie auf einem Reibſteine ſo fein vertheilt wird, daß keine vollſtändige Hefenzelle mehr ſichtbar iſt, die Eigenſchaft, Zucker in Alkoholgährung zu verſetzen, gänzlich verliert; ſpäter wies Schmidt nach, daß dieſe zerriebene Hefe die Fähigkeit bekommen hat, die Milchſäuregährung einzuleiten.

Wie ferner ein und derſelbe Körper in verſchiedenen Stadien der Zerſetzung die Rolle verſchiedener Fermente ſpielen kann, dazu liefert das Verhalten des Diaſtas, Synaptas und der Membranen, vornehmlich der Schleimhaut des Magens treffliche Belege. Ein friſcher, warmer, wäßriger Malzauszug verwandelt durch ſeinen Gehalt an Diaſtas Stärkekleiſter ſehr raſch in Zucker. Bleibt der Auszug eine Zeit lang an der Luft ſtehen, ſo wird er trübe und es bildet ſich ein flockiger Abſatz; ſetzt man zu dieſer Zeit eine Löſung von Traubenzucker zu, ſo tritt bald lebhafte Alkoholgährung ein. Läßt man den Malzauszug noch längere Zeit ſtehen, ſo wird er ſtark ſauer und nimmt einen unangenehmen fauligen Geruch an; in dieſer Periode verwandelt er Zucker in Milchſäure.

In friſchem Zuſtande wirkt das Synaptas zerſetzend auf Amygdalin und iſt ohne Wirkung auf Amylon und Zucker; bleibt die Auflöſung des Synaptas hingegen eine gewiſſe Zeit lang bei Luftzutritt ſich ſelbſt überlaſſen, ſo verwandelt ſie Zucker in Alkohol und Kohlenſäure, während ſie ſelbſt einen fauligen Geruch angenommen hat; wird zu dieſer Flüſſigkeit in dieſer Periode reine, von allem Schleim befreite Galle zugeſetzt, ſo zerlegt ſich dieſe in Cholſäure, Cholalſäure u. ſ. w. Geht das Synaptas in einen noch höhern Grad der Zerſetzung über, ſo veranlaßt ſie die Umwandlung des Zuckers in Milchſäure, und des milchſauren Kalks in butterſauren Kalk.

Wie ſchon früher bemerkt, bewirkt die Schleimhaut des Labmagens von Kälbern dadurch, daß ſich der Milchzucker in Milchſäure umwandelt, die Ausſcheidung des Caſeïns in der Milch, und verſetzt ebenſo eine Zuckerlöſung

Digitized by Google

in die Milchſäuregährung. Dies geſchieht aber nur, wenn dieſe Membran bei Gegenwart von Waſſer einige Zeit der Einwirkung der Luft ausgeſetzt war. Dauert dieſe Einwirkung längere Zeit, ſo geht ſie in einen Zuſtand über, in welchem ſie in derſelben Weiſe wie Hefe oder dem Caſein gleich zuſammengeſetzte Stoffe Zucker in die Alkoholgährung verſetzt. (*J. Loth.*)

Gährungsmittel, ſ. Gährung.

GÄLEN (Alexander van). geb. im J. 1670 zu Amſterdam und 1728 zu London verſtorben, war einer der beſten Schüler von J. van Hugtenburg. Da der Schüler große Talente zeigte, ſo benutzte ihn Hugtenburg bei Anfertigung ſeiner eignen Gemälde, oder ließ auch Copien durch ihn anfertigen, die vom Meiſter ein wenig überarbeitet, für deſſen eigne Gemälde ausgegeben wurden. Später beſuchte van Gälen Teutſchland, malte für verſchiedene Höfe Schlacht-, Thier- und Jagdſtücke, und hielt ſich namentlich längere Zeit in Cöln auf. Später begab er ſich nach London und war hier mit ausgezeichnetem Erfolge thätig. Seine bedeutendſten Arbeiten entſtanden hier, wie namentlich die Schlachten Karl's I. gegen Cromwel, der feierliche Aufzug der Königin Anna in einem mit acht Pferden beſpannten Wagen u. a. m.; Arbeiten, die ihm bis zu 100 Livres Sterling bezahlt wurden. (*H. Weber.*)

GAELISCHE MUSIK. Die Muſik der Völker, welche unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Gaelen, Kelten, Walen, Gallier zuſammengefaßt werden, hat ein dreifaches Intereſſe: zunächſt wegen der Bedeutung und Ausbreitung der Völkerfamilie, in der ſie lebt, — ſodann als nachlebender, ja noch heute fortlebender Zeuge über die älteſte Periode der Muſik als einer wirklichen Kunſt in vernunftgemäßer Organiſation, — endlich als ein um ſeiner ſelbſt willen höchſt merkwürdiger Typus der Tonkunſt.

Die große Völkerfamilie der Gaelen, Galen, Walen erſcheint mit ihrem bezeichnenden Namen der Waller, Wanderer, Ausgewanderten oder einwandernden, eindringenden Scharen, — wobei der Wurzelname Gaël oder Gäl, bald verhärtet wird zu Kaël, Käl, Kel, bald erweicht wird zu Wal, bald mit den Endungen Galli, *Κελτοὶ*, Walliſer, bald mit Zuſatzworten (wie Kaledon, von Kal und Don, Hügel, oder Keltiberier, die Kelten in Iberien) erweitert, — ſchon Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung aus der Mitte von Aſien herüberdringend nach dem Norden von Europa, von da in großem Umzuge nach dem Süden und Weſten, endlich hinüberlangend nach dem Nordweſten von Afrika. Die Spuren des großen Völkerzuges zeigen ſich am ſüdlichen Geſtade der Oſtſee, weit reicher in Schottland (Kaledonien) und Irland, das bis zur Beſitznahme durch die Engländer im 12. Jahrh. mit Schottland vereint war, auf den Hebriden und in Wales. Dann dieſſeit des Kanales finden wir die Wallonen in Flandern, finden wir ganz Gallien, einen Theil von Oberitalien (Welſchland), einen Theil von Helvetien (Wallis), einen Theil von Spanien (Gallicien) ſchon durch den Namen als zugehörig bezeichnet jener Völkermaſſe. Sie ließe ſich noch weiter (namentlich nach Kleinaſien zu den Galatern oder Gallogräciern) verfolgen, wenn hier der Ort und das Bedürfniß dazu wäre. Für die Charakteriſirung der gaeliſchen Muſik iſt indeſſen der Nordweſten Europa's, namentlich Schottland (beſonders das Hochland) mit den Hebriden und Irland, ſodann Wales das claſſiſche Land. Von da nach Süden herab zeigen ſich gleichartige, wenn auch nicht gleich ausgeprägte und bedeutſame Spuren bei den Wallonen, in Frankreich, in den walliſer Thälern der Schweiz, im Baskenlande, in Gallicien. Lempriere, der engliſche Reiſende, wurde 1789 bei den mauriſchen Stämmen in Marokko nicht blos von der leidenſchaftlichen Muſikliebe des Volkes, ſondern noch mehr von der Weiſe des mauriſchen Geſanges überraſcht, den er den charakteriſtiſchen ſchottiſchen Melodien nach Tonwendung und dem im ſchottiſchen Hochlande vorherrſchenden langſamen hochpathetiſchen Vortrage höchſt ähnlich fand. Innerhalb dieſes ganzen Gebietes, des Weſten von Europa, haben ſich noch bis auf den heutigen Tag Spuren, Denkmale dieſer „gaeliſchen Muſik" erhalten, einer Muſikweiſe, die ſich von der unſrigen in weſentlichen und ſehr kenntlich ausgeprägten Zügen unterſcheidet, die nicht etwa derſelben als einer blos quantitativ reichern gegenüberſteht, ſondern eine andere Grundlage zeigt. Sie war herrſchend in einer Zeit, wo es für ihre Hervorbringungen keine Schrift gab; — wenigſtens darf man dies mit voller Sicherheit von dem Völkerſtamme der Gaelen für den Zeitraum annehmen, in welchem ſie als Gaelen in Europa eingewandert waren und ſich bewegten. Denn ihren Vorfahren in Aſien hat es an einer Muſikſchrift ſchon zur Zeit der Auswanderung über Medien nach dem ſüdlichen und nördlichen Europa nicht gefehlt. Nur hatten die wilden Ströme der Auswandernden andere Intereſſen und Sorgen, als die Bewahrung der unverminderten vaterländiſchen Cultur; ihnen genügte, im Gemüth und Gedächtniß zu bewahren, was im lebendigen Geſang in ihnen nachklang. Die Folge dieſes Schriftmangels war, daß die Erhaltung der alten Geſänge, ſowie der Grundformen, nach denen ſie gebildet waren und fortwährend neue gebildet wurden, der Überlieferung von Mund zu Munde anvertraut blieb. Ohne Zweifel mußten ſich auf dieſem Wege mancherlei Abweichungen, unbewußte Änderungen einſchleichen, es mußten — wie man es nun nennen will — Fortſchritte über den urſprünglichen Muſikzuſtand hinaus oder Abfall von demſelben und theilweiſe Entfremdungen eintreten, über die unmöglich etwas Näheres ermittelt werden kann. Um ſo überraſchender iſt, daß ſich der Typus dieſer Muſikweiſe durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten erhalten hat; wenigſtens von der weit vor unſerer Zeitrechnung fallenden Auswanderung aus dem aſiatiſchen Mutterlande bis zu Oſſian (in das 3., wo nicht 9. Jahrh. nach Chr.) und noch viel weiter. Endlich drang abendländiſch-chriſtliche Cultur und mit ihr die unter der Obhut der katholiſchen Kirche ſich ausbildende allgemein-europäiſche Muſik (die unſrige mit Inbegriff ihrer Entwickelungsperioden) vor und verdrängte mit allem ſonſtigen Ureignen auch die gaeliſche Muſik vom Tagesſchauplatz der Völker. Allein ſelbſt da noch — und bis auf den

Digitized by Google

heutigen Tag — hat ſich jene Muſikweiſe erhalten, wo ſich nur eine weltferne Zufluchtsſtätte fand, und wo ſich um den Herd des Hüttenbewohners, am nächtlichen Feuer der Hirten, abgelegen von moderner Cultur, naturfriſche Hörer empfänglich und theilnahmvoll um den wandernden Sänger, den Nachkommen einſt ſo hoher Barden, ſammeln und die Sagen größerer Vergangenheit ihres Stammes in den angeſtammten Weiſen begierig und tiefbewegt in ſich nehmen mögen. Noch heute durchwandern greiſe Barden die abgelegenen Wohnſitze in Wales, hört man auf den Hebriden und in Hochſchottland Oſſian's Verſe mit den uralt gaeliſchen Weiſen aus dem Munde der Volksſänger. — Iſt dies blos ein culturfremdes Hangen am Alten, ein ſtörriges Abweiſen des Fortſchrittes, den ringsum die Muſik gethan? — Es iſt ein weit Tieferes dahinter. Jene Weiſen gelten nicht allein den Nachkömmlingen ihrer Erfinder, etwa die Annahme begünſtigend, daß ſie für deren unentwickelten und unerfahrenen Sinn eben gut genug ſeien; ſie verfehlen auch nicht des tiefen — und zwar eines ganz eigenthümlichen Eindrucks auf ſtammfremde moderne, in unſerer Muſik wohlerfahrene Hörer. Seit Ramſay 1724 zu einer Sammlung altſchottiſcher Gedichte 70 Originalmelodien aus dem Munde des Volkes im Orpheus Caledonius herausgegeben, erſchienen: 1802 in Edinburgh, The musical Repository, a collection of favourite Scotch, English and Irish songs (Gedichte mit ihrer Melodie ohne Begleitung), ferner 1822 bis 1825, ebenfalls in Edinburgh, ***Thomson's*** Collection of the songs of Burns, Walter Scott and other eminent lyric Poets ancient et modern, united to the select Melodies of Scotland, and of Ireland et Wales; endlich 1840 von Edward Bunting The ancient music of Ireland, — anderer gelegentlicher Mittheilungen nicht zu gedenken. An Thomſon's Sammlung, in der die Geſänge mit Vorſpielen (Symphonies) und Clavierbegleitung gegeben ſind, betheiligten ſich als Bearbeiter nächſt Ignaz Pleyl auch Joſeph Haydn und Beethoven. In Teutſchland erſchienen, auf jene Sammlung gegründet, „Altſchottiſche Balladen und Lieder mit deutſcher Nachbildung von A. G. Wagner, nach den altſchottiſchen Melodien ausgeſetzt von J. Haydn" (bei Breitkopf u. Härtel), dann „Schottiſche Lieder mit engliſchem und deutſchem Texte, für eine Singſtimme und kleines Chor mit Begleitung von Piano, Violine und Violoncell von Beethoven" (bei Schleſinger) und ebenfalls ſchottiſche Lieder mit Originalmelodien, bearbeitet von K. M. v. Weber. Die Zahl und der Umfang dieſer Sammlungen (Thomſon in ſechs Bänden, Beethoven in drei ſtarken Heften), noch mehr aber die beſonders bei Beethoven bis zu begeiſterter Intuition von der ihm hiſtoriſch offenbar fremden Originalmuſik geſteigerte Theilnahme der genannten Künſtler geben Zeugniß für die den Originalen inwohnende abſolute, von Stammhörigkeit und Culturferne ganz unabhängige künſtleriſche Bedeutſamkeit; — wobei es der Sache gar keinen Abbruch thut, daß in all dieſen Sammlungen, beſonders den neuern, ſchon durch die moderne Taktbildung und Begleitung, dann auch in melodiſch-freien Einſchaltungen von der urſprünglichen gaeliſchen Weiſe mehr oder weniger abgewichen iſt.

Iſt nun dieſe Erſcheinung einer von der unſrigen in Grundzügen abweichenden und ſich lange neben ihr behauptenden ſoweit ausgebreiteten Kunſtweiſe ſchon an ſich höchſt merkwürdig, ſo ſteigert ſich unſere Aufmerkſamkeit, wenn wir gewahr werden, daß dieſe Weiſe keine andere iſt, als die in den Sitzen der älteſten Cultur Aſiens — in Indien und China — einheimiſchen, die wie als den Grundtypus der erſten Periode der Tonkunſt anerkennen müſſen. Hierzu würden wir uns keineswegs blos durch das hohe Alter dieſes Typus berechtigt halten, das allerdings in ſofern auch in Anſchlag zu bringen iſt, als es die älteſte Periode des claſſiſchen Hellas, die Zeit des rechnenden Pythagoras und des Sängers Olympos überragt. Mehr beſtimmt uns die Überzeugung, daß eine frühere Periode wirklicher Tonkunſt gar nicht geweſen ſein kann, wobei es auch unentſcheidend dahin geſtellt bleibt, ob nicht vielleicht derſelbe Typus, daſſelbe Kunſtſyſtem vor der Zeit Indiens und China's in einem noch ältern Volke (vielleicht bei den Ägyptern) ausgebildet geweſen ſei. Reden wir übrigens von der Tonkunſt als einer wirklichen Kunſt und von ihrer erſten Periode, ſo ſcheiden wir davon all jene wilden Ausbrüche, jenen chaotiſchen oder ärmlich rhythmiſirten Lärm zuſammengeſchlagener Hölzer und Steine, oder allenfalls geſpannter Felle, — jenes wilde Geſchrei und Getöne der Klagen oder kriegeriſcher Wuth, das wir bei allen wilden Völkern ziemlich in gleicher Weiſe finden. Das ſind rohe Naturlaute, gleichſam kosmiſcher Stoff süe die erſt noch zu vollbringende Schöpfung der Kunſtwelt; es iſt der vorhiſtoriſche Zuſtand. Denn noch waltet hierin keine Idee, die des Feſthaltens werth wäre, noch wird der Menſch hin und hineingeriſſen in das gährende Chaos dieſer Urlaute; er hat ſich noch nicht, er kann noch nicht ihrer und ſeiner mächtig werden, — und dieſes Können iſt Bedingung und Wahrzeichen der Kunſt. In der Muſik beginnt es aber mit der Zuſammenfaſſung und Regelung eines Tonſtoffes, an dem das Gemüth für immer oder für eine Zeit lang ſein Genügen hat, an dem es ſeinen Inhalt offenbaren und ſich weiter entfalten kann. Daher endlich kann auch darin noch kein Anfang eigentlicher Kunſt erblickt werden, daß dieſes oder jenes Volk ſich ſchon in den feſteen Beſitz irgend einer Tonreihe geſetzt hat, z. B. das von Otaheiti ein Tetrachord von einem Ganztone zwiſchen zwei Halbtönen, z. B. e — f — g — as. Denn wir werden bald unterſcheiden müſſen, ob eine ſolche Tonreihe vernunſtgemäßer Bildung und damit Lebens- und Fortſchrittskraft in ſich trägt, oder ob ſie nur ein zufällig Gefundenes und willkürlich, äußerlich Zuſammengegriffenes iſt. Darüber konnten die Zeitgenoſſen ſolcher Bildungen oder Zuſammenſtellungen kein klares Bewußtſein haben, wol aber dürfen wie hoffen, ein ſolches zu erlangen. Wir bleiben nicht bei der äußerlichen, aber auch gewichtigen Wahrnehmung ſtehen, daß jene da oder dort gefundenen Tonreihen (z. B. die obige der Südſeeinſulaner) nur bei einzelnen Stämmen gelten (gleich den tauſend Idiomen der amerikaniſchen Wilden), wogegen ein wahres, künſtler-

Digitized by Google

riſches Tonſyſtem — wie das der Gaelen — durch Jahrtauſende über Aſien, über halb Europa und Afrika geherrſcht, ja ſogar (aller Wahrſcheinlichkeit nach) bei den Hellenen emporgewachſen, von den Römern gehegt, in der chriſtlichen Periode allmälig ausgebildet worden iſt zu dem Syſtem der heutigen Tonkunſt. Über dieſen Erfahrungsbeweis hinaus ſuchen wir im Inhalte ſelbſt die Bedeutung jenes Urſyſtems zu erkennen. Und eben hierzu gibt uns die gaeliſche Muſik den nächſtliegenden Anlaß und Anhalt.

Die gaeliſche Muſik hat mit aller Muſik der älteſten Kunſtperioden (z. B. auch mit der Helleniſchen) das gemeinſam, daß ſie hauptſächlich als Geſangmuſik, als Begleiterin der Dichtkunſt auftritt. Das Wort des Dichters iſt Hauptſache und Beſtimmendes; es ſoll laut werden und betont ſich, wird Geſang. Auf dieſer Stufe herrſcht ſo vollkommen Einheit des Gedichtes und der Weiſe, daß in der Regel beide demſelben Geiſt und Mund entſtrömen, oder daß der Dichter eine Weiſe wählt und in dieſe ſeinen Vers hineindichtet. Entfernter ſcheint es zu liegen, daß ein anderer als Gehilfe des Dichters oder Nachhelfer zu dem fertigen Gedicht eine Weiſe ſucht oder neu bildet; hierin beginnt ſchon Zerſpaltung der Anfangs zweieinigen Dicht- und Sangeskunſt. In dem ganzen Verhältniſſe beider Künſte ſpricht ſich aus, daß die Tonkunſt nicht Selbſtändigkeit haben, nicht ſelber ihren Inhalt und ihre Geſtalt beſtimmen kann. Folglich hat ſie auch nicht ihr eigen Maß, ſondern unterwirft ſich durchaus dem Rhythmus des Gedichtes. Das Inſtrumentale endlich iſt ausſchließlich oder vorherrſchend Unterſtützung des Geſanges, geht allenfalls auf einem Punkte höherer Ausbildung demſelben einleitend voraus, oder läßt das in ihm Angeregte nachklingen, beides zunächſt nur mit Entlehnungen aus dem Geſange. Selbſt wo wir reine Inſtrumentalmuſik gewohnt ſind — für den Tanz und den blutigen Schlachtreihen — da auch finden wir geſungene Tanzlieder und kampfbegeiſternde Chöee. Wo (wie bei den orcheſtiſch-mimiſchen Darſtellungen der alten Hellenen) die Inſtrumentalmuſik früher Perioden über dieſen ihren erſten Beruf hinauslangt, kann man gewiß ſein, daß in ihr nicht ein Höheres, als im Geſang, erreicht wird.

Dies Alles hatten die Gaelen mit allen Völkern, mit Indiern und Chineſen, mit Hellenen und den Chriſten der eeſten Jahrhunderte, wie geſagt, gemeinſam; nicht hierin kann alſo das Charakteriſtiſche ihrer Muſik geſucht werden. Auch das ſcheint für uns von geringem Gewicht, daß die Pflege des Geſanges vorzugsweiſe beſondern Sängervereinen (Barden, Druiden) oblag, die ihre Kunſt Einer dem Andern überlieferten, bald (wie Oſſian) die Harfe mit Speer und Schwert vertauſchten, bald als Prieſter Opfer und Anruf der Götter zu vollbringen hatten.

Das Chaeakteriſtiſche tritt erſt hervor, wenn wir das Tonſyſtem kennen lernen, das die Gaelen aus dem uralten, weit entlegenen Mutterlande mit nach Europa herübergebracht und Jahrhunderte lang treu feſtgehalten haben, während rings um ſie her das neuere und reichere Tonſyſtem laut und herrſchend geworden war. Dieſes Tonſyſtem iſt, wie wir ſchon vorbemerkt haben, kein anderes, als das alt-chineſiſche und alt-indiſche, die Fünftonreihe zunächſt in dieſer Ordnung der Stufen:

c, d, e —, g, a, —, (c……)

alſo unſere diatoniſche Durtonleiter mit Ausſchluß der Quarte und Septime.

Schon hier kann Niemandem entgehen, daß unſere Durtonleiter oder Siebentonreihe die Erfüllung der altaſiatiſchen und gaeliſchen Fünftonreihe, ein ergänzender Fortſcheitt aus ihr iſt. Es fragt ſich daher, mit welchem Rechte wir im Eingange beiden Muſikſyſtemen einen andern als blos quantitativen Unterſchied beigemeſſen? — und welcher weſentliche Unterſchied zwiſchen der gaeliſchen (anerkannt unvollſtändigen) Tonreihe und mancherlei andeen willkürlich gebildeten Tonreihen (z. B. jener von den Südſeeinſeln her uns einberichteten) zu finden iſt? — Die Beantwortung beider Feagen fällt in Eine Betrachtung zuſammen.

Alles Kunſtleben und Schaffen beruht auf unmittelbarer Intuition und unbedingt freier Gemüthsbewegung, nicht auf Veeſtandesoperationen oder wiſſenſchaftlicher Eemittelung. Aber es hat ſeine Wahebeit und Vernunftnothwendigkeit in ſich, muß alſo dem wiſſenſchaftlichen Begriffe durchaus entſprechen. So haben ſich denn auch die anfänglichen Geſangweiſen nach irgend einem — unbewußt warum? zum Grunde liegenden Tonſyſtem gebildet. Das Tonſyſtem mußte dem Sinn und Lebensgehalte ſeiner Zeit entſprechen, — erſt ſpäter (ſehr ſpät nachher) konnte das Wie? und Warum? eingeſehen werden. Dies vorausgeſetzt, knüpfen wir an das gaeliſche Tonſyſtem folgende Betrachtungen an.

Erſtens. Es iſt allgemeine Erfahrung aller mit Geſangbildung ſich Beſchäftigenden, daß zu kleine wie zu geoße Tonverhältniſſe ſchwierig zu treffen ſind und daß ferner in der Tonreihe unſerer Durleiter grade die der gaeliſchen Fünftonreihe fehlende Quarte und Septime am unſicherſten getroffen werden. Indem das Syſtem der Gaelen (oder vielmehr ihres Mutteevolkes) von der Tonreihe c, d, e, f, g, a, h das f und h vermied, wich es dieſer Schwierigkeit aus. Der tiefere Grund dieſer Erſcheinung kann nicht hier nachgewieſen werden; die bekannte Entwickelung veebundener Tetrachorde im griechiſchen Tonſyſtem (dem δεκάχορδον)

h — c — d — e
e — f — g — a ….. dann weiter
a — b — c — d

dürfte dem Kundigen ein Fingerzeig ſein. Auch abgeſehen von demſelben iſt klar, daß in der gaeliſchen Tonleiter beide Halbtöne vermieden ſind und ſtatt des erſten die Quinte zu dem der Tonleiter deutlich unterliegenden Accorde

c — d — e — g
c e g

ſtatt des zweiten die Octave zu demſelben (zugleich Tonika der Tonleiter) eintritt. Sicherheit des Treffens und Befriedigung des Sinnes an den nächſtgehörigen Intervallen ſprachen für dieſes Syſtem.

Digitized by Google

Zweitens. Während unſer Tonſyſtem unter die Ganztöne Halbtöne miſcht, alſo in das Kleinere, Feinere und zugleich Schwächere einweiſet, ſtellt das gaeliſche Syſtem zwiſchen die Ganztöne kleine Terzen, geht alſo an den Entſcheidungspunkten ebenſo (und zwar um das Maß eines Ganztones) in das Größere, Kühnere, Härtere. Nehmen wir an, daß ſie ihre Quinten — woran keine Rückſicht auf vielſeitige Modulation, oder gleiche Temperatur aller Tonarten hinderte und wohin der ſich ſelbſt überlaſſene Tonſinn gern neigt — rein, in dem wirklichen Verhältniſſe von 2 : 3 faßten, ſo war die kleine Terz c — g eine ſich nach der großen hin erweiternde und der Aufſchwung in ihrem c — d — e — g um ſo kühner und eindringlicher. Iſt aber dieſe kühnere und großartigere — ſage man auch rohere — Weiſe nicht der Überſchwenglichkeit der Indier, dem gewaltſamen Sinn der kriegeriſchen Wanderſchaaren (ohnehin ſoll, wenigſtens nach Sextus Pomponius Feſtus VI., und Strabon XII, Gall die Bedeutung von furere haben — nicht die Daherwandernden, ſondern die Daherwüthenden, Stürmenden) dem melancholiſch ſtolzen, ſchroffen Hochſinn der Oſſianiſchen Heldenſchaaren und den ſpätern Clans eigen, die, ſo gut und ſo lang es ging, das Leben derſelben fortſetzten? Daß die ſchulzahmen Chineſen ebenfalls, ungeachtet ſie das Syſtem der zwölf Halbtöne längſt ermittelt haben, am Fünftonſyſtem feſthalten, iſt aus ihrer Stabilität zu begreifen; ſie haben Jugendgeſtaltungen als Mumien für uns bewahrt, während das Wogengetaumel Indiens keine Gebilde feſt und unvermiſcht halten konnte.

Drittens. Steigen wir in die Zeugungsſtätte des Tonlebens herab, ſo finden wir zunächſt das Verhältniß 1 : 2 : 4 ..... — den Urton in ſeiner Verjüngung in Octaven, z. B. H : h : h̄ ..... oder F : f : f̄ ..... Ein eigentlich neuer Ton wird erſt durch das Verhältniß 2 : 3, oder (was daſſelbe ſcheint) 3 : 4 erlangt; es iſt die Quinte oder Quarte des Urtons. Jede neue Quinte oder Quarte gibt einen Neuton, die Reihe der erſten fünf Quarten oder Quinten (den Urton mitgezählt) ergibt alſo:

h—e—a—d—g = g—a—h——d—e—— oder
f—c—g—d—a = f—g—a——c—d——,

die Fünftonreihe der alt-aſiatiſchen oder gaeliſchen Muſik, und erweiſt dieſe als ein ſyſtematiſches, auf Vernunftgründen ruhendes Gebilde, nicht als eine willkürliche Zuſammenſtellung. Aber ſie erweiſt auch, daß die Fünftonreihe das erſte künſtleriſch befriedigende Tonſyſtem iſt; eine Viertonreihe (h—e—a—d = d—e————a—h) würde zwei von einander weggeriſſene Secunden und als harmoniſche Unterlage (die ſelbſt der Monodie nicht fehlen darf, wie die Harmonik der Griechen zeigt) zwei leere Quinten und keinen Accord ergeben.

Viertens. Das Fünftonſyſtem zeigt als ſeine geheime harmoniſche Grundlage nur eine Harmonie, den toniſchen Dreiklang, iſt alſo an die Tonika gebunden und in ſich ſelber ohne Modulationsfähigkeit. Erſt die Sechstonreihe (h—e—a—d—g—c = g—a—h—c—d—e———) würde den Dreiklang der Unterdominante und der beiden erſten Molldreiklänge liefern, erſt die Siebentonreihe (h—e—a—d—g—c—f = g—a—h—c—d—e—f, die Tonleiter Terpander's, die plagale Tonleiter des Mittelalters) gibt die ſieben zur vollſtändigen Modulation innerhalb der Tonart nothwendigen*) Accorde, zugleich die entſchiedene Bezeichnung der Tonart, führt daher — was das Fünftonſyſtem nicht konnte — zum An- und Ausbau der Harmonik und zu einer kunſtmäßigen Modulation in fremde Töne. Hiermit erſcheint ſie aber als eine neue, weſentlich verſchiedene Stufe im geſchichtlichen Leben der Kunſt.

Auf ſolcher Grundlage (dem Fünftonſyſteme) beruht alſo die gaeliſche Muſik, auf ihr ſtieg und ſank — gern in großen Zügen, namentlich bis zur Decime) ihre Cantilene, nur dem Ausdrucke des Dichterwortes gewidmet, daher nicht blos dem Rhythmus des Gedichtes untergeben und von ihm allein gemeſſen und geordnet, ſondern auch auf jedem beliebigen Tone, ſelbſt auf der Secunde ſchließend, alſo nicht gebunden an die zunächſt nur muſikaliſche Bedeutung der Tonika. Daß ſie die Normaltonleiter auf mehr als einem Ton, im Grunde auf jedem beliebigen, erbauen konnte, verſteht ſich. Sie bildete dieſelbe aber auch in ein Mollgeſchlecht um, verwandelte z. B.

g—a—h—d—e—g in g—a—b—d—es—g

grade wie wir den naturwüchſigen großen Dreiklang in einen kleinen umwandeln. Ja es fehlt nicht an einer Modulation, die aber auf dieſem Standpunkte nicht eigentlicher kunſtmäßiger Übergang, ſondern Rückung (oder Sprung) iſt und meiſtens in die obere oder untere Secunde — gewöhnlich aus Dur in das obere Dur, aus Moll in das untere Dur und wieder zurück — führt. In ſolcher Weiſe bewegt ſich der Geſang durchaus einſtimmig oder (was gleichgeltend iſt) in Octaven, entweder durchaus von einem Einzelnen, oder im Wechſel eines Einzelnen und eines Chors, der refrainartig zutritt, vorgetragen. Die Form iſt Liedform in einem Satz oder zwei Theilen, allerdings oft mit ſolcher Freiheit, daß ſie dem bloßen Recitativ näher kommt.

Harmonie und gar Mehrſtimmigkeit iſt dieſer ganzen Periode nothwendig fremd. Die erſtere wird allerdings (wenigſtens in ihren erſten Gebilden, dem großen und kleinen Dreiklange, oder auch Quarten und Quinten Hurbald's) gefühlt als Inbegriff (das antiphoniſche Syſtem der Griechen) und Grundlage des Syſtems, wird aber nicht oder nur zerſtreut auf einzelne Momente angewendet, — daher ſie oben nur als geheime Grundlage bezeichnet werden konnte. Auch die Gaelen ſcheinen mit ihren Inſtrumenten nicht blos den Geſang im Einklang unterſtützt, ſondern hin und wieder, wo es ging und gut that, einen Accord als verſtärkenden Accent hineingeworfen zu haben. Organiſiren konnte ſich die Harmonie erſt auf Grund des Siebentonſyſtems und erſt in einer Zeit, wo die Muſik aufhörte, bloße Trägerin des Worts zu ſein, wo ſie anfing, eigenthümlichen Inhalt zu entfalten.

Von den gaeliſchen Inſtrumenten iſt zuerſt die kleine gaeliſche Harfe, Clairseach, mit Stahlſaiten (erſt mit

*) Es muß hier auf Th. I der Compoſitionslehre des Verfaſſers verwieſen werden.

wenigen, vielleicht ſieben, dann allmälig mit mehr) bezogen, dann der Cruth (bei den Galliern Croot) nicht — wie man öfter annimmt — eine Art Zither, ſondern eine Fiedel mit fünf oder ſechs Darmſaiten beſpannt und mit dem Bogen geſtrichen. Das dritte nationale Inſtrument iſt die Sackpfeife (Rob, Dudelſack) der bekanntlich unter der Melodie den Grundton (das Iſon der griechiſch-katholiſchen Muſik, der Muſettenbaß viel jüngerer Zeiten) forttönen läßt und damit praktiſch jene Gebundenheit an der Tonika bekennt, die oben theoretiſch ſich auswies. Allein der Dudelſack gehört ſchon ſpäterer Zeit an, iſt wol erſt nach Oſſian, wahrſcheinlich erſt im 10. Jahrh., in Schottland heimiſch geworden und bedeutet da den erſten, wenngleich noch ſo geringen und rohen Anfang zuſammenhängender Harmonie, alſo den Übergang in ein neues Tonſyſtem. Daß es außer dieſen drei Inſtrumenten an Trommeln, Muſchelhörnern, Pfeifen mancherlei Art nicht gefehlt habe, iſt theils gewiß, theils zu vermuthen, indeſſen für die Charakteriſtik der gaeliſchen Muſik ohne Bedeutung. (*A. B. Marx.*)

GÄNG (Philipp), geb. am 15. Aug. 1760 zu Oberhauſen bei Philippsburg im Speier'ſchen, ſtudirte in Bruchſal Theologie und kanoniſches Recht, in Mainz und Salzburg aber Jurisprudenz. Im J. 1789 ward er in Salzburg Hofrath; 1794 Profeſſor der Inſtitutionen und des Civil- und Criminalproceſſes, und 1803 Staatsrathsſecretair bei dem Departement des Hofkanzlers. Er ſtarb als Hofgerichtsdirector zu Salzburg den 3. Dec. 1805. Als akademiſcher Docent war er geſchätzt durch die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe und ſeinen anziehenden Vortrag. Aus dem Franzöſiſchen überſetzte Gäng: über die Sonn- und Feſttagsevangelien und Epiſteln auf alle Tage des Jahres. Dies Werk erſchien anonym zu Salzburg 1787—1788 in fünf Octavbänden. Als Juriſt machte er ſich vortheilhaft bekannt durch ſeine Anleitung zu dem gemeinen ordentlichen bürgerlichen Proceß. (Salzburg 1797.) Nach den von Baumgarten aufgeſtellten Principien, doch mit Vergleichung neuerer Theorien, entwarf Gäng ſeine zu Salzburg 1785 erſchienene Äſthetik, oder Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften *). (*Heinrich Döring.*)

GÄNSBACHER (Johann Baptist), geb. am 8. Mai 1778 zu Sterzing in Tyrol, ward von ſeinem Vater, einem Schullehrer und Regens Chori, im Geſange, Orgelſpiel und auf mehren Inſtrumenten ſo erfolgreich unterrichtet, daß er ſeit ſeinem achten Jahre in Insbruck und ſpäterhin in Hall den Chorknabendienſt verſehen konnte. Im J. 1789 kam er nach Botzen. Außer dem dortigen Organiſten, dem Pater Reiner, unterrichteten ihn dort der Muſikdirector Neubauer auf der Violine und der Pater Fendt auf dem Violoncell. Das Gymnaſium zu Botzen benutzte er zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung. In ſeinen Elementarkenntniſſen war er ſoweit vorgeſchritten, daß er eine Hauslehrerſtelle übernehmen konnte. Während ſeiner philoſophiſchen Studien zu Insbruck, ſeit dem J. 1795, ſicherte er ſich die Mittel zu ſeiner Subſiſtenz durch Ertheilung von Privatunterricht. Zugleich wirkte er auf Kirchenchören mit und verſuchte ſich in allerlei Compoſitionen, in Clavierſtücken, Canons, Serenaden, Motetten, Kirchenliedern u. a. m. Als er im nächſten Jahre (1796) ſein Vaterland im Süden und Weſten durch feindliche Heere bedroht ſah, gönnte ihm ſein Patriotismus keine Ruhe. Er trat in die Reihen der Grenzvertheidiger, Anfangs in der ſogenannten Eremitencompagnie, ſpäterhin beim Landſturme. Er ſchwang ſich zum Befehlshaber eines Corps von 300 Mann empor, und ward, nach erfolgtem Friedensſchluſſe, gleich den regulären Officieren, mit der kleinen goldenen Medaille belohnt. Die Liebe zur Tonkunſt führte ihn 1802 nach Wien, wo ihn der Abt Vogler in der Harmonie unterrichtete. Durch wohlwollende Freunde unterſtützt und von dem Reichshofrathe Grafen Firmian in ſein Haus aufgenommen, konnte er ſich in Wien ausſchließlich dem theoretiſch-praktiſchen Studium der Muſik widmen. Die nächſten Jahre verlebte er abwechſelnd in ſeiner Heimath, zu Warasdin, bei einem ſeiner Schüler, dem Grafen Erdöd, zu Wien, wo ihn Albrechtsberger im Contrapunkt unterrichtete, und zu Prag bei ſeinem frühern Gönner, dem Reichshofrathe Firmian, der ſich aus Wien nach ſeiner Herrſchaft Trummersdorf begeben hatte. Nach einem längern Aufenthalte zu Insbruck und in ſeinem Geburtsorte Sterzing bei ſeiner verwitweten Mutter, beſuchte er 1810 ſeinen hochverehrten Lehrer, den Abt Vogler in Darmſtadt. In dieſe Periode fällt ſein inniges Freundſchaftsverhältniß mit Giacomo Meyerbeer und Karl Maria von Weber, die in Darmſtadt Vogler's Unterricht genoſſen [1]). Die letzte Hälfte des Jahres 1810 verlebte Gänsbacher in Böhmen bei dem Grafen Firmian, der ſich ſo lebhaft für ihn intereſſirte, daß er im eigentlichſten Sinne des Wortes Vaterſtelle bei ihm vertrat. Zur Todtenfeier der Gräfin Althan, die ihm durch eine teſtamentliche Verfügung ein anſehnliches Legat ausgeſetzt hatte, componirte er damals ſein ſpäter erſchienenes Requiem. Der Befreiungskrieg Teutſchlands rief ihn 1813 wieder zu den Waffen. Er befehligte als Hauptmann eine zu Klagenfurt errichtete Landwehrcompagnie, und zeichnete ſich bei mehren Gelegenheiten aus. Als Oberlieutenant bei einem Jägerregiment machte er den neapolitaniſchen Feldzug gegen Murat mit. Er organiſirte das Muſikchor ſeines Regiments, das ihm mehre treffliche Compoſitionen verdankte. Die große goldene Ehrenmedaille belohnte 1817 ſeine Verdienſte. Im J. 1823 erhielt er die durch Preindl's Tod erledigte Domkapellmeiſterſtelle in Wien. Von den Ständen in Tyrol ward ihm 1838 der ehrenvolle Auftrag, zu den Feſtlichkeiten in Insbruck eine Cantate zu componiren, die auch unter ſeiner Leitung mit großem Beifall dort aufgeführt ward. Von dem Kaiſer empfing er einen koſtbaren Ring. Ein ſchneller und ſchmerzloſer Tod entriß ihn ſeiner Familie und ſeinen Freunden am 13. Juli 1844. Eine große

*) Vergl. Zauner's Nachtrag zu den biograph. Nachrichten von ſalzburgiſchen Rechtsgelehrten S. 29 fg. Baader's Gel. Baiern S. 360 fg. Meuſel's Gel. Teutſchl. 2. Bd. S. 475 fg. 9. Bd. S. 397 fg. 11. Bd. S. 252. 12. Bd. S. 331.

1) Vergl. darüber K. M. v. Weber's Briefe in der Zeitſchrift Cäcilia. 7. Bd. S. 20 fg. 8. Bd. S. 167 fg. 15. Bd. S. 30 fg.

Digitized by Google

Zahl ſeiner Verehrer wohnte ſeiner feierlichen Beerdigung am 16. Juli bei. Die Achtung, die er im Leben genoſſen, und die gerechte Anerkennung ſeiner Verdienſte zeigte ſich auch darin, daß der Weihbiſchof und k. k. Regierungsrath Matthias Pollitzer ſeine Leiche einſegnete und der Dompropſt Johann Purkarthofer das Seelenamt hielt, zu welchem in der St. Stephanskapelle eine Compoſition des Verewigten gewählt worden war. Er hinterließ mehre, theils gedruckte, theils handſchriftliche, Werke. Eins ſeiner erſten war eine zu Wien 1803 geſtochene Sonate pour le Pianoforte avec Violin et Violoncell. Vielen Beifall fanden: Sechs Lieder mit Begleitung der Guitarre; Koſegarten's Gedicht: Wiederſehn, mit Begleitung des Pianoforte, und Six Variations sur l'air: Iſt denn Liebe ꝛc., à quatres mains pour le Pianoforte. Mit ſeinen Talenten und einer vielſeitigen Bildung vereinigte er in ſeinem Charakter als Menſch Biederkeit, Humanität und herzliches Wohlwollen, das er in der Unterſtützung des Talents, beſonders unter den ſeiner Aufſicht anvertrauten Chorknaben, bethätigte [2]). (*Heinrich Döring.*)

Gänseblümchen, ſ. Bellis.

Gänseblume, ſ. Chrysanthemum (Leucanthemum).

Gänsefuss, ſ. Chenopodium.

GÄNSEHAUT (Cutis anserina). So nennt man die ſonſt geſunden Integumente, wenn dieſelben erblaßt und ſtraff ſind und durch das Hervorragen kleiner, zerſtreuter Erhabenheiten eine etwas rauhe Beſchaffenheit angenommen haben. Die gewöhnlichſte Veranlaſſung zum Entſtehen der Gänſehaut gibt die plötzliche Einwirkung der Kälte; außerdem wird ſie auch durch deprimirende Nervenaffectionen hervorgerufen, durch Angſt, Furcht. Auch im Froſtſtadium heftiger Fieber, namentlich der Wechſelfieber, nehmen die Integumente den Charakter der Gänſehaut an wegen Verminderung des Hautturgors. Meiſtens iſt die ganze Haut auf die genannte Weiſe verändert wegen der allgemeinen Einwirkung des veranlaſſenden Moments; doch kommt die Gänſehaut auch als ein localer Zuſtand vor. Am ſtärkſten iſt übrigens jener eigenthümliche Charakter in der Haut der Gliedmaßen und des Rumpfes ausgeprägt, weniger im Geſichte, weil hier die Cutis in weit ſtrafferer Verbindung mit dem unterliegenden Zellgewebe ſteht. Am beſten erklärt man ſich das Entſtehen der Gänſehaut ſo, daß die Gefäße der Haut plötzlich ihr Blut entleeren und die Faſern der Cutis ſich contrahiren, namentlich um die überall in der Haut zerſtreuten Talgdrüſen, die ſich nun als Höckerchen oder Knötchen bemerklich machen. (*F. W. Theile.*)

Gänseknöterich, ſ. Scleranthus.

Gänsekraut, ſ. Potentilla Anserina.

Gänsekresse, ſ. Capsella.

Gänsemalve, ſ. Malva rotundifolia.

2) Vergl. Allgem. Theaterzeitung. 1844. Nr. 175. Gerber's Neues Tonkünſtlerlexikon. 2. Th. S. 233. Gaßner's Univerſallexikon der Tonkunſt S. 324. Den Neuen Nekrolog der Deutſchen. Jahrg. XXII. 1. Th. S. 520 fg. Muſikaliſche Zeitung. Jahrg. XXII. S. 660 fg.

GÄNZE oder **GÄNSE** (gueuses), heißen in der Sprache der Hüttenarbeiter parallelepipediſch gegoſſene Klumpen von Roheiſen, welche, wenn ſie noch glühend ſind, durch Aufſtreuen von kaltem Sand und Aufſchlagen mit einem großen Hammer in Stücke von 6—8 Fuß Länge, 10—12 Zoll Breite und 2—4 Zoll Dicke zertheilt, und in dieſer Form dem Friſchungsproceſſe unterworfen werden, wodurch das Roheiſen in Stabeiſen umgewandelt wird. (*J. Loth.*)

GÄRTEN DES KÖNIGS UND DER KÖNIGIN (Jardines y Jardinillos del Rey y de la Reyna), eine kleine coralliſche Inſelgruppe, ſüdlich von Cuba, etwas öſtlich von Pinos. Columbus ſelbſt hat auf ſeiner zweiten Reiſe im Mai 1494 dieſen Inſeln jenen Namen gegeben, weil durch das anmuthige Gemiſch von der ſilberblätterigen, baumartigen Tournefortia gnaphaloides, von blühenden Dolichusarten, von Avicenna nitida und Markylebecken die Coralleneilande einen Archipel ſchwimmender Gärten bilden. „Son Cayos verdes y graciosos, llenos de arbolidas," ſagt der Entdecker. A. v. Humboldt hat ſich auf ſeiner Fahrt von Batabano nach Trinidad de Cuba mehre Tage in dieſen einſamen Königsgärten aufgehalten; er nennt als einzelne Inſeln Flamenco, Bonito, Diego Perez, Depiedras, und bemerkt, daß ſie nur 8—14 Zoll über den Meeresſpiegel ragen. Man vergl. die „Anſichten der Natur." 3. Ausg. 2. Bd. S. 85 fg. (*Daniel.*)

GÄRTNER (Karl Christian), geb. am 24. Nov. 1712 zu Freiberg im ſächſiſchen Erzgebirge, war der Sohn eines dortigen Poſtmeiſters aus ſeiner Ehe mit Erdmuthe Dorothea Sperbach. Auf der Fürſtenſchule zu Meißen ſchloß Gärtner mit Gellert und Rabener den Freundſchaftsbund, der ſich ſpäterhin auf der Univerſität zu Leipzig noch feſter knüpfte. Auch Gärtner gehörte zu dem Kreiſe der jungen talentvollen Männer, deren vereinte Bemühungen die bekannte ſächſiſche Dichterſchule bildeten. Seine erſten poetiſchen Verſuche erſchienen in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, einer Zeitſchrift, welche Gottſched, damals das Orakel des teutſchen Geſchmacks, in den Jahren 1741—1745 mit ſeinem Freunde J. J. Schwabe herausgab [1]). Auch an der von Gottſched veranſtalteten Überſetzung des Bayle [2]) nahm Gärtner Theil. Erſt als ſich ſein Geſchmack zu läutern anfing, ward er, zugleich mit Ebert, Giſecke, Zachariä, Gellert, Cramer u. A., Mitarbeiter an den mit dieſen Freunden gemeinſchaftlich herausgegebenen Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, von dem Druckort ge-

1) Gärtner's Gedichte ſind dort mit C* unterzeichnet, zum Unterſchiede von den mit einem bloßen C. bezeichneten Stücken. Dieſe Chiffre hatte Johann Andreas gewählt, der ſich indeſſen auch mit J. A. C. unterſchrieb. 2) Hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch. (Leipzig 1741—1744. Fol.) 4 Bde. Die neueſte, von Schreiter beſorgte, Ausgabe des Originals erſchien unter dem Titel: Dictionnaire historique et critique par *Pierre Bayle*. Nouvelle Edition, revue sur les Editions originales, avec la vie de l'Auteur par M. *de Maizeaux*, un Discours préliminaire des Editeurs et des Additions et Corrections tirées des meilleures sources par une Société de Gens de Lettres. (Leipzic 1805. gr. 4.)

Digitized by Google

wöhnlich die Bremiſchen Beiträge genannt [3]). Auch Klopſtock gehörte zu dem Kreiſe der talentvollen jungen Männer, die der teutſchen Poeſie einen neuen Aufſchwung zu geben ſuchten. „Es war," ſagt Eſchenburg [4]), „ein edler, ſchöner Bund, nicht blos des Geiſtes, ſondern auch des Herzens und der traulichſten Freundſchaft, nicht blos für den nächſten Zweck und die wenigen Jahre, die ſie in Leipzig mit einander zubrachten, ſondern für ihr ganzes nachheriges Leben."

An ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit blieb Gärtner zwar hinter den genannten Freunden, von denen ſich die meiſten ſpäterhin einen geachteten Namen in der Literatur erwarben, weit zurück. Bemerkt zu werden verdient jedoch, daß er ſie in jener Periode ihrer Bildung an Schärfe und Strenge der Kritik übertraf. Sein Urtheil war ihnen ſo wenig gleichgültig, daß ſelbſt Gellert, der damals ſchon einen Namen hatte, eine ſeiner poetiſchen Erzählungen unterdrückte, weil Gärtner ſie nicht gebilligt hatte [5]). Sein richtiger Verſtand, ſeine ruhige Überlegung, ſein redlicher Charakter und ſeine uneigennützige Denkungsart, verſchafften ihm ein ſolches Übergewicht, daß ſein Urtheil und Rath ſeinen Freunden nicht blos in Sachen des Geſchmacks, ſondern auch in moraliſchen Handlungen als Norm galt. Durch die heitern Scherze, mit denen er ſeine Urtheile begleitete, durch die treuherzige Offenheit, die ſich ſchon in ſeinen Geſichtszügen ſpiegelte, gewann er das volle Vertrauen ſeiner Freunde [6]). Aus ihrem Kreiſe ſchied er im J. 1745. Er ging um dieſe Zeit als Führer zweier jungen Grafen von Schönburg=Wechſelburg nach Braunſchweig. Dort muß er ſich bedeutende Gönner erworben haben, weil er bereits zwei Jahre nachher als Profeſſor der Moral und Beredſamkeit am Karolinum angeſtellt ward. Sein Leben in Braunſchweig erhielt noch dadurch einen beſondern Reiz, daß er mehre ſeiner Jugendfreunde, die dort ebenfalls Anſtellungen erhielten, um ſich verſammelt ſah. Neben den ihm übertragenen wiſſenſchaftlichen Fächern las Gärtner über den Virgil und Horaz. Mit den alten Claſſikern ward er in Braunſchweig immer vertrauter; aber auch die neuen ausländiſchen Schriftſteller lernte er kennen. Sein Freund Ebert gab ihm Unterricht in der engliſchen Sprache. Sein Lehramt als Profeſſor der Beredſamkeit verpflichtete ihn, ſeine Zuhörer in teutſchen Ausarbeitungen zu üben. Er beſchränkte ſich dabei nicht auf die 18 Lehrſtunden, die er wöchentlich hielt; auch außer dieſen Stunden beſchäftigte er ſich unabläſſig mit der Durchſicht und Verbeſſerung der ihm eingereichten Aufſätze. Mit der Orthographie, Sprachrichtigkeit, Wahl der Ausdrücke, Periodenbau u. ſ. w. nahm er es bei dieſer Durchſicht ſo genau, daß ihm nur wenige Muße übrig blieb. Seine Berufstreue und unermüdete Thätigkeit verdienten wahrhafte Bewunderung. Rhetorik und Sprachkritik waren ſchon in Leipzig ſeine Lieblingsſtudien geweſen, von denen er nun in Braunſchweig die erſte praktiſche Anwendung machte. Mühſamer Vorbereitungen und gelehrter Forſchungen bedurfte er dabei ebenſo wenig, als einer weitläufigen Lecture und eines großen Umfanges literariſcher Kenntniſſe. Die ſchöne Literatur, beſonders die teutſche, war weder in theoretiſcher, noch praktiſcher Hinſicht ſo umfaſſend und weitſchichtig, als in ſpäterer Zeit. Dabei ward Gärtner von ſeinem feinen Geſchmack, ſeinem richtigen Gefühl, ſeiner Übung und Fertigkeit in der guten Schreibart geleitet. So behielt er noch immer hinreichende Muße, durch ein fortgeſetztes Studium und das Leſen der vorzüglichſten Schriften ſeine Kenntniſſe zu berichtigen und zu erweitern. Dabei genoß er, ungeachtet der ſitzenden Lebensweiſe, die mit ſeinen vielfachen Arbeiten unzertrennlich verbunden war, eine ſehr dauerhafte Geſundheit.

Durch ſeinen belehrenden Unterricht, wie durch ſein Benehmen, gewann er nicht blos Anſehen und Achtung unter den ihm anvertrauten Jünglingen, ſondern auch ihre Liebe und Anhänglichkeit. Wer ſich durch Fleiß und gute Sitten auszeichnete, hatte Zutritt zu ſeinen häuslichen Cirkeln. Durch ſein Beiſpiel und durch gelegentliche Winke, die er durch Humor und feinen Weltton zu mildern wußte, nützte er ſeinen Schülern auch außerhalb der Lehrſtunden. Daher ward ſein freundſchaftlicher Umgang ſelbſt von Männern geſucht, die ſchon am Karolinum als Lehrer angeſtellt waren. Für das genannte Inſtitut beſeelte ihn ein ſo redlicher, patriotiſcher Eifer, daß er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo er zur höhern Aufnahme jener Lehranſtalt etwas beitragen konnte. Manchen Vorſchlägen und Abänderungen, die er dem Geiſte und Zwecke des Karolinums nicht für angemeſſen hielt, trat er daher aufs Entſchiedenſte entgegen. Über den zum Theil unvermeidlichen Mängeln der Anſtalt, die ſeinem Scharfblick nicht entgingen, überſah er nicht das einfache Gute, das durch ſie gefördert ward. Seinen Verdienſten fehlte nicht die gebührende Anerkennung. Zu Ende des Jahres 1775 ward er zum Kanonikus des Stifts St. Blaſii ernannt [7]) und 1780 erhielt er den Charakter eines herzogl. braunſchweigiſchen Hofraths. Zufrieden mit ſeinen Verhältniſſen und frei von dem Ehrgeize, der nach Höherem trachtet, lebte er treulich ſeinem Berufe und ſeiner Familie. Eine ſtreng geregelte Lebensweiſe erhielt ihn geſund und ließ ihn

3) Vergl. über die Geſchichte der bremiſchen Beiträge das hanoveriſche Magazin. 1768. 26. St. S. 40 fg. J. A. Cramer's Leben Gellert's S. 48 fg. 64 fg. C. F. Cramer, Klopſtock, Er und über ihn. 1. Th. S. 139 fg. Manſo in den Nachträgen zu Sulzer's Allgem. Theorie der ſchönen Künſte. 8. Bd. 1. St. S. 67 fg. 4) In der Vorrede zum zweiten Theile von Ebert's Epiſteln und vermiſchten Gedichten. 5) ſ. Gellert's Leben von J. A. Cramer. (Leipzig 1774.) S. 55. 6) Treffend iſt Gärtner von Klopſtock geſchildert worden, der in dem Freundſchaftstempel, den er in ſeiner Ode: Wingolf, jenem Bunde errichtete, von Gärtner, „der unverhüllten Wahrheit Vertrauteſten," ſagt:

Der du dort wandelſt, ernſtvoll und heiter doch,
Das Auge voll von weiſer Zufriedenheit,
Die Lippe voll von Scherz; es horchen
Ihm die Bemerkungen deiner Freunde.

ſ. Klopſtock's Werke. 1. Bd. S. 18.

7) Sein Freund Konrad Arnold Schmid feierte dieſe Auszeichnung durch das Gedicht: „Des heiligen Blaſius Jugendgeſchichte und Viſionen," welches Eſchenburg mit einer Einleitung im Teutſchen Muſeum. 1784. Auguſt. Nr. 1. S. 97 fg. drucken ließ. Es erſchien auch einzeln zu Berlin 1786 mit einem Kupfer von J. W. Mail.

Digitized by Google

ein hohes Alter erreichen, ohne daß er die gewöhnlich damit verbundenen Beſchwerden empfand. Er ſtarb am 14. Febr. 1791 im 81. Lebensjahre.

Unter Allen, die ihn näher kannten, hatte ſich Gärtner Vertrauen, Hochachtung und Zuneigung erworben. Was ihn beſonders empfahl, war ſeine edle Freimüthigkeit, ſein biederer und offener Charakter. In ſeiner gleichförmigen Denk- und Handlungsweiſe folgte er nicht zufälligen Launen oder fremden Eindrücken, ſondern feſten Grundſätzen, die ihm ſelbſt in ſeinen Reden und in der Wahl ſeiner Worte als Norm dienten. Nur mit einer leidenſchaftlichen Aufwallung hatte er zu kämpfen, die ihn ergriff, wo er auf Anmaßung, Unredlichkeit und Unbilligkeit ſtieß. Aber auch dieſe Schwäche, die im Grunde aus einer edlen Quelle floß, wußte er allmälig ſo zu beherrſchen, daß ſein Unmuth ſich nur durch eine ernſte Miene, ſelten aber durch heftige Worte äußerte. Überhaupt war Niemand nachſichtiger in der Beurtheilung Anderer, als Gärtner. Immer wußte er etwas zu ihrer Entſchuldigung vorzubringen. Das Lächerliche an Andern reizte ihn nie zu bitterem Spott. Seine Humanität und Gerechtigkeitsliebe erlaubten ihm das nicht. An dem Gleichmuthe, den kein Schickſalswechſel in ihm erſchüttern konnte, hatten vielleicht Philoſophie und Religion noch mehr Antheil, als ſein Temperament. Dieſer Gleichmuth zeigte ſich bei ihm ſelbſt in lebensgefährlichen Krankheiten, beſonders aber in ſpäteren Jahren bei dem Verluſte einer innig geliebten Gattin, deren Leben ihm theurer war, als ſein eigenes. Immer wußte er ſeinen nächſten Umgebungen ſeinen Kummer zu verbergen, um jede Beſorgniß von ihnen zu entfernen. Damit hing vielleicht auch die ſonſt unerklärliche Verſchwiegenheit zuſammen, die er gegen ſeine Familie und ſelbſt gegen ſeine vertrauteſten Freunde in Bezug auf ſein Lebensalter beobachtete. Die gewöhnlichen Motive ſchwacher Menſchen, weibiſche Eitelkeit oder kindiſche Furcht vor dem Tode, waren ſeinem feſten, männlichen Charakter fremd. Wahrſcheinlich wollte er ſeine Familie nicht durch den Gedanken an ſeine nahe Trennung beunruhigen. Auch wollte er vielleicht dadurch vermeiden, ſeines Alters wegen zur gehörigen Verwaltung ſeines Amtes für minder fähig gehalten zu werden.

Auch um die Literatur hat ſich Gärtner einige Verdienſte erworben. Bei ſeiner Beſcheidenheit und den ſtrengen Anfoderungen, die er an ſich machte, konnte er kein fruchtbarer Schriftſteller werden. Als Dichter machte er ſich vorzüglich bekannt durch ſein Schäferſpiel: „Die geprüfte Treue" (Braunſchweig 1768.), das früher in den Bremiſchen Beiträgen gedruckt geweſen war, und von Junker in ſeinem Théatre allemand ins Franzöſiſche überſetzt ward. Durch treue Darſtellung der unſchuldigen Natur und ländlicher Sitten, durch ſeinen Witz und Humor zeichnet ſich dies in Verſen geſchriebene Schäferſpiel vor andern Dichtungen ähnlicher Gattung in jener Periode vortheilhaft aus. Nach dem Triomphe du temps passé von Le Grand bearbeitete Gärtner das Luſtſpiel: „Die ſchöne Roſette" (Leipzig 1782.)[8]). Gemeinſchaftlich mit Zachariä gab er Linguet's „Beiträge zum ſpaniſchen Theater" heraus. (Braunſchweig 1769. 2 Thle.) Von der Beredſamkeit hatte er noch ziemlich Gottſchediſche Begriffe, wie man aus der von ihm zu Braunſchweig 1761 herausgegebenen Sammlung einiger Reden ſieht. Dagegen erwarb er ſich um die Verbreitung eines beſſern Geſchmacks in der Dichtkunſt manche Verdienſte durch die Herausgabe einzelner Schriften ſeiner Freunde[9]). Zwei Briefe von Gärtner an Hagedorn befinden ſich in deſſen poetiſchen Werken, herausgegeben von Eſchenburg (Hamburg 1800. 5. Th. S. 214 fg.). Gärtner's Bildniß, geſtochen von Bauſe (1770), ſteht vor dem eilften Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften[10]).

(*Heinrich Döring.*)

GÄRTNER (Bernhard August), geb. am 28. Oct. 1719 zu Caſſel, wo ſein Vater, Juſtus Heinrich Gärtner, Rittmeiſter bei einem heſſen-caſſelſchen Cavalerieregimente war[1]), erhielt den erſten Unterricht in den Schulen ſeiner Vaterſtadt. Den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung legte er in dem Waiſenhauſe zu Halle, zugleich mit ſeinem ältern Bruder, Sebaſtian Georg Gärtner[2]). Er beſuchte hierauf in den Jahren 1736—1740 mehre Univerſitäten; 1741—1754 lebte er als Advocat in ſeiner Vaterſtadt Caſſel. Seit 1751 bekleidete er dort auch die Stelle eines Scabinus bei dem Stadtgerichte. Im Februar 1754 ward er Secretair bei der fürſtlichen Regierung und dem Conſiſtorium zu Caſſel, bald nachher aber, im November 1755, Advocatus Fisci des Oberfürſtenthums Marburg, mit dem Charakter und Range eines Regierungsraths. Mit Beibehaltung des Officii Fisci wohnte er ſeit dem Juli 1759 als wirklicher Regierungsrath den Sitzungen der Regierung und des Conſiſtoriums in Marburg bei. Während des ſiebenjährigen Krieges, wo ihm die militairiſchen Angelegenheiten des Oberfürſtenthums vorzugsweiſe übertragen worden waren, traf ihn

8) Es befindet ſich auch in dem von J. G. Dyk herausgegebenen Komiſchen Theater der Franzoſen für die Teutſchen.

9) Unter andern Nicol. Dietr. Giſeke's poetiſche Werke (Braunſchweig 1767.) und Joh. Adolf Schlegel's Fabeln und Erzählungen. (Leipzig 1769.) 10) Vergl. Beneke's Jahrbuch für die Menſchheit. 1791. 4. St. S. 265 fg. Über Konrad Arnold Schmid's und Karl Chriſtian Gärtner's Verdienſte, beſonders um die teutſche Literatur, eine Vorleſung von Theodor Roſe. (Helmſtedt 1792.) Auch gedruckt in Wiedeburg's Philologiſch-pädagogiſchem Magazin. 2. Bd. 1. St. S. 3 fg. Vergl. Allgem. Literaturzeitung. 1793. 4. Bd. Nr. 343. S. 519 fg. Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1791. 1. Bd. S. 29 fg. Baur's Galerie der berühmteſten Dichter des 18. Jahrhunderts S. 103 fg. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 4. B. S. 11 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 11. Bd. S. 192 fg. Fr. Horn, Die Poeſie und Beredſamkeit der Teutſchen. 3. Bd. S. 54 fg. Jördens, Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten. 2. Bd. S. 3 fg. 6. Bd. S. 127. H. Döring's Galerie teutſcher Dichter und Proſaiſten. 1. Bd. S. 311 fg.

1) Er ſtarb als Director des heſſiſchen Feldlazareths im September 1759 im 75. Jahre; ſ. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 287. 2) Geb. am 10. Oct. 1717 zu Caſſel, geſt. daſelbſt 1762 als Regierungsprocurator. Seine Inauguraldiſſertation, durch deren Vertheidigung er zu Rinteln die juriſtiſche Doctorwürde erlangte, führt den Titel: De intercessionibus mulierum, doctrina, speciali casu illustrata. (Rintel. 1748. 4.) Vergl. Marburger Beiträge zur Gelehrſamkeit. 2. St. S. 393. Strieder a. a. O. S. 287.

Digitized by Google

das Schickſal, nach Straßburg transportirt zu werden, wo er drei Vierteljahre als Geiſel zubrachte. Erſt nach dem hubertusburger Frieden (1763) ward er wieder ausgeliefert. Von der zur Regulirung der zerrütteten Verhältniſſe der Univerſität Marburg niedergeſetzten Adminiſtrationscommiſſion ward Gärtner um jene Zeit (1763) zum Director und bei der Univerſitäts-Rechnungscommiſſion zum erſten fürſtlichen Commiſſair ernannt. Bei dem Vergleichungsgeſchäfte zwiſchen Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt wegen des Wiederumtauſches des Amtes Braubach und des Kirchſpiels Katzenellenbogen, wie auch in Betreff der Wiedereinlöſung der im caſſel'ſchen Gebiete gelegenen Güter und Gefälle der Univerſität Marburg, bekleidete Gärtner in den Jahren 1766—1767 neben dem geheimen Rathe und Kanzler Hombergk zu Vach die Stelle eines fürſtl. heſſiſchen Mitdeputirten [3]). Im J. 1771 legte er ſeine Stelle als Advocatus Fisci nieder. Zwei Jahre ſpäter ward er zum kaiſerlichen erſten Subdelegaten in der fürſtl. ſolms-braunfelſiſchen Debitſache ernannt. Bei der Regierung, dem Conſiſtorium und dem Pupillencollegium führte er zugleich das Directorium als vorſitzender Rath. Im J. 1780 ward er zum geheimen Regierungsrath und 1782 zum geheimen Rath ernannt. Er ſtarb am 28. Juni 1793.

Anonym erſchien von Gärtner: Abhandlung von denen in alter Batzen-Währung ehedem ausgeliehenen Capitalien und andern dergleichen Foderungen, deren Verzins- und dereinſtige Ablegung in jetziger Münze, beſonders im Oberfürſtenthume Marburg; ſammt angefügten XIII Reductionstabellen, zum nützlichen Gebrauche für Auffeher über publique Rechnungen, Beamte, Kaſtenmeiſter, Gläubiger und Schuldner; entworfen von einem Arbeiter zum allgemeinen Beſten. (Marburg 1771. 4. [4]). In ſpätern Jahren nahm Gärtner dieſen Gegenſtand nochmals auf in ſeiner Abhandlung, wie in den vorigen Zeiten im Reichszins- und leipziger Münzfuß ausgeliehene Capitalien und andere Schuldigkeiten nebſt Zinſen und dermaligen niederheſſiſchen Währung nach dem 20-Guldenfuß, oder aber in dem Oberfürſtenthum curſirenden 24-Guldenfuß mit Zuſetzung eines proportionirten Agio zu erhalten, hingegen die im ſogenannten 22-Guldenfuß, im Fuß der Louisd'or zu 8 Gulden, dergleichen die in beſagtem 24-Guldenfuß dargeliehenen Gelder gegen den 20-Guldenfuß zu vermindern ſind. (Marburg 1787. 4.) Beigefügt ſind dem Werke zehn Reductionstabellen. Außerdem ſchrieb Gärtner noch: Meditationes practicae ex jure communi Hassiaco secundum ordinem Pandectarum.

3) Vergl. *Aem. Ludov. Hombergk zu Vach* Orat. de meritis Friderici II. Hass. Landgr. in Academiam Marburgensem. (Marburg. 1769. 4.) p. 32. 61 seq. 4) Die zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage dieſes Werkes, bei welcher er ſich auf dem Titel genannt hat, erſchien unter dem Titel: Abhandlung und erſter Nachtrag wegen derer Schulden in alter Batzenwährung zweite Auflage; nebſt nunmehro beigefügten ſechs weitern Nachträgen zu Anwendung theils einiger Landesverordnungen, theils der gemeinen Rechte und beſondern Fälle, ſammt verſchiedenen dazu dienenden, auch ſonſt gemeinnützigen Reductionstabellen und Abſorptionsrechnungen. (Marburg 1783. 4.) Vergl. Caſſeler Staats- und Gelehrte Zeitung. 1783. St. 29—31. S. 123 fg.

Specimen I et II. (Marb. 1785.) [5]). An der ihm mitunter beigelegten Schrift: Allgemeiner geographiſcher Unterricht für Kinder, entworfen von einem Arbeiter für das gemeine Beſte (Leipzig 1781.), hatte Gärtner keinen Antheil [6]). (*Heinrich Döring.*)

GÄRTNER (Joseph), der durch ſeine claſſiſche Arbeit über die Samen und Früchte ſo berühmt gewordene Botaniker, war am 12. März 1732 in Calw geboren. In frühester Kindheit ſchon ſtarb ihm der Vater, ein Arzt in jener Stadt. Gärtner ſollte zuerſt Theologie, dann aber wenigſtens Jurisprudenz ſtudiren; er hatte aber entſchiedene Vorliebe für phyſikaliſche Unterſuchungen, und wußte es endlich bei ſeinem Onkel durchzuſetzen, daß er Medicin ſtudiren durfte, zuerſt in Tübingen, ſodann zwei Jahre in Göttingen, worauf er 1753 in Tübingen promovirte. Nach erlangter Doctorwürde trat er eine wiſſenſchaftliche Reiſe an nach Italien, nach Frankreich (wo er über ein Jahr zubrachte), nach England. Er kehrte dann wiederum nach Paris zurück, und verwandte hier viele Zeit auf die Conſtruction optiſcher und aſtronomiſcher Inſtrumente. Im J. 1759 reiſte er nochmals über Holland nach England, und hielt ſich dort noch ein Jahr auf. In ſein Vaterland zurückkehrend, erhielt er dann eine außerordentliche Profeſſur der Anatomie in Tübingen. Im J. 1768 folgte er einem Rufe als Profeſſor der Botanik nach Petersburg; er wurde dort Mitglied der Akademie, desgleichen Director des botaniſchen Gartens und des naturhiſtoriſchen Cabinets. Leider mußte er ſich aber bald davon überzeugen, daß er das petersburger Klima nicht ertragen könne, und ſchon im Herbſte 1770, nachdem er noch vorher die Ukraine in botaniſcher Hinſicht bereiſt hatte, kehrte er nach Teutſchland zurück. Er ließ ſich in ſeiner Vaterſtadt Calw nieder, verheirathete ſich und widmete ſich mit Eifer dem gründlichen Studium der Karpologie. Dieſe Arbeit führte ihn noch ein Mal nach England und nach Holland, zu Banks, der ſeine Reiſe um die Erde gemacht hatte, zu Thunberg, der von ſeiner japaniſchen Reiſe zurückgekommen war. Von beiden Männern erhielt er viele ausländiſche Samen. Mitten in ſeinen Arbeiten erkrankte er übrigens an einem hartnäckigen Nervenübel, durch welches er gegen 20 Monate ans Bett gefeſſelt wurde. Er genas jedoch wieder und erlebte die Freude, beide Bände ſeines Werkes gedruckt zu ſehen. Kaum war jedoch der zweite Band im Druck vollendet, ſo ſtarb er am 13. Juli 1791, als er mit der Ausarbeitung eines Nachtrags ſich beſchäftigte.

Seinem Namen hat Joh. Chriſt. Daniel Schreber in der zu den Malpighiaceen gehörigen Pflanzengattung Gaertnera ein Denkmal zu ſetzen geſucht.

Gärtner hat außer ſeiner Doctordiſſertation (De viis urinae ordinariis et extraordinariis [Tubing. 1753. 4.])

5) Vergl. Caſſeler Staats- und Gelehrte Zeitung. 1785. 101. St. S. 178 fg. 6) Vergl. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 4. Bd. S. 286 fg. 6. Bd. S. 515. 7. Bd. S. 519. 8. Bd. S. 512. Weidlich's Biographiſche Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten. 4. Th. S. 71 fg. Koppe's Juriſt. Almanach auf das J. 1794. S. 419 fg. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 4. Bd. S. 9 fg.

Digitized by Google

eine kurze Abhandlung über Meduſen geliefert (An Account of the Urtica marina in den Philos. Trans. Vol. 52. p. 75), desgleichen eine kurze Beſchreibung von Lumbricus Thalassema in des Pallas Spicilegia zoologica. Vol. 1. Fasc. 10. p. 8. Nach ſeinem Tode erſchien noch ſein Fragment einer ſyſtematiſchen Claſſification der Pflanzen, in Römer's Neuem Magazin für Botanik. Gärtner bearbeitete auch ein Vocabularium botanicum polyglotton, das aber nie in Druck gekommen iſt. — Was ſich Gärtner übrigens zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht hatte, das legte er in dem großen Werke nieder, deſſen erſter Band auf eigene Koſten herauskam: De fructibus et seminibus plantarum; accedunt seminum centuriae quinque priores, cum Tabulis 79. (Stuttg. 1788.) Vol. II. Continens Centurias quinque posteriores, cum Tabulis 10! (Ib. 1791. 4.) Sein Sohn Karl Friedrich gab noch dazu heraus: Supplementum Carpologiae, cum Tab. 45. (Lips. 1805. 4.) Gärtner unterſuchte die Verhältniſſe des Pflanzenſamens weit genauer, als alle ſeine Vorgänger, und gewann dadurch eine neue ſichere Grundlage für die Claſſification der Gewächſe. Mit Beſtimmtheit wies er die Differenzen nach zwiſchen dem Samen geſchlechtlicher Pflanzen und den die Fortpflanzung vermittelnden Körnern der geſchlechtsloſen. Bei den erſtern unterſchied er die Samen mit und ohne Embryo u. ſ. w. Die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris erwarb ſich das Verdienſt der vollen Würdigung von Gärtner's Arbeit. Als ſie nämlich unter den ſeit einer Reihe von Jahren erſchienenen Werken diejenigen zu bezeichnen hatte, durch welche die Wiſſenſchaft am meiſten gefördert worden wäre, erkannte ſie Gärtner's Karpologie die zweite Stelle zu. (*F. W. Theile.*)

GÄRTNER (August Gottlieb von), ein geborner Sachſe, deſſen Geburtsort und Geburtsjahr unbekannt iſt, machte nach beendeten Rechtsſtudien in Leipzig eine Reiſe nach Wien, wo ſein Vater damals Reichshofrath war. Von da durchreiſte er Frankreich und die Schweiz. Seit 1762 diente er 44 Jahre hindurch dem ſächſiſchen Fürſtenhauſe in mehren wichtigen Staatsämtern. Unter dem Kurfürſten Chriſtian war er in Dresden als Hof- und Juſtizrath bei der Landesregierung angeſtellt. Mit dieſer Stelle eröffnete er ſeine Laufbahn als öffentlicher Beamter. Im J. 1789 ward er Präſident des Hofgerichts. Mit der Würde eines Vicekanzlers, die er 1791 erhielt, ward ihm die Leitung der Polizeicommiſſion übertragen. Bei dem ſächſiſchen Reichsvicariat ward er 1792 in den Freiherrnſtand erhoben. Im J. 1799 ward er Oberconſiſtorialpräſident. Er ſtarb am 4. Mai 1807 mit dem Ruhme eines vielfach verdienten Mannes. Gegründete Anſprüche auf allgemeine Achtung erwarb er ſich durch ſeine mannichfachen gründlichen Kenntniſſe, durch ſeinen Patriotismus, wo es die Förderung gemeinnütziger Zwecke galt, ſowie durch ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit und Humanität *). (*Heinrich Döring.*)

GÄRTNER (Franz von), geb. am 2. Juni 1771 zu Marburg, ein Sohn des dort 1793 verſtorbenen geheimen Raths und Regierungsdirectors Bernhard Auguſt Gärtner, verdankte den Lehranſtalten ſeiner Vaterſtadt den erſten Unterricht. Dort eröffnete er auch ſeine akademiſche Laufbahn. In den Jahren 1786—1788 ſtudirte er zu Marburg Jurisprudenz und Staatswiſſenſchaft. Im November 1788 ernannte ihn der Landgraf Wilhelm IX. von Heſſen sine voto zum Regierungsaſſeſſor in Marburg. Im J. 1791 erhielt er das damals wichtige Amt eines Advocatus fisci. Bald nachher ward er zum Fiscal des Oberfürſtenthums Heſſen befördert. Zu dieſen Stellen hatte er ſich befähigt durch eine rühmliche Thätigkeit als Praktikant bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar. Sein dortiger Aufenthalt hatte ein Jahr gedauert, von Oſtern 1790 bis Oſtern 1791. In dieſer Zeit hatte er ſich mit dem teutſchen Staatsrechte und mit den Formen des Reichsproceſſes genau bekannt gemacht. Im April 1797 ward er als Reviſionsrath bei dem Oberappellationsgerichte zu Marburg angeſtellt. Noch durch einige andere Stellen ward ſeine Thätigkeit in Anſpruch genommen, als Advocatus patriae, als Mitglied der Polizei, der Armen- und Geſetzgebungscommiſſion und als Director des Collegii medici. Für dieſe mit vielfachen Geſchäften verbundenen Ämter, unter denen ſeine Kräfte faſt erlagen, entſchädigte ihn nur ein ſehr mäßiger Gehalt, der für die Bedürfniſſe ſeiner damals ſchon zahlreichen Familie kaum hinreichte. Seine wiederholten Geſuche um eine Erhöhung ſeines Gehaltes blieben unberückſichtigt. Er legte daher im October 1802 ſeine bisherigen Ämter nieder und trat in die Dienſte des Fürſten von Neuwied. Nach der Schlacht bei Leipzig ging er als Bevollmächtigter ſämmtlicher mediatiſirten Reichsſtände nach Frankfurt, Wien, Paris und London. Dieſer Zeit, den Jahren 1814 und 1815, verdankte er die Bekanntſchaft mit mehren hohen Beamten der preußiſchen Monarchie. Durch Vermittelung des Staatskanzlers v. Hardenberg trat er 1816, nachdem das Fürſtenthum Neuwied dem preußiſchen Staate einverleibt worden war, in die Dienſte des Königs von Preußen. Er ward zum Director der erſten Abtheilung der königlichen Regierung zu Trier ernannt. Zu dieſer Beförderung war ihm auch das von ſeinen Vorfahren erworbene Adelsdiplom, welches er bereits 1809 erneuert hatte, behilflich geweſen. Seine raſtloſe und gemeinnützige Thätigkeit fand verdiente Anerkennung. Im Mai 1818 erhielt er von Friedrich Wilhelm III. den Rang und Titel eines Regierungsvicepräſidenten, im Januar 1821 den rothen Adlerorden dritter Claſſe und 1834 den Charakter eines geheimen Oberregierungsraths. Er ſtarb am 14. Jan. 1838.

Durch unerſchütterliche Rechtſchaffenheit und gewiſſenhafte Erfüllung ſeines Berufs hatte er ſich die Huld ſeines Fürſten und allgemeine Achtung erworben. Biederkeit und Humanität waren Grundzüge ſeines Charakters. Er konnte mit ruhigem Bewußtſein und ohne innern Vorwurf in den letzten Augenblicken ſeines Lebens auf ſeine Laufbahn zurückblicken. Unter oft ſehr überhäuften Geſchäften fand er durch regelmäßige Eintheilung ſeiner Zeit noch Muße zu einigen literariſchen Arbeiten. Außer ſeiner Inauguraldiſſertation, durch deren Vertheidigung er

*) ſ. (Becker's) Nationalzeitung. 1807. St. 16.

Digitized by Google

1789 die juriſtiſche Doctorwürde erlangte [1]), ſchrieb er gleichzeitig eine Abhandlung: De jurejurando ab uno litis consortium relato, ab altero acceptato. Zu Frankfurt 1813 erſchien von ihm eine Leidensgeſchichte der mediatiſirten Reichsſtände [2]). Eine ebendaſelbſt (1813) von ihm herausgegebene Schrift führt den Titel: Was war Teutſchland? was iſt es jetzt? was darf es von der Zukunft hoffen? Mehre Aufſätze von Gärtner befinden ſich in Juſti's Heſſiſchen Denkwürdigkeiten, unter andern (3. Th. S. 160 fg.) ſein Verſuch über die im Heſſen-Caſſel'ſchen angeordneten Landviſitationen, vorzüglich in Beziehung auf das Oberfürſtenthum [3]). (*Heinrich Döring.*)

GÄRTNER (Karl Friedrich von), Profeſſor der Chirurgie in Tübingen, geb. zu Backnang in Würtemberg am 16. Nov. 1786, geſt. zu Tübingen am 17. Oct. 1833. Gärtner erhielt ſeine erſte chirurgiſche Bildung bei zwei ſehr beſcheidenen Meiſtern, nämlich bei zwei Barbieren, und trat frühzeitig als Unterarzt ins Militair. Er begleitete das würtembergiſche Contingent 1806 nach Preußen, 1809 nach Öſterreich, 1812 nach Rußland. Im J. 1813 beſuchte er chirurgiſche Vorleſungen in Tübingen; doch machte er ſchon in dem gleichen Jahre den Feldzug nach Sachſen und 1814 den Feldzug nach Frankreich mit. Er war unterdeſſen zum Regimentschirurgen befördert worden. Nun begann er nochmals in Tübingen zu ſtudiren, wurde 1816 Univerſitätsoperateur, 1817 Lehrer an der wundärztlichen und Hebammenſchule, 1818 außerordentlicher Profeſſor. Literariſch hat er ſich nur durch ein Paar Beobachtungen im Journal der Chirurgie von Gräfe und Walther bekannt gemacht, ſowie durch Verſuche über die Befruchtung einiger Gewächſe in den Naturwiſſenſchaftlichen Abhandlungen. 1. Bd. 1. Heft. 1826. S. 35—66. (*F. W. Theile.*)

GÄRTNER (Friedrich von), geb. 1792 zu Coblenz, folgte früh ſeinem Vater, Johann Andreas Gärtner, nach München, wohin derſelbe, früher Hofbaudirector in Dienſten des Kurfürſten von Trier, als Hofbauintendant berufen worden war. Anfangs beſuchte Gärtner die Gelehrtenſchule in München; bald aber wandte er ſich entſchieden der Kunſt zu. Er bildete ſich zum Architekten. Zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe in dem von ihm gewählten Fache unternahm er eine Reiſe nach Frankreich und Italien. Am längſten verweilte er in Neapel und Sicilien. Nach der Rückkehr von jener Reiſe (1819) gab Gärtner in lithographirten Zeichnungen „Anſichten der meiſten erhaltenen griechiſchen Monumente Siciliens" heraus. Größere Bauten zu unternehmen fand er damals in Baiern keine Gelegenheit. Er reiſte daher über Holland nach England. Dort erhielt er 1820 einen Ruf nach München. Bei der dortigen Akademie ward er als Profeſſor der Baukunſt angeſtellt. Im J. 1822 ward ihm die oberſte Leitung der königlichen Porzellanmanufactur, ſowie der damals neu errichteten Glasmalereianſtalt übertragen. Beide Inſtitute förderte er weſentlich, indem er Formen und Verzierungen von Vaſen und andern Gefäßen nach antiken Muſtern anfertigen ließ und dadurch einen vermehrten Abſatz erzielte. Um dieſe Zeit erſchienen ſeine „Römiſchen Bauverzierungen nach der Antike und auf Stein" (München 1824.) und ſeine „Auswahl von Vaſen und Gefäßen." (Ebendaſ. 1825.) Seine eigentliche Thätigkeit als Architekt begann erſt mit dem Jahre 1829. Der König von Baiern übertrug ihm um dieſe Zeit den Bau der prachtvollen Ludwigskirche. Auch die Vollendung der von Klenze begonnenen Ludwigsſtraße ward ihm übertragen. Er ließ dort mehre, größtentheils öffentlichen Zwecken gewidmete, Prachtbauten aufführen. Zu den vorzüglichſten gehören das neue Bibliothekgebäude mit ſeiner impoſanten Façade und ebenſo großartigen und zweckmäßigen innern Einrichtung, das Gebäude für das Prieſterſeminar, ein anderes zu einem adeligen Fräuleinſtift dienend, vor allem aber das neue Univerſitätsgebäude. Der viereckige Platz, den dieſe Gebäude mit ihren prachtvollen Façaden und Flügeln bilden, iſt mit zwei Springbrunnen nach Gärtner's Zeichnung geziert. Auch das Gebäude der Blindenanſtalt zeichnet ſich vortheilhaft aus unter den mannichfachen größern und kleinern Bauten, die Gärtner unternahm. Manche blieben unvollendet, wie der wittelsbacher Palaſt, das Siegesthor, die Befreiungshalle in Kelheim u. a. m. Er entwarf auch den Plan zu der Reſidenz des Königs von Griechenland in Athen und zu dem Saale und den Arkaden in dem Bade Kiſſingen. Schon früher war er zum Oberbaurath ernannt worden. Späterhin ward ihm die Leitung der oberſten Baubehörde übertragen. Die Akademie der bildenden Künſte, deren Director er 1841 geworden war, verdankte ihm manche zweckmäßige Reformen in Bezug auf die Erweiterung und innere Einrichtung ihres Locals. Der König ſchmückte ihn mit dem Civilverdienſtorden und gab ihm außerdem manche Beweiſe ſeiner Huld und ſeines Vertrauens. Ein Schlagfluß endete ſein Leben am 21. April 1847. Noch wenige Tage zuvor hatte er in voller Kraft im Kreiſe einiger vertrauten Freunde frohe Stunden zugebracht *).

(*Heinrich Döring.*)

GAERTNERA, nannte Lamarck eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Familie der Loganieen. Sie erhielt ihren Namen zu Ehren von Joſeph Gärtner (geb. 1732, geſt. 1791) †), kurze Zeit Profeſſor in Petersburg, dann praktiſcher Arzt in Calw im Würtembergiſchen, dem Verfaſſer des unſterblichen Werks über die Früchte und Samen der Gewächſe (De fructibus et seminibus plantarum Vol. 1 et 2, mit 180 Kupfertafeln. [Stuttg. 1788—1791. 4.]), welches ſein Sohn, Dr. Med. Karl

1) De supplendo consensu in sponsalibus secundum jus commune et Hassiacum. (Marb. 1789. 4.) Vergl. Klüber's Kleine juriſt. Bibliothek. 6. Bd. 21. St. S. 37. 2) Eine Schutzſchrift für die mediatiſirten Reichsſtände erſchien von ihm in Winkopp's Zeitſchrift für den Rheinbund. Heft 5. S. 190 fg. Heft 6. S. 322 fg. In dem genannten Journal befinden ſich auch noch einige andere Aufſätze von Gärtner. 3) Vergl. Trierſche Zeitung. 1838. Nr. 21. Strieder's Heſſiſche Gelehrtengeſchichte. 13. Bd. S. 341. 14. Bd. S. 328. Meuſel's Gel. Teutſchl. 11. Bd. S. 232. 13. Bd. S. 435 17. Bd. S. 638. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XVI. 1. Th. S. 80 fg.

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutſchen. Jahrg. XXV 1. Th. S. 285 fg.

†) Vgl. noch S. 157.

Digitized by Google

Friedrich Gärtner, gleichfalls Arzt in Calw, fortſetzte (Supplementum Carpologiae. [Lips. 1805.] T. 181—225). Neuerdings hat der Letztgenannte noch ſehr gründliche Verſuche und Beobachtungen über die Befruchtungsorgane der vollkommneren Gewächſe (Stuttg. 1844.) herausgegeben. Ein anderer Pflanzenforſcher dieſes Namens, G. Gärtner, hat mit B. Meyer und J. Scherbius die ſehr lobenswerthe ökonomiſch-techniſche Flora der Wetterau (Bd. 1 u. 2. Frankf. 1799. 1800.) geliefert. Der Charakter der Gattung Gaertnera beſteht in einem glockenförmigen, fünfzähnigen Kelche, welcher an der Baſis mit zwei Stützblättchen verſehen iſt, einer trichterförmigen Corolle mit fünftheiligem Saume, eingeſchloſſenen, in der Corollenröhre eingefügten, ſehr kurzen Staubfäden mit ablangen, aufrechten Antheren, einem hervorſtehenden, an der Spitze geſpaltenen Griffel und einer ſteinfruchtartigen, zweikernigen Beere. Lamarck kannte nur eine Art, G. vaginata (Illustr. gen. t. 167, G. longiflora *Gärtn. fil.* suppl. t. 191. Andersonia vaginata *Willdenow*), von Madagaskar, davon unterſcheidet ſich aber G. vaginata *Sieber* von der Inſel Moritz ſo weſentlich, daß Candolle ſie zu einer eigenen Gattung Aetheonema erhob. Endlicher zog außerdem noch Sykesia *Walker-Arnott* mit drei Arten von Ceylon und Fructesca *Cand.* mit einer Art von der Inſel Moritz hierher; ſodaß alſo Gaertnera ſechs Arten, Sträucher mit gegenüberſtehenden, lederartigen Blättern und ſcheidenförmigen Afterblättchen zählt. — Gaertnera *Retz.*, ſ. Sphenoclea; Gaertnera *Schreb.*, ſ. Hiptage. (*A. Sprengel.*)

GAESATAE, 1) mit dem Gaesum Bewaffnete, nämlich nach der Auslegung der meiſten Neueren. Sie ſtützen ſich dabei auf das häufige Vorkommen dieſer galliſchen Waffe. So ſagt Cäſar [1]) in Beziehung auf den Angriff, welchen die an den Alpen gegen die Allobrogen hin wohnenden Sedunier und Veragrier auf das Lager des Galba, des Legaten des Cäſar, machten: hostes ex omnibus partibus, signo dato, decurrere, lapides gaesaque in vallum conjicere. Propertius [2]) ſingt:

Claudius Eridanum [3]) trajectos arcuit hostes,
Belgica cui vasti parma relata ducis
Virdumari; genus hic Rheno jactabat ab ipso
Nobilis e tectis fundere gaesa rotis.

Virgil ſagt da, wo er die bildlichen Darſtellungen auf dem Schilde des Äneas beſchreibt, im Betreff der Gallier, welche das Capitol zu erſteigen im Begriffe ſind: duo quisque Alpina coruscant Gaesa [4]) manu, scutis protecti corpora longis. Zwei Gaesa laſſen auch Ovid und Claudian einen Streiter führen. Dieſer Umſtand kommt auch bei Nonius Marcellus und Livius vor, woraus zu ſchließen, daß dieſe Angabe nicht blos dichteriſcher Freiheit entſprungen iſt. Livius [5]) ſagt, da, wo er beſchreibt, wie im etruskiſchen Kriege (444 der Erbauung Roms, 308 vor Chr. Geb.), Römer in den ciminiſchen Wald auf Spähung gehen und ſich unkenntlich machen: Iere pastorali habitu, agrestibus telis, falcibus *gaesisque binis* armati. Da, wo er die Bewaffnung und Schlachtordnung der Römer unter dem Befehle des Manlius (415 der Erb. Roms, 337 vor Chr. Geb.) beſchreibt, ſagt ebenfalls Livius [6]): Prima acies Hastati erant, manipuli quindecim distantes inter se modicum spatium: manipulus leves vicenos milites, aliam turbam scutatorum habebat; leves autem, qui hastam tantum *gaesaque* gererent, vocabantur. Alſo auch hier hatte jeder nur eine *Hasta*, aber mehre Gaesa. Das Gaesum war alſo ein leichter Wurfſpieß, nach Nonius telum tenerum, nach Feſtus jedoch telum grave, Gaesum hatte alſo mehre ſpecielle Bedeutungen, aber vorzugsweiſe die von einem leichten galliſchen Wurfſpieß. Auch wurde es im Allgemeinen für Wurfſpieß überhaupt gebraucht. So heißt es in den Gloss. Isidori: *Gessum*, hasta, vel jaculum, Gallice, *βολίς* (d. h. das Geworfene, Wurfſpieß, Pfeil). Suidas ſagt unter *Γαῖσοι* [7]) *καὶ Γαισὸς: κοντὸς* [8]) (Stange, Stiel am Wurfſpieße, Spieß), *εἶδος ἀμυντηρίου, οἷον δόρατος*, eine Art Vertheidigungswaffe, wie eines Spießes, und unter *Γεσοί*: Die Römer, welche die Gäſen (*τοὺς γεσοὺς*) in die Erde geſteckt und die Helme auf dieſe geſetzt hatten, gewährten den in der Ferne Befindlichen das Anſehen, als wenn ſie auf dem Hügel geblieben wären; *ἔστι δὲ ὅπλον ἢ κοντός, μακρόθεν κεντοῦν ἢ κεντὸς*, es iſt aber eine Waffe oder Contus, von weitem zu ſtoßen, oder eine Stachel; nach anderer Lesart: *ἔστι δὲ ὅπλον μακρόθεν κεντοῦν ἢ κοντὸς* (oder Stange, Spieß); endlich: *ἔστι δὲ ὅπλον, ὅτι ὁ γέσος ἐστὶν μακροκέντης ἢ κοντός*, es iſt aber eine Waffe; wie der Gesos iſt in die Ferne zu ſtechen, oder ein Kontos (Contus). Wie Kriton ſchrieb in den Geticis (*ἐν τοῖς Γετικοῖς*). Moſchopolus erklärt: *Γαισοὶ, τὸ κοντάριον*, Spießſpitze, Speer der Spießſtange, indem wir *κοντάριον* gebildet annehmen aus *κοντός* und *ἄρις*, eine Art Bohrer, ein Werkzeug der Zimmerleute. Nach Heſychius iſt *γαισσὸς ἐμβόλιον ὁλοσίδηρον* ein Geſchoß ganz von Eiſen, ebenſo nach Pauſanias in den Atticis: *γαιὸς* (lies *γαισὸς*) *ὁλοσίδηρον δόρυ*, ein Spieß, ganz aus Eiſen. *Pollux* Lib. 7: *Δόρυξους, δόρυ ὁλοσίδηρον; καλεῖται δὲ γαισὸς, καὶ ἐστὶ λιβυκὸν*, Spieß ganz von Eiſen, wird aber Gaiſos genannt, und iſt libyſch (afrikaniſch). Daß der Gaisos ganz von Eiſen war, iſt wol nicht urſprünglich, ſondern erſt ſpäterer Gebrauch. Von Pollur wird er zwar libyſch genannt, aber das Wort Gaesum, Gaisos war galliſch, wie wir bereits aus Iſidorus ſahen. Nach Oyenartus [9]) wird ein Wurfſpieß (ja-

1) De Bello Gallico. Lib. III. Cap. 4. 2) Lib. IV. El. X. v. 43. 3) Nach der früheren Lesart: at Rheno. Unter dem Eridanus verſteht der Dichter Propertius, ſowie andere Sänger, z. B. Virgil, den Po. 4) *Virgilius*, Aeneid. Lib. VIII v. 662. Ihn hat Silius Italicus (Lib. I. v. 629) nachgeahmt und bei dieſer Gelegenheit Cellarius über das Gaesum Anmerkungen gemacht. Ebenſo *Drakenborch* ad *Sil. Ital.* Lib. II. v. 444. 5) Lib. IX. Cap. 36.

6) Lib. VIII. Cap. 8. 7) *Suidae* Lexicon ex ed. *Bernhardy* T. I. col. 1076, mit der Anmerkung: Vid. *Wesseling.*, quem Gaisfordus laudat, in *Diod. Sic.* XIII, 57 et *Boisson.* in *Herod.* p. 12. *Toupius* citat Agathiam p. 140. 8) Lateiniſch Contus, Stange, Spieße, Pike. 9) Notitia Vascon. p. 42. Du Freſne (Glossar. Lat.) führt unter *Geisum*, *Gaesum* Gallis veteribus hasta auch auf: in Consuetud. Britan. art. 712: Goutier ou gesse pour porter les eaux communes.

Digitized by Google

culum missile) von den Gascognern noch jeßt Gesi genannt. Die Stammſylbe Gis, Guis, Jus kommt im Franzöſiſchen des Mittelalters[10]) in der Gisarme, Guisarme[11]), Jusarme[12]), latiniſirt Gisarma, häufig vor[13]). So z. B. in der Beſtimmung, welche die Additamenta ad *Matthaeum Paris.* p. 149 und *Fleta* Lib. I. c. 24. §. 12: Et qui minus habuerit quam 40 solidat. reditus, tunc ad falcrs, *gisarmas*, cultellus et alia arma minuta sint jurati, enthalten, und im Betreff deren in den Statutis Willelmi Regis Scotiae Cap. 23. §. 4 der merkwürdige erklärende Zuſatz ſich findet: Et qui minus habet, quam 40 solidos, habeut Gysarum[14]), quod dicitur *Handaxe*[15]) (Handaxt), welche bei den Engländern ein zweiſchneidiges Beil iſt. Spelmann vermuthet, daß Gisarma eine Art Beil oder Axt geweſen. Daß es auch dieſe Bedeutung gehabt, geht aus der Erklärung in den angeführten Statuten hervor; doch hatte es auch eine andere Bedeutung, nämlich die von Spieß. So z. B. erklären lateiniſch-franzöſiſche Gloſſen: *Gesa:* Jusarme, Manière de glaive. *Joannes de Janua: Gesa* a gero, genus armorum, quod Gallice dicitur Gisarma. Da das R und das S häufig mit einander vertauſcht werden, ſo ſtände zwar in dieſer Beziehung der Ableitung Gesa von gero Nichts entgegen; aber der Begriff von gero, ich trage, führe, iſt zu allgemein, wenn wir ihm nicht als urſprüngliche und ſpecielle Bedeutung die von: einen Wurfſpieß führen, willkürlich beilegen wollen. Beſſer iſt die Zuſammenſtellung des althochteutſchen, altſächſiſchen, altfrieſiſchen *Ger* und des angliſchen (ſogenannten angelſächſiſchen) Gar, des altnordiſchen Geirr mit Gaesum. Zwar heißt es im Rolandsliede V. 2494: Ther site was under goten knehten: si kunden wole vehten mit spieze und mit geren; tez vlizen (beflißen) sih thie herren, und Ger wird hier und an den andern Stellen des Rolandsliedes von Schilter[16]) durch Schwert überſetzt, ſowie auch Einige, z. B. Olaf von Gunnavik, das altnordiſche Géirr (ohne Zeichen des Nominativs Géirr) durch Schwert und Dolch (gladius vel pugio) erklären, und das perſiſche Dscheher (kurdiſch Dscher), Schwert, bedeutet; aber das ebenfalls perſiſche Dscher hat die Bedeutung von einem leichten Wurfſpieß. Auch *Framea* hatte mehre Bedeutungen. Als urſprüngliche muß man die annehmen, welche wir bei Tacitus (Germ. Cap. 6) finden: Rari gladiis aut majoribus lanceis utuntur; hastas, vel ipsorum vocabulo Frameas gerunt, angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel cominus, vel eminus pugnent. Vorausſchickt Tacitus, daß das Eiſen nicht einmal überflüſſig ſei, wie aus dem genere telorum geſchloſſen werde, wodurch erklärlich wird, warum die Framea nur ein ſchmales und kurzes Eiſen hatte. Das Wort Framea iſt noch in dem Ausdrucke Pfriemen auf uns gekommen, und man muß ſchließen, daß *Brahm*, Dorn (wovon Breme, Bremse, wegen ihres Stechens), und Framea verwandte Wörter ſind, und die Framea nicht nach ihrem Schafte, ſondern nach ihrer eiſernen Spitze genannt war. Wurde dieſes Eiſen, als der Vorrath an Eiſen zunahm, vergrößert, wie wir bei der ſchwereren Art von Gäſen der Gallier, welche ſie Laugkieu (Lanzen) nannten, finden, welche, wie wir weiter unten aus Diodor von Sicilien anführen, ein ellenlanges Eiſen hatten, ſo konnte die Framea, da ſie ihre Benennung von ihrem ſtählernen Theile und nicht von dem Schafte hatte, auch andere Bedeutungen erhalten, wenn man an das Framea genannte Eiſen ſtatt des Schaftes ein Heft, einen Griff oder ein Gefäß, wie ſolche die Schwerter oder Degen haben, machte. Von Auguſtinus wird Spatha (breites Schwert) Framea und mit anderer Benennung Rhomphaea (großes zweiſchneidiges Schwert) genannt; alte Gloſſen erklären *Framea ῥομφαία*. *Isidorus* Lib. 18. c. 6: Framea gladius ex utraque parte acutus, quam vulgo spatham vocant. Im Waltherſliede heißt es V. 1372:

> Cujus duritia stupefactus dissilit ensis
> Proh dolor! et crepitans partim micat aëre et herbis.
> Belliger ut frameae murcatae fragmina vidit.

Alſo auch hier wird framea für Schwert gebraucht. Die Gloss. Lips. und die Gloss. Pez. haben *Framea* stafswert (Stabſchwert, Stockdegen), und die Holländer noch jeßt Moordpriem (Mordpfriemen), Dolch. Eine andere Benennung für Framea war Ger, nordiſch Géirr, und es läßt ſich aus den Stellen des Nibelungenliedes, welche wir ſogleich anführen, ſchließen, daß auch der Ger, Geirr,

10) Auch im Latein des Mittelalters kommt Gaesa vor, z. B. bei *Guil. Brito*, Philipp. Lib. V:

> Clavam cum jaculo, venabula, gesa bipennem,

und *Matthaeus Paris.* ad ann. 1256: Cum jaculis — — — Danisque securibus et gesis — — — hostiliter insequuntur. 11) In der Form der Mehrzahl Gisarmes, Guisarmes. So z. B. heißt es im Roman de Rou: Haches et *gisarmes* tenoient; und ebendaſelbſt: Et vous avez lances aguës et *guisarmes* esmolluës. *Balduinus de Condato:* A corps de dards et de *guisarmes*. *Octavianus de S. Gelais* in Viridario honoris: Lances, bastons, aspées et *guisarmes*, harnois complez pour bien mil hommes d'armes. *Bellomanerius* Cap. 58: Portans armes, ne sajettes, ne armes, ne aspées, ne *guisarmes*, ne autres armes deffenduës. 12) Altes Gedicht über Alberich von Burgund: Sire, dit-il, por peu vos voil proier, *c'une jusarme* mes faites sans targier. *Guillaum Guiart*: Plommées fermement tenués, fauchons, *juisarmes* esmolués. Derſelbe zum J. 1124: Les reçolvent au fers de lances, aux haches, aux espées nuës, et aux *juisarmes* esmoluës. 13) Wiederholt z. B. bei Froiſſart, Berry, Monſtrellet und dem Verfaſſer der Belagerung von Orleans. *Du Fresne* unter *Gisarma;* daſſelbe, was in den Consuetud. S. Severi tit. 18. art. 5 Bisarme ſcheine, wo vielleicht Gisarme herzuſtellen ſei. 14) Gysarum iſt gebildet aus Gysarm; ſ. *Skenaeus*, De Verborum significat. unter *Gysarum*. 15) Altnordiſch Handöxi, Handeyxi; ſ. z. B. *Snorri Sturluson*, Olafs Saga Helga Cap. 153 (in der großen Ausgabe der Heimskringla. T. I. p. 259), wornach Gautr Rodhi Karl'n hinn Maeriki mit einer Handeyxi erſchlägt.

16) *Schilter*, Gloss. Teut. p. 354 unter *Ger*, gladius. Fragm. de Bell. Sarac. vers. 2494: mit spieze und mit geren, hastis atque gladiis; vers. 2525: Mit sineme scarfen gere ramete er sin zo then brusten, acuto gladio suo petebat pectus ejus; vers. 4062: ainen spannebreiten ger, spithamâ latum ensem, mit der Bemerkung, daß der Name der Germanen von da entſtanden zu ſein ſcheine, das ſei Swertmänner, von den alten, großen Schlachtſchwertern.

Digitized by Google

nicht von ſeinem Schafte, ſondern von ſeinem Eiſen genannt war. Aus der Vergleichung des Wortes Gëirr mit Framea wird ferner erklärlich, wie ein Theil der Sprachforſcher geneigt iſt, Gëirr durch gladius vel pugio zu übertragen. Doch muß man annehmen, daß in Gëirr die urſprüngliche und Hauptbedeutung Spieß war; denn es wird z. B. in der Herwarar-quidha (S. 435 und 520) zuſammengeſtellt: medh hwössu swerdhi ok rodhnum geiri, mit ſcharfem Schwerte und geröthetem Spieße, und ebenſo wird Geirr in den Skåldskaparmål Cap. 75 in den Denkverſen nicht unter den Benennungen des Schwertes, ſondern unter denen der Spieße und Wurfſpieße auf dieſe Weiſe aufgeführt: Darr [17]), *spjöt* (Spieß), dauflen (doplen) ok wigr, snamflein ok swaf, switha, hraemaeki, *geirr*, spiörr (Speer), nata, gefja, *kesja*, gaflack fracka, güngnir peita. Deshalb wird auch Geirr ſowol in Beziehung auf Odhin's geirr [18]), *Güngnir* (ſ. d. Art.), geheißen, als auch im Betreff der andern Anwendungen des Wortes durch Spieß und Wurfſpieß erklärt [19]). Wenn es in dem Rolandsliede V. 4062 heißt:

Ogier ther wigant, ther forte an sinere hant
Ainen spannbreite ger, tha gefrumete er
Manegen zo there helle;

und im Nibelungenliede Z. 303:

Diu art [20]) ir swerte giengen nider uf den sporn;
Ez fuorten scherpfe [21]) geren di ritter uzerchorn,
Sivrit der fuort' ir einen wol zweier spannen breit,
Der zu sinen ecken vil harte vreislichen sneit;

und Z. 8334 (von Iring):

Einen ger vil starchen, nam er durch den haz,
Damit er aber wolde Hagenen dort bestan,

ſo könnte, da alſo hiernach Ger kein leichter, ſondern ſchwerer Wurfſpieß war, die Zuſammenſtellung der Wörter

17) Dörr, Spieß, Wurfſpieß. 18) Ohne Zeichen des Nominativs Geir. Gylfaginning Cap. 51: Odhinn medh — — — geir sinn, er Güngnir heitir, Odhin mit — — — ſeinem Spieß, der Gungnir heißt; Skåldskåparmål Cap. 59: geirin er Odhinn åtti, er Güngnir heitir, den Spieß, den Odhin hatte, der Gungnir heißt. Cap. 35: geirinn Gügni, den Spieß Gugnir; ſ. *Finn Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 407 unter: „*Gügnir* hasta sive lancea Odini." Ein Fall, wie Odhin den Geirr braucht, wird in der Völsunga-Saga Cap. 11 (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 1. Bd. S. 145) erzählt: Er hatte ein Auge und einen Spieß in der Hand (geir i hendi); dieſer Mann kam wider den König Siegmund, ok brå upp geirnum fyrir honum (und ſchwang empor den Spieß vor ihm); und als König Siegmund feſt (ſtark) hieb, kam das Schwert an den Spieß (kom swerdhit i geirinn) und zerbrach in zwei Stücken. In den Kråkumål wird Ragnar redend eingeführt Str. 3: hått bårum thå geira, hoch trugen (wir) da die Spieße, und in der Herwarar-Saga Cap. 18 (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 1. Bd. S. 501) Agantyr: ok geir hådhu, und erhöhten (erhoben) den Spieß; derſelbe ebendaſelbſt Cap. 16 (S. 494): ok kaldr geirr (aum) koma widh randir, und der kalte Spieß (wird) kommen an die Schilde. In den Kråkumål Cap. 21: Ragnar hohe (erhabene) Schwerte biſſen (beſchädigten) die Schilde, thar er gullrodhinn glumdi geirr widh Hildar naefri, dort, wo der goldrothe Spieß toſete an Hildur's Dächer (Schilde). Das gullrodhinn (der goldrothe) bezieht ſich auf die Verzierung des Spießes. So z. B. heißt es bei Stricker'n von Roland: Er truech an seiner seit ze siwen (rechten) hant mit golde bewunden ein ger, do mit gefrumt der heit her vil manigem zu der helle. In der Herwarar-quidha (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 1. Bd. S. 439. 521) gröfnum geiri, mit gegrabenem Spieße; grafa (graben) hat nämlich hier die Bedeutung von sculpere, caelare. Bei Hornkloſt (bei Snorri Sturluſen, Heimskringla, überſetzt von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 190) werden die Schiffe beſchrieben mit gegrabenen Zierden (gröfnom tinglom, „caelatis insignibus"). 19) So z. B. in den Harbarz-liodh Str. 38; Geir af riödha; in der großen Ausgabe der Edda Saemundar T. I.: „frameam rubro tingere" (nämlich in der Schlacht); Sigurdhar-Quidha II. *β* Str. 15: En thar auli skulo geirom leika godh; in der genannten Ausgabe T. II.: Ibi autem omnia hastis ludent numina (nämlich auf dem großen Kampfplatze, wo ſich Surtr und die Aſen am Ende dieſer Welt ſchlagen). Atla-Quidha Str. 5: Af geiri giallanda; ebendaſelbſt p. 368: „praeter frameam clangentem." So auch in den Gloſſarien ebendaſelbſt T. I. p. 515 und T. II. p. 637 wird Geire durch „hasta, lancea, framea" erklärt, und auch die Bedeutung von hasta in den zuſammengeſetzten Wörtern ebendaſelbſt T. I. p. 515: Geira-höd (Name einer Walkyrie, Spieße-Erhebung, Spieße Erhebende), Geir-aulul (Name einer Walkyrie, eine den Spieß Führende, die den Trank darreicht), Geirrödhr, Geirraudhr (Spießröther), Geir-römul, Geirraumul (Name einer Walkyrie), a verbo „at rymia, quod est eudere, hastarum sonitum excitans, vel etiam hastae sonorae ac caedium praescia" (oder von at rama, ergreifen, Spieß-Ergreiferin, oder Zielerin mit dem Spieße); Geir-wimul, Spieß-Wirbelerin (Name eines mythiſchen Fluſſes); ebendaſelbſt T. II. p. 637: Geirlaukr (engliſch Garleec, Spießlauch, „allium capitatum," engliſch Garlick, Knoblauch), Geir-Mimir, Spieß-Mimir (ein liſtiger, erfahrener Krieger), Geir-Niflüngr (Spieß-Nibelunge), Geir-Niördhr (Spieß-Niördhr, mit dem Spieße bewaffneter Krieger). Unter den dichteriſchen Umſchreibungen der Schlacht iſt Geirathing, Gerichtsverſammlung der Spieße, ſ. Kormaks-Saga (Hafniae 1832.) p. 318, und ebendaſelbſt geir-theye hastarum aura, pugna; geira-wimr hastarum amnis): sanguis effusus unter der Rubrik: *Geir* hasta, ensis. Dichteriſch kann Geir allerdings für Schwert ſtehen, ſowie dieſes z. B. durch Wundenruthe umſchrieben wird. I dyn geira (Donner der Spieße, Kråkumål 18), bedeutet in der Schlacht, Geirbrû, Spießbrücke, Schild, Geir-liodh, Spießlied, Geir-rås, Spießlauf, Geirwangr, Spießwieſe, Geirwedhr, Spießſturm, und noch mehre andere Zuſammenſetzungen gibt es. Vgl. Dietrich, Altnordiſches Leſebuch S. 248. *Biorn Haldorson*, Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. p. 274: 1) „*Geir*, m. nom. pr. viri. 2) hastilis nomen. Spyd. Géiriun güngnir, Odini framea domitrix. *Odins* odeinegende Spyd, *Gungner*. 1) *Geira* nom. pr. mulieris. 2) Bellona, Walkyrie. *Geirnagli*, m. clavus transfixus laminae et capulo hastae, quem cava pars laminae haurit, *et Spydsom*" (Spießnagel). In der Hjalmters ok Ölwers Saga Cap. 5 (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 3. Bd. S. 462) heißt es: Toki gino tapfer noc, ok wo til beggia handa, und kämpfte (tödtete) rechts und links; hann hafdhi storan arngeir ok sterkan i hendi, er hatte einen großen und ſtarken Aengeier in der Hand; er tödtete in kurzer Zeit 30 Mann. Arngeirr kann Adler- oder auch Herdſpieß bedeuten; doch iſt ungewiß, ob es hier richtig ſteht, und nicht dafür *Atgeirr*, worauf wir weiter unten zurückkommen, zu ſetzen; denn ebendaſelbſt heißt es weiter unten (S. 462) zwar: Toki spennir tweim höndum arngeirinn ok leggr i gegnum skyöld Ölwers (Toki umſpannt mit beiden Händen den Arngeirr und durchbohrt den Schild Ölwer's). Aber kurz darauf in der Stelle, nach welcher Hjalmter dazu kommt, Toki's Hand abhaut, und macht, daß der Arngeirr niederfällt (ok datt arngeirinn nidhr), iſt eine andere Leſart atgeirinn. Ebenſo in der Stelle der Sturlaugs Saga Starfsama Cap. 16 (in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 3. Bd. S. 620): that hefir i hendi atgeir einn, das (Lebende, welches kurz darauf Skripi, Ungeheuer, genannt wird) hat in der Hand einen Atgeirr, wofür eine andere Leſart addgeir und noch eine andere arngeir iſt.

20) Spitzen. 21) Vergl. Z. 5679: mit ir scharfen geren si wolden jagen swin, beren und' wisende.

Ger und Gaesum, Gaesos, welches vorzugsweiſe einen leichten Wurfſpieß bedeutete, unpaſſend ſein, wenn nicht auch nach Feſtus Gaesum ein ſchwerer Wurfſpieß war. Eine ſolche ſchwere Art Wurfſpieß war diejenige, von welcher Diodor von Sicilien [22]) in Beziehung auf die Galater (d. h. Gallier) handelt, indem er ſagt: *Προβάλλονται δὲ λόγχας, ἃς ἐκεῖνοι λαγκίας καλοῦσι, πηχυαίας τῷ μήκει τοῦ σιδήρου, καὶ ἔτι μείζω τὰ ἐπιδήματα ἐχούσας*, ſie werfen Spieße vor, welche ſie Langkien (Lanzen) nennen, welche eine Elle in der Länge des Eiſens, und das daran Geſetzte (die Schafte) noch größer haben. Auch die Gere, ungeachtet ſie groß und ſchwer waren, wurden geworfen, oder nach dem alten Ausdruck geſchoſſen. Doch wurden die Gere deshalb nicht zu den Geſchoſſen gerechnet [23]). Ungeachtet in der Heldenſage der Ger ſchwerer und größer dargeſtellt wird, als er in der Wirklichkeit ſein mochte, ſo lernen wir aus derſelben doch den Gebrauch des Geres als eines Wurfſpießes kennen. So heißt es in dem Nibelungenliede, Z. 1836, im Betreff des Kampfes Brunhild's mit Günther, für den Sigfrid den Kampf in der Tarnkappe beſteht: „Do schoz vil chrepfteliche die herrliche Maid auf einen Schild neuen, michel (groß) und breit, den trug an ſeiner Hand das Sigelinden-Kind; das Feuer ſprang vom Stahle, als (wenn) es wehte der Wind. Des starchen geres snide al durch den schilt gebrach, daß man die Feuer „lougen“ (flammen) aus den Ringen (Panzerringen) ſah. Des scheuzzes beide struochten (ſtrauchelten) die kräftigen Männer; wan diu tarnschappe (hätte die Tarnkappe nicht gethan), ſie wären todt da „bestan“ (geblieben). Sigfrid'en dem viel kühnen von Munde „brast“ (brach) das Blut; viel bald ſprang er „widere“ do nam der helt guot den ger, den sie geschossen hete dem helde durch den rant (Schild): den vrumte (beförderte) ir do hin widere des starchen Sivrides hant. Hieraus lernen wir, daß ungeachtet von ſchießen [24]) und Schüſſen die Rede iſt, doch der Ger nicht eigentlich geſchoſſen in dem Sinne von ſchießen in jetziger beſchränkter Bedeutung, ſondern geworfen ward. Bei der unmittelbar darauf folgenden Beſchreibung des Kampfes mit dem Steine, wird nicht Schuß, ſondern Wurf, und nicht ſchießen, ſondern werfen gebraucht; und auch vorher Z. 1113 wird geſagt: Den (nämlich den großen, ſchweren Stein) *warf* si z'allen Ziten, do si den *ger* verschoz. Der Unterſchied lag darin, daß der Ger, wenn er geworfen ward, kunſtgemäßer mit künſtlicherer Haltung und Richtung der Finger angefaßt, und mit ihm gezielt ward. Der Ger war nicht blos überhaupt künſtlicher geformt als der Stein, ſondern hatte auch einen Schaft. So wie es z. B. auch im Nibelungenliede heißt Z. 8245: Do schuzzen si di gere neit chrepfte von der hant durch di vesten schilde uf lichtez ir gewant, daz diu gerstangen vil hohe draehten (wirbelten) dan (von dannen). Da griffen zu den Schwertern die zwei grimmen Männer (Hagen und Iring). Die Gerſtange (angliſch Gârbëam, Spießbaum, Schaft des Geres, desgleichen Gârholt, Gârwudu, Spießholz, Holz am Spieße) wird auch Z. 1851 bei Schilderung des Kampfes der Brunhild mit Sigfrid in der Tarnkappe auf dieſe Weiſe erwähnt: Er dachte: ich wil niht schiezen daz schone magedin; er cherte des geres snide hinder den rucke sin (ſeinen Rücken), mit der gerstangen er schoz uf ir gewant, daß es erklang viel laut von ſeiner „ellenhaften“ (kräftigen) Hand. Das Feuer ſtob aus Ringen (Panzerringen) „alsam“ (als wie wenn) es triebe der Wind; den schuz den schoz mit ellen (Kraft) daz Sigmundes chint; si ne moht' mit ir chreften des chuzzes niht gestan: Es hätte (es) der König Günther traun nimmer gethan. Brunhild die ſchöne, viel bald ſie aufſprang. Gunther, ritter edele, des schuzzes habe danch. Sie wähnte, er hätte es mit ſeiner Kraft gethan: ihr war da nachgeſchlichen ein „verre“ (weit) kräftigerer Mann. Wenn auch die Schwere des Geres der Brunhild, von welcher es Z. 1774 heißt:

Do truoch man der vrouwen, vil swaere unde groz,
Einen ger vil scharpfen, den si alle zite schoz,
Starch unt ungefuoge, michel unt breit,
Der ze sinen ecken vil harte vreislichen sneit,
Von des geres swaere horet wunder sagen:
Wol vierdehalbiu messe was darzuo geslagen;
Den truogen chume drie Brunhilde man,

ſo iſt zwar ſtark übertrieben, denn nicht nur in der Homeriſchen, ſondern auch teutſchen Heldenſage wird die Kraft der Helden größer geſchildert, als ſie je in der Wirklichkeit war, und man kann nicht ſagen, es ſpiegele ſich hier (in der Schilderung des Nibelungenliedes) die Rieſenhaftigkeit und ungefüge Größe der Heldenzeit, wie ſie wirklich geweſen, ab, ſondern wie der Geiſt der Dichter ſie geſchaffen, aber es läßt ſich doch aus der Schilderung des Gerwurfes im Nibelungenliede ſchließen, daß der Ger im 12. Jahrh. ein ſchwerer Wurfſpieß war. Auch läßt ſich vermuthen, daß der Ger der Wirklichkeit nach dem Maße der Kraft deſſen, welcher ihn führte, ſtärker oder ſchwächer war, ähnlich wie ſich die Stärke des Bogens nach der Kraft deſſen, der ihn führte, richtete, nur daß auch hier die Sage z. B. in der Odyſſee und in der Lodhbroks-Saga (im Betreff des Bogens Iwein's) das Verhältniß ſteigerte. Auch wurde die Stärke des Wurfſpießes nach der Art des Gebrauches eingerichtet, welchen man damit machte. So haben die Perſer einen Wurfſpieß, den ſie noch heutzutage Dscher nennen,

22) Bibl. Lib. V. Cap. 30. 23) So heißt es in Wirnt's von Gravenberg Wigalois Z. 4769 in Beziehung auf den Lindwurm: Man en mac in niht geseren mit geschossen noch mit geren; ouch ist dehein gesmide, daz den wurm snide, wan diu glavie eine (nämlich die Glavie [Lanze] von indiſchem Stahl, welche ein Engel gebracht). Damit, daß ungeachtet die Gere geworfen, oder nach altem Ausdrucke geſchoſſen, aber doch nicht zu Geſchoſſen gerechnet wurde, iſt zu vergleichen das, was Tacitus, nachdem er von der Framea, welche er ein telum nennt, gehandelt hat, unmittelbar folgen läßt: pedites et missilia spargunt, plura singuli, atque in immensum vibrant, nudi aut sagulo leves. 24) Es iſt dieſes bei dem Werfen des Gers der beſtändige und Kunſtausdruck. So z. B. auch im Nibelungenliede Z. 8155:

Einen gere er uof gezuchte, vil scharpf unde vil hart.
Der von einem Hiunen zu z' im daruof geschozzen wart,
Den schoz er chrepftelichen durch diu burch dan,
Ueber daz volch vil verre.

Digitized by Google

Es iſt dieſes ein leichter Wurfſpieß, deſſen ſie ſich bei ihren Fußkämpfen zu Pferde, einer Art von Turnieren, bedienen [25]). In dem Angliſchen oder dem ſogenannten Angelſächſiſchen findet ſich Gár [26]), Spieß, Wurfſpieß, und Tit-gár, große Lanze. Die Beſchaffenheit der Geras, wie die Form der Mehrzahl lautet, lernen wir aus dem Beowulfsliede [27]) kennen:

> Garas stodon saemanna searo,
> Samod aet gaedere, aescholt ufan graeg,
> Waesse iren draet wapnum gewurthad,

(die Spieße ſtanden, der Seeleute Rüſtzeug, geſammelt zu Haufen, das graue Äſchholz [28]) oben, das ſcharfe Eiſen drohte den Waffen Beſchädigung). Eine eigene Art Ger war der Et-Ger, welcher im Althochteutſchen, im Frieſiſchen, in dem Angliſchen oder ſogenannten Angelſächſiſchen Atger [29]), im Sächſiſchen Aetgare und im Altnordiſchen Atgeirr vorkommt. Im althochteutſchen Rolandsliede v. 1701 heißt es von 15,000 Mann, welche von „Thebeseline“ kamen: Thie furten al ethgere Mahmet ze eren. Im Altfrieſiſchen beſagen tha Urkera (Überküren) aller Fresena [30]) thi frana thet thing alsa nei te lidzane, thet hi tha osa mith sine etgeres orde reka muge (der Schulze ſoll das Ding [Gericht] ſo nahe am Hauſe hegen, daß er die Dachrinne erreichen kann), welches im Platteutſchen [31]) gegeben iſt durch: de frana sal dat ghērichte ofte de deddynge so nae legghen, dat de osen mit synes *speres verde* [32]) reken mach ofte anlangen. Hieraus geht hervor, daß der Etger ein Spieß war. Daß er kein Schwert war, erhellt auch daraus, daß es im Betreff der Landesvertheidigung [33]) im Weſterlauwerſchen Schulzenrechte §. 2 [34]) heißt: myt vyf wepen (fünf Waffen) myt spada ende myt furka, myt schield ende myt swird ende myt *et keris oerd* (Spitze). So auch wird in der Saga Gautreks conúngs [35]) bei Beſchreibung des Kampfes Siſar's mit Wiken, nachdem geſchildert iſt, wie Siſar Starkadh'en mit dem Schwerte gehauen, weiter geſagt, dieſer habe auch eine Wunde von dem Atgeir, mit welchem Siſar kämpfte, erhalten (af atgeiri theim, er Sisar wo medh), in den Starkadh'en in den Mund gelegten Verſen: Und an der Seite mit dem Schwerte ſchnitt (swerdhi beitti) mich der Starke über dem Hüftbein oben, aber in die andre (Seite) ſtieß er den Atgeir mit kalter Spitze (en í adhra atgeir laghdi köldum broddi). In der Halfdanarsaga Eysteinssonar Cap. 13 [36]) heißt es: Sidan lagdhi hann medh atgeir til Hrafukels í gegnum skjöldinn, hierauf ſtieß er mit dem Atgeir nach Hrafnkell durch den Schild. Daß jedoch das Spiót (der Spieß) von dem Atgeir verſchieden war, veranſchaulicht die Gaungu-Hrólfs Saga Cap. 8 u. 18 [37]). Hrolfr hatte den Spieß, den Atli gebraucht hatte (spjótit Atlanant) und eine große Eichenkeule (eikikylfu stóra) unter dem Gürtel. Stefnir hatte ein gutes Schwert in der Hand. Hrolfr ſtößt mit dem Spieße ſo ſtark (leggr medh spiótinn suá sterkliga), daß die, welche davor waren, entweder fielen, oder durchbohrt wurden. Wazi hatte einen Atgeir in der Hand (Wazi hafdhi atgeir í hendi), aber Treyggwi eine Axt (öxi). Hrolfr ging wider Wazi'n und jeder ſtieß nach dem andern (ok lagdhi [38]) hwon til aunars). Der Atgeir kam in den Schild Hrolf's (atgeirinn kom í skjöld Hrólfs) und er ſpaltete ganz entzwei. Wazi hieb in den Spießſchaft (Wazi hjó í spjótskaptit). Hrolfr ergriff da die Keule (kylfunn). Sie ſchlugen ſich lange, bis Hrolfr brach den Atgeir von dem Schafte (thar til Hrólfr braut atgeirinn af skapti). Mit dem Atgeir alſo wurde ſowol gehauen als geſtoßen. So wie auch Cap. 18 geſagt wird: Sóti hafdhi atgeir at wega medh, ok gerdhi ymist, hann hjó edhr lagdhi (Soti hatte einen Atgeir, damit zu kämpfen, und that verſchiedenes, er hieb oder ſtieß, und weiter unten: Sóti hjó til Hrólfs (Soti hieb nach Hrolf) aber er wich hinweg, ok sökk atgeirinn í jördhina allt upp at höndum honum (und es ſank der Atgeir in die Erde bis herauf zu den Händen ihm, zu ſeinen Händen). Man nahm alſo beide Hände, wenn man mit dem Atgeir einen Krafthieb thun wollte. Biörn Haldorſon [39]) gibt die Erklärung: ***Atgeir*** m. securis romana, framea, lancea, en Hellebarde (***at***, ***geir***, lancea). Da er zu at keine Erklärung hinzuſetzt, ſo läßt

25) Büſching, Ritterzeit und Ritterweſen. 1. Bd. S. 173. 26) *Somner*, Dict. Anglo-Saxon. *Gár*, jaculum, telum, arma, gár-berend (ſpießtragend), telifer, armiger, miles; Gár-wiga, Kämpfer mit dem Spieße; Gár-cwealm, Tödtung mit dem Spieße; Gár-gewin, Spießarbeit, Schlacht; Gár-raes, Spießlauf, Sturm mit dem Spieße; Gár-heáp, Spießhaufen. Vergl. Leo, Erklärendes Verzeichniß angelſächſiſcher Wörter, altſächſiſche und angelſächſiſche Sprachproben S. 162. Die dichteriſche Umſchreibung des Oceans durch Gára-ecg (Spießes-Wieſe) iſt wol zu nehmen für Kara-ecg, Kar's Wieſe, d. h. Wieſe des Beherrſchers des Windes. Dem angliſchen Gár ähnlich, kommt des Reimes wegen im Rolandsliede, welches übrigens Ger hat, auch Gar vor, nämlich Z. 1676: Vierzehen thusend an einer scare, thie furten horn und gare. Horn (Hörner) ſtehen wol dichteriſch für hornbogen (hörnerne Bogen), welche Z. 1679 vorkommen. 27) Ausgabe von Thorkelin S. 27. 28) Vergl. ebendaſelbſt S. 32: Wudu wael sceaftas (wudu bedeutet Holz, wael die, welche auf der Wahlſtatt fallen, Schlacht, Niederlage, Tod, sceaftas Schäfte); S. 184: weallinde, mit der Schlacht-Linde (d. h. Kampfſpieß); S. 124: Waelstaeng (altnordiſch Wal-staung), Schlacht-Stange. Hier iſt der Spieß durch den Schaft bezeichnet, in Wäl-spêr, Schlacht-Speer, durch ſeine Spitze. 29) *Somner*: Ategar, Aetgare, framea, falarica; Du Fresne unter *Ategar* vermuthet, daß es von ateon mittere und gar telum abzuleiten, und vielleicht missilis species geweſen ſei. 30) K. 6 bei v. Richthofen, Frieſiſche Rechtsquellen S. 100. 31) Bei demſelben S. 35. 32) Spitze. 33) Auch bei dem gerichtlichen Zweikampfe wurden die Etgere gebraucht; denn es heißt im weſterlauwerſchen Schulzenrechte §. 44 (ebendaſ. S. 394): soe schil dae buurschip hoda al ont da etkeren biwizled sint, ſo ſoll er die Burgſchaft hüten (wahren), bis die Etgere ausgewechſelt ſind. 34) Ebendaſelbſt S. 388. Vgl. dae kerren deer Magnus kaes thoe Roem mitta fyf (fünf) wepen, mit swird ende schield, mit spada ende furka ende mit *etkerir oerd* (Spitze).

35) Cap. 4 in den Fornaldar Sögur Nordhrlanda 3. Bd. S. 4. Ebendaſelbſt 2. Bd. S. 403 von Ingialidr Trana in der Thorsteins Saga Wikingssonar Cap. 8: ok hafdhi atgeir stóran at wega medh, und hatte (brachte) einen großen Atgeir, damit zu erſchlagen (kämpfen). 36) Ebendaſelbſt 3. Bd. S. 537. 37) Ebendaſelbſt 3. Bd. S. 260. 261. 287. 38) Vgl. Cap. 18. S. 287: ok lagdhi til hans medh atgernum. 39) Vol. I. p. 46.

Digitized by Google

er unentſchieden, was für ein Wort er darunter verſteht, oder nimmt am wahrſcheinlichſten die Präpoſition at (lateiniſch ad) zu, bei, neben an, welche nicht nur als Präpoſition, ſondern auch in vielen Zuſammenſetzungen gebraucht wird. In Beziehung auf das teutſche Etger nimmt man [40]) an, daß es aus dem verſtärkenden et und Ger (Spieß) zuſammengeſetzt ſei. In der althochteutſchen Form Aziger, Azger [41]) läßt ſich zwar das z erklären, da wir die Formen etliche und etzliche finden, ſodaß auch die Formen Aliger und Aziger ſich erklären. Aber doch läßt ſich auch eine andere Bedeutung finden, wobei in Beziehung auf Teutſchland zu bemerken iſt, daß der Aliger keine Ritterwaffe war, denn Wirnt von Grafenberch ſingt: Gabilot [42]) und *atiger* [43]) truogen die sarcante. Florentius Wicorn [44]) ſagt zum J. 1040: In manu sinistra clypeum, cum umbonibus aureis et clavis deauratis, in dextera *lanceam auream*, quam Angli *Hategar* vocant, nuncupatur, wofür andere [45]) an dieſer Stelle hastile ferreum (Wurfſpieß mit eiſernem Schaft) haben. Wenn wir das engliſche oder ſogenannte angelſächſiſche hât, heiß, Haete, Hitze und das nordiſche At, Aufhetzung zum Kampfe oder Streit, Hestaat, Kampf der Hengſte, berückſichtigen, ſo dürfte Hategar, Atezar, Atgar, Ethgar ſoviel ſein, als Hatzspiess, Hetzspiess, und die gefährlichſte Art von Spießen bedeuten, welche bei dem erbittertſten Kampfe gebraucht ward. Zu den hier bemerkenswerthen Zuſammenſetzungen gehört auch Nabager, Nebe-ger [46]) (niederſächſiſch Näviger, Neviger) zuſammengezogen Neu-ger, welches einen Näber, Neber, Nabenbohrer, d. h. einen Bohrer, mit welchem der Stellmacher vorbohrt, wenn er ein Zapfenloch auf der Nabe des Rades ausſtämmen will, bedeutet. Auch wird Näviger [47]) für jeden großen Bohrer gebraucht. Der Nabager iſt von der Ähnlichkeit ſeiner Geſtalt [48]) mit dem Eiſen eines Gers ſo genannt, und veranſchaulicht, wie der Ger ſeinen Namen nicht von dem Schafte, ſondern von dem Eiſen hatte. Hierher gehört auch, daß man in Gloſſen [49]) findet *Kèr*, tridens, falcarin. *fukèr*. Anerkannt wird, daß die Benennung Ger mit Wehr zuſammenhängt [50]), denn die Framea war urſprünglich die Hauptwaffe, da die alten Teutſchen nach Tacitus (Germ. 6) ſelten Schwerter und größere Lanzen gebrauchten, ſondern Wurfſpieße (hastas), welche ſie Frameen nannten, gebrauchten, und der Reiter ſich mit dem Schilde und der Frame begnügte, während die Kämpfer zu Fuß auch Geſchoſſe (missilia) verſandten. Im Mittelalter hieß es, wenn der Knappe zum Ritter gemacht ward, er nehme das Schwert. Bei Wehrhaftmachung der altteutſchen Jünglinge dagegen wurden ſie mit dem Schilde und der Frame [51]) geziert. Die Frame war nach ihrem Eiſen genannt, und erhielt auch die Benennung Ger, weil ſie die Hauptwaffe war, wenn wir nämlich in *Ger* eine abgeleitete Bedeutung annehmen. Wahrſcheinlich jedoch iſt Wehr und wehren aus Ger gebildet, hat eine abgeleitete Bedeutung, und hat dieſelbe erhalten, weil der Ger oder mit andern Namen die Framea die Hauptwaffe war. Ger und Gaes ſind nur als ein Wort zu betrachten, da die Vertauſchung des R mit dem S ſehr häufig iſt. Im Altnordiſchen kommt das Wort in beiden Formen vor, nämlich in der Form Geirr, welche wir bereits betrachtet haben, und in der Form Kesia. Biörn Haldorſon bemerkt: Kêsia f. gesum v. gessum, en Lause, Kastespyd (Wurfſpieß) und auch andere [52]) übertragen Kêsia durch gaesum. Verelius durch gaesum und pilum, Ind. *Kesia*, gesum, pilum, Kesian Skoggs naut, pilum quo usus est Skroggus, skytr han kesiani at Azaxe pilum vel jaculum in Ajacem conjicit. In der geſchichtlichen Überſicht Af Upplendinga konúngum [53]) heißt es von Gudhrödhr enn Göfngláti: i hann war lagdhr medh Kesju [54]). Er ward mit einem Kesja durchbohrt. Dieſes hatte Snorri Sturleſon [55]) ausgedrückt durch: ok lagdhi spióti i gögnum hann, und durchbohrte mit dem Spieße ihn. Hier werden alſo Kesja und spiót für gleichbedeutend gebraucht, und es iſt ein Beiſpiel, wie die Kesia, gleichwie die Framea, zum Durchbohren gebraucht, wenn der Gegner ganz in der Nähe war. Wie ſie im andern Falle geworfen oder mit dem alten Ausdrucke geſchoſſen wurde, veranſchaulicht Snorri Sturluſon in der Saga Hákonar Godha Cap. 28. 30 u. 31. Er ſagt: der König (Hakon der Gute) gürtet ſich mit dem Schwert Kwernbit (Mühlenſtein-Schneider), ſetzt auf das Haupt ſich den goldrothen Helm, nimmt die Kesia in die Hand ſich (in ſeine Hand, tekr kesjo [56]) i hönd ser) und den Schild an die Seite. Von Tórálfr inn sterki wird bemerkt: hann hafdhi hiálm ok skiölld, kesjo ok swerdh, er hatte Helm und Schild, Keſia und das Schwert, welches Fetbreidhr (Fußbreit) genannt ward. Bei Beſchreibung der Schlacht heißt es: Enn er menn höfdho skotit spiótonr, tha brugdho menn swerdhom. Als man ge-

40) Jac. Grimm, D. Gr. III. S. 442; v. Richthofen, Altfrieſiſches Wörterbuch S. 717. 41) Graff, Althochteutſcher Sprachſchatz IV. S. 225. Hoffmann, Sammlung von Gloſſen; Sumerlaten, Sammlung von Gloſſen I. S. 38. 42) Wurden im Köcher getragen; ſ. Büſching, Ritterzeit und Ritterweſen S. 231 und die Allgem. Encykl. d. W. u. K. unter Gabel. 43) „Ein kurzer, wahrſcheinlich durchaus eiſerner, Wurfſpieß," bemerkt Benecke, Wörterbuch zum Wigalois S. 523. 44) II. Edit. p. 211. 45) *Wilelmus Malmesb.* De Gestis Anglorum Cap. 12; *Hovedenus* p. 439. 46) Vocabularium von 1419. 47) Tiling, Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch. 3. Th. S. 225. 48) ſ. die Abbildung eines Nebagers bei Krünitz, Ökonomiſche Encyklopädie. 6. Th. Taf. VIII. Fig. 330. S. 109. 49) Bei Hoffmann, Sumerlaten II. S. 109. 50) Büſching a. a. O. S. 172.

51) *Tacit.* Germ. XIII.: Tum in ipso concilio vel principum aliquis, vel pater, vel propinquus scuto *frameaque* juvenem ornant. Nur bei der Vermählungsfeierlichkeit wird des Schwertes gedacht. Tacitus (Cap. XVIII.), wo er die Geſchenke aufführt, welche der Mann der Frau darbringen und auf die Kinder vererben mußte, ſagt: sed boves, et frenatum equum, et scutum cum *Framea* gladioque. 52) Schöning, große Ausgabe der Heimskringla T. I. p. 155. 156. *Sveinsbiörn Eyilsson*, Historia Olavi Tryggvii Filii P. I. Scr. Island. Hist. T. I. p. 51. Vgl. Fornmanna-Sögur. 1. Bd. S. 43. 53) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 2. Bd. S. 105. 54) Ynglinga-Saga Cap. 53 bei Ferd. Wachter, Snorri Sturluſen's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 127. 55) Bei Ferd. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 79. 84. 86–93. 56) Beugung von kesja.

Digitized by Google

ſchoſſen mit den Spießen (die Spieße geworfen hatte), da zückte man die Schwerter, und weiter unten wird erzählt: da flog ein Pfeil (ör) der (nämlich von der Art, die) fleinn (Spitze, Gabel) genannt wird, und kam dem Könige Hakon in den Arm oben in der Maus, unter der Achſel. Und das iſt vieler Menſchen Sagung, daß Gunnhild's Schuhknabe (skôsweinn), der, welcher Kiſpringr genannt wird, vorwärts in dem Getöſe lief und rief: gebet Raum dem Königstödter, und ſchoß den Pfeil (fleinn) auf König Hakon. Aber ein Theil ſagt: daß Niemand wiſſe hwerr scaut (wer ſchoß), das mag auch wol ſein; thwiat örwar ok spiôt ok allskonar skot wopn flugo sua thyckt sem drîfa (indem Pfeile und Spieße und aller Art Schießwaffen ſo dicht flogen, wie Schneegeſtöber). In der Halfdanar Saga Eysteinssonar Cap. 12 [57]), wo eine Schlacht zu Schiffe beſchrieben wird, heißt es: Ulfkell laydhi thâ medh kesju til Hâlfdânar (Ulfkell ſtieß dann mit der Kesja nach Halfdan). Er ſprang empor über die Windſtange. Kesjan kom i lokugatit (die Kesja kam in das Riegelloch). Hâlfdân hljôp â skaptit (Halfdan ſprang auf den Schaft) und brach (ihn) entzwei. Cap. 13: Hrafnkell skaut tweimr kesjum seim at hinum mikla manni (Hrafnkell ſchoß [warf] zwei Kesjen zugleich nach dem großen Mann), en hann tok bâdhar â lopti (aber er fing beide in der Luft), ok skaut aptr (und ſchoß [warf ſie] zurück). Hierauf ſtieß er mit dem Atgeir nach Hrafnkell u. ſ. w. Hier finden wir, daß, wie bei den galliſchen Gäſen, von welchen jeder zwei führte, zwei Kesjen auf einmal geworfen wurden. Noch iſt eine Zuſammenſetzung aus Kesja zu bemerken, nämlich Kesjufleinn. Kesja iſt die Beugung von Kesja und Fleinn bedeutet ein ſpitziges Eiſen, einen Pfeil, eine eiſerne Gabel. Die Zuſammenſetzung kommt in der Thorsteinssaga Wikingssonar Cap. 14 [58]) vor, wo erzählt wird, daß alle Leute Wiking's ſich gewaffnet: hann tôk thâ kesjufleininn Hâkeksnaut i hönd sér, er nahm den kesjufleinn, welchen Harekr gebraucht hatte, in die Hand ſich (in ſeine Hand). Weiter unten Cap. 15 [59]) heißt es: thâ gaf Wikingr Thôri kesjuna, da gab Wikingr Thorir'n die Kesja. Kesja kann man als verwandt mit kaste (werfen) annehmen. Doch wird kasta (werfen) nicht von der Kesja, ſondern skiôta (ſchießen) gebraucht, ungeachtet die Kesja ein Wurfſpieß [60]) war. Vielleicht war den Nordmannen das Etymon in Kesja nicht mehr klar, und es war wahrſcheinlich daſſelbe wie in dem galliſchen Gaesum, nur in etwas veränderter Ausſprache. Man ſtellt zu Ger, γαισὸς, gaesum, ein muthmaßliches gothiſches Gäis und dieſes mit dem gothiſchen gaisjan, geisan, affligere, zuſammen [61]), welches bei Ulſilas (Mc. III, 21) in der Zuſammenſetzung us-gaisnan, ἐξιστάναι, erſchrecken, von Sinnen bringen, vorkommt [62]). Sehen wir uns in der galliſchen Sprache um, ſo finden wir bei *Serv.* ad Aen. VIII. 662 *Gesa* hastas viriles, nam etiam viros fortes Galli *Gesos* vocant, und in Gloſſen zuſammengeſtellt [63]): *Galligesus*, vir fortis. *Gesa*, hasta Gallorum linguâ. Wie Ges in Galligesus und in Gesa ein und daſſelbe Etymon ſein kann, veranſchaulicht uns das teutſche was (angliſch waes, altnordiſch hwass, ſchwediſch hwass, däniſch hwas), ſcharf, ſchneidend. Es wird dieſes nicht nur von den Waffen gebraucht, z. B. im Altnordiſchen hwassan maeki [64]), den ſcharfen Degen, hwassi jörwi, mit ſcharfem Schwerte, hwassi geiri, mit ſcharfem Spieße, im Althochteutſchen. *Otfrid* I, 1, 167: mit speron filu wasso, mit ſehr ſcharfen Speeren. IV, 13, 87: Sper thehein so was, kein Speer ſo ſcharf. *Notker* Ps. XLIV, 16: Dine strala sint wasse, deine Pfeile ſind ſcharf, Annolied Z. 343. Von den mezzerin also wahsin [65]) (von den ſo ſcharfen Meſſern), wurdin si geheizzin Sahsin. Die Gloss. Mons. haben p. 387: Aculei, *Wassi*, p. 380: Aculeis Wassin, p. 357: Cacumina, Wassi, p. 385 u. 387: Mucrone, Wassi. Ähnlich wie aus Bram [66]), Dorn, Brem-Hecke, Dornhecke, Brom-beer, Brem-Beere, und Breme, Bremse und Pfriemen zu ſchließen, die Framea von ihrem wichtigſten Theile, der Spitze, genannt war, muß man annehmen, daß das Gaesum ſeinen Namen von ſeiner ſcharfen Spitze hatte, und alſo von Was, Waes, ſcharf abzuleiten iſt. Dieſes und das Subſtantiv Wassi haben aber nicht blos die eigentliche Bedeutung von ſcharf und Schärfe in Beziehung auf Waffen [67]) und andere Werkzeuge, ſondern auch abgeleitete Bedeutungen. So z. B. in den Gloss. Mons. p. 382: Mucrone i. e. aspera poenitentia, Wassi, p. 390: Asperam, wassen; *Kero* c. 28: acrior ei accedat correctio *wassira*, c. 27: sagacitate *hwassi*, Prol. p. 16: efficaciter. hwaslihho, *Otfrid.* II, 6, 12: iz filu wasso firbot, es ſehr ſcharf verbot, IV, 17, 22 von Petrus: werit er inan giwisso harto filu wasso, er vertheidigte ihn gewiß gar ſehr ſcharf; IV, 20, 80: zi tothe sie 'nan brungun, mit wassidu ihro zungun, zu Tode ſie ihn brachten, mit

57) In den Fornaldar Sögur Nordhrlanda. 3. Bd. S. 536. 58) Ebendaſelbſt 2. Bd. S. 419. 59) S. 423. 60) Deshalb überträgt Gudmund Olafſſon in der ſchwediſchen Überſetzung der Heimskringla in der Peringſkiöld'ſchen Ausgabe derſelben 1. Bd. S. 157 kesja durch kast-spjut (Wurfſpieß), S. 158 aber durch Hugg-spjut (Hauſpieß). 61) Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 109 unter *Gêr*. 62) Vgl. us-geisnan, *ἐξίστασθαι*, *ἐκπλήσσεσθαι*, *ἐκθαμβεῖσθαι*, ſich entſetzen, ſtaunen; ſ. die Nachweiſungen bei *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe*, *Ulfilas*, Glossarium p. 36.

63) Gloss. MSS. bei *Du Fresne*, Gloss. Lat. s. v. *Gessum*, Gaesum, Gallis veteribus hasta. 64) Herwarar-Saga Cap. 7. p. 435. 65) Man muß annehmen, daß das H des Reimes wegen geſetzt iſt. Vgl. Ferd. Wachter, Thür. und oberſächſ. Geſchichte. 1. Th. S. 28. Die andere Auslegung iſt wahsin durch gewachſen, beſchaffen. Goldmann, Der Lobgeſang auf den heiligen Anno S. 102. 66) *Otfrid.* Lib. II. Cap. IX, 120: in bramon; bei *Henischius*: sepimentum vivum ex vepribus; *Somner*. Dict. Anglosax. *Brembel*, *bremble*, *bremel* vepres, rubus, *brembel-aeppel*, pomum spinosum, brom, genista, weil es, wie Martinus bemerkt, pfriemenartige Zweige hat, daher es auch Erdpfriem heißt. Vergl. *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 208. 67) Rolandslied V. 3020: wahsam spiez, dazu Scherz in der Anmerkung: *Wahsam* acutus, acer. *Freherus* ad *Williram* pag. 129: *Wahsen gescoz*, acuta tela. *Rudolph. de Anse*: *Wachse sper*, lanceae acutae. *Hwazenti*, aculeantes, Glossae. Adhuc Westphali dicunt *Wate* pro acies: et nostrum *wetzen*, acuere, ab hac ipsa origine. Rolandslied V. 1192: mit gewazeten swerte, mit geſchärftem Schwerte.

Digitized by Google

der Schärfe ihrer Zunge. Auch im Altnordiſchen bedeutet hwass nicht bloß ſcharf, ſpitz, in Beziehung auf Waffen und Zähne[68]), ſondern auch in Beziehung auf Wind und Wetter, ſcharf, ſchneidend, windig, und auf Thiere[69]) und Menſchen wild, ſchnell, lebhaft, ſodaß ein Bezeichnungsname hinn Hwassi (Alacris) iſt. Von was, wass, leitet man[70]) Wasus, Wassus (wovon die Verkleinerungsform Wasallus, Vasallus[71]) ab. Wasus bedeutet Diener (famulus, servus). Hiermit ſtimmt das Keltiſche. Der Autor Catholici Armorici ſagt: *Gwas*[72]) vel *Goas*, servus, famulus[73]). Antiquis significabat juvenem, adolescentem, virum[74]). Die Jugend mußte nämlich dienen, ſogar der edelgeborene, auch ſelbſt im ſpäteren Mittelalter als Edelknaben und Hoffräulein. Iſt das germaniſche Was, ſcharf, lebhaft, ſchnell, und das keltiſche Gwas Jüngling, Diener, ein und daſſelbe Wort, ſo muß man die Bedeutung von lebhaft, ſchnell als die Bedeutung annehmen, aus welcher die von Jüngling und die von tapferer Mann in Gesus und Galligesus gefloſſen iſt. Leibnitz[75]) ſtellt zuſammen: *Gwâs*, servus. *Gwesyn* servulus. Consentiunt Vassus, vasallus, gesell, gesind. *Gaesatus* [add. *Gaesum*[76])] au potius Gessatae mercenarii secundum Polybium. Eodem modo Barones et mercenarios, et servos, et homines significarunt c. *Baro*[77]). Iſidorus[78]) ſagt: Mercenarii sunt, qui serviunt accepta mercede, iidem et Barones Graeco nomine, quod sint fortes in laboribus: *βαρὺς* enim dicitur gravis, quod sit fortis[79]), und nach ihm Papias: Barones Graece dicti, quod sint fortes in laboribus i. mercenarii. Ebenſo Gloſſen[80]): Baro Graec., Lat. vir fortis, unde Barones. Die Herleitung des Wortes Baro aus dem Griechiſchen iſt natürlich verfehlt, denn es iſt nach Cornutus ein galliſches Wort[81]). Aber ſehr wichtig für unſern Gegenſtand iſt, daß Baro ſowol die Bedeutung von tapferer Mann, als auch von Söldner hatte. Beides findet ſeine Anwendung auf die Gaesatae. Polybius (2. Buch) ſagt, die zwiſchen den Alpen und der Rhone wohnenden Gallier ſeien deshalb Gäſaten genannt geweſen, weil ſie um Lohn im Kriege dienten, nämlich *διὰ τὸ μισθοῦ στρατεύειν*, denn dieſes bedeute eigentlich jenes Wort, und erzählt hierauf, wie die Inſubrer und Bojer dieſelben durch Abſchickung einer Geſandtſchaft in Sold genommen. Auch nach Plutarch im Marcellus wurden die um Lohn Kriegsdienſte thuenden Gallier Gäſaten genannt. Oroſius (Lib. IV. c. 12) ſagt in Beziehung auf die Gäſaten, quod nomen non gentis, sed mercenariorum Gallorum est. Hieraus geht hervor, daß die Gaesatae Söldner waren. Daß ſie ſich durch Tapferkeit vor den übrigen Galliern auszeichneten, erhellt aus Polybius (2. Buch. Cap. 27—31), wo er die Schlacht bei Telamon beſchreibt. Die Gäſaten legten die Hoſen und Mäntel ab, und nahmen die erſten Schlachtreihen ein, und kämpften in denſelben. Die übrigen Gallier kämpften in den zweiten Schlachtreihen, und hatten Mäntel und Hoſen an. Die Gäſaten ſind alſo mit den nordiſchen Berſerkern (Baarpanzern, Panzerloſen) zu vergleichen, welches die wüthendſten Kämpfer waren. Die Bedeutung von tapferer Mann in dem galliſchen Gesus paßt alſo ſehr gut auf die Gäſaten, und iſt, wenn das germaniſche Was, ſcharf, lebhaft und das galliſche Gesus, ein und daſſelbe Wort iſt, die Bedeutung, aus welcher die Bedeutung von Söldner entſtanden iſt, weil nur die Tapferſten und Kampfluſtigſten ſich um Lohn in Kriegsdienſte anderer Staaten begaben. Es iſt daher gar nicht nöthig, eine andere Erklärung des Namens Gaesatae zu ſuchen, als Polybius ſie gibt. Doch haben Neuere eine andere Ableitung in dem ſo nahe liegenden Gaesum, Wurfſpieß, zu finden geglaubt, und ſie deshalb ſtatt Gaesatae Galli Galli gaesati[82]) genannt, und dieſes durch Gesigeri[83]) erklärt. Dieſer Erklärung

68) Thrym-Quidha Str. 27: Hwar sattu brudhir bita hwassara, wo ſahſt du Bräute ſchärfer beißen, d. h. begieriger eſſen. 69) Quidha-Gudhrúnar II. Str. 2: So war Sigurdhr über den Söhnen Giuki's, als (wenn) grüner Lauch aus dem Graſe (über das Gras) gewachſen wäre, ethr hiörtr hábeinn um hwössom dyrom, „aut cervus celsipes prae feris bestiis“ (große Ausgabe der Edda Saemundar. 1. Bd. S. 292), oder der hochbeinige Hirſch vor ſchnellen Thieren, denn ſo kann das in Frage ſtehende Wort auch überſetzt werden. 70) *Schilterus*, Glossarium Teutonicum p. 838 in Beziehung auf was, acutus, acer: Hinc videtur, Vassus, Bassus, strenuus, und p. 340 in Beziehung auf Gaesatae: Cujac. I. F. pr. ad Vassos et Vasallos refert. Et certe Gaesus, Gallorum, et Brittonum Gwâs, et Vassus vel Bassus in Kapit. Francorum sunt una et eadem vox, Militem significans. Hinc Ansegisus. Joh. Georg Wachter a. a. O. erklärt col. 578 unter *Gesus*, vir fortis, die eutſchen, mit gais, gaes, gis zuſammengeſetzten Namen aus der Bedeutung des Wortes Gesus; ſ. auch Kilian unter *Gheus*, Voss. de Vit. Serm. I, 1 und *Spelmann*, Glossar. archeolog. 71) ſ. die Nachweiſungen bei *Du Fresne*, Gloss. Lat. s. v. *Vassi*, und *Eccardus*, Leges Francorum Salicae p. 127. 72) *Boxhorn*, Orig. Gall. p. 20 und Antiquae linguae Britannicae Lexicon führt auf: *Gwas*, servus, famulus. Sic Armorici. Antiquis significabat *juvenem*, *adolescentem*, *virum*; *Gwesyn* Diminutiv. a *gwas*, *Teulwas*, famulus, familiaris. A *Teulu*, familia; Gwas ystafell, camerarius, cubicularius, lectisternitor; *Gwasanaet*, servitium, ministerium. Sic Armorici. 73) Vgl. Fr. Junius in Wellerum über das cambro-britiſche *Gwâs*, servus, famulus. 74) Gwâs gwych, vir fortis, gwaagwychder strenuitas. 75) Glossarii Celtici Specimen in *Leibnitii* Coll. Etymol. p. 124. 76) p. 120: *Gaesum*, hastile Gallicum apud antiquos. Hinc quidam derivant Gaesatos. Hodie Gaſlach Cambris jaculum. Add. *Gwâs*. 77) p. 93: *Baro*, Gallice servus militis Gloss. in V. Satyr. Pers. nempe *garçon*, *Kerl*, Hispanis *Vir*, Italis homo vilis. Et quia homo pro vasallo, factum ut Vasalli primarii Principum barones dicerentur. Isidoro baro est mercenarius. Add. *Gwâs*. 78) Orig. Lib. IX. c. 4.

79) *Eberhardus* in Graecismo Cap. 8: Est bares fortis, baroque monstrat idem. 80) Bei *Du Fresne*, Gloss. Lat. sub voce *Baro*. 81) Gallorum linguâ Barones, vel Varones dicuntur servi militum, qui utique stultissimi sunt, servi videlicet stultorum. 82) *Freher*. Org. Pal. P. II. p. 8. *Schilter*. Gloss. Teut. p. 340. 83) *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 578: Polybius non tam in re, quam in voce errat, dum Lib. II. Hist. Cap. 22: scribit *Gaesati e re dicti, quod aera bellando mereri soliti, id enim vox illa proprie significat*. Nam vi vocis *Gaesati* sunt *Gesigeri*, non stipendiarii, etiamsi stipendia meruisse certum sit. Hieraus gehe, fährt Joh. Georg Wachter fort, ferner hervor, was von der Cluver'ſchen Etymologie zu halten ſei, welcher die Gäſaten auslege durch famulos conductitios, gleichſam als wenn der Name gebildet ſei aus dem cambriſchen Gwesyn, servulus, oder aus dem teutſchen Gesind, famulitium. Geſind kann allerdings dem Wurzelworte nach nicht mit Gaesati

Digitized by Google

jedoch ſteht entgegen, daß nicht bekannt iſt, daß blos die galliſchen Söldner Gaesa geführt, ſondern es war wol eine Waffe aller galliſchen Völkerſchaften und galt vorzugsweiſe als galliſche Waffe. Zwar ſagt Athenäus, daß die Gallier den Gebrauch der Gäſen von den Römern gelernt, aber doch ſehen andere die Gaesa als vorzugsweiſe galliſche Waffe an. Servius ſagt: Pilum proprie est hasta Romana, ut Gessa Gallorum, Sarissae Macedonum; ſ. Auguſtinus [84]): Septuaginta interpretes qui posuerunt Geson (Josuae 8, 18) miror si et in Graeca lingua hastam vel lanceam Gallicanam intelligi voluerunt, ea quippe dicuntur Gesa. Gloss. MSS. [85]) ASax. *Gesa* hasta Gallorum.

2) *Gaesatae*, eine galliſche Völkerſchaft, nämlich nach *Polybius* II. Auch bei Suidas iſt bemerkt: *Γαισάται ἐθνικόν*, Name einer Nation oder Völkerſchaft. Nach Polybius ſandten die Inſubrer und Bojer, um ſich gegen die Römer zu verſtärken, an diejenigen Gallier, welche zwiſchen den Alpen und der Rhone wohnten. Sie hießen Gäſaten, weil ſie um Sold Kriegsdienſte zu thun pflegten. Jhre Könige Concolitanus und Aneröſtus erhielten eine große Menge Goldes ſogleich, und eine noch größere Beute, welche ſie den Römern abnehmen könnten, in Ausſicht geſtellt. Die Gäſaten ließen ſich leicht überreden, und nahmen nun Theil an dem galliſch-römiſchen Kriege, welcher zwiſchen dem erſten und dem zweiten puniſchen Kriege ſtatthatte, und von welchem wir im Art. Gallische Kriege handeln. Polybius bezeichnet die Gäſaten an der erſten Stelle als zwiſchen den Alpen und der Rhone, an der zweiten als in den Alpen und in der dritten als an der Rhone wohnend, und braucht den Namen wie einen Volksnamen, und nennt ſie theils einfach Gaesatae, theils Gallier, welche ſie Gäſaten nennen, theils Gaesatae Galli. Da aber ſpäter keine beſondere galliſche Völkerſchaft Namens *Gaesatae* vorkommt, ſo ſagt bereits Droſius (IV, 13), daß der Name der Gäſaten nicht der einer Völkerſchaft, ſondern der galliſchen Söldner ſei, und ein Theil der Neuern hat dieſe richtige Meinung angenommen. Daß die Römer und nach ihnen Polybius, als ſie die Gallier noch nicht genau kannten, die Gäſaten für eine beſondere Völkerſchaft hielten, ſteht nicht einzig in der Geſchichte da; denn z. B. die Ruſſen hielten die Waraeger, wie ſie die Waeringar, d. h. die Foederati des oſtrömiſchen Reichs aus Skandinavien, nannten, für eine Völkerſchaft, welche dieſen Namen habe [86]). Der andere Theil der Neueren, welche die Meinung des Polybius, daß die Gaesatae eine galliſche Völkerſchaft geweſen, beibehalten, weichen jedoch von ihm, welcher ihre Wohnſitze zwiſchen den Alpen und der Rhone angibt, darin ab, daß ſie ihr Land als an dem Rhein gelegen annehmen [87]). Propertius (IV, 10. v. 40) ſagt nämlich von Vidumarus: Genus hic Rheno jactabat ab ipso nobilis e tectis fundere gaesa rotis. Polybius, welcher die Könige der Gäſaten, von welchen der eine in der Schlacht wider die römiſchen Heere unter Ämilius und Attilius fiel, und der andere nach der Schlacht ſich ſelbſt entleibte, Concolitanus und Aneröſtus. Weiter unten, wo er von dem Feldzuge der Römer unter M. Claudius Marcellus, und Cnäus Cornelius wider die ciſalpiniſchen Gallier handelt, ſagt Polybius, daß dieſe wieder Hilfstruppen von den Gaesatis Gallis, welche an der Rhone wohnen, gemiethet, und 30,000 Mann erhalten haben. Polybius nennt den König oder die Könige derſelben nicht. Plutarchus im Marcellus dagegen führt als König der Gäſaten, welcher gegen Marcellus kämpft, Vidumar'n auf. Wo dieſe Gäſaten, wie er ſie nennt, ihre Wohnſitze gehabt, ſagt er nicht, ſondern nur, daß ſie über die Alpen gezogen. Die Gäſaten und Inſubrer greifen die an dem Po gelegene Stadt Acerrä an. Ihr König Vidumar nimmt Zehntauſend von den Gäſaten zu ſich, plündert das Land um den Po und wird endlich mit ſeinen zehntauſend Gäſaten bei Campidium, einem Flecken Galliens [88]), nämlich des ciſalpiniſchen geſchlagen. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß Vidumar nicht König der ſämmtlichen dreißigtauſend Gäſaten, deren Zahl Polybius angibt, geweſen, ſondern nur von zehntauſend Mann. Polybius und Propertius können daher mit Hilfe des Plutarch ſehr gut dahin vereinigt werden, daß zwanzigtauſend von jenen dreißigtauſend, von welchen Polybius im Allgemeinen ſpricht, an der Rhone, und zehntauſend gegen den Rhein hin und an demſelben geſtanden haben. Überdies iſt hier von einem Königsgeſchlecht die Rede, deſſen mindere oder größere Ausdehnung wir nicht kennen.

(*Ferdinand Wachter.*)

GÄSTRIKLAND, GESTRIKLAND (Gaſtreiland), GESTRICIA, eine Landſchaft im eigentlichen Schweden, von 60° 15′ bis 61° 5′ Breite, grenzt im Norden an Helſingen, im Oſten an den bottniſchen Buſen, im Süden an Upland, im Weſten an Darlekarlien. Sie bildet jetzt mit Helſingen zuſammen Geſleborgs Län. Der Flächeninhalt beträgt 58⅗ □Meilen mit etwa 60,000 Einwohnern. Der Strich an der Küſte iſt mager, im Norden und Weſten gibt es viele Moräſte und Wälder, im Süden kleine Ebenen und ſchmale Thäler. Doch gewinnt man etwas Korn, Flachs, Hanf, Hopfen und Gemüſe; die Seen und Ströme ſind fiſchreich. Hütten- und Hammerwerke gibt es in Gäſtrikland mehr als in irgend einer Provinz, nach Verhältniß der Größe. Man gewinnt Kupfer und Eiſen (jährlich 105,000 Centner). Die Gäſtrikländer ſchildert Arndt als wohlgebaut, aber geiſtig ſchwer beweglich, verſchloſſen und verdroſſen, den Fremden gegenüber. Die Hauptſtadt von Gäſtrikland iſt Gefle. (*Daniel.*)

GAËTA, auch wol bei Ältern Gajetta, byzantiniſch *Γαΐτα*, 31° 12′ Länge, 41° 30′ Breite; Stadt und Fe-

zuſammengeſtellt werden, denn das Ge in Gesinde iſt die vielfach angewandte, den Sinn verſtärkende Anbildungsſylbe. Cluver (Germ. Antiqq. p. 298) führt zwar den Heſychius an, leugnet aber mit Recht, daß die Gaesa ganz von Eiſen geweſen, nämlich wenn wir es auf alle Gaesa beziehen. Die zu Heſychius' Zeit vorzugsweiſe Gaesa genannte Art war aber nach deſſen Angabe wol ganz von Eiſen.

84) Locut. de Josuae Lib. VI. 85) *Schilter.* Gloss. Teuton. p. 340. 86) ſ. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 46. Th. S. 66.

87) Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 10. Th., mit Anmerkungen von Baumgarten, S. 558. 88) So nach Plutarch (im Marcellus); nach Livius in Liguria montana.

ſtung am Buſen von Gaëta, in der neapolitaniſchen Provinz Terra di Lavoro. Etwa zwei geographiſche Meilen weſtlich von der Mündung des Garigliano läuft ein Landzipfel von der italiſchen Küſte aus, der nur durch einen ſchmalen Erdſtreifen mit derſelben zuſammenhängt. Der Landzipfel iſt gebirgig, alſo daß beſonders zwei Berge hervortreten. Wie von ſelbſt bot ſich hier das Terrain zu einer Feſtung dar. Zuerſt hat König Alphons von Aragon 1440 die Befeſtigung begonnen; hernach haben Ferdinand der Katholiſche und Karl V. viel dafür gethan. Das ſogenannte Waſſercaſtell iſt 1711 aufgeführt. Nach der Seeſeite ſchützt die Stadt noch eine unregelmäßige Enceinte, aber der ſchmale Zugang von der Landſeite iſt gut verwahrt. Mehre ſtarke Batterien ſteigen hier etagenweiſe in die Höhe und gewähren ein doppeltes und dreifaches Feuer. Ein langer, ſchmaler zum Theil durch Felſen gehauener Weg führt in die Stadt hinauf. Überdies ſind die aus der Landzunge hervorſteigenden Höhen befeſtigt. Auf der höchſten Spitze mit herrlicher Ausſicht liegt der ſogenannte Thurm des Orlando, in ſeiner Grundlage das 16 v. Chr. erbaute Mauſoleum des L. Munatius Plancus [1]): zwei andere Schlöſſer ſtammen aus dem Mittelalter. Von jeher galt Gaëta, das italiſche Gibraltar, als der Schlüſſel zum Königreich und faſt als unbezwinglich. Die Wälle ſind durchgängig harter Felſen, die der Citabelle allein ausgenommen, welche einige Ruthen weit aus ſehr feſtem Mauerwerk beſtehen. Die Zugänge ſind eng und von der Artillerie beherrſcht; auch erſchwert die Gegend umher alle Belagerungsarbeiten. Hat nun der Platz das Meer frei, ſo kann die Erdzunge von Serapo und Mola beſtrichen werden und Hilfe jeder Art iſt der Garniſon geſichert. Die Stadt liegt, lang und ſchmal unter dieſen Befeſtigungen zum Theil ſchon die Anhöhen hinauf. Die Hauptſtraße geht längs dem Meere; die beſten Häuſer ſind in der Gegend des großen Platzes. Auf der höchſten Spitze des Vorgebirges iſt ein ſchöner Brunnen. Der Hafen, im Oſten der Stadt, iſt durch Natur und Kunſt einer der ſicherſten im Königreiche und ſoll von Antoninus Pius erweitert ſein; in der Stadt ſelbſt iſt noch ein kleinerer, der für geringere Fahrzeuge zugänglich iſt. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört zunächſt die biſchöfliche Kathedrale [2]), dem heiligen Erasmus geweiht, deſſen Körper man hier beſitzen will. Sie iſt im 15. Jahrh. erbaut; den Thurm ſoll Friedrich Barbaroſſa zur Tilgung ſeiner Sünden aufgeführt haben. Der Taufſtein (la tazza) aus den Ruinen von Formiä hierher gekommen, ruht auf vier marmornen Löwen und iſt wahrſcheinlich ein Altar des Bacchus geweſen. Die ſchönen Basreliefs ſtellen die fliehende Ino mit dem Melicertes vor. Dazu lieſt man die Worte: *Σαλπίων Ἀθηναῖος ἐποίησε.* Böttiger (in den Anmerkungen zu der Reiſe der Frau v. d. Recke 4. Bd. S. 13) erklärt das Gefäß für einen großen Bacchuskrug, bemerkt, daß es in Jac. Spon (Miscellan. erudit. antiq. II. p. 25) zuerſt abgebildet ſei und deutet an, es ſei ſpäter aus der Kirche weggenommen. Dem Altare des heiligen Sacraments gegenüber zeigte man eine vier Palmen hohe Statue des Äskulap, der ebengenannte Gelehrte erklärt ſie (a. a. O.) für ein Heilandsbild aus den ſpätern gnoſtiſchen Zeiten. Als andere Merkwürdigkeiten in der Kathedrale werden aufgeführt: ein Gemälde von Paul Veroneſe, die geweihte Fahne, welche Pius V. Don Juan d'Auſtria gegen die Türken mitgab, die unterirdiſche von Brandi gemalte Kapelle, der Altar mit ſechs ſilbernen Heiligenfiguren in Lebensgröße. Unter den übrigen neun Kirchen und Klöſtern nennen wir zunächſt das der Franziskaner, in welchem Franz v. Aſſiſi ſelber öfter geweilt haben ſoll. Die Väter zeigen auch noch in dem Garten den Dornbuſch, mit deſſen Stacheln der Heilige aufſteigende fleiſchliche Luſt gezügelt haben ſoll [3]). Zu dem Kloſter der Benediktiner gehört die Kirche della Trinità. Funfzig Schritt davon iſt der berühmte Monte Spaccato. In dem Felſen, der hier das Vorgebirge bildet, iſt ein großer Riß, beinahe von dem oberſten Gipfel bis tief in das Meer, welches ſich gleich einem Strome mitten hindurch drängt. Beide Maſſen verbindet ein großes Felſenſtück, welches wie von Oben herabgefallen in der Mitte der Spaltung hängt und einer Brücke gleicht. Nach der Volksſage iſt dieſer Felſen bei dem Erdbeben geſpalten, welches den Tod Jeſu begleitete, und Baronius (ad Ann. 34. nr. 128) hält dieſe Tradition nicht für unwahrſcheinlich. Man kann denken, wie heilig dieſer Ort gehalten wird. Über dem Riſſe ſteht eine kleine Vorhalle und von da führt eine enge Treppe von 57 Stufen zu der kleinen Kapelle del Crocifisso (für 4—6 Menſchen Raum), welche auf der Felſenbrücke im Schlunde erbaut iſt. Sie iſt ein Hauptwallfahrtsort, beſonders für Seeleute. Ein ſchwaches dämmerndes Licht fällt durch die enge Felſenſpalte in die Kapelle und dumpf ſchallt das Geheul der Brandung, welche bei Stürmen an die Fenſter der Kapelle ſpritzt, durch die Schlucht. Der Blick in die Meeresfluth hat etwas beſonders Erhebendes und Grauſendes. Merkwürdiger Weiſe wurzeln in den Ritzen des Schlundes Exemplare von Palma chamaerops und F. Stolberg ſah am 4. Februar daſelbſt weiße Tacetten und Schlüſſelblumen [4]). Zu den weitern Merkwürdigkeiten der

1) Die Inſchrift am Thurme: L. Munatius L. F. L. N. L. Pron. Plancus. Cos. Cens. Imp. Iter. VII. Vir. Epul. Triump. Ex. Raetis. aedem. Saturni. Fecit. de. manibus (manubiis) agros divisit. in. Italia. Beneventi. in. Gallia. colonias. duxit. Lugdunum. et. Rauricam — haben Andere dahin gedeutet, daß Munatius Plancus hier einen Tempel des Saturn erbaut habe. Über das Mauſoleum, ſowie über den Reſt eines Merkurtempels ſ. *Erasmo Gesualdo*. Osservazioni critich. sopra la storia della Via Appia (die bei Mola vorbeiging). Cap. I. §. 2. nr. 8. p. 49. 2) Das Biſthum iſt von Leo IV., nachdem Formia 850 von den Arabern zerſtört war, hierher verlegt. Die Biſchöfe erkannten ſonſt den Erzbiſchof von Capua als ihren Metropoliten; jetzt ſtehen ſie unmittelbar unter dem Papſte. Vgl. *Ughelli*, Italia Sac. I. p. 526 sq.

3) Vor der Porta di Ferro zeigt man auch noch am Ufer des Meeres den durch eine Mauer abgeſchloſſenen Platz, wo St. Franziskus aufmerkſam lauſchenden Fiſchern gepredigt haben ſoll. 4) Leute, die mit Vorliebe alles Chriſtliche aus Heidniſchem herleiten, finden es wahrſcheinlich, daß ſchon zu römiſcher Zeit ein Gnadenort der rettenden Meergottheiten, der Tyche, der Iſis oder des Serapis, geweſen. Die Nachrichten aus dem Alterthume wiſſen davon kein Jota. Dagegen iſt es allerdings intereſſant, daß Strabon den Na-

Digitized by Google

Stadt gehören ihre Todten. In einem gewölbten Wachthauſe nahe bei dem Thore der Citadelle wird in einem hölzernen Schranke der unbegrabene, zur Mumie gedörrte Körper des im Kirchenbanne verſtorbenen Connetable von Bourbon aufbewahrt. (Nur der untere Kinnbacken fehlt und iſt durch einen hölzernen erſetzt.) Er ſteht aufgerichtet in gelben Stiefeln mit rothen Abſätzen; die Strümpfe, die ein wenig über die Stiefeln hervorſehen, ſind mit Spitzen beſetzt; erſt 1719 ließ der Gouverneur dem Skelett ein neues Kleid machen, blau mit ſilbernen Knöpfen und Knopflöchern. Degen, Stock, Perücke und Federhut fehlen nicht. Über dem Schranke lieſt man:

Francia me diò la leche, Espanna Fuerza y ventura,
Roma me diò la merta y Gaëta la sepultura.

An den Seiten des Grabſchrankes ſind noch zwei Inſchriften; eine längere franzöſiſche und eine kürzere lateiniſche:

Consiliis Calchas, animo Hector, robore Achilles,
Eloquio Nestor jacet hic Borbonius heros [5]).

Der andere Kriegsfürſt, der in Gaëta begraben liegt, iſt der Prinz von Heſſen-Philippsthal (ſ. unten). Die Stadt hat über 1200 Häuſer und 16,000 Einwohner. Megiſerus (Neap. p. 14) rühmt die überaus ſchönen und freundlichen Weiber der Stadt. Gaëta iſt durch Verkehr und Handel ziemlich lebhaft. Seine beiden Märkte werden vom 22—24. März und vom 1—5. September gehalten. In der Umgegend ſtarker Olivenbau und ergiebige Fiſcherei, auch Fang von Delphinen. Das Gebiet der Stadt erſtreckte ſich ſonſt über die Schlöſſer Suco, Setra, Corciano, Patria, jetzt nur über Caſtellone und Mola. Die Umgebungen ſind überaus freundlich. Die ganze Strecke von dem einzigen Landthore der Stadt, der Porta di Mola an der Küſte, bis zu dem eine ſtarke Meile entfernten Mola di Gaëta (was einige für eine Vorſtadt anſehen ſ. d. Art.) iſt mit Wohnungen und Anpflanzungen bedeckt. G. A. Jacobi gibt uns in ſeinen Briefen aus der Schweiz und Italien (I. S. 260) ein Bild der Landſchaft. „Den ganzen Raum zwiſchen Gaëta und Mola nehmen die Vorſtädte ein, die aus lauter freundlichen weißen Häuſern beſtehen. Abwechſelnd mit den Häuſern zieren ſchöne Gärten voll Orangen, Mandel- und anderer Fruchtbäume den Strand. Die Berge ſind mit mancherlei Gebüſch und beſonders mit großen Olivenwäldern beſetzt. So iſt das ganze Geſtade in einer Strecke von zwei Stunden bewohnt und bebaut, und bekleidet mit allem Zauber des ſüdlichen Himmels und des Alles belebenden Oceans. Zur Linken ſieht man die erhabene Kette der Apenninen bis jenſeit Neapel und unter ihnen erhebt hier und da eine hohe Schneekuppe ihr glänzendes Haupt über die andere. Hinter dem miſeniſchen Vorgebirge, welches auf dieſer Seite den Meerbuſen ſchließt, tritt jetzt der Veſuv mit ſeinen beiden hohen Spitzen deutlich hervor und in grauer Ferne begrenzen die Gebirge von Sorrento die Ausſicht. Vorn iſt die weite, hohe See, aus welcher Stadt und Caſtell Gaëta hervor zu ſteigen ſcheinen; in der Ferne ſieht man die ſchönen Bergſpitzen von Iſchia und die felſige Capri emporſteigen" [6]).

Um auf geſchichtliche Verhältniſſe überzugehen, ſo iſt für das Alterthum auf den Artikel Cajeta zu verweiſen. Nach dem Untergange des weſtrömiſchen Reichs ward Gaëta ein eigener kleiner Staat mit republikaniſcher Verfaſſung, der unter den griechiſchen Kaiſern ſtand. Der kaiſerliche Prätor von Sicilien reſidirte hier. Im J. 848 belagerten die Araber Gaëta vergeblich. Später machten die Päpſte auf die Stadt Anſprüche geltend, der große Karl ſollte ſie ihnen, wie Terracina geſchenkt haben. Bei der Schwäche von Byzanz gelang es ihnen zu Zeiten als wirkliche Oberherren aufzutreten. So vergab Johann VIII. Gaëta als Lehen an den Grafen Pandolf von Capua (geſt. 882). Bald kommen aber wieder Herzoge von Gaëta vor, die zugleich kaiſerliche Conſuln heißen. Im J. 877 rief Herzog Docibilis die Araber zu Hilfe, um ſich gegen Capua zu wahren, und dieſe Verbindung zwiſchen Gaëta und den Arabern wurde nun dauernd. Die Herzoge von Gaëta waren ſeit dieſer Zeit nur den Titeln nach vom griechiſchen Reiche abhängig. Sie wurden von den Einwohnern der Stadt, die eine römiſche Municipalverfaſſung hatte, gewählt. Vergl. Leo, Ital. Geſch. I. S. 371. Um 915 war Johann Herzog und nach dieſem wählten die Gaëtaner den Grafen Athenulf von Aquino. So ward Gaëta mit Aquino verbunden. Vergebens ſtrebten die Fürſten von Salerno nach dem Beſitze von Gaëta. Um 969 war Johann II., um 1018 Johann III., um 1040 Athenulf. Um 1060 brachte Richard von Capua Gaëta an ſich. Nach des capuaniſchen Fürſten Jordan Tode erhielt aber Gaëta wieder einen eigenen Fürſten an dem vierten Sohne Jordans, Jonathas. Die Söhne deſſelben, Richard und Bartholomäus, ſtarben ohne Erben. Später wurde Gaëta oft Sitz apanagirter Prinzen aus dem normanniſchen Königshauſe. Mit dem Königreich Neapel gehörte Gaëta nach einander den Königen der Dynaſtien Hohenſtaufen und Anjou. Im J. 1435 eroberte Peter, der Bruder des Königs von Aragon, die Stadt: der Tod des Commandanten, eine in der Feſtung herrſchende Seuche und das Vorhandenſein einer aragoniſchen Partei bewirkten die Übergabe. In den italieniſchen Kriegen entreißt Ferdinand der Katholiſche den Franzoſen Gaëta. Im Erbfolgekriege ſtürmte es am 30. Sept. 1707 der öſterreichiſche

men Cajeta von dem lakoniſchen Worte καιάδας herleitet, welches Erdſchlacht bedeutet. Leo (Italien. Geſch. I. S. 371) hält dieſe Etymologie für die unbedingt richtige. — Über die Wunderſagen der Kapelle am ausführlichſten Keyßler I. S. 737 fg. in der Schütz'ſchen Ausgabe.

5) Kaum glaublich erſcheint, was bei Martinière zu leſen iſt: „Ehemals pflegten die Officiere der hieſigen Beſatzung bei ſonderbaren Freudenbezeigungen, und wenn der Wein die Köpfe eingenommen hatte, dem Karl von Bourbon ſeine Hirnſchale abzunehmen und Geſundheiten daraus herum zu trinken. Nachdem aber etliche Male Verdrießlichkeiten und Unglück darüber bei ſolcher Gelegenheit entſtanden, ſo iſt ſolche Unordnung gänzlich unterſaget worden." Überhaupt muß aber in Allem, was über die Mumie des Connetable geſagt iſt, an den Spruch erinnert werden: „Weiß nicht, obs anders worden in dieſer neuen Zeit."

6) Martin Zeiller gedenkt in ſeinem Itinerarium noch „der anmuthigen, rauſchenden Bächlein und der Meerwellen, ſo ohne Schaden an das Geſtade ſchlagen. Man ſiehet viel alte Monumenta und in die Stein gebauene Schriften, die da anzeigen, daß vor Zeiten die großen römiſchen Herren hier herum gewohnt haben."

Digitized by Google

General Daun und machte in der Feſtung vornehme Gefangene; 1734 eroberten es die Spanier unter Anführung des nachmaligen Königs Karl von Neapel, der auch 1738 in Gaëta ſein Beilager hielt und ſich auch 1744 in der Feſtung aufhielt. Im Mai 1799 beſetzten die Franzoſen Gaëta, gaben es aber am 5. Juli wieder zurück. Am berühmteſten iſt die Vertheidigung des Prinzen von Heſſen-Philippsthal gegen die Franzoſen 1806 vom 20. März an. Erſt, nachdem der Prinz ſchwer verwundet nach Sicilien übergeſchifft war, capitulirte die Feſtung am 18. Juli. In neueſter Zeit iſt Gaëta als Zufluchtsort Pius' IX. merkwürdig geworden, der am 25. Nov. 1848 von Rom flüchtig in der Feſtung ankam und bis jetzt dort reſidirt hat. Literatur: *Rosetto*, Breve Descrizione delle cose più notabili di Gaeta, auf das neue von Antonio Buliſone zu Neapel 1690 herausgegeben. Nachrichten von der Feſtung Gaëta. (Leipzig 1806.) Geſchichte von Gaëta. Öſter. milit. Zeitſchr. 1823. 1. Bd. (*Daniel.*)

GAETA (Antonio di), ein Capucinermönch und Miſſionär des 17. Jahrh., im J. 1615 zu Gaëta im Königreich Neapel geboren, ſtammte aus einer angeſehenen Familie und wurde ſchon in ſeiner Kindheit zum Malteſerritter beſtimmt. Als er aber verſtändig genug war, ſich ſelbſt ſeine künftige Laufbahn zu wählen, legte er das Ritterkreuz ab und trat zu Caſerta in den Capucinerorden. Da er ein nicht gewöhnliches Talent verrieth und ſich durch Sanftmuth und Frömmigkeit auszeichnete, ſo ſchickten ihn ſeine Obern in die gelehrten Anſtalten zu Florenz und Bologna, wo er ſich zu einem tüchtigen Theologen und guten Prediger ausbildete. Eine glänzende Zukunft ſtand ihm in ſeinem Vaterlande bevor, er wollte aber lieber ſein Leben der Bekehrung der Heiden widmen und übernahm deshalb mit großem Eifer die Leitung einer aus 14 Mönchen beſtehenden Miſſion, welche im J. 1653 nach Angola an der Weſtküſte Südafrika's abging. Er lernte nach ſeiner Ankunft ſogleich die Landesſprache und erwarb ſich ſowol unter den europäiſchen Anſiedlern, als unter den Eingebornen eine ſo allgemeine Achtung, daß ihn der Vicekönig von Loanda nach Matamba und zu der ebenſo berühmten und mächtigen als grauſamen Königin Zingha ſchickte, um ſie zur chriſtlichen Religion zu bekehren. Seine Bemühungen wurden von dem ſchönſten Erfolge gekrönt, und er wußte ſich in kurzer Zeit einen ſo bedeutenden Einfluß auf die Königin zu verſchaffen, daß er als der eigentliche Leiter der Staatsangelegenheiten gelten konnte. Er durchreiſte das Land nach allen Richtungen und ſoll in der kurzen Zeit von ſechs Jahren mehr als 8000 Wilde getauft haben. Als er ſeiner Verdienſte wegen zum Vorſteher aller Miſſionen in dieſem Theile von Afrika ernannt wurde und zu Loanda ſeinen Sitz nehmen mußte, entließ ihn die Königin nur ſehr ungern. Durch die vielen und anſtrengenden Reiſen war Antonio übrigens ſo erſchöpft und ſeine Geſundheit ſo ſehr untergraben, daß er ſchon einige Monate nach ſeiner Ankunft zu Loanda am 9. Juli 1662 ſtarb. Er hinterließ einen genauen, für die Länder- und Völkerkunde höchſt wichtigen und noch beiweitem nicht genügend ausgebeuteten Bericht über ſeine Erlebniſſe im Reiche Matamba und über die Beſchaffenheit und die Bewohner deſſelben, welchen ſein Ordensbruder Francisco Maria Gioia unter dem Titel: La maravigliosa conversione alla santa fede di Cristo della regina Senga e del suo regno di Matamba nell' Africa meridionale cavata de una relazione del *P. Antonio di Gaeta* (Napoli 1669. 4.) herausgab. (*Ph. H. Külb.*)

GAETANI, lat. Cajetana stirps, römiſch-neapolitaniſch-ſiciliſches Geſchlecht, welches Carlo de Lellis von den langobardiſchen Fürſten von Gaeta herleitet, während Alfons Ciaconi in dem Leben des Papſtes Bonifacius VIII. ſchreibt: „Bonifacii VIII. majores, nobili genere ex Hispaniae provincia Catalonia orti, in Italiam venissent, Cajetae diu consederunt. Inde Anagniam urbem vetustissimam et opulentam, Hernicaeque regionis caput migrantes, a priore sede Cajetanae familiae nomen habuerunt.“ Gleich zweifelhaft bleibt es, ob die in Rom und Neapel gar frühzeitig vorkommenden Gaetani, ob die gleichnamigen, zu Piſa, Florenz und Orvieto feßhaften Familien mit derjenigen, die, von Anagni ausgehend, uns zunächſt beſchäftigen ſoll, denſelben Urſprung haben. Der altrömiſchen Gaetani letzte Erbin, Perna, Johannes' Tochter, wurde an Matthäus Orſini verheirathet, daher der geſammte Reichthum ihres Hauſes auf die Orſini ſich vererbte. Nach de Lellis wäre Papſt Gelaſius II. (1118) ein Gaetano von Anagni geweſen. Matthias Gaetani, unmöglich derſelbe, der unter den Kriegshauptleuten König Manfred's genannt wird, könnte der Vater geworden ſein von Loffredus, von Adinulf dem Podeſta zu Orvieto, und von Peter, dem Biſchof von Sora, dann von Todi, endlich 1226 von Anagni. Loffredus, Luitfried oder Gottfried Gaetano, Ritter, 1225, war mit einer Nichte des Papſtes Alexander IV. aus dem Hauſe der Grafen von Segno verheirathet. Sein jüngerer Sohn, Benedict Gaeta, Cardinal 1282, wurde am 10. Dec. 1294 zum Papſte erwählt und heißt als ſolcher Bonifacius VIII. Es hat dieſer ſeinem ältern Bruder, Loffredus II., Sermoneta in der Campagna di Roma verliehen, die Grafſchaft Caſerta aber erhielt derſelbe Loffredus von König Karl II. von Neapel, als welcher mit dieſem Geſchenke ſich der Freundſchaft des Papſtes zu verſichern ſuchte. Des Loffredus jüngerer Sohn, Franz, wurde von ſeinem Oheim mit der Cardinalswürde bekleidet 1295, verfocht dafür deſſen Sache mit großer Lebhaftigkeit gegen Wilhelm von Nogaret und ſtarb den 9. oder 16. Mai 1317. Einer ſeiner Vettern, Benedict Gaeta, Cardinal durch Cöleſtin's V. Creation, 1294, hatte ſein Leben am 11. Oct. 1296 beſchloſſen. Peter, des Loffredus II. älterer Sohn, wurde von Papſt Bonifacius VIII. mit der Markgrafſchaft Ancona, und von König Karl von Neapel mit den Caſtellen Valcorſa und Ducenda belehnt, verkaufte aber dagegen Caſerta an den Grafen Siginulf von Teleſe. Mit Johanna von Ceccano verheirathet, hinterließ er die Söhne Loffredus III. und Benedict. Dieſer, Comes Palatinus, und in erſter Ehe mit Johanna Orſina, in anderer Ehe mit Hilaria de Sus, die drei Mal, zuletzt von Philipp von Joinville, dem Grafen von S. Angelo Witwe, verheirathet, ſtiftete eine bis

Digitized by Google

in die Mitte des 15. Jahrh. blühende Linie. Loffredus III. war mit Margaretha, des großen Hauſes Aldobrandeſchi, verheirathet, als die Ausſicht mit der Hand einer reichen Erbin, der Johanna von Aquila, zu dem Beſitze der Grafſchaft Fondi zu gelangen, ihn beſtimmte, die Auflöſung der Ehe zu ſuchen. Die Scheibung wurde ihm von allen Seiten erleichtert, Frau Margaretha fand in Nello di Pietra einen andern, hoffentlich beſtändigern Ehegeſpons, und Loffredus ließ ſich die Gräfin von Fondi, und nach deren Ableben auch die dritte Frau, Katharina von Ratta, antrauen. Aus dieſer dritten Ehe kamen die Söhne Jacob oder Jacobellus, Johann, der römiſche Conſul, und Karl, genannt Sacco, der Caſtellan zu Mola. Jacobellus, auf Felettino, Tora und Valpietra, wurde der Ahnherr einer vielleicht noch blühenden Linie, die uns zwar nicht beſchäftigen kann. Sein Halbbruder aus der zweiten Ehe, Nicolaus Gaeta, Graf von Fondi nahm in der Königin Johanna Zwiſt mit dem König von Ungarn Partei für dieſen, eroberte Terracina und Itri, beſiegte in offener Feldſchlacht und erlegte den Philipp Nautal, den Feldhauptmann der Königin. Später wurde er jedoch mit ihr ausgeſöhnt und in alle ſeine verwirkten Beſitzungen wieder eingeſetzt. Sein älterer Sohn, Honorat Graf von Fondi, fünfter Herr von Sermoneta, ſtand zu Zeiten Papſt Gregor's XI. der Campagna di Roma und dem Litorale als Rector vor. Nach des Papſtes Ableben ſprach er zu den Cardinälen, die im Begriffe waren, ins Conclave einzugehen: „Seht Euch vor, denn begebet Ihr Euch in der Römer Gewalt, müſſet Ihr nach deren Wohlgefallen wählen; wollt Ihr eine freie Wahl vornehmen, ſo ziehet nach der Campagna, da kann ich Euch Sicherheit gewähren.“ Dieſe Worte vernahmen aber Einige, für die ſie nicht geſprochen, ſie wurden allerwärts wiederholt, Honorat empfing von einem beleidigten Volke die Weiſung, die Stadt zu verlaſſen, und das bei Todesſtrafe. Der in jenem Conclave erwählte Papſt Urban VI. weigerte ſich, ein Darlehn von 20,000 Goldgülden, welche der Graf von Fondi ſeinem Vorgänger gemacht, anzuerkennen, entzog ihm auch die Statthalterſchaft der Campagna, um ſie an deſſen Feind, Thomas von San Severino, zu vergeben. Dafür Rache zu nehmen, verſtändigte ſich Thomas mit der Königin Johanna von Neapel, die in der Beförderung des ihr aufſäſſigen San Severino eine Manifeſtation des Papſtes zu Gunſten ihres Nebenbuhlers um die Krone, des Karl Durazzo, finden konnte, und eines mächtigen Beiſtandes verſichert, bearbeitete der Graf die ultramontanen franzöſiſchen Cardinäle, die mit Urban zerfallen, nach Anagni ſich gewendet hatten, und ſolchen Einfluß gewann er auf dieſe Malcontenten, daß ſie am 20. Sept. 1378 in Fondi verſammelt, einen Gegenpapſt in der Perſon des Cardinals Robert von Genf, Clemens VII., aufſtellten, und hiermit der großen, bis 1417 währenden Kirchentrennung den Anfang gaben. Als hierauf Karl von Durazzo ſich der Krone von Neapel bemächtigte und die Barone des Königreichs wetteifernd ihre Huldigungen ihm darbrachten, blieb Honorat dem Andenken der Königin Johanna und dem von ihr an Kindesſtatt angenommenen Herzoge Ludwig von Anjou getreu, ſodaß Karl's Nachfolger, König Ladislaus, genöthigt war, gegen den aufrühriſchen Vaſallen Gewalt zu gebrauchen. Bald jedoch war der ungleiche Kampf entſchieden, Honorat ſtarb über dem wegen der Einnahme von Sprauli empfundenen Schrecken, ſein Sohn Chriſtoph, ohne den Fall von Trajetto abzuwarten, entfloh über die Grenze, und wurde, da er bald darauf dem Vater in die Ewigkeit folgte, von ſeiner Schweſter Johannetta beerbt. Dieſe war an den Herzog Balthaſar von Braunſchweig, einen jüngern Bruder Otto's, des vierten Gemahls der Königin Johanna, verheirathet, blieb aber kinderlos. Jacob Gaeta, des Grafen Nicolaus von Fondi zweitgeborner Sohn, hielt unwandelbar zu Karl von Durazzo, und empfing dafür der Gnaden nicht wenige u. a. das mit dem Tode ſeines Stiefſohnes, des Karl Leoneſſa, der Krone heimgefallene Lehen Piedimonte (8. Sept. 1383) und mehre den rebelliſchen Baronen entzogene Güter. Auch die Grafſchaft Fondi hat er nach Ableben ſeiner Bruderskinder als ein Stammgut ſich vindicirt. Sein zweiter Sohn, Jacob, pflanzte die Linie der Herzoge von Sermoneta, von der unten. Der dritte, Anton, erwählte ſich den geiſtlichen Stand, wurde Patriarch zu Aquilea, 12. Febr. 1395, Cardinalprieſter, tit. S. Cäciliä 1402, wo er dann das Patriarchat niederlegte, Biſchof von Paleſtrina durch Creation von Innocentius VII. Auf dem Concilium zu Piſa legte er freiwillig, des Friedens halber, das Bisthum Paleſtrina nieder 1409, wofür ihn Alexander V. zum Cardinalbiſchof von Porto und Major Poenitentiarius beſtellte. Dagegen erklärte ihn Gregor XII. durch Decret, d. d. Rimini 19. Juni 1409 (1410) ſeiner Stelle im h. Collegium verluſtig, eine Verfügung, welche jedoch alsbald durch die zu Piſa verſammelten Väter vernichtet wurde. Anton war zugleich Adminiſtrator des Bisthums Fieſole, Erzprieſter im Lateran, ſchrieb einen Tractat: pro Ecclesiae Romanae unione, und ſtarb den 11. Jan. 1412. Sein älteſter Bruder, Chriſtoph, Graf von Fondi, wurde von König Ladislaus, dem er ſich durch kriegeriſche Thaten empfohlen, zum Großmarſchalk, dann zum Logothet und Protonotarius ernannt, von deſſen Schweſter aber, von der Königin Johanna II., 1419 der Landſchaft Abruzzo als Vicekönig, und zugleich der Stadt Aquila als Gubernator vorgeſetzt. Wie der König von Aragon, von der durch Ludwig von Anjou bedrängten Johanna zu Beiſtand gerufen, in die Hauptſtadt des Königreichs einzog, befand ſich der Graf von Fondi an der Spitze der zu ſeinem Empfang beorderten Großen, was ihm Gelegenheit verſchaffte, die genaueſte Verbindung mit dem künftigen Regenten einzugehen. Er und ſein Bruder Roger waren unter den erſten, welche nach der Königin Ableben das Panier von Aragon erhoben und die kriegeriſche Bevölkerung der Abruzzen zu den Waffen riefen, indeſſen Alfons ſelbſt mit der Belagerung von Gaeta ſich beſchäftigte. Auch dabei ihn zu unterſtützen, fand Chriſtoph ſich auf der vor der Inſel Ponza ſtationirten Flotte ein, und hatte er deshalb in der Seeſchlacht vom 5. Aug. 1435 ſeines Königs Geſchick zu theilen. Alfons und alle ſeine Generale, der Graf von Fondi abſonderlich, wurden Gefangene der Genueſer. Unerſchütterlich wie der Vater, in der Anhänglichkeit zu Aragon, wurde Chriſtoph's älteſter Sohn, Honorat II., Graf von

Digitized by Google

Fondi, Trajetto und Morcone, Logothet und Protonotarius des Königreichs, von den verſammelten Baronen an König Alfons abgeordnet, um ihn zu erſuchen, daß er ſeinem natürlichen Sohne, dem 19jährigen Ferdinand, zugleich mit dem Titel eines Herzogs von Calabrien, die Nachfolge in dem Königreich verleihen möge. Kniefällig trug Honorat ſeine Bitte vor, welche der Vater nicht ungern vernahm und zur Stunde bewilligte. Zur Krone von Neapel gelangt, hatte Ferdinand ſchon in den nächſten Jahren das ererbte Königreich gegen die Angriffe des Herzogs von Anjou und gegen den Abfall ſeiner Unterthanen zu vertheidigen. Nach dem Verluſt der Schlacht bei Sarno (7. Juli 1460), wurde der Abfall ſo allgemein, daß von allen Baronen Campaniens der Graf von Fondi der einzige war, welcher in der Treue zu dem Könige verharrte. Denjenigen zu belohnen, „qui pro tua virili regnum nostrum jam dilabens armis, animis atque omni ope stabiliveris, domum et familiam nostram erexeris et custodieris,“ nahm König Ferdinand durch Urkunde vom 29. Oct. 1466, den Getreuen und deſſen geſammte Nachkommenſchaft in das königliche Haus von Aragon auf, ſodaß ihnen vergönnet ſein ſollte, ſich des Namens, Titels und Wappens von Aragon zu bedienen. Außerdem wurde für Honorat eine lebenslängliche Penſion von 1000 Dukaten zu zehn Carolinen eines gerechnet, ausgeworfen. Derſelbe Graf von Fondi hat den Kaiſer Friedrich IV., als dieſer nach Empfang der Kaiſerkrone (März 1452) dem König Alfons einen Beſuch in Neapel abſtattete, zu Fondi prachtvoll, „summo honore,“ bewirthet. Er ſtarb 1489, daß er demnach ſeinen älteſten Sohn, Balthaſar, den Grafen von Trajetto, überleben mußte. Von dieſes Balthaſar's Töchtern heirathete die ältere, Johannetta, den Fürſten von Biſignano, Hieronymus S. Severino, die jüngere, Laura, den Grafen von Potenza, Anton von Guevara. Bevor wir auf die übrigen Söhne des Grafen Honorat kommen, mag noch von ſeinen Brüdern die Rede ſein. Davon hat der älteſte, Alfons, die bald wieder erloſchene Linie in Teleſe begründet. Jordan, Erzbiſchof von Capua ſeit April 1447, ſodann Patriarch von Antiochia, wurde durch königliches Diplom von 1491 der ſeinem Bruder Honorat bewilligten Auszeichnung der Adoption in das Königshaus von Aragon theilhaftig gemacht, und ſtarb den 13. Oct. 1496. Jacob, ein anderer Bruder, wurde mit Longano abgefunden, und ſtiftete die danach benannte Linie, welche um die Mitte des 17. Jahrh. erloſchen ſein mag. Von Anton, des Grafen Honorat II. jüngſtem Sohne, entſtammt die Linie von S. Marco di Licatola, welches Gut Anton mit Medea di S. Agapito erheirathet hat. Peter Bernardin, Graf von Morcone und Protonotarius des Königreichs, Honorat's II. mittlerer Sohn, nachdem er durch Ungehorſam und Untugend dem Vater manchen und ſchweren Verdruß bereitet, trat zuletzt dem Aufruhr der Barone 1485 bei, ließ ſich gleich ſeinen Verbündeten durch den Friedensvertrag vom 11. Aug. 1486 bethören, und ſollte nur zu bald ſeine Leichtgläubigkeit bereuen. Er wurde auf Befehl des Königs am 19. Jan. 1487 verhaftet, und ſtarb im Kerker, aus Kummer und Mangel, oder aber eines gewaltſamen Todes, im März 1487. Seine Söhne, Honorat III. und Jacob Maria, theilten ſich in des Großvaters Erbſchaft. Jacob Maria, Graf von Morcone, hinterließ nur Töchter, und hat die ältere, Victoria, die Grafſchaft Morcone ihrem Ehegemahl, einem Caraffa, zugebracht. Honorat III. Graf von Fondi, verlor ſein ganzes Beſitzthum durch einen Machtſpruch König Karl's VIII. von Frankreich, welcher Fondi und Trajetto den Colonna zu verleihen für gut fand. Alle Bemühungen um Reſtitution blieben, ſelbſt nach Abzug der Franzoſen, fruchtlos, nur das einzige Piedimonte hat Honorat aus dem Schiffbruch zu retten vermocht. Als eine Entſchädigung gab ihm endlich Ferdinand der Katholiſche 1507 das Fürſtenthum Altamura ſammt Mattola, Minervino und Grottola; 1497 war ihm der leere Titel eines Herzogs von Trajetto beigelegt worden. Friedrich, der älteſte Sohn ſeiner Ehe mit Lucretia de Aragon, einer natürlichen Tochter des Herzogs von Calabrien, nachmaligen Königs Alfons, war 1528 auf dem Blutgerüſte geſtorben, weil er in dem Einfalle der von Lautrec befehligten Franzoſen es mit dieſen gehalten; auch den zweiten Sohn, Ludwig, überlebte der Vater, deſſen Erbe demnach Ludwig's Sohn, Scipio, geworden iſt. Scipio, Titularherzog von Trajetto, hinterließ die Söhne Ludwig und Alfons. Ludwig, Herzog von Trajetto, Herr von Piedimonte und Montepeloſo, wurde der Vater Scipio's II., mit welchem dieſe Linie zu Grabe getragen worden. Alfons hingegen, des ältern Scipio jüngerer Sohn, zu deſſen Gunſten Laurenzano zu einem Herzogthum erhoben worden, hinterließ dauernde Nachkommenſchaft, in der beſonders ſein Enkel, Alfons, dritter Herzog von Laurenzano, leuchtete. Bei der Belagerung von Lérida und in der Schlacht vom 15. Mai 1644, worin das franzöſiſche, von la Motte-Houdancourt zum Entſatz herbeigeführte Heer unterlag, zeichnete Alfons dergeſtalt ſich aus, daß ihm die Ehre ward, die Nachricht von dieſem freudigen Ereigniß nach Zaragoza dem Könige zu überbringen, womit er ſich den goldenen Schlüſſel verdiente. Aber in der Schlacht an der Segra, 21. Juli 1645, gerieth er in Gefangenſchaft und mußte an den Folgen der am Arm empfangenen Wunde ſterben. Ein Herzog von Laurenzano, ebenfalls Gaetano de Aragon, Großrichter ſeit 1736, Ritter des St. Januariusordens 1738, ſtarb zu Neapel, 17. Aug. 1741, im 80. Altersjahre. Ein Sohn oder Enkel von ihm wird der Herzog von Laurenzano Gaetani geweſen ſein, welchem König Karl im Mai 1743 eins der neuerrichteten Regimenter verlieh.

Der Linie in Sermoneta Ahnherr, Jacob, des Grafen Jacob von Fondi jüngerer Sohn, Chriſtoph's Bruder, ward ein Vater von fünf Kindern. Der älteſte Sohn, Roger, Herr von Sermoneta und Großkämmerer von Neapel, ſtarb unbeerbt; des jüngern, Jacob's, Sohn Honorat, erſter Herzog von Sermoneta, wurde in der Ehe mit Katharina Orſina ein Vater von drei Söhnen. Dem älteſten, Nicolaus, zweiter Herzog von Sermoneta, wurde ſein geſammtes Beſitzthum im Kirchenſtaat von Papſt Alexander VI. entriſſen; ſeinen einzigen Sohn, Bernardin, ließ Cäſar Borgia im Kerker erwürgen 1499.

Digitized by Google

Ein ähnliches Schickſal traf des Nicolaus jüngſten Bruder, den Protonotarius Jacob; er wurde nach der Engelsburg gebracht und dort vergiftet. Aber der mittlere der Brüder, Wilhelm, dritter Herzog von Sermoneta, überlebte den Sturz der Borgia, und wurde von Papſt Julius II. in alle ſeinem Hauſe entzogenen Güter wieder eingeſetzt. Wilhelm's Enkel, Bonifacius Gaetano, fünfter Herzog von Sermoneta und Herr von la Ciſterna, diente mit Auszeichnung in dem Kriege um Siena unter franzöſiſchen Fahnen. Seinen Bruder Nicolaus hat Papſt Paul III. zum Cardinaldiakon creirt, vorläufig nur in petto, angeſehen des künftigen porporato jugendliches Alter von nur zehn Jahren. Sobald aber Nicolaus das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, wurde die Ernennung promulgirt, 13. Mai 1538. Von Pius IV. in die Zahl der Cardinalprieſter, tit. St. Euſtachii, aufgenommen, Protector von Schottland, Legat wegen des Krieges um Siena, bei Kaiſer Karl V. und König Franz I., Erzbiſchof von Capua, Adminiſtrator der Kirchen von Conza und Biſignano, ſtarb Nicolaus den 7. Mai 1585. Sein Bruder Bonifacius hatte in der Ehe mit Katharina Pia, aus der Linie von Carpi neben vier Töchtern die Söhne Honorat, Heinrich und Camill.

Heinrich, geb. den 6. Aug. 1550, wurde als Patriarch von Alexandria von Sixtus V. zum Cardinalprieſter, tit. S. Pudentianae, creirt, empfing bald darauf die Legation Bologna, und wurde ſodann für die unter den waltenden Umſtänden ſo hochwichtige Legation in Frankreich auserwählt. In dieſer Stellung mußte die Förderung katholiſcher Intereſſen, und daß nur ein Katholik den Thron von Frankreich beſteige, die weſentlichſte ſeiner Aufgaben werden; entſchloß ſich der König von Navarra zu convertiren, ſo ward er ſofort dem heiligen Stuhle der angenehmſte Throncandidat, verharrte er in ſeinen Irrthümern, ſo kam es darauf an, einen andern König, der jedoch nicht ganz und gar von Spanien abhängig, zu ermitteln. Von der gleichen Wichtigkeit beinahe war es für den heiligen Stuhl, zu verhindern, daß eine oder die andere Provinz von Frankreich abgeriſſen werde, um die dem Scheine nach allzu fürchterliche Macht Philipp's II. zu mehren. Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſen einfachen Aufgaben gegenüber Sixtus V. nicht allerdings den Ruf von Schlauheit und Scharfſinn bewährt hat. Gaetano war vor Allem ein eifriger Katholik, und ein ſolcher mußte blindlings den Intereſſen des einzigen Verfechters der Kirche ſich ergeben; das mag wol auch endlich, als die Ernennung nicht mehr zurückzunehmen war, Sixtus beherzigt haben; darum hat er dem Breve vom 15. Oct. 1589, das als ſeines Stellvertreters Inſtruction anzuſehen war, die mancherlei mündlichen Anweiſungen hinzugefügt, wodurch dem Cardinal aufgegeben, ſich um die Anſprüche der einander beſtreitenden weltlichen Herren neutral zu verhalten, dagegen angelegentlichſt und eifrig die Rechte der Kirche zu wahren, keine Vorliebe für irgend einen der Prätendenten, der jedoch Franzoſe, ein gehorſamer Sohn der Kirche ſein, auch der Geſammtheit der Nation annehmbar erſcheinen müſſe, zu offenbaren; endlich, und darauf wurde in den letzten Zuſammenkünften beſonderes Gewicht gelegt, durchaus nicht als der offenbare Feind des Königs von Navarra aufzutreten, ſo lange eine Hoffnung, ihn für die Kirche zu gewinnen, vorhanden ſein möchte. Es ſtanden aber dieſe mündlichen Anweiſungen in vollem Widerſpruche zu den officiell angegebenen Zwecken der Sendung, zu der Aufgabe, die Liga, als die letzte Grundlage der Religion in dem zerriſſenen Frankreich, nach Kräften zu unterſtützen, und die gewöhnlichen Folgen der durch den Widerſpruch der mündlichen und der ſchriftlichen Inſtructionen dem Abgeſandten zugemutheten Halbheit konnten nicht ausbleiben; die Weſenheit des Geſchäftes wurde dermaßen durch die unendliche Verwickelung der zu nehmenden Rückſichten beeinträchtigt, daß dem eigentlichen Lenker nicht ſelten die Zügel entfielen und an die Stelle eines feſten und beſtimmten Syſtems der Zufall trat. Von dem Cardinal Moroſini, der lange genug in Frankreich ſich aufgehalten, vernahm Gaetano zu Bologna auf der Durchreiſe (November 1589) die übertriebenſten Schilderungen von der Länderſucht des Königs von Spanien, von dem egoiſtiſchen Treiben des Herzogs von Mayenne, von der Ohnmacht der aus den heterogenſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Liga, von der unwiderſtehlichen Macht des Königs von Navarra, der in der Anhänglichkeit der großen Mehrzahl des Adels eine Stütze finde, ungleich gewichtiger und zuverläſſiger, als jemals der katholiſchen Partei des Volkes blinde Leidenſchaft werden könne, und beſtätigte dieſe Anſichten der Großherzog in Florenz, der, nicht minder genau von dem Stand der Dinge unterrichtet, alles Ernſtes dem Legaten anrieth, ſich unparteiiſch zu verhalten und jedem Vorſchlage einer Verſtändigung, die mit den Intereſſen der katholiſchen Religion und der Würde des heiligen Stuhles vereinbar ſei, zu lauſchen. Aber der eine, wie der andere Rathgeber konnte dem Legaten nur verdächtig erſcheinen, Moroſini insbeſondere, weil es ihm eine Genugthuung war, daß er dem Nachfolger die falſche Richtung beibringe, die ihm ſelbſt den Tadel des römiſchen Hofes zugezogen hatte, und Gaetano, durch ſeine Gemüthsart angewieſen, in ſtarren Formen die Macht und Größe der Kirche zu entfalten, verwöhnt dabei durch die geſchmeidige Fügſamkeit ſeiner Landsleute, zweifelte von fern nicht, daß er durch den Schrecken der geiſtlichen Waffen alle Katholiken an ſich ziehen und, mit Ausſchließung des Königs von Navarra, den Thron Frankreichs einem gänzlich und zumal von dem heiligen Stuhle abhängigen und mit Spanien befreundeten Prinzen zuwenden könne. Vollends in dieſem Wahne ihn zu beſtärken, war dem Herzoge von Savoyen vorbehalten, welcher, in Turin den hohen Reiſenden empfangend, ihn, als den wahren Königsmacher, erſuchte, des Erbrechtes zu der Krone von Frankreich, die durch K. Heinrich's II. Schweſter Margaretha in das Haus Savoyen getragen worden, eingedenk zu ſein. Um ſo unangenehmer mußte der Legat berührt werden, als er bei ſeinem Eintritte in Dauphiné den Oberſten Ornano hatte auffodern laſſen, die Städte Grenoble und Valence, die einzigen der Provinz, welche noch zur Liga hielten, ferner unangefochten zu laſſen, vielmehr, wie das eines jeden Katholiken Schuldigkeit ſei, den Dienſt des Ketzer-

Digitized by Google

königs aufzugeben, Ornano aber unumwunden erklärte, ſeine, des mittelloſen Söldners, Hoffnungen beruhten einzig auf des Königs von Frankreich Dienſt, und was dieſer Dienſt, hinſichtlich der beiden fraglichen Städte, ihm auferlege, das müſſe er, ſeinen Verpflichtungen getreu, vollführen. Widerwärtiger noch ergab ſich die Betrachtung der innern Angelegenheiten der Liga, zu welcher, in Lyon eingetroffen, der Legat Gelegenheit und Muße fand. Sie waren, in Folge der unausgeſetzten Fortſchritte der königlichen Waffen, in ſo tiefen Verfall gerathen, daß nicht einmal die Escorte, deren es für die Weiterreiſe bedurfte, aufzubringen war. Des Cardinals Perplexitäten zu ſteigern, ließen die drei Parteien, unter welche Frankreich vertheilt, gleichzeitig ihre Wünſche an ihn gelangen. Der Herzog von Nevers, der, in den Mantel ſeiner Neutralität gehüllt, in der Hauptſtadt ſeines Herzogthums reſidirte, lud ihn zu ſich ein, und führte zugleich aus, wie er zu Nevers, im Vollgenuſſe der dem Repräſentanten des heiligen Stuhles geziemenden Unabhängigkeit, ungehindert ſeine weitern Schritte bedenken und vorbereiten könne. Der Herzog von Mayenne ſetzte alle Triebfedern in Bewegung, um den Legaten zu vermögen, daß er nach Paris ſich wende; ohne ſeinen Namen, ohne die von ihm zu erwartende Unterſtützung würde, dieſes gab er dem eifrigen Prieſter zu bedenken, die Liga ſchwerlich der ſie bedrohenden Auflöſung, ihrer endlichen Unterdrückung, deren nothwendige Folge der Triumph der Hugenotten ſei, entgehen können. Auch der König von Navarra wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß wenigſtens der Legat in einer neutralen Stadt, zu Avignon allenfalls, ſeinen Sitz aufſchlagen werde, bis das Reſultat der von dem Herzoge von Luxemburg in Rom zu führenden Unterhandlungen ſich ergebe, und ließ, eine Annäherung zu erleichtern, verkündigen, daß, falls der Legat an ihn gerichtet ſein ſollte, ein jeder ihn aufzunehmen und zu ehren, jeder ungeziemenden Handlung gegen die geſammte Reiſegeſellſchaft ſich zu enthalten, im Gegentheil Sicherheit und Geleit ihr zu gewähren habe; im Falle jedoch der Legat bei der Liga beglaubigt ſein würde, unterſage der König allen und jeden, in der beſagten Eigenſchaft ihn anzuerkennen, geſchweige ihn aufzunehmen, bei Strafe der Rebellion. Nach ſeinen perſönlichen Anſichten konnte der Legat nicht gar lange in ſeiner Wahl zweifelhaft bleiben; des Herzogs von Nevers Anerbieten verhieß in keinerlei Weiſe Schutz gegen die Nachſtellungen der Hugenotten, der katholiſchen Partei ſich abzuwenden und damit vollends die Anhänger der Liga zu entmuthigen, während in dem gleichen Verhältniſſe des Königs Macht und das Anſehen ſteigen mußten, würde für die kirchlichen Intereſſen noch größere Nachtheile herbeigeführt haben, als ſelbſt für den Gang der Politik, einmal, weil es mit der Würde des heiligen Stuhles unverträglich war, die Verfechter des alten Glaubens aufzugeben, ſodann würde man dem Könige, der für jetzt, durch die Beſorgniß zu unterliegen, genöthigt, wenigſtens die Abſicht ſeiner dereinſtigen Bekehrung vorzuſchützen und zu heucheln, freien Spielraum für ſeines Herzens Neigungen und Meinungen bereiten. Es blieb daher dem Cardinal nur übrig, den Wünſchen der Liga nachzugeben und in den Brennpunkt ihrer Operationen ſich zu verſetzen. Indem unter den waltenden Umſtänden ſicheres Geleit von dem Herzoge von Mayenne nicht zu erhalten war, erbat ſich der Legat eine Escorte bei dem Herzoge von Lothringen; er wurde von ihr zu Dijon übernommen und über Troyes nach Paris geleitet [1]). Sein Einzug in die Hauptſtadt, den 21. Jan. 1590, war von großem Pompe begleitet [2]), und er bezog den Biſchofshof, wo ſein Quartier auf das Herrlichſte mit dem aus dem Louvre dahin gebrachten Geräthe verziert. Ohne Verweilen veröffentlichte er das päpſtliche Breve, vom 15. Oct. 1589, in deſſen Eingang den Verdienſten Frankreichs um den heiligen Stuhl, deren Gedächtniß unſterblich ſein müſſe, die gebührende Anerkenntniß geſpendet, zugleich auch von den Gnaden und Wohlthaten gehandelt, welche die franzöſiſchen Könige, die geliebten Söhne der heiligen römiſchen Kirche, von deren Oberhaupt empfangen haben. Dann werden die für jetzt auf dem Königreiche laſtenden Drangſale beklagt; ihnen abzuhelfen habe der heilige Vater, unter Beiſtimmung des heiligen Collegiums, den Cardinal Gaetano zum Legaten ernannt, auf daß er unter der Obhut Gottes ausreiße, tilge, verſetze, anbaue und pflanze, Alles zur größern Ehre Gottes und den Seelen zum Heil. Der Legat ſei angewieſen, durch Ergreifung der zweckdienlichſten Mittel in allen Theilen des Königreichs die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten, die Ketzer zu der Einheit der Kirche zurückzuführen, auf daß, nach allgemeiner Wiederherſtellung des katholiſchen Gottesdienſtes, von welcher Ruhe und Frieden nothwendige Folgen ſeien, die Nation, unter einem gütigen, frommen, in Wahrheit allerchriſtlichſten König vereinigt, unter deſſen Regierung ſich glücklich fühlen möge. Schließlich werden die Prinzen des königlichen Hauſes, die Großen, alle Stände ohne Unterſchied ermahnt, gebeten, beſchworen, den wahrhaft katholiſchen Eifer ihrer Vorfahren nachzuahmen, und Alles aufzubieten, um ſich vor dem tödtlichen Gifte der Ketzerei, gegen welche ſo häufig fremde Nationen bei ihnen ein Gegenmittel fänden, zu bewahren, die Köpfe jener grauſamen Hydra, die ſtets ſich erneuern und ſtets gerüſtet ſind zum Verſchlingen der mit dem koſtba-

---

1) „On ne peut exprimer les excès qu'ils commirent sur toute cette route. Les églises même ne furent pas à couvert de leurs insultes, et quoique l'on fût en carême, ils ne faisoient point difficulté de manger publiquement de la viande; ils en badinoient, disant qu'ils la pouvoient faire en conscience, parce qu'ils menoient avec eux le Légat du Pape. Ce Cardinal, chemin faisant, leur donnoit tous les jours l'absolution, et leur ouvroit les trésors du ciel." Unbedeutend an ſich ſcheint uns dieſe Stelle, und beſonders ihr Schluß von hoher Bedeutung für die Beurtheilung von des geprieſenen de Thou Unparteilichkeit.

2) „Etant arrivé au fauxbourg Saint-Jaques, le légat y fit une station, attendant les Seize, qui allérent le saluer d'une salve de huit ou dix mille tant mousquetaires qu'arquebuziers; mais lui qui avoit ouï parler de la suffisance et adresse de telles gens au maniement de ces bastons-là, trembloit de peur que quelque lourdaut ou quelque politique s'estant glissé parmi eux n'eut chargé à plomb et faisoit perpétuellement signe de la main que l'on cessast, mais eux, pensant que ce fussent bénédictions qu'il leur donnast, rechargeoient toujours, et le tinrent une heure en ceste alarme."

Digitized by Google

ren Blute Jeſu Chriſti erkauften Seelen, zu fällen und zu zerſchmettern; auch die letzten übrig gebliebenen Wurzeln der Zwietracht auszureißen und ſelbſt die Erinnerung derſelben in ihrem Gedächtniſſe zu tilgen, damit den Schreckniſſen des Krieges aller Orten das Reich des Friedens folgen und die getreue, in dem einen Schafſtalle verſammelte, Heerde dem katholiſchen und rechtmäßigen Könige den ſchuldigen Gehorſam leiſten könne. Zumal aber wird Allen eingeſchärft, den Legaten mit der ihm gebührenden Ehrfurcht aufzunehmen, ſeine heilſamen Rathſchläge zu befolgen und ſeinen Befehlen nachzuleben, um dadurch von der Gnade des Herrn, der Quelle des wahrhaft Guten, Glück in dieſer Zeitlichkeit und unvergängliche Belohnung im Himmel ſich zu verdienen. Daß in dem Breve des Cardinals von Bourbon in ſeinem Gefängniſſe nicht gedacht, daß nur in unbeſtimmter Weiſe von der Wahl eines rechtmäßigen Königs geſprochen, mißfiel manchen Ligiſten, welche darin eine Abſicht, die ganze königliche Familie von der Thronfolge auszuſchließen, erkennen wollten, und hat darum mehr denn einer von dem Bunde ſich losgeſagt. Im Parlament hingegen wurden die Bullen des Legaten am 26. Jan. gebucht, und geſchah das Gleiche am 6. Febr. in Betreff einer ſpeciellen Vollmacht, worin ihm der Papſt, dem Reichsherkommen zuwider, eine ſehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit über den Laienſtand, in Bezug auf Wucher, Fälſchung, Entführung, Brandlegung, zugeſtand, ihn auch ermächtigte, in bürgerlichen Sachen zu erkennen und Individuen, welchen die Fähigkeit zu teſtiren verſagt, ſolche zu ertheilen. Dieſer Einleitung die nöthige Folge zu geben, verfügte ſich der Legat, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, in die Sitzung des Parlaments, und es ſoll ſeine Abſicht geweſen ſein, unter des Königs Thronhimmel ſich niederzulaſſen, woran er aber durch den Stellvertreter des erſten Präſidenten, durch den Präſidenten Briſſon, verhindert wurde. Briſſon erfaßte ihn beim Arme und zog ihn zu ſich herab, indem er ihm zugleich ſeinen Platz auf der nächſten Bank anwies, ſodaß dem Präſidenten der Rang blieb. Briſſon hatte auch die Anrede des Legaten, die hauptſächlich über die Macht des Papſtes und ſeine für Frankreich günſtige Geſinnung ſich verbreitete, zu beantworten. Von der andern Seite ſtellte der Generalprocurator des royaliſtiſchen Parlaments zu Tours einen Antrag an dieſen Gerichtshof gegen den Cardinal „eines Geſchlechtes mit Bonifacius VIII. und Bruder des Herzogs von Sermoneta, der eben noch in den Niederlanden unter ſpaniſchen Fahnen dient; ihn hat der Papſt im Einverſtändniß mit dem Grafen Olivarez nach Frankreich entſendet, einzig in der Liga zugethanen Städten hat er ſich aufgehalten, hingegen verabſäumt, bevor er den Boden des Reichs betrete, die hierzu unerläßliche Ermächtigung des Königs einzuholen, geſchweige dann ſeine Vollmachten vorzulegen." Der in Folge dieſes Requiſitoriums ergangene Parlamentsbeſchluß unterſagte jeglichen Verkehr mit den Feinden des Königs, beſonders mit dem Cardinal, bis derſelbe, nach Maßgabe der Geſetze, des Herkommens und der Freiheiten der gallicaniſchen Kirche dem Könige ſich vorgeſtellt haben würde, veranlaßte aber ſchon in den nächſten Tagen, den 20. Febr., einen Beſchluß des pariſer Parlaments, worin derer von Tours Ausſpruch caſſirt und annullirt, zugleich allen und jeden aufgegeben wurde, in ſchuldiger Ehrfurcht für den heiligen Stuhl den Legaten anzuerkennen und ihn für ſeine Aufgabe, die Befeſtigung der katholiſchen Religion, die Erhaltung der Nation in dem Gehorſam zu ihrem Könige, die Vertilgung der Ketzerei und die Sicherung der öffentlichen Ruhe zu unterſtützen. Es erregten die beiden einander beſtreitenden Beſchlüſſe einen wahren Sturm von Publicationen, bei denen Schriftſteller in großer Anzahl ſich betheiligten, unabhängig von einer für den Legaten ſich ausſprechenden Erklärung der Sorbonne, von einer Encyclica des Legaten, vom 1. März, an alle Biſchöfe und Erzbiſchöfe des Reiches gerichtet, worin ihnen ausdrücklich unterſagt wurde, der in dem andern Lager projectirten Verſammlung zu Tours und dem damit zuſammenhängenden Verſuche einer Bekehrung des Königs von Navarra beizuwohnen, von der Entgegnung der dieſem Könige anhängenden Prälaten, von einem Schreiben des Legaten, an die Geſammtheit des franzöſiſchen Adels gerichtet, von einem Beſchluſſe endlich des pariſer Parlaments (den 5. März), worin allen Unterthanen aufgegeben wurde, in Karl X. ihren einzigen und rechtmäßigen König zu erkennen. Dieſem Allen folgte am 11. März das feierliche Hochamt in der Auguſtinerkirche, in welchem nach der Predigt der Legat den Schwur des Prevôt-des-marchands, der Scheffen, der Oberſten und Hauptleute der Stadtmiliz empfing, des Inhalts, daß ſie in der heiligen Union, unter dem Gehorſame Karl's X. und ſeines Stellvertreters, des Herzogs von Mayenne, leben und ſterben wollten, wobei ſie außerdem ſich verpflichteten, mit dem Könige von Navarra nimmermehr Frieden, Waffenſtillſtand oder Einigung abzuſchließen, dagegen nach allen ihren Kräften die Befreiung ihres Königs anzuſtreben. Ernſtere Beſchäftigung fand der Legat in der Nothwendigkeit, die wechſelſeitigen Anſprüche der beiden Hauptparteien in der Liga auszugleichen. Die ſpaniſchen Miniſter verlangten mit Hartnäckigkeit, daß ihr König als Protector von Frankreich anerkannt werde; der Herzog von Mayenne, ſchwankend zwiſchen dem Gelüſte, ſelbſt den Thron der Valeſen zu beſteigen und der Ausſicht auf die Vortheile, welche in fortwährend ſich erneuernden Unterhandlungen der König von Navarra ihm bieten ließ, war in dem einen Punkte wenigſtens mit ſich einig, daß er die Spanier um alle Früchte ihrer Anſtrengungen zum Beſten der Liga bringen müſſe. Als nächſte Folge hiervon ergab ſich die Unbeweglichkeit der ſpaniſchen Hülfstruppen, die ſchlechterdings nicht dahin zu bringen waren, daß ſie die Grenze der Picardie überſchritten hätten, indeſſen Mayenne die Unmöglichkeit, ſein Heer in Bewegung zu ſetzen, vorſchützte, wenn ihm nicht die Mittel verſchafft würden, wenigſtens einige Monate der verfallenen Löhnung zu berichtigen. Beide Übelſtände wußte der Legat zu beſeitigen. Den Spaniern machte er begreiflich, daß der Moment, ihre Abſichten durchzuführen, noch nicht erſchienen ſei, daß es als eins der weſentlichſten Geheimniſſe der Politik gelte, die Reiſe der Umſtände abwarten zu wiſſen, und das Gewicht ſeiner Betrachtungen wurde

Digitized by Google

gar ſehr durch die in Abſchrift circulirenden Vergleichpunkte zwiſchen dem Könige von Navarra und dem Herzoge von Mayenne gehoben, dem Geldmangel half er ab mittels der 300,000 Scudi, die er in Wechſeln von Rom mitgebracht hatte, und deren eigentliche Beſtimmung es geweſen, zu der Befreiung des Cardinals von Bourbon zu dienen. Weil dafür aber keine Möglichkeit zu erſehen, glaubte der Cardinal ſich nicht weiter an den Buchſtaben ſeiner Inſtruction gebunden. Die von ihm alſo geſpendeten Gelder gaben der Armee der Ligiſten die Beweglichkeit wieder, und ſein Einfluß entſchied das Vorrücken der von dem Grafen von Egmont befehligten ſpaniſchen Hilfstruppen, aber dem Gange der Kriegsereigniſſe vermochte er nicht zu gebieten; Mayenne mußte die Belagerung von Meulan aufheben, und erlitt vor Jvry die ſchimpflichſte Niederlage. Der Eindruck dieſer Ereigniſſe, denen ſich gleichzeitig die Botſchaft von andern Unglücksfällen in Auvergne und Maine zugeſellte, in hohem Grade entmuthigend für die Bevölkerung von Paris, mußte zumal niederſchlagend auf den Legaten wirken, auf deſſen Schultern für jetzt das volle Gewicht der Angelegenheiten beruhte. Von ihm, dem Stellvertreter des Oberhauptes der Kirche, in einer Kriſis, deren Hebel die Religion war, erwartete Jedermann die Unterſtüzungen in Geld und Volk, mittels deren allein noch der Liga aufzuhelfen war; über ſeine Kargheit führte öffentlich Beſchwerde der Herzog von Mayenne, der doch jeden Augenblick bereit war, die Kirche zu verkaufen; in ihm wollten die ſpaniſchen Miniſter das weſentlichſte Hinderniß für die Erreichung ihrer Abſichten mit Frankreich erblicken; die Pariſer ſchienen nicht ungeneigt, im Voraus alle die Leiden, die die Annäherung der feindlichen Armee begleiten mußten, ihm zuzuſchreiben; endlich verrieth ſelbſt der Papſt, hingeriſſen durch die Vorſtellungen des von den katholiſchen Großen der Partei Heinrich's IV. an ihn abgefertigten Geſandten, nicht undeutlich die Neigung, von der Liga abzulaſſen. In dieſen erdrückenden Verhältniſſen entwickelte Gaetano eine Geiſtesſtärke, eine Gewandtheit, welche anzuerkennen de Thou ſelbſt nicht umhin kann[3]). Die Gefahren einer Belagerung von Paris abzuwenden, oder wenigſtens zu verzögern, übernahm es der Legat, Worte des Friedens mit irgend einem der feindlichen Heerführer auszutauſchen, „per acquistar tempo, et aver più comodità d'apparecchiarsi alla difesa,“ meint ein Italiener, der nicht gewahret, daß für den Cardinal die conditio sine qua non des Königs Bekehrung ſein mußte, wie ſie es denn auch für alle unter ſeiner Leitung angeſtellte Verſuche einer Ausſöhnung geblieben iſt. Die Conferenz, in welcher der Marſchall von Biron und Anna d'Anglure de Givry den König vertraten, wurde zu Noiſy-le-grand, dem Prachtſchloſſe des Herzogs von Retz, an der Marne, zwiſchen Paris und Lagny, eröffnet. „Ledit sieur legat estoit accompagné dudit sieur cardinal de Gondy et des prelats italiens qui luy avoient esté ordonnez par le Pape, et qui estoient venus d'Italie avec luy. Or, comme nous avons dit, ce que ledit sieur legat avoit poursuivy ce traicté d'accord n'estoit que pour gaigner le temps, affin que le party de l'union se preparast mieux à la deffensive; aussi il proposa premierement qu'il failloit assembler les trois estats de France affin de donner un bon ordre au royaume; mais ayant veu que ceste proposition avoit esté rejettée bien loing, il dit qu'il falloit donc faire une treſve pour quelques jours affin d'achemi-ner les affaires à une paix. On luy respondit que l'on ne vouloit point de treſve, que l'estat des affaires du roy n'en requeroit point, mais que l'on desiroit une bonne paix. Il fut recognu lors que ledit sieur legat ne cerchoit que des dilayements. Ce fut pourquoy ceste conférence fut rompue, et ledit sieur legat se retira à Paris un peu confus quand il vit, que l'on eut jugé de son dessein.“ Alſo Cayet, der Hugenott, deſſen Bericht einen Zuſatz zu geben der Katholik de Thou ſich nicht verſagen kann, ohne dabei zu bedenken, welche unwürdige Rolle, in dem Beſtreben, den Legaten lächerlich zu machen, er ſeinem Helden Givry zutheilt[4]). Nicht entmuthigt durch das Mislingen des erſten Verſuches, vermeinte der Legat durch unmittelbare Einwirkung auf den König von Navarra ſeinen Zweck erreichen zu können. Er bediente ſich hierzu des Biſchofs von Ceneda, der, als venetianiſcher Unterthan, eine persona grata vorſtellen konnte, der auch in der That zu einer Conferenz mit dem Könige gelangte, ohne jedoch weder den gewünſchten Waffenſtillſtand abſchließen zu können[5]), noch in Bezug auf das Bekehrungsgeſchäft andere als die gewöhnlichen vagen und eludirenden Antworten zu erhalten. Indem hiermit jede Ausſicht einer auch nur momentanen Verſtändigung ſchwand, bemühte ſich der Legat um ſo angelegentlicher, auf die Stimmung der Pariſer zu wirken. Die Prediger, die bereits Wun-

3) „La présence du cardinal Cajetan, qui savoit faire servir avec une adresse admirable l'autorité du pape, pour persuader aux Parisiens qu'il s'agissoit en cette occasion de la ruine de la religion.“

4) „Anne d'Anglure de Givry, qui avoit accompagné le maréchal de Biron, donna en même temps une scène qui acheva de rendre cette entrevue très-mortifiante pour le légat. Il n'y eut point de caresses et de flateries que ce prélat ne mît en oeuvre pour l'engager à abandonner le parti du roi. Il lui parla de son mérite, de la réputation qu'il s'étoit acquise; enfin voyant qu'il ne pouvoit en venir à bout, il l'exhorta à demander du moins, en qualité de bon catholique, au pape et à celui qui le représentoit, le pardon de tout le passé, lui faisant entendre qu'on ne demandoit pas mieux que de le lui accorder. Sur quoi de Givry, naturellement plaisant, se jettant à genoux devant le légat, et ajustant sa mine au rôle qu'il jouoit, declara qu'il demandoit pardon de tous les maux qu'il avoit faits aux Parisiens. Ensuite, après une pause, pendant laquelle le cardinal lui donna sa bénédiction, il ajouta du plus grand sérieux du monde, qu'il prioit qu'on lui accordât aussi l'absolution de l'avenir, parce qu'il avoit résolu de faire aux Parisiens encore pis qu'auparavant; et à ces mots il se releva avec un grand éclat de rire, et se retira de devant le légat, qui sur le champ revoqua la grace qu'il venoit de lui accorder.“ 5) „Ma subito che il se sentì farsi motto di tregua, rispose ad alta voce: ch'egli, se fosse stato buon Veneziano, non gli avrebbe dato questo consiglio; ma che questi erano concetti del cardinale Gaetano, il quale si mostrava molto migliore Spagnuolo, che religioso.“

 23

Digitized by Google

der gewirkt hatten, um das Volk inmitten der Widerwärtigkeit und Trübſal in der Standhaftigkeit zu erhalten, empfingen neue Inſtructionen, welche ſie mit bewundernswürdigem Erfolge zur Ausführung brachten, und die durch den Legaten veranſtaltete bewaffnete Proceſſion der Geiſtlichkeit [6]) ſteigerte in kaum glaublicher Weiſe die Begeiſterung des gläubigen Volkes. Dem Mangel zu ſteuern, vertheilte der Legat unter die bedürftigen Claſſen 50,000 Scudi, die er mühſam dem Papſte abgepreßt [7]), und zu demſelben Zwecke ließ er ſein eigenes Silberwerk einſchmelzen und zur Münze tragen. Die gleiche Thätigkeit, die gleiche Beharrlichkeit entwickelte er in den Bemühungen, den Anzug der ſpaniſchen Armee zu beſchleunigen, zu welchem Ende er den eigenen Nepoten, Peter Gaetano, an den Herzog von Parma abfertigte, in den Anſtalten, die erfoderlich waren, um die Anhänger des Bearner, um die Verzweiflung einer darbenden Bevölkerung im Zaume zu halten, „il Legato, l'ambasciatore Mendozza ed i Principi erano cosi costanti e tanto saldi che perciò mai capitarono in pensiero di volersi arrendere." Jedoch zeigte ſich der Cardinal keineswegs unempfindlich für die Drangſale ſeiner Leidensgefährten; nach dem Falle der Vorſtädte, den 24—25. Juli, erneuerte er den Verſuch einer Verſtändigung mit dem Marquis von Piſani, den er als Geſandten in Rom kennen gelernt hatte [8]). Piſani, von einigen Cavalieren aus dem feindlichen Lager begleitet, der Legat und der Cardinal von Gondi trafen ſich in des Gondi Hauſe in der Vorſtadt St. Germain; weil aber in dem Laufe einer Unterredung von vielen Stunden der Legat die Entſcheidung des Zwiſtes für den Papſt in Anſpruch nahm, auch, in derſelben Erwartung, eine Waffenruhe foderte, während Piſani auf der ſofortigen Übergabe der Stadt beſtand, war kein Reſultat zu erreichen. Ebenſo wenig ergab ſich dergleichen in Folge der von dem Parlament und dem Conſeil beſchloſſenen Abſendung von Commiſſarien, des Cardinals von Gondi und des Erzbiſchofs von Lyon, die angewieſen waren, mit dem Könige unmittelbar zu unterhandeln. Gaetano hatte dazu nicht geſtimmt; er bewillige die Sendung aus Nothwendigkeit, äußerte er, könne aber das Vorhaben nicht billigen; nachdem man ſoviel gelitten, müſſe man noch einige Tage weiter Geduld haben, und das Ende, das Eintreffen des Entſatzes, der ſtündlich ſichtbar werden könne, abwarten. In der That war der Helfer nicht mehr fern. Am 30. Aug. hob der König von Navarra die Belagerung auf, in der ausgeſprochenen Abſicht, durch eine Schlacht den Entſatz zu hintertreiben, „laissant les fauxbourgs de Paris libres, mais au reste en tel estat qu'il n'y avoit rien d'entier en iceux, et spécialement en quelques églises, où ils avoient tout gasté, rompu et jetté par terre les reliques d'icelles." Der Herold, durch welchen er ſeinem unmittelbaren Gegner, dem Herzoge von Mayenne, die Schlacht bieten ließ, wurde dem Herzoge von Parma vorgeführt. „Dictes à vostre maistre," entgegnete Alexander Farneſe dem prahleriſchen Vorbringer, „que je suis venu en France, par le commandement du roy mon maistre, pour mettre fin et exstirper les hérésies de ce royaume, ce que j'espère faire, avec la grace de Dieu, avant que d'en sortir; et si je treuve que le chemin plus court pour y parvenir soit de donner bataille, je luy donneray et le contraindray la recevoir, ou feray ce qui me semblera pour le mieux." Auf das Wort, auf den Anblick der in hundert

6) „Le lundi 14. may 1590, les pères Feuillants, capucins, et autres gens d'église, firent monstre en armes en fort belle ordonnance; et avoient pour capitaine l'évesque de Senlis, qui estoit un fol en teste (disoient les politiques). Et pour les autres chefs et soldats, le curé de Saint-Cosme, Saint-Jacques, dom Bernard, le prieur des chartreux, avec plusieurs autres moines et religieux de diverses livrées et façons, accompagnés de quelques bourgeois de la ville qu'on appelait catholiques zélés; et en ce bel ordre et équippage marchans par Paris, et portant un crucifix et image de la vierge Marie pour enseigne. Armés comme ils estoient, allèrent demander la bénédiction à M. le legat, qui les avait surnommés les vrais Macchabées; auquel voulans faire une salve après avoir eu sa bénédiction, quelques-uns d'entre eux qui n'estoient pas bien assurés de leurs bastons, par mesgarde tuèrent un de ses gens, et blessèrent un serviteur de l'ambassadeur d'Hespagne" (l'Estoille). Auch de Thou ſpricht von dem unglücklichen Schuſſe: „Il n'était pas possible qu'un tel accident, ne causât une grande rumeur; mais elle fut appaisée aussi-tot après, par un bruit qui se répandit parmi le peuple, que cet homme ayant été tué dans une si sainte action, son ame s'étoit envolée droit au ciel parmi les confesseurs; et qu'il faloit la croire, parce que monseigneur le légat, qui sçavoit bien ce qui en étoit, l'assuroit ainsi." Über die Proceſſion ſelbſt drückt er ſich nicht minder verächtlich aus: „A la tête Guillaume Rose, évêque de Senlis et le prieur des chartreux, tenant chacun d'une main un crucifix et de l'autre une halebarde, ouvroient la marche, comme premiers et principaux acteurs de cette comédie. Après eux venoient de suite les pères capucins, feuillans, minimes, cordeliers, jacobins et carmes, tous ayant leurs robes retroussées, et le capuchon abattu, le casque en tête et la cuirasse sur le dos. Les anciens marchoient les premiers avec un air menaçant, des yeux enflammés, grinçant des dents, et contrefaisant, autant qu'il étoit en eux, par tous leurs gestes et leurs attitudes, une mine fière et guerrière. Cette farce n'eut guères l'approbation que de ceux qui en étoient les auteurs." Eine gründlichere Kenntniß des menſchlichen Herzens und der Mittel, auf die Maſſen zu wirken, bekundet des Davila Beſchreibung: „Si fece per ordine del Cardinale Legato una solenne e numerosa processione per invocare nelle presenti necessità l'ajutorio divino, nella quale i prelati, i sacerdoti, i monaci ed i regolari intervennero tutti nell' abito loro consueto; ma, oltre di esso, armati manifestamente di corsaletti, d'archibugi, di spade, di partigiane, e d'ogni sorte d'armatura offensiva e difensiva, facendo doppia mostra insieme e della divozione, e della costanza dell' animo apparecchiato alla difesa: la quale cerimonia, sebbene a molti parve ridicola ed indecente, servì molto però ad aggrandire ed a confermare l'animo della plebe, la quale vedeva i medesimi, che l'esortavano con le parole alla fortezza, apparecchiati ed armati per correre i medesimi pericoli, e sopportare unitamente le stesse fatiche: così talvolta anco le cose vane giovano a pensieri ed a fini gravissimi ed importanti."

7) „Cominciò il Papa a sospettare, non meno degli altri, che il cardinale Gaetano non fosse troppo inclinato a favorire i disegni degli Spagnuoli, e perciò non prestava più la fede che si richiedeva alle sue lettere; ed avea ristretta la mano nel somministrar i danari."

8) „Ma più con animo di dare pastura al popolo, o di rallentare in qualche parte l'assedio, che con intenzione di concludere cosa alcuna," nimmt Davila, wol mit Unrecht, an.

Digitized by Google

Schlachten verſuchten Veteranen verſchwanden der Bearner und ſein Heer, Paris hatte aber ſchon am 30. Aug. der Erlöſung ſich freuen können. „Mais ce département vint si à propos, que s'il eust tardé encore deux ou trois jours, ceux de Paris eussent esté contraints luy ouvrir les portes, et encore le prier d'entrer dedans; et se voyant libres si inopinément, la rejouissance n'y fut pas moindre que avoit esté la tristesse auparavant. Monsieur le légat, avec monseigneur de Nemours, les autres seigneurs, et la plus grande partie du peuple, allèrent le mesme jour à la grande église, où se fit, pour rendre graces à Dieu, une solemnelle procession, chanter le Te Deum.“ Es war aber für den Legaten, der freudig alle Gefahren und Entbehrungen der Belagerung getheilt hatte, der 30. Aug. nicht nur ein Ehrentag, es ſollte derſelbe zugleich das Ziel ſeiner beſchwerlichen Sendung werden. Sixtus V. ſtarb den 30. Aug., ſein Nachfolger, Urban VII., den 28. Sept. 1590; ein zweites Conclave ohne ſeine Theilnahme vorübergehen zu laſſen, fand der Cardinal bedenklich. Beruhigt um der Liga Zukunft, ließ Gaetano den Biſchof Sega van Plaſencia als Vicelegat zurück, indeſſen er ſelbſt, von den Biſchöfen von Aſti und Ceneda, von Bellarmin und Pigafetta begleitet, die Heimreiſe antrat. Seine Straße führte ihn durch des Herzogs von Parma Lager; er beurlaubte ſich bei ihm, bei dem Herzoge van Mayenne, und eilte in ſtarken Tagereiſen der Grenze zu. Der Cammandant zu Creſſy, in Brie, Jacob de la Vigne de la Baſtide, fiel ſeiner Nachhut ein und erbeutete einen Theil des Gepäckes, die Bedeckung ermannte ſich aber, und de la Vigne ſelbſt wurde ihr Gefangener, erlitt auch arge Mishandlung, da er als einer der Mörder des Herzogs von Guiſe galt. Nachdem aber der Herzag von Nemaurs ſeine Schuldloſigkeit in dieſer Hinſicht bezeugte, wurde er auf Löſegeld geſetzt. Sein Geſchick benahm den royaliſtiſchen Commandanten anderer Plätze die Luſt, mit dem Legaten anzubinden; unangefochten gelangte er nach Lothringen und weiter über die Alpen. Sechs Jahre ſpäter, 1596, erſcheint Heinrich abermals in den Verrichtungen eines apaſtaliſchen Legaten, und er ſollte die Palen zu einem Angriffe auf die Türkei beſtimmen. Er reiſte über Wien, ſich mit dem kaiſerlichen Hafe über den Gang der Negatiatian zu verſtändigen, und erhielt dort eine eigene Geſandtſchaft, den Biſchaf von Breslau an der Spitze, zur Unterſtützung. In Warſchau angelangt, ſprach er vor dem Reichstage mit gleich viel Kraft und Salbung; allein der Palen Brauch iſt es niemals geweſen, ſich bei den allgemeinen Angelegenheiten der Chriſtenheit zu betheiligen, den einzigen Fall ausgenommen, daß Johann Sabieski ſeine Scharen zum Entſatze von Wien führte, uns zwar ſehr zu Undank; denn Wien wäre auch ohne die Paar Tauſend Palaken, die unmittelbar darauf vor Parkan die ſchmähliche Schlappe erlitten, gerettet warden, und wir würden nicht tagtäglich, bis zum Ekel, van Polens Verdienſt um Teutſchland und Öſterreich zu hören haben. Für dies Mal wurde der Legat mit einer ausweichenden Antwart abgefertigt, und die einzige Frucht ſeiner Sendung iſt die Anſprache, durch welche er den Reichstag hinzureißen verſuchte, geblieben. Wir beſitzen dieſelbe im Drucke. Podagriſt ſeit längerer Zeit hatte der Cardinal viel von dem nordiſchen Klima zu leiden gehabt; er gelangte nie mehr zu der vorigen Geſundheit und ſtarb am 13. Dec. 1599. In den letzten Jahren hatte er das Amt eines Camerlenga, das 12—14,000 Scudi jährlich abwirft, bekleidet.

Des Cardinals älterer Bruder, Honorat, ſechſter Herzag von Sermoneta, Marcheſe von la Ciſterna, befehligte in der Schlacht vor Lepanto eine päpſtliche Galeere, und beſtand ein glorreiches Einzelgefecht mit dem Erzſeeräuber Caracaſſa. Später, nach 1590, diente er dem Könige van Spanien, der ihn mit dem Vliesarden beehrt hatte, in den Niederlanden, 1591 aber finden wir ihn mit gewaffneter Hand, Banditen beſtreitend, die ſich auf ſeinem Gebiete niedergelaſſen hatten. In der Ehe mit Agnes Colonna wurde er ein Vater van acht Söhnen, unter denen Peter, Philipp, Antan und Baniſacius zu merken. Bonifacius, Biſchof von Caſſano 1599, Vicelegat für Urbina, Cardinal im September 1606, Erzbiſchof von Tarent 1613 und Legat für die Romagna, war, nach des Giaccanius Anſicht, „acerrimi ingenii, et post purpuram, ut sibi auctoritatem et religionis opinionem augeret, concionatoris munus suscepit, quod apud S. Pudentianam in sacello cardinalis Henrici patrui magna hominum frequentia saepius exercuit. In dicteriis fuit mordacissimus, visus etiam fuit vita aliquantulum laxa, quam in postrema vita correxit, moresque ad dignitatem, quam gerebat, composuit.“ Er ſtarb den 29. Juni 1617; als man ihm auf dem Sterbebette ſeine bevorſtehende Auflöſung ankündigte, erwiederte er in ruhiger Faſſung: „Laetatus sum in his, quae dicta sunt mihi, in domum Domini ibimus.“ Er hat zwei Komödien, l'Ortensio und la Schiava, auch viele Predigten hinterlaſſen; auch wird in einer ihm zu Ehren geprägten Medaille ſein Andenken bewahrt. Antan, Erzbiſchof von Capua, 1605, ſtand viele Jahre zu Wien und Madrid als Nuntius, wurde von Papſt Gregar XV. am 19. April 1621 zum Cardinalprieſter, tit. S. Pudentianae, creirt, warauf er das Erzbisthum an ſeinen Nepaten Ludwig abtrat, und ſtarb den 17. März 1624, in dem Alter von 58 Jahren. „Vir doctus, et calami mordacitate excepta, prudens et gratus: praecipuusque autor academiae Humoristarum Romae erectae.“ Peter, als der Erſtgebarene unter den Brüdern, Herzog von Sermoneta, iſt jener Nepat, welchen der Cardinal Heinrich aus Paris an den Herzag van Parma entſendete, um den Anzug des Entſatzes zu beſchleunigen. Meſtre-de-camp des neapolitaniſchen Tercio, hatte aber auch Peter bei allen Gefahren und Mühſeligkeiten dieſes bewundernswürdigen Unternehmens ſich zu betheiligen, wie er dann auf dem Rückzuge, in des Königs van Navarra letztem Verſuche auf die Nachhut, unweit Guiſe, den 29. Nav. 1590, durch ſeine feſte Haltung an der Spitze ſeines den Zug ſchließenden Regiments die rückgängige Bewegung van des Baſta Reiſigen deckte. Unmittelbar darauf trennte ſich die Armee; die Spanier gingen über die Grenze, Mayenne mit ſeinen

Digitized by Google

Franzoſen kehrte nach dem Weſten zurück, verſtärkt durch die ihm zurückgelaſſenen Tercios von Peter Gaetano, Neapolitaner, und von Idiaguez, Spanier, durch des Collalto Teutſche, durch 400 Reiſige und 100 walloniſche Carabiniers. In keinem Falle hat aber Peter lange in Frankreich ſich verweilt; leſen wir doch, daß er, „qui étoit revenu depuis peu des Pays-bas,“ in dem Armeecorps, welches Papſt Gregor XIV. 1591 der Liga zum Beſten ausrüſtete, die Gardecompagnie befehligte, und daß er außerdem dem päpſtlichen Nepoten, dem Herzoge von Monte-Marciano, als Luogotenente beigegeben war. Auf dem Marſche, zu Lons-le-ſaunier, gerieth er aber in heftigen Streit mit ſeinem Generale, und hätte die Sache die ernſthafteſten Folgen haben können, ohne die Vermittelung des Erzbiſchofs Matteucci, des der Armee beigegebenen General-Commiſſars. Peter ließ ſich bewegen, ſeine Beſtallung zurückzugeben, und dachte durch die Schweiz nach Hauſe zu gehen. Da ergab ſich aber neuer Anſtoß. Es wurde behauptet, ſein Oheim, der Cardinal Heinrich, habe in dem Laufe ſeiner Legation zu Paris den ſchweizeriſchen Söldnern um rückſtändigen Sold ſich verbürgt, ohne daß bis jetzt die Zahlung erfolgt wäre. Darin fanden die biedern Schweizer hinreichenden Grund, den Neffen feſtzuhalten, „et Cajetan ne fut mis en liberté qu'après bien des prieres qui approchoient de la bassesse, et après avoir réclamé le droit des gens, qu'on violoit, disoit-il, en le retenant ainsi de force.“ Peter, der, wie ſein Vater, den Vließorden trug, war mit Michael's, des Herzogs von Gravina, Schweſter und Erbin, Felicitas Maria Orſina, Herzogin von Gravina, verheirathet, blieb aber kinderlos, daher Sermoneta an ſeinen Bruder Philipp gefallen iſt. Philipp, des St. Jagoordens Ritter, hatte im Neapolitaniſchen verſchiedene Gouvernements inne gehabt und ſich den Ruf eines geiſtreichen und hochgebildeten Mannes, für den insbeſondere ſeine Theaterſtücke zeugen, erworben. Einer ſeiner Söhne, Ludwig, geb. 1595, wurde als Patriarch von Antiochia 1624 zu dem erzbiſchöflichen Stuhle von Capua erhoben, am 19. Jan. 1626 mit dem Purpur bekleidet, und ſtarb den 8. April 1642. „Vir doctus, et perspicacis acutissimique ingenii, quibus addebat probam mentis intentionem ac in dicendis sententiis summam integritatem, ut reliquis cardinalibus, cum convenirent, esset admirationi, oeconomus praeterea eximius, ita ut domum suam multo aere alieno pressam, non parum sublevarit; dicteriis et scommate aliquantulum delectabatur, sed innocuis.“ Sein älteſter Bruder, Franz, neunter Herzog von Sermoneta und S. Marco, Marcheſe von la Ciſterna, des Vließordens Ritter, auch der Reihe nach Vicekönig zu Valencia, Generalſtatthalter zu Mailand, Vicekönig von Sicilien und zuletzt Staatsrath, ſtarb zu Rom, October 1683, in dem Alter von 92 Jahren, aus ſeiner erſten Ehe mit Anna Acquaviva de Aragon, des Fürſten Andreas Matthäus von Caſerta Tochter und Erbin, zwei Söhne hinterlaſſend. Der ältere, Philipp, Herzog von Sermoneta und S. Marco, Fürſt von Caſerta, hatte einige Jahre, bis 1667, in der Verbannung zu leben, um daß er, von einer gedungenen Mörderbande umgeben, den Grafen Broard, deſſen Diener und einen Corporal erſchoſſen hatte. Er ſtarb im December 1687. Sein Erſtgeborener, Franz, Herzog von Sermoneta und S. Marco, Fürſt von Caſerta, der bei des Vaters Lebzeiten nur den Titel eines Herzogs von S. Marco geführt hatte, theilte das allgemeine Misvergnügen der Barone des Königreichs bei der Thronbeſteigung Philipp's V., und compromittirte ſich, mehr beinahe, als einer ſeiner Standesgenoſſen in der Congiura di Macchia (ſ. den Art. Gambacorta). Schon hatte er unter dem Vorwande, in den gefährlichen Zeitläufen ſein Beſitzthum zu ſchützen, 600 Bewaffnete vereinigt, als die Unterdrückung des Aufruhrs in der Hauptſtadt Neapel alle Anſchläge der Verſchworenen vereitelte. Von einem Proceß auf Hochverrath bedroht, entkam Sermoneta in der Equipage des kaiſerlichen Geſandten, obgleich der Papſt, bei Strafe von 50,000 Scudi, ihm unterſagt hatte, Rom zu verlaſſen. Es wurde hierauf der Ungehorſame zum Tode verurtheilt, all ſein Beſitzthum im Kirchenſtaate und im Neapolitaniſchen confiscirt. Das änderte ſich jedoch mit der Occupation von Neapel durch die Kaiſerlichen, und der Fürſt, in ſein Eigenthum wieder eingeſetzt, lebte fortan in Frieden, bis auf einen Zwiſt um ſeine Holzungen in der Umgebung von Ciſterna und Sermoneta, die er alle zuſammen 1714 fällen zu laſſen gedachte. Das fand man in Rom ungemein bedenklich, angeſehen man der Meinung war, daß durch dieſe Waldung die giftigen Ausdünſtungen der pontiniſchen Sümpfe, welche der Südwind der ewigen Stadt zuführen könnte, großentheils abgehalten würden. Die allgemeine Beſorgniß theilend, ſetzte der Papſt, der Sache zu näherer Erörterung, eine Commiſſion von Cardinälen nieder; es veröffentlichte auch der päpſtliche Leibarzt, Johann Maria Lancini, eine Schrift, worin weitläufig die Nachtheile beſprochen, welche der Gegend von Rom erwachſen müßten, wenn man die fraglichen Holzungen mit einem Male, ſtatt in abgemeſſenen Schlägen und nach und nach fällen wollte. Seine Anſicht wurde für die beſagte Angelegenheit maßgebend, und der Fürſt, wie ſehr auch hierdurch ſeine Intereſſen verletzt wurden, mußte ſich ein Temperament und die Eintheilung ſeines Forſtes in Schläge gefallen laſſen, daß folglich die erſte Abtheilung wiederum mit Holz beſtanden ſein konnte, bevor der letzten die Axt angeſetzt würde. Der Herzog Franz ſtarb in dem Alter von 61 Jahren, den 26. Sept. 1716. Seine Gemahlin, Conſtantia Barberina, des Fürſten Maffeus von Paleſtrina Tochter, hatte ihm, neben drei Töchtern, den Sohn Michael Angelus geboren, 1689. Dieſer, Herzog von Sermoneta und S. Marco, Fürſt von Caſerta, k. k. Kämmerer den 10. Juni 1712, nahm nach einander drei Frauen, eine Strozzi, Albani und Ondodei, und hinterließ die letzte als Witwe, durch ſein im Januar 1760 erfolgtes Ableben. Sein einziger Sohn, aus der dritten Ehe, Franz, Herzog von Sermoneta und S. Marco, geb. im Januar 1741, hatte ſich im November 1757 mit der Prinzeſſin Maria Tereſa Corſini vermählt.

Auch in Sicilien blüht ein Geſchlecht Gaetano, deſſen Stammvater, den Patricier Peter Gaetano, K. Alfons I.

Digitized by Google

aus Piſa, und zwar in Betracht der ausgezeichneten Tugenden und der ſeltenen legislatoriſchen Kenntniſſe des Mannes, berufen und zu einem der Regenten von Sicilien beſtellt haben ſoll, 1417, worauf dann der Tugendhafte vier auf beſagter Inſel belegene Caſtelle, Chiaramonte, Dirillo, Caltabiano und Trivi, theils zu Eigenthum, theils pfandweiſe erwarb. Sein Sohn Guido, geſt. 1459, mußte die Einlöſung von Chiaramonte und Dirillo geſchehen laſſen, brachte aber dafür Sortino an ſich. Deſſen Urenkel Peter erheirathete mit Margaretha von Siragoſa das Lehen Caſſaro, und wurde ein Vater von zwei Söhnen. Der ältere, Guido, fand, zugleich mit ſeiner Mutter, den Tod in dem Schloſſe zu Sortino, welches das Erdbeben von 1542 umwarf; der jüngere, Cäſar, wurde in der Ehe mit Antonia del Boſeo, des Grafen von Biscari Schweſter, ein Vater von vier Söhnen, Peter, Melchior, Octavius, Alfons. Octavius, zu Syrakus den 22. April 1566 geboren, hatte als Knabe ſchon den entſchiedenſten Beruf für den geiſtlichen Stand offenbart. In dem Alter von 16 Jahren bat er um ſeine Aufnahme in den Jeſuitenorden, wiewol er die letzten Gelübde erſt 20 Jahre ſpäter ablegte. Er ſtand an den Collegien zu Meſſina und Palermo, in Palermo zuletzt als Rector des Profeßhauſes. Zugleich beſchäftigte er ſich mit der Geſchichte der Heiligen Siciliens, in dergeſtalt hartnäckigem Fleiße, daß er ſchwerer Krankheit verfiel. Es ſchmerzte ihn höchlich, ein zur Ehre Gottes begonnenes Werk unvollendet zurücklaſſen zu ſollen; in eifrigem Gebet flehte er um Verlängerung ſeiner Tage, bis er ſeine Aufgabe gelöſt haben würde, und auf der Stelle beinahe fand er die Geſundheit wieder. Er ſtarb zu Palermo den 8. März 1620, und wurde zu Rom, auf des Generals Befehl, ſein Bildniß durch Kupferſtich vervielfältigt, dem Bilde auch eine Überſchrift, worin des Verewigten Wiſſen und heiliger Wandel gefeiert wurde, beigegeben; es haben nicht minder Alegambe und Mongitore verſchiedene miraculöſe Begebenheiten, welche auf den P. Gaetano bezüglich ſind, aufbewahrt [9]). Sein Bruder Alfons, geb. 1578, trat 1593 in den Jeſuitenorden, war zu Meſſina Noviſzenmeiſter, nachmals zu Palermo Rector, zeigte ſich in allen Beziehungen ſeines Bruders würdig, und ſtarb zu Palermo den 7. Jan. 1647 [10]). Peter beſaß, als der Erſtgeborene, Sortino und Caſſaro, und wurde in der Ehe mit Johanna von Moncada, des Fürſten Cäſar von Paterno Tochter, ein Vater von mehren Söhnen, darunter der Jeſuit Franz, deſſen erbauliches Leben ſein Oheim, der P. Alfons Gaetano, beſchrieben hat, dann Cäſar, durch königliche Creation Marcheſe von Sortino und Fürſt von Caſſaro. Cäſar überlebte ſeine beiden Söhne, Peter II., Marcheſe von Sortino, und Joſeph, und es entſpann ſich, da Peter nur Töchter hinterlaſſen hatte, ein Rechtsſtreit, weil Joſeph's Söhne, Cäſar und Ludwig, die Nachfolge in des Großvaters Beſitzungen in Anſpruch nahmen. Der Ausgang des Streites iſt uns nicht bekannt, die Familie blüht aber noch heute, und iſt in der jüngſten Vergangenheit der Graf Cäſar Gaetano della Torre als eine ihrer Zierden bekannt geworden. Geboren zu Syrakus 1718, in den Schulen der Jeſuiten unterrichtet, beſuchte Cäſar nach einander die Hauptſtädte Neapel und Rom, wo er mit den ausgezeichnetſten Gelehrten verkehrte, Bibliotheken, Muſeen, öffentliche Sammlungen beſuchte, auch einzelner Lehrer Vorträge hörte. Er kam nach Sicilien zurück, als eben der Prinz Torremuzza dem Studium der vaterländiſchen Alterthümer einen lebhaftern Aufſchwung beizubringen verſuchte. Hingeriſſen von dem Beiſpiele, beſchäftigte Gaetano ſich mit Forſchungen über die Vorzeit von Syrakus; Nachgrabungen, die er mit gleichviel Thätigkeit und Einſicht leitete, lieferten ihm Medaillen, Vaſen, Lampen, Statuetten in Bronze oder Terra cotta in großer Auswahl, daß ſeine Sammlung eine der merkwürdigſten geworden iſt. Er entdeckte 1756 in den Ruinen des Theaters den Namen der Königin Philiſtis, ein Fund, der, ſpäterhin durch Münzen beſtätigt, vielfältig die Alterthümler beſchäftigt hat und der Gegenſtand ſo mancher Abhandlung wurde. Während er den Boden des alten Syrakus durchwühlte, ſtöberte Gaetano gleichzeitig in dem Stadtarchive, um Zeugniſſe für die Begebenheiten neuerer Zeiten zu ſammeln. Zerſtreuung für die doppelte Anſtrengung ſuchte er in phyſikaliſchen Studien und bei den Muſen, wie er denn in ſeinen Hirtengedichten ſich als den dereinſtigen Überſetzer Theokrit's anzukündigen ſcheint. Nach der Aufhebung des Jeſuitenordens übernahm er bei der Univerſität ſeiner Vaterſtadt den Lehrſtuhl der Moral, und er las über Cicero's Abhandlung von den Pflichten. Bartels, der zwar ſeine perſönliche Bekanntſchaft nicht gemacht hat, ſchreibt von ihm: „Vordem hatte er ein ſchönes Münzkabinet, das ihm zu manchen Forſchungen über alte Geſchichte und alte Kunſt Gelegenheit gegeben haben ſoll. Man pries noch izt ſeinen Eifer für dieß Studium ſehr, und rümete jene Sammlung allgemein in Syrakus. Unbegreiflich bleibet es daher Jedem, wie er ſich auf einmal von derſelben hätte losreißen und ſie dem Fürſten von Torremuzza in Palermo überlaſſen können. Izt iſt demungeachtet ſeine Kunſtſammlung noch ſehr beträchtlich, doch beſtehet ſie faſt einzig aus kleinen Dingen, die man hier Anticaglie nennet, als Statuetten und Idolen, die größtentheils in Gräbern gefunden ſind; ferner in einer großen Menge von Sachen aus terra cotta, unter denen einige über allen Glauben ſchöne Stücke, beſonders herrlich executirte Köpfe, voll Karakter und von richtiger Zeichnung ſein ſollen. Eine

9) Er hat geſchrieben: 1) De die natali S. Nymphae virginis et martyris panormitanae. (Palermo 1610. 4.) 2) Idea operis Siculorum Sanctorum famave Sanctitatis illustrium. (Ibid. 1617. 4.) Es iſt das der Entwurf zu ſeinem großen Werke, deſſen Vollendung er nicht erleben ſollte, und das 37 Jahre nach ſeinem Tode durch ſeine Ordensbrüder veröffentliche wurde, unter dem Titel: 3) Vitae S. S. Siculorum ex antiquis graecis, latinisque monumentis et ut plurimum ex mss. codicibus nondum editis, collectae. (Ibid. 1657.) 2 Bde. Fol. Unſtreitig ein höchſt verdienſtliches Werk. 4) Isagoge ad historiam sacram Siculam (1704. 4.): iſt auch, als eine ſehr gründliche Arbeit, in des *Graevius* Thesaur. antiq. Bd. 10 aufgenommen. 5) Oratio in exequiis Philippi II. Regis Hispaniae, in zwei Auflagen, 1601, dann 1619. 10) Vita di Francesco Gaetano della compagnia di Giesu (Palermo 1637. Bologna 1619. 12.), mit einigen Zuſätzen. Eine lateiniſche Überſetzung, durch Touſſaint Bridout, erſchien zu Lille 1641. 8.

Menge Lampen findet man auch bei ihm. Außer dieſen hat er noch einige Vaſen, unter denen verſchiedene von ſchöner Form ſein ſollen. Sie ſind alle in Sizilien gefunden. Eine von ſeinen Vaſen wird von Einigen für ein Vas Murrhinum gehalten; andere hingegen behaupten ſteif und feſt, ſie ſei nichts weiter wie gewöhnliches Porzellain. Außer einigen Münzen, die er nach Verſchenkung ſeines erſten Kabinetes ſich wieder geſammelt hat, findet man izt bei ihm eine ziemliche Anzal bleierner Waarenſiegel, die er in einem Teile der Opuscoli di Autori Siciliani erläutert hat." Gaetano ſtarb zu Syrakus im Auguſt 1808. Die Reſultate ſeiner Forſchungen über die Monumente, Inſchriften und Freiheiten ſeiner Vaterſtadt, mehre Folianten, werden in der öffentlichen Bibliothek aufbewahrt. „Eifer für die Wiſſenſchaften überhaupt, Bemühen, ſoviel wie möglich Hinderniſſe, die jeden auf dem Wege zu ihnen hin aufhalten können, hinwegzuräumen, und unermüdeter Fleiß werden ſeinem Namen in Siziliens Geleten-Geſchichte einen vorzüglichen Platz anweiſen" [11]). *(v. Stramberg.)*

GAETANO (Giovanni), ein italieniſcher Seemann, welcher in ſpaniſchen Dienſten eine Reiſe nach den Molukken machte. Er lichtete am 1. Nov. 1542 im Hafen Natividad an der Küſte von Mexico die Anker und ſegelte nach Weſten. Etwa 180 Meilen von der Küſte entdeckte er die öde Inſel St. Thomas (20° 40′ nördl. Br., 263° L.) und 200 Meilen weiter (20° Br., 251° L.) ein anderes unbewohntes Eiland, welches er Rocca partida nannte. Nach einer Fahrt von 30 Tagen und etwa 900 Meilen vom Feſtlande fand er die Königsinſeln (9° Br., 187° L.), deren Einwohner arme Leute waren und, mit Ausnahme der Schamtheile, die ſie mit einer Art kleiner Hoſen bedeckten, völlig nackt gingen. Man bemerkte an den Küſten Palmbäume und Hühner, aber weder Gold, noch Silber, noch ſonſt etwas von Wichtigkeit. Zwanzig Meilen weiter (10° Br., 182° L.) gewahrte er wieder eine Inſelgruppe, der er den Namen Koralleninſeln beilegte; die Bewohner glichen denen der Königsinſeln. Die bald darauf folgenden Inſeln (9° 30′ Br., 177° L.) waren ſchön, mit üppigem Grün bedeckt und mit Palmbäumen dicht bewachſen. Noch 240 Meilen weiter kam er an zwei andern, ebenfalls mit Palmbäumen bedeckten Inſeln vorüber, welchen er die Namen Matelote und Arezifa beilegte und deren Bewohner ihn mit Fiſchen und Kokosnüſſen verſorgten. Dieſe beiden Inſeln, von denen die zweite die größere iſt und etwa 25 Meilen im Umfange hat, gehören unſtreitig zu dem Archipel, welchen man jetzt die Carpgruppe nennt. Gaetano hielt ſich hier nicht länger auf, ſondern ſegelte nach Mindanao, von da nach den Philippinen und von da nach den Molukken, dem eigentlichen Orte ſeiner Beſtimmung. Die Portugieſen ſahen hier ſehr ungern die Ankunft der Spanier, und behaupteten, daß die Molukken Eigenthum des Königs von Portugal ſeien und den Portugieſen allein der Handel mit den Erzeugniſſen derſelben zuſtehe. Der Befehlshaber des ſpaniſchen Schiffes, welchem übrigens auch der Pilot Gaetano beiſtimmte, ließ ſich einſchüchtern oder gewinnen; er ſtellte ſich, da ſein Fahrzeug die See nicht mehr halten konnte, mit ſeiner Mannſchaft den Portugieſen zur Diſpoſition und wurde von ihnen nach Malakka gebracht. Auf der Überfahrt bemerkte Gaetano, daß die Portugieſen abſichtlich falſche Karten von den Gewürzinſeln führten, und ſtellte deshalb Beobachtungen an. Der portugieſiſche Befehlshaber, welcher in ihm einen tüchtigen Seemann erkannte, ſuchte ihn durch große Verſprechungen in die Dienſte des Königs von Portugal zu ziehen, Gaetano blieb aber ſtandhaft und kehrte von Malakka nach Spanien zurück. Sein äußerſt trockener Reiſebericht (Relazione dell' isole Moluche) iſt im erſten Bande von G. B. Ramuſio's Raccolte delle navigationi et viaggi (Venetia 1550. fol.) abgedruckt und findet ſich im Auszuge und in Überſetzung in den meiſten Sammlungen älterer Reiſeberichte. *(Ph. H. Külb.)*

GAETULI (alte Geographie und Geſchichte), werden von Mela zahlreiche und vielfältige Nation, nämlich natio frequens multiplexque genannt, und hierdurch ſchon wird die Muthmaßung, von welcher Abkunft ſie ſeien, ſehr erſchwert, und noch mehr dadurch, daß ein Theil derſelben Melanogaetuli (ſchwarze Gätulier) hieß, und alſo offenbar nicht eines und deſſelben Volksſtammes mit den eigentlichen Gätuliern war, welche letztere alſo wie aus dem Gegenſatze zu ſehen, weißer oder bräunlicher Hautfarbe ſein mußten. Auch hatte ſich zur Zeit, als Salluſtius ſchrieb, im Auslande noch keine Sage gebildet, von welchem andern Volke ſie abſtammten, oder daß ſie anderswoher eingewandert ſeien, denn er ſagt: Africam initio habuere Gaetuli et Libyes. Man verſteht die Stelle ſo, daß die Gätulier Eingeborene ſeien. Wenigſtens geht, wenn die Angabe richtig iſt, daraus hervor, daß wenn ſie einwanderten, ſie die erſten Beſitzer eines Theiles von Afrika wurden, und von den Libyern in engerer Bedeutung verſchieden waren. Unbrauchbar für die Geſchichte der Gätulier iſt dagegen das Vorgeben des Joſephus und des heiligen Hieronymus [1]), daß Chavilah oder Havilah, der Sohn des Kuſch, der Vater der Gätulier geweſen. Dieſe Angabe haben ſie nämlich daran, daß es in dem 1. Buch Moſis 10, 7 heißt: Die Kinder

---

11) Unabhängig von den vielen in die Opuscoli di autori Siciliani aufgenommenen Abhandlungen und den mancherlei Gelegenheitgedichten hat der Graf veröffentlicht: 1) Dissertazione istorico-apologetico-critica intorno all' origine e fondazione della chiesa di Siracusa (Rom 1748. 4.) 2) Dialoghi sacri, 1748—1749. 2 Bde. 3) Opticarum quaestionum dissertationes. (Palermo 1754.) 4) Piombi antichi mercantili, 1775, mit Kupfern. 5) Odi di Anacreonte e gl' idilli ed epigrammati di Teocrito, Mosco e Bione, tradotti in versi italiani. (1776. 4.) Günſtig von dem Publicum aufgenommen erregten dieſe Überſetzungen den allgemeinen Unwillen der Philologen, „weil Herr Gaetano ganz ohne alle Kenntniß der griechiſchen Sprache ſein, und daher ſein Werk mit einer großen Menge unverzeihlicher Feler angefüllt haben ſoll. Einer meiner Freunde ſagte mir: Lui ha tradotto il Teocrito, An. Bio, et Mosco senza sapere leggere il Greco." *Harlels.* 6) Osservazioni sopra un antico cammeo. (1778.) 7) Egloghe pescatorie. (1787.) 8) Li doveri dell uomo, Gedicht in Ottave-Rime. (1790.)

1) *Joseph.* et *D. Hieronym.* ap. *Aldrete*, Antiq. Hisp. Lib. III, Cap. 9.

von Kuſch ſind dieſe: Seba, Chavila, Sabthah, Raema und Sabtocha, geknüpft. Das Nähere über Chavila findet ſich im Art. Havila, wo aber natürlich von den Gätuliern gar nicht die Rede iſt. Ein anderer Theil der Neueren haben die Angabe des Joſephus und des heiligen Hieronymus zu der Annahme benutzt, daß die Gätulier auch Eviläer oder Haviläer genannt werden. Havilah oder Chavilah habe ſich in Arabia Felix niedergelaſſen, und von ihm haben ſeine Nachkommen den Namen Chaulotaei und Chaulasii angenommen, welche Worte mit Evilaei einerlei ſeien. So laſſe ſich nicht daran zweifeln, daß Gätulien zuerſt von Arabia Felix aus bevölkert worden ſei. Dieſes mache auch das Zeugniß der Alten wahrſcheinlich, welche behaupten, daß die Gätulier ſich mit den Perſern vermiſcht haben, und die Pharuſier beſonders perſiſcher Abkunft geweſen ſeien, denn da Arabien und Perſien gewiſſermaßen angrenzende Länder geweſen ſeien, ſo haben vermuthlich viele Perſer einige von den arabiſchen Colonien, welche nach Afrika gingen, begleitet, oder ſeien wenigſtens dem Seſac und Herkules auf ihren libyſchen Kriegszügen gefolgt. Das Wort Gaetulia oder Chetulia ſei keine ſo gar große Verſtümmelung aus Chavilah, Chevilah, Chavilath, Chavilat oder Chevilat[2]). Dagegen findet man bemerkt: Dieſe aus dem Albrete entlehnte Meinung von dem Urſprunge der Gätulier aus Arabien, ja zum Theil aus Perſien, ſtreite offenbar wider Newton's Lehrgebäude der Zeitrechnung; zumal da ſelbſt zur Verwilderung dieſer Völker und Vergeſſenheit der Grundſätze einer geſitteten Lebensart, einige Menſchenalter erfodert werden[3]). Über die angebliche Vermiſchung der Gätulier mit den Perſern ſagt Salluſtius[4]) Folgendes: Afrika hatten von Anfange die Gätulier und Libyer, rauh und ungebildet. Ihre Nahrung war Fleiſch vom Wilde und Nahrung der Erde (d. h. Kräuter, Gras) wie die des Viehes. Sie wurden weder durch Sitten, und durch das Geſetz, noch durch die Herrſchaft irgend eines regiert; herumſtreichend, herumſchweifend hatten ſie Sitze, wozu die Nacht ſie zwang. Aber nachdem in Spanien Herkules, wie die Afrer meinten, umgekommen, zerſtreute ſich das aus verſchiedenen Volksſtämmen zuſammengeſetzte Heer deſſelben in Kurzem, da es den Anführer verloren hatte, und an verſchiedenen Orten, ein jeder für ſich, die Herrſchaft verlangte. Aus dieſer Zahl fuhren die Meder, Perſer und Armenier auf Schiffen nach Afrika hinüber und nahmen die Orte, welche dem Theile des mittelländiſchen Meeres, welcher Italien umfließt[5]), am nächſten waren, in Beſitz; die Perſer, mehr innerhalb von dem Ocean[6]) (d. h. mehr von dem Ocean entfernt), hatten die umgekehrten Untertheile der Schiffe zu Hütten, weil ſie weder Material auf den Ländereien, noch Gelegenheit hatten, es von den Hispaniern zu kaufen, oder zu tauſchen; das große Meer und die unbekannte Sprache verhinderte den Handelsverkehr. Sie vermiſchten allmälig durch Verheirathungen die Gätulier mit ſich, und weil ſie oft die Ländereien verſuchten, und ſich bald an dieſe, bald an jene Orte begaben, nannten ſie ſich ſelbſt Numiden (Nomaden). Im Übrigen ſind noch jetzt, bemerkt Salluſtius weiter, die länglichen, mit krummen Seiten gedeckten Gebäude der ländlichen Numiden, welche ſie Mapalia (niedrige Hütten) nennen, gleichwie die Kiele der Schiffe; zu den Medern aber und den Armeniern kamen Libyer hinzu, denn dieſe hielten ſich näher an dem afriſchen Meere auf; die Gätulier mehr unter der Sonne nicht fern von der Hitze[7]). Jene hatten frühzeitig Städte; denn durch die Meerenge von Hispanien getrennt, hatten ſie frühzeitig Tauſchverkehr mit einander eingerichtet. Den Namen derſelben (der Meder) verdarben die Libyer, indem ſie ſie in barbariſcher Sprache ſtatt Meder Mauren nannten. Doch wuchs die Sache der Perſer in Kurzem und ſie beſaßen nachher unter dem Namen Numiden wegen der Menge von den Ältern fortgezogen, diejenigen Orte, welche zunächſt bei Carthago Numidia genannt werden. Hierauf beide[8]) auf einander geſtützt, zwangen ſie die Benachbarten durch die Waffen oder Furcht unter ihre Herrſchaft, und fügten ſich Namen und Ruhm hinzu; mehr diejenigen, welche, ſagt Salluſtius, an unſer Meer vorgegangen waren, weil die Libyer weniger kriegeriſch als die Gätulier ſind. Endlich wurde der untere Theil Afrika's meiſtens von den Numiden beſeſſen; alle Beſiegten gingen in dem Volksſtamm und dem Namen der Herrſchenden auf. Nachher bauten Phönicier, welche, um die Volksmenge zu mindern oder um zu herrſchen, von Hauſe hinweggegangen, Hippo, Hadrumetum, Leptis, Carthago und andere Städte an der Seeküſte, und dieſe vergrößerten ſich in Kurzem ſehr, vornehmlich Carthago. Hierauf gibt Salluſtius die Lage der Gätulier auf folgende Weiſe an: Bei Katabathmos, welcher Ort Ägypten von Afrika[9]) trennt, iſt meerabwärts[10]) (d. h. gegen Weſten) zuerſt Cyrene, die Pflanzſtadt der Theräer, und dann die beiden Syrten, und zwiſchen dieſen Leptis, hierauf die Altäre der

2) Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie, die in England durch eine Geſellſchaft von Gelehrten ausgefertigt worden. 16. Th., mit Anmerkungen von Baumgarten, S. 217. 3) Derſelbe. 4) Jugurtha Cap. 18. 5) Salluſtius ſagt ganz kurz: proxumos *nostro* mari locos occupavere. 6) Die meiſten Ausleger erklären intra Oceanum durch propius Oceano; andere durch remotius ab Oceano occidentali seu Atlantico, mit der Bemerkung, daß wenn die Auslegung propius Oceano zulaſſe, das ganze 18. Capitel an Schwierigkeit leide. Das intra Oceanum magis werde nämlich durch Vergleichung mit dem Ausdrucke magis intra urbis moenia erläutert, welches nichts Anderes bedeute, als von den Mauern weiter entfernt nach dem Innern der Stadt. Bei der großen Schwierigkeit, welche dieſes Capitel des Salluſtius darbietet, darf man vor Allem nicht ſich durch den Gebrauch des Wortes Numidae irre machen laſſen. Wenn nämlich Salluſtius von den Perſern ſagt: Hi paullatim per connubia *Gaetulos* secum miscuere: et quia saepe tentantes agros, alia, deinde alia loca petiverant, semetipsi Numidas (d. h. Nomaden) adpellaverant, ſo iſt hierbei an das nachmalige Numidien nicht zu denken; denn Salluſtius bemerkt weiter unten: Sed res Persarum brevi adolevit: ac postea nomine Numidae, propter multitudinem a parentibus digressi, possedere ea loca, quae proxume Carthaginem Numidia appellatur. Das eigentliche Numidien wurde alſo nach der Darſtellung des Salluſtius von einer Colonie der mit den Gätuliern vermiſchten Perſer in Beſitz genommen.

7) Gaetuli sub sole magis, haud procul ab ardoribus. 8) Nämlich die Mauren (die mit Libyern vermiſchten Meder und Armenier) und die Numiden (die mit Gätuliern vermiſchten Perſer.) 9) Nämlich Afrika in ſeiner alten Bedeutung. 10) secundo mari.

Digitized by Google

Philenen [Philenôn [11]) arae], welchen Ort gegen Ägypten, zum Ende des Reiches die Carthaginienſer gehabt haben, nachher andere puniſche Städte. Die übrigen Orte bis nach Mauretanien haben die Numiden inne: zunächſt an Spanien ſind die Mauren; über Numidia leben, wie wir vernommen haben, die Gätulier, theils in Hütten, andere ungebildeter herumſtreichend: nach ihnen ſind die Äthiopen, hierauf von der Hitze der Sonne verbrannte Gegenden. So Salluſtius. Der erſte Schriftſteller, welcher der Gätulier gedenkt, iſt unbekannt. Ein Quellenſchriftſteller, aus welchem Livius [12]) ſein Geſchichtswerk ſchöpfte, oder mehre derſelben müſſen ſie genannt haben; denn Gätulier dienten im zweiten puniſchen Kriege, in Hannibal's ſiegreichem Heere, wiewol die Unternehmung, welche wir im Betreff der Gätulier kennen, nicht glücklich ausfiel. Hannibal hatte (im J. d. Erb. R. 536, v. Chr. 216) Acerrä erobert, geplündert und verbrannt, und führte ſein Heer gegen Caſilinum, um es gleichfalls zu nehmen. Als Hannibal bereits nicht weit mehr davon entfernt war, ſchickte er die Gätulier mit dem Präfecten (ihrem Befehlshaber), Namens Iſalca, voraus, und befahl ihm, zuerſt zu verſuchen, wenn er eine Unterredung erlangen könnte, die Stadt mit gütigen Worten zur Öffnung der Thore und zur Aufnehmung einer Beſatzung zu verlocken, wenn ſie aber in Hartnäckigkeit verharren würde, Thaten zu thun und zu verſuchen, ob er auf einer Seite in die Stadt eindringen könnte. Als ſie an die Befeſtigungswerke herangingen, ſchien, weil Stillſchweigen herrſchte, Einſamkeit zu ſein, und der Barbar meinte, daß man aus Furcht gewichen und bereitete ſich, die Thore zu forciren und die Riegel zu ſprengen. Aber plötzlich öffneten ſich die Thore, und zwei zu einem Ausfall darin bereitete Cohorten brachen mit großem Lärm heraus, und richteten unter den Feinden eine große Niederlage an. Als ſo die erſten zurückgetrieben waren, wurde Maharbal mit einer ſtärkeren Männerzahl geſchickt, aber auch er hielt den Ausfall der Cohorten nicht aus; endlich ſuchte Hannibal ſelbſt die zwar kleine, aber ſehr wohl befeſtigte Stadt, eine Bundesgenoſſin der Römer, zu ſtürmen, ſtand aber nach vergeblichem Sturme wieder davon ab, begab ſich nach Capua in die Winterquartiere, bekam aber das ausgehungerte Caſilinum zuletzt doch noch durch Übergabe in ſeine Gewalt. Zur Zeit des Jugurthiniſchen Krieges war ein großer Theil der Gätulier und Numidier bis zum Fluſſe Mulucha unter Jugurtha. Über alle Mauren herrſchte König Bocchus. Nachdem Jugurtha von Metellus geſchlagen worden, und Thala verloren hatte, hielt er Nichts gegen Metellus für ſicher genug, reiſte mit wenigen durch große Einöden zu den Gätuliern, einem wilden und ungebildeten, und zu jener Zeit von dem römiſchen Namen noch Nichts wiſſenden Menſchengeſchlechte, ſagt Salluſtius [13]) wol übertrieben, da ja auch Hannibal ſchon Gätulier gegen die Römer geführt hatte. Jugurtha verſammelte eine große Menge in Corps, gewöhnte ſie allmälig ſich in Reihe und Glied zu halten, den Feldzeichen zu folgen, und anderes Militairiſche zu thun. Den König der Mauren, Bocchus, bewog Jugurtha zu einem Bündniſſe mit ihm wider die Römer. Die Gätulier beraubten die römiſchen Bundesgenoſſen, wurden aber von Marius häufig angegriffen, und Jugurtha ſelbſt [14]) nicht weit von der Stadt Cirta geſchlagen. Als Bocchus, der König der Mauren, mit einer großen Menge zu Jugurtha geſtoßen war, überfielen ſie, als kaum noch der zehnte Theil des Tages übrig war, den auf dem Zuge in die Winterquartiere befindlichen Marius, bevor dieſer noch ſein Heer in Schlachtordnung ſtellen konnte. Aber auch die berittenen Mauren und Gätulier [15]) ſtürzten ſich ohne Schlachtordnung, ſondern haufenweiſe, wie dieſes durch Zufall geſchehen, auf die Römer. Dieſe wurden alle von unerwartetem Schrecken erfüllt, ergriffen aber doch die Waffen und kämpften, ohne geordnet zu ſein, ſodaß Reiter und Fußvolk vermiſcht waren. Die Gegner derſelben waren an Zahl ſtärker, und umringten die Römer von allen Seiten. Endlich gelang es denſelben, Kreiſe (Quarrés) zu bilden. Endlich glückte es dem Marius, als die Nacht eingebrochen war, zwei Hügel zu beſetzen, von welchen der eine große Waſſerquellen hatte, und der andere, da er größtentheils ſteil war, zum Dienſte des Lagers weniger Befeſtigung bedurfte. Die beiden Könige Jugurtha und Bocchus wurden durch die Schwierigkeit der Örtlichkeit von Fortſetzung des Kampfes abgeſchreckt, ließen jedoch die Ihrigen nicht weiter hinweggehen, ſondern umgaben beide Hügel. Bei angezündeten Feuern brachten die Barbaren den größten Theil der Nacht unter Jauchzen zu. Marius faßte wegen der Unerfahrenheit der Feinde wieder Muth, ließ in ſeinem Heere möglichſt großes Stillſchweigen herrſchen, und auf den Wachtpoſten nicht einmal die gewöhnlichen Zeichen blaſen. Kurz vor Anbruche des Tages ſchliefen die ermüdeten Gegner der Römer. Als der Tag kam, ließ Marius unerwartet die Wachtpoſten, ſowie auch die Inſtrumentblaſer (tibicines) der Cohorten, der Turmen und der Legionen zugleich alle die Zeichen blaſen, die Soldaten Geſchrei erheben und aus dem Lager herausfallen. Die Mauren und Gätulier [16]), durch den unbekannten und ſchrecklichen Ton plötzlich aufgeweckt, konnten

11) Φιλαίνων βωμοί. 12) Lib. XXIII. Cap. 18. 13) Jugurtha Cap. 30.

14) Aus Cap. 83 des Salluſtius läßt ſich ſchließen, daß die Gätulier der Schlacht bei Cirta nicht beiwohnten; denn er ſagt: Itaque et Gaetulos et Jugurtham (wobei das doppelte et wol zu berückſichtigen iſt) ex sociis nostris praedas agentes, saepe adgressus in itinere fuderat, ipsumque (wobei dieſes ipsum wichtig) regem haud procul ab oppido Cirta armis exuerat. Doch findet man bemerkt: „Das Heer, welches er (Jugurtha) in Gätulia errichtet und zugezogen hatte, wurde gar leichtlich von Marius bei Cirta geſchlagen;" aber es iſt nicht anzunehmen, daß Jugurtha gar keine andern Scharen in ſeinem Heere gehabt, als das gätuliſche Corps. Man könnte zwar annehmen, daß die Gätulier, von welchen in obiger Stelle gehandelt wird, andere Gätulier, und nicht das gätuliſche Corps ſeien; doch wahrſcheinlicher war zur Zeit der Schlacht bei Cirta das gätuliſche Corps nicht bei dem übrigen Heere des Jugurtha, ſondern befand ſich auf einem Streifzuge. 15) equites Mauri atque Gaetuli, non acie, neque ullo more praelii, sed catervatim, uti quosque fors conglobaverat, in nostros irruunt. *Sallustius* Cap. 97. 16) Mauri atque Gaetuli ignoto et horribili sonitu repente exciti, neque fugere neque arma capere, neque omnino facere aut providere quidquam poterant. *Sallustius* Cap. 199.

Digitized by Google

weder fliehen, noch die Waffen ergreifen, und durchaus Nichts thun, oder verhüten, ſo hatte ſie, da die Römer eindrangen, durch Lärm und Schrecken Furchtſamkeit gleichwie Geiſtesirrheit ergriffen. Endlich wurden alle geworfen und in die Flucht getrieben, Waffen und die meiſten Feldzeichen genommen. Mehr wurden in dieſer Schlacht als in allen vorhergehenden getödtet, denn durch Schlaf und ungewöhnliche Furcht wurde die Flucht verhindert. Als König Bocchus wieder Geſandte zu Marius ſchickte, um von den Römern Frieden zu erlangen, wurden ſie auf der Reiſe von gätuliſchen Räubern [17]) umringt und beraubt, und flohen voll Angſt mit Schmach zu Sulla. Zur Zeit des Bürgerkrieges zwiſchen den Pompejanern und Julius Cäſar, als dieſer in Afrika im Kriege mit dem Könige Juba von Numidien und einem Theile von Mauritanien, dem Bundesgenoſſen der Pompejaner, einen Verluſt erlitten hatte, und in Beſorgniß vor dem Anzuge Scipio's und Juba's mit allen ihren Streitkräften war, faßte Publius Sitius, welcher aus Italien verbannt mit einigen andern Flüchtlingen, welche er an ſich gezogen hatte, nach Mauritanien gekommen war, und bei dem Könige Bocchus (Bogud) eine Stelle im Heere und einige Mannſchaft unter ſeine Befehle erhalten hatte, faßte, ſagen wir, den Entſchluß, dem Cäſar Hilfe zu leiſten, und den Krieg beendigen zu helfen. Zwar kam er ihm ſelbſt nicht unmittelbar zu Hilfe, weil Cäſar zu entfernt war, und glaubte auch, mit ſeiner geringen Mannſchaft ihm wenig Beiſtand leiſten zu können, erſah aber den Zeitpunkt, als Juba mit ſeinem Heere ins Feld gezogen war, fiel in Numidien und Gätulien, welches gleichfalls unter Juba's Herrſchaft ſtand, ein, und verheerte es, ſodaß dieſer ſich genöthigt ſah, mitten auf der Heerfahrt mit dem größten Theile ſeines Heeres umzukehren [18]). Damals führten nachweislich nicht alle Gätulier mehr ein herumſchweifendes Leben, oder hatten wenigſtens Städte inne. Hirtius [19]) erzählt Folgendes: Publius Sitius und König Bogud ließen nach Vereinigung ihrer Truppen, als ſie den Auszug des Königs Juba gehört hatten, näher an das Reich deſſelben ihre Truppen rücken, griffen Cirta [20]), die anſehnlichſte Stadt dieſes Reiches, an, und eroberten ſie, und außerdem zwei Städte der Gätulier (duo oppida Gaetulorum). Nachdem ſie dieſen die Bedingung geſtellt, daß ſie aus der Stadt herausgehen und ſie ihnen leer übergeben ſollten, wurden nachher alle von ihnen getödtet. Als Cäſar und Scipio mit ihren Heeren bei Ruſpina einander gegenüber ſtanden, flohen täglich aus Scipio's Lager Numiden und Gätulier, und unterließen nicht, theils in ihr Reich ſich zu begeben, theils weil ſie und ihre Vorfahren Gutthat von C. Marius genoſſen und gehört hatten, daß Cäſar ein Verwandter deſſelben ſei, in deſſen Lager zu fliehen. Aus dieſer Zahl machte er eine Auswahl von Männern, und ſchickte die anſehnlichſten Gätulier (illustriores Gaetulos) ab, indem er ihnen Briefe an ihre Mitſtaatsbürger gab, und ſie ermahnte, daß ſie ein Corps bilden und ſich und die Seinigen vertheidigen, und ſeinen Feinden und Gegnern nicht Folge leiſten ſollten. Da Cäſar, welcher von freien Stücken anzugreifen und zur Schlacht zu reizen pflegte, ſich jetzt nicht ſchlug, wunderten ſich Scipio und ſeine Gefährten ſehr, und geriethen in große Beſorgniß, daß ein großer Plan Cäſar's gewohnte Handlungsweiſe verändert habe. Sie ſchickten daher zwei von den Gätuliern, von welchen ſie meinten, daß ſie ihrer Sache ſehr befreundet ſeien, und denen ſie große Belohnungen verſprachen, unter der Geſtalt von Überläufern, um zu kundſchaften, in Cäſar's Lager. Sobald dieſe zu Cäſar geführt wurden, baten ſie, daß ihnen erlaubt ſein möge, zu reden. Sie ſagten: Oftmals, Feldherr! haben mehre in der vierten und ſechsten Legion befindliche Gätulier [21]), wir, die wir Clienten des C. Marius und beinahe alle römiſche Bürger ſind, unter deinen Schutz flüchten wollen; ſind aber durch die Wachtpoſten der berittenen Numidier, weil es zu gefährlich war, daran verhindert worden. Jetzt aber, da uns Gelegenheit gegeben worden iſt, und wir als Kundſchafter von Scipio geſchickt worden ſind, kommen wir mit der größten Begierde zu dir. Wir ſollten ſehen, ob irgend Gräben oder Hinterhalte gegen die Elephanten [22]), vor dem Lager und den Thoren des Walles gemacht ſeien, und, zugleich euere Rathſchläge gegen dieſe Beſtien und die Zurüſtung zu dem Kampfe kennen lernen, um es Scipio'n wieder zu verkündigen. Cäſar belobte die beiden Gätulier, gab ihnen Sold und ließ ſie zu den übrigen Gätuliern führen. Das, was ſie geſagt, bewies ſich in Kurzem als wahr, denn den folgenden Tag flohen aus den Legionen, welche die Gätulier genannt hatten, mehre legionäre Soldaten (milites legionarii) von Scipio in Cäſar's Lager. Dieſes geſchah bei Ruſpina. Während deſſen belagerte Conſidius Achilla mit acht Cohorten, welche unter dem Befehle des C. Meſſius darin ſtanden, mit in Solde ſtehenden [23]) Numidiern und Gätuliern, gab aber die Belagerung, da er Nichts ausrichtete, auf, zog durch Juba's Reich, theilte ſeine Truppen mit Scipio und zog ſich nach Adrumetum zurück. Als Cäſar und Scipio bei Uzita, welche Stadt Scipio inne hatte, gegenüber ſtanden, und Cäſar, nachdem ſie von früh Morgens bis zur zehnten Stunde des Tages in Schlachtordnung aufgeſtellt beharrt hatten, ſein Heer in ſeine Befeſtigungen zurückzuziehen begann, fing

17) a Gaetulis latronibus circumventi spoliatique. *Sallustius* Cap. 103. 18) *Dio Cassius* Lib. XLIII. Cap. 4. 19) De Bello Africano Cap. 25. 20) Hauptſtadt Numidiens.

21) complures *Gaetuli*, qui sumus clientes C. Marii, et propemodum omnes cives Romani. *Hirtius* Cap. 35. Hieraus wird erklärlich, was darunter zu verſtehen, wenn Cap. 32 der Grund, warum ein Theil der Gätulier haufenweiſe aus dem Lager des Scipio in das des Cäſar flieht, auf dieſe Weiſe angegeben wird, quod ipsi majoresque eorum beneficio C. Marii usi fuissent, Caesaremque ejus adfinem esse audiebant. Deshalb ſagt Dio Caſſius (Lib. XLIII. Cap. 4), daß die Gätulier und andere Nachbarvölker ſich für ihn theils wegen jener, welche, wie ſie hörten, ſo ehrenvoll von ihm aufgenommen wurden, theils in Erinnerung an Marius, welcher mit Cäſar verwandt war, erklärt haben. 22) Deren hatte Scipio viel in ſeinem Heere, ſoviel, daß Cäſar deshalb welche aus Italien nach Afrika kommen ließ. 23) In der Stelle des Hirtius (Cap. 43): Interim Considius, qui Acillam et VIII cohortes *stipendiarias* Numidis Gaetulisque obsidebat, ubi C. Messius cohortibus praeerat etc., iſt wol für stipendiarias stipendiariis zu leſen.

plötzlich die ſämmtliche gegenſeitige Reiterei der Numidier und Gätulier ohne Zäume [24]) auf der rechten Seite ſich zu bewegen und näher an Cäſar's, welches auf dem Hügel war, zu rücken, an. Die mit Zäumen verſehene Reiterei des Labienus aber beharrte auf der Stelle und hielt die Legionen ab. Plötzlich ging ein Theil der Reiterei Cäſar's mit den leichtbewaffneten Fußſoldaten ohne Befehl und unbeſonnen zu weit gegen die Gätulier vor und über den Fluß. Die wenigen konnten die Menge der Feinde nicht aushalten, wurden von den leichten Fußſoldaten verlaſſen, und von den Feinden getrieben und verwundet, hatten Verluſt, und flohen zu den Ihrigen zurück. Über dieſes glückliche Reitertreffen erfreut, führte Scipio bei Nachtzeit ſeine Truppen in das Lager zurück. Als aber Cäſar den Tag darauf einen Theil ſeiner Reiterei, um zu fouragiren, nach Leptis ſchickte, griff dieſe auf dem Weg unverſehens, Numidier und Gätulier zu Roſſe, welche ſich mit Beutemachen beſchäftigten [25]), an, und brachte ihnen einen Verluſt von hundert Mann, theils an Todten theils an Gefangenen, bei. Während Cäſar und Scipio bei Uzita täglich ihre Heere auf die Ebene führten, aber nur Reitertreffen mit einander hielten, ließ Varus die Flotte, welche er vorher in Utica, des Winters halber, auf das Land gezogen hatte, ſchnell wieder, als er die Ankunft der ſiebenten und achten Legion aus Sicilien in Kenntniß gebracht hatte, auf das Meer bringen, und beſetzte ſie mit Gätuliern [26]) als Ruderer und Schiffsſoldaten, und verbrannte mit dieſer Flotte Cäſar's Laſtſchiffe, welche ſich außerhalb des Hafens von Leptis befanden. Cäſar gewann die Schlacht bei Thapſus, und nahm Utica, in welcher Stadt Cato ſich mit dem Schwerte tödtlich verwundet hatte. Faſt alle Reiterei des Reiches des Königs Juba kam nach Zama zu Cäſar. Während dieſes auf beiden Seiten geſchah, hatte Conſidius mit ſeinen Sklaven, mit dem Fechtercorps und den Gätuliern [27]) den Befehl in Tisdra, verzweifelte, als er die blutige Niederlage der Seinigen in Kenntniß brachte und durch die Ankunft des Domitius und der Legionen geſchreckt, an ſeinem Heil, verließ die Stadt Tisdra, entfernte ſich heimlich mit wenig Barbaren, aber mit Geld beladen, wurde jedoch auf ſeiner Flucht von den Gätuliern, ſeinen Begleitern, welche nach Beute begierig waren, erſchlagen, und dieſe zerſtreuten ſich nach allen Seiten. Auguſtus gab dem jüngern Juba einen Theil von Gätulien nebſt Mauritanien als Erſatz für Numidien, ſein väterliches Königreich, welches zu einer römiſchen Provinz gemacht worden war. Aber die Gätulier wurden gegen die Römer auf das Äußerſte erbittert, weil ſie ihnen einen Fürſten aufdrangen, und ihnen nicht erlaubten, unter ihrer eignen Regierung zu leben. Die Gätulier empörten ſich wider den König Juba, und beraubten alle in deſſen Gebiet anſäſſigen Römer des Lebens. Cnejus Cornelius Lentulus Coſſius oder Coſſus wurde in Mauritanien wider die Gätulier gebraucht, welche in den dem Juba unterworfenen Landſchaften furchtbare Verwüſtungen anrichteten. Coſſius warf unter großem Blutvergießen die Aufrührer zu Boden, und zwang ſie, ſich unter ſolchen Bedingungen zu unterwerfen, welche er ihnen vorſchrieb [28]). Coſſius erwarb ſich die Triumphalia [29]), d. h. er wurde mit ſolchen Vorrechten beehrt, die denen, welche triumphirt hatten, eigenthümlich waren. Dem Lentulus, bemerkt Tacitus [30]), hatte außer dem Conſulat und den Triumphalien über die Gätulier die gut ertragene Armuth zum Ruhme gereicht. Vellejus Paterculus [31]) ſagt, Coſſus (Coſſius) habe ſich in Afrika die triumphaliſchen Zierden erworben, und das Zeugniß ſeines Sieges auf den Zunamen [32]) (Beinamen) ſeines Sohnes, eines zu den Muſtern aller Tugenden gezeugten Jünglings, übertragen. So finden wir denn auch, daß Tacitus [33]) (z. J. d. Erb. Roms 778, A. Ch. 25) ſagt: Lentulus Gaetulicus, Consul designatus, und (z. J. d. Erb. Roms 778, A. Ch. 25) Lentulo Gaetulico, C. Calvisio coss. So auch kommt bei Florus (IV, 12) Gaetulicus als Ehrenname für Coſſius als Beſieger der Gätulier vor. Suetonius ſagt Cap. 4 im Galba: A Cajo Caesare, Gaetulico substitutus habe er den Tag darauf, nachdem er zu den Legionen gekommen, den vielleicht zu dem feierlichen Schauſpiel Plaudirenden Einhalt gethan, indem er die Loſung gegeben, ut manus paenulis continerent. Sogleich darauf ſei durch das Lager der Vers gegangen:

Disce, miles, militare, Galba est, non Gaetulicus.

Ähnlich wie im Betreff der Germanen der römiſche Ehrenname Germanicus nur in Beziehung auf die theilweiſe Beſiegung der Germanen geſchichtliche Wahrheit hat, ebenſo darf auch aus dem Ehrennamen Gaetulicus nicht auf die Bezwingung ſämmtlicher Gätulier geſchloſſen werden. Dieſes deutet auch Florus (Lib. IV. Cap. 12) an, denn nachdem er geſagt hat: Sub Meridiano (nämlich im Gegenſatz zu der unmittelbar vorher erzählten Niederlage der Römer unter Anführung des Varus durch die Teutſchen im Norden) tumultuatum magis, quam bellatum. Musulanios atque Gaetulos accolas Syrtium, Cosso duce compescuit [34]) unde illi *Gaetulici* nomen, fährt er fort: Latius victoria patet. Marmaridas atque Garamantas Curioni subigendos dedit. Potuit et ille redire *Marmaricus*; sed modestior in aestimanda victoria fuit. Die Bezwingung der Gätulier wäre auch ſo ſchwierig geweſen, wie die heutige Beſiegung der Beduinen, denn die Gätulier waren auch ein Reitervolk. Von dieſen damaligen Söhnen der Wüſte, von welchen wir die Schilderung des Saluſtius bereits in dieſem Artikel weiter oben angegeben haben, ſingt Lucanus (IV):

Autololes Numidaeque vagi, semperque paratus
Inculto Gaetulus equo; — — —

24) *Hirtius* Cap. 61: equitatus Numidarum Gaetulorumque frenis, macht den Gegenſaz zu frenatus Labieni eques. [25) Pr]edatores equites Numidas Gaetulosque. *Hirtius* Cap. 61. [26) ...]que Gaetulis remigibus epibatisque complet. *Idem* Cap. [...] 27) cum familia sua, gladiatoria manu, Gaetulisque etc. Cap. 103.

28) *Dio Cassius* Lib. LV. Cap. 28 ad ann. U. C. 759. 29) praeter consulatum et triumphalia de Gaetulis. 30) Annal. Lib. IV. Cap. 44. 31) Lib. II. Cap. 115. 32) cognomen. 33) Annal. Lib. IV. Cap. 42 et 46. 34) Augustus.

wie aus Hirtius hervorgeht, brauchten die reitenden Gätulier namentlich keine Zäume; und Lib. III:

> Vos quoque desertis in castra mapalibus itis
> Misceri gregibus Gaetuli assueta ferarum,
> Indomitisque loqui, et sedare leonibus iras:
> Nulla domus, plaustris habitant, migrare per arva
> Mos, atque errantes circumvectare penates.

Wegen ihrer Gewohnheit an wilde Thiere wurden die Gätulier von den Römern zu Thierkämpfern gewählt. So erzählt Plinius[35]), daß im zweiten Conſulat des Pompejus bei Einweihung des Tempels der Venus Victrix 20 oder nach anderer Angabe 24 Elephanten im Circus gekämpft, indem Gätulier auf dieſelben geworfen, oder mit dem Ausdrucke des Plinius ſelbſt Gaetulis ex adverso jaculantibus, nämlich mit Wurfſpießen, denn Plinius erzählt dabei, bei einem der Elephanten ſei ein großes Wunder geweſen, daß er durch einen Wurf (nno ictu) getödtet worden, der Wurfſpieß, nämlich das pilum (Wurfſpieß des römiſchen Fußvolkes, mit deſſen Werfung ſie die Schlacht begannen) ſei unter dem Auge hineingetrieben worden und habe die Theile des Kopfes, auf welchen das Leben beruht, verletzt. Die Gätulier ſtanden bei dieſem Kampfe in Scharen, und mit den Schilden ſich deckend. Ein Elephant, deſſen Füße von den Wurfſpießen durchbohrt waren, kroch auf den Knieen in die Schaaren der Gätulier, entriß ihnen mit dem Rüſſel die Schilde und warf ſie in die Luft, daß ſie zum Vergnügen des Volkes einen Kreis beſchreibend herunterfielen, als wenn es das Thier aus Kunſt, und nicht aus Wuth thäte. Lib. VIII. Cap. 21 ſagt Plinius, wo er von dem Kämpfen mit den Löwen, und dem Fangen derſelben handelt: Sie zu fangen war vormals ein ſchwieriges Werk, und geſchah meiſtens in Gruben. Unter dem Fürſtenthum (der Regierung des Claudius) hat der Zufall eine in Namen eines ſolchen wilden Thieres beinahe ſchamwürdige Art und Weiſe gelehrt, indem der Mantel eines gätuliſchen Hirten gegen des anſpringenden Angriff entgegengeworfen wurde, oder mit den eigenen Worten des Plinius pastoris Gaetuli sago contra ingruentis impetum objecto. Dieſes Schauſpiel wurde ſogleich auf die Arena (den Kampfplatz im Circus) gebracht. Auf kaum glaubliche Weiſe erſtarrt jene ſo große Wildheit, obgleich der Kopf nur durch ein leichtes Überwerfen bedeckt wird, ſodaß das Thier beſiegt wird, ohne daß es Widerſtand thut, denn alle Kraft beſteht in den Augen (dem Geſicht). Auch wurden Verbrecher auf der Arena durch die Gätulier erlegt, denn Martialis (De spectaculis IV. Ad *Caesarem* de delatoribus) ſagt, daß dieſe der Ruhe feindliche Turba den Gätuliern übergeben worden, nämlich

> Tradita Gaetulis, nec cepit arena nocentes;
> Et delator habet, quod dabat, exilium.

Doch könnte vielleicht auch hier Gätulier nicht für menſchliche gätuliſche Fechter, ſondern dichteriſch für Löwen ſtehen. Wie ferner Gätulier als Räuber (Gaetuli latrones) vorkommen, hierfür haben wir bereits oben ein Beiſpiel aus dem Jugurthiniſchen Krieg des Salluſtius (Cap. 103) angeführt. Hier bemerken wir noch aus Plinius (Lib. X. Cap. 94): In Afrika trinkt der größte Theil der wilden Thiere im Sommer nicht aus Mangel an Regen: Aus welchem Grunde die gefangenen libyſchen Mäuſe, wenn ſie trinken, ſterben. Orygem perpetuo sitientia Africae generant, et natura loci potu carentem, et mirabili modo ad remedia sitientem. Namque *Gaetuli latrones* eo durant auxilio, repertis in corpore eorum saluberrimis liquoris vesicis. Wie überhaupt noch jetzt die Beduinen wegen der Hitze des Himmelsſtriches ſehr mäßig im Eſſen und Trinken ſind, ſo auch waren die Gätulier, denn Strabon (Lib. XVII. Cap. 4) ſagt von ihnen, daß ſie in ihrer Lebensart ſowol als in ihrer Kleidertracht äußerſt ſparſam ſeien und auch ſonſt in allen ihren andern Sitten und Gewohnheiten mit den arabiſchen Nomaden übereinkommen. Namentlich gibt Strabon an, daß die Gätulier viele Weiber haben und mit ihnen viele Kinder zeugen. Gleiches ſagt Salluſtius[36]) auch in Betreff der Nachbarn der Gätulier, nämlich der Numiden und Mauren. Manche von dieſen hatten nach Verhältniß ihres Vermögens zehn, andre noch mehr, und die Könige noch weit mehr. Nach Strabon hatten auch die Gätulier Könige. Auch ſagt Salluſtius[37]) da, wo er von der Urzeit und Libyen handelt: Hi neque moribus, neque lege, neque imperio regebantur. Zu ſeiner Zeit war dieſes alſo anders. Daß ſie, wie aus Strabon hervorgeht, Könige und nicht blos einen König hatten, macht nicht nur der Umſtand glaublich, daß die Gätulier nicht ſo mächtig auftraten, als die Ausdehnung ihres Gebietes vermuthen ließ, ſondern auch der Umſtand, daß, wie Mela bemerkt, die Gätulier eine zahlreiche und vielfältige Nation, nämlich natio frequens multiplexque Gaetuli ſeien. Von der mächtigen gätuliſchen Völkerſchaft der Autololen enthält der Art. Gaetulia das Wichtigſte, und daſelbſt ſind auch die Banjurae, ebenfalls eine gätuliſche Völkerſchaft, aufgeführt. Die Gaetuli Darae werden von Plinius (Lib. V. Cap. 1) da, wo er von den Angaben des Polybius handelt, in folgender Verbindung erwähnt: Nachher (nämlich nach dem Promontorium Surrentium) der Fluß Palsus, jenſeit deſſelben die Aethiopes Perorsi, in deren Rücken die Pharusii[38]). An ſie reihen ſich die mittelländiſchen Gaetuli Darae[39]). Aber an der Küſte die Aethiopes Daratitae, der Fluß Bambotus voll Krokodile und Flußpferde. Die mediterranei Gaetuli Darae wohnten alſo im Innern des Landes, und machten den Gegenſatz zu den Gätuliern an der Küſte. Über die Gaetuli Darae hat man folgende Muthmaßungen: Man finde nicht undeutliche Spuren von ihnen im Leo Afrikanus[40]) und Marnol[41]), welche eine Provinz beſchreiben, welche gegen Weſten an die Provinzen Gezula und Sus grenzt und Dara geheißen; daher kommen ſie mit dem Lande, das Plinius dieſem Volke anweiſe,

35) Lib. VIII. Cap. 7.

36) Jugurtha Cap. 80 37) Cap. 18. 38) Die Pharusii werden auch als eine Völkerſchaft in Gaetulia angenommen: ſ. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 10. Th. Abtheil. 2. S. 558. 559 und die Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 22. Th. S. 131. Soviel iſt gewiß, daß Pharusii, wenn auch keine gätuliſche Völkerſchaft, doch Nachbarn der Gätulier waren. 39) Iis (nämlich den Pharusiis) jungi mediterraneos Gaetulos Daras. 40) Lib. VI. 41) L'Afrique L. 7. ch. 9.

Digitized by Google

ziemlich überein. Die Darrhae, ein Volk in Arabia felix, deſſen Stephanus, Ptolemäus und Plinius gedenken, mögen zum Beweiſe für die gar zeitigen Züge der Araber nach Gätulien dienen. Der von Plinius und Ptolemäus erwähnte, eine große Menge Krokodile hervorbringende Fluß Daras oder Darot ſei der heutige Darodus oder Darodt. Daher habe Ptolemäus nicht nur ſeinen Darados oder Darad viel zu weit gegen Süden geſetzt, ſondern er habe auch ſein Mauritania Tingitana einen großen Theil von Gaetulia, wo nicht das ganze Land in ſich faſſen laſſen. Der Name und die Lage der Provinzen Gezula und Dara machen dieſes nicht unwahrſcheinlich. Das Wort Dara [42]) ſcheine ein Geſchlecht oder eine Wohnung von Schäfern zu bedeuten, und laſſe ſich daher ſehr natürlich auf einen Stamm von Gätuliern deuten, welche ebenſo wol als die heutigen Darans und Gezulier kaum irgend eine andere Art von Beſitzthümern, als ihre Heerden gehabt. Beides alſo, der Name und die Lebensart dieſes Volkes, bezeichne das Volk ſehr deutlich, von welchem ſie ihren Urſprung gehabt [43]). Nach der Meinung des Cellarius [44]) waren die Darae ein Stamm der Melanogaetuli (ſchwarzen Gätulier), welche von Ptolemäus [45]) zwiſchen die Gebirge Sagapola und Urſargala, in eine Gegend ſüdöſtlich von Gaetulia propria, und gegen Norden an den Fluß Nigir geſetzt werden. Andere [46]) nehmen, ſich auf Ptolemäus ſtützend, die Melanogaetuli als eine von den eigentlichen Gätuliern verſchiedene Nation an. Sie waren dieſes aber wol nicht ganz, ſondern ein Miſchlingsvolk aus den Gätuliern und Nigriten. Natürlich war es, daß die der Vielweiberei ergebenen Gätulier in den Gegenden, wo ſie mit ſchwarzen Völkern grenzten, auf ihren Raubzügen auch ſchwarze Mädchen und Weiber erbeuteten, in ihr Land führten und mit ihnen Kinder zeugten. Geſchah jener Raub wiederholt und lange Zeit, ſo mußte, indem die Abkömmlinge von ſchwarzen Frauenzimmern wieder mit geraubten echten ſchwarzen Mädchen und Weibern Kinder zeugten, endlich eine beſtändige oder conſtante ſchwarze Race entſtehen, und die weiße oder vielmehr bräunliche endlich in dieſem Theile des Gebietes der Gätulier gänzlich verdrängt werden, und dieſes um ſo leichter, da auch, wie ſehr wahrſcheinlich iſt, die eigentlichen Gätulier nicht germaniſch weiß, ſondern arabiſch bräunlich oder ſchwärzlich ausſahen. Wenn Juvenalis (Sat. V. v. 53) ſagt:

— — — — — — — tibi pocula cursor
Gaetulus dabit, aut nigri manus ossea Mauri,

und weiter v. 59:

Tu *Gaetulum* Ganymedem
Respice,

ſo iſt wol die Zuſammenſtellung Gaetulus Ganymedes, gätuliſcher Ganymed ironiſch, und ſteht für ſchwarzbräunlicher Ganymed, da der eigentliche Ganymed die Epitheta candidus, niveus, lacteus, roseus, flavus hat. (*Ferdinand Wachter.*)

GAETULIA (alte Geographie) hat ſchwer zu beſtimmende Grenzen, weil weder Ptolemäus, noch ein anderer alter Geograph ſie beſtimmt angibt. Nicht unwahrſcheinlich, ja zum Theil erweislich iſt, daß die Gätulier als ein kriegeriſches Reitervolk ſich nicht in ihren Grenzen gehalten, ſondern ſich im Laufe der Zeit vergrößert, oder wenn ſie geſchlagen wurden, vermindert haben. Virgilius, welcher den Freier der Dido durch Getulus Järbas (Lib. IV. v. 326) bezeichnet, ſingt in der Äneide (Lib. IV. v. 40) bei Gelegenheit, wo er Anna'n ihrer Schweſter Dido die gefährlichen Grenznachbarn, von welchen ſie umgeben iſt, ſchildern läßt:

Hinc Gaetulae urbes, genus insuperabile bello,
Et Numidae infreni cingunt, et inhospita Syrtis.
Hinc deserta siti regio, lateque furentes
Barcaei. — — — — — — — — — —

Lib. V. v. 51 läßt er den Äneas ſagen:

Hunc ego, *Gaetulis* agerem si *Syrtibus* exul etc.,

und Lib. V. v. 192 den Mneſtheus:

Nunc animos, quibus in *Gaetulis Syrtibus* usi etc.

Da alſo die Syrtes (wüſte Berberei) das Epitheton Gaetulae, gätuliſche, haben, ſo ſchließt man daraus, daß Gätulia ſich auf dieſer Seite bis an das atlantiſche Meer erſtreckt habe, wenn nämlich gätuliſch hier in eigentlicher Bedeutung zu nehmen, und nicht, wie Lucanus es braucht, für libyſch, afrikaniſch überhaupt genommen werden muß. So z. B. findet man zu Juvenalis (Sat. XIX. v. 277), wo er ſagt, daß die Flotte überall hinkommen werde, wohin ſie die Hoffnung auf Gewinn rufe:

— — —, nec Carpathium, *Getulaque* tantum
Aequora transiliet, sed longe Calpe relicta
Audiet Herculeo stridentem gurgite solem,

zu *Gaetulica* die Anmerkung Libyen. Doch kann man auch, da Gätulien bis an das Meer reichte, und die Autololen, eine gätuliſche Völkerſchaft, bis an die Meerenge von Gibraltar wohnten, und Calpe auf der entgegengeſetzten Küſte nach Getula aequora genannt wird, unter dieſen das Meer verſtehen, das unmittelbar vor derſelben lag, und braucht gätuliſch nicht für libyſch (d. h. afrikaniſch) überhaupt zu nehmen. Auch können von Virgil die Syrten, auch wenn das Volk der Gätulier ſich nicht durch dieſelben erſtreckte, ſondern blos an dieſelben grenzte, gätuliſch genannt worden ſein. Aus Virgil allein läßt ſich alſo nicht mit Sicherheit ſchließen, daß die Syrten zu dem Gebiete der Gätulier gehört haben. Aber dennoch geht aus Folgendem hervor, daß Virgil die Syrten gätuliſch in eigentlicher Bedeutung genannt habe. Florus nennt Musulanios atque *Gaetulos* accolas Syrtium. Hiernach waren alſo Gätulier Anwohner der Syrten. Dieſes hatte in Anſehung ihres Gebietes in Oſten ſtatt. Das, was Juvenalis ſagt, bezieht ſich auf das Gebiet der Gätulier im Weſten. Ebenſo dasjenige, was Pomponius Mela und Plinius darbieten. Der Erſtere

42) Da das Wort Dar noch jetzt in Afrika ſehr verbreitet iſt, indem Dar Land, Reich bedeutet, z. B. Dar Fur, Dar Sulley, Dar Kuka, Dar Kulla, und eine an die Landſchaften Kaſchna, Sofan und Kano grenzende Landſchaft Daura heißt, ſo läßt ſich ſchließen, daß der Eigenname Darae urſprünglich ein Appellativum war, welches in Gaetuli Darae die Eigenſchaft eines Eigennamens erhalten hatte. 43) Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 10. Th., mit Anmerkungen von Baumgarten, S. 216. 217. 44) Geogr. antiq. l. IV. c. 8. sect. 2. edit. Lips. 1732. p. 943. 45) Lib. IV. Cap. 6. 46) ſ. die genannte Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie a. a. O. S. 223.

ſagt (Lib. III. Cap. 10): Nigritarum Gaetulorumque passim vagantium ne litora quidem infecunda sunt, purpura et murice efficacissimis ad tingendum; et ubique quae tinxere clarissima. Hieraus geht alſo hervor, daß die Gätulier bis an die Meeresküſte ſtreiften. Der Purpur hat nämlich nicht blos das dichteriſche Beiwort purpura gaetulica, ſondern mit Mela ſtimmt auch Plinius, welcher (Lib. IX. Cap. 60), wo er vom Schaume der Purpurſchnecken handelt, ſagt: Tyri praecipuus hic [1]) Asiae: in Meninge, Africae et *Gaetulo litore Oceani:* in Laconica, Europae. Lib. V. Cap. 1, wo er von dem Luxus der Römer handelt: cujus (luxuriae) efficacissima vis sentitur atque maxima, cum ebori citroque silvae exquirantur, omnes *scopuli Gaetuli* muricibus ac purpuris. Hieraus geht die Berühmtheit des Purpurs der gätuliſchen Küſte hervor. Horatius ſingt: Vestes Gaetulo murice tinctae. Für die Berühmtheit des gätuliſchen Purpurs zeugt auch die Stelle des Plinius, wo er von den Inſeln Mauritaniens handelt: Paucas [2]) modo constat esse ex adverso Autololum, a Juba repertas, in quibus Gaetulicam purpuram tingere instituerat. Die Autololen, welche von Ptolemäus Autolatae genannt werden, ſind eine gätuliſche, und zwar ſehr mächtige Völkerſchaft. Über die Sitze derſelben gibt Plinius bei Beſchreibung der Länder Mauritaniens (Lib. V. Cap. 1) nach Polybius an: Der Hafen Rutubis von Lixum 23,000 Schritt. Von da das Vorgebirge der Sonne, der Hafen Riſardio, die Gaetuli Autololes, der Fluß Coſenus. Ebendaſelbſt ſagt er, nachdem er den herrlichen und ſchiffbaren, vor der Pflanzſtadt Banaſa vorüberſtrömenden Strom Subur aufgeführt hat, weiter: Von demſelben ebenſo viel [3]) tauſend Schritt die Stadt (oppidum) Sala (Saltey), welche an den gleichnamigen Fluß gebaut iſt, und ſchon den Einöden benachbart iſt, und von Elephantenheerden beläſtiget wird; vielmehr jedoch von der Völkerſchaft der Autololen (Autololum gente), durch welche der Weg zu Afrika's ſo ſehr berühmtem Berge Atlas geht. Solinus (Cap. 24) ſagt: Die Stadt (oppidum) Sala liegt an dem Fluß Sala. Von dieſem geht durch die Völkerſchaft der Autololen (per Autololum gentem) der Weg nach den atlantiſchen Einöden. Plinius ſagt (Lib. V. Cap. 2): Die Länge der Provinz Tingitania [4]) Tingitaniae provinciae) iſt 170,000 Schritte. Unter den Völkerſchaften in ihr die vormals vorzüglichſte der Mauren, daher der Name [5]), welchen die Meiſten Mauruſier [6]) nennen. Sie (die Völkerſchaft der Mauren), durch Kriege geſchwächt, iſt auf wenige Familien herabgebracht. Die ihr nächſte Völkerſchaft war die der Maſſäſyler geweſen, iſt aber auf ähnliche Weiſe erloſchen. Nun beſitzen (die Provinz Tingitania) gätuliſche Völkerſchaften, die Banjurä und die beiweitem mächtigſten Autololen, und ein vormaliger Theil derſelben, die Beſuni, welche von ihnen abgeriſſen eine Völkerſchaft bilden, gegen die Äthiopen gekehrt. Im genannten Buche (Cap. V) führet Plinius auf: Natabudes, Capsitani, Musulani, Subarbares, Massyli, Nisives, Vamacures, Ethini, Mussini, Marchubii et tota Gaetulia ad flumen Nigrin, qui Africam ab Aethiopia dirimit, und Cap. 8: Interiori autem ambitu Africae ad meridiem versus super *Gaetulos*, intervenientibus desertis, primi omnium Libyaegyptii habitant. Super eos Aethiopum gentes Nigritae, a quo dictum est flumine. Nach Cap. 5 alſo erſtreckte ſich Gätulien bis an den Fluß Nigris, und dieſer trennte Afrika von Äthiopien. Nach Cap. 8 waren gegen Süden (d. h. Südoſten) zwiſchen den Gätulen und den Wüſten die Libyägypter und die Leukäthiopen (weißen Äthiopier) und über denſelben die ſchwarzen Äthiopier. Aber man muß bei der erſten Stelle annehmen, daß er von der Richtung nach Südweſten ſpricht, und bei der zweiten redet er ausdrücklich von der Richtung nach Süden (d. h. Südoſten). Überdies ſagt er kurz darauf, daß die wahreſte Meinung derjenigen ſei, welche über dem (jenſeit der) Wüſten Afrika's (nämlich in deſſen eigentlicher und engern Bedeutung) zwei Äthiopien oberhalb ſetzen. Pomponius Mela ſagt Cap. 4: Über demjenigen, was von dem libyſchen Meer beſpühlt wird, ſind die Libyes Aegyptii und Leucoaethiopes, und eine zahlreiche und mannichfache Nation, die Gätuli (natio frequens multiplexque Gaetuli). Von da iſt die Gegend weit leer, und in einem ununterbrochen fortlaufenden Strich unbewohnbar. Dann ſind zuerſt von Oſten her die Garamanten. Die Gätulier erſtreckten ſich alſo bis an die große Wüſte, und wurden öſtlich durch dieſelbe von den Garamanten geſchieden, und es wohnte alſo hier kein anderes Volk zwiſchen beiden. Daher ſagt Strabon (Lib. XVII. Cap. 4. §. 347), daß die Gegend über der großen Syrte und dem kyrenäiſchen Gebiete, welche von der See entfernt tiefer in das Land hineinliege, und wegen des großen Waſſermangels durchaus unfruchtbar ſei, von verſchiedenen afrikaniſchen Völkerſchaften bewohnt werde. Die erſten derſelben ſeien die Naſamonen, dann folgen die Pſyllen, ferner ein Theil der Gätulier und zuletzt die Garamanten. Etwas mehr gegen Oſten wohnen die Marmariden, bis an das Orakel des Jupiter Hammon und faſt bis an die kyrenäiſchen Grenzen hin. Zuvor §. 339 bemerkt er, daß über der von den Maſſäſyliern bewohnten Küſte, die ſich von Carthago bis Kephalä

1) Es geht voraus: Vivas capere contendunt, quia cum vita succum eum evomunt. Et majoribus quidem purpuris detracta concha auferunt: minores cum testa vivas frangunt, ita demum rorem eum exspuentes. 2) Es geht voraus: Nec Mauritaniae insularum certior fama est, nämlich als die Sage von den Inſeln der Heſperiden. 3) Nämlich in Beziehung auf das Vorhergehende, wo bemerkt iſt, daß an der Küſte der Fluß Subur 50,000 Schritte entfernt ſei. 4) Tanger. 5) Nämlich Mauritania. Plinius bemerkt kurz zuvor: Juba, Ptolemaei pater, qui primus utrique Mauritaniae imperavit etc., und weiter unten, nachdem er von Tingitania provincia (Mauritania Tingitana) gehandelt hat, ſagt er, daß die Stadt Siga, dem in Hiſpanien gelegenen Malacha (Malaga) gegenüber, die Hauptſtadt des Syphax, jetzt des andern Mauritanien (alterius jam Mauritaniae), ſei. Nachdem er von dieſem Mauritanien (Mauritania Caesariensis) gehandelt hat, gibt er die Länge beider Mauritanien (utriusque Mauritaniae) und die Breite derſelben an.

6) Vornehmlich thun dieſes die Griechen; die meiſten Lateiner nennen ſie Mauritanier; doch Livius nennt ſie Mauruſier. Auch hat Virgilius Maurisius (mauriſch, afrikaniſch).

Digitized by Google

erſtrecke, mitten im Lande die Lybophönikier wohnen, die ſich bis zu den Gebirgen der Gätulier, die ſchon zum äußern Afrika gerechnet werden, erſtrecken. Über den Gätuliern wohnen mit ihnen parallel die Garamanten, aus deren Lande man die Chalcedonier erhalte; ſie ſollen, wie man ſage, neun oder zehn Tagereiſen von den Anwohnern des Oceans und den Äthiopiern, und funfzehn von dem Orakel des Hammon entlegen ſein. Zwiſchen den Gätuliern und der bis jetzt von Strabo'n beſchriebenen Küſte liegen viele Fluren, viele Berge, viele große Seen und Flüſſe, von denen einige ſich in unterirdiſchen Grüſten verlieren. Cap. 2. §. 329, wo er das Gebiet der Maſſäſylier beſchreibt, ſagt er, nachdem er von Siga, dem vormaligen Königsſitze des Syphar, gehandelt, und Zama, dem Königsſitze Juba's und den 600 Stadien hinter Siga liegenden Götterhaſen ausgeführt hat, weiter, daß das, was tiefer in das Land hineinliege, lauter öde Gebirge ſeien, deren wenige Plätze die Gätulier bis an die Syrten hin beſitzen; daſelbſt aber ſeien dann wieder an der Küſte viele fruchtbare Blachfelder, Städte, Seen und Flüſſe zu finden. Lib. II. Cap. 3. §. 8 bei dem Abriſſe der bewohnten Erde ſagt er bei Beſchreibung Libyens, daß die ſüdlichſten Eingeborenen Äthiopier heißen; unten an dieſen ſeien hauptſächlich Garamanten, Pharuſier und Nigriten, noch weiter unterhalb dieſer die Gätulier. Dem Meere nahe, oder auch wol daran hinreichend, ſeien gegen Ägypten die Marmariden bis Cyrenaica, nach dieſen und den Syrten die Pſyllen und Naſamonen und ein Theil der Gätulier; hierauf die Sinter und Byzacier bis an das carthagiſche Gebiet, welches beträchtlich ſei. An dieſes grenzen die Nomaden (bei den römiſchen Schriftſtellern Numiiae): davon ſeien die bekannteſten die Maſſalier und Maſäſylier; zuletzt kommen die Mauruſier. Feſtus Avienus ſcheint die öſtliche Grenze der Gätulier nicht weit von den weſtlichen Grenzen des Landes Marmarica geſetzt zu haben. Paulus Oroſius (Lib. I. Cap. 2) ſagt, nachdem er die Grenzen des ſitiphenſiſchen und cäſarienſiſchen Mauritanien angegeben hat, weiter: Das tingitaniſche Mauritanien iſt das letzte Afrika's (nämlich in engerer eigentlicher Bedeutung). Dieſes hat von Oſten den Fluß Malwa, von Norden unſer Meer bis zu der gaditaniſchen Meerenge [7]), welches zwiſchen Havennes (Abinna, Abyla) und Calpe, zwei ſich entgegengeſetzte Vorgebirge, zuſammengeengt wird: von Weſten den Berg Atlas und den atlantiſchen Ocean, unter dem afriſchen (dem afrikaniſchen Winde, d. h. Südweſtwinde) den hesperiſchen Berg (Hesperium montem, den abendländiſchen Berg), von Süden die Völkerſchaften der Autolen (Autololen), welche man jetzt Galaules nennt, und welche bis an den hesperiſchen Berg reichen. Wenn man obige Nachrichten, zu welchen noch zu halten iſt, daß nach der Schilderung des Philoſtratus (Lib. V) die Gätulier den innern Theil des Berges Abinna (Abyla) bewohnten, nach Apulejus (Apol.) einige Landſchaften in Numidia propria beſaßen und nach Dionyſius Afer (v. 215) die Gätulier Nachbarn der Nigriter und Pharuſier waren, ſowie auch Ptolemäus (Lib. IV) die Gätulier an den Fluß Nigir grenzen läßt, mit einander vergleicht, ſo ſieht man, daß die gätuliſchen Völkerſchaften ſehr weite und von einander entlegene und keinesweges geſchloſſene oder abgerundete Gebiete hatten. Drei Hauptpunkte ſind dabei feſt zu halten. Nach Virgilius und Florus waren die Gätulier Anwohner der Syrten. Salluſtius (Jugurtha 19) ſagt: super Numidiam Gaetulos accepimus partim in tuguriis, alios incultius vagos agitare. Oberhalb Numidiens bedeutet an Numidia grenzend nach dem Innern zu (d. h. nach Süden), das Land an den Syrten und das Land im Süden von Numidia muß man alſo als die Hauptgebiete der Gätulier anſehen, von wo aus ſie ſich weiter nach Norden und Weſten verbreiteten; denn wie ſich aus Plinius, Philoſtratus und andern Späteren ergibt, hatten die Gätulier nicht nur in Numidien, ſondern auch in Mauritanien Wohnſitze, und erſtreckten ſich nach Philoſtratus ſelbſt bis an die Straße von Gibraltar. Salluſtius kennt in Mauritanien blos erſt Mauren und noch keine Gätulier darunter. Die Neueren haben verſchiedene Wege eingeſchlagen, die Lage der Länder der Gätulier näher anzugeben. Beliebt iſt die Meinung, daß ſich in Guzula oder Gezula, einer Provinz des Königreichs Marocco, am Fuße des Berges Atlas, einige Spuren von dem alten Gätulien beibehalten zu haben ſcheinen, und daß man, wenn man auf die Verwandtſchaft der Namen bauen wolle und könne, anzunehmen berechtigt ſei, dieſe Provinz ſei ein Haupttheil von Gätulien [8]). Unter andern [9]), welche von Gätulien gehandelt haben, ſind vornehmlich Shaw [10]) und Albrete [11]) zu nennen. Jener ſcheint an einer Stelle zu behaupten, das eigentliche Gätulien habe ſich nicht weiter gegen Oſten erſtreckt, als die Mittagslinie von Siga, worunter er Taccumbreet verſteht. Die Melanogaetuli und Garamantes haben den Strich Landes hinter Numidia, Africa propria und der Regio Syrtica, von dieſer Mittagslinie bis nach Cyrenaica inne gehabt. An einer andern Stelle ſtellt Shaw einige gätuliſche Stämme in die entfernteſten Theile des Landes Zoab unter der Mittagslinie von Conſtantina über ſechs Grad weiter gegen Oſten als er Siga ſetzt, welches er 0° 10′ öſtlich von Siga annimmt [12]). Über die Annahme Albre-

7) Gaditanum.

8) Überſetzung der Allgem. Welthiſtorie. 16. Th., mit Anmerkungen vermehrt von Baumgarten, S. 215. 9) *Cellarius*, Geogr. antiqua Lib. 4. c. 8. part. 3. p. 220—221. *Cluverus*, Intr. Geogr. Lib. VI. *Sanson d'Abbeville*, L'Afrique en plusieurs Cartes nouvelles etc. (à Paris 1683.) *Moreri*, Le Grand Dictionnaire Historique. 11. Edit. T. 13. p. 43: *Getulie*, grande Region d'Afrique. C'est une partie du Biledulgerid, et du Zara. 10) *Shaw*, Geograph. observations relating to the Kingdom of Algier p. 132. 136. 11) In ſeinen Alterthümern von Spanien und Afrika Buch III. Cap. 11—14. S. 364—376. 12) Das iſt, wird in der Fortſetzung der Allgem. Welth. a. a. O. S. 214 bemerkt, etwa 0° 10′ oſtwärts von London, wenn man nämlich vorausſetze, wie Shaw ſich einbilde, daß Tackumbreet das alte Siga ſei, und in der Anmerkung: D. Shaw (S. 136) ſage uns auch, Gätulia habe ſich bis in die Wüſte oder Sahara hinein erſtreckt; welches vorausſetze, daß man Nichts als eine Wüſtenei gegen Mittag in einer geraden Linie müſſe fortlaufen laſſen. Melanogätulien und das Land der Garamanten müſſe daher, nach der von den Alten ihm angewieſenen Lage, oſtſüdoſt von Gätulien

Digitized by Google

te's [13]) und Andrer, daß Gätulien zuerſt aus Arabia felix bevölkert worden, haben wir das Nähere im Art. Gaetuli angegeben. Außer den Purpurſchnecken, welche wir oben angeführt haben, war Gätulien den Römern, welche Thiergefechte ſo liebten, wegen ſeiner wilden Thiere, an denen es einen Überfluß hatte, merkwürdig. Claudianus ſingt: Quidquid monstriferis gignit Gaetulia campis. Am bekannteſten waren die gätuliſchen Löwen. So heißt es bei Horatius [14]):

> Non vides, quanto moveas periclo,
> Pyrrha, Gaetulae catulos leaenae.

Virgilius ſingt (Aen. V. v. 351), Äneas habe dem Salius ein koſtbar verziertes großes Fell eines gätuliſchen Löwen gegeben, nämlich:

> — — tergum Gaetuli immane leonis
> Dat Salio, villis onerosum atque unguibus aureis.

Plinius erzählt (Lib. VIII. Cap. 19), wo er von den Eigenſchaften des Löwen handelt, er habe von einer aus Gätulien [15]) zurückgekehrten Gefangenen erzählen hören, daß ſie in den Wäldern den Angriff vieler Löwen durch Anrede beſänftigt habe, indem ſie zu ſagen gewagt, daß ſie ein ſchwaches Weib, eine Flüchtlingin ſei, und das großmüthigſte aller Thiere, welches über die andern herrſche, um Schutz anflehe, und daß ſie eine ſeines Ruhmes unwürdige Beute ſei. Solinus (Cap. 27) ſagt da, wo er ebenfalls von den Löwen handelt: Gaetulae etiam mulieris nomen Jubae libris comprehensum est, quae obtestata occursantes feras, impunis rediit. Gätulien war ferner, wie wir bereits weiter oben ebenfalls aus Plinius angeführt haben, an Elephantenheerden reich. Hierzu iſt noch zu bemerken, was Juvenalis (Sat. X. v. 158) in Beziehung auf Hannibal ſagt:

> O qualis facies, et quali digna tabella,
> Cum Gaetula ducem portaret bellua luscum!

In der Stelle des genannten Dichters (Sat. XI. v. 140), wo er als Thiere, welche auf die Tafel kommen, den Haſen, den Eber, den Weißſteiß (pygargus, eine Antilopenart), die ſcythiſchen Vögel (Phaſanen) und den Flamingo (phoenicopterus) aufführt, heißt es weiter: Et Gaetulus orix, hebeti lautissima ferro caeditur. Man hält dieſen gätuliſchen Orix für eine einhörnige Antilopenart, von welcher Ariſtoteles [16]), und nach ihm Plinius [17]) handeln. Aber hiermit ſtimmt nicht, daß die Antilopen geſpaltene Klauen haben, und der „asinus Indicus, qui uno armatus est cornu“ als einhufiges Thier aufgeführt wird. Strabon ſagt in Beziehung auf das Land der Gätulier, daß die daſigen Ochſen und Pferde einen längeren Huf haben, als man ſonſt bei den anderen finde. Dieſer dient ihnen, daß ſie mit den Füßen nicht ſo tief in den Sand ſinken. Da die Gätulier ein Reitervolk waren, ſo wurde die Pferdezucht von ihren Königen ſo eifrig betrieben, daß man auf 100,000 Fohlen, welche jährlich geboren wurden, zählte. Weiter ſagt Strabon, daß ihre Schafe und zumal in den zunächſt an der äthiopiſchen Grenze gelegenen Orten, gewöhnlich mit Fleiſch gefüttert und mit Milch getränkt werden. Letzteres konnte mittels Kuh-, Stuten- oder Kameelmilch geſchehen ſein, um ſie recht ſchmackhaft zu machen. Aber der erſtere Punkt, in Betreff der gewöhnlichen Fütterung der Schafe, klingt ſehr fabelhaft. (*Ferdinand Wachter.*)

GAETULICUS. Unter dieſem Namen befinden ſich in der griechiſchen Anthologie, in Brunck's Analekten 2. Th. S. 166 fg. (nach der Ausgabe von Jacobs 2. Th. S. 151 fg.) neun Epigramme, welche aus der ehedem pfälziſchen, dann vaticaniſchen und jetzt wieder heidelberger Handſchrift dieſer Sammlung kleiner griechiſcher Gedichte ſtammen. Die Aufſchrift der einzelnen Epigramme in dieſer Handſchrift iſt ſich nicht ganz gleich; bald heißt es *Γαιτουλλίου*, bald *Γαιτουλίκου* oder *Γαιτουλλίκου*, oder auch *Γαιτουλίχου*, einmal auch *Γαιτούλλου*, welche Abweichungen jedoch nicht von der Bedeutung ſind, um den Namen *Gaetulicus*, als Bezeichnung des Verfaſſers, aufzugeben. Das erſte dieſer Epigramme enthält eine Anrufung an die das Meer beherrſchende Cypris, von welcher der Dichter durch verſchiedene ihr dargebrachte Gaben eine glückliche Seefahrt ſich erfleht; das zweite iſt auf den berühmten Kampf der 300 Spartaner und Argiver um die Landſchaft Thyrea (ſ. *Herodotus* I, 82 mit meiner Note T. I. p. 205) gedichtet; das dritte iſt ein Anruf des armen Dichters Leonidas an die Venus, ihn, nachdem er von einer Krankheit geneſen, von der Armuth, die ihn drücke, zu befreien; das vierte beſingt die von alten Dichtern und Proſaikern mehrfach erwähnte That des Aleon, der die Schlange, welche über ſeinen Sohn hergefallen und ihn bereits umſchlungen hatte, erlegte und damit den Sohn, nicht ohne große Gefahr für dieſen ſelbſt, errettete; das fünfte iſt auf das Grab der Söhne der Medea, das ſechſte auf das Grab des Archilochus gedichtet; der Dichter erinnert die Vorbeiſchiffenden an die beißenden Jamben dieſes Dichters, und mahnt ſie, ſelbſt nach dem Tode deſſelben, ſich davor zu hüten; das ſiebente beziehe ſich auf den Kenotaph eines im Schiffbruche verunglückten Kretenſers; das achte iſt eine Art von Grabſchrift, ähnlich der des Simonides auf die in den Thermopylen gefallenen Spartaner; hier ſind es die in den Gefilden Böotiens für die Erhaltung von Hellas Gefallenen, weshalb Brodäus hier an die in der Schlacht bei Chäronea Gefallenen denken wollte, was jedoch ungewiß bleibt; auch die Anrede an Kronos, der als Bote die Kunde der Leiden der Gefallenen allerwärts hinbringen ſoll, iſt auffallend, vorausgeſetzt, daß wir das aus zwei Diſtichen beſtehende Gedicht vollſtändig beſitzen und nicht in der Mitte einige Verſe ausgefallen ſind. Das neunte Gedicht iſt auf ein altes trunkſüchtiges Weib gedichtet. Im Ganzen empfehlen ſich dieſe Dichtungen durch eine einfache, natürliche Sprache und haben etwas Anziehendes, wodurch ſie den beſſeren Erzeugniſſen der Art beigezählt werden können, und der Künſtelei, wie dem Schwulſt und der Nüchternheit, den manche derartige Producte ſpäterer Zeit an

gelegen, und folglich in einer Richtung gegen Morgen von demſelben ſeinen Anfang genommen haben.

13) Lib. III. Cap. 14. 14) De consulatu Manlii Theodori Panegyrii, Opp. ex edit. ann. 1691. p. 214. 15) Captivam certe Gaetuliae reducem audivi. 16) De partibus animalium Lib. III., und nach Ariſtoteles *Plinius* Lib. XI. Cap. 45. 17) *Strabo* Lib. VII. Cap. 4.

Digitized by Google

ſich tragen, fern liegen. Für die nähere Beſtimmung der Perſon des Dichters und der Zeit, in der er gelebt und gedichtet, läßt ſich freilich nichts Feſtes aus dieſen Diſtichen gewinnen; nur das ergibt ſich daraus, daß der Dichter jedenfalls nach Leonidas von Tarent gelebt haben muß, da auf dieſen das dritte Epigramm ſich bezieht, und in dieſen, wie auch in den andern, Nachahmung der Sprache und Ausdrucksweiſe dieſes Leonidas hervortritt, welcher bekanntlich in die Zeiten des epirotiſchen Königs Pyrrhus fällt. Wenn nun auch die einfache und natürliche Sprache, ſowie der fließende Gang des Verſes einen begabten und geübten Dichter erkennen läßt, welcher in keine ſehr ſpäte Zeit zu veelegen iſt, ſo werden wir andererſeits doch, wenn wir Geiſt und Chaeakter dieſer Poeſien, und ſelbſt den Namen des Dichters, wie ihn die Aufſcheiſt der einzigen noch vorhandenen Handſchriſt beingt, in Erwägung ziehen, ſchwerlich den Dichter vor den Anfang der römiſchen Kaiſerzeit zu verlegen im Stande ſein. Es dürfte aber dieſe Annahme um ſo mehr an Wahrſcheinlichkeit gewinnen, als wir ſelbſt bei römiſchen Schriftſtellern der beginnenden Kaiſerzeit einen Dichter dieſes Namens, und zwar einen, welchee Epigramme gedichtet, erwähnt finden, was allerdings zur Vermuthung berechtigt, daß dieſer Gätulicus als Epigrammendichter ebenſo gut in der griechiſchen, wie in der römiſchen Poeſie ſich verſucht habe, ja, daß er auch im Epos oder in der beſcheeibenden und darſtellenden Poeſie, die um dieſe Zeit nach Virgilius in Rom ſo große Ausdehnung und Verbreitung eelangt hatte, gedichtet, da wir in den des Probus Namen tragenden alten Scholien zu Virgil's Georgica I, 227 drei Hexameter, welche auf das den Römern ferne Beitannien ſich beziehen, unter dem Namen des Gätulicus citirt finden [1]). Dieſe drei Verſe ſind freilich das Einzige, was uns von römiſchen Poeſien dieſes Gätulicus bekannt iſt, ſodaß wir über den Inhalt und Charakter ſeiner Poeſie, namentlich der epigrammatiſchen, kein weiteees Urtheil uns eelauben können, wenn wir anders nicht an Martialis uns halten wollen, welcher in der an den Leſer (in Proſa) gerichteten Zuſchriſt vor dem erſten Buche ſeiner Epigramme den Gätulicus unter denjenigen Dichtern nennt, welche in ihren Epigeammen ſich manches Laſcive erlaubt und in ſofern dem Martialis ſelbſt, wenn er dem Beiſpiele und Vorgange ſolcher Dichter folgend ſich hier und da Ähnliches erlaubt, gewiſſermaßen zur Entſchuldigung, oder gar zur Rechtfertigung dienen können. **Lascivam,** ſo ſcheeibt Martialis, **verborum licentiam, id est Epigrammaton linguam excusarem, si meum esset exemplum: sic scribit Catullus, sic Marsus, sic Pedo, sic *Gaetulicus*, sic quicunque praelegitur.** Und ſo nennt auch Plinius der Jüngere (Ep. V, 3. §. 5) unter den zu ſeiner Zeit nicht mehr lebenden, angeſehenen Männern Roms, welche mit Poeſien leichteren, ſcherzhaften und ſpielenden Inhalts ſich zeitweiſe abgegeben, und ihm ſelbſt, bei ähnlichen Verſuchen als Vorgänger, zur Entſchuldigung dienen können, einen Gätulicus, wodurch, ebenſo wie durch die angeführete Äußerung des Martialis und die Verbindung, in welcher er daſelbſt mit einem Catullus, Domitius Marſus, Pedo Albinovanus, welchen Sidonius Apollinaris in einer dem Martialis nachgebildeten Stelle [2]) noch den Silius und Tibullus anreiht, zuſammengeſtellt wird, unſere obige Behauptung von dem Zeitalter des Dichters beſtätigt werden mag. Und ebenſo ſtellt derſelbe Sidonius [3]) an einer andern Stelle den Ovidius und ſeine Corinna, den Catullus und ſeine Lesbia, den Lucanus und ſeine Argentaria, den Propertius und ſeine Cynthia, den Tibullus und ſeine Delia mit Gätulicus (den er unmittelbar nach Catullus nennt) und ſeiner Ceſennia zuſammen, woraus wir zugleich erſehen, daß er gleich den genannten römiſchen Dichtern ebenſalls eine Geliebte unter dem Namen Ceſennia in ſeinen Epigrammen oder Elegien beſungen hatte. Daß aber dieſer Gätulicus kein anderer iſt, als der Verfaſſer der neun griechiſchen Epigramme, die wir oben beſprochen haben, ſcheint uns, wenn man nicht einer unbegründeten Skepſis ſich hingeben will, doch füglich angenommen werden zu können; denn der Einwand, daß dieſe griechiſchen Gedichte durchaus züchtig und anſtändig in ihrem Inhalte gehalten ſeien, während die Äußerung des Martialis und ſelbſt die des Plinius auf Gedichte eines leichteren, ja ſelbſt lasciven und anſtößigen Inhalts führen, ſcheint durchaus unzureichend, um den lateiniſchen Dichter von dem griechiſchen zu trennen und in ihnen zwei verſchiedene Perſonen anzunehmen. Wie unter den Gedichten des Catullus, des Domitianus Marſus, des Pedo Albinovanus ſich einzelne von anſtößigem Inhalte finden mochten, wie dies auch ebenſo bei den Gedichten des Martialis der Fall iſt, ſo mochten auch unter den Gedichten des Gätulicus ſich einzelne beſinden, die einen ſolchen Charakter erkennen ließen, ohne daß daraus zu folgern wäre, als ſei die Geſammtheit dieſer Poeſien in dieſem Sinne und Geiſte gehalten geweſen; und wenn aus dieſer Geſammtzahl neun ausgewählt und in die griechiſche Anthologie aufgenommen wurden, welche keineswegs dieſe Laſcivität des Inhaltes zeigen, wol aber als anſprechende und anziehende Gedichte die gemachte Auswahl rechtfertigen, ſo wird dies wahrhaſtig kein Bedenken erregen, oder als unwahrſcheinlich und unglaublich angeſehen werden können.

1) Die Stelle ſelbſt lautet wörtlich ſo: **Nam triones, quos Graeci duas ursas vocant, Helicem et Cynosuram, in barbarica sphaera plaustrum esse, quod ducatur e bubus junctis. Cujus rei testis est *Gaetulicus*, cum ait de Britannis:**

> **Non aries illum verno feret aere cornu**
> **Gnosia nec gemini praecidunt cornua taurum**
> **Sicca Lycaonius resupinat plaustra Bootes.**

H. Meyer hat daraus dieſe Verſe, die er einem aſtronomiſchen Gedichte entnommen glaubt, in ſeine Ausgabe der lateiniſchen Anthologie **Ep. 113** aufgenommen, ohne Grund, wie wir glauben, da ſie nur ein Fragment, das aus dem Zuſammenhange eines größeren Gedichtes herausgeriſſen iſt, bilden, aber kein Epigramm.

2) **Carmm. IX, 256:**

> **Nam *Gaetulicus* hic tibi legetur**
> **Non Marsus, Pedo, Silius, Tibullus.**

3) **Epist. II, 10 fin.: Certe si praeter rem oratoriam contubernio feminarum poeticum ingenium — quereris obtundi, reminiscere quod saepe versum Corinna cum suo Nasone complevit, Lesbia cum Catullo, Cesennia cum Gaetulico, Argentaria cum Lucano, Cynthia cum Propertio, Delia cum Tibullo.**

Wenn demnach über die Identität des griechiſchen und lateiniſchen Dichters Gätulicus kaum ein Zweifel obwalten kann, ſo mag uns über die Perſon deſſelben die ſchon oben angeführte Stelle des Plinius[4]) einen weitern Aufſchluß bieten, in ſofern wir die frühere Interpunktion derſelben, welche Lentulum von Gaetulicum trennt und zwei verſchiedene Perſonen annimmt, verlaſſen, und durch die Vereinigung der beiden Namen zu einer Perſon einen Lentulus Gätulicus als den Namen dieſes Dichters gewinnen. Nun kommt aber der Name Gätulicus, als ein Beiname eines römiſchen Geſchlechtes, zuerſt vor bei der Perſon des Cn. Cornelius Lentulus Coſſus, welcher wegen ſeines über die Gätulier in Afrika ſiegreich beſtandenen und darauf durch die Ehre des Triumphs verherrlichten Kampfes dieſen Beinamen Gätulicus erhielt, wie ſich aus dem Berichte des Florus und ſelbſt des Tacitus ergibt. Denn jener[5]) ſpricht von der unter Auguſtus erfolgten Bewältigung der Muſulanen und Gätulier, Anwohner der Syrten, durch den Heerführer Coſſus, welcher davon den Beinamen Gätulicus erhalten, und berichtet weiter, wie an die Folgen des Sieges auch die Unterwerfung anderer Völker ſich geknüpft; Tacitus[6]) aber gedenkt bei der Erwähnung des Todes dieſes Lentulus Coſſus ſeines Kriegsruhmes und ſeines Triumphes über die Gätulier. Wir haben hier alſo an Cn. Lentulus Coſſus zu denken, deſſen Tod, und zwar in hohem Alter, im J. 779 u. c. erfolgte; er hatte im J. 753 u. c. das Conſulat verwaltet, war früher, wie wir aus Tacitus wol entnehmen können, in dürftigen Umſtänden geweſen, aus denen er ſich aber zu einem bedeutenden, nicht mit Unrecht erworbenen und auch mit Mäßigung genoſſenen Vermögen emporgeſchwungen hatte. Nach der Führung des Conſulats, im höhern Kriegs- und Staatsdienſte verbleibend, wird er mit Auszeichnung von demſelben Tacitus bei dem nach Auguſtus' Tod unter den Legionen in Pannonien ausgebrochenen Aufſtande (um 767 u. c.), zu deſſen Beſchwichtigung Tiberius den jungen Druſus entſendet hatte, erwähnt. Die meuteriſche Soldateska, die in ihm einen Hauptwiderſacher zu erkennen glaubte, der zugleich, weit an Alter und Kriegsruhm hervorragend vor Andern, auf die Entſcheidungen des Druſus den entſchiedenſten Einfluß ausübe, verfolgte ihn, ſodaß er, obwol unerſchrocken und in keiner Weiſe nachgebend, kaum ſein Leben retten konnte[7]). Daß er ebenſo im Senate eine bedeutende Stellung eingenommen, ergibt ſich aus der Berathung, die im Senate (769 u. c.) nach dem freiwilligen Tode des des Hochverraths angeklagten Libo Druſus ſtattfand[8]), ſowie aus einem ähnlichen Falle bei der Anklage des Sejanus im Jahre der Stadt 775[9]). Sein Tod erfolgte, wie bemerkt, im J. 779 u. c. In dieſen wenigen Angaben, die uns in dieſem Lentulus Gätulicus einen ebenſo ernſten, als angeſehenen Staatsmann und Feldherrn erkennen laſſen, findet ſich jedoch Nichts, was uns berechtigen könnte, in ihm den griechiſchen und römiſchen Dichter Gätulicus, der ſelbſt laſciver Poeſie nicht fremd blieb, zu erkennen, oder nur zu vermuthen, zumal da nirgends einer wiſſenſchaftlichen Bildung des Mannes, oder einer Beſchäftigung mit gelehrten Studien oder mit Poeſie gedacht wird. Man wird daher auf ſeinen Sohn geführt, der, wie Vellejus[10]) ausdrücklich bemerkt, den ruhmvollen Beinamen ſeines Vaters annahm und als junger Mann ein Muſter aller Tugenden war. Wir finden dieſen Cn. Lentulus Gätulicus als Conſul in dem J. 779 u. c.[11]), in welches der Tod ſeines Vaters fällt, und ſpäter[12]), um 787 u. c., als Befehlshaber der in Germania superior ſtationirten Legionen, deren Liebe er ſich in hohem Grade gewonnen hatte, ebenſo ſehr durch ungemeine Milde und Nachſicht, wie durch mäßige Strenge, ſodaß ihm ſelbſt die Zuneigung des nahen, in der Germania inferior befindlichen, Heeres unter L. Apronius folgte. Er war der einzige von den Verwandten des Sejanus, welcher von der Verfolgung, die dieſen und ſeine Verwandten und Anhänger betroffen hatte, frei und in fortwährender Gunſt bei dem Kaiſer Tiberius geblieben war, an den er ein, die Bitte um Beibehaltung ſeines Commando's ausſprechendes, freimüthiges Schreiben richtete, das auch ſeinen Eindruck nicht verfehlt zu haben ſcheint. Aus Dio Caſſius[13]) erſehen wir, daß er auch wirklich zehn Jahre lang das Commando des Heeres in Germanien führte und ein angeſehener Mann war, dann aber, im J. 792 u. c., von Caligula hingerichtet ward wegen des Verdachtes einer Verſchwörung mit Lepidus. Im Commando des Heeres ward Galba ſein Nachfolger, der ſich dem Heere alsbald durch größere Strenge der Disciplin bemerklich machte und dadurch den Spruch der Soldaten veranlaßte: Disce miles militare, Galba est, non Gaetulicus[14]). Dieſer Gätulicus ſcheint jedenfalls ein Mann von wiſſenſchaftlicher Bildung geweſen zu ſein, der ſich auch durch Schriften bekannt gemacht hat, wie wir aus Suetonius erſehen, der bei den verſchiedenen, im Umlaufe befindlichen, Anſichten über den Geburtsort des

4) Die Stelle lautet wörtlich ſo: An ego verear (neminem viventium, ne quam in speciem adulationis incidam, nominabo), sed ego verear, ne me non satis deceat, quod decuit M. Tullium, C. Calvum, Asinium Pollionem, M. Messalam, Q. Hortensium, M. Brutum, L. Sullam, Q. Catulum, Q. Scaevolam, Ser. Sulpicium, Varronem, Torquatum (immo Torquatos), C. Memmium, Lentulum Gaetulicum, Annaeum Senecam et proxime Verginium Rufum et si non sufficiunt exempla privata, divum Julium, divum Augustum, divum Nervam, T. Caesarem? etc. etc. Tize hat in der nach dem prager Codex veranſtalteten Ausgabe (Prag 1820.) das in den früheren Ausgaben zwiſchen Lentulus und Gaetulicus befindliche Komma mit Recht weggelaſſen; es ſcheint hiernach auch in der prager Handſchrift wirklich zu fehlen. 5) Lib. IV. Cap. 12. §. 41: Musulanios atque Gaetulos accolas Syrtium Cosso duce compescuit: unde illi Gaetulici nomen. Latius victoria patuit etc.; ſ. dazu die Ausleger, nebſt *Vellejus Pat.* II, 116. 6) Annall. IV, 44: Obiere eo anno Cn. Lentulus et L. Domitius. Lentulo super consulatum et triumphalia de Gaetulis gloriae fuerat bene tolerata paupertas, dein magnae opes innocenter paratae et modeste habitae. Des Triumphes gedenkt auch Vellejus a. a. O.

7) ſ. das Nähere bei *Tacitus*, Ann. I, 27. 8) Ebendaſelbſt II, 32. 9) Ebendaſelbſt III, 68. Vgl. auch IV, 29. 10) II, 116: — Sed Cossus victoriae testimonium etiam in cognomen filii contulit, adolescentis in omnium virtutum exempla geniti. 11) ſ. *Tacit.* Ann. IV, 46, vergl. 42. 12) *Tacit.* Ann. VI, 30. 13) ſ. *Dio Cass.* LIX, 22, vergl. LVII, 24, und *Sueton.* Claud. 9. 14) ſ. *Sueton.* Galb. 6.

Kaiſers Caligula (Caligul. 8) ausdrücklich auf dieſen Cn. Lentulus Gätulicus verweiſt, nach deſſen Angabe der Kaiſer zu Tibur auf die Welt gekommen, während Plinius dafür Trier geſetzt, und zugleich damit eine Widerlegung des Gätulicus, der bei ſeiner Angabe von Schmeichelei beſtimmt geweſen, verbunden hatte. Man kann aus dieſer Nachricht, die freilich die einzige iſt, welche von Schriften dieſes Gätulicus ſpricht, doch ſoviel entnehmen, daß Gätulicus ein geſchichtliches Werk, etwa über die Kriege der Römer in Germanien, oder ähnliche Gegenſtände hinterlaſſen hatte, da die ihn beſtreitende Angabe des Plinius nicht etwa aus deſſen Historia naturalis, ſondern ebenfalls aus deſſen an Aufidius Baſſus ſich anreihenden Geſchichtswerke entnommen iſt, und dürfte daher dieſer Lentulus Gätulicus nicht mit Unrecht von G. J. Voſſius (De hist. Latt. I, 25) unter die römiſchen Geſchichtſchreiber, deren Werke jedoch verloren gegangin, gezählt worden ſein; auch Egger[15]) räumt ihm darum unter den Quellen der Geſchichte jener erſten Epoche der römiſchen Kaiſerzeit eine Stelle ein, und bedauert mit Recht den gänzlichen Untergang eines Werkes, das bei der bedeutenden perſönlichen Stellung des Mannes nicht blos über Rom und deſſen Geſchichte, ſondern auch über Teutſchland und die Kriege der Römer in dieſem Lande uns manche Aufſchlüſſe hätte erwarten laſſen. Auch er, ſo gut wie früher G. J. Voſſius (a. a. O.), Lipſius (zu *Tacitus*, Ann. IV, 44) und Sirmond (zu *Sidonius Apoll.* p. 243) erklären dieſen Lentulus Gätulicus für den Verfaſſer der oben beſprochenen Epigramme der griechiſchen Anthologie, wie der lateiniſchen, nur mit Ausnahme jenir drei bei Probus vorfindlichen Verſe, gänzlich verlorenen Poeſien, auf welche die Äußerungen des Martialis, wie des jüngeren Plinius und des Sidonius Apollinaris ſich beziehen; eine Anſicht, die auch bei den Herausgebern der griechiſchen Gedichte Beifall gefunden hat, ſo namentlich bei Brunck (ad Analectt. II. p. 166 sq.), bei Schneider (Analectt. criticc. in scriptt. vett. etc. fasc. I. [Trajecti ad Viadrum 1777.] p. 13 sq.), bei Hieronymus de Boſch (Observatt. et nott. in Antholog. Graec. Vol. IV. p. 409), während der neueſte Herausgeber, Jacobs (Commentt. in Anthol. Graec. T. XIII. p. 896), mit einigem Zweifel darüber ſich ausſpricht und auch Weichert (Poett. Latt. Reliqq. p. 251) die Entſcheidung darüber ungewiß läßt. Und allerdings werden wir darin der Anſicht von Jacobs uns anzuſchließen haben, da aus dem, was wir hier angeführt haben, noch nicht die völlige Gewißheit hervorgeht, mit der Manche, wie z. B. Egger, die Sache betrachten und gradezu dieſe griechiſchen Gedichte für das Werk des 792 hingerichteten Geſchichtſchreibers und Feldherrn Lentulus Gätulicus erklären, wenn auch gleich Manches vermuthen läßt, daß der Dichter und der Geſchichtſchreiber nicht für verſchiedene Perſonen anzuſehen ſind. (*Baehr.*)

GAFAS, ein Stamm in Habeſch, der nicht zu den Abeſſyniern, oder den Galla gehört, auch ein eigenes Idiom ſpricht. (*Daniel.*)

15) Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste. (Paris 1844.) p. 168 sq.

GAFFAREL (Jacques), ein berühmter Orientaliſt des 17. Jahrh., im J. 1601 zu Mannes in der Provence geboren, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und machte ſeine theologiſchen Studien auf der Univerſität zu Valencia. Mit beſonderer Vorliebe befaßte er ſich mit den orientaliſchen Sprachen, benutzte aber leider die genaue Kenntniß derſelben nur dazu, um ſich in die rabbiniſchen und kabaliſtiſchen Schriften zu vertiefen und nichtigen Speculationen nachzujagen. Von Valencia ging er nach Paris, wo er den Doctorgrad im kanoniſchen Rechte erhielt und unermüdlich der einmal eingeſchlagenen Richtung folgte, wie die in dieſer Zeit von ihm herausgegebene Schrift: Abdita divinae cabalae mysteria contra sophistarum logomachiam defensa (Parisiis 1625. 4.), zur Genüge beweiſt. Der Cardinal Richelieu wählte den mit vielſeitigen Kenntniſſen ausgerüſteten jungen Mann, der ihm von mehren angeſehenen Gelehrten empfohlen worden war, zu ſeinem Bibliothekar und ſchickte ihn im J. 1626 nach Italien, um hier gute und ſeltene Handſchriften und gedruckte Bücher aufzukaufen. Er dehnte ſeine Reiſe bis nach Rom aus und kam mit einer reichen Ausbeute zurück[1]). Seine eigenen Studien hatte er unterdeſſen keineswegs aus dem Geſichte verloren, denn bald darauf veröffentlichte er ſein merkwürdigſtes und bekannteſtes Werk, die Curiositez inouyes sur la sculpture talismanique des Persans, horoscope des patriarches et lecture des estoilles (Paris 1629.), worin er eine ebenſo große Gelehrſamkeit, als Leichtgläubigkeit an den Tag legt, und allen Ernſtes die Behauptung aufſtellt, daß die Talismane die Macht hätten, einen Menſchen reich und glücklich zu machen und von einem Hauſe, oder auch von einem ganzen Lande giftige Thiere, Inſekten und die ſchädlichen Einflüſſe der Luft abzuwehren. Das Buch erhielt in mehren Auflagen[2]) (Paris 1631 und 1637 und Rouen 1650.) eine ſchnelle Verbreitung, und wurde von Edm. Chilmead ins Engliſche (London 1650.) und von Greg. Michaelis ins Lateiniſche überſetzt und mit gelehrten Anmerkungen bereichert (Hamburg. 1676—1678. 2 Voll. Neue Ausgabe von Fabricius, ebendaſ. 1706. 2 Voll.). Dem Verfaſſer, welchen man ſchon vorher ſeiner allerdings ſonderbaren Anſichten wegen verleumdet und verfolgt hatte[3]), erregte es viele Unannehmlichkeiten und großen Verdruß, und obgleich er in der Vorrede vorſich-

1) Wenn die Biographie universelle (XVI, 248) äußert: cependant il est difficile de croire que le cardinal eût mis sa confiance dans un homme si jeune, ſo können wir keinen hinreichenden Grund dieſes Zweifels auffinden; warum ſollte man auf einen freilich jungen, aber ſo gelehrten Mann kein Vertrauen ſetzen? Außerdem wird die Thatſache mit Beſtimmtheit von den übrigen Biographen verſichert. 2) Nach Andern ſoll es in dem Zeitraume von ſechs Monaten drei Auflagen erlebt haben. Wir beſitzen bis jetzt kein genaues Verzeichniß der Schriften Gaffarel's; die von Leo Allatius (Apes urbanae [Romae 1633.] p. 139 sq.) und P. Colomeſius (Gallia orientalis [Hag. Com. 1665. 4.] p. 154 und 261 sq.) gegebenen Verzeichniſſe ſind unvollſtändig und ungenau und vermiſchen die von ihm bereits herausgegebenen Schriften mit den noch herauszugebenden. 3) Er faßte deshalb auch mehrmals den Entſchluß, Nichts mehr zu ſchreiben, oder doch wenigſtens ſeine Arbeiten nicht zu veröffentlichen, kam aber jedes Mal wieder davon ab.

Digitized by Google

tig bemerkt hatte, daß er den Curioſitäten nur in ſoweit Glauben ſchenke, als es die Kirche geſtatte[4]), ſo fand ſich doch die Sorbonne veranlaßt, gegen ihn einzuſchreiten, und er mußte einen Widerruf, und als dieſer nicht genügend befunden wurde, einen zweiten unterzeichnen. Bald darauf gab auch Ch. Sorel unter dem falſchen Namen Sieur de l'Isle eine Widerlegung der Curioſitäten heraus, welche den Titel führt: Des Talismans ou Figures faites sous certaines constellations pour faire aimer et respecter les hommes, les enrichir, guérir leurs malades, avec des observations contre le livre des curiosités inouies de Gaffarel etc. (Paris 1636.), und von der Leichtgläubigkeit nicht nur der ungebildeten, ſondern auch der gelehrteſten Leute jener Zeit ein trauriges Zeugniß gibt. Um dem gegen ihn aufgeregten Sturme zu entgehen, begab ſich Gaffarel im J. 1632 zum zweiten Male nach Rom und lernte daſelbſt Leo Allacci (Allatius), den berühmten Bibliothekar des Vaticans, kennen, mit welchem er eine innige Freundſchaft ſchloß. Im folgenden Jahre ging er nach Venedig und wohnte daſelbſt in dem Hotel des franzöſiſchen Geſandten de la Thuilerie, eines großen Freundes der Wiſſenſchaften und beſonderen Gönners der Gelehrten. Als dieſer den Wunſch äußerte, ein vollſtändiges Verzeichniß der von der Politik handelnden Bücher zu beſitzen, wandte ſich Gaffarel, welcher der Löſung dieſer Aufgabe nicht gewachſen war, an den bekannten Gelehrten Gabr. Naudé (ſ. d. Art.), einen ſeiner früheren Gönner, und ſo entſtand deſſen Bibliotheca politica (Venetiis 1633. 12. und öfter). Von Venedig aus machte Gaffarel eine Reiſe nach Griechenland und beſuchte die Küſten Aſiens, von wo er manche merkwürdige und koſtbare Erwerbungen mitbrachte. Nach ſeiner Zurückkunft nach Frankreich hatte ſich der Unwille gegen ihn bereits gelegt, und man konnte nicht umhin, ſeiner Gelehrſamkeit wenigſtens Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Er wurde nach und nach zum Almoſenmeiſter des Königs, zum Protonotar des apoſtoliſchen Stuhles, zum lebenslänglichen Prior von Saint-Gilles, von Reveſt de Brouſſe in der Diöceſe von Siſteron und zum Abte des Kloſters von Sigonce in der Provence ernannt[5]). Er widmete ſich jetzt ganz den Pflichten ſeines Standes, und gab ſich insbeſondere ſehr große Mühe, durch Predigten und Ermahnungen die Anhänger der Calviniſchen Lehre in den Schoos der katholiſchen Kirche zurückzuführen. In dieſe Zeit fällt ſeine Quaestio pacifica, num orta in religione dissidia componi et conciliari possint per humanas rationes et philosophorum principia, per antiquos christianorum libros rituales et per propria haereticorum dogmata. (Parisiis 1645. 4.) Im J. 1641 hielt er zu Grenoble Advent- und Faſtenpredigten mit ſo großem Beifall, daß ſich ſeine Neider wieder erhoben, und ein Stiftsherr dieſer Stadt ihn in einem unter falſchem Namen herausgegebenen Briefe beſchuldigte, daß er in ſeinen Predigten den Proteſtanten günſtige Grundſätze aufgeſtellt und verfochten habe. Gaffarel begnügte ſich, von der Kanzel herab zu verkündigen, daß er ſeinem Gegner von ganzem Herzen verzeihe; das Parlament aber, minder nachſichtig, befahl, die verleumderiſche Schrift zu verbrennen und den Verfaſſer derſelben zu verfolgen. Von dieſer Zeit und dieſer Thatſache ſchreibt ſich der ungerechte Verdacht her, den man auch noch ſpäter gegen Gaffarel hegte, und der manche Schriftſteller[6]) zu der Behauptung veranlaßte, daß er, um die Zurückkehr der Proteſtanten zur katholiſchen Kirche leichter zu bewirken, von dem Cardinal Richelieu ermächtigt geweſen ſei, gegen die Lehre vom Fegfeuer zu predigen. Dieſer Miniſter wünſchte in der That die Wiedervereinigung der verſchiednen chriſtlichen Religionsgemeinſchaften, aber weder er, noch Gaffarel dachten je daran, dieſer Vereinigung ein von der Kirche gelehrtes Dogma zu opfern. Gaffarel zog ſich gegen das Ende ſeines Lebens in ſein Kloſter von Sigonce zurück, wo er im J. 1681 in einem Alter von 80 Jahren ſtarb[7]). Er verſtand faſt alle älteren und neueren Sprachen, und man kann ihm den Ruhm ungewöhnlich großer Gelehrſamkeit nicht ableugnen; aber es wäre für ihn erſprießlicher geweſen, wenn er ſein Gedächtniß weniger mit unnützen Dingen überladen, mehr für die Klarheit ſeines Geiſtes geſorgt und ſeinen Hang zum Sonderbaren und Übertriebenen niedergekämpft hätte. Außer den ſchon genannten Werken führen wir noch an: Les tristes Pensées de la fille de Sion sur les rives de l'Euphrate, paraphrase du psaume CXXXVI (Paris 1624. 12.); Dies Domini sive de fine mundi a Rabbi Elcha ben David conscriptum et ex Hebraeo in Latinum a *Gaffarello* conversum (Parisiis 1629. 12.); Lacrymae sacrae in obitum summi Philosophi Jani Caecilii Frey, Reginae Matris et Parisiensis Medici (Parisiis 1631. 4.); Nihil, fere nihil, minus nihilo, sive de ente et non ens positiones XXVI (Venetiis 1635.); Mariales gemitus (Parisiis 1638. 4.) und Index codicum cabbalisticorum, quibus Joannes Mirandulanus comes usus est cum commentario *D. Amelii.* (Parisiis 1651.) Von einem andern umfaſſenden Werke: Histoire universelle du monde souterrain, contenant la description des plus beaux antres et des plus rares grottes, caves, voûtes, cavernes et

4) Auch die Aſtronomen traten gegen ihn auf und verſpotteten ihn beſonders wegen der am Ende ſeines Buches befindlichen beiden Himmelskarten, worauf die Sterngruppen nicht die gewöhnlichen Sternbilder, ſondern hebräiſche Buchſtaben darſtellen. 5) Bayle, welcher glaubt, daß Gaffarel nur, um befördert zu werden, widerrufen habe, gibt ſeine Pfründen und Titel an, wie folgt: Il était docteur en théologie et en droit canon, protonotaire du saint siége apostolique, et prieur commendataire de Saint-Gilles. Il est mort doyen en droit canon de l'université de Paris, prieur de Revest de Brousse, au diocèse de Sisteron, et commandeur de Saint-Omeil. *Konig* l'appelle Sigonciae apud *Gallos Abbas.*

6) Darunter auch Bayle; dieſer ſagt: On prétend que le cardinal de Richelieu voulut l'employer à sa grande affaire de la réunion des religions, et qu'afin de sonder le gué, il l'autorisa de prêcher contre la doctrine du Purgatoire. 7) Vgl. über die Lebensverhältniſſe Gaffarel's P. Bayle's Dictionnaire historique et critique, Art. *Gaffarel*, Fabricius in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe der lateiniſchen Überſetzung der Curioſitäten und die Biographie universelle. Tom. XVI. p. 243 sqq.

Digitized by Google

spelonques de la terre, erſchien nur der Proſpectus (Paris 1666. Fol.), welcher ſehr ſelten geworden iſt. Gaffarel hatte darin einen ſonderbaren Stoff auf eine höchſt ſonderbare Weiſe behandelt, die Grotten nicht nur der Erde, ſondern auch der Hölle und des Fegfeuers genau beſchrieben, und behauptet, daß der menſchliche Körper ganz aus Grotten beſtehe; auch hatte er darin nachgewieſen, daß das jüngſte Gericht im Thale Joſaphat nicht gehalten werden könne, weil dieſes viel zu klein ſei. Das Buch ſelbſt, welches ſicher ein Denkmal der Verirrungen des menſchlichen Verſtandes mehr geworden wäre, erſchien nie, obgleich Gaffarel die Herausgabe deſſelben in ſeinem Teſtamente ausdrücklich verordnet hatte. (*Ph. H. Külb.*)

GAFLENZ, ein Markt im Diſtrictscommiſſariate Groß-Raming des Traunkreiſes des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, an der vor Waidhofen an der Ybbs in das öſterreichiſche Ensthal führenden Eiſenſtraße, mit 42 Häuſern, 300 teutſchen Einwohnern, einer eigenen katholiſchen, zum Bisthume Linz gehörigen Pfarre, einer ſchon im J. 1140 eingeweihten Kirche, die Glasmalereien und eine Orgel von dem berühmten Orgelbauer Chrismann hat, einer Schule und einem Eiſenwerke (Zerren- und Streckhammerwerke). In der Umgegend gibt es viele andere Eiſenwerke. (*G. F. Schreiner.*)

GAFOR (Franchinus), auch **GAFORIO**, **GAFORUS** oder **GAFURIUS** genannt, ein berühmter Muſikgelehrter, der vom 15. in das 16. Jahrh. gelebt. Er war am 14. Jan. 1451 zu Lodi geboren (daher Laudensis genannt, nach Laus Pompeji, dem ſpätern Lodi), nicht nach der franzöſiſchen Stadt Laon, die frühere Schriftſteller irrthümlich für ſeinen Geburtsort annahmen. Er war zuerſt für den geiſtlichen Stand beſtimmt, erwarb ſich auch die prieſterlichen Weihen, wandte ſich aber aus Vorliebe der Muſik zu, in der Godendag (Gutentag, Bonadies) ſein Lehrer ward. Zwei Jahre ſtudirte er in Mantua praktiſche und theoretiſche Muſik, ſchrieb mehre Abhandlungen und ging dann als Profeſſor der Muſik nach Verona. Von da folgte er auf kurze Zeit einem Rufe nach Genua und ging dann nach Neapel, wo er unter andern mit Filippo Bononio di Caſerta öffentliche Disputationen über Muſik hielt. Durch den Krieg und die ausgebrochene Peſt vertrieben, kehrte er nach Lodi zurück, wandte ſich dann, von dortigen Biſchofe berufen, auf drei Jahre nach Monticello, von da nach Bergamo, um bald wieder durch Kriegsunruhen vertrieben zu werden. Endlich wurde er 1484 als Lehrer der Muſik nach Mailand berufen und zum Phonascus (Chordirector, Geſangdirector) am Dom erwählt. In dieſer Stellung blieb er bis zu ſeinem am 24. Juni 1522 erfolgten Tode. Die vorſtehenden und noch nähern Nachrichten hat des Gafurius Landsmann, Pantaleon Melegulus, dem Hauptwerke deſſelben beigegeben. Entſcheidend für den Standpunkt des Gafurius und für die Beurtheilung ſeiner Werke iſt es, daß er in eine Zeit trat, die durch die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken (1453) und die Überſiedlung griechiſcher Gelehrten mit ihren Traditionen und Manuſcripten eine neue und ſcharfe Anregung erhielt, ſich griechiſcher Cultur und dem Studium claſſiſch-helleniſcher Wiſſenſchaft und Kunſt zuzuwenden. In Bezug auf Muſik war dies im Grunde ſchon immer der Fall geweſen. In der Entwickelung dieſer Kunſt kann man in den Jahrhunderten um Gafur's Zeit, bis in das ſechszehnte hinein, drei Strömungen neben einander beobachten. Die Volksmuſik (zu der nothwendig auch der Minneſang und die ſonſtige dem höfiſchen und Ritterweſen angehörige Muſik zu rechnen iſt) nahm — ohne allgemeine Culturanſtalten nur auf Tradition und den Naturgang geſtützt — ihren Verlauf für ſich, bis ſie, bei theilweiſem Verkommen einzelner Abzweigungen, unter dem Einfluſſe der Reformation und des muſikaliſchen Drama im allgemeingewordnen Kunſtleben ihre Stätte fand. Die Kirche traf (von Ambroſius und Gregor I. an) ihre Maßregeln für Kunſtcultur, aber nur zu ihren Zwecken, daher nur auf das Praktiſche gerichtet. So hatte ſich der cantus planus, der Discantus und Contrapunkt, die Menſuralmuſik ausgebildet. Der erſte gehörte, — fremd, ja widernatürlich und feindlich allem Natur- und Volksgeſange, — ausſchließlich der Kirche an; die Menſuralmuſik mit ihren faſt unlösbaren und unerträglichen Schwierigkeiten und Künſtlichkeiten war, von ihm und dem ſprachlichen Rhythmus des Textes ausgehend, das noch weit vom Ziel abſtehende Ringen nach dem Taktweſen, der vollendeten muſikaliſchen Rhythmik. Dem Contrapunkte ſtand nicht blos der Mangel eines ausgebildeten und gelenk gewordenen Taktweſens, ſondern auch der einer feſtbegründeten und genugſam entwickelten Harmonik hindernd im Wege. So hatte (von der Unvollkommenheit der Inſtrumente abgeſehen) die Kunſt noch mit der Aneignung und Entfaltung ihrer leiblichen Bedingungen genug zu ringen und zu ſchaffen, und vermochte noch nicht zu einem geiſtig bedeutſamen und reichen Inhalt zu gelangen; erſt von dem Anſtoße, den die Reformation ihren Anhängern und ihren Gegnern gab, wurde die Knoſpe des tondichteriſchen Geiſtes weckend berührt. Welches konnte nun die Baſe oder Aufgabe der dritten, jener oben bezeichneten Strömungen, der Kunſtlehre, ſein? Einestheils Anbau der Technik, — Entwickelung des Tonſyſtems, der Tonarten, des Contrapunktes, der Menſur; alles das, und was ſonſt hierher gehört, bei dem noch unentwickelten Inhalte der Kunſt wenig befriedigend für höhere Intelligenz. Anderntheils Zurückwendung auf die Vorzeit der Kunſt bei den Griechen, eine Zeit, die im Glanze der Claſſicität ſchimmerte und deren Überlieferungen um ſo reichern Stoff zu gelehrten Commentationen und Diatriben gaben, je unvollſtändiger und unzuverläſſiger ſie im Grunde waren. Daher knüpften alle Muſikgelehrten bei den Griechen (namentlich bei Boethius) an und ſuchten bald die neuere Muſik auf die griechiſche zu gründen, bald den Vorzug der letztern zu erweiſen; ſind doch ſogar in unſern Tagen noch Nachläufer dieſes gräciſirenden Streitheeres mit anſehnlichem Forſcherapparat und kühnen Hypotheſen und Schlüſſen hervorgerückt. Nicht damals, erſt viel ſpäter, konnte klar erkannt werden, daß unſere und die griechiſche Muſik weſentlich verſchiedene Zwecke und Mittel haben und die Rückführung unſerer auf jene nur zur Verwirrung, gewiß nicht zur Erläuterung oder zum Fortſchritte gereichen mußte.

Digitized by Google

Gaſurius nun konnte ſo wenig, wie irgend einer feiner Zeitgenoſſen über die Schranke ſeiner Zeit hinaus. Daher beſchäftigt er ſich gleich in ſeinem erſten Werke De effectibus et commentatione Musicae. (Neapolis per Magistrum *Franc. de Dino*. 1480. 4.) c. fig. und Theoricum opus harmonicae disciplinae. (Neapolis per *eundem*. 1480. 4.) c. fig. mit den Lehren des Boethius über griechiſche Muſik und mit denen des Guido von Arezzo über Solmiſation, alſo Tonlehre der eignen Zeit. Auch in einem ſpätern Weike Angelicum ac divinum opus Musicae, materna lingua scriptum. (Mediolani 1508.) iſt der Hauptgegenſtand die Lehre des Boethius. Desgleichen iſt in dem Werke: *Franch. Gaforii Laudensis*, Regii musici publice profitentis, delubrique Mediolanensis Phonasci, de Harmonia musicorum instrumentorum Opus (das zu Mailand 1518, oder in einer frühern Ausgabe ſchon 1500 erſchienen) die Erläuterung des Syſtems der alten griechiſchen Harmoniker Hauptſache. Wichtiger und beſonders für die nachfolgenden Zeiten hiſtoriſch ergiebiger muß ein anderes Werk befunden werden: Practica Musicae, lib. IV. in Mailand 1496 in 4. mit Notendruck, in Brixen 1497 und 1502, in Venedig 1512 gedruckt. Das erſte Buch enthält Elementariſches: Tonlehre, Schlüſſel, Notenlehre, Theorie von den Conſonanzen (Octave, Quinte, Quarte) und Bildung der ſieben Tonarten; das zweite Buch handelt von Menſue und Figuren; das dritte vom Conteapunkte, ſeinen Arten, den acht Regeln für denſelben; das vierte gibt die Lehre von den Proportionen. In dieſem Buche hat ſich Gaſurius von der Verſangenheit ſeiner Zeitgenoſſen in Rückblicken und verwirrenden Rückbeziehungen auf die griechiſche Rhythmopoie frei zu halten gewußt und über die verwickelte und ſchwere Menſurallehre des 15. und 16. Jahrh. die vollſtändigſte und beſte Belehrung gegeben, die wir beſitzen. Als Stütze dienten ihm übrigens die Werke des Niederländers Johann Tinctor (der bis gegen 1490 Profeſſor der Muſik in Neapel war und mit dem er dort öffentliche Disputationen gehalten), beſonders deſſen Tractatus de contrapuncto und Practica musica, die 20 Jahre vor dem Erſcheinen der Gaſuriſchen Practica Musicae vollendet waren. Der Einfluß Gaſur's auf das Muſikſtudium in ſeiner Zeit und ſeine Autorität bei den Nachfolgern waren groß und pflanzten ſich durch zahlreiche Ausgaben ſeinee Weeke foet. (*A. B. Marx.*)

GAGAE (alte Geographie), *Γάγαι*, eine Stadt Lyciens, wird von Hierokles [1]) Gaga genannt, iſt das von Skylax [2]) in die nämliche Lage geſetzte Lignea (*Λιγαία*), welche Wortform aller Waheſcheinlichkeit nach durch einen Schreibſehlee der Abſchreiber entſtanden iſt, hieß nach Stephanus von Byzanz urſprünglich *Παλαιὸν τεῖχος* (die alte Mauer, Schanze, Burg oder Stadt mit einer Mauer verſeden), wird im Periplus 60 Stadien öſtlich von Melanippe geſetzt. Mannert [3]) ſagt in dieſer Beziehung auf die Angabe des Periplus: „wahrſcheinlich an einem Fluſſe von der Küſte etwas entfernt, weil der Abſtand von Melanippe gegen Norden nach der Mündung des Fluſſes Limyros ebenfalls 60 Stabien beträgt." Plinius [4]) führt Gagae in folgendee Verbindung auf: In Lycia von dem Vorgebirge deſſelben angeſangen die Stadt (oppidum) Simena, der des Nachts brennende Berg Chimära, die Stadt (civitas) Hephäſtium, und auch ſie auf oſt brennendem Gebirgsrücken. Die Stadt (oppidum) Olympus iſt daſelbſt geweſen: nun ſind die Gebirgsorte (montana) Gagá, Corydalla, Rhodiopolis. An dem Meere Limyra nebſt dem Fluſſe, in welchen der Arycandus hineinfließt, und der Berg Maſſycites. Die Stadt (civitas) Andriaca, Myra u. ſ. w. Von Galenus [5]) und Dioscoides (V, 14) wird die Angabe der Alten aufgeführt, daß aus Gagá der den Namen Gagat habende Stein komme und nach Gagá genannt ſei. Er werde in einem dieſer Stadt benachbarten Flüßchen gewonnen. (*Ferdinand Wachter.*)

GAGASMIRA (alte Geographie), eine Stadt Indiens, intra Gangem, im Lande der Kaſpirái, wird von Ptolemäus weiter nöedlich als das nicht von fern den Quellen des Fluſſes Namadus, des heutigen Paddars, ganz in der Nähe der razputiſchen Stadt und Feſtung Judpur (Dſchudpur) beſindlichen Heraſſa geſetzt, und ſcheint nach Mannert [*]) das auf neuern Karten nordweſtlich von Judpur verzeichnete Jeſſelmer zu ſein. (*Ferd. Wachter.*)

GAGE (Thomas), ein Miſſionär und Reiſender, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Irland geboren, ſtammte aus einer angeſehenen katholiſchen Familie und wurde von ſeinem Vater nach Spanien geſchickt, um bei den Jeſuiten ſeine Studien zu machen und dann in den Orden derſelben zu treten. Er faßte aber eine ſo gründliche Abneigung gegen die Geſellſchaft Jeſu, daß er ihr, obſchon ſein Vater ihn mit ſeinem Fluche bedrohre und ihm für immer die Wiedeeaufnahme in ſeine Familie verſagte, den Rücken kehrte und zu Valladolid das Ordenskleid des heiligen Dominicus nahm. Während er ſich in dem Kloſter zu Xeeez in Andaluſien aufhielt, ließ er ſich durch einen Obern ſeines Ordens bereden, als Miſſionäe nach den Philippinen zu gehen, keineswegs aber, wie er ſelbſt geſteht, um für das Seelenheil der Heiden zu ſorgen, ſondern um die Freuden des Lebens zu genießen und ſich Reichthümer zu erwerben. Da von Seiten der Regierung ein ſtrenges Verbot beſtand, einen Engländer nach den ſpaniſchen Beſitzungen zu führen, ſo gelang es ihm nur mit Mühe und in ein leeres Faß verſteckt, mit mehren andern Ordensbrüdern ſich zu Cadiz einzuſchiffen. Das Fahrzeug ging am 2. Juli 1625 unter Segel und erreichte am 12. Sept. Guadeloupe, wo mehre Mönche, die ans Land gegangen waren, von den Indianern erſchlagen wueden, wodurch faſt alle die Luſt verloren, ſich als Glaubensprediger unter die Wilden zu wagen. Dee Capitán zwang ſie indeſſen, die Reiſe foetzuſetzen, und am 8. Oct. kamen ſie wohlbehalten nach Mexico. In dem

1) p. 638. 2) p. 39. 3) Geographie der Griechen und Römer. 6. Th. 3. Heft. S. 165.

4) Natur. Histor. Lib. V. Cap. 28. 5) Ἁπλ. φαρμακ. IX. p. 123.

*) Geographie der Griechen und Römer. 5. Th. S. 145.

Digitized by Google

Kloſter, das zu ihrer Eeholung von den Anſtrengungen der Reiſe beſtimmt war, und wo ſie bis zum Frühjahre bleiben ſollten, höete Gage ſoviel Ungünſtiges von den Philippinen, daß er am Tage vor der Abreiſe nach Acapulco ſich mit einigen Gefährten, denen ebenſo wie ihm das angenehme Leben in Neuſpanien behagte, heimlich davon machte und nach Chiapa ging, wo man ihn ſehr wohlwollend aufnahm. Er unterrichtete hier einige Zeit die Jugend in der lateiniſchen Sprache und begab ſich dann nach Guatimala, wo er ſeine theologiſchen Studien fortſetzte und zum Profeſſor der Philoſophie ernannt wurde. Ee erlernte jetzt die Sprache der Eingeborenen und lebte unter ihnen fünf Jahee als Prediger. Da es ihm während dieſer Zeit gelungen war, ein Vermögen von 9000 Piaſtern zu ſammeln, ſo wandelte ihn die Luſt an, ſein Vaterland wiederzuſehen. Er brach daher im J. 1637 auf, wanderte durch die Peovinz Nicaragua und beſtieg in einem Hafen von Coſta rica ein ſpaniſches Fahrzeug. Kaum hatte dieſes aber die hohe See eereicht, als es von einem holländiſchen Piraten genommen wurde, wodurch Gage den geößten Theil ſeines, wie ee ſelbſt zugibt, nicht immer auf die rechtlichſte Weiſe erwoebenen Reichthums verlor. Er wurde von den Holländern wieder nach der amerikaniſchen Küſte gebracht, kam aber noch in demſelben Jahre auf einem andern Schiffe nach Spanien zurück. Ee legte hier ſogleich ſein Ordenskleid ab und ſchiffte ſich bei der erſten Gelegenheit nach ſeiner Heimath ein, wo er ſeinen Vater nicht mehr am Leben, ſich ſelbſt aber enterbt fand. Da bereits während ſeines Aufenthaltes in Neuſpanien Zweifel über einige Lehren der katholiſchen Kirche in ihm aufgeſtiegen waren, ſo begab er ſich im J. 1639 nach Italien, um ſich daſelbſt Belehrung zu verſchaffen. Dieſe genügte ihm aber ſo wenig, daß er ſogleich nach ſeiner Zeückkunſt nach England zu London den katholiſchen Glauben öffentlich und feierlich abſchwoe. Duech die Verwendung einigee Gönner erhielt er bald darauf die Pfaerei von Deal und er benutzte die ihm jetzt gewordene Muße, um ſeine Eelebniſſe und Reiſeabenteuer niederzuſchreiben. Sein übrigens ſchlecht geſchriebener Bericht eeſchien unter dem Titel: A Survey of the West-Indies (Lond. 1648. Fol.) und erregte ſo großes Aufſehen, daß er nicht nur mehre Auflagen (Lond. 1655 et 1677. Fol.) erlebte, ſondern auch ins Franzöſiſche von Beaulieu Juës O=Neil (Paris 1676. 2 Voll. 12. Amsterdam 1695. 1699. 1720 et 1721. 2 Voll. 12.), ins Holländiſche (Utrecht 1682. 4.) und (aus dem Feanzöſiſchen) ins Teutſche (Leipzig 1693. 4.) übeeſetzt wurde. Er war unſtreitig zu jener Zeit von großer Wichtigkeit, da er zuerſt zuverläſſige Nachrichten über die Beſchaffenheit und die Hilfequellen eines Landes verbreitete, welches die Spanier gegen jeden Fremden ſtreng verſchloſſen hielten; auch über das Leben und Treiben dee damaligen ſpaniſchen Miſſionäre erhält man überraſchende Aufſchlüſſe, welche aber in der franzöſiſchen und teutſchen Überſetzung größtentheils weggeblieben ſind. Für England war das Erſcheinen dieſes Buches von noch ganz beſonderer Bedeutung, da es mehee Expeditionen gegen die reichen ſpaniſchen Colonien veranlaßte. Gage ſelbſt ſchiffte ſich, von ſeinem unruhigen Geiſte getrieben, auf einer Flotte ein, welche im J. 1654 Jamaica eroberte, und ſtarb ein Jahr ſpätee auf dieſer Inſel *). (*Ph. H. Külb.*)

Gagea *Radd.*, ſ. Zygodon.

Gagea *Salisb.*, ſ. Ornithogalum.

GAGELÖL (Oleum Myeicae Gale), ein ſauerſtoffhaltiges ätheriſches Öl. Es wurde zuerſt von Rabenhoeſt durch Deſtillation der Blätter von Myrice Gale mit Waſſer erhalten; hingegen iſt die Quantität ſo gering, daß man, aus 24 Pfund Blätter nur 42 Gran Öl gewinnen kann, ſobald man daſſelbe Waſſer mehrmals übee neue Mengen von Blättern abzieht. Das Gagelöl iſt von gelber bis brauner Faebe; es beſitzt den Geruch der Pflanze, und einen Anfangs milden, dann aber brennenden und zuſammenziehenden Geſchmack. Bei einer Temperatue von 15° iſt es ſehr dickflüſſig, und bei 12° wied es faſt feſt, indem ſich das $^{7}/_{10}$ ſeines Gewichts betragende Steaeopten abſetzt. 100 Theile Alkohol von 0,875 ſpec. Gewicht löſen bei 15° nur $2^{1}/_{2}$ Theile auf; in Äthee hingegen iſt es leicht löslich. Das ſpec. Gewicht des Gagelöls iſt bei 17° = 0,876. Mit Jod fäebt es ſich grün, ohne zu verpuffen. Das aus Eläopten und Stearopten gemiſchte Öl enthält 81,75 Kohlenſtoff, 3,00 Waſſerſtoff und 15,25 Sauerſtoff. (*J. Loth.*)

GAGERN, die Familie von (teutſche Geſchichte, Publiciſtik und Biographik). — Vorbemerkung: Der Name Gageen hat in unſerm Vaterlande ſchon lange einen guten Klang, indem bereits in den eeſten Decennien unſers Jahrhunderts der eine Träger deſſelben, damals gewöhnlich der Freiherr von Gagern ſchlechtweg genannt, theils als hochgeſtellter Staatsmann und Diplomat, theils als geiſtvoller Scheiftſteller im Gebiete der praktiſchen Politik oder Staatskunſt, ſowie der Publiciſtik und Geſchichte, beſonders aber ſeit Teutſchlands nach den Befreiungskriegen verſuchter Wiedergeburt als echt teutſcher Vaterlands= und Volksfreund durch ſeine Betheiligung bei allen bedeutenderen politiſchen und ſocialen Fragen der Gegenwart zu den „öffentlichen Charakteren" gehörte, deren ſich bekanntlich bei uns ſeither nur eine ſehr geringe Zahl fand. Einen noch ausgebeeiteteren Ruf, ja eine europäiſche Berühmtheit eehielt jedoch dieſer Name ſeit den welterſchütternden Ereigniſſen von 1848, als auch unſer teutſches Volk den 1815 geſcheiterten Verſuch, endlich wieder eine Nation im Sinne des Völkerrechts, d. h. ein ſelbſtändigee wahehafter Staat und zwar ein conſtitutionell=monarchiſcher Bundesſtaat zu werden, wiedeeholte, und als für eine dieſem Zweck entſprechende Verfaſſung zwiſchen den veeſchiedenen teutſchen Regieeungen und Völkern zu Stande zu bringen, jene teutſche Nationalverſammlung in der Paulskieche in Frankfuet a. M. zuſammentrat, deren erſter Präſident und überhaupt einflußreichſtes Mitglied ein Sohn des Erſtgenannten, Heinrich von Gagern, wae. Abee auch noch ein anderer Sohn deſſelben hat zu dieſem Ruhme der Familie beigetragen, der General Feiedrich von Gagern, dee bei der Bekämpfung der eeſten republikaniſchen Schilderhebung in

*) Vgl. Biographie universelle. Tom. XVI. p. 253 sqq.

Digitized by Google

Baden Ende April 1848 auf ſo beklagenswerthe Weiſe als erſtes Opfer jener unſinnigen Unternehmung ſeinen Tod fand. Endlich iſt auch noch ein jüngerer Bruder, Maximilian von Gagern, hier zu nennen, der ſich ebenfalls theils als Abgeordneter in der teutſchen Reichsverſammlung, theils ſpäter als Mitglied des teutſchen Reichsminiſteriums einen guten Namen erwarb. Demgemäß möchte es keiner beſondern Rechtfertigung bedürfen, wenn hier von der Familie Gagern im Zuſammenhange geſprochen wird, zumal in dem Wirken derſelben eine ſo innige Wechſelbeziehung ſtattfindet, daß das Verſtändniß jedes der genannten einzelnen Glieder auch das der übrigen vorausſetzt oder erklärt. Hierzu kommt noch als das Eigenthümliche dieſer Familie und ihrer Wirkſamkeit, daß in ihr die allgemein politiſchen Zuſtände und Schickſale unſers Vaterlandes während faſt eines halben Jahrhunderts ſich abſpiegeln und zugleich die paſſendſte Gelegenheit zu einer principiellen Beleuchtung der wichtigſten der Staatsfragen unſerer Gegenwart, der noch immer ungelöſten teutſchen Verfaſſungsfrage ſich darbietet; dies gilt beſonders von den ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen des erſtgenannten Hauptes derſelben, zugleich des Neſtors der teutſchen Staatsmänner oder Diplomaten, Staatsredner und Publiciſten, der ſeit faſt zwei Menſchenaltern, wie ſchon angedeutet, über die wichtigſten Angelegenheiten unſerer Nation ſeine Stimme abgegeben hat und deſſen Worte noch gegenwärtig um ſo mehr Beachtung verdienen möchten, als dermalen [1]) aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Rückkehr oder ein Zurückfallen in jene traurige „vormärzliche" Periode bevorſteht, in welche der größte Theil der Gagern'ſchen an (damals leider! nicht beherzigten) Mahnungen und Warnungen ſo reichen Schriften fällt. Hoffentlich hat die traurige Erfahrung ſeit 1848 fg., auf welcher tiefen Stufe der politiſchen Bildung unſere teutſche Nation noch ſteht, in derſelben eine beſſere Empfänglichkeit für die Lehren echter Staatsweisheit und Staatskunſt erweckt, wie ſelbige in des Genannten Schriften vorliegen, auf welche dann das ſchöne Wort Joh. Müller's anwendbar würde: „es gibt unempfängliche Zeiten, aber was ewig wahr iſt, erlebt immer ſeine Zeit!"

I.

Hans Chriſtoph Ernſt Freiherr von Gagern, königl. niederländiſcher Miniſter a. D., ehemaliger Bundestagsgeſandter und lebenslängliches Mitglied der erſten Kammer des Großherzogthums Heſſen-Darmſtadt [2]). — Derſelbe hat ſich in der Einleitung zu ſeiner „Nationalgeſchichte der Teutſchen" über ſeine und ſeiner Familie Herkunft ſelber in folgenden Worten ausgeſprochen: „Ich ſtamme von kriegeriſchen Abenteurern ab. Am äußerſten Norden von Teutſchland liegt im baltiſchen Meere eine fruchtbare Inſel; nur eine Meerenge, eine halbe Stunde breit, trennt Rügen von Stralſund; dort haben die Voraltern gewohnt. Es iſt dunkel, aber Schlieffen mag erzählen, wie teutſche Krieger nach dieſen nordiſchen Ländern zogen und dort Herren und Ritter wurden. Sie fochten unter den rugianiſchen Fürſten, unter den Herzogen von Pommern, den ſchwediſchen Monarchen oder für ausländiſche Mächte; von Karl XII. oder Andern wohlgelitten und wohlgelohnt; denn am Abend des wilden Janitſcharengefechts ſchloß der dankbare König mit eigener Hand die Augen des ſterbenden Kriegers. Immer Krieg, Dienſt und Ehre ſuchend, kamen ſie wieder in die ſüdlichen und weſtlichen Gegenden Teutſchlands und erwarben Weiber und Gut. So noch der Vater, ſo wieder die Söhne. Dort wurden wir Glieder und Vorſteher jenes unmittelbaren Adels, der keinem Lande angehörte, aber allen." Er ſelbſt wurde am 25. Jan. 1766 auf dem reichsritterſchaftlichen Schloſſe zu Klein-Niedesheim in der Pfalz, eine Stunde von Worms, geboren, alſo damals „keines Fürſten Unterthan," wie er ſelbſt bemerkt [3]). Man hat aus dieſer Äußerung auf einen verwerflichen Ariſtokratismus oder Adelsſtolz ſchließen wollen, und es iſt allerdings nicht zu leugnen, daß ſowol in ſeiner äußern Haltung als in ſeinen politiſchen Schriften und parlamentariſchen Äußerungen eine ariſtokratiſche Färbung ſtark hervortritt; allein letztere iſt dies nur im guten Sinne des Worts, wie er ſelber auch deſſen kein Hehl hat [4]). Auch war jenes ſtarke Gefühl des Reichsritterthums, welches bekanntlich auch Gagern's Freund, der Freiherr von Stein, theilte, nicht nur gegenüber jener Menge von Fürſten von „Napoleon's Gnaden" ein vollkommen berechtigtes, ſondern auch gewiß eine Haupturſache jenes edlen „Männerſtolzes vor Königsthronen" geweſen, den der Genannte nie verleugnet hat. — Seinen Schulunterricht empfing er theils in Worms bei den Ex-Jeſuiten (deren Bildung und Lehrgaben er rühmt), theils in Zweibrücken und in der berühmten Pfeffel'ſchen Erziehungsanſtalt in Kolmar. Im 16. Jahre bezog er die Univerſität Leipzig, woſelbſt er $2\frac{1}{3}$ Jahre blieb, und von wo er dann noch $1\frac{1}{2}$ Jahr nach Göttingen ging, auf beiden Hochſchulen vorzugsweiſe den Studien des Staatsrechts, der Staatswiſſenſchaft und Geſchichte obliegend; dabei zugleich, wie die großen Staatsmänner Englands, ſeinen Geiſt an dem Mark des claſſiſchen Alterthums nährend [5]). Damals war bekanntlich Göttingen die bedeutendſte der teutſchen Univerſitäten, beſonders im Gebiete der Geſchichte und des Staatsrechts durch jene Männer (Pütter, Schlözer, Spittler, Achenwall u. ſ. w.), „welche

1) Geſchrieben Ende Auguſt und Anfang September 1850.
2) Außer Gagern's eigenen Memoiren („Mein Antheil an der Politik" [Stuttgart 1823 fg.]) und dem Brockhaus'ſchen Converſationslexikon, dem Welcker'ſchen Staatslexikon und andern encyklopädiſchen Schriften, iſt beſonders ein Aufſatz in der „Gegenwart" (Leipzig, bei Brockhaus, 1848.): „Die Familie Gagern," in der 12. Lieferung des erſten Bandes S. 718 fg. zu beachten, der aus den bewährteſten Quellen geſchöpft iſt und auf welchen deshalb hier mehrfach verwieſen werden wird.

3) „Mein Antheil an der Politik." 1823. I. Bd. S. 8.
4) „In der Ariſtokratie bin ich geboren und habe die Ritterſitte und ihre Grundſätze in der älterlichen Wohnung eingeſogen." Dazu vergleiche man die würdige Auffaſſung der Aufgaben der Ariſtokratie im 2. Bde.: „Reſultate der Sittengeſchichte," beſonders S. 23 fg. 30 fg. 145 fg. 200 fg., und „Antheil" III, 32.
5) Das Speciellere hierüber ſ. in dem „Antheil" I. S. 12 fg., der „Gegenwart" I. Vergl. Reſultate der Sittengeſchichte V. VI. S. 115, „Civiliſation" Vorr. S. XII.

Digitized by Google

den teutſchen Fürſten und Völkern Ehrfurcht vor dem öffentlichen Rechte geboten" (wie es in der hamburger Zuſchrift an die göttinger Septemvirn von 1837 treffend geſagt ward)[6]), und deren Beiſpiel offenbar auf von Gagern's ſpätere Wirkſamkeit von größtem Einfluß war. Nachdem er ſeine praktiſche Laufbahn in Zweibrücken als Regierungsaſſeſſor begonnen, dann noch in Wien ſich mit den Einrichtungen des Reichshofraths und der Reichskanzlei bekannt gemacht, wurde er als naſſauiſcher Hofrath angeſtellt und ſchon im 21. Jahre ſeines Alters Präſident der oberſten Verwaltung, ſodaß er dieſe große Carrière äußerſt ſchnell machte. Die franzöſiſche Revolution, welche einige Jahre darauf ausbrach und die Einnahme des teutſchen linken Rheinufers durch Cuſtine zur Folge hatte, brachte ihn mit dieſem General, bei welchem er für Weilburg Schonung und Völkerrecht anſprach, in nähere Berührung[7]). Um dieſelbe Zeit bewog ihn ſein ritterlicher Sinn, an die gefangene Königin Marie Antoinette und an den Nationalconvent zu ſchreiben[8]), um ſich zum Vertheidiger der unglücklichen Frau, welche eine Tochter ſeines teutſchen Kaiſerhauſes war, vor dem Revolutionstribunal anzubieten, indem er (irrig) glaubte, der Convent habe jener einen Vertheidiger verſagt. Er erhielt natürlich keine Antwort, mußte vielmehr bald aus Mainz flüchten, um der Gefangenſchaft und Wegſchleppung nach Paris zu entgehen, was ihm durch einen kühnen Ritt durch den Rhein gelang[9]). Bald darauf, im J. 1794, trat Gagern mit ſeinem „Zuruf eines teutſchen Edelmanns an ſeine Landsleute" zum erſten Mal als Schriftſteller auf. Er nennt ihn ſelbſt einen „Aufruf zum engern Fürſtenbund unter den Klügſten und umringt von den Klügſten, oder die man damals dafür hielt." Es ſollte dieſer Fürſtenbund beim Verfall des teutſchen Reichs einen Kryſtalliſationspunkt für eine neue Bildung ſchaffen. Aber ſein Vorſchlag blieb ungehört — es ſollte noch ein halbes Jahrhundert des Leidens über Teutſchland dahingehen, bevor ſein Sohn, dem Gedanken des Vaters treu, mit Hoffnung auf Erfolg den Plan eines rettenden engern Bundes ausſprechen durfte"[10]). Der ſchmachvolle baſeler Friede vernichtete vor der Hand alle patriotiſchen Hoffnungen, und die Fortſchritte der franzöſiſchen Armee auf dem rechten Rheinufer nöthigten die dortigen teutſchen Fürſten zur Flucht. Der naſſauiſche Hof begab ſich auf das Schloß Eremitage bei Baireuth (damals Preußen angehörig), wohin ihm Gagern folgte. Nach dem lüneviller Frieden (1801) ward Gagern Geſandter aller naſſauiſchen Linien in Paris, woſelbſt er mit Napoleon bekannt und beſonders von Talleyrand ausgezeichnet ward. Dieſem Umſtande und ſeiner Gewandtheit gelang es, in den Jahren 1802 und 1803 dem Fürſten von Naſſau eine reiche Entſchädigung zu ermitteln, ſowie er es war, welcher 1806 den älteren Namen des fürſtlichen Hauſes rettete und demſelben bei den Mediatiſirungen in Folge des Rheinbundes einen bedeutenden Zuwachs verſchaffte; daher denn auch viele andere Fürſten damals ſich ſeiner Vermittelung bedienten. Einige Jahre darauf trat er jedoch in das Privatleben zurück, indem er ſich zuerſt nach München, dann nach Wien begab, wo er vorzugsweiſe den Studien lebte und namentlich ſich durch ſeine „Nationalgeſchichte der Teutſchen," ſowie ſeine „Reſultate der Sittengeſchichte" rühmlich bekannt machte. Den Anlaß zu ſeiner Überſiedlung nach Öſterreich gab ein Decret Napoleon's vom 26. Auguſt 1811, welches alle in den Staaten des franzöſiſchen Kaiſerreichs Geborene in ihre Heimath bei Strafe zurückrief und für franzöſiſche Bürger erklärte. Gagern, der durch ſeine Geburt dem „Departement des Donnersbergs" angehörte, beſchloß, ſich durch die Auswanderung dieſem Machtgebote zu entziehen. Er verließ die dem franzöſiſchen Einfluſſe unterworfenen Lande der Rheinbundfürſten und begab ſich nach Öſterreich[11]). Mit dem Freiherrn von Hormayr und dem Erzherzog Johann in Verbindung gekommen, betheiligte er ſich bei einem Plane zu einer neuen Inſurrection Tyrols im J. 1812, der aber an der Aufhebung eines engliſchen Couriers in Brünn ſcheiterte und Gagern's Entfernung aus Öſterreich zur Folge hatte[12]). Zunächſt begab er ſich in die Schweiz, ſodann im Auftrage des Fürſten Metternich im Frühjahr 1813 in das ruſſiſch-preußiſche Hauptquartier nach Breslau[13]), woſelbſt er mit dem Freiherrn von Stein in nähere Verbindung trat, welcher bekanntlich an der Spitze der damals für Nordteutſchland errichteten „Centralverwaltung" der von der franzöſiſchen Knechtſchaft zu befreienden teutſchen Staaten ſtand, worüber früher ſchon, 1814, der nachmalige königl. preußiſche Staatsminiſter Eichhorn in einer eigenen Schrift, neuerdings die Biographie Stein's von Pertz das Nähere mitgetheilt haben[14]). Auch der Freiherr von Gagern ward, nachdem er von dem Prinzen von Oranien, ſowie von dem Kurfürſten von Heſſen zum Vertreter ihrer Angelegenheiten ernannt worden, Mitglied dieſes Verwaltungsraths, und begab ſich während des Waffenſtillſtandes mit dem Prinzen von Oranien nach England, ſodann von da

6) Allgem. Anzeiger der Deutſchen. 1837. Nr. 336 (vergl. Scheidler, Die Idee der Univerſität u. ſ. w. 1838. S. 50 fg.). 7) „Antheil" I. S. 48 fg. 8) Der Brief an die Königin Marie Antoinette iſt in dem „Antheil" I. S. 53 abgedruckt. 9) Reſultate der Sittengeſchichte II. S. 40 und Note 71 (S. 221). 2. Ausg. 10) Worte Lewin Schücking's in „Heinr. von Gagern. 1849. S. 9." Gegenwärtig (Ende Auguſt 1850) wiſſen wir freilich, daß nicht nur auch aus dieſer Hoffnung noch Nichts geworden, ſondern nicht einmal aus der von Preußen ſo feierlich am 26. Mai 1849 dem teutſchen Volke verheißenen „Union," trotz dem, daß es nicht an „Zurufen" gefehlt hat; z. B. vom ehrwürdigen E. M. Arndt in der Deutſchen Zeitung vom 14. und 15. Aug. d. J., ingleichen in vielen Nummern der in Berlin erſcheinenden Conſtitutionellen Zeitung des Monats Auguſt d. J.

11) „Antheil ꝛc." I. 187 fg., vgl. S. 207 fg., und V. (der zweite pariſer Friede I.) S. 57. 12) a. a. O. S. 216: „Ich berge nicht, daß ich im Gemüth die Abſicht gehabt und auch gar nicht daran zweifle, daß wir von dort, von jenen Gebirgen herab, auf das übrige Teutſchland mächtig gewirkt und die Einheit auf ganz andere Principien hergeſtellt, den Beitritt bedingt haben würden, als hernach durch ſo leere, auflöſende Verträge geſchah, ſo doppelſinnig, daß ſie unter den Theilhabern ſelbſt neuen Stoff und Samen des Unfriedens zurückgelaſſen haben, der noch nicht ausgerottet iſt und das Bundesſyſtem zu locker gelaſſen hat." 13) „Antheil" I. S. 218, vgl. IV. S. 19. 14) Vgl. auch den „Antheil" I. S. 219 fg.

Digitized by Google

aus nach der leipziger Schlacht nach den Niederlanden und den naſſau-oraniſchen Fürſtenthümern, in welchen er ein Jahr lang als dirigirender Miniſter (in Dillenburg) waltete.

Man hat, und gewiß mit vollem Rechte, das Jahr 1813 als den großen Wendepunkt des europäiſchen Staatslebens bezeichnet, in welchem die Volkspolitik an die Stelle der bisher allein entſcheidenden dynaſtiſchen oder Fürſtenpolitik trat[15]), ſowie in Bezug auf Teutſchland damals zuerſt ſeit Jahrhunderten der Gedanke der Einheit über die leidige Schattenſeite unſers Volksthums, den Particularismus oder die Sonderthümlichkeit, den Sieg davon trug[16]). Auch haben, als ein Paar Jahre nach jener ſchönen Periode einer ungetrübten Einigkeit auch zwiſchen den teutſchen Fürſten und Völkern der Same des Argwohns und der Zwietracht (bekanntlich beſonders durch Schmaltz's ſogenannte Denunciation der geheimen Verbindungen) ausgeſäet und dabei behauptet ward, in jenem Befreiungskriege ſei das teutſche Volk aus bloßem Gehorſam gegen den Befehl ſeiner Fürſten und „nicht anders zu den Waffen geeilt, als man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löſchen bei einem Feuerlärm eilt" (wie Schmaltz wirklich gemeint hatte), die Stimmen der ausgezeichnetſten Männer, wie Niebuhr, Steffens, der Freiherr von Stein, Arndt, Zſchokke u. a. m. das Falſche dieſer Behauptung zur Genüge nachgewieſen. Allein andererſeits iſt ebenfalls unleugbar, daß, wie Schloſſer[17]) ſich ausdrückt, „ſchon im November 1813, noch mehr aber in den beiden folgenden Monaten es Jedem, der ſich auf hiſtoriſche Vorzeichen verſtand, ganz klar ward, daß der ganze Vortheil des Befreiungskriegs in Teutſchland nur den Fürſten und ihrer alten Freiheit von je feindlichen Beamten, den Höfen, dem Adel, den Diplomaten zufallen werde; daß aber dem Volke das alte Joch wieder aufgelegt und zu den alten Laſten neue hinzugefügt werden ſollten" (was dann Schloſſer näher nachweiſt). In gleichem Sinne hat ſich bekanntlich auch E. M. Arndt ausgeſprochen[18]), der beſonders auf die großen Fehler hinwies, die in den Verhandlungen mit Frankreich in den erſten Monaten 1814 (in Chatillon) und ſpäter bei dem erſten pariſer Frieden gemacht wurden, in welchem man Frankreich auf die unverantwortlichſte Weiſe von der Welt ſchonte, weil Preußen durch die Eiferſucht der übrigen Großmächte gelähmt ward[19]). Schon damals fehlte es übrigens nicht an Männern, welche das Verderbliche und Verkehrte dieſer Diplomatie vor Augen legten und dringend vor Frankreich warnten, und zu dieſen gehörte unſer Freiherr von Gagern, der bereits im Frühjahr 1813, als unter den teutſchen Staatsmännern die künftige Geſtaltung Teutſchlands berathen ward, dem Freiherrn von Stein „Ideen" als unterſtellte Wünſche der Nation und als erſte Grundlinien einer neuen teutſchen Reichsverfaſſung mitgetheilt hatte, worin Teutſchlands Unzertrennlichkeit in einem teutſchen Kaiſerthume, Wiederherſtellung der Reichsgerichte rc. vorgeſchlagen wurden[20]). Derſelbe hatte ſodann im Frühjahr 1814 in der Schrift: Berichtigung einiger irrigen politiſchen Ideen aus Flaſſan's Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie faſt immer mit den eigenen Worten dieſes Schriftſtellers (der bekanntlich auf Antrieb des Kaiſers Napoleon ſein Werk officiell verfaßt hatte) unſerer Nation die Treuloſigkeit und den Verrath, die Argliſt und Gewaltſamkeiten in Erinnerung gebracht, durch welche Frankreich ſeit Ludwig XI. auf unſere Koſten ſich Burgunds, Lothringens, des Elſaſſes rc. rc. bemächtigt hatte, ſowie er zugleich damals ſchon an die Nothwendigkeit von Feſtungen am linken Rheinufer auf das Dringendſte gemahnt hatte[21]). Leider war dies Alles vergebens, da, wie Gneiſenau auch ſchon im Sommer des J. 1814 an Arndt ſchrieb[22]), „die Machthaber nur auf ſelbſtſüchtige Vortheile ihren Blick richteten, das gemeinſchaftliche Teutſchland vergaßen oder vernachläſſigten und „beſonders Öſterreich ganz gleichgültig gegen die teutſchen Angelegenheiten war;" womit denn auch des Freiherrn von Stein's Urtheil über Metternich's Politik ganz übereinſtimmt[23]).

Mit dem erſten pariſer Frieden begann, wie Schloſſer nur zu wahr ſagt[24]), „eine neue Periode der Unter-

15) Droyſen in der Halle'ſchen Allgem. Lit.-Zeitung. 1845. Januar. S. 24 fg. Bülow-Cummerow, Die europäiſchen Staaten S. 24 fg. Deutſche Zeitung vom 22. Nov. 1847. Scheidler in Bran's Minerva. October 1847 (zur Feier des 18. Oct.). 16) Niebuhr, über geh. Verbind. 1815. S. 14. Steffens, Was ich erlebte X. S. 473. Stein's Briefe an den Freiherrn von Gagern S. 250. Arndt, Geiſt der Zeit. 4. Bd. S. 552, Schrift für und an ſeine lieben Teutſchen. 1845. 1. S. 340. Zſchokke, überlief. (Aarau 1848.) S. 96. 17) Geſchichte des 18. und 19. Jahrh. 7. Bd. S. 1036. 18) Erinnerungen aus ſeinem Leben S. 210 fg. 19) Vgl. Berliner Literar.-Zeitung. 1845. Nr. 12 vom 12. Febr. Scheidler im Staatslexikon unter W. von Humboldt. 7. Bd. S. 290 fg. (1. Ausg.)

20) Vgl. „Antheil" 4. Bd. S. 31. (Merkwürdig ſind die Noten, die der Freiherr von Stein dieſen Vorſchlägen beifügte, und die mit folgenden Worten beginnen: „Beſteht die Freiheit Teutſchlands allein in der Macht der Fürſten, oder in der Freiheit der Einwohner und der Kraft der Nation? — Wie iſt eine Conſtitution möglich, die Beides gewährt? — Wurde es gewährt durch die Conſtitution von 1648; durch die Conſtitution von 1802? — Hat die Nation oder fremder Einfluß die Conſtitutionen gebildet? — Wie ſind die Fürſten entſtanden, wie haben ſie ihre Pflicht in den großen Kriſen des 30jährigen Kriegs, des Revolutionskriegs, erfüllt?") 21) „Ohne eine Vorwehr, ohne Feſtungen jenſeit des Fluſſes, das wäre ein Friede? Könnten wir eine Nacht ruhig ſchlafen? Ein Fluß iſt eine hübſche Grenze für Knaben, wenn ſie Geographie lernen, nicht für Männer und Soldaten. Wenn nicht jenſeit des Rheins, wo die Feſtungen, wo unſere Feſtungen liegen, ein Damm errichtet wird, ſo iſt den Franzoſen der Weg bis zur Weichſel und noch weiter übel verſperrt. Bis zur Elbe iſt kein Halt, und die Völker und Fürſten, die in der Mitte liegen, werden unaufhaltſam mit fortgeriſſen, ſie mögen bleiben und unterhandeln, oder ſich entfernen, und dieſe Zwiſchenlieger mögen Könige, oder Kurfürſten, oder Herzoge heißen." (Vgl. die Anzeige dieſer Schrift in Luden's Nemeſis. 1814. II. St. 1. S. 120 und „Antheil" Bd. 2. S. 22. In Bd. 5. S. 101 fg. iſt dieſe Schrift wieder abgedruckt.) 22) ſ. Arndt's Bericht aus ſeinem Leben. 1847. 2. Bd. S. 154. 156. 23) ſ. Hormayr's Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. 2. Bd. S. 273. 2. Ausg. (S. 269 ſteht Stein's Vorſchlag, Holſtein der däniſchen Herrſchaft zu entziehen; wäre derſelbe doch damals befolgt worden! Statt deſſen ward gar Lauenburg geopfert!!); vgl. auch Hormayr's Schrift: Kaiſer Franz und Metternich. 1848. S. 52 fg. 70 fg. Ferner Stein's Brief an von Gagern (deſſen „Antheil an der Politik." 4. Th.). 24) a. a. O. S. 1187.

Digitized by Google

drückung der Völker zu Gunſten der Könige, Fürſten, Ariſtokraten, Pfaffen und Diplomaten," und hiernach ließ ſchon damals der Charakter des wiener Congreſſes, auf den ſich der Freiherr von Gagern als niederländiſcher Geſandter im Sept. 1814 begab [25]) und von welchem man ſoviel hoffte, ſich leicht vorausſehen, was dann ſpäter die Geſchichte auch beſtätigt, und beſonders Görres theils in ſeinem rheiniſchen Merkur (damals hieß bekanntlich dieſer Mann der „vierte Alliirte"), theils ſpäter in ſeiner Schrift: Teutſchland und die Revolution ſo treffend geſchildert hat [26]). Der Hauptfehler war, daß man mit der allerdings nöthigen Reconſtruction der europäiſchen Staatenverhältniſſe, wobei natürlich alle Hauptmächte mitzureden hatten, auch die der teutſchen Angelegenheiten unmittelbar verband; wurde doch gar die teutſche Bundesacte der wiener Congreßacte einverleibt, und ſo den Fremdmächten wenigſtens ein Anlaß und Vorwand gegeben, ſich in unſere teutſchen Fragen zu miſchen, wie dies die neueſten Verwickelungen in Betreff Schleswig-Holſteins ſo klar zeigen. Ein zweiter, nicht minder großer Fehler war, daß auch in der teutſchen Verfaſſungsfrage blos die Fürſten, nicht auch die Vertreter der teutſchen Völkerſchaften zu Rathe gezogen wurden, obwol ausdrücklich im Frühjahr 1813 in Kaliſch zugeſagt war, daß die politiſche Wiedergeburt Teutſchlands „den teutſchen Fürſten und Völkern überlaſſen bleiben ſolle;" ein Punkt, auf den wir ſpäter zurückkommen werden, da es grade der Freiherr von Gagern war, welcher in dieſer Hinſicht die richtigeren Anſichten, obwol vergeblich, damals ſchon auf dem Congreſſe zu Wien, ſowie ſpäter mehrfach ausgeſprochen hat.

Auf dieſem Congreſſe, auf welchem es (wie ebenfalls Schloſſer nachgewieſen) [27]) ſehr wohl möglich geweſen wäre, Teutſchland größer und mächtiger zu machen, als es je im Mittelalter geweſen war, „auf welchem ſich aber um das Schickſal des armen teutſchen Volks Niemand kümmerte," welcher ſich vielmehr (wie der engliſche miniſterielle Globe ſich erſt noch im vorigen Jahre ausdrückte [28]), „in den mannichfachſten Vorkehrungen erſchöpfte, um Teutſchland politiſcher Vernichtung anheimfallen zu laſſen, um den kleinlichſten und verderblichſten Anmaßungen gekrönter Häupter die Weihe zu geben und die Gebiete des Reichs zu großen Schachbretern zu machen" — auf dieſem Congreß gehörte natürlich der Freiherr von Gagern zu der kleinen Zahl derjenigen Staatsmänner, welche auf die Erfüllung der ſo feierlich gegebenen Verheißungen von Kaliſch u. ſ. w. [29]), „die Wiederherſtellung des ehrwürdigen Reichs mit zeitgemäßen Modificationen," drangen, und man weiß, daß dieſe Anſicht überhaupt der damaligen Stimmung des Nationalgeiſtes entſprach. Sie konnte indeſſen nicht durchdringen, weil beſonders die Rheinbundsfürſten, vor Allen Baiern und Würtemberg, ihre von Napoleon's Gnaden erhaltene (und durch den unſeligen Vertrag von Ried vom 8. Oct. 1813 garantirte) wälſche Souverainetät durchaus nicht aufgeben wollten [30]); nicht einmal die Aufſtellung eines eigentlichen Bundesſtaats, den Preußen damals ſchon wollte [31]) (was ſelbſt Stüve als nöthig vor 18 Jahren anerkannte) [32]), konnte durchgeſetzt werden, ſondern ſtatt deſſelben ward ein bloßer Staatenbund, d. h. ein blos völkerrechtliches Verhältniß (eigentlich nur ein Fürſtenbund) feſtgeſtellt, der eben als ſolcher gar kein Erſatz der frühern Reichsverfaſſung und kein wirklicher Rechtsnachfolger des teutſchen Reichs [33]), überhaupt kein Staat im wahren Sinn des Worts war, da ein ſolcher eine zu Recht beſtehende höchſte Staatsgewalt, d. h. eine oberſte geſetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt vorausſetzt, die der ſogenannte teutſche Bund nicht hatte [34]), weshalb auch der öſterreichiſche Präſidialgeſandte am Bundestage in wiederholten Erklärungen dem teutſchen Bunde den Charakter eines Bundesſtaates, zu deſſen weſentlichen Merkmalen das Daſein eines Oberhauptes gehöre, abſprach [35]). An die Stelle von Kaiſer und Reich trat ein Bund ſogenannter ſouverainer Fürſten und vier (ſogenannter) freier Städte; doch ſteht geſchichtlich feſt, daß man damals in Bezug auf den Begriff der Souverainetät vorzugsweiſe die Unabhängigkeit von äußerer höherer Gewalt in Hinſicht auf die innern Verhältniſſe der einzelnen Staaten — mit unverkennbarer Beziehung auf die frühere Abhängigkeit von dem Protector des Rheinbundes — verſtand [36]); keineswegs (wie ſpäter in der „Schlußacte" beſonders Artikel 57) eine Unumſchränktheit im Innern, oder eine Vereinigung der geſammten Staatsgewalt im orientaliſch antiken und modern franzöſiſchen Sinne [37]), da dieſes ſchnurſtracks wie aller geſunden Politik überhaupt, ſo namentlich dem „ureignen Geiſte" des germaniſchen Volks zuwider geweſen ſein würde, aus dem doch die politiſche Wiedergeburt unſeres Vaterlandes verſprochener Maßen hatte hervorgehen ſollen. Es waren eben die teutſchen Fürſten ſelber, welche mit der Nichtwiederherſtellung des Kaiſerthums das monarchiſche Princip für das Ganze unſeres Vaterlandes eigenmächtig beſeitigten, welche damit zugleich den hiſtoriſchen Boden des alten Staatsrechts verließen [38]), um jene, „als Bonapartiſches Handgeld und Sündenlohn,"

25) „Antheil" 2. Bd. S. 4. 26) 1819. S. 9 fg.; vgl. Schaumann in von Raumer's Hiſtor. Taſchenbuche. 1850: („Die Stiftung des Bundes auf dem wiener Congreß."). 27) a. a. O. S. 1199. 28) Abgedruckt in der Oberpoſtamts-Zeitung. 1849. Nr. 104 vom 2. Mai. 29) ſ. Voß, Zeiten. 1813. 33. Bd. S. 499.

30) Klüber Acten des wiener Congreſſes. H. V. S. 94 fg. H. VII. S. 384. 31) Klüber a. a. O. H. V, 2. VII, 298. VIII, 565. Schleſier, Leben W. von Humboldt's II. S. 280 fg. 32) Über die Lage von Hanover. 1832. S. 10. 33) Klüber, Öffentl. Recht des teutſchen Bundes. §. 6. (3. Ausg.) 34) H. Zachariä, Teutſches Staats- und Bundesrecht. 1845. 3. Bd. S. 208 fg. 35) ſ. Protokoll der erſten Sitzung §. 4 vom J. 1816 (1. Bd. S. 16) und der zweiten Sitzung §. 7 (1. Bd. S. 49). 36) ſ. Tittmann, Die Verfaſſung des teutſchen Bundes. 1816. S. 22. Vgl. Sternberg in Bülau's Jahrbüch. 1845. 2. Bd. und 1846. 1. Bd. S. 272. 37) Paulus in Pölitz' Jahrb. 1833. 1. Bd. S. 251. Schildener in Scheidler's Teutſchem Juriſtenſpiegel. 1842. S. 137 fg. Joh. Müller, Vom Fürſtenbund. Buch III. Cap. 2 fg. 38) Vollgraff, Die teutſchen Standesherren S. 191. Pfeiffer, Praktiſche Ausführung ꝛc. I. S. 214. Klüber, Öffentl. Recht §. 71.

Digitized by Google

daſür, daß Teutſche wider Teutſche brudermörderiſchen Krieg geführt[39]), von Napoleon verliehene Souverainetät beizubehalten[40]); eine Souverainetät, von der ſchon anderwärts nachgewieſen worden iſt, daß ſie eigentlich als erloſchen betrachtet werden mußte, da der erſte pariſer Friede (1814) alle ſeit 1792 mit Frankreich abgeſchloſſenen Verträge vernichtet und in Beziehung auf Teutſchland nur die im §. 60 des Reichsdeputationsabſchieds von 1803 getroffene Verfügung über die Erhaltung der teutſchen Landesverfaſſungen als rechtsbeſtändig anerkannt hatte[41]). Und doch hatten auf dem wiener Congreß (am 16. Nov. 1814) ſelber der Graf Münſter[42]), ja ſelbſt der Fürſt Metternich[43]) ſich gegen die wälſche Auffaſſung des Souverainetätsbegriffs energiſch erklärt, ſowie der Erſtere das berühmte Wort ausgeſprochen[44]), „ohne wahrhafte nationale Freiheit wäre das Verdienſt der Befreiungskriege nur eine glänzende Sünde!" Im gleichen Sinne hatte der Frh. von Gagern (deſſen, den zweiten Band ſeines „Antheils" füllende, mit vielen intereſſanten Notizen und wichtigen Actenſtücken ausgeſtattete Berichte über jenen Congreß einen der denkwürdigſten Beiträge zur Geſchichte deſſelben bilden) ſtets das große allgemeine Intereſſe des ganzen Teutſchlands im Auge gehabt und muthig gekämpft gegen die wälſchen Deutungen und übeln Folgen „der von den Herren Talleyrand und Labespardière aufgefundenen und ausſtaffirten Legitimität mit allen ihren Extremen und abſurden Seiten, und des Worts der Souverainetät, die ein blos myſtiſcher Begriff iſt, ſobald es über das All und die phyſiſche Kraft hinausgeht, oder ſobald es bei einem Föderativſyſtem gedacht wird"[45]). Gleichergeſtalt hatte er ſich gleich von Anfang an für die Wiederherſtellung des Reichs und der Kaiſerwürde, für einen wahren Bundesſtaat (mit Unterordnung der Einzelſtaaten unter eine Centralgewalt, alſo wider jene leidige Souverainetät) und dahin erklärt: „ſein Hof denke bei dem teutſchen Bunde nur die Geſammtheit oder das Reich"[46]). Übrigens verdient beſonders bemerkt zu werden, daß Frh. von Gagern es war, welcher der teutſchen Pentarchie der fünf Großſtaaten, die ſchon damals (wie jetzt mit Abrechnung Preußens, an deſſen Stelle dermalen Sachſen getreten) eine Verfaſſung nach ihrem Gutbefinden für das ganze Teutſchland octroyiren wollten, entgegentrat und dies verhinderte[47]). — Was namentlich den für das innere Verfaſſungsleben der teutſchen Einzelſtaaten wichtigſten Artikel XIII der Bundesacte („in allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden") betrifft, ſo war derſelbe Anfangs in ziemlicher Währung ausgeprägt, dann täglich durch Kipper- und Wipperkünſte beſchnitten, ausgeſchabt und abgenagt, endlich in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt ohne Präge in den Umlauf eingetreten, ſo unſcheinbar und abgegriffen, daß man ſpäter ſeine Legende in ein „Erwartungsrecht (!) der Völker umzudeuten wagen durfte," wie Görres nur mit zu großem Rechte ſagte[48]). Auch der Frh. von Gagern erklärte noch während der Congreßverhandlung dieſen Artikel für zu nackt und unbefriedigend; was würde man unter König Johann in England geſagt haben, oder was würde entſtanden ſein, wenn man (1215) decretirt hätte: es ſoll eine Magna charta ſein oder ein Parlament, ohne zu beſtimmen, was in jener ſtehen und in dieſem verhandelt werden ſollte!"[49]). Ebenſo vergeblich (wie ſpäter Stüve)[50]) beklagte er ſehr die Nichtwiederherſtellung der teutſchen Reichsgerichte, „die man viſitirte, beſſerte, die der Freiheit ungemein zu Statten kamen, die Willkür hemmten, und ſelbſt die Rechtswiſſenſchaft großartig zierten und erweiterten"[51]).

Auch der bald nach der teutſchen Bundesacte geſchloſſene zweite pariſer Friede, den er ebenfalls mit unterzeichnete, gab ihm zwar manche Gelegenheit, ſeinen teutſchen Patriotismus zu zeigen (namentlich foderte er, vergeblich! die Rückgabe des Elſaſſes an Teutſchland, wogegen er ſich mit Erfolg dafür verwendete, daß die von Napoleon geraubten Kunſtſchätze wieder an ihre Eigenthümer kamen), aber auch Anlaß genug zu neuen und gerechten Klagen, ſowie endlich Stoff zu einigen 1816[52]) und 1845 erſchienenen Schriften[53]), von denen beſonders die: „Der zweite pariſer Frieden," höchſt intereſſant iſt[54]).

Noch vor der Eröffnung des Bundestags, dem er als bevollmächtigter Miniſter des Königs der Niederlande für Luxemburg (zugleich auch als außerordentlicher Ge-

39) Worte Hormayr's in den Lebensbildern. 2. Abtheil. S. 358 (2. Ausg.). Eine „Drachenſaat" nannte ſie ſelbſt die Augsb. Allgem. Zeitung. 1846 vom 31. Aug. Beil.

40) Luden, Allgem. Staatsverfaſſungsarchiv. 1816. 1. Bd. 1. Heft. S. 31. Vollgraff, Die Täuſchungen des Repräſentativſyſtems S. 2. Note 3. Feuerbach, Kl. Schriften ꝛc. 1833. 1. S. 95 fg. Wurm, Krit. Verſuche ꝛc. 1835. S. 115. 236. E. M. Arndt, Schriften für und an ſeine lieben Teutſchen. 1845. 2. Bd. S. 78. 317. P. Pfizer, Das Vaterland. 1845. S. 115.

41) Vgl. Berliner polit. Wochenblatt. 1833. 1. S. 13.

42) Klüber's Acten I, 69. Vgl. auch die merkwürdigen Expectorationen des Grafen von Münſter über die Souverainetätsſucht und den Souverainetätsſchwindel der kleinen teutſchen Fürſten, in den Briefen vom J. 1813 und 1814 an den Freiherrn von Gagern; „Antheil" II. S. 44 fg.

43) Klüber I, 24. Auch in dem „Antheil" II, 212 fg.

44) Hormayr, Lebensbilder. 2. Bd. (Vgl. auch eine Äußerung des Grafen Münſter über die Gefährlichkeit der in Wien erſt neu geſchaffenen Souverainetät, in einem Briefe deſſelben an den Freiherrn von Gagern; „Antheil" II, 44.)

45) Seine eigenen Worte; „Antheil" II, 198, vgl. S. 353.

46) Klüber, Acten VIII, 546. Welcker, Organ. Entwickel. 1831. S. 30. „Antheil" II, 239.

47) „Antheil" II. S. 11. 200 fg. 347 fg. — Daſelbſt findet ſich S. 359 fg. als Beilage XV ein „Fernerer Verſuch, politiſche Ideen zu berichtigen," welcher eine ſehr gediegene und noch jetzt viel Lehrreiches enthaltende Abhandlung über die Grundzüge der ältern teutſchen Verfaſſungsgeſchichte enthält. Dies gilt insbeſondere von dem Abſchnitte über das wahre Weſen und die Bedeutung der teutſchen Kaiſerwürde (S. 375 fg.), worüber noch ſo viele unklare Vorſtellungen im Schwange gehen.

48) Teutſchland und die Revolution. 1819. S. 22.

49) Klüber, Acten II. S. 432. „Antheil" II, 230.

50) über die Verfaſſung von Hanover. 1832. S. 6. 10.

51) Reſultate der Sittengeſch. IV, 49. „Antheil" II, 273.

52) Im J. 1816 erſchienen Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France. (Frankfurt.)

53) Vgl. die in der Berliner Literar.-Zeit. 1845 erſchienene Recenſ. (Nr. 12 vom 12. Febr.)

54) Zugleich 5. Bd. des „Antheils an der Politik." (Leipzig 1845, bei Brockhaus.) 2 Bde. (Auch findet ſich (1. Bd. S. 399 fg.) in derſelben eine merkwürdige Beſprechung des Proceſſes und der Hinrichtung des Marſchalls Ney; vgl. Deutſche Allgem. Zeitung vom 13. Dec. 1844.)

ſandter deſſelben bei der freien Stadt Frankfurt beglaubigt) beiwohnen ſollte, erließ er (am 3. Mai 1816) ein Sendſchreiben an den Fürſten Metternich, welches zuerſt in Luden's Nemeſis veröffentlicht ward[55]) und ein zu wichtiges hiſtoriſches Document nicht nur an und für ſich, ſondern auch dafür iſt, daß das Richtige den damaligen Machthabern in Bezug auf den teutſchen Bund wol geſagt worden, als daß wir nicht wenigſtens die Hauptſtelle daraus anführen ſollten, die große Controvers: Staatenbund oder Bundesſtaat? die wiederum in den Vordergrund der Staatsfragen der Gegenwart getreten iſt, betrifft: „Wol mag die Behauptung leicht vertheidigt werden, daß Teutſchland mehr Staatenbund als Bundesſtaat ſei. Aber wir können das Letzte nicht verbannen, noch entbehren. Augenſcheinlich deutet jenes mehr auf bloße Allianz, dieſes auf ſyſtematiſches Eingreifen und Einmiſchen. Die Frage: in wiefern eine Macht oder ein Staat berechtigt ſei, ſich in die innere Wirthſchaft des andern zu miſchen, iſt neuerlich, Frankreichs wegen, wieder ſehr tief erörtert worden, und man hat ſich der Überzeugung mehr genähert, daß man allerdings berechtigt ſei, drohende Gefahren von ſich und Andern abzuwenden. Es iſt die laute Sprache des Natur- und Völkerrechts. Auf Teutſchland und unter uns ſelbſt iſt es noch weit mehr anwendbar, ja unvermeiblich. — Die ganze Idee der Einheit beruht vielmehr auf ſolchem Bundesſtaat; auf dem gemeinſamen Zweck, auch innere Übel zu verhüten oder zu vertreiben. Ich will nicht bei jedem Anlaß die Beiſpiele häufen; aber denken Sie nur an die Zölle zu Waſſer und zu Land, an die Austräge! Von den klaren Fällen gehe ich zu den zweifelhafteren, dem Concordat, der Auswanderung, dem Poſtweſen! — Die Fragen, was wir thun ſollen, in welchem Umfange, was zuerſt, ſind jedoch nun vor der Thür, und fürwahr, ſie ſind nicht leicht. Nicht einmal die theoretiſche: was wir ſind? Die Kaiſerwürde zu beſeitigen, war ſicher nicht der Weg, der Maſchine beſſern, gebahntern und raſchern Gang zu verſchaffen. Alles iſt nun complicirter, neuer, formenloſer. Die Rollen ſind nicht ausgetheilt, die Grenzen nicht geſteckt und die Abweſenheit der Reichsgerichte erſchwert noch unendlich dieſe Lage der Dinge. Denn dieſe geregelten richterlichen Functionen gehen nun in großer Maſſe auf uns über. — Für E. F. G. iſt immer die Nothwendigkeit da, ſich aus Ihrer Rolle, aus der Rolle und dem Standpunkte des Öſterreichers, hinaus zu denken. Für Sie dort exiſtirt am wenigſten das Bedürfniß jener teutſchen Einheit. Anderswo, das Volk vielleicht noch mehr, als die Regierung, denkt man ſich bei dieſer Einheit etwas den Nachbarn nicht ſehr Anſtändiges. Noch Andere verleitet die Eitelkeit, daß ſie es miskennen. Für die Niederlande und Dänemark endlich iſt es kein Bedürfniß. Allein nichtsdeſtoweniger weit die größere Anzahl, alle mittleren und kleineren Staaten, ſehnen ſich darnach. Sie finden darin Ehre, Stolz, Größe, Fortſchreiten und Sicherheit; ein Nationalgefühl, ein glückliches Amalgamiren der Vortheile, in großen oder kleinen Staaten zu leben. Kurz, ſie finden darin für ſich den weſentlichſten Zweck unſerer Verbindung. Laſſen Sie das immer anerkennen und nicht hemmen, wenn wir auch als Staatsmänner der Meinung wären, daß der feſte Bund gegen Außen das Weſentliche ſei, das, auf welches Europa, der kluge und tugendhafte Theil in Europa, zählt. Denn auch das wird durch jenes befeſtigt werden. Handelte man anders, ſo würde alſobald jener Einwurf neue Nahrung finden, daß der Bund ohne Öſterreich und Preußen hätte geſchloſſen werden ſollen; daß der Bund des Mächtigen mit dem Mindermächtigen ein unhaltbarer und heterogener ſei. — Sowie wir den unzufriedenen Geiſt in Teutſchland nicht fürchten ſollen, müſſen wir ihn auch nicht nähren. Am allermeiſten aber muß man Wort halten, und hat man die Prämiſſen gewollt, ſo muß man auch die Conſequenzen wollen! — Mir ſcheint es nicht ſowol nöthig, die Wahrſcheinlichkeiten, das was kommen wird, die Fragen alle in unſeren Verſammlungen alſobald hervorzurufen und anzupacken, als ſie im Voraus zu denken, ſoviel möglich klar zu denken, zu ſtellen und zu reihen. Ja ſelbſt die misbeliebigen müſſen wir ſo vor Augen haben, weil ſie auch ohne uns erſcheinen und keinem Einzelnen die Befugniß zuſteht, ſie gradezu zu beſeitigen. — Ich will es alſobald ganz unumwunden ſagen: Der ganze Zweck und Gehalt des Bundes, der ganze Zweck unſers Daſeins, dieſer an ſich ſehr heilſamen Anordnung, wäre vernichtet und unheilbar, wenn wir uns hier im Beginnen mit der lana caprina beſchäftigen, mit Dingen, bei welchen die Allgemeinheit kalt und gleichgültig iſt, ja, wie ich es ahne, mit unangenehmen Anſprüchen oder misfälligen Behauptungen und ſo alſobald in einen Miscredit fallen, aus dem es ſchwer ſein wird, wieder ſich empor zu arbeiten. — Es iſt unverkennbar jetzt ein Wetteifer unter den Nationen. Was der Inſularzuſtand England zum Vorſprung gibt, wiſſen die Klügern unter uns. Nichtsdeſtoweniger iſt dieſes Verlangen auch nach der franzöſiſchen Revolution, und ſie überlebend, überall geblieben. Noch vor Kurzem ſagte dort M. de Villele, einer ihrer ausgezeichneten Männer, au nom de la commission centrale: „sans doute qu'un trop grand nombre d'expériences funestes a pour toujours éloigné de nous le prestige de vaines theories d'une liberté ... mais ce serait tomber dans une erreur dangereuse, que de conclure de cet éloignement, que les Français renonceraient sans peine à l'exercice réel des droits politiques, que la charte leur a assurés.“ — Wo iſt das nicht? Es iſt der Zeitgeiſt, die Mode, die Sucht, wenn Sie wollen. — Man hat es ungemein empfunden, daß die Kaiſerwürde aufhört, und wäre das zu ändern, ſollte man noch dafür wirken; der Mangel der Reichsgerichte wird bitter beklagt, der Artikel der Bundesacte, der von den Landſtänden ſpricht, iſt beinahe noch das Einzige, was Befriedigung und Hoffnung gab.

55) Nemeſis. 1816. VII, 594. Dann im „Antheil“ III, 227 fg.

Ich bin keineswegs blind über die Mängel und Gefahren ſtändiſcher Verfaſſungen. Aber wir entgehen ihnen nicht; ſie ſind verheißen, ſie ſind ſehnlich erwartet und begehrt; damit die Nation hingehalten zu haben — über die Folgen möchte ich meine Hände in Unſchuld waſchen. Das iſt alſo hier unſer großes Thema; dieſes Beſtreben ehrenvoll, fruchtbringend und unſchädlich zu machen, es zu lenken. — Dann wenn wir hier einen ehrenvollen Stand einnehmen, mit Würde, Wahrheit und Intelligenz erſcheinen, wird eben dann unſer Beiſammenſein, dieſer Bundestag, das tüchtigſte Heil- und Verwahrungsmittel ſein. Unſere wahre Beſtimmung, unſere Inſtructionen, werden uns ziemlich vor Misgriffen und Extravaganzen ſchützen. Und hier iſt ein Zaum, und Remedur, ſollte man über die Schnur gehen — die in andern politiſchen Verſammlungen minder anwendbar iſt, ſchnelle Zurückberufung und Ablöſung. Anſtand, Tact, das Maß des Nachdrucks und der independenten Reichs- und Nationalſprache, wahrer politiſcher Accord ſollte von uns ausgehen, bei uns die Muſter ſein, und nachher der Andern Aufſeher und Cenſoren werden .... Das iſt alſo der Zuſtand: Ein ſehr ungleiches Bündniß, nicht aber durch die augenblickliche Nothwendigkeit erzeugt, und alſo von mehr wie einer Regierung kalt aufgenommen, von der Nation im Ganzen aber ſehr feſtgehalten. In Teutſchland viel Unzufriedenheit, ein Gemeingeiſt, der bisweilen ausartet, und ein heißes Verlangen nach ſichernden Verfaſſungen. Dieſe ſind theils vorhanden, theils verheißen, theils begonnen, theils beſtritten."

Mit welch' klarem Blicke der Freiherr von Gagern auch die auswärtigen Verhältniſſe Teutſchlands, namentlich die Bedeutung der nationalen Einheit in dieſer Hinſicht, die übeln Folgen der Sorgloſigkeit in dieſer Hinſicht u. dgl. m. auffaßte, davon gibt dieſe Denkſchrift ebenfalls hinlänglich Zeugniß[56]).

Übrigens erſchien dem Freiherrn von Gagern der endlich (ſtatt am 1. Sept. 1815 am 4. Nov. 1816 eröffnete Bundestag damals als der „Focus, als der große heimiſche Herd, wo ſich alle guten Geſinnungen entwickeln würden, wo ſie ſollten concentrirt, erwärmt, geläutert, geſtählt, verbreitet werden; was wir früher zu unſerer Schande, wie zu unſerem Verderben entbehrt hatten. Unter jenen guten Geſinnungen verſtand ich Nationalität, den Begriff, und das ſtets wache, ſtets ermannende Gefühl eines großen Vaterlandes — die Feſtigkeit und Unverbrüchlichkeit und den Zuſammenhang des Bundes; die feſte Sprache und das Bewußtſein — nicht der veralteten Superiorität unſerer Kaiſerkrone — ſondern der gänzlichen Unabhängigkeit, der freien Bewegung und des Wetteifers in Allem, was auf der Erde Großes geſchieht. Alsdann den Sinn für Wahrheit und für Recht, die Sorge für Ruhe und Beſitzſtand, die Pflege der Religion und der Eintracht unter den Religionsverwandten; Alles, was Bildung und Ausbreitung nach Sprache, Literatur, Wohnung, Gewerb und Fleiß begünſtigen oder befördern kann. — Ich verſtand darunter die ebenſo männliche als zutrauliche Rede der Mächtigſten — die ihren Mitverbündeten und der Nation als ſolcher, die Ereigniſſe, die Erwartungen — etwa die Reſultate zu Aachen, zu Laibach, Verona, London — kund thun, entwickeln, ſie rechtfertigen und berichtigen würden, anders als durch Drohungen, Bezüchtigungen und Strafgebote — und wenn ſie bisweilen eitlen gewagten Hoffnungen widerſprechen müſſen, doch die edleren Gefühle wach halten und dem Verſtande die Ehre anthun, ihn für etwas, ihn für gegenwärtig zu halten, ihm den klaren Stoff zu liefern und ſeinen Gang, ſeine Entwickelung, ſeine Anwendung zu fördern"[57]).

Wie die andern Geſandten, hielt auch er eine Rede bei Übergabe ſeiner Vollmacht[58]), in der beſonders hervorzuheben iſt, daß er auf den damals ſchon vergeſſenen, oder vielmehr ignorirten Hauptpunkt, daß das teutſche Volk das alleinige Verdienſt des Befreiungskrieges hatte, hinwies, indem er des Andreas Hofer „abſichtlich Erwähnung that, deſſen und der Seinigen Beginnen auf

56) Hier nur einige der 42 dort namhaft gemachten und erörterten Hauptpunkte: XVI. Wer ſind wir? — Die Nation oder das Reich teutſcher Nation in complexu? — Ganz gewiß oder gar Nichts! Die Idee: Kaiſer und Reich, iſt factiſch in unſer Daſein hinübergegangen. — XVII. Krone und Scepter auf unſerm Tiſche? Wo ſind dieſe Ornamente? Sorge dafür. — Es iſt nämlich die Idee der Einheit als Sinnbild der Gewalt, des Executiven, des Monarchiſchen darin ausgedrückt. Warum alſo nicht? Die nächſte Erinnerung, um wieder darnach zu greifen! Lord Caſtlereagh ſprach oft in Wien von the *imperial* dignity given in commission. Ich hatte in Wien ſchon darauf und auf dem Ausdruck Reich beſtanden. Wahrlich den Fürſten zu Gefallen. — XIX. Sind wir blos paſſiv? Werden wir uns blos auf außerordentliche Sendungen beſchränken? — Wahrſcheinlich, aber die Entwickelung und Befeſtigung der Dinge bei uns kann andere Reſultate liefern. Daher überläßt man es am beſten ohne Beſtimmung der Zukunft. — XX. Werden wir uns nicht in fremde Angelegenheiten miſchen? — In gewiſſem Betracht, warum nicht? Was iſt der europäiſche Völkerverein? Eine Auswechſelung ſolcher freundlichen Officien. Wenn man auswärts unſerm Staatskörper Eintracht empfiehlt, warum nicht wir — andern? Wir hören in England vom ſchwarzen Sklavenhandel, warum nicht bei uns und mit eigener und europäiſcher Berechtigung von den weißen Sklaven? Wir hörten, da man die Proteſtanten im ſüdlichen Frankreich gedrückt vermeinte, Anſtalt zur Interceſſion, warum nicht bei uns? Man ſprach laut von der Theilnahme am Schickſale der Arguelles und Villacampa, warum nicht bei uns? Sind wir dem Widerſtand dieſer beherzten Spanier etwa weniger Dank ſchuldig, als die Engländer? Mit ſolchen europäiſchen Gegenſtänden die Aufmerkſamkeit der Menſchen zu beſchäftigen, den politiſchen Durſt löſchen, ihren Seelen Schwungkraft geben, ſie auf ſittliche Gegenſtände führen, iſt viel beſſer als innere Grillenfängereien. — XXI. Liegt uns nicht daran, z. B. in der Schweiz und in Nordamerika, Geſandtſchaften zu haben? — Seitdem man den immenſen Fehler begangen hat, die Schweiz aus unſerm Bundesſyſtem heraus zu laſſen, die Capitulationen mit Frankreich nicht zu hindern, dort ein Neutraliſationsſyſtem zuzugeſtehen. d. h. bei euch ſoll der blutige Tummelplatz niemals ſein, ſondern lieber bei uns, wobei es doch wol Niemand recht Ernſt iſt — ſcheint mir von der Seite keine Fürſorge im Reiche teutſcher Nation zu viel und überflüſſig. Die Gleichgültigkeit, die Sorgloſigkeit in ſolchen Dingen, die Vernachläſſigung, hat eben unſern vorigen ſchlechten Zuſtand herbeigeführt.

57) Mein Antheil III. S. 13 fg.

58) Sie ſteht Antheil III. S. 24.

unſer politiſches Wiedererwachen, auf die lebendiger werdenden Gefühle für Nationalunabhängigkeit ſo bedeutenden Einfluß gehabt hat." Bei den Debatten über die vorläufige Geſchäftsordnung ſetzte er durch, daß die Publicität der Protokolle der Bundesverſammlung als Regel feſtgeſtellt ward [59]). Später als die bundestägliche Auto- und Bureaukratie es übel vermerkte, daß die freiſinnigen Staatsgelehrten die Bundesprotokolle benützten, um die Rechte des Volks und der Stände zu vertheidigen, und als jene deshalb die fernere Veröffentlichung (ſeit 1824) abſchaffte, erließ unſer Freiherr (am 22. Nov. 1825) ein Promemoria an das großherzoglich heſſiſche Staatsminiſterium [60]), worin er — „in nachdrücklichem und urbanem ſchonendem Tone zugleich, in welchem die unterrichtete und erhaltende, oder die Rechte Aller ſchirmende Ariſtokratie ſtets ſprechen ſollte" [61]) — auf die Wiederherſtellung der Publicität qu. drang [62]). — Als der Großherzog von Weimar die von ihm im J. 1816 mit den Ständen vereinbarte Verfaſſung, die erſte, in der das neue conſtitutionelle Repräſentativſyſtem in Teutſchland grundgeſetzlich anerkannt ward — unter die Garantie des teutſchen Bundes ſtellte, und man es von gewiſſen Seiten „anmaßend und übereilt fand, daß ein ſo mindermächtiger Staat mit dem Beiſpiele voranging" [63]), begrüßte der Freiherr von Gagern in der achten Sitzung des Bundestags in ſeinem ausführlichen Votum freudig das Erſcheinen jener zeitgemäßen, vernünftigen Verfaſſung, in welcher zuerſt den Verheißungen von Wien Wort gehalten ward, und bezeichnete es „als höchſt erwünſcht und Lehre und Muſter bietend, daß ebendieſes zuerſt ohne beſondern Widerſpruch, ohne mißliebige, erbitternde Reibungen, ohne metaphyſiſchen Prunk mit dem einfachen: suum cuique! im Lande der Wieland und Goethe vorging u. ſ. w.; daher er den Antrag ſtellte, nicht nur dem Großherzoge Karl Auguſt dafür von Bundeswegen den geziemenden Dank abzuſtatten, ſondern auch ſämmtlichen weimariſchen Staatsmännern und Behörden, die dabei nützlich concurrirt haben, die allgemeine Zufriedenheit auszudrücken" [64]).

Nur kurz ſei in Bezug auf ſeine anderweiten Vota noch erwähnt, daß die bei den Debatten über die „Reihenfolge" [65]), die „Competenz" [66]), die „weſtfäliſchen Domainenkäufer" [67]), die „Austrägalinſtanz" [68]), die „Auswanderungsfrage" [69]), das „Verhältniß zu den Barbaresken" [70]) abgegebenen die wichtigſten waren. Beiweitem am wichtigſten war aber ſeine Rede in der 44. Sitzung bei Gelegenheit der erſten Vertagung (vom 1. Aug. bis 3. Nov. 1817) der Bundesverſammlung. Der öſterreichiſche Präſidialgeſandte (Graf von Buol-Schauenſtein) hatte in einer Überſicht über die bisherigen Leiſtungen der Bundesverſammlung ſich in einer ziemlich breiten und ſelbſtzufriedenen Aufzählung der einzelnen erledigten Geſchäfte gefallen, dabei aber des ſo wichtigen Artikels XIII und der Debatten über die Garantie der weimariſchen Verfaſſung gar nicht gedacht, überhaupt aber die damaligen „Zuſtände" nur in einem ganz roſigen Lichte geſehen und dargeſtellt. Alle übrigen Bundestagsgeſandten begnügten ſich beizuſtimmen; nur der Freiherr von Gagern fand es doch anſtändig und national und gut, die Materie auch von anderm als dem Präſidialgeſichtspunkte aus zu beleuchten [71]), und hielt ſofort einen Vortrag, in welchem er zwar auch im Ganzen ſeine Zufriedenheit mit dem Geleiſteten bezeugte, aber ebendeshalb „ſich auch nicht ſcheute, die Hand auch an die ſchadhaften Stellen zu legen." Er deutete ausdrücklich den Grundfehler, daß man, wenn man Fürſt und Volk als entgegengeſetzte Begriffe anſehe, das conſtitutionelle Syſtem nicht richtig auffaſſe, ebenſo das Souverainetäts- oder monarchiſche Princip übertreibe, wenn man nicht auch das demokratiſche in ſeiner Berechtigung anerkenne, ja, er ging ſoweit, offen auszuſprechen [72]): „Nachdem ich dieſen gerechten Tribut der Monarchie und Ariſtokratie gebracht habe, bin ich nicht minder auch Demokrat. Freilich nicht regellos und ſtürmiſch, ſondern ich ſtrebe in dem verſtändigen Sinne es zu ſein, der der Freiheit und der Ordnung zuſagt. Denn das iſt eben, worin wir zurück ſind, der unverſtändliche und ſchädliche Antagonism in Teutſchland, den ich befeinde, daß ſchon das Wort Ariſtokratie den Ohren der Einen ſo ein Gräuel iſt, als den Andern Demokratie! Ich bekenne mich dazu ſo unumwunden, daß ich manchen Herrn an der Donau vielleicht damit in Erſtaunen ſetzen werde. Seine Verwunderung würde ſteigen, wenn ich ihn verſicherte, daß das demokratiſche Princip eben in unſerer Kaiſerwürde enthalten war. Denn auf den richtigen Urbegriff kommt es an; auf die auxilii latio der Alten, auf jenes verſtändige Verſchaffen der Hilfe, entgegengeſetzt der Selbſthilfe durch Fauſt und Pike, die, wenn ſie überhand nimmt, zu den Mitrailladen und Erſäufungen, zu Robespierre und Ma-

59) a. a. O. S. 31. 60) Es findet ſich im Antheil 3. Bd. S. 246 fg. (Hierbei ſei eine ganz irrige Behauptung des Staatslexikons berichtigt [S. 295], welches die in jenem Promemoria ausgeſprochenen Worte Gagern's: „durch meine Beſitzungen ꝛc. nahm ich hier in ſtändiſcher Verſammlung Platz," für „faſt komiſch" erklärt, weil er „nur der Gnade des Fürſten dieſen Platz verdanke." Allein Gagern ſchrieb jenes als Mitglied der zweiten Kammer, und wurde ja erſt 1829 Mitglied der erſten!) 61) a. a. O. S. 32. 62) Unter Anderem heißt es S. 250: „— — Und während dem dieſe große und erleuchtete teutſche Nation mehr nach den Muſtern im Weſten ſtrebte, fähiger, aufgeklärter, in Religionsſachen einiger und duldſamer, fleißiger iſt als eine, während dem ihr der 13. und 14. Artikel zur Seite ſtehen; während dem man ihr Ruhe, Geduld, Ehrerbietung anmuthet — ja in ihr lebt — ſtrebt man beſtändig dahin, ſie auf orientaliſche Weiſe zu modeln, ihren guten Gewohnheiten Abbruch zu thun; geordnete Dinge wieder zu confundiren und den menſchlichen Verſtand gefangen zu nehmen, ſtatt ihn zur Ehre Gottes zu entfalten. Und wenn das durch falſche Vorſtellungen unter ſo geehrten, tugendhaften, mit Ehre und Lorbeeren geſchmückten Monarchen geſchieht: — was erſt ſpäter?" 63) S. 43. 64) „Antheil" III, 39 fg.

65) S. 72 fg. 66) S. 89 fg. 67) S. 97 fg. 68) S. 121 fg. 69) S. 154 fg. (Dabei ſei daran erinnert, daß er für dieſes ſo wichtige ſociale und politiſche Problem ſein ganzes Leben hindurch möglichſt zu wirken ſuchte, einen Verwandten [v. Fürſtenwärther] deshalb auf ſeine Koſten Nordamerika bereiſen ließ und ſeinen Bericht zum Druck beförderte. Mit Recht konnte er noch 1844 [Allgem. Zeitung Nr. 221, Auß. Beil.] von ſich ſagen, daß er ſtets „an der Spitze in dieſer Sache geſtanden habe.") 70) S. 156 fg. 71) a. a. O. S. 170 fg. 72) Antheil III, 185. Nemeſis X, 403.

Digitized by Google

rat's Gräueln führt. Wenn ſie nur iſt, ſo iſt es gleichgültig, ob dieſe geſetzliche Hilfe leiſtende Behörde Tribunen in Rom heißen, oder Imperatores cum tribunicia potestate; Kaiſer bei uns, oder anders zu Florenz und zu Venedig. So viele Mandata de non turbando — de non gravando — oneribus insolitis zeigen genug, wo bei uns dieſe auxilii latio war. Sie entziffert die nicht getheilte Sehnſucht nach dieſer alten Form, die wahrſcheinlich nicht aus dem Verlangen entſtand, hier vom großen gebratenen Ochſen zu koſten, oder die kurfürſtlichen Hermeline bei dem feierlichen Einzuge anzuſchauen. Um ſo dringender iſt es, daß etwas von dieſem Schutz und Schirm, daß das ſufficiente Maß hier gefunden werde. Wir ſetzen uns vor, ſie ebenſo in die geziemenden Schranken zu leiten, als wir Unarten entgegengeſetzter Art zu ſteuern befugt ſind, als wir Teutſchlands Ehre und Hoheit aufrecht erhalten wollen; denn dieſe Ehre und Anſehen ſteht jetzt [73]) hoch in Europa."

Man kann ſich hiernach leicht erklären, daß, zumal ſeit dem in jene erſten Ferien des Bundestages fallenden Wartburgfeſt, das Mistrauen der Machthaber fort und fort gewachſen war, ein ſo freimüthiges Mitglied, wie der Freiherr von Gagern, mehr und mehr misliebig werden mußte. Doch hatte er (nachdem er jene Ferien zu einer Reiſe nach Italien benutzt) nach dem Wiederzuſammentreten jener Verſammlung im November 1817 noch einige Male Gelegenheit, ſeine Freiſinnigkeit und echt teutſche Vaterlandsliebe bei den Debatten über den Artikel XIII der Bundesacte in der 58. Sitzung vom 22. Dec. 1817 und der 11. von 1818, ſowie über das teutſche Kriegs- und Vertheidigungsweſen (Sitzung 3 und 18 von 1818) zu bewähren [74]). Am 13. April 1818 wurde ſeine Abberufung als Bundestagsgeſandter vom Präſidium vorgetragen [75]). Gagern, indem er dies in ſeinem „Antheil an der Politik" [76]) ganz einfach erwähnt, fügt hinzu: „Wenn meine Entfernung in irgend einer Beziehung nachtheilig gewirkt hätte, ſo habe ich weſentlich mir ſelbſt die Schuld beizumeſſen. Willig nahm ich die Schippe und das Baummeſſer in die Hand. Der Nation bleibe ich verpflichtet, daß ſie mein Beſtreben am Bundestage, wie es auch mag geweſen ſein, mit Wärme und Theilnahme aufnahm." Noch in demſelben Jahre gab er als eine Art Compte rendu ſeiner Wirkſamkeit in Frankfurt eine Denkſchrift heraus [77]).

Im J. 1820 wurde Gagern, der ſich, nachdem er auch von dem Könige der Niederlande „in Disponibilität" geſetzt worden, auf ſeine Güter in Rheinheſſen (Monsheim unweit Worms) und Naſſau (Hornau bei Höchſt) zurückgezogen hatte, vom Wahlbezirke Pfeddersheim in Rheinheſſen zum Abgeordneten für den damals zuſammenberufenen erſten Landtag des Großherzogthums Heſſen gewählt. Indem er den Bericht über einen von der Staatsregierung vorgelegten, das neue Verfaſſungsweſen betreffenden Geſetzentwurf erſtattete, hatte er dabei Gelegenheit, nicht blos ſeine reiche geſchichtliche Kenntniß zu entwickeln, ſondern auch ſehr nutzbar für die Gegenwart zu machen. Er erwarb ſich das weſentliche Verdienſt dabei, daß auf dieſe Grundlagen hin eine freiere Verfaſſung als die anfänglich ertheilte zu Stande kam. Aber auch auf den ſpätern von ihm beſuchten Landtagen (namentlich auch, nachdem er im J. 1829 zum lebenslänglichen Mitgliede der erſten Kammer ernannt worden, in der er übrigens zu viele Stockariſtokraten zu Collegen hatte) brachte er eine Fülle von Geiſt, von Ideen und Kenntniſſen in die von ihm gefertigten Ausſchußberichte und in die Debatte. Er trug beſonders dazu bei, daß der höhere patriotiſche Standpunkt, der Standpunkt des Teutſchſeins, nicht verloren ging [78]). — Auch hier beſchränken wir uns auf nur einige Hauptpunkte ſeiner landſtändiſchen Wirkſamkeit, die für noch ſchwebende Staatsfragen praktiſches Intereſſe haben: „Vaterland — ein großes Vaterland, Nationalität, teutſche Ehre, Anſehen, Zuſammenhang, Kraft, Cultur, Entwickelung" bezeichnete er im December 1832 in einer Rede in der erſten Kammer als Hauptſtoffe ſeiner Wirkſamkeit. „Nach den religiöſen Ideen," ſetzte er hinzu, „ſei unſtreitig wohlverſtandene Vaterlandsliebe, das Bewußtſein, einer großen, geſegneten, in ſich ſelbſt verbundenen Nation anzugehören, das höchſte, das wärmſte, das ſeligſte Gefühl auf der Erde, und er beklage den, der deſſen entbehrte." Doch verblendete ihn ſein teutſcher Sinn ebenſo wenig gegen die Anerkennung der Mängel in unſerm Nationalcharakter und der Vorzüge anderer Völker, als ihn ſeine bevorzugte Stellung, wie ſo viele ſeiner Standesgenoſſen, die Theilnahme an dem Wohle des „Volkes" vergeſſen ließ. Obgleich ſelbſt Privilegirter, rief er doch auf einem der heſſiſchen Landtage den Privilegirten das ſchöne Wort freiwilligen Opferbringens: Pätus, es ſchmerzt nicht! zu, und dieſe Geſinnung feſthaltend, äußerte er ſich noch 1835 günſtig über die „Verwandlung der Theilabgabe von Weinbergen in der Provinz Rheinheſſen in jährliche ſtändige Grundrenten," nach Grundſätzen, welche den Pflichtigen vortheilhaft ſeien, weil ihm dies „als im Bedürfniſſe der Zeit liegend erſcheine, und weil er dadurch einen großen Stoff des Haders, der doch noch in großer Maſſe zurückblieb, zu beſeitigen hoffte." Im J. 1830 erklärte er, daß er gegen den Code civil (den unmittelbar darauf ſein College in der erſten Kammer, der ſonſt geiſtreiche Freiherr von Breidenſtein, „ein vulkaniſches Product der Revolution" nannte) „die größte Ehrerbietung empfände." Im

73) Allerdings 1816!! — Aber wie ſtehen wir jetzt, wo die Fremdmächte durch londoner Protokolle trotz Preußens Widerſpruch über das Schickſal teutſcher Länder und Völker entſcheiden wollen! Und wer war daran Schuld, als der Bundestag, der, obiger Gagern'ſchen Mahnung uneingedenk, Teutſchland in Schmach und Verachtung fallen ließ (wie dies der Generallieutenant von Radowitz ſo unumwunden mehrfach ausgeſprochen), und deſſen ſogenannte „Reactivirung" trotz Preußens Widerſpruch wir kürzlich (2. Sept. 1850) erleben mußten!! 74) Das Speciellere ſ. im „Antheil" III, 190 fg. 75) Sein Abſchiedsſchreiben, ſowie die Präſidialantwort, iſt in das Protokoll (17. Sitzung) eingerückt. 76) III, 223. 77) „Über Teutſchlands Zuſtand und Bundesverfaſſung." 1818. Vgl. Stein's Brief darüber im „Antheil" 4. Bd. S. 65.

78) Vgl. die „Gegenwart" 1848. (Heft 12. S. 719), Staatslexikon 5. Bd. H. 2. S. 293. Buchner in Buddeus, Teutſch. Staatsarchiv. 2. Bd. S. 172 fg. 180 fg.

Digitized by Google

nämlichen Jahre erklärte er ſich, „obgleich unter Wappenſchildern aufgewachſen," doch gegen die Beibehaltung des alten feudaliſtiſchen Huldigungseides neben dem neuen Verfaſſungseide. Obgleich genau die Windroſe der Zeit kennend, nahm er doch keinen Anſtand, 1832 die Wiederherſtellung der relativen Öffentlichkeit der Bundesverhandlungen (deren Verheimlichung ſeit 1824 er ſchon im J. 1825 zum Gegenſtande einer Beſchwerde beim großherzoglichen Staatsminiſterium gemacht hatte) zu beantragen. Im J. 1835, bei Gelegenheit der Berathung über den Geſetzentwurf, die Öffentlichkeit der Verhandlungen in Strafſachen in der Provinz Rheinheſſen betreffend, ſprach er ſich für eine möglichſt geeinge Modification der bisher in Rheinheſſen beſtandenen unbedingten Öffentlichkeit aus u. ſ. w. Im nämlichen Jahre 1835 ſtellte er einen Antrag: „die Staatsregierung zu erſuchen, den Ständen über die Bundesbeſchlüſſe, die das Verbot des Wanderns in der Schweiz, oder auch nach andern Gegenden betreffen, genügende Auskunft zu geben," und weiter einen Anteag: „die Staatsregierung zur Einleitung zu bewegen, damit von Seiten des teutſchen Bundes die behuſigen Schritte geſchehen, daß der bürgerliche Krieg in Spanien menſchlicher und dem Völkerrechte gemäßer geführt werde"[79]). Ebenſo bewog ihn ſein lebhaftes Gefühl für die Leiden der ſogenannten arbeitenden Claſſen zu Anträgen über die Beſchränkung der Arbeitszeit der Kinder in den Fabeiken[80]). Im November 1838 ſprach er bei Gelegenheit der Berathung über die Adreſſe auf die Thronrede rühmend über die nicht lange vorher „in einem andern großen Lande" (dem öſterreichiſchen Italien) verkündigte Amneſtie zum Zweck der Nachahmung im Großheezogthume Heſſen. „Wo auch der Impuls mag hergekommen ſein, die Amneſtie war vollſtändig und die Vergehen, die Tendenz dort keineswegs geringer, das Trachten ungefähr daſſelbe. Daß dort mehr Ariſtokraten Antheil nahmen, neigt die Wagſchale zu Gunſten der Teutſchen. Iſt man in ſolchen Dingen ſtrafbar, ſo ſind es die Ariſtokraten um ſo mehr. Bei uns waren es mehr Jünglinge mit falſchen Anſichten. Viele ſind ſchon über weite Waſſer geführt weeden — nach Amerika! Dieſe Entfernung der Unzufriedenen iſt unter allen conſervativen Maßregeln die beſte und ſtärkſte. Meine heiligſten Pflichten gebieten mir alſo zu ſagen: — es iſt den Mächtigſten ſelbſt, es iſt allen Fürſten, es iſt dem Bunde und allen Begriffen vom Bundesſyſtem nachtheilig, es trübt und entfremdet die Geſinnungen, wenn dieſem mailändiſchen Vorgange nicht in Teutſchland je eher je beſſer gefolgt wird." Auf demſelben Landtage ſtellte er Anteäge auf gänzliche Abänderung der eidlichen Formel der den Jünglingen eingehändigten Univerſitätsmatrikel zu Gießen und, duech Vermittelung der Staatsregierung, zu Göttingen, und überall, wo ſonſt Ähnliches vorkommt, ſodann an die Staatsregierung zu geſinnen, daß von Seiten des Großherzogthums, jedoch mit ausdrücklicher Erwähnung der Landſtände, dem Könige von Baiern für die kraftvolle Führung der Donau-Main-Verbindung Dank dargebracht werde u. ſ. w. Beſondere Erwähnung verdient Gagern's treffliche Rede über den Antrag von Glaubrich, die Wiederherſtellung der durch das Patent vom 1. Nov. 1837 ſo höchſt widerrechtlich aufgehobenen Verfaſſung des Königreichs Hanover, die er im J. 1839 hielt, und in der er mit größter Entſchiedenheit die Competenz der Stände in Bezug auf dieſe Angelegenheit behauptete.

Im December 1841, beim abermaligen Zuſammentritt des Landtags, hielt Gagern bei Gelegenheit der Berathung der Adreſſe auf die Thronrede abermals einen längern, für mehre der wichtigſten Staatsfragen bee Gegenwart höchſt lehereichen Voetrag, worin er, veranlaßt durch eine Stelle jener Rede von „teutſcher Nationalität und Zuſammenhaltung," fragte: „Was iſt und wo iſt dieſe Nationalität und wie wied ſie geäußert und bewahrt? Fürwahr, ſie muß noch anderwärts anzutreffen ſein, als in den engen Kammern der viſitirenden Rekrutirungscommiſſionen, anderwärts als in dem Cabinet der Behörden, die die Patente für Offieiere und Cadetten ausſertigen, oder in den Budgets, die unſere Geldhilfe und Steuern anſprechen. Nationalität beſteht in befriedigendem und feſtem Staatsrecht, im richtigen und ſtarken Gefühl des Zuſammengehörens, in der gereichten Hand, in der Verbrüderung der Völkerſchaften, im bewahrten häuslichen und Kirchenfrieden, in der rechten Würdigung von Ehee, Wahrheit, Wort und Freiheit, in der Entwickelung der Induſtrie, in ihrer Beförderung durch Verträge, durch Wege und Bahnen — in der gebotenen Entfaltung auch auf den Waſſern und Meeresflächen — und wenn bei der ſo hoch geſtiegenen Bevölkeeung das Schickſal ſo will, auch in der beförderten, begünſtigten, überwachten Unterkunft in der Ferne. Die wahre Nationalität gebietet, was auch die Thronrede überall andeutet, wach zu bleiben und nicht wieder einzuſchlummern und den Übeln zu ſteuern. Einer der großen, und ich erkenne es bis nun, einer der edelſten Staatsmänner unſeeer Zeit, Sir R. Peel, als er ſein hohes Amt, die europäiſche Führung den mächtigſten Einfluß auf die eben laufende Weltgeſchichte in Ausſicht nahm, und um ſich her ſchaute, ſprach recht gefliſſentlich von Teutſchland und ebenſo wie wir heute. Dieſer gezeigten Eintracht, dieſem Nachdruck huldigend, begrüßte er dieſe Magnificent country Germany. Dieſen teutſchen Sinn von Berlin bis an des Rheins beide Ufer; verlangte nur die Dauer — und in des Dichters nicht kurzen, aber energiſchen Worten ſetzte er vergleichungsweiſe andere Bollwerke hintan, bezüchtigte arg die Sprache der Höflinge und poſtulirte, unterſtellte unter uns high-minded men hochgeſinnte Männer."

Mangel an Raum verhindert uns, noch andere Stellen (namentlich über die darin ſcharf gerügten großen Mängel unſers teutſchen Kirchen-Staatseechts, mit beſonderer Beziehung auf die noch gegenwärtig ebenſo wichtige als nicht genügend entſchiedene Frage der „ge-

79) Und 1850 ſieht man den Unmenſchlichkeiten der Dänen in Schleswig ruhig zu! 80) Seine Worte darüber ſtehen auch in Künzel's „Drei Büchern teutſcher Poeſie." 1838. 3. Bd. Vgl. auch die „Kritik des Völkerrechts" und „Allocution an die Nation und ihre Lenker." 1848. S. 27.

miſchten Ehen")[81]) aus dieſem Vortrage mitzutheilen, welcher unleugbar zu den beſten Staatsreden unſerer Zeit gehört[82]). Daß in dem angeführten die politiſche Hauptfrage unſeres Vaterlandes, ob das teutſche Volk endlich eine Nation, d. h. ein ſelbſtändiges Ganzes als eigentlicher Staat (was Goethe uns bekanntlich mit der leidigen Vertröſtung auf unſere kosmopolitiſche Beſtimmung gradezu abgeſprochen)[83]) werden ſolle und könne? — hier wie in mehren ſeiner Schriften von dem Freih. von Gagern beſtimmt formulirt iſt, ergibt ſich ebenſo klar, als daß er auch hierbei das wichtigſte ſociale Recht, das uns Teutſchen mit Recht am meiſten am Herzen liegt[84]), das der religiöſen Glaubens- und Gewiſſensfreiheit auf das Energiſchſte vertheidigt hat.

Allerdings hat der Freih. von Gagern ſich mehrfach, namentlich in den Jahren 1830 und 1832 gegen die Preßfreiheit erklärt, ſelbſt nur in inländiſchen Dingen (was ihm die liberale Partei ſehr zum Vorwurf gemacht hat)[85]); allein einerſeits meinte er offenbar damit zunächſt nur die durch die Julirevolution beſonders am Rhein veranlaßte Preßfrechheit, wie er denn auf dem Landtage von 1835 und ſpäter auf die Erlaſſung eines Preßgeſetzes drang, namentlich auch in der erwähnten Rede vom 10. Dec. 1841 bemerkte, daß die teutſche Nation einen gerechten Anſpruch auf Erweiterung und beſſere Regulirung der Preßfreiheit habe[86]), andererſeits hatte er offenbar als praktiſcher Staatsmann dabei die ſo wichtige Regel Chateaubriand's im Auge: en politique la première loi est de vouloir le possible! und hielt demgemäß die Preßfreiheit in kleinen Staaten für unmöglich oder unausführbar, worin er ganz Dahlmann auf ſeiner Seite hat, der vortrefflich nachweiſt, daß Preßfreiheit nicht beſtehen kann, „ohne einen ſtarken Staat, der die Injurienproceſſe nicht zu ſcheuen hat, welche mit Kanonen geführt werden und, was mehr iſt, nicht ohne einen volksfreien Staat," daß ſie „in einen wohlumhegten Garten von blühenden Freiheiten gehört, iſolirt aber nicht gedeiht," und „daß die Unterſcheidung zwiſchen in- und ausländiſchen Dingen nur in der Theorie, nicht in der Praxis ausführbar iſt." Daher ſelbſt Dahlmann die Beibehaltung der Cenſur damals anempfahl, ob er ſie gleich, ſelbſt in der mildeſten Form, für ein Übel erklärt[87]). Ebenſo hat der Freih. von Gagern ſich ſchon vor mehr als 30 Jahren gegen ſtändiſche Deputirte beim Bundestage erklärt, oder gegen ein teutſches Parlament, wie man es ſpäter nannte. Dieſe Sache war in der That ſchon auf dem wiener Congreſſe vorgekommen, indem es in dem am 13. Sept. 1814 zu Baden bei Wien dem Fürſten Metternich von dem Fürſten Hardenberg mitgetheilten Entwurfe der Grundlage einer teutſchen Verfaſſung Art. 7 von den Landſtänden heißt: „Ihre Befugniſſe ſollen zugleich ſein ein näher zu beſtimmender Antheil an der Geſetzgebung, Verwilligung der Landesabgaben, Vertretung der Verfaſſung bei den Landesherrn und bei dem Bunde[88])."

Offenbar hatte der Freih. von Gagern in ſeiner Verwerfung dieſer Idee auch hier als praktiſcher Staatsmann ſich gezeigt, dem es lächerlich vorkommen mußte, eine Volksvertretung neben eine Verſammlung von bloßen Diplomaten zu ſtellen, die durchaus an Inſtructionen der Höfe gebunden waren, bei denen alſo gar keine freie Discuſſion ſtattfinden konnte und die höchſtens nur als Subdelegirte der Miniſter der einzelnen Staaten angeſehen werden konnten, alſo nicht im Geringſten ein eigentliches Oberhaus oder eine Pairskammer darſtellten, ohne welche doch ein Unterhaus gar keine Bedeutung hat. Auch hatte ſpäter, z. B. Pfizer in ſeinen „Briefen zweier Teutſchen[89])" ſchon ſehr beſtimmt erkannt, was ſich praktiſch 1848 klar zeigte, daß mit einem ſolchen ſogenannten Parlament beim Bundestag uns nicht geholfen werden könne.

Gagern's parlamentariſche Thätigkeit wurde, einzelne Unterbrechungen (die in der ſchon erwähnten Iſolirtheit ſeiner Stellung in der hochtoryſtiſchen erſten Kammer zum Theil ihren Grund haben mochten) abgerechnet, auch durch ſein vorgerücktes Alter nicht gehemmt, wie er denn noch in den letzten Monaten des J. 1846, alſo in ſeinem 81. Lebensjahre regen Antheil an den Debatten über die Geſetzgebung nahm, und ſelbſt erneuerte Anträge über die ihm von jeher ſehr am Herzen gelegene Auswanderungsfrage ſtellte[90]).

Ergibt ſich aus dieſen Andeutungen, daß derſelbe als Diplomat, praktiſcher Staatsmann und Staasredner ſich über ein halbes Jahrhundert bei allen wichtigen Staatsfragen betheiligte, ſo findet daſſelbe in Bezug auf ſeine Thätigkeit als politiſcher Schriftſteller ſtatt, beſonders ſeit den letzten 30 Jahren, in denen er ſeine Muße (otium cum dignitate!) auf die würdigſte Weiſe der Publiciſtik im wahren, höhern Sinne dieſes Wortes widmete, d. h. als principieller Beleuchtung der wichtigſten politiſchen und ſocialen Probleme der Gegenwart, um das Urtheil der öffentlichen Meinung, dieſer „mächtigſten der Mächte" bei gebildeten Völkern[91]) immer mehr aufzuklären und zu läutern. Das ſchulmäßig Syſtematiſche oder ſtreng Wiſſenſchaftliche war allerdings ſeinem Genius zuwider und er ſelbſt geſtand offen ein, „daß er jenes verſchmähe, ja bekriege, weil in Teutſchland zu großer Misbrauch damit getrieben werde, daß er das Aphoriſtiſche und Deſultoriſche vorziehe[92])." Aber hat er nicht hierin vollkommen Recht? Iſt nicht bei uns die

81) Vgl. dieſe Encyklopädie unter „Judenemancipation" 2. Sect. 27. Bd. S. 288 fg. 82) Dieſe Rede findet ſich auch vollſtändig abgedruckt in der Leipz. Allgem. Zeitung. 1842. Nr. 40 und Nr. 61. Beil. 83) In der bekannten (manchmal auch Schiller — z. B. Teutſche Zeitung vom 23. Febr. 1850. 2. Beil. — zugeſchriebene) Xenie über den teutſchen Nationalcharakter:

„Zur Nation Euch zu bilden, Teutſche, Ihr hofft es vergebens!
Bildet dafür, Ihr könnt's, freier zu Menſchen Euch aus."

84) Vgl. den Art. Judenemancipation. 2. Sect. 27. Bd. S. 279. Note 58. 85) ſ. d. Staatslexikon a. a. O. 5. Bd. S. 295. 86) Leipz. Allgem. Zeitung vom 2. März 1842. Beil. 87) Politik S. 301 fg.

88) F. G. Welcker, Von ſtändiſcher Verfaſſung und über Teutſchlands Zukunft. (Karlsruhe 1831.) S. 54. Scheidler in Bülau's Jahrbüch. 1839. Dec. S. 560. 89) 1832. S. 265 fg. 90) Vgl. Allgem. Zeitung. 1844. Nr. 221. Auß. Beil. 91) Klüber, Abhandl. ꝛc. 1. Bd. („Drei Mächte.") 92) Reſultate der Sittengeſch. VII. (Civiliſation. [Leipzig 1847.]) Vorrede.

Digitized by Google

Kluft zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Leben, worüber ſo oft von unſern berühmteſten Gelehrten ſelber geklagt worden[93]), größer als irgendwo ſonſt? Sagt nicht Goethe ſelbſt, „die Teutſchen haben die ſonderbare Gabe, die Wiſſenſchaften allein Andern ungenießbar zu machen?“ Gilt nicht auch in der Politik oder Staatswiſſenſchaft, die ja zuletzt nur angewandte Philoſophie iſt, was Schiller von der letztern ſagt?[94]) Iſt nicht auch in dieſem Gebiete wahr, was Fr. H. Jacobi in einem Briefe an W. von Humboldt und mit Bezug auf denſelben bemerkt hat?[95]) Jedenfalls konnte der Freih. von Gagern mit Recht hinzuſetzen: „Zuſammenhang wird der wol finden, der ihn ſucht,“ da er offenbar wirklich ein politiſches durchdachtes und conſequentes Syſtem, wenn auch in ſchulmäßiger Form, hat. Daß er in Hinſicht auf die in politiſcher Beziehung ſo höchſt wichtige Tugend der Freimüthigkeit ein ſeltenes Muſter iſt, wird ſelbſt von ſeinen Gegnern (z. B. Varnhagen von Enſe) anerkannt und iſt um ſo mehr hervorzuheben, als unſre teutſchen Publiciſten in dieſer Tugend ihre Stärke nicht haben[96]). Auch wird ihn Niemand jener, unter praktiſchen Staatsleuten (wie man ſolche Menſchen zum Unterſchied von Staatsmännern bezeichnen ſollte) ſo häufigen Veränderlichkeit oder Wechſel der politiſchen Farbe und Geſinnungen zeihen können, und ebenſalls mochte er ſelber mit Recht von ſich ſagen (in einer Erſten-Kammerrede vom Nov. 1835): „Ich bin immer derſelbe geblieben, keine Begebenheit, kein Zeitgeiſt hat mich vorgeſchoben, noch zurückgedrängt von dem, was mir die linea recti ſchien[97]).“ Und wenn er den wahren Staatsmann ſchildert, ſo paſſen die meiſten Züge auf ihn ſelber[98]). Auch iſt ſein Streben zu vermitteln, ſeine milde Beurtheilung Anderer, beſonders Hoch- oder Höchſtgeſtellter Perſonen eben aus ſeiner umfaſſenden Kenntniß der Menſchen und der Macht der Verhältniſſe, durchaus nicht aus irgend einer Art von „Liebedienerei“ oder dergl. abzuleiten[99]).

Beſondere Beachtung verdient es, daß der Freih. von Gagern ſo frühzeitig ſchon die Verkehrtheit der Politik, die man in Karlsbad 1819 einſchlug und die eben die Revolution von 1848 herbeiführte, namentlich die der karlsbader Beſchlüſſe, welche auch W. von Humboldt damals als „ſchändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend“ nannte[1]), einſah und als ſolche zu bezeichnen den Muth hatte. So in einem höchſt denkwürdigen Denkſchreiben vom November 1819 an den mecklenburgiſchen Bundestagsgeſandten Freih. von Pleſſen, wovon er zugleich Abſchriften an die Höfe zu Wien und Berlin gelangen ließ und worin er die Uebertreibungen des ſogenannten monarchiſchen Princips, ſowie das ganze Gebahren der Großmächte in ihrer Blöße darſtellte[2]). Auf ähnliche Weiſe erklärte er ſich einige Jahre ſpäter darüber in ſeinem Einſiedler. In der letztgenannten Schrift beſprach er auch die damals ſo verketzerte und verfolgte Burſchenſchaft, namentlich das Wartburgsfeſt, welches, wie erſt noch vor einiger Zeit bemerkt ward[3]), in der That das erſte Glied in der Kette bildete, welches zunächſt bis zu den welterſchütternden Erhebungen des J. 1848 geführt hat, und ebenſo Sand's That[4]). Es lag ihm dies Alles allerdings in ſofern nahe, als ſeine beiden älteſten Söhne, der ſpäter als General gebliebene Friedrich und der ehemalige Präſident der teutſchen Nationalverſammlung, Heinrich, mit ſeiner Zuſtimmung Mitglieder jener alten Burſchenſchaft waren, welche im Ganzen durchaus bis zum J. 1819 nicht über die ihr zukommende Sphäre hinausging, wie auch öſters ſchon ausgeſprochen und anerkannt iſt[5]).

---

93) Vgl. Schiller's Hodegetik S. 154 fg. (ed. 3.) 94)

„Kann die Wiſſenſchaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Syſtemes Gebälk ſtützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mistrauen, der leiſe mich warnt, dem Geſetze,
Das du ſelber Natur mir in den Buſen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geiſt?“

95) „Die Bemühungen eines freien und markigen Denkers, ſei's auch in bloßen Nebenſtunden, ſind fruchtbarer, als die Schweißſtröme der Leute vom Handwerk.“ Briefwechſel II. S. 43. 96) Vgl. den Art. Freimüthigkeit 49. Bd. S. 84. 97) „Allerdings bin ich in politiſchen Dingen weit mehr Skeptiker als Dogmatiker. Nur einer Rückſicht und Erfoderniß, einem Trin bin ich wahrlich treu geblieben: dem Verſtand, der Tugend und der Freiheit. Oder wo iſt das falſche Wort, daß ich nicht wie jener erleuchtete hochherzige Brite ſagen durfte: I flatter myself that I lavn a manly, moral, regulated liberty. Ich ſollte der Freiheit je abtrünnig werden, deren Rechte ich mit der Geburt geerbt, deren Grundſätze ich im Studium der Alten eingeſogen, deren mannichfaltiges Colorit ſo oft mein helles Auge ergötzte, deren ſtille Hoheit ich in den Alpen ſah, die ich zum erſten Wunſch, zum Idol der männlichen Jahre erhob; deren heilige Gefühle die jugendliche Bruſt nicht nur, auch die alternde im Eremitenkleid erwärmen, nachdem ich meinen Beitrag geleiſtet habe, des Vaterlandes Unabhängigkeit wieder zu gewinnen und zu befeſtigen. Denn in der Freiheit diamantnem Gürtel iſt die Unabhängigkeit der Mittelſtein von beiweitem überwiegendem Karate.“ Reſultate der S. IV. 310. 98) „Der wahre Staatsmann kennt die Vergangenheit, behandelt die Gegenwart, bereitet die Zukunft. Der Erde höherer Flor, der Menſchheit ehrenvolle Entwickelung iſt ſein Viſir. Aber er verſchmähe nicht die Sorge für das Individuum. In ſeinen Augen iſt der beſſere Freiheitsſinn — Abſcheu vor dem Unrecht. Verſtändig ſucht er die Mittel, ihm vorzubeugen. Menſchlich unterſcheidet er nicht zwiſchen gegebenen Größen. Einſichtsvoll tritt er immer von den Wünſchen zur Wirklichkeit zurück, und ſucht die Temperamente, die mit dem geringſten Aufwande und Opfern mögen erreicht werden. Sinnig ſtudirt er die Geſetze, beſſert ſie, wenn er ſie erforſcht hat, hilft überall ſchonend nach. Mitleidig, fühlt er auch bei der Strafe des Verbrechers, aber ernſthaft erkennt er, daß die bürgerliche Geſellſchaft dieſer hemmenden Maßregeln bedarf. Auf dieſem Wege findet er das Ebenmaß der Strenge und Gelindigkeit. Stets tritt er auf die Seite der Unſchuld, der Sicherheit, des Hausfriedens, der Ehre und des guten Leumunds. Er haßt Beſtechung; er haßt die Schmeichler, Ohrenträger und Spione. Er freut ſich der Entwickelung menſchlicher Kräfte, des Talents, der Beredſamkeit, des Scharfſinnes in Begründung des Rechts. So nähert er ſich praktiſch dem Vernunftſtaate, der die neue Schule pedantiſch und metapolitiſch ſtatt des Rechtſtaats, wie ſie ſich ausdrückt, in Anſpruch nimmt. Noch ein Mal: Männer, mehr wie Vorſchriften, verſtändiger Männer Führung, das iſt der Vernunftſtaat.“ a. a. O. S. 311.

99) Sehr lehrreich ſind in dieſer Beziehung ſeine eigenen Äußerungen im „Einſiedler“ I. S. 5 fg.

1) Schleſier, Leben W. v. Humboldt's II, 388. Staatslexik. 7. Bd. S. 295. 2. Ausg. 2) „Antheil“ IV. S. 358 fg. 3) Teutſche Vierteljahrſchrift. 1850. Nr. 3. 4) I. S. 26 fg. Vgl. auch den „Antheil“ IV, 72. 5) So z. B. im Hermes. 1819. S. 300.

Digitized by Google

In Bezug auf die Wartburgsfeier rügte er zwar das literariſche Auto da Fé (das übrigens durchaus nur als eine ungehörige Beigabe bezeichnet werden muß) [6]) allerdings ſcharf, erkannte dabei aber auf das Unumwundenſte an, „daß der Gegenſtand, die Idee, die Feier des Tages edel, fromm, des ernſtlichſten Nachdenkens werth" war, und führte beſonders näher aus, wie verkehrt die Maßregel iſt, das Nationalgefühl, beſonders das der Jugend, zu verletzen [7]).

Auf das Beſtimmteſte erkannte er, was eigentlich als die wahre Idee der Burſchenſchaft angeſehen werden muß, und er erklärte gradezu ſich mit derſelben ganz einverſtanden [8]).

Hier ſcheint der geeignetſte Ort zu ſein, um ein Urtheil über den zumal publiciſtiſchen Charakter des Freih. von Gagern zu beleuchten und zu berichtigen, welches ſich in dem, ſonſt ſeine Verdienſte ſehr anerkennenden Artikel des Staatslexikons findet [9]). Es heißt: „Aus dem Vorſtehenden ergibt ſich, daß Herr von Gagern ein Syſtem hat, und daß dieſes Syſtem die Reſultate von Freiheit und Unfreiheit, von Vorurtheil und edler menſchlicher Anſicht, von einer gewiſſen Abſprecherei und von einem umſichtigen, gedankenvollen Wägen der Verhältniſſe, von Kühnheit und Bedächtigkeit — geiſt- und kenntnißvoll — verbindet. Herrn von Gagern's Styl und Art iſt jenem Syſteme angemeſſen und dadurch in ſeiner Wirkſamkeit beſchränkt. Denn einfache und unzuſammengeſetzte Wahrheiten, welche einigen Außenſchmucks dabei nicht zu entbehren brauchen, wirken immer am ſicherſten. Das Betrachten von vielen Seiten und von weit her macht Lücken oder Sprünge nöthig und um ſo mehr, wenn jene viele Seiten doch das Wahrzeichen einer gewiſſen Einſeitigkeit tragen. Herrn von Gagern's geiſtige Beweglichkeit läßt ihn bisweilen Notizen, und ſeine Phantaſie läßt ihn bisweilen Bilder häufen, die ſich erſticken, oder durch ihren Widerſchein, ja man kann häufig ſagen, durch ihre Bizarrerie ſich ſchaden. Seine freie Geſinnung in thesi grundirt prächtig, anſprechend, überzeugend; er reißt mit ſich fort, von Gipfel zu Gipfel ſteigt man ihm nach, aber da kommt er in die Region, wo die Gewitter hängen und wo die Sturmwinde brauſen und wir eilen wieder abwärts. Herr von Gagern hat die Geſchichte ſtudirt und die Menſchen, er verſteht die Sprachen; er könnte Alles ausdrücken, was er denkt, und er könnte Alles denken. Aber er war erſt Menſch und Gelehrter und dann Diplomat — lex posterior derogat priori — und dieſes macht ſich geltend. Nicht im Voraus hat er manche Gedanken ganz getödtet, wie die meiſten Diplomaten, aber er hat, wie alle Diplomaten, beſtändig Gummi elaſticum bei der Hand, um an dem noch ungeſchriebenen Gedanken zu wiſchen, und Radirmeſſer, um ihn, wenn er geſchrieben iſt, halb wieder auszukratzen. Die übrig bleibende Hälfte iſt dann immer noch etwas Werthvolles, wie die Bücher der Sibylle, nachdem zwei Drittel davon verbrannt waren. Als Hälfte iſt ſie jedoch oft unbeſtimmt und dunkel. Dem teutſchen Geſchmacke widerſtehen die vielen franzöſiſchen Phraſen, die hiſtoriſchen und politiſchen Alliterationen und Aſſonanzen, das Perpendiculiren von Norden nach Süden, von Hundert zu Tauſend und das Abſpringen. Dem teutſchen Gefühle widerſteht die in Herrn von Gagern's Schriften und Reden überall vorwaltende Reflexion auf ſeine individuellen Benehmungen, Verhältniſſe und — Verdienſte. Er hat darin Manches mit Hrn. von Chateaubriand gemein, wie überhaupt zwiſchen dieſem Charakter und dem ſeinigen (zu Beider Ehre) ſich Parallelen ziehen ließen. Nur würde Herr von Gagern leichter jemals Anhänger des vertriebenen Karl als Prophet der Republik. Herr von Gagern iſt ein Wenig hinter ſeiner Zeit zurückgeblieben, aber nichtsdeſtoweniger vor tauſend und tauſend ſeiner Standesgenoſſen voraus. Er war immer teutſch, human, gebildet, eigenthümlich, vielſeitig und, obgleich mit ariſtokratiſchen Modificationen, liberal. Was aber insbeſondere ſeine teutſchen Geſinnungen betrifft, ſo hat ſein Sohn in der Sitzung der zweiten heſſiſchen Ständekammer am 18. Mai 1836 ein Zeugniß darüber abgelegt, was ebenſo ſehr den Vater als den Sohn ehrt."

Dieſem Letztern [10]) wird allerdings Jeder beiſtimmen,

Blätter für literar. Unterhalt. 1841. Nr. 156 vom 5. Juni; ferner von Kröger in Dieſterweg's Pädagog. Teutſchl. 2. Bd. S. 20; H. Leo im Berliner polit. Wochenblatt (ſ. Scheidler, Teutſcher Studentenſpiegel. 1844. S. 48); Hegel (ſ. Roſenkranz, Biographie deſſ., und deren Recenſion in Schwegler's Jahrbb. der Gegenwart. 1844. Dec. S. 961); Overbeck, Offener Brief an die teutſchen Studenten. (Bonn 1848.) S. 12.

6) ſ. Kieſer's Wartburgsfeſt. 1818. 7) „Man wahrt, man trachtet lange nicht genug bei uns, nicht zu beleidigen; die Nation, ganze Claſſen und ſelbſt die Jugend. Mein Confiteor iſt darüber ausgeſprochen. Man wird mich nicht beſchuldigen, daß ich unſerer Jugend Fehler zu laut gerügt habe. Die franzöſiſche Jugend iſt offenbar in Frankreich ebenſo vorlaut, wie in Teutſchland; es kommt öfters zu Thätlichkeit, zur wahren Widerſetzlichkeit; ſie hat dort offenbar viel mehr Böſes im Schilde. Und dennoch, wenn davon auch öffentlich die Rede iſt, wird immer kläglich angenommen: es ſind nur wenige Verderbte oder Brauſeköpfe. Mit ſichtbarer Freude zeigen, berechnen ſie, wie die Mehrheit beſſer dachte. Mit Wohlwollen ſagt Montmorency, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten: ces dangereuses doctrines dont notre soin devroit être de préserver *une intéressante jeunesse*. Bei uns ſah ich die umgekehrte Neigung zu oft vorſchimmern, recht Viele ſchuldig zu befinden, um Fehlgriffe zu beſchönigen." Einſiedler II. S. 26. 8) „Der jugendlichen Extravaganz habe ich genugſam Erwähnung gethan. Aber nein, in dem Streben der Jünglinge war keineswegs Alles ſchlecht und verwerflich. Sie waren weit entfernt, das Schlechte aufzuſuchen, in der Lehre von der Imputation macht das gewaltigen Unterſchied. Wenn man in die Schenke geht, zu zechen, und kehrt toll und voll heim, in das feile Haus und findet ſich dabei übel; zur Rauferei, und es fließt Blut: ſo iſt die Entſchuldigung allerdings leicht, man habe es anders erwartet. Aber hier ſuchen ſie nach ihrer Weiſe die beſſere Bahn, aber verfehlten nur des Wegs. Sie wollten den Hader unter ſich ſchlichten — mindern wenigſtens, da der ewige Frieden in der kleinen Welt ſo unmöglich iſt, als in der großen. Sie ſetzten ſich Regeln der Ehrbarkeit, ſie gewöhnen ſich an Subordination, ſie verpönten vielmehr die Exceſſe, ſie verſtießen die Wildfänge und Zankſüchtigen und die Wahlen fielen gewöhnlich auf die Auserleſenſten. — Wenn nun der dominirende Grundſatz, der ihr Gemüth und ihre Zukunft ſtimmen und meiſtern ſollte, das teutſche Vaterland — und dereinſt mehr Eintracht und Einheit in dieſem Vaterlande — geweſen wäre — — nun, ſo möchte ich wol noch einmal jung ſein." Einſiedler I, 28. 9) 5. Bd. S. 296.

10) Man findet die betreffende Stelle auch in der Schrift: „Heinrich von Gagern," 1848, bei Cotta, S. 233.

Digitized by Google

der den Vater und den Sohn kennt; aber die vorhergehenden Urtheile bedürfen der Berichtigung. Das angebliche „Zurückgebliebenſein“ würde, wenn man es als wirklich annehmen wollte, nur dann ein Vorwurf ſein, wenn es feſt ſtünde, daß unſere Zeit in allen ihren Tendenzen oder Richtungen immer auf dem rechten Wege geweſen ſei und ſich nie überſtürzt habe; das wird aber kein Kundiger, zumal ſeit 1848, behaupten oder zugeben. In der rechten Richtung auf wahre politiſche Freiheit in der Form der conſtitutionellen Monarchie, und auf nationale Einheit durch einen wahren Bundesſtaat (welches Streben auch die ewig denkwürdige Proclamation Sr. Majeſtät des Königs von Preußen vom 15. Mai 1849 als vollkommen berechtigt anerkennt), hat ſich der Freih. von Gagern ſchon vor mehr als dreißig Jahren bewegt, und iſt (wie gleich gezeigt werden wird) den Zeitgenoſſen noch weit voraus! Allerdings wird er niemals „Prophet der Republik“ werden, weil er eben der Anſicht aller bedeutenden Staatsmänner und Staatsgelehrten (von Platon und Ariſtoteles an bis auf Dahlmann und Schmitthenner [11]) beiſtimmt, daß die „Republik“ oder „Demokratie“ die unvollkommene Staatsform iſt, und daß nur Idioten und Phantaſten ſie für das Ideal großer und gebildeter Staaten und Völker anſehen. — Die Vergleichung mit Hrn. von Chateaubriand iſt nur in ganz äußerlicher Beziehung, nämlich in ſofern paſſend, als Beide als geiſtreiche Männer, namhafte Schriftſteller, hochgeſtellte Staatsbeamte und einflußreiche Parlamentsredner berühmt ſind; aber in den Hauptpunkten hinkt ſie zu ſehr, was ſchon darum unvermeidlich war, weil Jener eben Franzoſe, alt- oder blindgläubiger Katholik und romantiſcher Apologet des mittelaltrigen Legitimitätsprincips war, Freih. von Gagern von allem das Gegentheil, durch und durch Teutſcher, rationaliſtiſcher Proteſtant und Kämpfer für Vernunftrecht und parlamentariſches Syſtem. Eine Parallele zwiſchen Beiden würde nicht zu „Beider“ Ehre ausfallen; denn Hr. von Chateaubriand hat ſich grade in der „Haupt- und Staatsaction,“ auf die er ſich ſoviel zu Gute thut, dem Congreß von Verona und dem kläglichen Kriege Frankreichs in Spanien 1823, wie ſeine Schrift über den genannten Congreß beweiſt, auf eine jedes ehrlichen Mannes ja jedes Diplomaten höchſt unwürdige Weiſe, benommen, worüber man das Nähere in Varnhagen von Enſe's Recenſion jener Schrift findet [12]). — Daß Freih. von Gagern ſeiner eignen „Verdienſte“ öfters gedenkt, iſt wahr und von ihm ſelbſt eingeſtanden [13]); aber warum ſollte er nicht? „Nur die Lumpe ſind beſcheiden, Brave freuen ſich der That!“ ſagt Goethe, und die Mad. de Staël meint ja: les *Allemands* sont les seuls hommes peut-être auxquels on pouvait conseiller *l'orgueil* comme un moyen de devenir meilleurs [14]). Möchten wir doch nur recht viele Staatsmänner haben, die das Haupt ſo hoch und ſtolz zu tragen berechtigt wären wie der Freih. von Gagern. Das Urtheil über den „Styl“ eines Schriftſtellers iſt Geſchmacksſache, und de gustibus etc.; uns und Andern gefällt der ſeinige, weil er uns durch die Gedankenfülle ſeine etwanigen Mängel vergeſſen läßt. Daß Freih. von Gagern erſt Menſch und Gelehrter, dann Diplomat war, iſt richtig und konnte nicht anders ſein; der in dem „lex posterior“ und dem Gebrauch des „Gummi“ liegende Vorwurf iſt aber ganz aus der Luft gegriffen. Viele Beweiſe ſeiner rückſichtsloſen Freimüthigkeit haben wir ſchon gegeben, einige folgen noch; der bedeutendſte iſt aber ſein Leben ſelber, ſeine Abberufung vom Bundestage ſchon im J. 1818, ſeine Penſionirung zwei Jahre darauf; ja nach Sand's That, als „bei den Höfen die erſte dominirende Idee, die einer großen Verbindung, einer vaste conspiration gegen die Fürſten, wovon dieſe auffallende Handlung nur das Loſungszeichen ſei, aufkam, ſein Name vorangeſtellt ward [15]),“ und nicht viel fehlte, daß auch er in die ſogenannten demagogiſchen Umtriebe, oder (wie Arndt es beſſer bezeichnet hat) in die Umtriebe gegen die ſogenannten Demagogen verwickelt ward.

Seine zahlreichen hiſtoriſch-politiſchen und publiciſtiſchen Schriften umfaſſen eine literariſche Thätigkeit während eines Zeitraums von mehr als 55 Jahren, indem die erſte, wie oben ſchon bemerkt, bereits 1794 erſchien und die letzte im Mai des Jahres 1849 („der Wechſel der Zeiten für Teutſchland“) [16]). Als ſeine drei Hauptwerke bezeichnet er ſelbſt [17]): 1) die Nationalgeſchichte der Teutſchen. (Nur zwei Bände ſind davon — Bd. I. 1812. Wien. 2. Aufl. mit Bd. II. Frankfurt 1825. 1826 — erſchienen und im Buchhandel zu haben; der dritte iſt zwar gedruckt, ſoll aber nur an teutſche Schulen in Teutſchland und Nordamerika verſchenkt werden.) In demſelben wollte der Verfaſſer die in der traurigen Rheinbundszeit „vernachläſſigte Geſchichte der Teutſchen in ihren früheſten Epochen, ihre Tugenden, ihren Heldenſinn, ihre Freiheitsliebe, ihren Föderalism mit ſammt den Fehlern ſchildern;“ er „machte Anſpruch auf Kraft und Eleganz des Styls, auf Wahrheit, Treue der Darſtellung“ und wollte „beſonders auf andere edle, empfängliche Gemüther unter den höhern Claſſen wirken [18]). Mit Recht konnte er ſpäter

11) Vergl. Scheidler, Propäd. der prakt. Phil. 1850. S. 118 fg. 12) ſ. deſſen Denkwürdigkeiten und verm. Schr. 5. Bd. (Varnhagen ſagt von jenem Buche, Chateaubriand liefere darin „wider Willen ein Jammerbild ſeiner Unfähigkeit als Staatsmann, ſeiner haltungsloſen, irrſchweifenden Phantaſterei. Die Verblendung, die Unanſtändigkeit, ja man möchte ſagen der Wahnſinn der Eitelkeit können nicht weiter gehen.“ Nachdem er von der alle Begriffe überſteigenden Indiscretion Chateaubriand's geſprochen, ſetzt er hinzu: „Aber die Ritterlichkeit leidet noch ganz andern Bruch. Der edle Vicomte und Pair, der treue Kämpe für die Legitimität, für das Herrſcherhaus der Bourbonen, der gefühlvolle Redner für den Herzog von Berry — er wirft die heuchleriſche Maske ab, ſagt, er ſei in ſeinem Herzen nie recht für die Könige geweſen u. ſ. w., er ſchmeichelt jetzt dem Volke und iſt aus einem ſchlechten Royaliſten ein ſchlechter Freiheitsprediger geworden u. ſ. w.“ Wer mag nun mit einem ſolchen eiteln, unehrlichen Wälſchen unſern biedern Freiherrn zuſammengeſtellt ſehen!)

13) „Antheil“ I. 7. II. 6. III. 6. 14) De l'Allem. V. p. 200. 15) „Antheil“ IV. 71. 16) Vgl. darüber Oberpoſtamts-Zeitung vom 15. Dec. 1849. 17) „Antheil“ IV. S. 8 fg. 18) Beſonders der erſte Theil „war zugleich ein Aufruf an die Geſammtheit der Nation: Sehe, ſo thaten die Vorfahren, um Freiheit zu erkämpfen! Folgt dem großen Beiſpiele!“ (Vorrede zum 3. Thle. S. III.)

Digitized by Google

hinzufügen, daß er „viele dieſer Zwecke erreicht“ und für die neuere häufige Bearbeitung unſerer vaterländiſchen Geſchichte die Bahn gebrochen habe [19]). 2) Die Reſultate der Sittengeſchichte. (Frankfurt 1808—1822. Neue Auflage Stuttgart 1837 fg. Leipzig 1847.) 9 Bde.; die erſten 4 behandeln die Monarchie, Ariſtokratie, Demokratie und Politie oder allgemeine Staatsverfaſſungslehre [20]); 5 und 6 Freundſchaft und Liebe; 7, 8 und 9 die Wohnung, Arbeit und Eigenthum, oder mit Einem Worte (wie der Nebentitel lautet) „Civiliſation [21]).“ Dieſem (noch nicht vollendeten) Werke legt der Verfaſſer unter ſeinen Schriften und gewiß mit Recht den bedeutendſten Werth bei [22]). Man könnte es am paſſendſten mit Montesquieu's Esprit des lois vergleichen, als einen ebenbürtigen esprit des *moeurs* bezeichnen. Übrigens nimmt derſelbe darin (wie auch in der gleich zu erwähnenden Kritik des Völkerrechts) nicht blos auf die politiſchen, ſondern auch auf die ſocialen Probleme, beſonders den ſogenannten Pauperismus, ſpecielle Rückſicht. 3) Antheil an der Politik, 5 Theile in 6 Bänden; der 1. „Unter Napoleon's Herrſchaft,“ der 2. „Nach Napoleon's Fall“ (Congreß in Wien), der 3. „Der Bundestag,“ der 4. „Der Briefwechſel mit dem Freih. von Stein,“ der 5. „Der zweite pariſer Frieden (2 Bde. Leipzig bei Brockhaus 1845.). Dieſe Memoiren haben nicht blos in biographiſcher, ſondern auch in allgemein politiſcher und hiſtoriſcher Beziehung einen bedeutenden Werth. Da in dem 4. Theile derſelben die ſtärkſten Expectorationen des Freih. von Stein über den Bundestag ſich finden, ſo iſt ſeine Veröffentlichung (1833) ebenfalls ein ſchlagender Beweis für Freih. von Gagern's Freiſinn und Muth.

Außerdem verdient auch die „Kritik des Völkerrechts (Leipzig bei Brockhaus 1840.) rühmliche Erwähnung [23]), ſowie die ſchon 1822 erſchienene Sammlung publiciſtiſcher Aufſätze, „Der Einſiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik“ (2 Hefte) [24]); endlich unter den einzelnen Schriften die „zwei Anſprachen an die teutſche Nation“ (1838 u. 1846) in Betreff der kirchlichen Wirren, dann 1848 eine „Allocution an die Nation und ihre Lenker“ folgte, die noch näher erwähnt werden wird. Die Zahl ſeiner einzelnen in der Augsburger Allgem. Zeitung (meiſtens unter der Überſchrift „Vaterländiſche Briefe“) mitgetheilten Aufſätze beläuft ſich über 70; eine Sammlung derſelben oder doch eine Auswahl wäre gewiß von allgemeinem publiciſtiſchem Intereſſe.

Wie ſehr noch jetzt ſo manches in den Gagern'ſchen Schriften Enthaltene von unmittelbar praktiſchem Intereſſe für die wichtigſten der Staatsfragen der Gegenwart, die teutſche Verfaſſungs- oder Einheitsfrage iſt, oder doch, wenn es endlich beherzigt würde, ſein könnte, glauben wir hier um ſo mehr in einigen Andeutungen nachweiſen zu müſſen, als der unzähligen Verhandlungen, Depeſchen, Denk- und Staatsſchriften ungeachtet, welche in den zwei letzten Jahren über den Rechtsboden für jene Frage, namentlich die rechtliche Fortdauer des teutſchen Bundes, ſomit der Bundes- und Schlußacte und die Verträge von 1815 überhaupt veröffentlicht worden, die beiden politiſchen Hauptparteien und an ihrer Spitze die Regierungen von Preußen und Öſterreich ſelber, darüber noch immer nicht einig geworden ſind [25]). Dies iſt auch daraus ſehr erklärlich, weil ſie beide in ſofern Unrecht haben, als ſie auf jene Periode von 1815 zurückgehen, während, woran der Freih. von Gagern ſchon in der 17. Sitzung des Bundestags 1817 erinnert hatte, man auf die widerrechtliche Aufhebung des teutſchen Reichs im J. 1806 hätte zurückgehen und die Pflicht ſeiner (auch in Kaliſch verſprochenen) Wiederherſtellung als oberſtes leitendes Princip hätte anerkennen ſollen: „Bonaparte hat das teutſche Reich aufgehoben und wir haben dieſes Denkmal ſeines Ruhms und unſerer Erniedrigung ſo ſtehen laſſen. Dieſe in Europa vorherrſchende, in Alles eingreifende oder verflochtene, uralte, ehrwürdige Anſtalt gefiel ihm nicht, und ihr Aufhören, ihr Verſchwinden in dem europäiſchen Zuſammenhange datirt ſich von ſeinem Wink!! — — Hat man (1814—1815) denn die Nation irgend in ihren Elementen gefragt oder nur erforſcht, ob ſie des Reiches, irgend eines Reiches, der Reichsverfaſſung nicht mehr wolle? Hat man die Landſtände deshalb berufen und ihre Inſtructionen vernommen? Genügte es in alter Ver-

---

19) ſ. die Vorreden zu allen drei Theilen, beſonders zum dritten, bereits 1846 in Darmſtadt gedruckten; vergl. W. Menzel, Die teutſche Literatur II. S. 154 und des Freiherrn von Stein günſtiges Urtheil, „Antheil“ IV, 162. 20) über den vierten Theil (die Politie) ſprach ſich der Freiherr von Stein in einem Briefe vom 23. Nov. 1819 folgendermaßen aus: „Ihre Politik habe ich mit großem Intereſſe zwei Mal geleſen; ſie enthält einen großen Reichthum politiſcher Wahrheiten, Reſultate der Erfahrung eines thätigen, mannichfaltig bewegten Lebens, des ernſten Studiums der Geſchichte und des Umgangs mit Staatsmännern. Sie beweiſt eine genaue Kenntniß der guten Schriftſteller. Ich glaube, das Buch wird auf den unbefangenen Theil des Publicums wohlthätig und belehrend wirken, ihn mit den richtigen Grundſätzen der Staatsverfaſſung bekannt machen, ihm zeigen, daß man mit einigen demokratiſchen und metaphyſiſchen Formeln nicht ausreicht, bei Anordnung einer ſo zuſammengeſetzten, aus ſo wunderbaren Elementen beſtehenden Maſchine des Staatskörpers. Hoffentlich wird dieſes Buch auch jetzt in Berlin, wo der Staatsrath verſammelt iſt, und in Wien, wo unſere Amphiktyonen zuſammenkommen, geleſen.“ „Antheil“ IV. S. 85. 21) Dieſer Theil enthält übrigens auch ſehr gehaltvolle Unterſuchungen über die eleuſiniſchen Geheimlehren (beſonders auch über den wahren Sinn der Mythe von der Perſephone oder Proſerpina, S. 281—364), welche dem Chriſtenthume zum Theil die Bahn brachen, und in Bezug auf welche Hr. von Gagern viele irrige Anſichten von Fachgelehrten berichtigt. 22) „Antheil“ IV, 9. 23) Vgl. die neuerdings erſchienene Schrift des Dr. K. v. Kaltenborn: Über die Geſchichte des Natur- und Völkerrechts, und Scheidler, Propäd. der Rechtsphiloſophie. 1842. S. 179 fg.

24) Das zweite enthält unter andern auch (S. 35 fg.) eine Beleuchtung der Frage über den ewigen Frieden, die zugleich intereſſante literariſche Notizen über dieſe neuerdings mit ſo großer Theilnahme wieder aufs Tapet gebrachte Controvers mittheilt, welche, wie überhaupt in der Literatur, ſo namentlich den größtentheils freilich nur aus politiſchen Dilettanten beſtehenden „ewigen Friedenscongreßlern,“ unbekannt geblieben zu ſein ſcheinen. 25) Vgl. beſonders die treffliche preußiſche Denkſchrift vom 25. Aug. 1850; aber auch die Conſtitut. Zeitung vom 8. Sept. 1850 („Der Theorie nach“).

Digitized by Google

pflichtung, daß die hanoverſchen Geſandten die Frage ſo leiſe berührten? Sind die Mindermächtigen gehörig zu Worte gekommen? Im Gefühl, daß man Unrecht begehe, hat man es mit dem Mantel der Nothwendigkeit bedeckt und getrachtet, ſo ſchnell als möglich darüber hinauszugleiten. Wie wird die Nachwelt darüber denken, wenn ſie etwa das zu lockere Bundesverhältniß zu beſeufzen hat?" [26]) Dazu gehört noch folgende Stelle (S. 72): „Für mich iſt ſchon ein großes Argument, daß etwas da war. — Ich kenne wol eine kaiſerliche Abdication, aber die des Reiches nicht, oder derer, die es zunächſt angeht. Und wenn ich nur bei meiner Perſon ſtehen bleibe, weiß ich nicht, wer ſie für mich auszuſprechen berechtigt und bevollmächtigt geweſen wäre. Und wie viele Millionen mögen nicht mit mir gleich denken, insbeſondere nachdem der Rheinbund durch zeitlichen Zwang erzeugt, von angeſehenen Ständen des Reichs nie anerkannt und durch Kriege, Erklärungen und Verträge zernichtet worden iſt [27]).

Auf dieſen, leider! bis jetzt meiſt überſehenen [28]) Hauptpunkt unſerer noch ungelöſten teutſchen Verfaſſungsfrage kam er auch einige Jahre ſpäter (1822) in ſeinem Einſiedler (II, 21) nochmals zurück, es als die „Urfrage, ob allein die fürſtliche Gewalt, ja ob ganz Europa den teutſchen Reichsverband, das alte Reich teutſcher Nation habe auflöſen können?" gewiß mit Recht bezeichnend. Zugleich deutete er wiederum auf den Leichtſinn bei der Schließung des teutſchen Bundes, auf deſſen rechtlichen und factiſchen Fortbeſtand bekanntlich (trotz Preußens Widerſpruch) die Reaction zu beſtehen, ſchamlos genug iſt [29]).

Später, als man fort und fort das conſtitutionelle Syſtem zu vernichten ſuchte, warnte er: „die Gefahren, die heute der Zukunſt drohen, das ſichtbar große und ſteigende Zerwürfniß kommt nicht von der Lehre vom Zuſammenhang und der Mitwirkung der drei Gewalten; kommt nicht vom wahren parlamentariſchen Syſtem [30]), ſondern von ſeinem Umſturz, von der Beſeindung oder Verringerung des einen oder andern Princips, von der Abartung her [31]). — Ebenſo klar ſpricht er ſich über den ſo unermeßlich wichtigen Unterſchied zwiſchen der Demokratie (welche jeder beſonnene Politiker als unpaſſende Staatsform für große und gebildete Staaten erklären muß) und dem demokratiſchen Princip, welches in jedem Staate vollkommen berechtigt iſt [32]). Ebenfalls ſchon in dem Einſiedler (II, 24) erklärte er ſich auf das Entſchiedenſte wider „die Sucht zu entſtellen, zu übertreiben und was einmal vorhanden iſt, in Abrede zu ſtellen; alle Jacobiniſche Bosheit auf die Demokratie und alle Härte, Thorheit und Inconſequenz der Fürſten von Nimrod bis — — — [33]) auf Koſten der Monarchie zu ſetzen." In den Reſultaten der Sittengeſchichte und dem 3. Theile, der eigens davon handelt, habe ich dem Demos keineswegs geſchmeichelt. Die Wahrheit iſt — in der Monarchie folgen die Schlechten auf die Guten und umgekehrt — ſie erſcheinen nach einander; in der Demokratie neben einander [34]).

26) „Antheil" III, 65. 27) „Die Frage: ob Teutſchland Bundesſtaat oder Staatenbund ſei? iſt mehr als bloßes Wort und grammatiſcher Sinn. Der Staatenbund iſt eine viel zu lockere Idee. Bei dem Staatenbunde iſt der Begriff des Bundes dem des Staates oder des einzelnen Staates untergeordnet — bei dem Bundesſtaate vielmehr der Staat dem Bunde. Nicht ob dieſer oder jener Staat ſei, ſollte des Teutſchen erſte Frage ſein, ſondern ob der Bund? — — Wo iſt denn die Nation, was iſt ſie anders als ein Hirngeſpinnſt, wenn Teutſchland ein Staatenbund iſt?" u. ſ. w. „Antheil" III, 16. — Und iſt nicht dies Alles noch jetzt (1850) wahr und gültig, und der eigentliche Hauptpunkt? bedeutet die „Nationalität" und „Einheit" etwas anderes? Und iſt nicht eine neue Revolution unvermeidlich, wenn dieſes erſte Ur- und zugleich hiſtoriſche Recht unſeres Volkes, einen Staat zu bilden, nicht endlich anerkannt und geltend gemacht wird? 28) Jedoch hat ihn der Dichter ꝛc. Graf Platen ſchon früher (in einem Gedichte an Kaiſer Franz) hervorgehoben; neuerdings die Conſtitut. Zeitung vom 7. Sept. d. J. (1850). 29) „Ich frage: iſt denn wirklich etwas Kühnes in der Behauptung: Wir haben einen Bund geſchloſſen, ohne zu wiſſen welchen? ohne daß die Paciscirenden über föderative Formen nachgedacht haben! Höchſtens waren ihnen die Mängel des vorigen Reichs gegenwärtig. Sie wollten etwas Anderes. — Aber jene Mängel zu erforſchen, zu hindern, gründlich zu verbeſſern, dazu waren ſie viel zu eilig, zu unvorbereitet, etliche zu oberflächlich, vielleicht von der übrigen Arbeit des Congreſſes zu abſorbirt und zu ermüdet. (Auch wol von den vielen Bällen ꝛc., die ſchon damals dem Prinzen von Ligne zu dem Witzwort Anlaß gaben: „le congrès *danse* bien, mais ne va pas!") Andern war es fürwahr mehr Scherz als Ernſt. Darum iſt Alles und auch das Spätere auf Schrauben geſtellt. Noch weniger war man bei dem 13. Artikel klar, rein gewillt and mit ſich ſelbſt einig. Indem man von Ständen ſprach und dachte, ſchwebte das Trugbild der Gegenwart und Napoleon's Kunſtgriffe und ewige Täuſchung vor, aber keineswegs die doppelte gründliche Anſicht, oder das Ermeſſen: Was waren in Teutſchland die alten Stände der großen Staaten? Und nicht etwa die der Katten und Cherusker, ſondern in Böhmen, in Sachſen, in Baiern, in Brandenburg, in Braunſchweig, in Heſſen bis tief zu unſern Jahrhunderten? Und dann, welcher Zuſammenhang iſt im parlamentariſchen Begriff? Ja, wie wenige ſchauten damals durch, indem ſie Stände ſagten, daß ſie Parlament ſagten, daß ſie drei Gewalten ſagten; die ganze Nachahmung von England, das ganze Gewicht der Demokratie, die Erſchütterung der Ariſtokratie, die ganze Theorie der Repräſentation, die Verantwortlichkeit; toutes les conséquences, wie in Frankreich ſelbſt die Royaliſten ſehr offen ſagen, kurz, daß ſie bereits die geläuterten Begriffe der Zeit hineinlegten — oder Nichts!" (Einſiedler II, 13.)

30) Welches bekanntlich Hr. Stahl noch zur Stunde als unvereinbar mit dem monarchiſchen Princip erklärt!! 31) Reſultate der Sitt. IV. S. 8. 32) Scheidler, Propädeutik der prakt. Philoſ. 1850. S. 118 fg. (woſelbſt die Literatur über dieſe Controvers ſich findet). 33) Aus einem gleichzeitigen Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern (Antheil IV. S. 121) läßt ſich errathen, daß der Name des vorigen Kurfürſten von Heſſen hier in petto behalten werden. 34) „Das hat ſelbſt die Kunſt und der Kunſtſinn der Alten vortrefflich ausgedrückt, und Plinius, der die berühmten Gemälde ſeiner Zeit muſtert, führt auch den Demos des Parrhaſius an und lobt ſein Mienenſpiel (XXX, 36, vergl. XXXV, 40). — Die Zeit müßte noch kommen, wo es in der Demokratie nur edle Demokraten gäbe. Selbſt Solon hat die Leute, mit denen er zu thun hatte, ſehr wohl gekannt. Aber zählte er auf Niemand? Der Irrwahn beſteht weſentlich darin, daß man demokratiſche Regierung und das Demokratiſche an ſich verwechſelt, und richtig und wahr lautete jüngſt ſelbſt die royaliſtiſche Kritik über: Montlosier sur la monarchie française: M. de Montlosier ne se comprend pas toujours, voici pourquoi: il confond le mot *démocratie* considéré comme système de gouvernement, opposé à la monarchie, avec le mot démocratie exprimant une des situations naturelles de *toute société* complette. — Die Monarchie würde durch das Nichtanerkennen der drei Elemente am meiſten einbüßen. Denn ſie iſt dann auf

Digitized by Google

Ebenſo in ſeinen Reſultaten der Sittengeſchichte, 1836. (III. S. 7): „In den Zeiten der größten Aufregung, die augenſcheinlich nur Demokratiſches zum Grundſtoff und Zündſtoff hat, ſoll und will ich davon ſprechen, Urtheil fällen, geſchichtliche Reſultate liefern. — Wie hat nicht dieſe Frage welthiſtoriſche, weltpolitiſche Wichtigkeit gewonnen? Wie durchdringt ſie alle Beſtrebungen, alle Verhandlungen, alle Beſorgniſſe und Vorſichtsmaßregeln? Wie hat ſie die Leidenſchaften in Gährung, in Feuer und Flammen geſetzt, die Preſſe gleichſam ermüdet, Tugenden erweckt und Laſter und Greuel hervorgerufen? Die menſchliche Geſellſchaft, das Innere der Länder, die Familien ſogar in Theile geſpalten? Wie hat ſie die Bürgerkriege hervorgerufen — und wie droht ſie uns alltäglich die Principienkriege? Und da es mit dem Grade, mit der Art und Abart unſerer Civiliſation in ſo engem Zuſammenhange ſteht, ſo wird es nimmermehr aufhören, es ſei denn, daß wir zuvörderſt aus irgend einer Urſache wieder in Barbarei verfallen, quod Deus avertat! — Beſchwichtigende Worte als ſolche — als Vorſatz — ich fühle es ganz, wären überflüſſig, vergeblich, lauwarm, frivol. Ich muß ernſt und entſchieden in meinen Zugeſtändniſſen wie in meinen Verneinungen ſein. Ich habe nur den Verlauf zu erzählen, und bin nicht überall zum Entſcheiden und Wahrſagen aufgefodert. Und es wird ſich etwa ergeben, daß wenn ich die Demokratie gleichſam nulliſiciere, ich das Demokratiſche um ſo feſter ſtehen laſſe" [35]). Ebenſo klar und belehrend ſind ſeine daſelbſt (IV, 109 fg.) gegebenen Berichtigungen der Begriffe von Souveränetät überhaupt und von „Volksſouveränetät" insbeſondere, ferner über das Recht des Widerſtandes u. ſ. w.

In allen dieſen Lehren, Mahnungen und Warnungen hatte er freilich das Schickſal der Kaſſandra! Die Machthaber hörten nicht darauf, beſonders nicht auf den von ihm ſo oft [36]) und dringend eingeſchärften Rath Wort zu halten! Und ſo waren denn, — wie einer ſeiner Collegen, der ehemalige k. würtembergiſche Staatsminiſter und Bundestagsgeſandte, Freih. von Wangenheim, es offen im vorigen Jahre ausgeſprochen — „die von ihren Miniſtern betrogenen und verführten Fürſten es ſelber, welche durch ihre wortbrüchigen Thaten die teutſche Revolution von 1848 möglich, ja unter den gegebenen Verhältniſſen unvermeidlich machten [37]).

Dieſe Revolution hat unſer Freiherr nicht nur erlebt, ſondern ſie hat ihn perſönlich ſehr nah durch die Betheiligung ſeiner Söhne dabei berührt, ſo wie auch zu einer in ſeinem 84. Jahre verfaßten kleinen Schrift: „Allocution an die Nation und ihre Lenker" (Mai 1848) veranlaßt, in welcher er ebenfalls höchſt klare Anſichten und Winke über das teutſche Verfaſſungswerk gibt, die leider! auch nicht beherzigt worden ſind [38]). (Die das Jahr darauf folgende zweite Schrift: „der Wechſel der Zeiten" iſt ſchon erwähnt.)

Dies führt uns nun ſchließlich auf ſeine Familie ſelbſt.

Von ſeiner Gemahlin (aus dem niederrheiniſchen Geſchlecht von Gaugraben und in Düſſeldorf im J. 1776 geboren) hat der Freih. von Gagern zehn Kinder, von denen ſechs noch am Leben ſind. 1) Friedrich Balduin, geb. am 24. Oct. 1794 zu Weilburg (ſ. unten). 2) Karl, geb. 1796 daſelbſt, bairiſcher Major der Cavalerie, wurde bei Arcis ſur Aube ſchwer bleſſirt und iſt jetzt penſionirt. Derſelbe iſt vermählt mit Sophie von Falkenhauſen, hat eine Tochter und lebt in Monsheim. 3) Amalie, geb. auf Schloß Eremitage bei Baireuth 1798, iſt vermählt mit dem Freih. von Breidbach-Bürresheim. Dieſer Schwiegerſohn ſtand früher in naſſauiſchen Militair- und Hofdienſten, in welcher erſtern Eigenſchaft er mehre Feldzüge mitmachte, namentlich bei Waterloo kämpfte und bis zum Oberſten ſtieg. Er ſtellte die Foderungen des naſſauiſchen Volks am 4. März 1848 mit auf und war dann Mitglied des Vorparlaments in Frankfurt. Mitte April erließ er eine Anſprache „an ſeine naſſauiſchen Mitbürger," und verband damit die Auffoderung zur Bildung einer freiwilligen Büchſenſchützenſchar, die er ſodann zu organiſiren bemüht war. Auch ſtellte er ſich im Auguſt 1848 nebſt noch einigen penſionirten Officieren dem herzogl. naſſauiſchen Generalcommando zur Dispoſition zum Feldzug nach Schleswig-Holſtein. 4) Heinrich Wilhelm Auguſt, geb. am 20. Aug. 1799 im Schloß zu Baireuth (ſ. unten). 5) Karoline, geb. 1801 zu Weilburg, vermählt mit dem Freih. von Bechtolsheim, Beſitzer des großen Gutes Mainſontheim bei Würzburg. Aus dieſer Ehe entſprangen vier Söhne und eine Tochter. 6) Alexander, geboren und geſtorben zu Weilburg im zehnten Jahre. 7) Auguſt, geb. 1804 zu Weilburg, ſtudirte zu Heidelberg und ſtarb zu Hornau im 20. Lebensjahre. 8) Luiſe, ſtarb im 14. Jahre. 9) Moritz, geb. 1808 zu Weilburg, lebt als herzogl. naſſauiſcher Regierungsrath zu Wiesbaden und iſt auch naſſauiſcher Commiſſar bei der Rheinſchiffahrt. 10) Maximilian, geb. 1810 zu Weilburg, ſtudirte zu Heidelberg, Utrecht und Göttingen, und trat 1829 in den niederländiſchen Civildienſt, da die Familie in den Niederlanden das Indigenat beſitzt. Nachdem er als Freiwilliger am Kriege gegen Belgien Theil genommen, kehrte er 1833 in das väterliche Haus zurück, wo er ſich verheirathete. Später war er im naſſauiſchen Miniſterium für auswärtige Angelegenheiten beſchäftigt; für Naſſau und Braunſchweig erfolgte im März 1848 ſeine Ernennung als Vertrauens-

dem Wege auf zwei und bald auf eins zu reduciren. Aber die Frage, welches?"

35) Daß das echte demokratiſche Princip ganz mit dem des wahren chriſtlich-germaniſchen Staats und dem der conſtitutionellen Monarchie nicht nur vereinbar, ſondern eigentlich identiſch iſt, findet ſich nachgewieſen in Scheidler's Propädeutik der prakt. Philoſ. S. 118 fg. 36) Vgl. das Schreiben an den Fürſten von Metternich vom 3. Mai 1816. 37) Öſterreich, Preußen und das reine Teutſchland. (Weimar 1849.) S. 124.

38) Sie enthält namentlich eine gediegene Kritik des Verfaſſungsentwurfs der 17 Vertrauensmänner (Dahlmann's u. ſ. w.) vom 26. April 1848. — Auch Hr. von Gagern erklärte ſich damals ſchon beſtimmt für das preußiſche Erbkaiſerthum („es iſt mein erſter, mein entſchiedener, mein aufrichtiger Wunſch und Rath, wenn mir auch die Zuverſicht fehlt, daß es ſo kommen werde" S. 14).

Digitized by Google

mann am Bundestage. Dann gelangte er als naſſauiſcher Abgeordneter in die teutſche Reichsverſammlung und als die Centralgewalt ins Leben trat, erfolgte ſeine Ernennung zum Unterſtaatsſecretär im Auswärtigen. Bald darauf erhielt er in Folge der Waffenſtillſtandsverhandlungen mit Dänemark eine diplomatiſche Sendung nach Schleswig-Holſtein, wo er jedoch, ſchon den übrigen Verhältniſſen nach, wenig ausrichtete. Seit längerer Zeit dem *Katholicismus* zugewendet, proteſtirte Max Gagern mit Andern in der Reichsverſammlung *gegen* den Antrag auf Aufhebung des Cölibats. Doch iſt dies Votum wol mehr gegen die allerdings noch ſtreitige *Befugniß* der Paulskirche hierüber zu entſcheiden vom römiſch-katholiſchen Standpunkt aus gerichtet, und nicht als Vertheidigung einer nicht nur mit den Geſetzen der Natur und Vernunft, ſondern auch mit den ausdrücklichen Worten der heiligen Schrift („jeder Biſchof ſei eines Weibes Mann!" u. ſ. w.) im Widerſpruch ſtehenden, lediglich für die Herrſchſucht des Papſtthums und Klerus berechneten, dem ſittlichen und politiſchen Volksleben ſo grundverderblichen Inſtitution anzuſehen, zumal da der alte Freih. von Gagern ſich auf das Allerſtärkſte gegen Kloſterweſen und Cölibat erklärt hat [39]). — Einen guten Namen hat ſich Max von Gagern im vorigen Jahre durch die „Anſprache an ſeine naſſauiſchen Wähler" vom 15. Juni 1849 [40]) gemacht. In derſelben hat er ſehr treffend nachgewieſen, daß das an und für ſich ſchon ſo ſchwierige und verwickelte „Teutſche Verfaſſungswerk der Paulskirche" eine *unlösbare* Aufgabe werden mußte, ſobald die mächtigeren teutſchen Fürſten ſich rückſichtslos auf das *Alter* ihrer Kronen [41]), auf ihre ſeit 1806 *ſouverainen Rechte* und materiellen Sonderintereſſen ſteiften, ſtatt wie ihre Vorfahren unter den teutſchen Kaiſern und minder mächtige Mitfürſten noch 1849 vor der nationalen Größe des Reichs zu der Aufopferung oder Beſchränkung einiger ihrer Vorrechte ſich willig zu zeigen. Ferner durch ſeine Anregung der Verſammlung der ehemaligen Centren der Paulskirche in *Gotha* am 25. Juni 1849, woraus die ſogenannte *gothaer Partei* hervorging, welche dem von Preußen ſo feierlich durch die am 15. Mai 1849 aus Charlottenburg ausgeſprochenen Unternehmen beiſtimmte, durch die von Preußen, Sachſen und Hanover an die Stelle der urſprünglichen Reichsverfaſſung vom 28. März geſetzte ſogenannte Dreikönigsverfaſſung vom 28. Mai „der teutſchen Nation zu gewähren, was ſie *mit Recht* verlangt und erwartet, ihre *Einheit*, dargeſtellt durch eine einheitliche Executivgewalt, die nach Außen den Namen und die Intereſſen Teutſchlands würdig vertritt, und ihre *Freiheit*, geſichert durch eine Volksvertretung mit legislativer Befugniß." So lauten die ausdrücklichen Worte jener k. preuß. Proclamation, durch welche Preußens Ehre der Durchführung der Union verpfändet iſt. Wenn man hierzu nimmt, daß Se. Majeſtät der König von Preußen (wie ſich aus der von Hrn. von *Radowitz* herausgegebenen Schrift: Friedrich Wilhelm IV. ꝛc. 1848. ergibt) ſchon lange *vor* jenem verhängnißvollen Jahre die Mängel der bisherigen Bundesverfaſſung einſah und abzuſtellen ſuchte, und ſich an dasjenige erinnert, was der alte Freih. von Gagern, wie wir geſehen haben, ſchon von 1813 an als die eigentliche Aufgabe zu bezeichnen nicht müde ward, nämlich die Wiederherſtellung eines wahren teutſchen *Bundesſtaats*, ſo wird man nicht nur die Übereinſtimmung hierin zugeben, ſondern zugleich die Hoffnung hegen können, daß jene Idee endlich durch die Macht des preußiſchen Staats und der mit ihm verbündeten Fürſten ins Leben treten werde. Noch iſt ſie es freilich nicht, trotz dem, daß die ſoviel beſprochene Union zuſammengetreten iſt, und auch ein Unionstag in Erfurt ſtattgefunden hat, auf welchem die gedachte, die Majorität beſtimmende, gothaer Partei jene Dreikönigsverfaſſung förmlich annahm; im Gegentheil iſt nach dem Abfall zunächſt von Sachſen und Hanover, ſodann auch von den Fürſten der beiden Heſſen und einigen kleinern ſogenannten Souverainen die 1848 feierlich aufgelöſte und aufgehobene *Bundesverſammlung* unter der Ägide von Öſterreich, Baiern, Würtemberg, Hanover und Sachſen am 2. Sept. dieſes Jahres aus ihrem Grabe wieder auferſtanden, oder „reactivirt" worden, es ſtellen ſich die genannten Staaten jener Union feindlich entgegen. Dennoch glauben wir an den Sieg dieſer letztern, weil ſie das ſchon von dem Freih. von Gagern ſo klar nachgewieſene Recht für ſich hat, „Recht aber doch Recht bleiben muß" (Pſ. 94, 15). Auch möchte man (zumal nach den ſo eben in Kurheſſen gemachten Erfahrungen) [42]) ſich unmöglich noch lange gegen die ſo oft ausgeſprochene Wahrheit verblenden können, daß die *Revolution* von 1848 ſtatt durch jene Reactivirung des Bundestags beendigt zu werden, nur in einem zweiten Act wieder aufleben würde, der mit einer völligen Vernichtung der teutſchen Fürſtenherrſchaft endigen würde. Quod Deus avertat!

Es bleibt uns nun noch übrig, von zwei Gliedern der Gagern'ſchen Familie, den beiden älteren Söhnen unſeres Freiherrn, ſpecieller zu reden, die durch ihre Betheiligung an der gedachten Revolution, wie gleich Anfangs bemerkt, dem Gagern'ſchen Namen einen noch ausgebreitetern Ruf erworben haben, nämlich von dem General *Friedrich* von Gagern und *Heinrich* von Gagern; von letzterm natürlich nur ganz kurz, da er noch den Lebenden angehört, ſeine Rolle noch nicht ausgeſpielt iſt und überhaupt nur das Hervorragende ſeiner Perſönlichkeit, ſowie des Zuſammenhangs wegen dieſe ausnahmsweiſe Beſprechung ſeiner ſich hier rechtfertigt.

II.

Friedrich Balduin, Freiherr von Gagern [43]). Er wurde am 24. Oct. 1794 auf dem Schloſſe zu Weil-

39) Reſultate der Sittengeſch. V. und VI. S. 112 fg.; vergl. „Civiliſation" S. 394. 40) Mitgetheilt in der Allgem. Zeitung vom 21. Juni 1849. Beil. 41) Man denke an das würtembergiſche: „Dem Hauſe *Hohenzollern* unterwerfe ich mich nicht!" Vergl. Allgem. Zeitung vom 7. Juni 1849 und Teutſche Zeitung vom 23. Dec. eod.

42) Vergl. *Scheiblee* in *Bran's* Minerva, April 1850, „Anti-Blittersdorfiana;" ferner Mai: „Aphorismen zur internationalen Publiciſtik," am Schluſſe. 43) Außer dem ſchon er-

Digitized by Google

burg geboren. Bis zum 16. Jahre erhielt er ſeine Erziehung und Ausbildung bei den Ältern und ging damals ſchon mit tüchtiger wiſſenſchaftlicher Vorbildung vorzüglich in der claſſiſchen Literatur und in der Mathematik, für welche leztere er in Paris eine ausgezeichnete Schule gefunden, zu der göttinger Univerſität über. Seine fleißigen Studien entzogen ihn keineswegs dem bewegten Studentenleben, und im zweiten Jahre des Studiums mußte er ſogar die Univerſität wegen häufiger Zweikämpfe verlaſſen. — Dem Zuge ſeines Herzens folgend, trat er nun in öſterreichiſche Dienſte und machte (1812) mit dem Regiment Rieſch-Dragoner ſeinen erſten Feldzug als Gefreiter gegen Rußland, wo er bei Pinsk, dem Ziele ſeines Zugs, kaum der Gefangenſchaft entging. Im Jahre 1813 bei der Wendung der teutſchen Waffen gegen Frankreich, hatte er das Glück, unter Giulay mit dem Schwarzenberg'ſchen Heer als Dragoner-Officier den Schlachten von Kulm, Dresden und Leipzig beizuwohnen [44]).

Dem Wunſche ſeines Vaters gemäß trat er nach der Schlacht bei Leipzig in niederländiſche Dienſte, in denen er ſehr bald zum Hauptmann vorrückte. In dem Kriege von 1815 wurde er bei Waterloo oder Belle-Alliance (eigentlich ſchon bei Quatrebras), als Officier des Generalſtabs zu Pferde unter den Plänklern ſchwer verwundet [45]). Sein jüngerer Bruder Heinrich, erſt 16 Jahre alt, hatte — in den naſſauiſchen Gliedern — daſſelbe Schickſal. Bei dem Einzuge in Paris waren ſie beide wieder hergeſtellt, und umgaben dort den Vater zugleich mit einem dritten Bruder, Karl, der ſich unter bairiſchen Reitern in der ſo wichtigen Schlacht bei Arcis ſur Aube ausgezeichnet hatte. Bald nach Beendigung des Feldzugs beſuchten die beiden brüderlichen Kampfgenoſſen (Friedrich und Heinrich, jener zu Folge einer längern Beurlaubung) die Univerſität Heidelberg und knüpften in den Jahren 1816 und 1817 zahlreiche, für das ganze Leben bedeutende Bekanntſchaften. Hierauf kehrte zwar der Hauptmann zurück zu dem Waffendienſte in die niederländiſchen Staaten, aber der Wiſſenſchaft und dem teutſchen Vaterlande iſt er nie entfremdet worden. Niemals trennte er ſich auch in den Lagern von den größten Dichtern und Geſchichtſchreibern des Alterthums; vor allem liebte er die Geſänge Homer's und Sophokles', wovon er große Theile im Gedächtniſſe bewahrte; auch Thucydides, Cäſar, Tacitus, Salluſt waren idm treur Begleiter. Militairiſche Aufnahmen und Vermeſſungen hielten ihn lange in dem Großherzogthume Luxemburg feſt, alſo in dem Gebiete des teutſchen Bundes und in den Jahren 1824 und 1825 wurde er der Bundesmilitaircommiſſion in Frankfurt beigegeben. Damals erweiterten ſich abermals ſeine teutſchen Bekanntſchaften und die Verbindung der beiden Bruderfreunde für die höchſte Idee ihres Lebens, die Einheit und Größe des Vaterlandes erreichte nun ihre höchſte Kraft und Innigkeit. Er hat ſich ſelbſt darüber ſpäter in einem um das J. 1837 im holländiſchen Lager geſchriebenen und dem damals aus dem politiſchen Leben in die Ruhe des Landbaues zurückgetretenen Bruder Heinrich zugeſandten Gedichte ſehr ſinnig über dieſen an dem geiſtigen Altar des Vaterlandes geſchloſſenen Bund ausgeſprochen:

Die trüben Wolken, die vom Sturm getragen
So geiſterhaft am Mond vorüberziehn,
Die trüben Wolken gleichen meinen Tagen,
Sie kommen, werfen Schatten und entfliehn.

Schon fern iſt mir die Jugendzeit,
Und manche Hoffnung iſt zerronnen,
Und manches Wrek, ſo froh begonnen,
Ging unter in Vergeſſenheit.

Doch was der Brüder Eintracht ſich verſprach,
Das klingt noch immer in der Seele nach,
Und wie die Inſchrift in den Stein gegraben,
Beſteht das Wort, das wir uns gaben.

Ebenſo ſprach er darin (in der 23. Strophe) die Empfindungen aus, mit welchen er den (mehr als dreißigjährigen!) Zauberſchlaf des Vaterlandes, ein beſſeres Erwachen hoffend, betrachtet hat:

Auch in des Volkes Leben gibt es Zeiten,
Wo es den ſchwülen Tag mit Unluſt trägt,
Wo dumpfer Schwermuth Nebel ſich verbreiten,
Wo ſich der Kummer auf die Herzen legt.

Es ſtreift dann mit geſenkten Schwingen
Der Wunſch tief an der Erde hin;
Umſonſt ſtrebt der befangne Sinn,
Mit dieſes Zaubers Macht zu ringen.

Doch nähret in des Menſchen Bruſt geheim
Dann die Natur der künft'gen Thaten Keim,
Und ſendet unerwartet aus den Tiefen
Die Kräfte, die dort ungeahnet ſchliefen.

wähnten Hefte der „Gegenwart" und mehren Schriften über Heinrich von Gagern, die des älteren Bruders auch gedenken, iſt beſonders die Teutſche Zeitung vom 29. April 1848 zu nennen, da ſie bis jezt eigentlich die einzige Quelle iſt. (Später erſt wird dem Vernehmen nach mit einem Theile des literariſchen Nachlaſſes des Genannten auch eine ausführlichere Biographie deſſelben erſcheinen.) Doch enthält auch die ſchon erwähnte „Allocution an die Nation und ihre Lenker" des Vaters einige intereſſante Notizen.

44) Vgl. „Der zweite pariſer Friede." 1. Bd. S. 56. Für die Denk- und Gemüthsart des Jünglings iſt es bezeichnend, daß ihm unter den zahlreichen Erinnerungen jener ruhmvollen Kämpfe das Andenken folgender einfachen Begebenheit das liebſte und lebendigſte war. Nach einem ſchweren Marſche machten die Truppen ſpät Abends, und zwar am Vorabende der Schlacht, an dem Orte ihrer Beſtimmung unter freiem Himmel Halt; ſofort wurde den Soldaten der Befehl, Holz zu fällen und von Stämmen und Zweigen den Officieren Hütten zu bauen. Da trat aber der junge Gagern, der erſt einige Tage vorher Officier geworden, hervor und gab zu bedenken, daß die Soldaten, äußerſt erſchöpft, um dem nahen Kampfe gewachſen zu ſein, der noch übrigen Nachtſtunden zur Erholung bedürften. Dieſe Bemerkung konnte nicht zurückgewieſen werden, und die Officiere ſchliefen rings um die Wachtfeuer ohne Bedachung ein. Er aber, als er frühmorgens erwachte, ſieht über ſeinem Haupte im Glanze des Morgenroths eine ſchöne Laube mit einem Kranze prangen. Was die Gerechtigkeit zu fodern verbot, das hatte in reicherem Maße die Liebe gewährt.

45) Er war Adjutant des Generals Perponcher und wurde bei dem Angriffe des Marſchalls Ney auf Quatrebras am 16. Juni an den Herzog von Wellington nach Brüſſel als Courier geſchickt, ritt aber ſo ſchnell (der Vater erzählt, daß er dem dabei zu Schanden gerittenen Rappen vier Jahre das Gnadenfutter gegeben), daß er noch früh genug zurückkam, um unter den erſten Verwundeten von Quatrebras (16. Juni) zu ſein. Vgl. „Antheil" II, 4 und „Der zweite pariſer Friede" I, 73.

Digitized by Google

In den Niederlanden wird der Teutſche nicht leicht ganz heimiſch werden. Auch er, der doch bei den edelſten Männern Freundſchaft und Anerkennung gefunden, ſagte doch wol einmal ſcherzhaft mit Ovid: barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli! (Auch weiß man ja aus der Geſchichte, wie ſchnöde die Niederlande ſich in Bezug auf die Rheinſchiffahrt gegen Teutſchland in jener langen Periode benahmen)[46]. Dennoch wirkte er ununterbrochen mit der friſcheſten Thätigkeit, beſonders in Gent, wo er mehre Jahre den Arbeiten des Generalſtabs vorſtand, und zugleich den jüngeren Officieren des Stabs Vorleſungen über Mathematik und Kriegswiſſenſchaften hielt.

Die Jahre 1830 und 1831 waren für die niederländiſche Dienſtzeit des Majors von Gagern die wichtigſten. Durch die Pflicht war er im Kampf gegen die Belgier geſtellt, obgleich er lange unter ihnen gelebt hatte, und ſie ohne Zweifel auf ſeine Unterſtützung gerechnet hatten. Die unter den Holländern herrſchenden landſchaftlichen und confeſſionellen Vorurtheile waren ihm ganz fremd; für die Wallonen hatte er ſogar als Soldat eine Vorliebe.

In dem Herbſte 1830, gleich nach dem Verluſt von Brüſſel, wurde er Chef des Stabs bei dem Corps des tapferen Herzogs Bernhard von Weimar, deſſen Hochachtung und Freundſchaft er ſich zu jeder Zeit erfreute. Bei der traurigen Auflöſung der Armee, aus welcher die Belgier theils zurücktraten, theils entlaſſen wurden, nahm er an den meiſten wichtigen Gefechten bis zu dem entſchloſſenen Bombardement der Stadt Antwerpen Theil. In dieſen Gefechten ſtand ihm als Freiwilliger ſein jüngſter Bruder Maximilian zur Seite, der im Jahre vorher in dem Civildienſte im Cabinet des Königs Wilhelm I. angeſtellt worden war. Auf die Entwickelung und das Schickſal dieſes Bruders hatte er von nun an durch das Beiſpiel ſeines ſittlichen und religiöſen Ernſtes den entſchiedenſten Einfluß.

Im März 1831 wurde er, während der Herzog Bernhard Generalgouverneur in Luxemburg war, mit den Verhandlungen am Bundestage wegen ſchützender Beſatzung dieſes Theils des Bundesgebietes beauftragt; die Erfolgloſigkeit dieſer Bemühung, die ſich noch in der neueſten Zeit ſo ſchwer rächt, machte ihm großen Kummer. Es gereichte ihm daher zur willkommenen Ableitung, als er ſehr bald darauf mit ſeinem Diviſionschef von Luxemburg in das Lager von Nordbrabant abberufen wurde, von wo aus er und ſein Bruder Max an dem kurzen, aber ausgezeichneten Feldzuge von 1831 Theil nahmen. Der edle Herzog von Weimar bat den König für dasjenige, was beſonders in den bedeutenderen Treffen bei Haſſelt und Löwen (8. und 12. Aug.) die zweite Diviſion als Vorhut geleiſtet, das Hauptverdienſt dem Chef des Stabs, Major von Gagern, zuzuerkennen.

In den folgenden Jahren (bis 1838) ſtand die niederländiſche Armee fortwährend in den Cantonirungen und Lagern von Nordbrabant, von wo aber im J. 1833 die Freiwilligen, unter dieſen der jüngſte Bruder des Majors, in die Heimath entlaſſen wurden. Dieſe Jahre waren ihm die ſchwerſten ſeines Lebens. Unter einem Zelte, unweit Breda, dichtete er damals die erſte Strophe jenes ſchönen Liedes an den Bruder Heinrich:

O Nacht, ſei auf der Heide mir willkommen,
Wo ſich des Lagers lange Linie dehnt.
Die Trommel ſchweigt, die Feuer ſind verglommen,
Der Lärm verſtummt und durch die Stille dröhnt
Der Wache abgemeßnes Schreiten.
Ich lieg' im ſtaubbedeckten Zelt,
Wo thatenloſe Pflicht mich hält,
Doch die Gedanken ſind im Weiten.
Bald ſteiget die Vergangenheit herauf,
Bald hebt die Zukunft ihren Schleier auf,
Und auf des Traumes vielverſchlungnen Wegen
Kommt ſtets dein Bild, o Bruder, mir entgegen.

Das lange thatenloſe Weilen im fremden Lager ließ ihn den Zuſtand ſeines teutſchen Vaterlandes, das mit jedem Jahre tiefer ſank, mehr als je empfinden. Sein gerechter Unwille, im Leben meiſt verſtummend, bricht wiederholt in der Dichtung hervor, aus der hier ein weiter Klang ertönen mag, damit der Mann, wie er war und dachte, ſich völlig zeige. Er ruft zuerſt die Erinnerungen an Heidelberg nach dem Freiheitskriege zurück:

Wie da des Lebens Pulſe raſcher ſchlugen,
Wie hoch uns der Begeiſt'rung Flügel trugen,
Da ſaß nicht bange Vorſicht mit zu Rath,
Der Wunſch war Vorſatz und das Wort war That.
Zornglühend hatten wir die Siegstrophän,
Die Frankreich unſrer Zwietracht abgewann,
In ſeinen Hallen aufgehangt geſehen,
Gehört, wie es auf neue Siege ſann.
Verſchwinden ſollten dieſe Fahnen,
Durch die der Fürſten Liſt uns ſchied
Und an die Feinde uns verrieth,
Die an getilgte Schande mahnen.
Nur eine teutſche Fahne ſollte wehen
Vom Oſtſeeſtrand bis zu der Alpen Höhen,
Und unſre Loſung war: Ein Teutſchland ſei,
Ein Vaterland, groß, mächtig, einig, frei!
Wie eitel ſie ſich in dem Purpur brüſten,
Die der Erobrer Könige genannt,
Weil er zu des Triumphes ſtolzen Lüſten
Nur Könige vor ſeinen Wagen ſpannt!
Als noch des Schickſals Schale ſchwankte,
Wie da ihr Mund die Freiheit pries — —
— — — — — — — — — — — —
Indem Ihr Ketten ſchmiedet, Kerker baut
Und Euer Wort bald deutele und bald brecht,
Rüſtet der Franke ſich und lüſtern ſchaut
Er nach dem Rhein. Als wär's ſein gutes Recht,
Erbaut der Ruſſe ſeine Feſten
Dort an der Donaumündung Strand,
Hier in der Weichſel blut'gen Sand,
Es droht der Feind von Oſt und Weſten — —

Das Einzige, was ihn aufrichten mochte in ſolcher Betrachtung, war der erweiterte Bund der Brüder, zu denen von nun an auch der vierte, Moritz, in naſſauiſchem Civildienſte gehört und deren Lebensſchickſale er mit innigſter Theilnahme verfolgte. Auch hierüber hat er ſich poetiſch in Worten ausgeſprochen, die er an ſeinen Bruder Heinrich richtete, und welche zugleich für des Letztern Charakteriſirung einen ſchätzbaren Beitrag enthalten:

46) ſ. Staatslexikon unter „Rheinſchiffahrt" II. Bd., beſonders S. 594 fg.

Digitized by Google

Die Muſe neigt die wehmuthsvollen Blicke,
Sie hängt die goldne Leier auf und ſchweigt,
Die Unbewaffnete tritt ſcheu zurücke,
Wo drohend ſich des Kampfes Bote zeigt.
Es ſchallt bei Vaterlands-Gefahren
Der Wächter freies, ernſtes Wort,
Du Bruder ſtehſt ein feſter Hort,
Um unſer heilig Recht zu wahren.
O wie ich freudig deiner Rede lauſchte,
Wenn ſie aus tiefbewegtem Buſen rauſchte,
Und mit der Überzeugung Silberklang
Vom Herzen kommend in die Herzen drang

Um im Senat zu wirken und zu walten,
Verlieh dir die Natur Beredſamkeit,
Du haſt, um dir Gemüther feſtzuhalten.
Den hohen Sinn, die teutſche Biederkeit.
Du, den der Flitter nicht beſticht,
Du, den der Fürſten Zorn nicht ſchreckt,
Du, den der Schild der Ehre deckt,
Der du ſo freudig deiner Pflicht
Zum Opfer brachteſt deines Lebens Loos,
Du ſtehſt dem Haß, doch nicht dem Tadel bloß,
Du kannſt im Kampf mit edlem Selbſtvertrauen
Jedwedem Gegner kühn ins Auge ſchauen.

O, laß nicht ab zu ringen und zu wagen,
Du biſt des edeln Strebens dir bewußt.
Mag kluge Feigheit nach dem Kampfpreis fragen,
Wo Ehre ruft, iſt Kampf des Tapfern Luſt.
Wenn Alle auch ſchon muthlos zagen,
Den Beſten ſelbſt die Hoffnung ſchwand,
Dann ſollſt du noch mit feſter Hand
Des Rechtes fliegend Banner tragen,
Und will das Glück dann um die Stirn des Schlechten
Schmachvollen Sieges dürre Kränze flechten.
Auch ohne Lorbeerkranz iſt der ein Held,
Der für die gute Sache ſteht und fällt.

Im J. 1838 erhielt Freiherr von Gagern ein Regiment Dragoner in Deventer. Im Jahre darauf wurde er dem jungen Prinzen Alexander der Niederlande zu einer Reiſe nach Rußland beigegeben, wo er von dem ruſſiſchen Hofe und Reiche ſich gründliche Kenntniſſe erwaeb, die zum Theil in einem ſehr lehrreichen noch ungedruckten Tagebuche enthalten ſind. Im J. 1843 wurde er als Oberſt zugleich Brigadier der Cavalerie, im folgenden Frühjahre General und Flügeladjutant des Königs, und als ſolcher bald mit einer wichtigen Sendung nach Oſtindirn betraut. Während ſeines dreijährigen Aufenthalts unter den Tropen hatte er nicht allein das Heer und die Feſtungen des alten blühenden Java in Augenſchein zu nehmen, und über die wichtigſten militairiſchen Fragen der Colonien zu berichten, ſondern auch die neuen Beſitzungen auf Sumatra zu gleichem Zwecke, oft auf ungebahnten Wegen zu bereiſen[47]), und endlich auf dem Rückwege das engliſche Indien von Ceylon bis Calcutta den Ganges hinauf zum Himalaya mit allen von ihm bewunderten Militairetabliſſements der Engländer zu beſichtigen, worauf er über Bombay und Ägypten, durch viele in europäiſchen Dienſten ſeltne Erfahrungen bereichert, im Juni 1847 zurückkam. — Bald nach der Heimkehr ward der General von Gagern zum Gouverneur der Reſidenz und Provinzialcommandanten von Holland ernannt, und in dieſer Stellung wurde er wegen ſeiner hohen politiſchen Einſicht, ſeiner unerſchütterlichen Gerechtigkeit und einer alle Herzen bewältigenden, durch tiefſinnigen Ernſt nie verhüllten Humanität während der letzten politiſchen Kriſis in Holland der Freund aller edlen Bürger, ſodaß ſich die Nationalgarde der Hauptſtadt freiwillig unter ſeine Befehle ſchaarte. Die Liebe zur Heimath aber, die Begeiſterung für die großen Ziele des teutſchen Liberalismus, die er mit ſeinem Bruder einſt in Heidelberg genährt, war ihm treu geblieben. Kein Wunder alſo, daß der General Gagern ſich mächtig getrieben fühlte, an den Schauplatz der Ereigniſſe zu eilen, als die teutſche Brwegung im März und April 1848 ſich zu einrr Revolution ſteigerte. Er erhielt einen kurzen Urlaub, und teaf vor dem Augenblicke bei den Seinigen ein, wo die republikaniſche Schilderhebung im teutſchen Süden gewagt wurde. Hecker war von früherer Zeit her eigentlich ein nahe verbundener Freund Heinrich's von Gagern. Sie waren lange politiſche Genoſſen, Kämpfer deſſelben Paniers und Gedankens geweſen. Durch die Mittheilungen des Bruders hatte auch Friedrich von Gagern ein lebhaftes Intereſſe für Hecker gefaßt: er ſuchte die perſönliche Bekanntſchaft dieſes durch ſein äußeres Weſen ſo liebenswürdigen Mannes zu machen, und beide Brüder, Heinrich wie Friedrich, begaben ſich deshalb nach Deidesheim bei Mannheim, zu Heinrich's Freunde Buhl (Abgeordneten der badiſchen Kammer). Von dort aus wurde Hecker eingeladen, herüberzukommen, da die Gagern da ſeien, und ihn zu ſehen wünſchten. Leider war Hecker eine Tagereiſe von Mannheim entfernt auf der Jagd und die Brüder warteten mehre Tage vergeblich. Das Verhängniß wollte eine andere Art des Zuſammentreffens zwiſchen Fr. von Gagern und Hecker! Die Schilderhebung Hecker's im April 1848 verlangte einen tüchtigen Heerführer, aber auch einen Mann, der mehr war als bloßer Soldat, einen Mann, dem ein Name voranging, wie der Gagern's war.

Auf dieſen Letztern warf daher die badiſche Regierung ihren Blick, und obſchon derſelbe noch wegen ſeiner Stellung im niederländiſchen Dienſte gebunden war, glaubte er doch auf die in Übereinſtimmung mit dem Rath der 17 Vertrauensmänner ergangene Auffoderung der Bundesverſammlung auf die Billigung ſeines Monarchen zählen zu dürfen, wenn er durch Übernahme jener Feldherrnſtelle die ganz Teutſchland bedrohende Anarchie bekämpfte, zumal ja die Niederlande mit Luxemburg auch zum teutſchen Bunde gehörten. „Als er die Überzeugung

47) In ſeiner „Allocution an die Nation" S. 31 erzählt der Vater: „Als er im vorigen Jahre (1847) die höchſten Gebirge von Sumatra durchforſchte, während ſeine Escorte Sieſta hielt, entfernte er ſich allein, um irgend einen Geſichtspunkt aufzuſuchen, den er auch fand. Aber als er umkehren wollte, verfehlte er des Wegs. Die Nacht überfiel ihn, und er mußte unter Äſten ſeine Schlafſtätte nehmen. Von wilden Thieren war Nichts zu fürchten, die ſo hoch nicht gehen. Mitten in der Nacht fanden ihn die aufgeregten Einwohner der Gegend und brachten ihn frohlockend in ſein Standquartier zurück. Dieſe braven Leute waren ihres Handwerks, wenigſtens unter Umſtänden — Menſchenfreſſer! — Und in der Heimath!" — —

Digitized by Google

gewonnen, daß ein Entſchluß ſogleich gefaßt werden mußte, daß es nicht Zeit wäre, die Genehmigung aus Holland erſt abzuholen, erhob er ſich raſch mit den Worten des Ajax, der eben das Loos zum Zweikampf gezogen: *ἤτοι κλῆρος ἐμός· χαίρω δὲ καὶ αὐτός!* (dies iſt mein Loos, und ich freue mich deſſen). Gagern trat in eine äußerſt ſchwierige Stellung. Neben ſich hatte er Truppen und Officiere, denen er bis dahin perſönlich unbekannt war; ſich gegenüber fand er einen Feind von eigenthümlicher Natur, Zuſammenſetzung und Bedeutung; über ſich ſah er eine Staatsgewalt, welche möglichſte Schonung jenes Feindes wollte. Im weitern Umfang endlich des ihn umgebenden Schauplatzes ſtand ein harrendes Volk, zerriſſen in Parteien und ſehr geneigt, die verſchiedenartigſten Maßſtäbe an das, was nun geſchehen ſollte, anzulegen: Gagern beſiegte zum großen Theil dieſe Schwierigkeiten. Sein Name ſchon ging ehrenvoll vor ihm her. Auf Disciplin und das Niederhalten kleiner Eiferſüchtelei wirkte günſtig ſein beſtimmtes, aber doch durchaus nicht verletzendes Auftreten. Er trug Civilkleider. Gegen Nothwendigkeit und Brauch ſetzte er ſich als Oberbefehlshaber mehr der Gefahr aus, als er nöthig gehabt hätte. Er that dies, um unter ſeinen mit mehr oder weniger Recht beargwohnten Truppen durch Vertrauen Treue zu erwecken, und um unter den Inſurgenten die Verführten und Gezwungenen von den Schuldigen zu trennen. Er that dies auch im Vollgefühle, daß Großes ſich nur durch Großes erreichen laſſe, und in der Hingebung, an die höchſten Intereſſen ſeines vielgeliebten Vaterlandes [48]).

Über den nächſten Umſtänden, welche Gagern's Tod begleiteten, liegt immer noch ein Schleier, in ſofern die verſchiedenen Berichte darüber nicht völlig in Übereinſtimmung zu bringen waren, was ſich freilich leicht theils aus den damaligen aufgeregten Zuſtänden der vorherrſchenden Parteiauffaſſung erklären läßt, theils daraus, daß eben die bedeutendſten Zeugen ſelbſt, wie Hecker, Kaiſer ꝛc., bei der Sache ſelbſt betheiligt waren. Am 20. April 1848 traf der Generallieutenant von Gagern auf die Freiſchar unter Hecker bei der Stadt Kandern. Ein Geſpräch mit Hecker auf der Brücke vor der Stadt, worin er ihn zur Niederlegung der Waffen mahnte, hatte keinen Erfolg. Die Aufſtändiſchen zogen ſich auf eine Höhe, die Scheidecke, woſelbſt ſie ſich aufſtellten. Als ihre Gegner etwa nach einer guten halben Stunde nach jener erſten Beſprechung jene wieder erreicht hatten, riefen dieſe Letzteren: „General vor!“ worauf Gagern vom Pferde ſtieg und nochmals vorging, um durch ſein Zureden Blutvergießen zu vermeiden, wobei ihm dies Mal nicht Hecker, ſondern der Literat Kaiſer aus Conſtanz gegenübertrat. Auch dieſer Verſuch mislang, und kaum war er zu ſeinen Leuten zurückgekehrt, auf ſein Pferd geſtiegen, und hatte mit den Worten: „Nun denn, in Gottes Namen vorwärts!“ den Säbel gezogen, als er in dem von Seiten der Aufſtändiſchen zuerſt (dies ſteht durch Zeugenausſagen feſt) eröffneten Pelotonfeuer von drei Kugeln getroffen fiel, indem gleichzeitig auch ſein Pferd erſchoſſen ward. Zwar wurde er ſogleich von dem Hauptmann Keim, und einigen Schützen bei Seite, etwa 20 Schritte weit von der Chauſſee getragen, wobei er mit matter Stimme und gebrochenen Blicks: „O brave Soldaten,“ ſprach, doch ließ er noch unterwegs ſein Haupt ſinken, dehnte den Körper und verſchied. — Es kann allerdings nicht behauptet werden, daß er, wie Anfangs allgemein angenommen wurde, meuchlings und wider Kriegsrecht niedergeſchoſſen wurde, da er bereits vom Parlamentiren zu den Seinigen zurückgekehrt war. Allein der Ruf: General vor! dem Gagern auch in der beſten Abſicht Folge leiſtete, während man gegneriſcherſeits auf ſeine Worte gar nicht hörte, deutete, wie mit Recht bemerkt worden iſt [49]), in Verbindung mit andern ausgemachten Thatſachen und den bekannten darauf folgenden Ereigniſſen am 18. Sept. in Frankfurt nur zu deutlich darauf hin, daß man von Seiten der Republikaner die Abſicht hatte, ihn nicht lebend vom Platze zu laſſen.

Am 30. April war der Sarg mit der Leiche Fr. Gagern's in Frankfurt a. M. angekommen, um nach dem Wohnſitze ſeines Vaters „des ſanften Weiſen,“ wie ihn ein Gedicht ſeines gefallnen Sohnes nannte, nach Hornau gebracht zu werden, um dort zu ruhen. Am 1. Mai bewegte ſich vom heſſiſchen Haus aus der Leichenzug, begleitet von Bürger- und Linienmilitair und dem Zuge der Zünfte unter Trauermuſik, zugleich von einer zahlloſen Menſchenmenge gefolgt. Hinter dem Sarge kam der Fünfziger-Ausſchuß, um die Trauer Teutſchlands zu vertreten; auch Officiere teutſcher Bundesſtaaten und der Militaircommiſſion reiheten ſich an. Unmittelbar hinter dem Sarge, dem Todten die letzte Ehre erweiſend, ging ſein Bruder Heinrich. An der naſſauiſchen Grenze erſcholl noch einmal der Donner der frankfurter Kanonen, und trug die Klage um den edlen Todten weithin. Naſſauiſches Militair empfing ihn mit Trauermuſik [50]). — **Have, pia anima!**

III.

Bei Heinrich von Gagern, ehemaligem Präſidenten der teutſchen Bundesverſammlung, können wir die Ausnahme nicht wie bei ſeinem Vater machen. Noch lebt und wirkt er in rüſtiger Manneskraft, und die vaterländiſche Geſchichte wird ihm eine ehrenvolle Stelle bewahren.

(*Scheidler.*)

GAGES (**Johann Bonaventura Dumont, Graf von**), war 1678, oder aber den 27. Dec. 1682 zu Mons von adeligen Ältern geboren, trat, noch zu K. Karl's II. Lebzeiten, bei der walloniſchen Garde zu Madrid ein, und hatte es darin, bei Philipp's V. Thronbeſteigung, zum Lieutenant gebracht. In dem Laufe des Succeſſionskrieges avancirte er bis zum Oberſtlieutenant, in welcher Eigenſchaft er bei der Überwältigung von Catalonien 1714 diente. Von 1718—1720 wurde er in Sicilien verwendet, dann 1720 bei dem kurzen Feldzuge in Afrika, deſſen Zweck der Entſatz von Ceuta war. Als Brigadier

48) Die „Gegenwart.“ 1848. S. 726.

49) „Gegenwart“ S. 732. 50) a. a. O. S. 733.

Digitized by Google

wirkte er zu der Einnahme von Oran, 1732, und lohnte ihm dafür der Rang eines Maréchal-de-camp. Daß er auch die italieniſchen Feldzüge, 1734—1735, mitgemacht habe, wird dadurch wahrſcheinlich, daß er während derſelben Generallieutenant und zugleich Major in der walloniſchen Garde wurde, auch von dem neuen Könige von Neapel den Orden des heiligen Januarius erhielt. Der Armee zugetheilt, die unter den Befehlen des Grafen von Glimes, angeblich Behufs einer Unternehmung auf Minorca, in Catalonien zuſammengezogen wurde, ſchiffte er, mit der Mehrzahl der daſelbſt vereinigten Truppen, im November 1741 nach Italien über, um daſelbſt unter den Befehlen des Herzogs von Montemar zu ſtehen. Bei Peſaro wurden die Spanier durch 12,000 Neapolitaner verſtärkt, und die ganze Armada ſetzte ſich in Bewegung, in der Abſicht, in den Ebenen der Lombardei dem Infanten Philipp, der mit einer ſpaniſch-franzöſiſchen Armee Piemont bedrohte, die Hände zu bieten. Sie gelangte bis zum Panaro, wurde eine unthätige Zuſchauerin des Falles von Mirandola, den 22. Juli 1742, und trat ſodann, nicht in der beſten Ordnung, weil unabläſſig verfolgt, den Rückzug gegen die neapolitaniſche Grenze an. Montemar wurde abgerufen, und Dumont übernahm am 11. Sept. 1742 das Commando der bedeutend verminderten Armee, zumal dem Könige von Neapel die Neutralität aufgezwungen worden. Deſſenungeachtet ſchickte der neue Feldherr ohne Verweilen ſich an, die aus Madrid empfangenen Befehle zu vollſtrecken. Die Truppen, 13,000 Mann Fußvolk und 2700 Reiter, in Jeſi vereinigt, begaben ſich auf den Marſch in drei Colonnen, erreichten am 20. Sept. Fano, verbreiteten ſich während der erſten Hälfte des Octobers über die Umgebung von Faenza, Forli und Ceſena, und bezogen am 15. Oct. eine Stellung bei Bologna, von der aus ſie das rechte Ufer des Panaro beherrſchten, indeſſen das linke von den Auſtro-Piemonteſern eingenommen. Bei dieſer Nähe der ſtreitenden Heere kam es nicht ſelten zu Scharmützeln, in welchen der ſpaniſche Feldherr das Regiment leichter Reiter, welches er aus des Landes kundigen Paſchern errichtet und dem berüchtigten Abenteurer Vimercati untergeben hatte, mit Vortheil den ungariſchen Huſaren entgegenſetzte. Den größten Theil des Winters blieb er, da wiederholte Verſuche, in Toscana einzubrechen, fehlſchlugen, in dem verſchanzten Lager bei Bologna ſtehen, Proviant und Fourage lieferte der Kirchenſtaat, deſſen Regierung, wie bei jeder andern Gelegenheit, unbegrenzte Vorliebe für Spanien und Frankreich offenbarte. Höchſt unerwartet, den 2. Febr. 1743, ſetzte Dumont oder Gages ſeine Armee in Bewegung, er überſchritt den Panaro und lieferte am 8. Febr. bei Campoſanto im Modeneſiſchen eine Schlacht, die Anfangs eine günſtige Wendung zu nehmen ſchien, zumal die feindliche Reiterei gebrochen wurde. Aber einen vollſtändigen Sieg zu erringen vermochte der ſpaniſche Feldherr nicht; die öſterreichiſche Infanterie erneuerte das Gefecht, und mit bedeutendem Verluſte wurden die vermeintlichen Sieger über den Panaro zurückgeworfen. Wie zu erwarten, ſang man zu Madrid und zu Wien das Te Deum; Gages aber, der zum Lohne der jüngſten Großthat zum Generalcapitain ernannt worden, mußte in das vormalige Lager bei Bologna zurückkehren und demnächſt, den 26. März, den weitern Rückzug über Imola nach Rimini bewerkſtelligen. Am 3. April zu Rimini eingetroffen, ſchlug er daſelbſt ſein Hauptquartier auf, Artillerie und Munition hingegen wurden nach Peſaro geſchafft, mehr aus Vorſicht, als aus Beſorgniß einer Gefahr. Daß dergleichen nicht vorhanden war, ergibt ſich ſattſam aus der Haltung des Hauptquartiers, wo man Opern und Komödien ſpielte, Bälle und Feſtins anſtellte, ausſchließlich mit Ergötzlichkeiten ſich beſchäftigte. In die Sorgen eines ſolchen Commando's ſich zu theilen, traf der Herzog von Modena am 9. Mai zu Rimini ein, was wenigſtens zu Werbungen, auch zu einer Muſterung Anlaß gab; die Armee wurde 14,000 Mann ſtark befunden. Mittlerweile hatten die Öſterreicher und Piemonteſer Cantonirungsquartiere in den Gebieten von Modena, Ferrara und Bologna bezogen, und der Graf von Traun erwartete im Hauptquartiere zu Carpi mit Ungeduld die ihm verheißenen Verſtärkungen. Sie trafen Anfangs September ein und das Commando der hiermit vervollſtändigten Armee ging auf den Fürſten Lobkowitz über. Am 2. Oct. ſetzte dieſer ſich in Bewegung, vorläufig nach Bologna ſeinen Marſch richtend, wogegen Gages, dem im Laufe des Septembers ebenfalls Verſtärkung zugekommen, ſeine Maſſen concentrirte, und nicht ungeneigt ſchien, dem weitern Vorrücken des Feindes entgegenzutreten. Vernehmend jedoch, daß Lobkowitz am 19. Oct. von Bologna wieder aufgebrochen ſei, gab er am 21. alle ſeine Poſtirungen von Forli bis Ceſena auf; am 25. verließ er auch Rimini, wo am 29. das öſterreichiſche Hauptquartier einrückte. Weiter die Verfolgung auszudehnen, fand Lobkowitz in Betracht der vorgerückten Jahreszeit unthunlich, und er ließ ſeine Armee die Cantonirungen beziehen, indeſſen Gages und der Herzog von Modena bedacht waren, durch ausgedehnte Erdarbeiten die bei Peſaro und Fano bezogene Stellung unangreifbar zu machen. Ihr Hauptquartier nahmen ſie zu Fano, „wo ſie der Ruhe und Carnevals-Ergötzlichkeiten, ſoviel ſichs thun laſſen wollte, genoſſen, auch denen Schauſpielen, die man den 26. Nov. daſelbſt aufzuführen anfinge, fleißig beywohnten." Ihrer Armee, die jetzt wol 20,000 Mann zählte, kamen die Lebensmittel reichlich zu, und daß der Herzog von Modena, durch eine Äußerung des ſpaniſchen Generalcapitains verletzt, am 22. Dec. das Hauptquartier verließ, um ſich nach Venedig zu begeben, war nicht eben als ein Verluſt zu beklagen. Der Herzog hatte die Öſterreicher angreifen wollen, bevor ihnen weitere Verſtärkungen zukämen, den Antrag wies aber Gages zurück, mit dem Bedeuten, daß dergleichen verzweifelte Entſchließung wol einem Fürſten, dem Nichts zu verlieren übrig, gezieme, daß aber ein König von Spanien die Angelegenheit aus einem andern Geſichtspunkte betrachte, und deſſen Wille allein könne für ſeine Generale maßgebend werden. Lobkowitz hatte während deſſen aus Teutſchland und Ungarn tagtäglich Verſtärkung an ſich gezogen, daß er doch endlich ob der langen Unthätigkeit ein Schamgefühl empfinden wollte. Er ging am 7. März 1744 zu Felde, und Gages, ohne ſei-

Digitized by Google

nes Anblickes zu erwarten, verließ die angeblich unangreifbare Stellung bei Fano und Peſaro, um in Eile der neapolitaniſchen Grenze ſich zu nähern. Er überſchritt ſie am 17. März; es folgte ihm auf der Ferſe mit einem ſchwachen Corps der öſterreichiſche General Browne, daß es ſelbſt auf dem rechten Tronteufer zu mehren Scharmützeln kam; Weiteres zu verſuchen, fühlte Browne ſich nicht ſtark genug, und von der andern Seite fand Gages räthlich, den Anzug der neapolitaniſchen Armee abzuwarten; denn König Karl, in dem Beſitze ſeines Königreichs, den er der Gewalt verdankte, durch das Recht und durch die Gewalt, die öſterreichiſche Armee an ſeinen Grenzen, bedroht und nicht weiter durch die engliſche Flotte gezügelt, glaubte ſich nicht weiter durch die eingegangene Neutralität gebunden, war auch der Meinung, daß einzig durch die Dazwiſchenkunft ſeiner „prodi Napolitani“ der Untergang der ſpaniſchen Armee abzuwenden ſein würde. Daß auch Lobkowitz dieſen Wahn ſich aufbinden ließ, daß er ſich des Ausſpruchs jenes alten Gothenkönigs, dickes Heu iſt leichter zu mähen, als das dünne, nicht erinnerte, wurde der Rettungsanker, nicht nur für Gages und ſeine Spanier, ſondern auch für die wankende neapolitaniſche Monarchie. Ergötzlich über allen Begriff ſind die erhabenen Redensarten, welche Coletta, der geſinnungstüchtige Republikaner, dem König Karl, Karl dem Einfältigen, wie man ihn wol ſpäter genannt hat, auf daß kein Pünktchen für die Ähnlichkeit mit Carlo Alberto fehle, in den Mund legt, um den Bruch des Waffenſtillſtandes zu rechtfertigen, nicht minder die Großthaten, welche er durch ſeine Landsleute verrichten läßt, namentlich durch einen modernen Horatius Cocles, deſſen Namen und Regiment er leider nicht anzugeben weiß. Lobkowitz ließ ſich, wie geſagt, nachdem der Spanier und Neapolitaner Vereinigung in der Gegend von Aquila erfolgt war, durch Prahlereien und Zahlen blenden, und verzweifelnd, dem zahlreichen combinirten Heere gegenüber die Terrainſchwierigkeiten der Abruzzen überwinden zu können, verließ er am 4. Mai die Ufer des Tronto, um über Ceperano und Valmontone den directen und bequemern Weg nach der Hauptſtadt Neapel zu ſuchen. Hierauf ſetzte Gages ſich ebenfalls in Bewegung, und die Sehne des Bogens, welchen ſein Gegner beſchreiben mußte, verfolgend, erreichte er Velletri, ohne irgend Feinden zu begegnen. In Velletri ſchlugen der König von Neapel und der Herzog von Modena, die beide der Armee folgten, ihr Hauptquartier auf, es ſtellte ſich aber jetzt dem weitern Vorrücken Lobkowitz entgegen, ſodaß Gages ſich vorläufig darauf beſchränken mußte, durch die auf den nächſten Höhen zu errichtenden Verſchanzungen das Hauptquartier zu ſichern. Ravinen, Schanzen waren nach der Kriegsmanier jener Zeit, und für Lobkowitz abſonderlich Hinderniſſe, an deren Beſiegung nicht zu denken war; Gages und ſein College im Commando, der neapolitaniſche Herzog von Caſtropignano, fanden ebenfalls an Raufereien kein übermäßiges Vergnügen, und beinahe drei volle Wochen wurde mit erfolgloſem Kanoniren hingebracht, ſo doch, daß die Öſterreicher allmälig Terrain, vielmehr einzelne Poſtirungen gewannen. Davon die wichtigſte, den Berg Artemiſio, entriß ihnen jedoch Gages in einem nächtlichen Überfalle, den 17. Juni, und blieben dabei 4—500 Öſterreicher auf dem Platze. „Tanta paura e disordine, e mancar di consiglio ne' capi, di obbedienza ne' soggetti, entrò nel campo de' Cesariani, che a stormi e a truppe fuggivano verso Roma; e in Roma istessa, sentite le agitazioni, chiuse le porte, si credeva certo e vicino l'arrivo de' due eserciti, il vinto e il vincitore.“ Aber Gages dachte nur, ſich auf dem Artemiſio feſtzuſetzen, und Lobkowitz fand es nicht ſchwierig, dem erſten Schrecken der Seinen zu gebieten, die Ordnung wiederherzuſtellen und ſogar einer andern Poſition von Belang, des Monte-Spino, ſich zu bemeiſtern. Es folgte wiederum eine lange Pauſe, in deren Laufe die Öſterreicher bedeutend durch die Einflüſſe des Klima's, die mangelhafte Verpflegung und häufige Deſertionen zu leiden hatten. Dieſe Übelſtände zu beſeitigen, ergingen aus Wien die beſtimmteſten Befehle für Ergreifung einer lebhaften Offenſive. Ungern ließ Lobkowitz in der Nacht vom 10—11. Aug. durch die Generale Browne und Novati, denen 6000 Mann beigegeben, die Stadt Velletri beſtürmen. Sie durchbrachen das Lager, vernichteten ein irländiſches Regiment, gelangten zur Stadt, erbrachen das neapolitaniſche Thor und breiteten ſich in den Straßen aus, als eben die Morgendämmerung bemerklich wurde. König Karl lag zu Bette, in dem Hauſe Ginetti, wurde geweckt, warf ſich eiligſt in die Kleider, umgürtete ſich mit dem guten Schwerte, und gelangte durch die nächſten Gärten zu dem Capucinerkloſter, wo ein Theil ſeiner Truppen gelagert. Davonliefen nicht minder der Herzog von Modena, der franzöſiſche Geſandte, der Herzog von Atri, während Einzelne, vom Fenſter oder vom Dache aus, den durch die Straßen hinſtürmenden Feind beſchoſſen, andere in verzweifelten und erfolgloſen Anſtrengungen ihre erſchrockenen Leute zu ſcharen ſuchten. In dieſem rühmlichen Beſtreben fand Nicolaus San Severino, des Fürſten von Biſignano Bruder, den Tod, „altri uffiziali maggiori, altri capitani, tutti da prodi, morirono,“ als auch der Oberſt Macdonald, der in hundert Schlachten verſuchte Hüne, über dem Rufe: „à moi camarades!“ tödtlich getroffen vom Gaule ſtürzte; da wurde die Flucht allgemein, fiel die Stadt dem Sieger zur Beute. Während deſſen hatte Lobkowitz eine zweite Diviſion zum Angriffe auf den Berg Artemiſio geführt, dieſe Poſition, das andere und das dritte Lager überwältigt; aber auch Gages, der auf Inſpection nach dem Gebirge ausgegangen, war, das Schießen vernehmend, zum Lager zurückgekehrt, und traf in Ruhe und Sicherheit die zweckmäßigſten Anſtalten, den weitern Folgen des Unfalles zu wehren. Vernehmend, daß die feindlichen Colonnen in völliger Auflöſung begriffen, daß nur mehr mit Plündern der Soldat ſich beſchäftige, „ſchickte er ſogleich vier Bataillons von der walloniſchen Garde, von welcher er ſeit einiger Zeit Oberſtlieutenant und Commandante war, in die Stadt, die in den Häuſern und auf den Gaſſen ein abſcheuliches Feuer machten. Indem er ſich ſelbſt an verſchiedene Orte verfügte, um Ordre zu geben, traf er bei dem Capuziner-Kloſter den Herzog von Caſtropignano

Digitized by Google

an, der ſich nach der Stadt begab, die Trouppen daſelbſt zu commandiren. Er ging daher nach dem Berge zurücke, weil er vernommen, daß die Öſterreicher auch auf ſelbiger Seite einen Angriff gewaget. Als er auf die Höhe kam, fand er den König beyder Sicilien vor der Spaniſchen Garde, die im Marſche begriffen war, zu den andern Trouppen zu ſtoſſen und den Feind abzutreiben. Dieſes geſchahe mit ſolcher Tapferkeit, daß der Feind nach vier Stunden die Stadt Velletri und alle eroberte Poſten mit Hinterlaſſung vieler Todten und Gefangenen wieder verlaſſen muſte. Jedoch ſpannen die Spanier und Neapolitaner nicht viel Seide dabey, weil die Officiers und Generals nicht nur viel Bagage und Pferde, ſondern auch viel Fourage, Proviant und Mannſchafft einbüſſeten. Der General Graf von Beaufort ward todt geſchoſſen, und der General Graf Mariani, der ſich kranck befunden, wurde gefangen." Öſterreichiſcherſeits gerieth der General Novati in Gefangenſchaft, „mentre nelle stanze del duca di Modena stavasi a ragunar fogli ed argenti. Si computarono i danni, gli acquisti: tre mila soldati di Borboniani, poco manco degli Alemanni, morti o feriti; di bandiere e di artiglierie, la perdita eguale d'ambe le parti, il grido e'l sentimento della vittoria per Carlo." Den folgenden Tag ſtanden beide Armeen in den früher eingenommenen Stellungen einander ſchlagfertig gegenüber, ohne daß es jedoch zu einem Zuſammentreffen gekommen wäre. Das im September eingetretene Regenwetter und die in beiden Lagern einreißenden Krankheiten benahmen vollends den Generalen alle Luſt, weiter ihr Glück zu verſuchen, und von beiden Seiten ſehnte man ſich ſchmerzlich nach den Winterquartieren. Sich deren zu verſichern, brach Lobkowitz am 1. Nov. auf; er überſchritt die Tiber, Schanden halber von ſeinem Gegner verfolgt, der doch in ſeinem Herzen Gott gedankt haben wird, daß ein Feind nirgends zu erblicken war. Am 28. Nov. erreichte Lobkowitz Fano, von da ſpäter das Hauptquartier nach Imola übertragen wurde, Gages aber gelangte nach Foligno und Perugia, wo er ſeine Truppen Standquartiere beziehen ließ. „Er hatte auf dieſem Marſche die Ehre, den König beyder Sicilien nach Rom zu begleiten, als dieſer Monarch den 30. Nov. dem Pabſte die Füße küßte, welcher Devotion er nebſt denen Herzogen von Modena und Caſteopignano nicht nur beywohnte, ſondern ſolche ſelbſt mit verrichtete." Nicht lange, und Gages fand die bei Foligno und Perugia eingenommene Stellung allzu waglich, und zog deshalb im December die Geſammtheit ſeiner Truppen nach dem Patrimonio, wo das Hauptquartier ſich in Viterbo niederließ. Aber ſchon in den erſten Tagen des Lenzmonats gab er das Zeichen zum Vorrücken; am 10. März 1745 erreichte er Foligno, am 21. verließ der Fürſt von Lobkowitz, nachdem er ſeine Magazine zu Fano in Brand hatte ſtecken laſſen, Imola, angeblich in der Abſicht, die Spanier bei Rimini zu erwarten. Damit war es ihm aber keineswegs Ernſt, vielmehr trat er Anfang April den weitern Rückzug nach der Lombardei an, und er bezog am 10. April eine Stellung unter den Kanonen von Modena. Den 9. war Gages zu Bologna eingerückt, den 13. überſchritt er den Panaro, und ihm ſtellte ſich die öſterreichiſche Armee, deren Schlachtlinie von Modena bis zur Secchia reichte, entgegen. Man erwartete ein blutiges Zuſammentreffen; ſtatt deſſen gebot Gages eine Seitenbewegung nach der Garfagnana, die, in der Nacht vom 21—22. April angetreten, die Vereinigung mit der Armee des Infanten Don Philipp im Genueſiſchen bezweckte. In dem Überſteigen des Gebirges von S. Pelegrino, der Apenninen, gingen durch Deſertion und Sterben viele Menſchen verloren; aber von der öſterreichiſchen Armee, die ſeitwärts dem Marſche folgte und bis Pontremoli ſich ausgedehnt hatte, wurde man keineswegs beunruhigt. In Gewaltmärſchen, über Lucca, Maſſa und Lavenza, erreichte das Heer am 1. Mai Sarzana, und daſſelbe wurde, bei dem Übergange der Magra, noch 20,000 Mann ſtark befunden; bei dieſer Gelegenheit ſetzte es endlich ein Gefecht mit den Öſterreichern, die der Nachhut einfielen, jedoch mit Verluſt von einigen hundert Mann zurückgewieſen wurden. Genua, die Stadt, wo Gages am 20. Mai anlangte, blieb vorläufig das Ziel ſeiner Operationen, indem ihm aufgegeben war, dort des Infanten zu erwarten. Weil jedoch die Öſterreicher anfingen, ſich der genueſiſchen Grenze zu nähern, ließ er ſeine Truppen gegen Voltaggio, jenſeit der Bocchetta, vorgehen, ſodaß die Hauptmacht in und bei Pontemarone und Portodecimo zu ſtehen kam, während die Öſterreicher, durch des Fürſten Lobkowitz Nachfolger im Commando, durch den Grafen von Schulenburg über den Po geführt, vom 19. Juni an in der Nähe von Novi ſich lagerten. In dieſer Stellung empfing Schulenburg am 29. Juni die Kriegserklärung von Seiten der Republik Genua, und von da ihn zu vertreiben, ſetzte Gages in den erſten Tagen des folgenden Monats ſeine Armee in Bewegung. Jede ihrer drei Colonnen wurde von 100 bewaffneten Bauern geführt. Es koſtete einige hundert Mann, bei Voltaggio ihr Bahn zu brechen; herabgeſtiegen zu der Ebene um Novi, fand der Feldherr, daß bereits die öſterreichiſche Armee über Rivalta auf Tortona ſich zurückgezogen habe, daſelbſt ihre Vereinigung mit dem Könige von Sardinien zu bewerkſtelligen. Den 14. Juli verließ Gages mit ſeiner Armee, welcher, außer den Neapolitanern, die ſämmtlichen Genueſer zugetheilt, die Umgebung von Novi; über Capriata gelangte er zu den Höhen von Bosco und Rivalta, wo er am 16. die Vereinigung mit dem Infanten und dem Marſchall von Maillebois erreichte. Dieſe hatten von Savona aus ihren Marſch nach Spigno und Acqui gerichtet, und Gages empfing bei dieſer Gelegenheit aus des Infanten Händen ſein Grafendiplom *). Am 23. wurde der Marſch in der Richtung nach Tortona fortgeſetzt. Das Schloß Serravalle, vor dem ein abgeſondertes Corps verwendet worden, ergab ſich den 5. Aug; wegen des hef-

*) Einen Ort Gages gibt es in Spanien nicht; einen amerikaniſchen Titel wird der König ſchwerlich einem Generale verliehen haben, der niemals den Ocean befuhr; es bleibt daher nur die Vermuthung, daß Gages eine in Hennegau belegene Beſitzung der Dumont geweſen iſt. Philipp V., der ſich Erzherzog zu Öſterreich ſchrieb, konnte mit demſelben Recht und Erfolg eine Grafſchaft in Hennegau begründen.

Digitized by Google

tigen Regenwetters konnten vor Tortona die Laufgräben aber nicht eher, als in der Nacht vom 8—9. eröffnet werden. Am 11. nahm das Beſchießen ſeinen Anfang und der Feind räumte ſchon am 14. die Stadt, wogegen er ſich bis zum 3. Sept. in der Citadelle behauptete. Während demnächſt durch ein detachirtes Corps Piacenza, Parma, S. Giovanni, Pavia beſetzt wurden, manoeuvrirte die Hauptarmee vom 16. ab gegen Caſtelnuovo und Voghera, in der Abſicht, nach Überſchreitung des Po den Krieg in das Herz des mailändiſchen Staates zu tragen. Durch einen Flankenmarſch, den 27. Sept., dem der Übergang des Tanaro folgte, nöthigte ſie die Piemonteſer, das Lager bei Baſſignano zu verlaſſen und erſtlich nach Valenza, dann nach Caſale ſich zu wenden. Allenthalben den Meiſter ſpielend, trennte die franzöſiſch-ſpaniſche Armee ſich in drei Corps. Gages ſollte Valenza, Maillebois Aleſſandria nehmen, der Infant beide Belagerungen decken; in dem Parmeſaniſchen und jenſeit des Po führten der Marqués von Caſtellar und der Herzog von Vieuxville das Commando. Aleſſandria, die Stadt, ſeit dem 6. Oct. berannt, wurde am 12. von der Beſatzung geräumt, und es nahm die Blocade des Caſtells ihren Anfang. Vor Valenza fand Gages nicht viel mehr Schwierigkeiten, wiewol wegen des Regenwetters erſt am 19. Oct. die Tranchéen eröffnet werden konnten. Die Beſatzung ſollte ſich gefangen geben, dem Commandanten aber gelang es, ſie in der Nacht vom 29. Oct. durch die feindlichen Linien zu führen und wohlbehalten Caſale zu erreichen. Die in dem Caſtell zurückgebliebenen hundert Mann wurden zu Kriegsgefangenen gemacht. Am 6. Nov. wurde Caſale, die Stadt, beſetzt, nachdem ſie, bis auf das Caſtell, von dem Feinde verlaſſen worden. Desgleichen geſchah am 9. mit Aſti und Gabbiano. Karl Emanuel und der Fürſt von Liechtenſtein, durch welchen Schulenburg im Commando abgelöſt worden, beſchäftigten ſich mittlerweile mit der Regulirung der Winterquartiere, die Gages ſeinerſeits im Mailändiſchen zu nehmen gedachte, weshalb er ſeine Operationen in ſteigender Lebhaftigkeit betrieb. Vom 22. Nov. an wurde das Caſtell zu Caſale belagert, und ihm dermaßen zugeſetzt, daß am 29. die Beſatzung auf Discretion ſich ergab. Am 9. Dec. zog der Infant, von dem Herzoge von Modena und dem Grafen von Gages begleitet, zu Pavia ein, während die Franzoſen in dem Dreieck zwiſchen Caſale, Valenza und Aſti ſtehen blieben. Den alſo vereinzelten Spaniern ſollte der Fürſt von Liechtenſtein wol das weitere Vordringen gegen Mailand haben wehren können, er wich aber der erſten Berührung und zog ſich den Ticino aufwärts, nach Oleggio, wo er eine vortheilhafte Stellung einnahm, auch durch Schanzarbeiten ſie noch weiter verwahrte. Am 11. Dec. begab ſich der Infant auf den Marſch nach Mailand, ſodaß er am 13. Abends das Dorf Mazenta, zwiſchen Mailand und Oleggio mitten inne, erreichte. Hier verweilte er bis zum 29., an welchem Tage der Einzug zu Mailand erfolgte, und bei dieſer Gelegenheit trug den Infanten ein ſchneeweißer Schimmel, vor ihm her ritt Gages. Ohne Widerſtand breitete die Armee ſich über das Mailändiſche aus, faßte ſogar zu Arona Poſten, nachdem Liechtenſtein auch von da ſeine Truppen weggezogen hatte. Drei Brücken, auf den Ticino gelegt, ſetzten ſie in den Stand, auf allen Punkten zugleich die Öſterreicher zu beunruhigen; in Anſehung des Caſtells zu Mailand begnügte man ſich einſtweilen mit einer Blocade, da die rauhe Jahreszeit und der Mangel an ſchwerem Geſchütz die Belagerung für jetzt unmöglich machten. Gages, ſeit dem Auguſtmonat des goldenen Vließes Ritter, bewohnte zu Mailand den Palaſt des Marcheſe Rovida, und ergab ſich, trotz ſeines vorgerückten Alters, den mancherlei Luſtbarkeiten, welche der Winter in jener üppigen Hauptſtadt bietet. Bisweilen ließ er ſich, wider ſeine Gewohnheit, in einem koſtbaren Kleide blicken. Ein großer Kriegsrath, den 3. Jan. 1746, zu welchem der Infant auch den Marſchall von Maillebois aus Valenza und den Marqués von Caſtellar aus Codogno berufen, hatte die Folge, daß die Armee ſich noch weiter öſtlich ausbreitete, wie denn Guaſtalla am 12. Jan. beſetzt wurde; daß man ferner beſchloß, die Belagerung des Caſtells zu Mailand mit der größten Lebhaftigkeit zu betreiben. Die dafür beſtimmten 80 Kanonen und 20 Mörſer ſollten aus Pavia herbeigeſchafft werden, es waltete aber bei dem Transport eine wahrhaft unverzeihliche Langſamkeit. Mittlerweile waren den Öſterreichern im Mantuaniſchen fortwährend Verſtärkungen zugekommen, ſodaß der Marqués von Caſtellar, um nur in Guaſtalla und Reggio ſich behaupten zu können, genöthigt war, alle ſeine Truppen an dem Po zu vereinigen, außerdem von Gages Verſtärkung ſich zu erbitten. Sie kam ihm jedoch nicht in ſolcher Anzahl zu, daß es ihm gelungen wäre, die Fortſchritte des Grafen Browne im Mantuaniſchen zu hemmen. Von Poſten zu Poſten die Spanier drängend, hatte Browne bereits die mailändiſche Grenze überſchritten, in der Abſicht, mit dem Fürſten von Liechtenſtein, der gleichzeitig die Ufer des Ticino ſäuberte, ſich zu vereinigen. Auch die Piemonteſer hatten ſich erholt und vertrieben die Franzoſen aus Aſti, wovon der Entſatz der Citadelle von Aleſſandria die unmittelbare Folge war. Unter dem Einfluſſe dieſer widrigen Ereigniſſe mußte wol die beabſichtigte Belagerung des Caſtells zu Mailand aufgegeben werden; am 7. März begann man die Behufs dieſer Unternehmung herbeigeſchaffte Artillerie und Munition abzuführen, um ſie in dem Parmeſaniſchen und Piacentiniſchen zu bergen; Faſchinen und Schanzkörbe wurden verſteigert und die Magazine nach dem andern Poufer übertragen. In der Nacht vom 18. März zogen vollends die in Mailand zurückgebliebenen Truppen ab, und es folgten in der Frühe der Infant, der Herzog von Modena und der Graf von Gages, welche ſämmtlich in der Karthauſe bei Pavia Quartier nahmen. In und um Pavia zog Gages ſeine Armee zuſammen, dann, am 4. April, ſetzte er ſie in Bewegung, um dem Marqués von Caſtellar, der mit ſeinem Corps in Parma von den Öſterreichern umzingelt war, Luft zu machen. Aber Caſtellar hatte ſich ſelbſt zu helfen gewußt, indem er am 1. April, unter dem Schutze der Nacht, ſeine ganze Cavalerie, auch einen Theil der Infanterie, aus der Stadt ſchaffte und ſie, eine willkommene Verſtärkung von 5000 Mann, der Hauptarmee entgegenſchickte, indeſſen er ſelbſt mit der Reſte der Beſatzung,

Digitized by Google

5—6000 Mann, zurückblieb, entſchloſſen, bis zur Ankunft des Entſatzes ſich zu vertheidigen. Browne, der am 4. April vor Parma eintraf, weit entfernt, mit der Belagerung viele Zeit verlieren zu wollen, beſchränkte ſich auf die Anordnung einer Bloeade, und zog, nachdem er am 10. April ſeine Vereinigung mit dem Fürſten von Liechtenſtein bewerkſtelligt hatte, dem Grafen von Gages entgegen, der mittlerweile bis zum Taro vorgerückt war und zwiſchen Caſtel Guelfo und Borgo San Donnino lagerte. Einzig der Fluß ſchied noch die beiden Armeen, die gleichwol in der hergebrachten Unthätigkeit verharrten, nur daß die Öſterreicher, nachdem ihnen aus Mantua grobes Geſchütz zugekommen, im Ernſte Parma zu belagern anfingen. Abermals ließen ſie jedoch durch Caſtellar ſich äffen; in der Nacht vom 19—20. April durchbrach er die feindlichen Poſtirungen, nur die Kranken und einige hundert Mann im Caſtell zurücklaſſend. Die Stadt, mit der darin zurückgelaſſenen ſchönen Artillerie und vielem Gepäcke, auch das Caſtell, gingen verloren; Caſtellar aber und ſein Corps, die zunächſt die Lenza überſchritten, dann dem Gebirge ſich zugewendet hatten, erreichten nach einem beſchwerlichen und angeſtrengten Marſche am 15. Mai bei Piarenza die Hauptarmee. Dahin war Gages in Folge einer in der Nacht vom 3—4. Mai angetretenen retrograden Bewegung gelangt, nachdem er vorher den General Pignatelli mit ſeinem Corps auf das nördliche Poufer geworfen, um die in Codogno aufgeſtellten Öſterreicher heimzuſuchen. Wie ſchwierig nach der Lage der Dinge, wie abenteuerlich die Aufgabe war, Pignatelli hat ſie in ehrenhafter Weiſe gelöſt. Am 11. Mai erreichte die öſterreichiſche Armee S. Lazzaro, in der nächſten Umgebung von Piarenza, und es entſpann ſich eine lebhafte Kanonade, durch welche Gages genöthigt werden ſollte, mit ſeiner ganzen Armee ſich in die Stadt zu werfen. Die Abſicht errathend, beſchränkte er ſich darauf, aus Stadt und Lager wetteifernd die Öſterreicher zu beſchießen, während er mit Schmerzen die Ankunft des Marſchalls von Maillebois erwartete. Dieſer hielt ſich jedoch unbeweglich in dem Lager bei Novi, bis die Annäherung des Königs von Sardinien, der in der Gegend von Aleſſandria an 24,000 Mann zuſammengezogen hatte, ihn veranlaßte, ſein Lager aufzuheben und über Tortona, Voghera, S. Giovanni nach Piarenza ſich zu wenden, wo er am 15. Juni ſeine Verbindung mit Gages bewerkſtelligte und hiermit deſſen Armee um 19,000 Mann verſtärkte. Der König von Sardinien hingegen, obgleich ſeit dem 8. Juni in Bewegung, traf erſt am 16. in Stradella ein; unbezweifelt war er in der Hoffnung zurückgeblieben, es werde, wenn das öſterreichiſche Heer der Übermacht erliege, die Kaiſerin zu neuen Ceſſionen an den theuern Verbündeten ſich veranlaßt finden — dergleichen Schurkenſtreiche ſind ganz eigentlich in Turin zu Hauſe — aber die Berechnung täuſchte. An dem Schlachttage, den 16. Juni 1746, befehligte Maillebois den rechten, Gages den linken Flügel; ſtatt aber, wie ſie in Zuverſicht hofften, die Öſterreicher unvorbereitet zu überfallen, trafen ſie den gebührenden Empfang. „Es wurde auf beyden Seiten mit großer Tapferkeit gefochten, doch behaupteten die Öſterreicher die Wahlſtat. Der Graf von Gages hielte ſich mit ſeinen Spaniern wohl, muſte aber doch mit einem ziemlichen Verluſte ſich in das vorige Lager zurückziehen. Der Infant und der Herzog von Modena befanden ſich indeſſen in der Stadt Piacenza und warteten mit Schmerzen auf den Ausgang des Treffens, der aber nicht nach ihrem Wunſche erfolgte." So bedeutend blieb aber der geſchlagenen Armee numeriſche Überlegenheit, daß ſie es wagen durfte, Angeſichts des ſiegenden Feindes den Po zu überſchreiten. Damit machte den Anfang Maillebois am 27., und es folgte am 28. Gages, nur der Infant und der Herzog von Modena, die Kranken und eine Beſatzung von 4000 Mann unter Caſtellar's Befehlen blieben in Piarenza zurück. Meiſter im freien Felde, dehnte Gages bis zum Lambro und gen Lodi hin ſich aus, indeſſen er durch eine Schiffbrücke die Communication mit Piarenza unterhielt. Von da die ſpaniſche Beſatzung zu vertreiben, beſchoſſen die Öſterreicher die Stadt nachdrücklichſt, ohne doch ihre Abſicht erreichen zu können. Die Belagerung wurde deshalb am 16. Juli aufgehoben, und es blieb nur ein ſchwaches Obſervationscorps zurück, während an demſelben Tage die Armee in weſtlicher Richtung aufbrach, um an der Trebbia ihre Vereinigung mit König Karl Emanuel, der endlich Stradella verlaſſen hatte, zu bewirken. Das ſolchergeſtalt concentrirte Heer theilte ſich aber ſchon wieder am 22., wo dann Browne mit ſeinem Armeecorps am 24. über den Po ging, nachdem der König am 23. die Trebbia überſchritten und ſein Hauptquartier nach Quartizola verlegt hatte. Eine raſche Entſcheidung herbeizuführen, lag ſicherlich nicht in ſeinen Abſichten, aber er fühlte ſich wider ſeinen Willen durch Browne's Thätigkeit fortgeriſſen. Geradewegs auf ſeinen Gegner losgehend, zugleich aber unaufhörlich nach Verſtärkung rufend, nöthigte dieſer den König, auch ſeinerſeits am 1. Aug. den Po zu überſchreiten, ſo zwar, daß er auf dem ſüdlichen Ufer den Marcheſe de Botta mit einem ſtarken Corps zurückließ. Die Vereinigung wurde ohne Hinderniß erreicht, mit derſelben Leichtigkeit der Übergang des Lambro bewerkſtelligt, und ſofort begann die ſpaniſch-franzöſiſche Armee ihre retrograde Bewegung nach der Mündung des Lambro. Sodann wurde in großem Kriegsrathe die Frage über den weitern Gang der Operationen verhandelt. Maillebois ſtimmte für den vollſtändigen Rückzug nach der Romagna, die von Gages aufgeſtellte Anſicht, daß Tortona der Stützpunkt der Armee werden müſſe, behielt jedoch die Oberhand, „obgleich der Entſchluß, ſolches auszuführen, einer halben Verzweifflung nicht unähnlich ſchiene." Gages führte ſeine Scharen über den Lambro und über den Po, ohne daß ſeine Gegner deſſen eine Ahnung gewonnen hätten. Ohne Zeitverluſt zog er auch den Marqués von Caſtellar an ſich, ſodaß nur zum Schein einige Mannſchaft in Piarenza zurückblieb. Als die geſammte Armee auf dem ſüdlichen Ufer des Po vereinigt war, ließ Gages die Brücken, die zum Übergang gedient hatten, anzünden, jene bei Piarenza aber, ſammt den ſie vertheidigenden Schanzen, durch mehr als 100 Minen in die Luft

Digitized by Google

ſprengen. Raſch trat er den Marſch in der Richtung von Stradella an. In dem Übergange des Tidone ereilte ihn Botta mit ſeiner aus Öſterreichern und Piemonteſern zuſammengeſetzten Armee, und es erfolgte, 10. Aug. 1746, das blutige Treffen bei Rottofreddo, worin der Verluſt auf beiden Seiten beinahe gleich war, die Oberhand aber den Öſterreichern blieb, wie angelegentlich auch Gages und Maillebois ihre Niederlage leugneten. Soviel den Infanten und den Herzog von Modena betrifft, hatten dieſe bei Zeiten dem Schlachtgetümmel valedieirt, um von einer Caſine aus den fernern Gang des Gefechtes zu beobachten. Unglücklicherweiſe wurde auch dieſe Caſine über den Haufen geſchoſſen, ſodaß den beiden Fürſten kaum die Zeit blieb, in einem zweiten, entlegenern Landhauſe Zuflucht zu ſuchen. Wenn aber auch in dieſem Treffen die Spanier und Franzoſen unterlagen, gerechtes Lob darf ihrer Standhaftigkeit und der Combination der Feldherren nicht verſagt werden. Ein kühner, ein bewundernswürdiger Gedanke liegt dem Entſchluſſe zum Grunde, mit einem weichenden Heere zwiſchen zwei feindliche Armeen ſich zu werfen und ſchier Angeſichts ihrer einen Fluß gleich dem Po zu überſchreiten, wiewol nicht geleugnet werden kann, daß die Trägheit der öſterreichiſchen Generale, die Treuloſigkeiten des turiner Cabinets allein die Ausführung einer ſolchen waglichen Entſchließung möglich machen konnten. Ob aber der Ruhm, der vereinigten Armee Untergang abgewendet zu haben, dem ſpaniſchen oder dem franzöſiſchen Feldherrn gebührt, dieſes dürfte kaum mehr zu ermitteln ſein. Auch der fernere Rückzug wurde, wenn nicht eben mit Glanz, doch in der durch die Umſtände gebotenen Eile bewerkſtelligt. Er ging über S. Giovanni, Stradella, Voghera, daß am 15. Aug. Abends die Armee unter den Kanonen von Tortona vereinigt war. Am folgenden Tage traf, durchaus unerwartet, der Marqués de las Minas im Lager ein, das Commando der Armee zu übernehmen, zu welchem Ende er ſich durch ein an Gages gerichtetes königliches Schreiben legitimirte. Ohne Verzug ſchied dieſer von der Armee, wie er denn ſchon am 17. mit dem ebenfalls abberufenen Marqués von Caſtellar in Genua zuſammentreffen konnte. Am 23. Aug. ging Gages zu Schiffe, zunächſt als ſein Ziel Nizza berührend; über Antibes begab er ſich nach Aix, wo er bis zum 15. Nov. verweilte. Auf dem Landwege, über Barcelona, gelangte er am 16. Febr. nach Madrid, wo König und Königin ſehr gnädig ihn empfingen. Er nahm Beſitz von den im vergangenen Jahre ihm verliehenen Comthureien Villoria und Pozzuelo, dieſe des Calatravaer, jene des S. Jagoordens; es war auch 1748 die Rede, ihn nochmals an die Spitze des fortwährend in Italien beſchäftigten Heeres zu ſtellen; er verbat ſich aber die ſeinem hohen Alter nicht mehr zuſagende Auszeichnung, und wurde dafür 1749 zum Vicekönig und General-Capitaine von Navarra ernannt, ohne daß er darum die Stelle eines Oberſtlieutenant der walloniſchen Garde niederzulegen gehabt hätte. Dem neuen Vicekönige verdankt Navarra die prächtigen Heerſtraßen, die in dem übrigen Spanien ſo ſelten geblieben ſind. Er ſtarb, allem Anſehen nach unvermählt, zu Pamplona den 31. Jan. 1753, und K. Karl III. hat ihm in der daſigen Capucinerkirche 1768 ein Grabmonument ſetzen laſſen, mit einer von dem Monarchen ſelbſt angegebenen, ehrenden Grabſchrift. (*v. Stramberg.*)

GAGLIARDE, GAGLIARDA, GAILLARDE, ein alter Tanz, wie es ſcheint zuerſt bei dem Landvolke Norditaliens üblich, von da in das Languedoc, überhaupt in das ſüdliche Frankreich ausgewandert. Im 17. und 18. Jahrh. findet er ſeine Stelle in den Balletten und grenzt in Rom an den dortigen, ebenfalls dem Volksleben entlehnten Tanz **Romanesca** oder **Romagne** (wenn er nicht ganz derſelbe Tanz iſt) in Frankreich aber an die **Bourree**, wiewol dieſe (wie in neuerer Zeit bei uns der Walzer) oft den urſprünglichen Takt verläßt und zwei oder viertheilige Taktordnung annimmt. Die Gagliarde im Gegenſatze hierzu, behauptet dreitheilige Ordnung (Bourreen im 6/4 Takte, alſo in 2 × 3theiliger Ordnung ſind ebenfalls nicht ſelten) und zwar 3/2 oder 3/4 Takt. Der Charakter der Melodie iſt belebt, beweglich, fließend, mehe diatoniſch, oder doch in kleinen Schritten, hervortretende Züge, bedeutende Schritte meidend, — und daher etwas trivial, wo nicht gemein, da auch der Rhythmus ſelten von den drei Achteln (oder Vierteln) loskommt, höchſtens zu einer Reihe hinkender Trochäen (Viertel und Achtel) gelangt. Die Form iſt meiſt zweitheilig, jeder Theil in Abſchnitte von je vier Takten gegliedert. Eine Vorſtellung von dieſem Tanze gibt der letzte Balletſatz im erſten Acte von Gluck's Iphigenia in Aulis, **Air gai** benannt, übrigens, zwei Wiederholungen des zweiten und eine des erſten mitgerechnet, in zehn ſtets wiederholten Theilen. Mag nun Gluck einen wirklichen Tanz benutzt, oder den Charakter der Gagliarde in Erinnerung an ſein Leben in Italien aus eignen Mitteln hergeſtellt haben, er hat auch in dieſem Nebenmomente genau den rechten Punkt getroffen. Der ganze Feſtjubel zu Iphigenien's Begrüßung, — während ſchon das Opfermeſſer für ſie geſchliffen wird, die hohe Klytämneſtra unſern Sinn gefeſſelt und beklommen hält durch ihr bloßes Vorüberſchreiten, Iphigenien's Geiſt ſelbſt abweſend, dem verlobten Heldenjüngling entgegenſchwebt, — die ganze Feſtlichkeit iſt ſo inhaltlos, wie aller dieſer für hohe Häupter beſtellte Jubel. Die Feiernden fühlen das ſelbſt um ſo lebhafter und machen ſich um ſo lebhafter und aufgeregter, was denn nicht ohne Fadheit ablaufen kann. Da iſt die Gagliarde das rechte Maß. Um ſo ſchneidender reißt das ſchroffe **Allez!** der zürnenden Klytämneſtra in die hohle Wirbelluſt. (*A. B. Marx.*)

GAGLIARDI (**Johann Anton**), ein im 17. Jahrh. zu Mailand lebender Arzt, iſt als Verfaſſer folgender Schriften bekannt: **Nova ratio universalis medendi febribus humoralibus. (Mediol. 1632. 4.) Consultationes variae. (Colon. 1637. 4.) Della cognizione e cura dei morbi communi estivi ed automnali. (Milano 1643. 4.) Dell' acciajo nelle medicina. (Milano 1645 4.)** (*F. W. Theile.*)

GAGLIARDI (**Dominico**), Profeſſor der Medicin an der **Sapienza** in Rom und päpſtlicher Protomedicus zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh., hat folgende Schriften verfaßt: **Anatome ossium novis inventis illustrata. (Romae 1689. Lugd. Bat. 1723.)**

Digitized by Google

(Eine genaue Beſchreibung der feinern Textur der trockenen Knochen, namentlich der Knochenkanälchen. Die Rindenſubſtanz beſteht nach Gagliardi aus über einander liegenden Blättern, welche vermittels quer durchſetzender Faſern, gleichſam durch kleine Nägel, zuſammengehalten werden.) **L'Idea del vero medico fisico e morale, formata secondo gli documenti ed operazioni d'Ippocrate, divisa in VI giornate per commodo maggiore della gioventu, che desidera d'approfittarsi nella medicina per la via del virtu. (Roma 1718.) L'Infermo istruito nella scuola del disinganno; opera composta a beneficio di chi desidera vivere longamente. 2 Tomi. (Roma 1719. 1720.) Educazione dei figliuoli morale e medica. 2 Tomi. (Roma 1720.) Relazione de mali di petto che corrano presentamente nell' archiospedale di S. Spirito. (Roma 1720.)** (Beſchreibung einer epidemiſchen Peripneumonie im Heiligengeiſtſpital in Rom.) *(F. W. Theile.)*

GAGLIARDO (Giovanni Battista), im J. 1757 in Tarent geboren, bildete ſich in Neapel in den Naturwiſſenſchaften aus, und war dann ausſchließlich für Ackerbaukunde thätig, welche er durch mehrfache Schriften und Sammlungen (Istituzioni agrarie; il Catechismo agrario; la Biblioteca di Campagna; gli Annali di Agricoltura; il Vocabulario agronomico; il trattato del vino) wahrhaft förderte. Auf dem nämlichen Gebiete bewegen ſich auch zwei Abhandlungen von Gagliardo in den Denkſchriften des königlichen Inſtituts zu Neapel: **Memoria dell' Agricoltura di Sessa** und **Dell' Agricoltura Ercolanese.** Er iſt ferner Verfaſſer der geſchätzten **Topografia di Taranto.** Gagliardo verbrachte den größten Theil ſeines Lebens in Neapel; dort ſtarb er auch als Generalinſpector der königlichen Domänen am 7. Nov. 1823. *(F. W. Theile.)*

GAGNEBINA. Eine von Necker (Elem. n. 1296) nach den ſchweizeriſchen Botanikern Peter und Abraham Gagnebin ſo benannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Mimoſen der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch fünfzähnig; fünf ablanglinienförmige, freie Corollenblättchen; zehn freie Staubfäden mit ablangen, ausgerandeten Antheren; der Griffel lang, fadenförmig, hinfällig; die Hülſe flach, ſaftlos, nicht aufſpringend, am Rande auf beiden Nähten geflügelt, innen quer-vielfächerig, mit einſamigen Fächern. Die beiden bekannten Arten, G. axillaris *Candolle* (Légum. t. 64. F. A., Mimosa pterocarpa *Lamarck*) und G. tamariscina *Cand.* (l. c. F. B., Mimosa tamariscina *Lam.*, Acacia tamariscina *Willdenow* — *Pluknet* t. 329. f. 3) ſind auf den Maskareniſchen Inſeln und Madagaskar einheimiſch als ſehr zierliche, glatte, unbewehrte Sträucher mit doppelt gefiederten Blättern, vielpaarigen, linienförmigen Blättchen und achſelſtändigen, cylindriſchen, gelblichen Blüthenähren. *(A. Sprengel.)*

GAGO (Balthasar), ein portugieſiſcher Miſſionär, im J. 1515 zu Liſſabon geboren, trat im J. 1546 in die Geſellſchaft Jeſu mit dem feſten Entſchluſſe, ſein Leben der Verbreitung des chriſtlichen Glaubens unter den heidniſchen Völkern des Orients zu widmen. Nachdem er die Prieſterweihe empfangen hatte, ging er am 14. März 1548 von Liſſabon aus unter Segel und erwarb ſich ſchon auf der Fahrt durch ſeine Predigten und durch die liebevollſte Pflege der Kranken die Achtung und Liebe der ganzen Reiſegeſellſchaft in ſo hohem Grade, daß ihm bei ſeiner Ankunft zu Goa ſogleich ein ſeinem Eifer entſprechender Wirkungskreis eröffnet wurde. Er kam zuerſt nach Cochin und zeigte ſich hier ſeinem Berufe ſo gewachſen, daß er die beſondere Aufmerkſamkeit des berühmten Heidenbekehrers Franziskus Xaverius erregte und von dieſem nach Japan geſchickt wurde, um dort das Evangelium zu predigen. Er ſchlug ſeinen Sitz zu Funai, der Hauptſtadt des Fürſtenthums Bugo, auf und erhielt von dem Statthalter, bei welchem er ſich ſogleich in große Gunſt zu ſetzen wußte, die Erlaubniß zu predigen. Gago bekehrte in kurzer Zeit an 2000 Leute, brachte aber dadurch die Bonzen ſo ſehr gegen ſich auf, daß dieſe ihn auf alle mögliche Weiſe verfolgten und das Volk aufhetzten, ihn auf gemeine Weiſe zu beſchimpfen. Er ſuchte Schutz bei dem Statthalter, und dieſer, ebenſo duldſam als gerecht, unterſagte ſtreng jede weitere Beleidigung. Die Bonzen ergriffen nun ein anderes Mittel, um ſeine Wirkſamkeit zu vereiteln, indem ſie ſich bemühten, dem Volke einzureden, daß die japaniſche Religion nur in ſehr unbedeutenden Dingen von der chriſtlichen abweiche und dieſe alſo ganz überflüſſig ſei. Gago widerlegte dieſe Behauptung nicht nur öffentlich, ſondern verfaßte auch über dieſe Frage eine Schrift in japaniſcher Sprache, welche durch die Triftigkeit der vorgebrachten Beweiſe den Statthalter ſo ſehr befriedigte, daß er ſie zum Zeichen ſeines Beifalls und zur Nachachtung für das Volk mit ſeinem Siegel verſah. Die Bonzen ſtanden jetzt nicht nur von ihren Verfolgungen ab, ſondern mehre von ihnen nahmen ſogar die chriſtliche Religion an und wurden ſelbſt eifrige Miſſionäre. Als Gago ſich auf dieſe Weiſe Ruhe verſchafft hatte, baute er zu Funai eine Kirche, ein Hoſpital und ein Findelhaus, worin er die Kinder, welche früher von ihren Müttern einem ſichern Tod preisgegeben worden waren, aufnahm und erzog. Nachdem er die kirchlichen Angelegenheiten zu Funai geordnet hatte, begab er ſich nach Firando, Satzuma und Facata, wo er mit gleicher Beharrlichkeit und mit gleichem Erfolge wirkte. In der letzten Stadt hatte er bereits eine Kirche erbaut, als eine Empörung ausbrach, mit welcher zugleich eine Verfolgung gegen die Chriſten verbunden war; Gago wurde gefangen, ſeiner ganzen Habe und ſogar ſeiner Kleider beraubt, auf die ſchimpflichſte Weiſe von dem Pöbel mishandelt und als Verächter der einheimiſchen Götter faſt nackt in einen dunkeln Kerker geworfen, aus welchem ihn ein von ihm bekehrter einflußreicher Mann nur mit der größten Mühe und Gefahr zu befreien vermochte. So einem gewiſſen Tode, wozu er bereits verurtheilt war, entronnen, entkam er verkleidet aus Facata und ward zu Funai von dem Statthalter und der ganzen Bevölkerung mit lautem Jubel empfangen. Er ſchrieb über dieſe Ereigniſſe und ſein Bekehrungsgeſchäft überhaupt mehre Briefe an ſeine Oberen, welche man in den **Cartas que los**

Digitized by Google

Padres y Hermanos de la Compañia de Jesus, que andan en los Reynos de Japon escrivieron a los de la misma Compañia desde el año 1549 hasta el 1571. (Alcala 1575. 4.) findet, zwei der bedeutendſten ſind auch beſonders in Überſetzungen herausgegeben, der eine vom 23. Sept. 1555 aus Firando, italieniſch (Venezia 1559 u. 1565.), lateiniſch (Lovanii 1570.), der andere vom 1. Nov. 1559 aus Bungo, italieniſch (Venezia 1562.), lateiniſch (Lovanii 1569.). Im J. 1560 erhielt Gago von ſeinen Obern den Befehl, nach Indien zurückzukehren und die Fortſetzung ſeiner Arbeit friſcheren Kräften zu überlaſſen. Er landete nach einer ſehr ſtürmiſchen Überfahrt am 24. Jan. 1562 zu Goa, wo er zu ruhigeren und weniger gefährlichen Dienſtleiſtungen verwendet wurde, und wo er auch, nachdem er in ſeinen letzten Jahren durch Krankheit noch viele Qualen erlitten hatte, am 9. Jan. 1583 ſtarb. Vergl. *Petri Ribadeneirae* Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, continuata a *Ph. Alegambe.* (Rom. 1676. F.) p. 101. (*Ph. H. Külb.*)

Gaguedi *Bruce*, ſ. Protea.

GAGUIN (Robert oder Ruprecht), auch zuweilen, ſo noch von Sismondi, Guaguin geſchrieben, ein gelehrter franzöſiſcher Chroniſt und Zeitgenoſſe Philipp's von Comines, ſtammte von unbemittelten, ehrbaren Ältern, die er ſpäterhin zu Paris bis an ihren Tod eine lange Zeit noch ernährte. Er war um die Mitte des 15. Jahrh., nicht noch vor derſelben, zu Douai in Flandern, oder, wie Andere behaupten, zu Calonne (Calines) an der Lys, einem jener Stadt nahe gelegenen Flecken in der Diöceſe Arras, geboren worden. Frühzeitig dem geiſtlichen Orden der Trinitarier, von den Franzoſen Mathurinen genannt, zugewieſen, erhielt er ſeinen erſten Unterricht in einem Kloſter zu Nieppe, wenn nicht zu Provins, und ſetzte alsdann zu Paris ſeine Studien in der Theologie, Rechtswiſſenſchaft, altclaſſiſchen Literatur, Rhetorik und Dichtkunſt fort. Doctor und Profeſſor des kanoniſchen Rechtes darauf geworden, rückte er nachmals als Dekan in die theologiſche Facultät daſelbſt ein, während er in dem dortigen Mathurinenkloſter von einer Würde zur andern emporſtieg und 1473 nicht allein Vorſteher dieſes Kloſters, ſondern auch Obergeneral oder Miniſtergeneral ſeines Ordens wurde und den 22. Mai 1501 in großem Anſehen ſtarb [1]). Gaguin wurde in der Kirche jenes Kloſters unter einem Denkmale begraben; und als man 1550 bei Eröffnung eines Grabes dort zufällig auf ſeine Leiche ſtieß, nahm Jacob Bourgeois, Provinzial der Trinitarier in Belgien, den Kopf davon mit ſich nach Douai und ſtellte denſelben auf daſiger Bibliothek hinter einem eiſernen Gitter in einer Wandniſche auf.

Seine ausgebreiteten Kenntniſſe in den verſchiedenen Fächern des Wiſſens verſchafften ihm einen lebhaften Verkehr mit den Ausgezeichnetſten ſeiner gelehrten Zeitgenoſſen und er wurde von ihnen, ſo auch von Johann Tritheim und Erasmus von Rotterdam [2]), öfters zu Rathe gezogen, wegen Mittheilungen ſowol von Anſichten und Erklärungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, als von Werken aus ſeiner ausgeſuchten Bibliothek. Seine Gewandtheit in Unterhandlungen — ſeine Beredſamkeit ſetzte Tritheim und Erasmus in Erſtaunen — machte ihn fähig, den Königen Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII., welche ſeine Zeitgenoſſen und Gönner waren, und an deren Hof er die Gelehrten zu ziehen wußte, bei wichtigen Sendungen nach Italien, Teutſchland und England mit Beifall zu dienen. Der Letzte von ihnen, welcher ihm ganz beſonders gewogen war, machte ihn auch zu ſeinem Bibliothekar und wies ihm anſehnliche Mittel zu, um die königliche Büchersammlung im Louvre durch handſchriftliche und gedruckte Werke zu vermehren, wozu ſeine gelehrten Bekanntſchaften ſowol, als ſeine einflußreiche Stellung nicht geringe Erleichterung gewährten.

Das Lob indeſſen, welches er namentlich als Chroniſt und Geſchichtſchreiber ſich erworben hat, iſt zum Theil von Zeitgenoſſen ſchon, zum Theil aber von der Nachwelt ſehr geſchmälert worden, ſodaß die ärgſten Widerſprüche über ihn daraus hervorgehen mußten. Zwar iſt er kein Salluſt und Livius, mit welchen er zu ſeiner Zeit von Schmeichlern verglichen wurde, er gehört aber auch nicht zu den Unwiſſenden, die kaum Lateiniſch verſtehen. Er ſchrieb ein Latein, wie viele ſeiner gerühmten Zeitgenoſſen. In ſeiner Chronik, die nachher genannt werden ſoll, zeigt er ſich hinſichtlich der Erforſchung der früheſten Zeitereigniſſe allerdings oberflächlich, leichtgläubig, ungetreu und ohne Kritik, ſchrieb die alten Chroniken von St. Denis ohne Prüfung aus, oder kürzte ſie ab, bemühte ſich aber, nichts Wichtiges zu überſehen, ſowie die Begebenheiten und Perſonen, die ſeiner Zeit nicht zu fern ſtanden, ohne Entſtellung, wenn auch nicht durchweg nach eigener Anſchauung, zu ſchildern, ſodaß er ſich für dieſe Periode der franzöſiſchen Geſchichte auch nur ein beſchränktes Verdienſt erworben hat. Ebenſo hütete er ſich, für die Geſchichte ſeiner Zeit ſelbſt durchgehends ſelbſtändig zu arbeiten, ſondern er gab z. B. in dem Abſchnitte ſeiner Annalen, welcher Ludwig's XI. Geſchichte enthält, faſt Nichts als einen ſehr kurzen und oft beinahe überſetzten Auszug von Johann's von Troyes Chronik [3]), mengte dazwiſchen nur einige allgemeine überſichtliche Betrachtungen mit Anekdoten und witzigen Äußerungen dieſes Königs und ſtreute auch einen Bericht über eine ihm aufgetragene Sendung nach Teutſchland ein. Daher er nicht immer als eigentliche Quelle für dieſe Schilderungen erſcheint. Sein Name aber gab dieſem Werke faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch eine gewaltige Autorität, wie aus den vielen ſchnell auf einander folgenden Ausgaben deſſelben unverkennbar hervorgeht. Alles dasjenige nun, was er ſchildert, ſchreibt er in einem damals angenehmen Style, der freilich ſpäterhin von Vielen als uneben und plump getadelt wurde. Unter den ſpäter lebenden Franzoſen — in Teutſchland ſcheint er weniger gekannt zu ſein — iſt der Abt Legendre faſt der Einzige, der ihn als Geſchichtſchreiber in Schutz nimmt, doch die Fabeleien abgerechnet, welche Gaguin's Chronik über das

1) Nach andern Angaben ſtarb er am 22. Juli 1502. 2) ſ. die Farrago nova epistolarum *Desid. Erasmi Roterodami* etc. Basel. 1519. fol.) an m. St.

3) Die ſchon im 15. Jahrh., aus unbekannten Gründen, la chronique scandaleuse hieß.

frühere Mittelalter verbreitet hat. Daß er bei Bearbeitung dieſes Zeitabſchnittes zu ſicher, dreiſt, grundlos, ja lügenhaft zu Werke ging, hat außer Meier in ſeinen flandriſchen Annalen und Andern, auch dee Abt Bertot in ſeiner dissertation sur l'origine du royaume d'Yvetot (in der heutigen Normandie) ſchon längſt nachgewieſen [4]). Gaguin nämlich thut ſich viel darauf zu Gute, entdeckt zu haben, daß Chlotar I. die Herrſchaft Yvetot zu Gunſten ihrer Beſitzer im J. 536 zu einem Königreiche erhoben hätte, während aus den vorhandenen, zugänglichen Quellen ſich doch blos darthun läßt, dieſelbe habe erſt gegen Ende des 14. Jahrh., wiewol ohne bekannt gewordene Gründe dazu, eine ähnliche Begünſtigung erhalten.

Sein eben in Frankreich viel beſprochenes und verſchieden beurtheiltes Geſchichtwerk iſt das Compendium super Francorum gestis a Pharamundo usque ad Carolum VIII., das zu Paris 1497 in 4. und gleichzeitig zu Lyon in Fol. erſchien. Fortgeſetzt bis 1499, verbeſſert und vermehrt kam es zu Paris 1500 und 1504 in Fol., 1507, 1511 und 1514 ebendaſ. in Octav heraus. Unter dem Titel: Annales rerum Gallicarum, sive compendium de origine et regibus Francorum usque ad annum 1499, cum Supplemento *Hub. Velleji* usque ad nunum 1520 erſchien dieſe Chronik zu Paris 1521 in 4., 1522 u. 1528 in 8., zu Lyon 1524 und abermals zu Paeis 1554 in Fol., bis auf König Heinrich II. von Frankreich fortgeführt zu Frankfurt 1577 in Fol. und in demſelben Formate 1582 zu Paris; ferner cum appendice *Jacobi Bourgesii* (des oben erwähnten Bourgeois) zu Douai 1586 in 8. Für den König Karl VIII. überſetzte er dieſes Werk, welches damals mit der Regierung Karl's VII. ſchloß, ins Franzöſiſche und es wurde erſt 1525 mit dem Titel la Mer des Chroniques et Miroir Historial de France par *R. Gaguin*, avec les faits avenus depuis la destruction de Troyes, en France. Angleterre, Irlande, Espagne, Gascogne, Flandres etc., avec les Généalogies de France et Annales des Gaules mit Holzſchnitten verſehen, zu Paris in Folio veröffentlicht. Nach Beauvais wurden 1527 und 1583 neue Abdrücke davon beſorgt; neu redigirt, bearbeitet und fortgeſetzt von Peter Desroy gab es dieſee unter dem Titel: Les chroniques de France par *R. Gaguin*, traduites en français et continuées jusqu'en 1514, Paris 1536 in Fol. und 1538 in 4. heraus. Für denſelben König überſetzte Gaguin noch die Commentarien des Aul. Hirtius und des Jul. Cäſar, von letzterem doch nur die acht Bücher de bello gallico, ins Franzöſiſche, die übrigen Büchee J. Cäſae's de bello civili bearbeitete Stephan von Laigues und die ganze Überſetzung erſchien 1539 zu Paris, 2 Bände in Octav. Später beſorgte A. Dumoulin neue Ausgaben davon zu Lyon 1545 u. 1555, 2 Bände in 16. Für Karl VIII. überſetzte Gaguin auch die gesta Caroli magni ins Franzöſiſche, welches Werk nebſt ſeinem glossarium latinum für König Ludwig XI. vermuthlich in Handſchrift geblieben, wie es mit ſeiner Chronik des Mathurinenordens der Fall iſt. Im Übrigen ſind von Gaguin mehre andere theils aſcetiſche Schriften, theils Abhandlungen, verſchiedenen anderen Inhaltes ſowol in Verſen als in Proſa noch vorhanden. Seine Orationes et epigrammata erſchienen 1497 (?1498) u. 1502 in 4. zu Paris. Der Paler de Launoy, Oberee des Mathurinenordens, beſorgte eine neue vollſtändigere Ausgabe dieſer mit Gaguin's Briefen vermehrten Sammlung zu Paris 1521 in 4. Seine Schrift de Conceptione Virginis Deiparae, gegen Vincenz von Chateauneuf gerichtet, erſchien zu Paris 1498 in 4. Das Gedicht la Royne du bon repos, ou le passetemps d'oysiueté ſchrieb er in England 1489. Seine Schrift de arte metrificandi libri tres kam 1505 heraus; de misera Hominis conditione liber primus, de variis conditionis humanae incommodis elegia, de variis in ecclesia ordinibus und der dialogus in desides et ignavos erſchienen zu verſchiedenen Zeiten. Die Passio S. Richardi martyris, welche zuerſt in Paris erſchien, wurde nachmals von den Bollandiſten in ihr bekanntes Werk aufgenommen. Johann Pico's von Mirandola Buch Utile consilium contra labores et tribulationes überſetzte er ins Franzöſiſche und dieſe Übeeſetzung erſchien mit dem Titel Conseils prouffitables contre les ennuis et tribulations du monde zu Paris 1518. Auch ſchreibt man ihm eine Ausgabe des Lucan zu [5]). (*B. Röse.*)

GAHNIA. So nannte Forſter (Char. n. 26) nach dem Schüler Linné's, Heinrich Gahn, welcher eine Diſſertation über die Gräſer ſchrieb, eine Pflanzengattung aus dee erſten Ordnung der ſechsten Linné'ſchen Claſſe und aus dee Gruppe der Cladieen der natürlichen Familie der Cypereen. Char. Die einblumigen Ährchen bilden eine Rispe; der Kelch wiid durch zahlreiche, dachziegelförmig über einandee liegende Schüppchen gebildet; die Corolle iſt zweiſpelzig mit ungleichen Spelzen; die Staubfäden ſind lang, ſtehenbleibend; der Griffel theilt ſich oberhalb in drei geſpaltene Narben; der Kern des knochenharten Nüßchens hat eine Querfurche. Es ſind ſechs Arten bekannt: G. procera *Forst.* auf Neuſeeland, G. schoenoides *Forst.* auf den Geſellſchaftsinſeln, G. Psittacorum *Labillardière* (Pl. Nov. Holl. t. 115) auf Neuholland und Vandiemensland, G. erythrocarpa *R. Brown* ebenda. G. leucocarpa *R. Brown* ebenda und G. melanocarpa *R. Brown* ebenda. (*A. Sprengel.*)

GAHRLIEP von der Mühlen (Gustav Kasimir), geb. zu Gripsholm bei Stockholm am 24. Dec. 1630, ſtudirte in Frankfurt an der Oder, und zwar nach dem Willen ſeines Vaters Jurisprudenz. Nach deſſen Tode jedoch widmete er ſich der Medicin und wurde 1662 in Leyden Doctor. Eine außerordentliche Profeſſur der Medicin, aber ohne Gehalt, die ee im J. 1665 in Frankfurt

4) Vergl. Mémoires de l'académie des inscriptions et belles lettres IV, 728 sq.

5) Benutzt wurden: Histoire des plus illustres et sçavans hommes de leurs siècles etc. par *A. Thevet.* Tom. VII, 171—174; *Sweert*, Athenae belgicae p. 658 sq.; *A. Miraei* Elogia belgica p. 176 sq.; *Sorel*, Bibliothèque française p. 163. 197. 310 und 371; *Fontette*, Bibliothèque historique de la France II, 46 sq. und *Beauvais*, Dictionnaire historique I, 1171, mit *Foppens*, Bibliotheca belgica II, 1075 sq.

Digitized by Google

erhielt, gab er bereits im J. 1668 wiederum auf, und wurde Militairarzt in Kolberg. Im J. 1680 ſiedelte er nach Berlin über, wo er ſich der Gunſt des Kurfürſten Friedrich Wilhelm zu erfreuen hatte. Er war bei Gründung des mediciniſchen Inſtituts thätig, welche im J. 1685 erfolgte. Im hohen Alter ſtarb er 1717 zu Altenlandsberg bei Berlin. Außer einer Menge von Beobachtungen, die in den Acta Naturae Curiosorum von 1689 bis 1713 niedergelegt ſind, hat ſich Gahrliep durch eine Sammlung geiſtlicher Lieder bekannt gemacht, die er jedoch anonym herausgab: Einfältiger Entwurf chriſtlicher zur Übung der Gottſeligkeit gewidmeten Gedanken. (Berlin 1710.)

(*F. W. Theile.*)

GAIL, mit ſeinem Vornamen Jean Baptiste Gail, einer der angeſehenſten Helleniſten des neuern Frankreichs, während des letzten Decenniums des 18. und der erſten Decennien des 19. Jahrh., war geboren zu Paris den 4. Juli des Jahres 1755 und ſtammte aus einer urſprünglich der Picardie zugehörigen, nicht bemittelten Familie. Seinen Unterricht erhielt er auf dem Collegium Harcourt zu Paris; nach Beendigung deſſelben ſehen wir ihn an derſelben Anſtalt als Repetiteur und ſelbſt die damals übliche Tracht der Lehrer dieſer Anſtalt tragend, was zu irriger Anſicht Veranlaſſung gegeben, als ſei Gail ein Abbé geweſen, da er doch nie in den geiſtlichen Stand eingetreten und keine der prieſterlichen Weihen erhalten hatte. Was ihn hauptſächlich beſchäftigte, war das unter den Gelehrten Frankreichs zu jener Zeit ſehr zurückgeſetzte, ja, namentlich bei dem höheren Unterricht der Jugend, vielfach vernachläſſigte Studium der griechiſchen Sprache. Nicht blos ſelbſt zu einer gründlichen und umfaſſenden Kenntniß derſelben zu gelangen, ſondern auch auf eine zweckmäßigere und erfolgreichere Weiſe darin die Jugend zu unterrichten, und ſo dem geſunkenen Studium der griechiſchen Sprache und Literatur wieder aufzuhelfen, und daſſelbe möglichſt zu fördern, ward fortan die Aufgabe und der Beruf ſeines Lebens, und er iſt dieſem Berufe auch treu geblieben bis an ſein Lebensende, in unermüdeter Thätigkeit und unverdroſſener Ausdauer, ſelbſt mitten unter den Stürmen der Revolutionsperiode, wo alles wiſſenſchaftliche Leben untergegangen und aller Unterricht in den claſſiſchen Sprachen des Alterthums erloſchen zu ſein ſchien, unbeirrt um die Strebungen der Außenwelt blos den Weg verfolgend, den er ſich als Aufgabe des Lebens erwählt hatte, und von dem er auch, aller äußern Hemmniſſe ungeachtet, nicht gewichen iſt. So knüpft ſich an ſeinen Namen überhaupt die Erhaltung der Kenntniß und des Unterrichts in der griechiſchen Sprache für Frankreich in den bemerkten drangvollen Zeiten der Revolution am Schluſſe des 18. und in den erſten Jahren des 19. Jahrh., bis mit der Wiederherſtellung der Ordnung und namentlich ſeit Herſtellung des Friedens und der Wiedereinſetzung der älteren Dynaſtie, die aus der Schule Gail's großentheils hervorgegangenen Gelehrten Frankreich auch auf dieſem Gebiete wieder auf eine höhere Stufe führten, wie es dieſelbe auch ſchon früher eingenommen hatte. Dies iſt der Standpunkt, welchen wir bei Betrachtung der Wirkſamkeit Gail's in ſeiner ganzen Stellung als Lehrer ebenſo wol wie als Gelehrter, in ſeiner geſammten literariſchen Thätigkeit feſtzuhalten haben, um, ohne deshalb die mannichfachen Schwächen des Mannes, die insbeſondre auch in ſeinen gelehrten Arbeiten hervortreten, oder überhaupt auf ſeine literariſche Thätigkeit einen Einfluß ausüben, zu verkennen, doch auf der andern Seite auch nicht ungerecht gegen einen Mann zu erſcheinen, deſſen Verdienſte um Erhaltung und Förderung der Studien griechiſcher Sprache und Literatur in Frankreich von der Art ſind, daß ſie jedenfalls volle Anerkennung verdienen.

Was ihm bei ſeinem Unterricht im Griechiſchen ſchon in der erſten Zeit auffiel, war der gänzliche Mangel an paſſenden und zweckmäßig eingerichteten Büchern für den Schulunterricht, und daher finden wir bereits im J. 1780 ſeine Aufmerkſamkeit dieſem für die Förderung eines guten Unterrichts ſo weſentlichen Gegenſtande zugewendet: die erſte literariſche Arbeit Gail's, eine franzöſiſche Überſetzung der Dialoge des Lucian, mit Anmerkungen, welche in dieſem ſelben Jahr erſchien, hatte keinen andern Zweck, und war eben aus dem Wunſche hervorgegangen, den Unterricht und das Studium der griechiſchen Sprache zu fördern. Wie daran bald eine Reihe von andern Arbeiten grammatiſcher Art, Ausgaben und Bearbeitungen der Hauptautoren, welche bei dem Unterricht gebraucht wurden, ſich knüpften, und wie daraus weiter noch größere Unternehmungen hervorgingen, wird aus der Überſicht der zahlreichen Schriften, die wir weiter unten geben werden, zur Genüge ſich erweiſen. Es lenkten aber eben dieſe Verſuche, die mit der erwähnten Überſetzung einiger Dialoge des Lucian begonnen hatten, und bald durch andere zum Bedarf der Schule gemachte Ausgaben von Auszügen aus Lucian, Xenophon, Plato, Plutarch u. ſ. w., die ſelbſt auf Befehl der Regierung zum Druck befördert wurden, gefolgt waren, bald die Aufmerkſamkeit auf den Mann, der mit ſo großem Eifer der griechiſchen Sprachſtudien und ihrer Förderung ſich angenommen hatte, und ſo kann es kaum Befremden erregen, daß der Graf von Saint Preiſt, Miniſter des königlichen Hauſes, ihn unter dem 5. April 1791 an das Collége de France berief, um in der Lehrkanzel der griechiſchen Literatur den zur Adminiſtration des Departement von Paris berufenen Vauvilliers zu erſetzen, ſo lange als dieſer außer Stand ſei, ſeine Vorleſungen zu halten. Als jedoch ſchon im nächſten Jahr die politiſchen Verhältniſſe Vauvilliers genöthigt hatten, ſeine Entlaſſung zu nehmen und ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, worauf ſeine Stelle an dem Collége de France für erledigt erklärt wurde, ſo ward Gail zu ſeinem Nachfolger erwählt. Gail betrachtete, und mit allem Grunde, die Entlaſſung ſeines Vorgängers als eine keineswegs freiwillige, und war keineswegs geſonnen, dieſen durch Annahme der Wahl um ſeine Stelle zu bringen: er erklärte ſich daher zur Annahme der ihm angetragenen Stelle nur in ſoweit bereit, als er dieſelbe ſeinem Vorgänger, ſowie dieſer wieder einzutreten wünſche, wieder überlaſſen werde. Dieſe Erklärung, die dem Charakter des Mannes alle Ehre, zumal in einer Zeit und in einer Lage, wie die damalige war, macht, ward von

Digitized by Google

ihm feierlich vor dem verſammelten Collegium der Profeſſoren gegeben, in das Protokoll aufgenommen, und von allen Anweſenden — wie finden darunter die Namen eines Dupuis, Lalande, Couſin, Levesque, Portal u. A. — unterzeichnet. Die bald darauf eintretenden Umſtände brachten freilich keine Änderung hervor, da Vauoilliers nicht mehe zurückkehrte, und Gail in ſeiner Stellung verblieb: aber Gail hat auch in ſpätern Jahren noch mit einem gewiſſen Selbſtgefühl auf dieſen allerdings ihn ebeenden Zug zurückgeblickt, und, um manche der oon ſeinen Gegnern wider ihn erhobenen Anſchuldigungen niederzuſchlagen, auch dieſen Act durch eine ſeine Erklärung mit den Unterſchriften ſämmtlichee Anweſenden enthaltende Lithographie oeröffentlicht. Mit unverdroſſenem Eifer ſetzte inzwiſchen Gail ſelbſt während der Schreckenszeit ſeinen Unterricht im Griechiſchen fort, und dieſe Liebe für ſeinen Beruf und ſeine Studien führte ihn ſelbſt dahin, mit La Harpe, der ins Geſängniß geworſen war, in eine Correſpondenz ſich einzulaſſen, und dadurch ſein eigenes Leben zu gefährden, als Chaumette, der dies erfahren hatte, gegen ihn die öffentliche Klage erhob, das ſouveraine Volk inſultirt zu haben, eine Klage, die damals allerdings wol auf das Schafot den führen konnte, gegen den ſie erhoben war. Nur die Verwendung einiger Freunde, welche die Unſchuld des Mannes und ſein ganzes, blos dem Untereicht und der Belehrung der Jugend gewidmetes Leben hervoehoben, rettete Gail, indem darauf hin Chaumette ſeine Anklage zurücknahm. Gail ſetzte in jener Zeit, in der faſt alle Anſtalten höherer wiſſenſchaftlichen Bildung zu Paris nach und nach erloſchen oder gewaltſam unterdrückt worden waren, an dem Collége de France, der einzigen noch beſtehenden Anſtalt der Art, ſeinen Unterricht ununterbrochen fort, er eröffnete überdies einen beſondeen Elementarcurſus der griechiſchen Sprache, und zwar umſonſt, und hat auch ſpäter noch — im Ganzen während eines Zeitraums von 22 Jahren — dieſen Cours fortgeſetzt, während er außerdem auch drei Jahre lang einen ähnlichen Curſus in dem Collége Louis le Grand, ebenfalls umſonſt hielt. Ja, in einem von ihm erkauften, an das Collége de France anſtoßenden, jetzt in Folge der ſpäter eingetretenen Vergrößerung dieſes Collége verſchwundenen Hauſe, das er zugleich als Niederlage der von ihm herausgegebenen Bücher benutzte, öffnete er armen Schülern, gleichfalls umſonſt, eine Wohnſtätte: wie er denn überhaupt Alles für ſeine Schülee that, nur für dieſe lebte, und denen, die außer Stande waren, ſeine von ihm bei dem Unterrichte benutzten Büchee zu bezahlen, dieſe Bücher umſonſt überließ. So ſtrömte allerdings eine zahlreiche Jugend vor ihm zuſammen und ward durch ſeinen mehe elementariſchen als gelehrten Unterricht in das Studium der griechiſchen Sprache und Literatur eingeführt [1]). So allerdings gelang es ihm in einee Zeit, die an Alles eher als an griechiſche Sprache und Literatue dachte, in Paris den Betrieb griechiſcher Sprachſtudien zu erhalten und insbeſondre den grammatiſchen und elementariſchen Unterricht durch ſeine Bemühungen, wie durch die Einführung einer beſſeren Methode, möglichſt zu fördern. Wenn freilich ſpäter, etwa ſeit 1810, Gail darin oon ſeinen eigenen Schülern überflügelt ward, welche für die Erlernung des Griechiſchen eine noch mehr vereinfachte und zweckmäßigere Methode einführten, ſodaß ſelbſt die Univerſität keins der oon Gail für die Zwecke des elementariſchen Unterrichts verfaßten Büchee an den öffentlichen Anſtalten einführte, ſondern hier den Werken ſeiner Schüler den Vorzug gab, ſo wied dies keinen Schatten auf die übrigen und auch anerkannten Verdienſte Gail's werfen, ſo ſchmerzlich ihn dies auch berührte und zu wiederholten Klagen oeranlaßte. Übrigens waren ſeine Verdienſte nicht ohne mannichfache Anerkennung von Außen geblieben; ſchon im J. 1802, als ee ſeinem alten Freunde Vauoilliers, der ſich nach Petersburg zurückgezogen hatte, eine ſeiner neuen Publicationen ſchicken wollte und darüber die Nachricht oon dem Tode deſſelben erhielt, änderte er ſeinen Entſchluß dahin, dem Kaiſer Alexander, welcher ſich ſeines Freundes ſehr angenommen hatte, die Sendung zu übermachen, was ihm ein ehrenvolles Schreiben des Kaiſers, das von dem Geſchenk eines mit Diamanten beſetzten, koſtbaeen Ringes begleitet war, zuzog, ſpäter, im J. 1809, verlieh ihm derſelbe Kaiſer den Orden des heiligen Wladimir dritter Claſſe, eine in jenen Zeiten noch nicht ſo gewöhnlich gewordene, und darum auch höher angeſchlagene Auszeichnung. In demſelben Jahre ward Gail in das Inſtitut als Mitglied der dritten Claſſe aufgenommen, und verblieb bei der ſpäter, im J. 1816 vorgenommenen neuen Organiſation als Mitglied der Académie des inscriptions et des belles lettres, nachdem er im J. 1814 von Ludwig XVIII. mit dem Orden der Ehrenlegion bedacht worden war. Und als um dieſelbe Zeit durch den Tod von La Porte-Dutheil, die Stelle eines Conservateur des manuscripts grecs et latins an der großen königlichen Bibliothek erledigt ward, ſo ernannte dee König, mit Übergehung der drei von den übrigen Conſervatoren vorgeſchlagenen Candidaten, im Nov. des J. 1814 Gail zu dieſer Stelle, zu der er in den Augen des Publicums minder würdig ſchien, als die drei andern, oom Könige übergangenen Gelehrten. Es ward dieſe Ernennung dem Einfluſſe des Herzogs von Blacas zugeſchrieben, in welchem Gail einen eifrigen Protector am Hofe gefunden hatte; ebenſo hatte ee an der

1) Am ſchönſten hat dies Avenel (Revue encyclop. T. XLII. p. 265) hervorgehoben, wie in den Stürmen der Revolution die meiſten Anſtalten höherer Bildung untergegangen, und wie auch, als der Sturm ſich zu legen begann, man doch nur ſehr wenig mit der Sprache Homer's ſich beſchäftigte. M. Gail, fährt dann Avenel fort, devint le ministre fervent de ce culte abandonné. Après avoir rempli les devoirs de sa place, il prénait sur ses loisirs et ses savantes études un temps qu'il consacrait à faire des cours gratuits de grec élémentaire. Là nous avons vu nous mêmes accourir une jeunesse studieuse, au milieu de la quelle M. Gail semblait plutôt un père qu'un professeur; cherchant les dispositions, encourageant le zèle, il aimait à aider de ses conseils particuliers et même du don de ses livres élémentaires, des élèves sans fortune qui lui semblaient dignes de ces encouragemens. Ce rare devoûment à la science et à la jeunesse a duré plus de vingt ans; il a mérité à M. Gail beaucoup de reconnaissance et cette gloire des bonnes actions qui n'est ni la plus vulgaire ni la moins douce.

Digitized by Google

Gräfin Du Cayla, deren Sohn er ſelbſt unterrichtete, eine mächtige und einflußreiche Fürſprecherin am Hofe des Königs gefunden; bei den Miniſtern des Königs war er wohl aufgenommen und ſeine literariſche Thätigkeit von ihnen durch namhafte Subſcriptionen zu ſeinen Werken oder durch Übernahme des Drucks derſelben auf der königlichen Druckerei gefördert und unterſtützt. Aber dieſe Ernennungen und Förderungen trugen auch dazu bei, die Zahl der Gegner und Neider Gail's zu vermehren, und eine Reihe von ſchonungsloſen Angriffen hervorzurufen, zu welchen die anerkannten Schwächen des ſonſt ſo verdienten Mannes vielfache Gelegenheit gaben, zumal als dadurch die Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Mannes noch vermehrt ward, welcher als gelehrter Helleniſt auf einen Ruhm und eine Stellung Anſpruch machte, die ihm nach dem Urtheil der Kundigen, die ſeine wahren Verdienſte um Erhaltung und Förderung des griechiſchen Sprachunterrichts während einer drangvollen Zeit übrigens nicht verkannten, doch keineswegs zukam. Wenn Gail, wie wir bereits bemerkt haben, es bitter empfand, daß keins ſeiner Elementarbücher von der Univerſität unter die zum Gebrauch an den höheren Bildungsanſtalten eingeführten Bücher aufgenommen ward, ſo ſchmerzte ihn die im J. 1810 erlittene Zurückſetzung — denn dafür ſah es Gail an — noch weit mehr. Er hatte durch ſeine verſchiedenen Leiſtungen, namentlich durch ſeinen Theokrit, durch ſeinen Thucydides, oder durch die von ihm zuerſt ins Franzöſiſche überſetzte Schrift des Xenophon von der Jagd einen der Preiſe erwartet, welche für die beſte Überſetzung eines Werkes der alten claſſiſchen Literatur ausgeſetzt waren, fand ſich aber in ſeiner Erwartung getäuſcht, indem die zu dieſem Zwecke niedergeſetzte Jury ſeinem Mitbewerber, dem bekannten, um die geiſtige Bildung ſeines Vaterlandes ſo verdienten Griechen Corais, der zu Paris lebte, den Vorzug vor ihm gab. Gail, aufs Empfindlichſte durch dieſe Entſcheidung verletzt, ſuchte ſich dafür zu rächen, indem er in einer eigens zu dieſem Zweck abgefaßten und verbreiteten Schrift [2]), die noch mit einer zweiten vermehrt ward, ſeiner gereizten Empfindlichkeit und ſeiner verletzten Selbſtliebe vollen Lauf ließ; er unterzog die von der Jury des Preiſes für würdig erkannte Schrift einer ſtrengen Prüfung, und ſuchte hauptſächlich zu zeigen, wie wenig die unbedeutende Schrift eines fremden Gelehrten, der ſich auf die Überſetzung eines kaum ſieben Folioſeiten zählenden Stückes beſchränkt, die Vergleichung aushalten könne mit den umfaſſenden Leiſtungen, die er auf demſelben Gebiete aufzuweiſen habe, wie unbillig und ungerecht daher das von der Jury zu ſeinem Nachtheil ausgeſprochene Urtheil anzuſehen ſei. Die gelehrte Welt Frankreichs misbilligte das Erſcheinen dieſer Schrift, die nur zu ſehr die Zeichen der perſönlichen Gereiztheit und der verletzten Eigenliebe, wie ſelbſt der Übereilung und Leidenſchaftlichkeit an ſich trug; ja Gail ſelbſt, wie ſein akademiſcher Lobredner wenigſtens verſicherte [3]), bereuete ſpäter die Herausgabe einer Schrift, die ihn zwar, wie er ſelbſt darin angibt, 20 Tage und 15 Nächte einer mühevollen und angeſtrengten Arbeit gekoſtet, die aber durch ihre Bitterkeit, durch ihre heftigen, und doch manchmal faſt an das Komiſche anſtreifenden Ausfälle nicht dazu beigetragen hatte, das Anſehen eines Mannes zu ſtützen, der in ſeiner Stellung auf ſolche Weiſe ſeine literariſche Ehre zu wahren und die Angriffe der Kritik abzuwenden bemüht war, die darum nur um ſo mehr ihre Pfeile gegen ihn richtete. Die Aufnahme in das Inſtitut, von der wir oben geſprochen, gab dazu neue Gelegenheit; wir finden unter ſeinen Gegnern insbeſondere den bekannten Paul Louis Courier, der in einem an die Mitglieder der Academie des inscriptions et belles lettres gerichteten Schreiben vom 20. März 1819 auch auf Gail zu reden kommt, und über ihn die ganze Lauge ſeines bittern Spottes und Hohnes ausſchüttet. Denn er ſtellt ihn als einen der griechiſchen Sprache gänzlich unkundigen Mann dar, der nur auf dem Wege der Intrigue und nicht durch eigenes Verdienſt zu den hohen Stellen und zu dem Rang ſich emporgeſchwungen, den er in der gelehrten Welt Frankreichs einnehme. Wir wollen in der Note [4]), als Probe dieſer virulenten Polemik eine Stelle aus dem erwähnten Sendſchreiben des P. L. Courier mittheilen und erinnern noch an einen andern Brief deſſelben Courier an Clavier, worin er über die Aufnahme Gail's in das Inſtitut, ſich unter Andern in folgender Weiſe ausläßt: Vous avez sans doute su que Gail a été reçu de l'Institut avant moi: *c'est une excellente acquisition; il est le seul qui nous fasse rire.* Darauf erwähnt Courier des von Gail vorgetragenen Memoire's, in welchem er zu zeigen geſucht, daß in dem Sympoſium des Xenophon die Ironie herrſche, was noch Niemand zu beſtreiten eingefallen, und wie er weiter zu erweiſen geſucht, daß Xan-

2) Reclamation contre la décision du Jury et Observations sur l'opinion en vertu de la quelle le Jury institué par S. M. l'empereur et roi propose de decerner un prix à M. Coray à l'exclusion de la chasse de Xénophon, du Thucydide grec-latin-français et des observations litéraires sur Théocrite et Virgile (Paris 1810. 4.), und: *J. B. Gail*, membre de l'Institut etc. en reponse à dix chefs d'accusation. (Paris 1810. 4.)

3) ſ. die Notice in der Acad. d. Inscript. et bell. lettr. T. IX. p. 231.

4) Nach dem brüſſeler Abdruck der in Frankreich verbotenen Collection complète des Pamphlets politiques et opuscules littéraires de *Paul Louis Courier* (1826.) p. 102 sq.: „Gail, modèle de conduite, littérateur parfait! Gail ne sait aucune science, n'entend aucune langue:

Mais s'il est par la brigue un rang à disputer
Sur le plus savant homme on le voit remporter.

L'emploi de garde de manuscripts, d'habiles gens le demandaient; on le donne à Gail qui ne lit pas même la lettre moulée. Une chaire de grec vient à vaquer, la seule qu'il y eût alors en France, on y nomme Gail, dont l'ignorance en Grec est devenue proverbe [Tu t'y entends comme Gail au grec, proverbe d'écoller wird in der Note beigefügt]. Un fauteuil à l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres, on y place Gail qui se trouva ainsi, sans se douter seulement du grec, avoir remporté tous les prix de l'érudition grecque, réunir à lui seul toutes les récompenses avant lui partagées aux plus excellents hommes en ce genre" u. ſ. w. Am Schluſſe heißt es: „Gail ne sait rien et même est connu de tout le monde pour ne rien savoir d'autant plus admirable dans les succès qu'il a obtenus comme savant."

Digitized by Google

tippe eine treffliche, milde Frau voll von Aufmerkſamkeit gegen ihren Gatten geweſen, und wie alle über ihre Aufführung verbreiteten Gerüchte nichts als Verleumdungen geweſen; dann aber ſchließt Courier mit den bittern Worten: C'est bien généreux de sa part que de faire l'apologie des méchantes femmes (offenbar eine verdeckte Anſpielung auf das Verhältniß Gail's zu ſeiner eigenen Frau, wovon unten). Ses sottises ont tellement déconcerté tous ses partisans qu'il se trouve maintenant que personne ne lui a donné sa voix. Und allerdings erfreute ſich auch Gail keines beſondern Anſehens in dieſer gelehrten Corporation, ſodaß ſelbſt von dem, was er in den Sitzungen derſelben vorlas, nur Weniges in die gedruckten Sammlungen aufgenommen erſcheint: ein Grund mit, der ihn zur Anlage des Philologue (ſ. unten) bewog, in welchem wir alle dieſe bis zu ſeinem Tode fortgeſetzten Unterſuchungen und Forſchungen über einzelne Punkte des Alterthums in bunter Miſchung und ohne alle Ordnung wie ohne irgend einen beſtimmten Plan jetzt zuſammen geſtellt finden, da Gail ſich der zum Druck und zur Herausgabe nöthigen Unterſtützung von Seiten der Regierung immerhin erfreute. Freilich fanden ſeine Anſichten ſowol innerhalb jener gelehrten Geſellſchaft, wie außerhalb derſelben nicht immer den von ihm erwarteten Anklang, ſondern ſtießen vielmehr öfters auf Widerſpruch, was bei der Eile, mit welcher Gail zu arbeiten pflegte, ſodaß er zu manchen Übereilungen hingeriſſen ward, nicht befremden kann. Dazu kommt der Mangel an Schärfe der Kritik und tieferer Begründung, und dabei das Streben, ja die Haſt, ſtets Etwas Neues aufzubringen und mit irgend einer neuen Entdeckung im Gebiete der alten Geſchichte und Geographie, oder einer neuen Erklärung einer Stelle, oder einer neuen ſprachlichen oder grammatiſchen Erörterung aufzutreten, die oft der ſichern Grundlage ermangelte; an manche Wiederholungen, an Weitſchweifigkeit in der Darſtellung mußte man ſich ohnehin gewöhnen. Auch ward Gail bei der großen Reizbarkeit ſeines Charakters von jedem Widerſpruch, der ſeine Anſichten traf, noch mehr aufgeregt, und gefiel ſich ſelbſt darin, als ſeine Gegner ihm den Spottnamen Poliorcetes beilegten, weil er in einer Abhandlung zu beweiſen geſucht hatte[5]), daß die vermeintliche Stadt Olympia in der Wirklichkeit nie exiſtirt habe; ein Punkt, in welchem die ſpäter an Ort und Stelle durch Franzoſen und Engländer angeſtellten Forſchungen nur zu ſehr die Richtigkeit der Anſicht Gail's beſtätigt haben[6]).

In Folge dieſer wiederholten Kämpfe und Anfechtungen ward Gail mit den zunehmenden Jahren immer mistrauiſcher; gleich Rouſſeau war er von dem Gedanken an eine allgemeine Verſchwörung, die von Seiten der Gelehrten ſich wider ihn gebildet, erfüllt; und dieſe Synomoſie — dieſen griechiſchen Ausdruck pflegte er davon zu gebrauchen — hatte, wie er glaubte, nur den Zweck, ihn und ſeine Leiſtungen in den Augen der Zeitgenoſſen wie der Nachwelt herabzuſetzen und zu verdächtigen. Dieſer Synomoſie gehörten dann aber natürlich Alle diejenigen an, die an der Richtigkeit der Anſichten und Behauptungen Gail's gezweifelt, oder ſeinen Einfällen ihre Zuſtimmung verſagt und mit der Fackel der Kritik dieſelben näher beleuchtet hatten. Dieſe fielen dann zuſammen mit ſeinen offenen Gegnern und Feinden, die den durch Hofgunſt emporgekommenen und hochgeſtellten Mann mit ihren Schmähungen verfolgten, und alles und jedes Verdienſt ihm abſprachen, ohne das, was er früher in den Stürmen der Revolution für den griechiſchen Sprachunterricht und deſſen Erhaltung gethan, und was er auch ſpäter noch in ſo manchen einzelnen Aufſätzen für die Aufhellung einzelner ſchwieriger und dunklen Punkte auf dem Gebiete der altgriechiſchen Geographie und Geſchichte geleiſtet, in Erwägung zu ziehen[7]). So wurden allerdings die letzten Tage des Mannes vielfach getrübt und ſein Leben verbittert; dazu geſellte ſich, außer der ſchon in früheren Jahren eingetretenen Scheidung von ſeiner Gattin, andres Misgeſchick; ein, wie er verſichert, undankbarer Schüler, der ihm die Summe von 20,000 Franken ſchuldete, erhob Einſprache; Gail, der in erſter Inſtanz ſeinen Proceß gewonnen, verlor denſelben wegen einiger mangelnden Formen, in zweiter Inſtanz; es fällt dies in den Dec. des J. 1827; in der durch dieſen Proceß hervorgerufenen Verſtimmung verfaßte er eine kleine Schrift, die manche für ſeine Lebensgeſchichte beachtenswerthe Angaben enthält, ſonſt aber mit anerkennenswerther Mäßigung geſchrieben iſt: Repos et Délassements de *J. B. Gail*, après cinquante années de travaux, opuscule accompagné de Fac-simile. (Paris chez Delolain, Würtz, Dufart 1827. 92 S.) In demſelben Jahre veranlaßte ihn das Lob, das einem ſeiner Zöglinge zum Nachtheil der Reputation ſeines Lehrers in dem Journal asiatique geſpendet worden war, zum Rücktritt aus der Geſellſchaft, welche dieſes Journal als ihr Organ herausgab, obwol er ſelbſt mit unter den Gründern der Geſellſchaft ſich befunden hatte. Aber ſeine literariſche Thätigkeit ward durch dieſe äußeren Hemmniſſe, wie durch ſtete Angriffe und Befeindungen nicht gelähmt; er arbeitete mit gewohnter Thätigkeit fort, und bewies dies noch in einer im Inſtitut vorgeleſenen Abhandlung,

5) Die Abhandlung iſt am Schluſſe des dritten Bandes des Philologus abgedruckt. 6) Wir verweiſen nur auf die Ergebniſſe der Expedition en Morée, auf Leake u. A., nachgewieſen bei Forbiger, Handbuch der alten Geographie III. S. 979, und auf die Artikel von Rathgeber und Meier in dieſer Encyklopädie 3. Sect. 3. Bd. s. v. *Olympia*.

7) Es mag dies namentlich von den Angriffen Paul Courier's gelten, von denen wir eben eine Probe gegeben haben. Vergl. dagegen die Notice in den Mém. de l'Acad. des inscriptt. T. IX. p. 232, wo Gail's Benehmen in dieſen Kämpfen mit mehr Ruhe und Wahrheit dargeſtellt iſt. Hier heißt es unter Anderem von Gail: s'il lui arriva parfois de confondre la critique avec l'inimitié et de prendre pour des envieux ou des détracteurs les littérateurs qui refusaient leur approbation à ses ouvrages, jamais du moins il ne chercha à se venger par de mauvais offices des torts réels ou prétendus qu'il supposoit aux autres. Il n'entroit ni dans son caractère ni dans ses habitudes, d'être aggresseur à l'égard de personne et sous ce rapport du moins, il eût pu dire avec le poëte:

Aucun fiel n'a jamais empoisonné ma plume.

Digitized by Google

welche die Richtigkeit der von Diodor gegebenen Beſchreibung des Grabmals des Oſymandyas darthun ſollte; bei dem Widerſpruch, auf den jedoch die Ergebniſſe ſeiner Forſchung ſtießen, glaubte er durch weitere Forſchungen und neue Beweiſe ſeine Anſicht erhärten zu müſſen, als ihn über dirſer Arbeit der Tod, nach einer dreiwöchentlichen Krankheit am 5. Febr. des J. 1829 ereilte. Was die perſönlichen und häuslichen Vrrhältniſſe des Mannes betrifft, der, wie man auch über den Werth ſeiner wiſſenſchaftlichen und gelehrten Leiſtungen urtheilen mag, doch gewiß weſentliche Verdienſte als Helleniſt in Frankreich anzuſprechen hat, ſo waren auch dieſe nicht ungetrübt. Gail hatte im J. 1794 mit Fräulein Garre einen Ehebund geſchloſſen, der bei der ſo ganz verſchiedenen Individualität der beiden Ehegatten nicht dauernd und bleibend werden konnte, und nach Verlauf einiger Jahre zu einer freiwilligen Trennung beider führte, aber in Gail ein ſchmerzliches Gefühl zurückließ, über das er ſich nie völlig tröſtrn und beruhigen konnte, da wol von ſeiner Seite am wenigſten Grund zu einer ſolchen Trennung gegeben war; les arts, ſagt Durozoir, que cultivait Madame Gail en véritable virtuose s'effarouchèrent de la vie austère et silencieuse d'un grammairien toujours enseveli dans la poussière des livres; das Nähere ſ. unter II. Nur ein Sohn war die Frucht dieſer Ehe; er folgte mit Ehren der Bahn des Vaters; ſ. das Nähere unter III. Sonſt wird der perſönliche Charakter des Mannes durchweg von einer vortheilhaften Seite uns geſchildert [8]); er war freundlich und wohlwollend, geneigt zu helfen, wo er konnte, insbeſondere aber wohlthätig gegen ſeine Schüler, denen er jeden Beiſtand leiſtete, den er ihnen zu erweiſen im Stande war; mit unbegrenztem, ja faſt leidenſchaftlichem Eiſer für das Studium des Griechiſchen erfüllt, war dieſts auch der einzige Gegenſtand ſeines Strebens, der ſeine ganze Zeit in Anſpruch nahm, dem er ausſchließlich lebte und ſeine ganze Kraft ungetheilt widmete: und dies iſt es, was uns auch Achtung für einen Mann gewinnen muß, der wol nicht die heftigen Angriffe, ja Verleumdungen verdiente, wie ſie z. B. ein Paul Courier gegen ihn erhob. Ein Bildniß Gail's findet ſich vor der 1796 von ihm mit Kupfern herausgegebenen Prachtausgabe des Theokrit im erſten Bande. Die Biographie, die Gail ſelbſt von ſich zu liefern verſprochen hatte, iſt nie erſchienen, und ſcheint auch gar nicht zur Ausführung gekommen zu ſein; die ſein Leben betreffenden Data müſſen theils aus ſeinen einzelnen Schriften, theils aus dem, was Dacier (Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. *J. B. Gail* in den Mém. de l'Acad. d. Inscript. T. IX. p. 222 sq.), Avenel (Revue encyclopédique T. XLII. p. 264 sq.), Durozoir (Biographie universelle, Supplément T. LXV. p. 21 sq.), J. Travers (Encycloped. des gens du monde T. XII. p. 12 sq.), u. A. darüber berichten, entnommen werden.

Gail war ein außerordentlich fruchtbarer Schriftſteller; in dieſer Hinſicht wird ihm kaum irgend ein andrer Helleniſt des neueren Frankreichs an die Seite geſtellt werden können. Er ſelbſt hat ſeiner Bearbeitung des Xenophon ein Verzeichniß ſeiner verſchiedenen Schriften, das mehre hundert Quartſeiten füllt, beigefügt, woraus wir erſehen, daß er damals bereits 28 Bände in Quart, 33 in Octav und 13 in Duodez herausgegeben hatte, ohne die 24 Bände des Philologue und ohne die verſchirdenen kleinern Publicationen und Aufſätze, die an verſchiedenen Orten von ihm erſchienen waren. Wir wollen verſuchen die namhafteren und bedeutenderen hier anzugeben, ohne auf eine Vollſtändigkeit dieſer Angaben Anſpruch zu machen.

Die erſte Schrift, mit der Gail auftrat, iſt die ſchon oben erwähnte Überſetzung der Todtengeſpräche des Lucian mit grammatiſchen Bemerkungen, wie ſie dem Bedürfniß angehender Schüler im Griechiſchen entſprechen: Dialogues des morts de Lucien, traduits en français avec des remarques élémentaires (Paris 1780. 12), zum zweiten Male aufgelegt 1784. 12., worauf in ähnlicher Weiſe, zunächſt für den Schulunterricht eingerichtet, folgten: Extraits de Lucien et de Xenophon (Paris 1786. 12.), II Voll. und Divers traités de Lucien, de Xenophon, Platon et Plutarque, accompagnés de sommaires français (Paris 1788. 12. [auf Anordnung der Regierung gedruckt]); Discours grecs choisis de divers orateurs (Paris 1788. 12.), und in demſelben Jahr, ebenfalls auf Befehl der Regierung gedruckt: Théocrite, Bion, Moschus, Anacréon, ein bloßer Textesabdruck, ohne Überſetzung und Anmerkungen. Mit beſonderer Vorliebe ſcheint aber von dieſer Zeit an Gail dieſen ſelben Dichtern, namentlich dem Theokritus, ſich zugewendet zu haben: dies zeigen eine Reihe von Publicationen, welche in dieſem Kreiſe ſich halten; zuerſt erſchien im J. 1792 in einer größern Octavausgabe in Einem Bande und in einer kleinern aus zwei Bänden in Duodez: Idylles et autres poésies de Théocrite, traduites en français avec le texte grec, des notes critiques, la version latine et un discours préliminaire par *J. B. Gail*. (Paris bei Didot.) Darauf folgte ſchon 1796 eine Prachtausgabe, auf Velinpapier mit Kupfern unter dem Titel: Théocrite grec-latin-français in 2 Voll. 4. bei Didot; die franzöſiſche Überſetzung erſchien auch beſonders in demſelben Format, und zum dritten Male in demſelben Jahr: Idylles de Théocrite et Amours de Héro et Léandre, grec-français-latin. 3 Voll. (Paris bei Eberhard und Dandelot.) (Hero und Leander auch beſonders in einem Quartbändchen). Das Werthvollſte bei dirſen verſchiedenen Ausgaben iſt wol die franzöſiſche Überſrtzung des Theokrit, die in Frankreich für die beſte gilt, die wir von Theokrit beſitzen, da ſie durch Präciſion und Klarheit, wie einen gefälligen und ſelbſt eleganten Styl ſich auszeichnet, daher auch durch die ſpätee erſchienene und mehrmals wieder aufgelegte Überſetzung von Geoffroy (Paris 1800. 1823.), der Gail's Arbeit wohl zu benutzen verſtand, nicht übertroffen worden iſt. Daſſelbe gilt auch von der in einem netten Duo-

8) Man leſe nur, wie Avenel, ſein Schüler und vieljähriger Freund, darüber ſich ausſpricht, Revue encycloped. Tom. XLII. p. 266.

dezbändchen 1795 (an. III.) zu Paris erſchienenen Überſetzung des Bion und Moſchus (Idylles de Bion et Moschus, traduites en français). Es reihen ſich daran noch die im J. 1805. zu Paris in einem Octavbande erſchienenen: Observations littéraires et critiques sur les idylles de Théocrite et les églogues de Virgile, ſowie die ſpäter unternommene Textausgabe: Théocrite texte grec, accompagné de la collation de vingt-quatre manuscripts de la bibliothèque, de variantes des principales éditions critiques et de scholies inédites (Paris 1828.), wozu noch in einem Quartbande ein Atlas hinzukommt, welcher die Facſimile's der Handſchriften, deren Karten und Plane enthält. Die außerhalb Frankreichs im Ganzen wenig beachtete und auch gekannte Ausgabe gibt, auch wenn wir von der Geſtaltung des Textes und der darunter befindlichen Variantenſammlung abſehen, doch einiges Neue, namentlich in den zum Theil früher unedirt gebliebenen Scholien, was Beachtung verdient. Von Anakreon hatte Gail ſchon im J. 1793 eine franzöſiſche, ebenfalls ſehr geachtete, Überſetzung in einem Duodezbändchen zu Paris erſcheinen laſſen; es folgten einige Zeit nachher zwei umfaſſendere Bearbeitungen in einem und demſelben Jahre: Les Odes d'Anacréon, traduites en français avec le texte grec, la version latine, des notes lat. critiques et deux dissertations: grecques mises en musique par *Gossec*, *Méhul*, *Lesueur* et *Cherubini* et un discours sur la musique grecque. Par *J. B. Gail* (Paris bei Didot. an VII. [1799.] in 4.). (Nouvelle Edition ornée d'Estampes et d'Odes grecques mises en musique par *Méhul* et *Cherubini*, (Paris bei Didot. an VIII. [1800.] IV Tomm. in 12.) und: *Anacreontis* Odae et Fragmenta, gr. et lat. edid. *J. B. Gail.* (Paris bei Didot. an VII. [1799.].) Bei der erſtgenannten Ausgabe war auf den muſikaliſchen Vortrag der Anakreontiſchen Oden, die in Concerten und bei andern öffentlichen Gelegenheiten abgeſungen werden ſollten, Bedacht genommen und damit ein Verſuch der Wiedereinführung oder Wiederherſtellung der alten Muſik gemacht worden, der indeſſen von einer neuern Färbung ſchwerlich ganz frei geſprochen werden dürfte, auch, ſoweit wir wiſſen, nicht weiter von den Gelehrten oder Muſikern unſerer Zeit in dieſer Weiſe verfolgt worden iſt. Eine größere Verbreitung der Anakreontiſchen Poeſien, die auf dieſem Wege auch in weitern Kreiſen und unter einem größeren Publicum in Frankreich Anklang fanden, hat Gail allerdings durch dieſe Leiſtungen erreicht, und darin liegt auch hauptſächlich das Verdienſtliche ſeiner Bemühungen, die für die Kritik wie für die Erklärung des Dichters keinen höheren Werth oder Beachtung anzuſprechen haben. Ähnliche Zwecke verfolgte auch Gail bei den zu Paris 1794 in einem Octavbändchen erſchienenen: Odes, inscriptions, épitaphes, épithalames et fragmens, traduits en français, welche auch wieder größtentheils Anakreontiſche Gedichte enthalten, ſowie bei dem im folgenden Jahr erſchienenen Buche: Républiques de Sparte et d'Athènes de Xénophon, traduites en français, in einem Bändchen in 12. und: traités divers de Xénophon, grec-français, savoir l'Economique, l'Apologie de Socrate, le traité d'équitation et le Maitre de Cavallerie in I Vol., desgleichen: Mythologie dramatique, traduite du grec de Lucien in III Voll. 12., welche 1798 in einem Quartbande und 1818 in einem Octavbande wieder aufgelegt ward. Bedeutender erſcheint die im nächſten Jahre (1796) beſorgte Ausgabe der drei Fabeldichter der alten und neuen Welt: Les trois fabulistes, *Esope*, texte grec, version Latine et traduction française, *Phèdre*, texte Latin et traduction française et *La Fontaine*, avec des notes. (Paris 1796.) IV Voll., wobei Chamfort die Noten zu Lafontaine beſorgte. (Ein Wiederabdruck iſt in dem Philologue T. XIX. bis XXII. mit drei kleinen und unbedeutenden Zuſätzen enthalten.) Einige Jahre nachher erfolgte, für die Schullecture und den Schulunterricht zunächſt beſtimmt: Introduction au cours grec ou Choix de fables d'Ésope, avec notes grammaticales et version interlinéaire française et latine (Paris 1799.), wieder aufgelegt 1802 und mit einigen Erweiterungen 1812 unter folgendem Titel: Introduction au cours grec ou nouveau choix de fables d'Ésope, divisées en quatre parties, accompagnées de notes grammaticales où souvent l'on compare entre elles les langues grecque, française et latine et suivies I d'un Recueil de mots français derivés du grec et des fables d'Ésope, imitées par Phèdre et Lafontaine; II d'un Index des notes les plus utiles, troisième édition Paris 1812 in 12., quatrième édition 1822 in 12. Die in dieſem Schulbuch eingeſchlagene Methode der Behandlung hatte Gail kurz zuvor mit Erfolg in einem ähnlichen, für den Schulunterricht beſtimmten, Buche eingeſchlagen, welches unter dem Titel: Cours de langue grecque ou Extraits de différents auteurs avec traduction interlinéaire en latin et français in vier Abtheilungen zu Paris 1797—1799 erſchienen iſt; desgleichen auch in der 1801 erſchienenen Anthologie poétique grecque ou Extraits de différents auteurs avec la traduction interlinéaire latine et française et des notes grammaticales. Daß dieſe, bis auf den heutigen Tag noch in Frankreich theilweiſe befolgte Methode ſolcher Interlinearverſionen in Teutſchland auf allen wohlgeordneten Anſtalten bei dem Unterricht in den claſſiſchen Sprachen keinen Eingang gefunden hat, bedarf wol kaum einer beſondern Erwähnung; Gail legte darauf für ſeine franzöſiſchen Schüler größeren Werth: und von dieſem Standpunkt aus werden überhaupt auch ſeine grammatiſchen Schulbücher zu betrachten ſein, die jetzt in Frankreich auch meiſt durch beſſere (z. B. Burnouf) [9]) wieder verdrängt worden ſind, aber bei ihrem erſten Erſcheinen allerdings ein gewiſſes Aufſehen erregten, das in der größern Vereinfachung der von Gail, im Vergleich zu ſeinen Vor-

9) Dieſer ſpricht ſich ſelbſt in der Vorrede ſeines Buches: Méthode pour étudier la langue grecque, mit aller Anerkennung über Gail in dieſer Beziehung aus, und ſagt von ihm: „Mr. Gail, dont les savantes observations ont détruit tant de préjugés et commencé en France la reforme de la langue grecque etc." Vergl. auch die Notice sur Gail in den Mém. de l'Acad. des Inscr. T. IX. p. 228.

Digitized by Google

gängern, eingeſchlagenen Methode lag, und auch ihre Einführung in den Schulen jener Zeit veranlaßte. Die erſte Ausgabe der griechiſchen Grammatik fällt in das J. 1799; es folgten mehre Auflagen nach, die neunte im J. 1818 bei Delalain in 8., nachdem im J. 1812 ebendaſelbſt ein beſondrer Zuſatz unter dem Titel: Supplément à la grammaire grecque, ou Idiotismes de la langue grecque, suivies d'Observations adressées à Mr. *Hermann*, erſchienen war, und ein Auszug aus dieſer Grammatik (Abrégé de la grammaire grecque) für Anfänger zunächſt beſtimmt, ebendaſelbſt 1813 in 12. zum erſten Male, dann in wiederholten Abdrücken 1814. 1820. 1822 ausgegeben war. In dieſelbe Claſſe von Schriften gehören noch: Idiotismes grecs, supplément à la grammaire grecque (Paris 1812.) und Essais sur les prépositions grecques, considérées surtout géographiquement, ou Nouveau supplément à la grammaire grecque, avec cartes géographiques (Paris 1821.); dann im zweiten Bande der Géographie d'Hérodote und im Philologue T. VIII.

Mitten unter dieſen zur Förderung und Erhaltung des griechiſchen Sprachunterrichts in den Zeiten der Republik unternommenen Arbeiten erſcheint eine andere, die mehr in das Gebiet der Archäologie und Kunſt eingreift: Promenade savante des Tuileries (Paris 1798.) und in einem erneuerten, vermehrten und berichtigten Abdruck 1821 (im Philologue T. IX.) ebendaſelbſt unter folgendem Titel: Promenade des Tuileries ou Notice historique et critique des monumens du jardin des Tuileries, dans laquelle sont relevées les erreurs commises dans les précedentes descriptions; suivie d'une Notice sur le Louvre et autres monuments. Nouvelle édition avec estampes et spécimen des écritures de Henri IV. et de S. A. R. Mgr. le duc de Berri. (Paris, bei Ch. Gail neveu, 1821, etwas über 130 Seiten.) Gail gibt in dieſer Schrift eine ſehr genaue Beſchrribung der verſchiedenen alten Kunſtwerke, namentlich Statuen, Hermen u. dgl., welche in den Tuilerien und im Louvre ſich befinden.

Als weitere Fortſetzungen der frühern gelehrten Thätigkeit Gail's erſchienen: Les Cynégétiques ou Traité de la chasse de Xénophon, en grec avec des notes et des observations (Paris 1801 in 12., wieder abgedruckt 1819), und Traité de la chasse de Xénophon, traduit en français (Paris 1801. 12.), womit noch die durch einige tadelnde Bemerkungen Clavier's herbeigeführte kleine Schrift zu verbinden iſt: Réponse à la critique de sa traduction du Traité de la chasse de Xénophon par *E. Clavier* (Paris 1801. 12.), ſowie die ſpäter 1809 zu Paris erſchienenen Observations sur le Traité de la chasse de Xénophon. Dieſe Observations, ſowie die vorhererwähnte Ausgabe des Textes ſammt kritiſchen Noten findet ſich auch im Philologue T. VI. zu Ende. Noch in demſelben Jahre (1801) folgte in ſieben klein Octavbänden, die 1805 noch ein Mal wieder aufgelegt worden: Homère, grec-latin-français, traduction interlinéaire avec la clef d'Homère. Von größerem Umfange und größerer Bedeutung, nicht blos für die Schule und den Unterricht, ſondern mehr für den gelehrten Gebrauch berechnet, waren die Arbeiten über Xenophon und Thucydides, welche die volle Thätigkeit des Mannes während eines längern Zeitraums in Anſpruch nahmen. Die auf Koſten des Staates gedruckte und dann zu dem Preiſe von 180 Francs verkaufte Bearbeitung des Xenophon führt folgenden Titel: Oeuvres complètes de Xénophon, traduits en français et accompagnés du texte grec, de la version latine et de notes critiques par *J. B. Gail* (Paris 1797 [an V] — 1804.), in ſechs Quartbänden, wozu noch ein ſiebenter Band in drei Abtheilungen hinzukommt, von welchen die erſte (1808) die Varianten der von Gail verglichenen pariſer Handſchriften, die zweite (1814) die Notizen über die Manuſcripte nebſt kritiſchen und andern Bemerkungen, die dritte (1815) aber einen aus 107 Blättern beſtehenden, Karte und Plane enthaltenden, Atlas befaßt. Gail hat den Text des Xenophon nirgends geändert, ſein Text iſt ein Wiederabdruck des Zeune'ſchen Textes; von den zum Theil ſehr beachtenswerthen Handſchriften (insbeſondere der als Codex F bezeichnete, über den auch Gail im ſiebenten Bande des Philologue handelt), deren Varianten der ſiebente Band bringt, hat Gail durchaus keinen Gebrauch gemacht; er hat dies vielmehr den ſpäteren Herausgebern Xenophon's überlaſſen, die daraus allerdings beſſeren Vortheil für die Geſtaltung des Textes zu ziehen wußten; überhaupt hat ſich Gail darauf auch in ſeinen Anmerkungen wenig eingelaſſen; es iſt mehr das Verſtändniß des Textes und die ſachliche, namentlich geographiſch-hiſtoriſche, Auslegung, die er zu fördern beabſichtigte. Die lateiniſche Überſetzung iſt die von Löwenklau, hier und da berichtigt; auch die franzöſiſche Überſetzung iſt keineswegs durchgängig eine neue; er ſelbſt verſichert, bei der Cyropädie, den Memorabilien und der Anabaſis die früheren Überſetzungen von Dacier, Levêque, Larcher mit nur wenigen und im Ganzen nicht bedeutenden Änderungen gegeben zu haben. So entſpricht die große Ausdehnung nicht dem inneren Gehalte; ein feſter Plan ſcheint ganz zu mangeln; die Ausführung kann daher auch nicht für befriedigend erachtet werden. Ebenſo wenig Ausbeute für Kritik (wenn man von der Mittheilung der Varianten abſieht), wie für Exegeſe, bringt im Ganzen die ebenfalls in größerem Umfange unternommene Bearbeitung des Thucydides in zehn Quartbänden, unter dem Titel: Histoire grecque de Thucydide, accompagnée de la version latine, de variantes des 13 Manuscripts de la bibliothèque impériale, d'observations historiques, litéraires et critiques, de spécimen de ces manuscripts, de cartes géographiques et d'estampes par *J. B. Gail.* (Paris 1807.) Die acht erſten Bände enthalten den Text, der, mit wenigen Ausnahmen, aus der Duker'ſchen abgedruckt iſt, ſowie die gleichfalls nur an wenig Stellen corrigirte lateiniſche Überſetzung des Ämilius Portus, nebſt den Varianten von 13 zu Paris befindlichen, meiſt jedoch neueren Handſchriften des Thucydides, während die Abweichungen der andern ſchon vorher bekannt gewordenen Handſchriften nicht beigefügt ſind. Im neunten Bande befindet ſich ein Mémoire sur Thucydide, das in den

Digitized by Google

beiden erſten Abſchnitten über Thucydides ſich verbreitet, und die ſein Leben, wie das hinterlaſſene Geſchichtswerk betreffenden Punkte beſpricht, im dritten eine Vergleichung zwiſchen Thucydides und Xenophon einleitet, im vierten über die lateiniſche Überſetzung und die Handſchriften Einiges bemerkt und daran weitere Erörterungen über die Leichenrede des Perikles, die Belagerung von Platäa, die Peſt u. dgl. knüpft. Der zehnte Band enthält die Anmerkungen Gail's zum Thucydides, die im Ganzen doch wenig von Belang ſind. Die franzöſiſche Überſetzung erſchien, mit einer Dedication an Alexander, Kaiſer von Rußland, beſonders im J. 1807 in drei Octavbänden, und ward 1822 wieder aufgelegt; Gail gibt auch hier die nur wenig veränderte Überſetzung von Lévesque. Von minderem Belange ſind einige kleinere, mitten in die Zeit dieſer größern Publicationen fallende Schriften, wie die Notes sur Isocrate à Démonique (Paris 1812. 12.), Examen du Philoctète de La Harpe (Paris 1812.), worin dieſes neuere Drama mit dem Sophokleiſchen Stücke dieſes Namens, von dem Gail bald darauf 1813 eine franzöſiſche Überſetzung herausgab, in eine Vergleichung geſtellt ward; Recherches sur Apollon et sur divers points de grammaire (Paris 1814.) und Dissertation contenant des observations 1. sur le duel des Grecs. 2. sur les deux aoristes et les deux futurs etc. (Paris 1814. 12.), für den geſchichtlichen Unterricht auf den gelehrten Schulen beſtimmt, ohne daß jedoch der Verfaſſer ihre Einführung durchſetzen konnte, erſchienen: Tableaux chronologiques des principaux faits de l'histoire ancienne avant l'ère vulgaire, suivi d'un tableau synoptique et d'un excursus où l'on donne, d'après Hérodote, Thucydide et Xénophon la division de l'année et l'explication de diverses locutions chronologiques (Paris 1822.), und: Tableaux chronologiques des principaux faits de l'histoire depuis l'ère vulgaire, suivies d'une revue des lettres inédites de Henri II., Marie Stuart etc. 1820, ebendaſelbſt; beide Werke finden ſich auch in dem Philologue T. XIII und T. VI zu Anfang; die dem zweiten Werke beigefügten, damit eigentlich gar nicht zuſammenhängenden Briefe erſchienen zugleich am Anfange des fünften Bandes des Philologue. unter dem Titel: Lettres inédites de Henri II., Diane de Poitiers, Marie Stuart, François roi, dauphin etc. adressées au connétable Anne de Montmorency ou Correspondance secrète de la cour de Henri II.; avec estampe, et fac-simile de l'écriture des principaux personnages; d'après un manuscrit inédit de la bibliothèque du roi. Dazu noch ein Supplément et Addition im ſechsten Bande des Philologue.

Wenig bedeutend iſt die Ausgabe des Herodotus, welche Gail lieferte: Hérodote, texte grec avec notes historiques et critiques variantes et index (Paris 1821.) 2 Voll.; es knüpft ſich daran noch weiter das folgende, auch in dem Philologue T. XI und XII erſcheinende Werk: Géographie d'Hérodote prise dans les textes de l'auteur et appuyée sur un examen grammatical et critique, avec atlas contenant la géographie des trois grands historiens de l'antiquité et les plans des batailles qu'ils ont décrites et avec trois index (Paris 1823.) 2 Voll., nebſt einem Atlas in 4. Dieſer letztere, unſtreitig das Bedeutendſte, erſchien auch unter einem beſondern Titel, den wir hier mittheilen wollen: Atlas contenant par ordre du temps les cartes relatives à la géographie d'Hérodote, Thucydide, Xénophon; les plans de batailles décrites par ces trois historiens etc. le tout (107 planches) dessiné par des tacticiens et des géographes distingués d'après les recherches de *J. B. Gail* etc. Ouvrage utile à l'intelligence des historiens anciens et faisant suite au Philologue, à la collection des oeuvres d'Hérodote, Thucydide et Xénophon et à la géographie d'Hérodote et autres écrivains Grecs. De l'Imprimerie royale. A Paris chez Aug. Delalain, Treuttel et Würtz et Dufart etc. Da die Karten und Plane, welche dieſer Atlas enthält, in Allem 107, von den namhafteſten Künſtlern Frankreichs, unter Zuziehung von ebenſo geſchickten Militairs und Gelehrten, welche die einzelnen Zeichnungen revidirt, Manches auch ſelbſt geliefert haben, ausgeführt worden ſind, ſo verdient dieſer Atlas, der auch in ſeiner äußern Ausführung und Ausſtattung ſehr befriedigend (wie kaum anders zu erwarten) ausgefallen iſt, volle Beachtung, als ein für alte Geographie und Geſchichte, insbeſondere zum Verſtändniß der griechiſchen Hiſtoriker brauchbares Hilfsmittel. Dreißig Karten und Plane, jene von den verſchiedenen Theilen von Hellas, dieſe von den einzelnen Städten und den Schlachten der perſiſchen Kriege, beziehen ſich auf Herodotus; circa ebenſo viele auf Thucydides, 21 auf Xenophon, insbeſondere zur Anabaſis und zur helleniſchen Geſchichte; für den Ödipus Coloneus des Sophokles dient Ein Kärtchen; zwei gehören zu Theokrit, eine, welche den Schlachtplan von Cannä enthält, zu Polybius; neun Darſtellungen, meiſt von ägyptiſchen Denkmalen, beziehen ſich auf Diodor von Sicilien, fünf auf Strabon, zwei (das miſeniſche Vorgebirge und die Halbinſel Calpe) auf Phädrus, ſammt den dazu gehörigen Erläuterungen, die, wie auch zu andern Karten, in einer auf dieſe folgenden Analyſe gegeben ſind.

Noch haben wir, ehe wir zu letzten größeren Sammelwerken Gail's übergehen, zu nennen die im achten Bande der Mém. de l'Acad. d. bell. lett. et inscriptt. p. 131 sq. enthaltene und auch im zehnten Bande des Philologue wieder abgedruckte Description du monument d'Osymandias d'après Diodore de Sicile und die damit zuſammenhängende, in dem 14 Bande des Philologue gleichfalls wieder abgedruckte Schrift: Recherches sur les hiérons de l'Egypte, les temples Grecs et le monument d'Osymandias, décrit par Diodore; avec examen des opinions de divers savants, pour servir de suite à la Description de l'Égypte. (Paris 1823.) Es bedarf wol kaum einer Erinnerung an die weiteren, durch Gail's Abhandlung über den Palaſt des Oſymandias hervorgerufenen Unterſuchungen, die auch gegen manche Behauptung dieſes Gelehrten gerichtet waren; wir nennen hier nur das Memoire von Letronne in den

Digitized by Google

Mém. de l'Acad. etc. T. IX. p. 321 sq., der die ganze Beſchreibung des Palaſtes des Oſymandias, wie ſie Diodor gibt, und wie ſie dem zufolge von manchem Gelehrten benutzt ward, um in den noch vorhandenen Baudenkmalen des alten Theben auch Reſte dieſes Palaſtes zu finden, für ein Phantaſiegebilde der ägyptiſchen Prieſter erklärt, das in der Wirklichkeit (?) nie vorhanden geweſen; eine Anſicht, in der uns doch der Skepticismus, dem dieſer berühmte franzöſiſche Gelehrte in ſo Manchem huldigte, über die gebührenden Grenzen hinausgeſcheitten zu ſein ſcheint, wiewol ſie auch neueedings in Teutſchland wieder an Cleß (Pauly, Realencykl. d. claſſ. Alterth. V. S. 1023) einen Vertreter gefunden hat. — Eine Sammelausgabe ohne eigenes Verdienſt iſt die von Gail für die Lemaire'ſche Sammlung beſorgte Ausgabe des Phädrus: *Phaedri* fabulae cum notis variorum. (Paris. 1826.) Außerdem hatte Gail auch die Herausgabe folgenden Büchleins beſorgt: les Hymnes de Callimaque, gree-français par *La Porte du Theil* avec notes (Paris 1795. 12.), desgleichen eine mehrfach, in Folge der Einführung und des Gebrauchs auf Schulen, wieder aufgelegte Ausgabe des Jardin des racines grecques von Lancelot, welche mit nambaften Vermehrungen ausgeſtattet war, und auch nach Gail's Tode im J. 1846 wieder aufgelegt worden iſt. Andere kleine, von Gail für den Schulbedarf veranſtaltete, mit den gewöhnlichen Sommaires und einzelnen Noten verſehene Abdrücke von einzelnen Stücken verſchiedener alter Autoren, welche auf den Schulen Frankreichs geleſen werden, können füglich übergangen werden, da ſie von keinem wiſſenſchaftlichen Werthe ſind; es erübrigt nur noch, von der großen, im J. 1814 angelegten und von da an bis zu dem Tode Gail's fortgeführten Sammlung zu reden, welche nicht weniger als 24 Bände, ſammt dem ſchon oben erwähnten Atlas, befaßt, und den Titel führt: *Le Philologue* ou Recherches historiques, militaires, géographiques, grammaticales, lexicologiques et philologiques d'après Hérodote, Thucydide, Xénophon etc. pour servir à l'étude de l'histoire ancienne. (Paris chez Ch. Gail [Imprimerie royale].) Es bildet dieſer *Philologue* eine Art von Archiv in fortlaufenden, nach dem Inhalte aber keineswegs zuſammenhängenden Bänden, in welchen Gail nicht blos alles das wieder aufnahm und von Neuem abdrucken ließ, was er in einzelnen Zeitſchriften, odee in den Memoiren der Akademie geliefert hatte, ſondern auch ganze, von ihm beſonders herausgegebene Werke wieder unterbrachte, welche, wie es ſcheint, auf dieſe Weiſe durch erneuerten Abdruck eine größere Theilnahme und einen Anklang von Seiten des Publicums finden ſollten, den ſie feüher nicht gefunden hatten; und daran reihen ſich viele andeee Aufſätze und einzelne Bemerkungen und Eröeterungen, ſodaß das Ganze freilich in ſeiner durchaus planloſen und durchaus nicht zuſammenhängenden Anlage, wie in ſeiner Ausführung nur zu ſehr, auch wenn wir von dem Inhalte und Werthe der einzelnen Aufſätze und Bemerkungen ſelbſt abſehen, den Charakter einer moles rudis indigestaque annimmt, und eine Maſſe von durch einander geworfenen Erörterungen Bemerkungen grammatiſcher wie lexikographiſcher, geographiſcher wie hiſtoriſcher, exegetiſcher wie literarhiſtoriſcher Art bildet, welche zunächſt auf das griechiſche Alterthum, mit beſonderer Rückſicht auf die von Gail vorzüglich behandelten deei geoßen Hiſtoriker: Herodotus, Thucydides und Xenophon, ſich beziehen, dann aber auch wieder manches Fremdartige beigemiſcht enthalten, das gar nicht in eine ſolche, dem claſſiſchen, insbeſondere dem geiechiſchen, Alterthume beſtimmte Sammlung gehört, wie z. B. die im ſechsten Bande wieder abgedruckten Briefe Heinrich's II. u. ſ. w., oder die im neunten Bande abgedruckten Bemeekungen über die viee letzten Fabeln von Lafontaine und Anderes der Art, was nur aus dem Streben nach Anhäufung ſolcher Maſſen, durch die Gail ſeinen Namen bei der Nachwelt zu verewigen glaubte, ſich erklären läßt. Denn ebendieſe Veevielfältigung und Wiederholung ſeiner literariſchen Arbeiten, bei welchen der Mangel einer ſorgfältigeren Durcharbeitung des Einzelnen und einer tiefer gehenden und gründlichen Erörteeung nur zu ſehr bemerklich wied, iſt es, was dem Rufe, wie der Wirkſamkeit des thätigen, für ſeine Wiſſenſchaft und ihre Förderung wahrhaft begeiſterten und keine Opfer ſcheuenden Mannes ſo ſehr geſchadet und den Angriffen zahlreicher Gegner und Neider bloß geſtellt hat. Wir theilen daher ganz die Anſicht eines ſeiner Biogeaphen, welcher in dieſee Hinſicht ausruft: „Quelle carrière laborieuse et combien ne doit-on pas regretter qu'en multipliant ainsi ses ouvrages le savant helléniste ait un peu sacrifié à la quantité la qualité qui seule peut sauver de l'oubli“ (J. Travers in dee Encyclopédie des gens du monde T. XII, 1. p. 13). Was den Inhalt der einzelnen Theile des Philologue betrifft, ſo haben wir die einzelnen, darin wieder abgedeuckten Werke und größeren Aufſätze Gail's bereits angegeben; ein genaues Inhaltsverzeichniß, ſoweit ſolches bei dee verworrenen Einrichtung des Werkes möglich war, hat Quérard gegeben: La France littéraire T. III. p. 234 sq., wo jedoch Band 23 und 24, dee einen Wiedeeabdruck des Theokrit enthält, fehlt; für die 14 erſten Bände hat Gail ſelbſt geſorgt durch eine Table générale des matières, welche den ganzen 15. Band von 340 Octavſeiten füllt.

II. Gail, die Gattin des Vorhergenannten, Edme Sophie, geborene Garre, war die Tochter eines aus Melun ſtammenden, aber zu Paris anläſſigen, angeſehenen Chirurgen, wo die ſpätere Madame Gail im J. 1776 geboren ward. Frühzeitig entwickelte die Tochter ein großes Talent für die Muſik; ſchon als zwölfjähriges Mädchen, deſſen Erziehung und Ausbildung die Mutter alle Sorgfalt zugewendet hatte, ſpielte ſie das Piano mit wahrer Virtuoſität, und verſuchte ſich bald nachher in eigenen Compoſitionen, von denen einige Romanzen, welche im J. 1790 veröffentlicht wurden, den Beifall der Kenner einernteten und die Blicke der kunſtliebenden Welt zu Paris immer mehr der begabten jungen Künſtlerin zuwendeten. Im J. 1794 verheirathete ſie ſich mit Jean Baptiſte Gail, der damals bereits als Helleniſt eine gewiſſe Reputation erlangt hatte; aber es erfolgte, wie wir ſchon oben angegeben, nach Verlauf einiger Jahre eine freiwillige Löſung dieſer Ehe, welche beide Gatten zu dem

führte, wozu natürliche Anlage und vorherrſchende Neigung beide beſtimmt hatte. Gail wendete ſich ganz ſeinen Studien und ſeiner gelehrten ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zu; ſeine Frau wendete ſich mehr der Geſellſchaft und der großen Welt zu, bei der ihr Talent und ihre große Kunſtfertigkeit alle Anerkennung fand, zumal da dieſes Talent durch die erſten Muſiker jener Zeit, wie Mehul, Paër, Neukomm u. A., immer mehr ausgebildet ward. Von beſonderem Einfluß auf die muſikaliſche Entwickelung wird eine Reiſe, die von dem ſüdlichen Frankreich aus nach Spanien weiter ausgedehnt ward, und ein Aufenthalt in dieſem Lande erwähnt; nach der Rückkehr von dieſer Reiſe trat Madame Gail mit einigen Stücken auf der Bühne auf, die ungemeinen Beifall fanden; ſo im J. 1813 das Stück: Les deux jaloux, Mademoiselle de Launay à la Bastille, im J. 1814: La Sérénade. Das erſtgenannte Stück, dem eine größere, aus fünf Acten beſtehende, Komödie von Dufresne zu Grunde lag, die hier mit aller Geſchicklichkeit durch einen darin wohl bewanderten Mann, Hrn. Vial, auf Einen Act zurückgeführt, oder vielmehr verkürzt waren, ward in ſeinem muſikaliſchen Theile, welchen Mad. Gail componirt hatte, mit wahrem Enthuſiasmus aufgenommen. „Une musique neuve," ſo urtheilt ein franzöſiſcher Kenner darüber, „et non pas étrange, originale et non pas bizarre, gracieuse et non pas affectée assurent à cette jolie comédie un succès aussi durable que celui dont jouissent les plus aimables productions de Grétry.

Weniger Beifall fand das zweite der ebengenannten Stücke: Mademoiselle de Launay à la Bastille, deſſen Grundlage aus den Memoiren der Mademoiſelle de Launay, bekannter als Madame de Staël, entnommen, in der Ausführung mehr den Charakter eines Drama's, als einer Komödie annahm, da die Intrigue, um welche der Inhalt des Stücks ſich dreht, ihren Mittelpunkt in der Baſtille hat, deren Gouverneur die Rolle eines Vermittlers zwiſchen der Gefangenen, die er liebt, und einem Gefangenen, den dieſe liebt, ſpielt. Wenn daher auch in Folge der verfehlten Anlage das Stück ſelbſt minder gefiel, ſo hatte dies doch auf die Muſik, die das Werk der Madame Gail war, keinen weitern Einfluß; im Gegentheil mehre Partien, namentlich die von der Gefangenen geſungene Romanze, welche mit dem Refrain ma liberté, ma liberté ſchließt, fand ungetheilten Beifall und ſteigerte nur noch mehr den Ruhm der muſikaliſchen Künſtlerin, die in derartigen Geſängen, Romanzen, Arien, die ſie oftmals auch ganz improviſirte, eine Hauptſtärke beſaß. Zwei andere Opern, welche auf dem Theater Feydeau zu Paris 1814 gegeben wurden, Angéla oder l'Atelier de Jean Cousin, woran auch Boyeldieu Antheil genommen hatte, und la Méprise, hatten gleiches Schickſal; die Anlage und der Text fanden keinen Anklang, aber die Muſik gefiel. Deſto mehr Beifall erntete la Sérénade, bearbeitet nach einer Komödie von Regnard, und dem erſtgenannten Stücke (Les deux Jaloux) weder an Originalität, noch an Anmuth, Grazie und Leichtigkeit nachſtehend. Es war das letzte Stück, das die Künſtlerin auf die Bühne brachte; noch Größeres war von ihr zu erwarten, als in Folge einer Bruſtkrankheit ein ſchneller Tod am 24. Juli 1819 ihrem Leben ein Ende machte, das ſie bis zu einem Alter von 43 Jahren gebracht hatte. Madame Gail war viel gereiſt; außer der erwähnten Reiſe nach Spanien, die auf die Entwickelung ihres muſikaliſchen Talentes von ſo großem Einfluß war, und mehrfachen Reiſen innerhalb ihres Vaterlandes, finden wir ſie auf einer Reiſe nach England mit dem Maler Lethiers, dann auf Reiſen in Teutſchland, und zwar in Begleitung der berühmten Catalani, welche ſie außerordentlich lieb gewonnen hatte, bis auch hier die Eiferſucht ein Band löſte, das die größte Sängerin jener Zeit und eine Virtuoſin der Compoſition vereinigt hatte. Allerwärts, wohin beide kamen, war Madame Gail Gegenſtand der ungetheilteſten Aufmerkſamkeit; ihr liebenswürdiges, einnehmendes Weſen richtete die Blicke Aller auf ſie, während ihre Freundin nicht blos als erſte Sängerin, ſondern auch als die gefeiertſte und liebenswürdigſte Dame gelten wollte. Als ſie daher einſt von einem teutſchen Fürſten die Äußerung vernahm: J'aime beaucoup à prêter l'oreille à la cantatrice, mais je préfère causer avec la femme auteur, ſo war dies genug, um ein Band der Freundſchaft zu löſen, das bisher ſo innig, ſo feſt geknüpft ſchien; ſ. das Nähere in der Biographie nouvelle des Contemporains (Paris 1822.) T. VII. p. 408 sq. und den Artikel von De la Garenne in der Biographie universelle Supplément. (Paris 1838.) T. LXV. p. 32 sq.

III. Gail, Jean François, der einzige Sprößling dieſer Ehe, ward geboren zu Paris am 28. Oct. 1795 und durch den Vater früh in die Studien der griechiſchen Sprache und Literatur eingeführt, und ſo auf eine Bahn geleitet, die er mit allen Ehren betreten hat, da wir ihn als Suppléant ſeines Vaters am Collége de France und als Profeſſor an verſchiedenen höheren Bildungsanſtalten finden. Schon im J. 1813 hatte er, zur Erlangung der akademiſchen Grade, eine Thèse sur Hérodote herausgegeben, während die lateiniſche, zu gleichem Zwecke von ihm geſtellte Theſe die Widerlegung des Syſtemes des Helvetius zum Gegenſtande hatte. Im J. 1819 gewann er den großen, von der Académie des Inscriptions et Belles Lettres ausgeſetzten Preis, der zwiſchen ihm und ſeinem Mitbewerber Rolle getheilt ward. Die Mutter, ſchon mit dem Tode ringend, erfuhr auf dem Todesbette, den Tag vor ihrem Hinſcheiden, die Nachricht des Sieges zu ihrer, wie des Sohnes Beruhigung. Wenigſtens wird dieſer Zug von den franzöſiſchen Biographen ausdrücklich erwähnt. Das Werk ſelbſt, das den Preis davon getragen hatte, erſchien bald darauf gedruckt unter dem Titel: Recherches sur la nature du culte de Bacchus en Grèce et sur l'origine de la diversité des titres. (Paris, chez Gail neveu, 1821.) Auch das Werk des Mitbewerbers erſchien einige Jahre nachher zu Paris: Recherches sur le culte de Bacchus etc. par *P. N. Rolle.* (Paris 1824.) III Voll. [10]). Weitere

10) Vergl. *Guigniaut*, Religions de l'Antiquité Tom. III. not. 5 sur le livre VII, und *Daunou* im Journal des Savans. 1824. p. 483 sq.

Digitized by Google

Studien auf dem Gebiete der alten Geographie führten Gail zu der Dissertation sur le périple de Scylax et sur l'époque présumée de sa rédaction, welche zu Paris 1825 beſonders erſchien, aber auch in den vom Vater herausgegebenen Philologue T. XVII aufgenommen iſt. Dieſelben Studien führten dann aber zu einem größeren Unternehmen, das eine neue Ausgabe der ſämmtlichen kleineren geographiſchen Schriften, welche auf dem Gebiete der griechiſchen Literatur erhalten ſind, bezweckte, aber nicht ganz vollendet ward: Geographi Graeci minores, Hudsoninnae editionis integras adnotationes cum *H. Dodwelli* Dissertationibus edidit suasque et variorum notas adjecit, textum denuo recensuit et varias lectiones subjecit, versionem Latinam recognovit, copiosissimis denique indicibus ac tabulis aeri incisis instruxit *J. F. Gail.* (Paris. 1826—1831.) III Voll. Der erſte Theil dieſer den Charakter einer Collectivausgabe tragenden Sammlung, deren einzelne Theile in den nächſtfolgenden Jahren Gegenſtand einer ſchärferen und mehr kritiſchen Behandlung von Seiten franzöſiſcher wie teutſcher Gelehrten geworden ſind, enthält im erſten Bande den unter des Hanno und den unter des Skylax Namen gehenden Periplus; der zweite Band bringt die angeblich dem Dicäarch zugewieſenen geographiſchen Reſte, die Erdbeſchreibung des Scymnus von Chios und den Stadiasmus eines Unbekannten; der dritte vereinigt die verſchiedenen Periplen vom Pontus Euxinus, die ſich noch erhalten haben. Eine für Frankreich ſehr nützliche Arbeit war die von Gail in Verbindung mit Longueville ausgeführte Überſetzung der griechiſchen Grammatik von Matthiä (Traduction de la Grammaire grecque de *M.*), welche in vier Bänden zu Paris 1831—1839 erſchien. Seine letzte Schrift, ſoweit wir wiſſen, iſt: Fables de Babrius traduites en vers français. (Paris 1846. 12.) (*Baehr.*)

GAILDORF, 1) Oberamt im würtembergiſchen Jartkreiſe, 6⅘ □Meilen 24,000 Einwohner, beſteht aus der mediatiſirten Grafſchaft Limpurg im alten fränkiſchen Kreiſe (ſ. d. Art.) [1]); 2) Hauptſtadt des Oberamtes, 27° 26′ 16″ Länge, 49° 0′ 10″ Breite, 1034′ über dem Meere, 1⅓ M. ſüdlich von Schwäbiſch-Hall, 2⅘ M. nördlich von Schwäbiſch-Gmünd, 3⅗ M. weſt-nordweſtlich von Ellwangen, 6⅔ M. nordöſtlich von Stuttgart. Die Stadt liegt in waldiger Gegend im engen Thale, am linken Ufer des Kocher, hier 1014′ über dem Meere; zu einer Vorſtadt am rechten Ufer führt eine Brücke. In Gaildorf ſind zwei Schlöſſer (in deren einem der Graf von Pückler-Limpurg öfters ſeinen Aufenthalt nimmt), eine Kirche mit Grabmälern der Grafen von Limpurg [2]) und 1700 Einwohner, darunter etwa 30 Katholiken. Die Bewohner treiben Ackerbau und Viehzucht, Baumwollen- und Flachsſpinnerei, bereiten Pech, Harz, Alaun und Potaſche. Im Wappen führt die Stadt ein Floß, wegen der Flößerei auf dem Kocher. Gaildorf liegt in dem alten Kochergau und hat 1404 von König Rupert Stadtrechte empfangen. Graf Friedrich von Limpurg umzog es dann mit Mauern und baute die Hauptkirche. Die ſpeciellere Geſchichte Gaildorfs iſt eng mit der Geſchichte des gräflichen Hauſes Limpurg verflochten, welche zu vergleichen iſt. (*Daniel.*)

GAILENBAD im St. Antonienthale in Graubündten, 2⅓ Stunden vom Bade Fideris, 3200 Fuß über dem Meere. Das ſchwefel- und ſalzhaltige Waſſer war ſchon früh bekannt. Im J. 1822 wurde das Bad neu hergeſtellt, aber 1827 wurde es durch einen Erdriß ſeiner Quelle beraubt. (*F. W. Theile.*)

GAILL, mit ſeinem Vornamen Andreas, ein gefeierter Juriſt des 16. Jahrh., ward geboren zu Cöln im J. 1525, und erhielt auch dort ſeine erſte Bildung, worauf er nach Löwen auf die Univerſität, ſowie an andere höhere Bildungsanſtalten in Frankreich und Italien ſich begab, um in dem Studium der Jurisprudenz, das er ſich erwählt hatte, eine möglich vollendete Ausbildung zu gewinnen. Mit Auszeichnung erlangte er den Doctorgrad, und als er, nach Hauſe zurückgekehrt, der Advocatur ſich widmete, fand er bald zahlreichen Zuſpruch und gelangte bald zu einem gewiſſen Anſehen und Ruf, welcher auch den Kurfürſten von Trier beſtimmte, ihn unter dem 15. April 1558 zum Aſſeſſor bei dem Reichskammergericht zu Speyer zu ernennen; 11 Jahre blieb er in dieſer Stellung, hochgeachtet und hochgeehrt von Allen; auch verließ er dieſe Stellung, die er freiwillig niedergelegt hatte, nur, um in die Dienſte des Kaiſers Maximilian II. als Reichshofrath zu treten, am 11. März 1569; in welcher Stellung er acht Jahre, ſowie weitere ſieben Jahre bei Kaiſer Rudolf II., wie ſein Epitaph bezeugt, verweilte, und zu den wichtigſten Verhandlungen und Miſſionen gebraucht ward; zuletzt finden wir ihn in ſeiner Heimath wieder als Kanzler des Kurfürſten von Cöln; wo ihn auch am 11. Dec. 1587 im 62. Lebensjahre der Tod ereilte. Aber nicht blos als praktiſcher Juriſt und Staatsmann, deſſen Stimme in den unruhigen Zeiten des 16. Jahrh. überall von dem größeſten Gewicht war, ſondern auch gelehrter Juriſt, zunächſt als Praktiker, hatte er für ſeine wie die nächſtfolgenden Zeiten großes Anſehen und Einfluß gewonnen; er wird überall mit der höchſten Auszeichnung genannt, und mit den höchſten Lobſprüchen als einer der erſten Rechtsgelehrten des teutſchen Reiches bezeichnet, man ſehe nur die merkwürdige Zuſammenſtellung dieſer Lobſprüche in der cölner Ausgabe ſeiner Pract. Observ. von 1697 unter der Aufſchrift Elogia von Gualterus Gymnicus veranſtaltet, und die Reihe von Lobgedichten verſchiedener,

1) Jedoch auf ſchwäbiſchem Boden, wie die Alten erinnern.
2) In alten Geographen findet ſich folgende Notiz: „Es iſt allda in der Stadtkirchen über der Cantzel der Zuſtand der Chriſtlichen Kirchen gemahlet zu ſehen. Iſt angethan mit einem ſchlechten, zerriſſenem Kleid: ihr Herz iſt offen und entblößt, das Angeſicht giebt Strahlen von ſich, ſie hat Flügel, mit den Füſſen tritt ſie auf derleelei, als auf eine Kugel, auf einen Menſchenkopf und auf den Teufel. Sie lehnt ſich auf ein Creutz. In einer Hand hat ſie ein Buch, darinnen ſtehet: Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit: in der andern Hand hält ſie ein Rauchfaß und dann ſo weinet ſie, daß ihr die Thränen über die Backen ablaufen.“ Merian gibt als etwas Beſonderes an, daß am $^{10}/_{20}$. Jan. 1641 ein polniſcher Jude hier getauft ſei, und nennt neun dabei anweſende Prediger.

meiſt befreundeter Männer, welche darauf folgen. Von ſeinen Schriften werden zuerſt die Observationes practicae genannt, welche während ſeines Aufenthaltes zu Speyer entſtanden, wo er ſich in ſeinen Mußeſtunden mit Aufzeichnungen der Art beſchäftigte, die er ſpäter in zwei Büchern, von welchen das eine von den Gerichten, das andere von den Contracten und Teſtamenten handelt, in einer beſtimmten Ordnung nach den einzelnen Materien, zunächſt für den Gebrauch der Praktiker zuſammengeſtellt hat: Practicarum Observationum tam ad processum judiciarium, praesertim imperialis camerae, quam causarum decisiones pertinentium libri duo: es erſchienen dieſelben, verſehen mit einer Dedication an den Kaiſer Rudolf II., worin die Veranlaſſung, ſowie der Standpunkt und die Tendenz des Werkes näher von dem Verfaſſer bezeichnet wird, zuerſt 1578. 8., und wurden einige Male abgedruckt, 1586. 8. 1634. 4. zuletzt und am beſten, wiewol in etwas kleinerm und nicht ganz deutlichem Druck 1697. 4. Editio postrema correctior, ex ultima recognitione *Gualteri Gymnici*, *J. C. Agrippinensis*, prioribus omnibus multo castigatior: prout admonitio praeliminaris ad lectorem prolixius docebit etc. (Coloniae Agrippinae sumptibus et typis *Wilhelmi Metternich*, anno MDXCVII.), welche Ausgabe 1721. 4. wieder aufgelegt ward. In dieſer Ausgabe finden ſich auch die andern Schriften, durch welche Gaill ſich unter ſeinen Zeitgenoſſen ſo bekannt gemacht hatte, beigefügt, ſie ſind ſämmtlich verwandten Inhalts: Libri duo de pace publica et proscriptis sive bannitis imperii. De pignorationibus, practicarum observationum liber singularis (Col. 1586.) und die dem Kaiſer Rudolf II. gleichfalls dedicirte Schrift: De manuum injectionibus, impedimentis sive Arrestis imperii, welche ebenfalls 1586 zu Cöln ſchon beſonders herausgekommen war. Eine teutſche Überſetzung der Schrift: De pignorationibus (Von den Pfändungsſachen ꝛc.) von N. Reusner war um dieſelbe Zeit ſchon zu Straßburg erſchienen, die Practicae observationes erſchienen ebenfalls teutſch von Thob. Loncius zu München (1673. Fol.) Auch gehört hierher noch Folgendes, durch das Anſehen und die Bedeutung des Mannes hervorgerufene Werk: Novum opus consiliorum ab *Andrea Gailio* aliisque non minoris authoritatis Jureconsultis simul ac universitatibus celebrioribus conceptorum quaestiones canonicas, civiles, matrimoniales, feudales pro moderno rerum statu solutas in se complectentium opera singulari congestorum in tres partes divisum. (Francofurt. 1662. Fol.) Endlich ſoll A. Gaill nebſt Andreas Feſtenberger die zu München 1610 unter dem Namen des Franziskus Burcardus erſchienene Autonomia s. Von Freiſtellung der Religion, verfertigt haben. Als das Hauptwerk dieſes gelehrten Reichsjuriſten werden immerhin die obengenannten Observationes practicae gelten können, weil ſie die ganze bei dem Reichskammergericht herrſchende Praxis, wie ſie ſich nach und nach ausgebildet hatte, enthielten und ſo die Anwendung auf jeden einzelnen Fall, der vor das Gericht gebracht werden ſollte, oder ſchon dahin gebracht worden war, leicht machen ließen. Es erklärt ſich daraus auch mit der große Beifall, den das Werk fand und ſeine Verbreitung in mehrfachen Ausgaben, ſowie das Anſehen des Mannes ſelbſt, der, wenn wir die Urtheile und Anſichten der Zeitgenoſſen, wie der ihn Überlebenden zu Rathe ziehen, als eine wahre Autorität unter den Juriſten jener Zeit galt: gegen einen ihm von einem andern gelehrten Juriſten jener Zeit, Joachim Mynſinger, gemachten Vorwurf des Plagiats hat er ſich ſelbſt in würdiger Weiſe vertheidigt in dem an den Leſer gerichteten Vorwort zur vierten Ausgabe der Observatt. practt. vom 1. Jan. 1586.

Andreas Gaill hatte einen Sohn gleichen Namens, der nachdem er zu Padua ſtudirt und mit allen Ehren die juriſtiſche Doctorwürde daſelbſt erlangt hatte, dann aber in ſein Vaterland zurückgekehrt war, hier in der Blüthe ſeiner Jahre im 29. Lebensjahre den Ältern durch den Tod entriſſen ward. Einige lateiniſche Gedichte deſſelben ſind in der cölner Ausgabe der Observatt. practt. des Vaters am Schluſſe beigefügt. (*Baehr.*)

GAILLARD (Gabriel Heinrich), ein äußerſt thätiger, kenntnißreicher und fruchtbarer Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts und Mitglied der pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, war am 26. März 1726 zu Oſtel, einem Dörſchen der vormaligen Diöceſe Soiſſons, geboren worden. Dem einzigen Sohne zu gefallen, in welchem der Vater ausgezeichnete Anlagen entdeckt hatte, gab dieſer ſeinen ehrenvollen Poſten bei dem Prinzen von Condé auf und nahm, durch Wohlhabenheit unterſtützt, ſeinen Wohnſitz in Senlis, um jenem eine gute Erziehung zu geben. Hier beſuchte der Knabe die Schule der Chorherren zur heiligen Genovefa, machte, durch guten Unterricht geleitet, in den Schulwiſſenſchaften, an welchen er bald großen Geſchmack fand, ebenſo ſchnelle als erfolgreiche Fortſchritte, und zeigte beſonders an der Dichtkunſt und Rhetorik Gefallen. Dieſer letztere Umſtand brachte ſeinen Vater auf den Gedanken, ihn der advocatoriſchen Praxis zu beſtimmen. Er ſchickte ihn daher nach Paris, um ihn dort die Rechte ſtudiren zu laſſen. Der junge Gaillard widmete ſich in der That auch, doch ohne beſondern Trieb, dieſem Fache, wurde hierauf als Advocat vereidet, ließ ſich aber immer durch ſeine unwiderſtehliche Neigung zu reinwiſſenſchaftlichen Studien, trotz der Vorſtellung mehrer Beamten, die ſein Geſchick zu gerichtlichen Vertheidigungen kannten, hinreißen und gab das Rechtsfach ſehr bald vollends auf. Mit raſtloſem Eifer, wobei er ſich oft den Schlaf entzog, ſetzte er ſeine Studien der altclaſſiſchen und der franzöſiſchen Literatur wieder fort, las namentlich die Dichter mit Entzücken und machte ſich mit denſelben ſo vertraut, daß er noch in hohem Alter faſt den ganzen Virgil und Horaz, ganze Scenen aus Corneille's, Racine's, Molière's, Voltaire's und Crebillon's Theaterſtücken auswendig wußte, ebenſo Verſe und ausgezeichnete Stellen anderer lateiniſcher und franzöſiſcher Dichter, Redner und Hiſtoriker.

Natürlich drängte ihn dieſe wiſſenſchaftliche Thätigkeit bald zur ſchriftſtelleriſchen Laufbahn hin, die er auch,

noch nicht 20 Jahre alt, mit unerwartetem Beifalle betrat. Es erſchien von ihm zu Paris 1745 eine rhetorique française à l'usage des demoiselles, welche, obſchon ein unreifes Werkchen, in Kurzem ſechs ſtarke Auflagen erlebte, und lange nachher noch in den Jahren 1822, 1823 und 1825 abermals wieder abgedruckt wurde. Neugierde und Nachſicht des Publicums verſchafften der jugendlichen Schrift, zu welcher der Verfaſſer Anfangs ſeinen Namen nicht bekannte, eine ſo ſeltene Theilnahme. Dadurch aufgemuntert arbeitete Gaillard nun in ähnlicher Weiſe, doch mit mehr Reife der Gedanken und der Ausführung, eine poëtique française à l'usage des dames aus, welche 1749 in zwei Bänden zu Paris erſchien, beiweitem aber nicht den Abſatz fand, als das erſte Werk. Inzwiſchen hatte er die Stoffbehandlungsweiſe der griechiſchen und franzöſiſchen Tragiker einer ernſten kritiſchen Prüfung unterworfen und aus dieſer Arbeit ſeine parallèle des quatre Electres, nämlich der Elektra des Sophokles, Euripidrs, Crebillon und Voltaire entſtehen laſſen, welche 1750 veröffentlicht wurde und viele Gelehrſamkeit mit Geſchmack und geſundem Urtheile verrieth. Daſſelbe Lob erntete er auch mit ſeinen 1756 herausgegebenen Mélanges litéraires ein, aus welchen manche Aufſätze, wie z. B. la lettre sur l'épopée française. in andere gedruckte Sammlungen übergingen. Von beſondern Folgen für die Richtung ſeiner künſtigen gelehrten Thätigkeit aber war die darin befindliche Biographie Gaſton's von Foix, des bei Ravenna gefallenen Herzogs von Nemours, welche in ihrem Verfaſſer die Talente eines Geſchichtſchreibers wahrnehmen ließ und die Aufmerkſamkeit der Akademiker Foncemagne, Caylus, Sainte-Palaye und Barthelemy auf ſich zog. Auf ihre Anregung ſchrieb er nun die histoire de Marie de Bourgogne, fille de Charles le Téméraire, welches Werk 1757 zu Paris erſchirn und weniger eine Biographie dieſer Fürſtin, als die politiſche Geſchichte ihrer Lande während der langen und blutigen Kriege war, in welche dieſelben durch die Heirath Mariens mit dem Erzherzoge Maximilian von Öſterreich verwickelt wurden [1]). Das Werk öffnete ſeinem Verfaſſer die Pforten der pariſer Akademie, wo er auch im Fache der Geſchichte fortarbeitete, oftmals aber ſeine Zeit, wie er bereits gewohnt war, durch andere Lieblingsarbeiten zerſplitterte, wozu jedoch jetzt die Akademie ſelbſt ſeinem Ehrgeize zunächſt Veranlaſſung gab.

Auf Duclos' Vorſtellungen nämlich wurden ſtatt der bisherigen trockenen und kalten Gemeinplätze der Moral Lobreden auf hervorragende Männer der franzöſiſchen Nation als Preisaufgaben geſtellt und Gaillard verſäumte dieſe Gelegenheit nicht, auch auf dieſem Gebiete ſein Talent glänzen zu laſſen, ohne durch den Umſtand verdroſſen zu werden, daß ihm dabei Männer, wie Thomas, Laharpe, Chamfort und Andere den Preis ſtreitig machen würden. Mit Thomas gewann er den Preis für ſein Éloge de Descartes 1765, mit Laharpe für ſeinen Discours sur les avantages de la paix 1767 [2]), und während ſein Éloge de Charles V, roi de France, gleichzeitig beſonders gewürdigt wurde, krönte die Akademie zu Rouen 1768 ſein Éloge de Pierre Corneille und gleichzeitig die zu Rochelle ſein Éloge de Henri IV. Die pariſer Akademie ertheilte ihm 1769 das erſte Acceſſit auf ſeine Éloges de Molière und de la Fontaine, wofür Chamfort den Preis davon trug; doch krönte die Akademie zu Marſeille 1770 ſein Éloge de Massillon und gleichen Beifall erwarb ſich um dieſelbe Zeit auch ſein Éloge de Bayard. Nebenher trat er für das Gebiet der Dichtkunſt in die Schranken und erwarb ſich durch Producte dieſer Art in den Jahren 1764, 1766 und 1768 Auszeichnungen bei der pariſer Akademie, ſo für die Gedichte la necessité d'aimer und l'Epitre aux malheureux. Mehr Ehre genoß er 1769 bei der Akademie zu Marſeille für ſeine Epitre sur les Volcans und für ſein poëme de Régulus dans le sénat. Das erſtere iſt indeſſen in jeder Hinſicht das gelungenſte von ſeinen poetiſchen Ergüſſen.

Mittlerweile hatte ſich Gaillard den Geſchichtsſtudien wieder zugewendet und blieb denſelben auch in der Folge, ohne ſich doch von journaliſtiſchen Arbeiten fern zu halten, ſtets getreu. Seine hiſtoriſchen Abhandlungen für die Akademie, von welchen weiter unten die Rede ſein wird, abgrrechnet, wagte ſich der neue Akademiker zunächſt an eine Geſchichte des Wiederherſtellers der Künſte und Wiſſenſchaften in Frankreich, des Königs Franz I., welches Werk unter dem Titel histoire de François I., Roi de France, zu Paris von 1766 bis 1769 in 12. erſchien, und zwar die vier erſten Bände 1766, die drei letzten 1769, in letzterem Jahre aber auch eine neue Auflage von acht Bänden. In der Folge erlebte es mehre Auflagen, als 1818 in fünf und 1819 in vier Bänden in Octav. Eine teutſchr Bearbeitung deſſelben unternahmen J. N. Meinhard und Mth. Thdr. Kp. Mittelſtedt zu Braunſchweig von 1767 bis 1769 in vier Bänden gr. Octav. Das Werk erwarb ſeinem Verfaſſer nur einen getheilten Beifall; denn abgeſehen von der Klarheit der Erzählung, von der Leichtigkeit und Correctheit, von der Würde und Eleganz des Styles, in welchem es geſchrieben, hatte er es ſich bei der Combination ſeines umfangreichen Stoffes gar zu leicht gemacht und die Schwierigkeiten übergangen, die der Verarbeitung deſſelben zu einem ganzen Gemälde entgegenſtanden. Nach der Verſchiedenheit des Stoffes darin gibt er ebenſo viele verſchiedene Biographien ſeines Helden und ſchließt mit Anekdoten von demſelben, die er ſonſt nicht hatte anbringen können. Das Werk trat demnach vor Robertſon's Geſchichte Kaiſers Karl V., welche gleichzeitig und bald darauf in franzöſiſcher Überſetzung erſchien, in den Hintergrund. Gleichwol blieb Gaillard von der Vortrefflichkeit ſeiner Combinationsweiſe überzeugt und arbeitete nun mit einer umſtändlichen Vertheidigung derſelben die Geſchichte Karl's des Großen aus, welche unter dem Titel histoire de Charlemagne. précédée de considérations sur la première race et suivie de considérations sur la seconde 1782 zu Paris vier Bände

1) Eine neue Ausgabe dieſes Geſchichtswerkes beſorgte, jedenfalls hinter dem Rücken des Verfaſſers, Joſeph Ermens mit einer hiſtoriſch-kritiſchen Vorrede zu Brüſſel 1784 in 12.

2) Beide Schriften erſchienen in ſchwediſcher Überſetzung 1788.

Digitized by Google

ſtark in Duodez erſchien und 1818 in zwei Octavbänden eine neue Auflage durch Dreux-du-Radier, mit dem Leben Wittekind's des Großen vermehrt erlebte [3]). Mit der histoire de Marie de Bourgogne bereichert erſchien ſchon 1819 eine dritte Auflage wieder. Gibbon verkannte zwar die Vorzüge dieſes Werkes nicht, auch urtheilte Laharpe darüber: On y reconnaît l'académicien des inscriptions à l'étendue et à l'exactitude des recherches, et l'académicien français à la correction du style, allein Hegewiſch, von welchem 1777 eine Geſchichte deſſelben Monarchen erſchienen war, verdunkelte es nicht wenig. Außer den Mängeln, womit es behaftet iſt, nehmen Einleitung und Schluß davon, der ohnehin nicht zur Sache gehört, einen ebenſo großen Raum ein, als die Geſchichte des Kaiſers ſelbſt. Seltſamer Weiſe hat der Verfaſſer dem vierten Bande der erſten Ausgabe, obſchon er es nicht zu rechtfertigen vermochte, die Biographie eines angeſehenen franzöſiſchen Staatsmannes, Wilhelm von Lamoignon, aus dem 17. Jahrh. unter dem Titel: Vie de Monsieur le premier président de Lamoignon, écrite d'après les Mémoires du temps et les papiers de la famille angehängt, welche bereits den Arrêtés de Lamoignon vorgeſetzt worden war, wo aber Gaillard ſeine Schrift zu einer größern Verbreitung nicht an rechter Stelle zu finden fürchtete.

Seine vaterländiſchen Geſchichtsſtudien hatten Gaillard unterdeſſen den Gedanken zu einer anziehenden Arbeit eingeprägt, deſſen Neuheit Aufmerkſamkeit erregte und der in ihm vermuthlich ſchon bei Ausarbeitung ſeiner Geſchichte des Königs Franz I. vor die Seele getreten war. Dies iſt die Bearbeitung einer Geſchichte der Eiferſucht Frankreichs ſowol auf England als auf Spanien, worin er aber in Weitſchweifigkeit, Einſeitigkeit und langweilige Geſchwätzigkeit verfiel. Die histoire de la rivalité de la France et de l'Angleterre, première époque erſchien 1771 in drei, die histoire de la querelle de Philippe de Valois et d'Edouard III., continuée sous leurs successeurs, seconde époque 1774 in vier und das Supplément à la rivalité de la France et de l'Angleterre, troisième époque 1777 in vier, zuſammen in elf Bänden in Duodez zu Paris, und eine neue Auflage davon, ſechs Bände in Octav, folgte 1818 und 1819. Eine teutſche Bearbeitung dieſes Werkes, welches beiläufig bemerkt die Behandlung der Verhältniſſe Frankreichs zu England bis auf Wilhelm den Eroberer zurück und bis auf Ludwig XIV. herab ausdehnt, übernahm F. Lp. Brunn, wovon unter dem Titel: Geſchichte der politiſchen Eiferſucht der Kronen Frankreich und England mit Anmerkungen zu Berlin und Stralſund 1787 in Octav doch nur ein Band erſchien.

Erſt lange nachher folgte ſein zweites und letztes in derſelben Manier geſchriebenes hiſtoriſches Werk, die histoire de la rivalité de la France et de l'Espagne, welches zuerſt 1801 zu Paris, acht Bände in Duodez, in einer Zeit erſchien, da es der wiſſenſchaftlichen Literatur an Theilnahme in Frankreich fehlte. Überdies glaubten ſich Viele durch den Titel deſſelben getäuſcht und verſtanden darunter einen Wiederabdruck der histoire de la rivalité de la France et de l'Angleterre. Journaliſten nahmen keine Kenntniß davon, bis der Verfaſſer ſelbſt in einigen öffentlichen Blättern darauf aufmerkſam machte. Dies hatte den günſtigen Erfolg, daß 1807 eine neue Auflage davon erſchien, welche L. S. Auger beſorgte und ihr eine Biographie Gaillard's vorſetzte; denn das Werk hatte inzwiſchen durch ſeine Verbreitung den Franzoſen einen Reiz der Neuheit namentlich in der Hinſicht gegeben, als ihnen die Geſchichte Spaniens, wie namhafte Gelehrte unter ihnen dies ſelbſt eingeſtehen, weit weniger bekannt war, als die engliſche. Ebenſo machte es ſie mit den Beziehungen Aragoniens zu Neapel und Sicilien, zu Sardinien und Majorca, die ihnen noch in ein ziemliches Dunkel gehüllt waren, bekannt. Gaillard hatte ſowol hierfür, als für einzelne Abſchnitte des 16. Jahrh., viele Handſchriften der königlichen Bibliothek benutzt. Indeſſen iſt die Einleitung zum Ganzen das Beſte, was je aus des Verfaſſers Feder gefloſſen iſt. Iſt Erſch's Angabe richtig, ſo gab Gaillard von dieſem Werke einen Vorſchmack in einer histoire des grandes querelles entre l'empereur Charles V. et François I., roi de France. 1777, zwei Bände in Octav, wovon aber die bekannten franzöſiſchen literarhiſtoriſchen Notizen Nichts wiſſen.

Außer der Bearbeitung dieſer Werke nahm Gaillard, auf Veranlaſſung Joſeph Dacier's, auch Theil an der Herausgabe der Notices et Extraits des Manuscrits de la bibliothèque du Roi, wozu er mehre Artikel aus den Handſchriften, z. B. eine rélation de la mort du roi Richard II. d'Angleterre, lieferte; ferner gab er in das Journal des Savans von 1752 bis 1792 beurtheilende Aufſätze über Erſcheinungen auf dem Gebiete der ſchönen Literatur und der Geſchichte, nahm von 1780 bis 1789 Theil an der Redaction des Mercure de France, worin er ſich durchgehends als einen geſchmackvollen, gerechten und unparteiiſchen Kritiker auszeichnete, beſorgte von 1789 an eine Reihe von Jahren hindurch die Redaction des Dictionnaire historique zur Encyclopédie méthodique, und lieferte dazu über drei Viertel vom Ganzen, während die Bearbeitung des Übrigen Sacy, Montigny und Andere übernahmen. Das ganze Werk erſchien zu Paris 1789 bis 1804, ſechs Bände in Quart. Ingleichen gab er die Oeuvres complettes de Débellay (de Bellay) 1779, ſechs Bände in Octav heraus, ſetzte an die Spitze des Werkes eine Biographie des damals ſchon verſtorbenen Verfaſſers, der ſein Freund geweſen, und bereicherte es mit kenntnißreichen Abhandlungen und Bemerkungen. Im J. 1787 beſorgte er eine neue Auflage davon. Endlich arbeitete er in ſeinem Greiſenalter an der Herausgabe der Mélanges académiques, poétiques, littéraires, philologiques, critiques et historiques, welche 1806, einen Monat nach ſeinem Tode, zu Paris, vier Bände in Octav erſchienen, und eine Sammlung ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Preisbewerbungen, ſeiner von Neuem überarbeiteten kritiſchen und literariſchen Aufſätze des Journal des Savans und des Mercure, ſowie

3) Eine holländiſche Überſetzung von der Geſchichte Karl's des Großen erſchien im Haag 1785 und 1786.

Digitized by Google

ſeiner Denkſchriften, die er der Akademie vorgetragen hatte, enthalten.

Sein Verhältniß zur Akademie der Inſchriften zu Paris betreffend, ſo wurde er von derſelben als associé 1760 und den 21. März 1771 als Mitglied der franzöſiſchen Akademie daſelbſt aufgenommen, bei welcher Gelegenheit er einen Vortrag hielt, der ſofort auch im Drucke erſchien.

Seine hiſtoriſchen Forſchungen zu Vorträgen in dieſer gelehrten Geſellſchaft, die auch in ihre Denkwürdigkeiten, d. h. in die Mémoires de l'académie royale des inscriptions et belles lettres aufgenommen wurden, ſind ein Mémoire sur Frédégonde et sur Brunehaut, contenant la réfutation de l'apologie de Brunehaut, entreprise par quelques auteurs (in tom. XXX, 633 sq.), mémoire historique et critique sur les Lombards, in vier Abtheilungen, doch nicht bis zum Sturze des lombardiſchen Reiches fortgeführt (in tom. XXXII, 370 sq. tom. XXXV, 769 sq. tom. XLIII. 311 sq. u. 329 sq.); observations sur une bulle de Boniface VIII. du 27. Juin 1297 (in tom. XXXIX, 642 sq.); Examen de la conduite des Templiers au sujet des places du Vexin-Normand (in tom. XLIII, 402 sq.); Notice d'un registre du trésor des Chartres aus den Zeiten Königs Karl VIII. (in tom. XLIII, 669 sq.) und die Causes de la haine personnelle qu'on a cru remarquer entre Louis le Gros, roi de France, et Henri, roi d'Angleterre (in tom. XLIII, 345 sq.). Ingleichen finden ſich dort ſeine philologiſchen Abhandlungen: Horace considéré comme fabuliste und Observations sur les métamorphoses d'Ovide (in tom. XLIX. 262 sq. u. 279 sq.).

Der edele und geiſtvolle Biſchof von Senlis, Roudanie, von welchem Gaillard bis in ſein hohes Alter mit größter Achtung und warmer Anhänglichkeit ſprach, war nächſt ſeinem Vater der Führer ſeiner Jugend und Derjenige geweſen, der unſern Geſchichtſchreiber noch in jungen Jahren in die Welt eingeführt und in ausgeſuchte Verbindungen gebracht hatte. Gleichwol hatte er in der Folge eine geräuſchloſe Zurückgezogenheit vorgezogen und in der raſtloſen ununterbrochenen Thätigkeit den wahren Genuß und Reiz des Lebens gefunden. Von allen Zerſtreuungen und ſtörenden gelehrten Zänkereien ſich fern haltend, war ſeine Gemüthſtimmung mehr zur Nachſicht als zur Aufregung geneigt, und ſein ſittlich ausgebildeter Charakter gab ſeinen vielen Schriften, welche zum Theil das Gepräge der Flüchtigkeit an ſich tragen, eine edle Würde und ſeinen freundſchaftlichen Geſinnungen eine Gediegenheit und Feſtigkeit, die ihn von Gemeinheiten abhielten, wenn auch nicht immer von fremden Angriffen verſchonten. Unvermählt genoß er — den Antrag zu einer Profeſſur der Geſchichte an der Centralſchule zu Paris ſchlug er aus — unter der Pflege einer Schweſter, von welcher ihn erſt der Tod trennte, im Umgange treuer Freunde eine glückliche Unabhängigkeit, ſo lange der Ausbruch der Parteigeſinnungen vor der erheuchelten Ruhe noch ſchlummern durfte; ſobald aber die politiſchen Bewegungen einen leidenſchaftlichen blutigen Weg eingeſchlagen hatten, welche Einige von ſeinen Freunden zum Opfer foderte, Andere verſprengte, wählte Gaillard, da er ſich dem neuen Zuſtande der Dinge nicht anſchließen wollte, die Flucht auf ſein Landgut zu Saint-Firmin bei Chantilly, welches er von ſeinem erworbenen Vermögen angekauft hatte, und wenn er hier unter dem Schutze benachbarter Landbewohner während der ganzen Schreckenszeit ſeine Tage zu verleben hoffte, ſo mußte er gleichwol, ſo lange der Terrorismus und die Zügelloſigkeit wütheten, die Gunſt der Augenblicke zum Studieren in den Schluchten und dem Dickicht des Waldes bei Chantilly ſuchen. Mit dem Anbruch eines jeden Tages eilte er dahin und kehrte des Abends erſt nach Hauſe zurück. Auf dieſen zu jeder Jahreszeit unternommenen fluchtähnlichen Wanderungen lebte er blos von Brod und Früchten, die er täglich beim Ausbruche zu ſich zu ſtecken pflegte, und arbeitete während derſelben, wie Dacier verſichert, bald auf einem Felſen, bald unter einem Baume ſitzend, einen großen Theil ſeiner Geſchichte der Rivalität zwiſchen Frankreich und Spanien, ſowie des Dictionnaire historique, faſt ohne literariſche Hilfsmittel, aus und mußte ſich dabei auf ſein vortreffliches Gedächtniß, das ihn niemals im Stiche ließ, verlaſſen. Als die Stürme ſich gelegt hatten, Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder hergeſtellt waren, kehrte er, dem Ausgange der Staatsumwälzung, wie es ſcheint, abgeneigt, nicht wieder nach Paris zurück, ſondern blieb auf ſeinem Landſitze und nahm ſonach auch keinen perſönlichen Theil mehr an den Verſammlungen der Akademie zu Paris, während ſein Platz für das hiſtoriſche Fach dort bis nach ſeinem Tode unbeſetzt blieb. Daher geſchah, daß er daſelbſt einer faſt gänzlichen Vergeſſenheit verfiel, bei ſeinem Tode vielen Gelehrten perſönlich unbekannt war und Joſeph Dacier, einer ſeiner ehemaligen Freunde, durch einen beſonderen Vortrag die meiſten Mitglieder jener gelehrten Geſellſchaft mit ihm und ſeiner großen literariſchen Thätigkeit, wie mit ſeinen Schickſalen erſt vertraut machen mußte. Umſtände, die aus Schonung gegen ſeine Perſon nicht öffentlich zur Sprache kamen, und ſeine vieljährige Schwächlichkeit hatten ihn von dort zurückgehalten. Ein Schlagfluß, der ihn im Jahre 1803 befiel und eine Lähmung an Arm und Bein zurückließ, vermehrte ſeine körperlichen Leiden. Dennoch verließen ihn ſeine Geiſteskräfte nicht, ſondern er blieb in rüſtiger Thätigkeit. Er arbeitete unter Andern das Leben und die Rechtfertigung ſeines wackern Freundes, Chriſtian Wilhelm de Lamoignon-Malesherbes, eines der vortrefflichſten Staatsmänner der Könige Ludwig XV. und XVI., und des unerſchrockenen Vertheidigers des Letztern vor dem Revolutionstribunale, wofür er auf dem Schafote bluten mußte, nach den Papieren aus deſſen Familie und eigner Erfahrung mit jugendlicher Wärme und edeler Freimüthigkeit aus und ließ die Schrift 1805 zu Paris in groß Octav unter dem Titel: Vie ou éloge historique de Mr. de Malesherbes durch den Druck veröffentlichen. Angehängt iſt derſelben ein neuer Abdruck von Gaillard's Biographie über den Ältervater dieſes unglücklichen Staatsbeamten, den erſten Präſidenten, Wilhelm de Lamoignon, welche 1782, wie oben bemerkt, bereits auf zwiefachem Wege zur

Digitized by Google

öffentlichen Kenntniß gelangt war. Indeſſen hat der Verfaſſer in dieſem neueſten Abdrucke einen Anhang weggelaſſen, welcher den beiden früheren Ausgaben unter dem Titel: Addition nécessaire au Recueil intitulé: Pièces intéressantes et peu connues pour servir à l'histoire (Bruxelles 1781.) als Vertheidigung Lamoignon's gegen darin aufgeſtellte Verleumdungen beigegeben worden war.

Mit gleichem Eifer leitete der ehrwürdige Greis noch die Herausgabe ſeiner vorhin angeführten Mélanges, und beſorgte das Sichten und Ordnen einer Menge von Bemerkungen, die er im Laufe ſeiner langen Studien über das Geſchichtswerk von Velly, Villaret und Garnier, ſowie über das von Laureau geſammelt hatte. Doch erlebte er die Herausgabe derſelben nicht mehr, ſondern dieſe kam erſt 1807 unter dem Titel: Observations sur l'histoire de France de MM. Velly, Villaret et Garnier zu Paris in Duodez, vier Bände ſtark, zu Stande. Hierin rügt und verbeſſert er die vielen Mängel und Fehler an jenem damals ſchon 30 Bände zählenden und noch lange nicht vollendeten Geſchichtswerke in einer dürftigen, trockenen und meiſt geiſtloſen Weiſe, doch nicht ohne Nutzen für die Sache ſelbſt, ſodaß ſeine Bemerkungen als unentbehrlich und unzertrennbar von demſelben betrachtet wurden. Dem vierten Bande ſind in ähnlichem Geſchmacke Observations sur l'histoire de France avant Clovis, pour servir d'introduction de celle de MM. Velly, Villaret et Garnier par *M. Laureau* (Paris 1785 et 1789.) beigegeben.

Gaillard ſtarb in Folge gichtiſcher Anfälle, welchen er öfters ſchon ausgeſetzt war, auf ſeinem Gute zu Saint-Firmin am 13. Febr. 1806. Trotz des Tadels, welchen ſeine hiſtoriſchen Schriften durch die Kritik wegen ihrer Flüchtigkeit in Abſicht auf Forſchung und Combination ausgeſetzt waren, behauptete er doch immer ein großes Vertrauen unter den Gelehrten, und ſein Tiefſinn, ſeine Wärme für ſittliche, aufgeklärte Richtung, ſeine umfangreichen Kenntniſſe, ſowie die Correctheit ſeines Styles verſchafften ihm zu jeder Zeit einen ausgezeichneten Platz unter den Gelehrten des 18. Jahrhunderts[4]). (*B. Röse.*)

GAILLARD (Robert), war ein gewandter Kupferſtecher, der 1722 zu Paris geboren wurde, und daſelbſt 1785 ſtarb. Er fertigte eine ſehr große Anzahl von Bildniſſen, hiſtoriſchen und Genreſtücken, jedoch faſt ausſchließlich nach Malern ſeiner Zeit, wie Boucher, Greuze, Le Peince, Vanloo u. A., die er mit Geſchick wiederzugeben wußte. (*H. Weber.*)

GAILLARDIA, nannte Fougeroux de Bondaroy (Mém. de l'Acad. 1786. p. 1) nach ſeinem Freunde Gaillard de Charentonneau, einem Liebhaber der Botanik, eine Pflanzengattung (welche Lamarck Galardia, Buchoz Calonnea und Héritier Virgilia nannten) aus der dritten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten (Untergruppe der Helenieen der Gruppe der Senecionideen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Die Schuppen des gemeinſchaftlichen Kelches ſtehen in zwei oder drei Reihen und ſind mit blattartigen, langzugeſpitzten Anhängſeln verſehen; der gemeinſchaftliche Fruchtboden iſt mit borſtigen Spreublättchen bedeckt; die geſchlechtsloſen Strahlenblümchen haben eine vielnervige, drüſige, an der Spitze dreiſpaltige Zunge; die Narben ſind mit einem langen, pfriemenförmigen, haarigen Spitzchen verſehen; die fünf einnervigen Spreublättchen, welche die Samenkrone bilden, laufen in eine lange Granne aus. Die vier bekannten Arten, G. Drummondii *Candolle* (Prodr. V. p. 652. G. bicolor var. Drummondii *Hooker* bot. mag. t. 3551. G. picta, Brit. flow. gard. ser. 2. t. 267) in Texas, G. pulchella *Fouger.* (l. c., G. amara *Rafinesque* fl. lud. p. 69. Galardia bicolor *Lam.* dict. enc. 2. p. 585. ill. t. 708. Calonnea pulcherrima *Buch.* ic. t. 126. Virgilia helioides *Hérit.* diss.), in Louiſiana. G. lanceolata *Michaux* (Fl. bor. am. 2. p. 142. G. rustica *Cassini* dict. des sc. nat. 18. p. 20. Galardia bicolor *Elliott* sketch. 2. p. 449. *Sims* bot. mag. t. 1602), in Carolina, Florida, Georgien und am Felſengebirge. G. aristata *Pursh* (Fl. bor. am. 2. p. 573. *Lindley* bot. reg. t. 1186. *Hook* bot. mag. t. 2940. G. bicolor var. *β. Nuttall* gen. am. p. 175), am Felſengebirge und Miſſuri, ſind bitterlich-aromatiſche, ſtriſhaarige einjährige Kräuter oder Staudengewächſe mit braunrother Scheibe und rothgelbem Strahle der langgeſtielten Blüthenknöpfe. Die beiden letztgenannten Arten werden in den europäiſchen Gärten häufig als Zierpflanzen gezogen. (*A. Sprengel.*)

Gaillardotella *Bory*, ſ. Rivularia.

GAILLON, Hauptort eines Cantons im Bezirk Louviers, des Departements der Eure, nach alter Eintheilung in der Ober-Normandie, Landſchaft Campagne, Bezirk von Neubourg, Diöceſe Evreux. Gaillon liegt in einer überaus anmuthigen Gegend, unweit der Seine, deren Lauf man vier Meilen weit überſieht. Der Ort hat 200 Häuſer und 1300 Einwohner. Im J. 1360 ſchloſſen hier die engliſchen Stände mit den Engländern einen Vertrag. Unter Ludwig XII. ließ der Cardinal George d'Amboiſe, Erzbiſchof von Rouen, hier ein Schloß aufführen, und mehre ſeiner Nachfolger bauten es aus und verſchönerten es. Der ganze Bau, die Kapelle, der Orangeriegarten werden von ältern Beſchreibern ſehr gerühmt. Die Kirche des Fleckens war vor der Revolution eine kleine Collegiatkirche, welche vier Canonici und einen Pfarrer hatte. Nicht weit von Gaillon lag endlich eine der ſchönſten franzöſiſchen Carthauſen; in der Kirche das prächtige Grabmal der Grafen von Soiſſons-Bourbon aus weißem Marmor. Statt jener alten Herrlichkeiten hat Gaillon jetzt ein Centralgefangenhaus, das 1500 Sträflinge faſſen kann, wahrſcheinlich in den Räumlichkeiten des frühern erzbiſchöflichen Schloſſes. (*Daniel.*)

Gaillona *Bonnemais*, ſ. Polysiphonia.

4) Benutzt wurden außer den Mémoires de l'académie royale des inscriptions et belles lettres Tom. XXIX sq. die Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. Gaillard par *M. Dacier*, in dem Magasin encyclopédique par *Millin*, 1809. Tom. IV, 274—296, der Moniteur universel, 1801. II, 393 sq. 1806. I, 196 u. 543. 1807. I, 207 sq. 1808. I, 357 sq., *Quérard*, La France littéraire III, 237 sq. und Erſch's Gelehrtes Frankreich II. 74 fg., mit der Biographie nouvelle des Contemporains VII. 412 sq.

Digitized by Google

Gaillonella *Bory*, ſ. Melosira.

GAILLONIA. Dieſe von Ach. Richard (Mém. de la soc. d'hist. nat. de Par. V. p. 153. t. 15. fig. 34) nach Benjamin Gaillon (dem Verfaſſer des Résumé des classifications des Thalassiophytes [Strasb. 1828.] und Mitherausgeber der Flore générale de France) ſo benannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Spermacoceen der natürlichen Familie der Rubiaceen hat zum Charakter: einen Kelch mit eiförmiger Röhre und ungleich fünf- bis ſiebenzähnigem, ſtehenbleibendem Saume, eine trichterförmige Corolle mit drehrunder Röhre und fünf- bis ſiebenlappigem Saume, fünf bis ſieben aus dem Rachen der Corolle hervorragende Staubfäden, einen fadenförmigen, an der Spitze verdickten Griffel mit zweilappiger Narbe und zwei mit einander verwachſene Schließfrüchte. Die drei bekannten Arten G. Oliverii *Ach. Rich.* (l. c.), G. Bruguierii *Ach. Rich.* (l. c.) und G. Szowitsii *Candolle* (Prodr. IV. p. 574) ſind perſiſche, ſammetartig feinbehaarte perennirende Kräuter oder Stauden, mit gegenüberſtehenden Veräſtelungen, gegenüberſtehenden, linienförmigen, an der Spitze ſchwieligen Blättern, zwiſchen den Blättern einander gegenüberſtehenden Afterblättchen und achſel- und gipfelſtändigen kleinen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

GAIMARDIA. So nannte Gaudichaud (Ann. des sc. nat. 1825. p. 100. t. 2. fig. 1. *Freycinet* voy. p. 418. t. 30) eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zweiten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Centrolepideen (Reſtiaceen), zu Ehren ſeines Gefährten bei der Freycinet'ſchen Weltumſeglung, des Zoologen Gaimard. Char. Der Kelch zweiſpelzig, eine größere Spelze umſchließt die kleinere; keine Corolle; die Staubfäden den Spelzen gegenüber, hervorragend, ſtehenbleibend, mit elliptiſchen, in der Mitte befeſtigten, am Rande ringsum ſich öffnenden Antheren; der Fruchtknoten trägt zwei pfriemenförmige, von einander abſtehende, ſtehenbleibende Griffel; das Früchtchen langgeſtielt, elliptiſch, zuſammengedrückt, zweifächerig, mit einſamigen Fächern. Die einzige Art, welche dieſe Gattung bildet, wächſt auf den Falklandsinſeln und iſt ein kleines, moosartig ausſehendes, Raſen bildendes, glattes Pflänzchen mit aufrechten, oberhalb veräſtelten, dicht beblätterten Stengeln, dachziegelförmig über einander liegenden, pfriemenförmig-dreikantigen, an der Baſis ſcheidenförmigen, mit einem Scheidendautchen verſehenen Blättern, und einzeln am Ende der Äſtchen ſtehenden Blümchen. (*A. Sprengel.*)

GAINFAHRN, einſt ein Markt, nun ein großes, weit ausgedehntes Dorf der gleichnamigen gräflich Dietrichſteiniſchen Herrſchaft im V. U. W. W. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, weſtlich von dem ſeines Weines und Bades wegen berühmten Vöslau, am ſüdlichen Fuße des Kahlenberges, größtentheils eben zwiſchen Wieſen, Äckern und Weingärten gelegen; mit 200 Häuſern; 1240 teutſchen Einwohnern, die ſich vom Feld- und Weinbaue und von der Viehzucht ernähren und viele Brunnenkreſſe verkaufen, die in der ziemlich tiefen und feuchten Lage wuchernd gedeiht; einem herrſchaftlichen am Fuße des Berges anmuthig gelegenen Schloſſe, bei dem ſich ein ſchöner Garten und in dem Sitz die Verwaltung der genannten Herrſchaft befindet; einer eigenen alten, zum wiener Erzbisthume gehörigen, durch die Benediktiner des Stiftes Mölk verſehenen katholiſchen Pfarre; einer in geringer Entfernung vom Schloſſe auf einer kleinen Anhöhe gelegenen, im J. 1704 erbauten, dem heiligen Johannes dem Täufer geweihten Kirche, die ein ſehr ſchönes Hochaltargemälde, die Taufe Chriſti, von Joſ. Abel hat, und vor der eine alte ſteinerne Säule ſteht; einer Schule; mehren Kalköfen und ausgedehnten Weingärten, deren Erzeugniß unter dem Namen der vöslauer Weine weit und breit bekannt iſt. (*G. F. Schreiner.*)

GAINSBOROUGH, GANESBOROUGH, 17° 4' Länge, 53° 28' Breite. Stadt in Lincolnſhire, 40 engl. Meilen ſüdlich von York, 36 öſtlich von Sheffield, 35 nordöſtlich von Nottingham. Die Stadt liegt am rechten Ufer des Trent, der 22 Meilen unterhalb in den Humberbuſen geht; eine große ſteinerne Bogenbrücke führt über den Strom. Der Ort hat 1500 Häuſer und gegen 8000 Einwohner. Beinahe alle Häuſer liegen in zwei Reihen längs des Fluſſes. Bemerkt zu werden verdienen eine Kirche, mehre Bethäuſer der Diſſenters, eine Armenſchule, ein Rathhaus, ein Theater. Haupterwerbszweig iſt der Handel mit rohen Producten, beſonders mit Getreide. Den Fluß herauf können beträchtliche Fahrzeuge gelangen und Gainsborough iſt überdies mit dem Stafford-Cheſterfield-, Foßdyke- und Reedlyeanale in Verbindung. Bei der Stadt wird jährlich ein großes Pferderennen gehalten. Geſchichtlich iſt Gainsborough vielfach merkwürdig. Im J. 1010 landeten hier die Dänen. Unter Eduard I. erwarb der damalige Beſitzer, Graf Wilhelm von Pembroke, der Stadt das Marktrecht. Am 1. Dec. 1682 gab Karl II. Eduard Noel den Titel eines Grafen von Gainsborough. (*Daniel.*)

GAINSBOROUGH (Thomas), wurde zu Sudbury in Suffolk im J. 1727 geboren. Sein Vater war ein Tuchmacher, ein Diſſenter und ein ziemlich wohlhabender Mann, jedoch von ganz eigenthümlichen, etwas extravaganten Gewohnheiten, von dem man ſich unter anderem erzählte, daß er ſtets mit Dolch und Piſtolen bewaffnet ausging. In der früheſten Jugend ſchon fühlte ſich der Knabe von der Natur mächtig angezogen, und ſeine einzige Luſt war es, in den Wäldern und Thälern von Suffolk herumzuſtreifen. Etwas herangewachſen verwendete er die Sonntage und die Freiſtunden, welche ihm die Schule ließ, um die ihn umgebenden Schönheiten der Natur künſtleriſch wiederzuſchaffen, ohne alle Leitung, nur ſeinem Genius folgend; und kaum möchte irgend eine ſchöne Baumgruppe, ein lieblicher Bach, ein romantiſches Thal ſeinem fleißigen Pinſel entwiſcht ſein. Noch jetzt erzählt man verſchiedene Züge aus dieſer erſten Epoche des werdenden Künſtlers, von dieſen ſeinen erſten Arbeiten aber ſcheinen keine mehr zu exiſtiren: genug ſie entzückten die Ältern, Freunde und Nachbarn in ſolchem Maße, daß ſich der Vater bewogen fand, den 14jährigen Knaben nach London zu einem Maler in die Lehre zu thun. Der Gewählte war Hayman, ein Künſtler von größerem Talente, als Berühmtheit, von vielem Geiſt und Witz, wenn auch

Digitized by Google

von wenig ſtrengen Sitten. Unter Leitung dieſes Künſtlers ſtudirte Gainsborough mehre Jahre, zugleich von dem Unterricht Gebrauch machend, der ihm von Gravelot zu Theil wurde. Sein Geiſt, ſein freundliches und zuvorkommendes Weſen, und ſein unbezweifelbares, ſich immer mehr und mehr entwickelndes Genie, erwarben ihm ſchon hier zahlreiche Freunde. Seine Anſprüche waren ſehr beſcheiden, und ſein Ehrgeiz ſo gering, daß er ſich entſchloß London zu verlaſſen und nach ſeiner Heimath zurückzukehren, um dort im Schoße ſeiner Familie von dem geringfügigen Ertrage ſeines Pinſels zu leben.

Ein Zufall riß ihn aus dieſer Zurückgezogenheit und erhielt England einen ſeiner größten Künſtler, der Gefahr lief, in Dunkelheit unterzugehen. Auf einem ſeiner einſamen Spaziergänge, ſo erzählt man ſich, begegnete er der ſechszehnjährigen Margaret Burr, die einen ſo tiefen Eindruck auf den jungen Künſtler machte, daß er ſie bereits einige Monate nach dieſem Zuſammentreffen zum Altare führte. Er verließ dann Sudbury und ließ ſich in Ipswich nieder, wo ſich zuerſt die Laufbahn für ihn eröffnete, die ihn zu Glanz und Ruhme führte.

Zog ihn ſeine innerſte Natur zur Landſchaft, ſo verſuchte ſich unſer Künſtler doch hier zuerſt auch im Portraite und zwar mit ſo vielem Glück, daß er lange Zeit ſich faſt ausſchließlich dieſer Beſchäftigung hingeben mußte, die ihn zwar nicht anzog, ihm aber große Vortheile verſchaffte; da eine Menge von Leuten, die nicht im Stande waren, die Schönheiten einer Landſchaft zu genießen, doch hinlänglich befähigt ſich zeigten, ihre eigene Geſtalt im Bildniß zu bewundern. Unter dieſen letztern befand ſich Philip Thickneſſe, Gouverneur von Landguard Fort, der ſich mit dem Künſtler eng befreundete. Da Beide, der Künſtler und ſein neuer Freund, ziemlich excentriſche Naturen waren, ſo dauerte dieſe Freundſchaft jedoch nur kurze Zeit, und in Folge einer erhaltenen Beleidigung verließ Gainsborough Ipswich und begab ſich nach Bath (im J. 1758). Von hier aus verbreitete ſich ſein Ruf mit zunehmender Schnelligkeit; aber auch hier von dem läſtigen Thickneſſe verfolgt, der ſogar das Anſehen eines Protectors ſich zu geben verſuchte, floh der Künſtler von Neuem und ließ ſich in London ſelbſt nieder.

Als Gainsborough ſich in London niederließ, war ſein Ruf ſchon feſt gegründet, und er zählte bereits unter den größten Männern ſeines Vaterlandes. Überragte ihn im Portraitfache Sir Joſhua Reynolds, ſo war er dagegen in der Landſchaft ohne Rival. Mit Sir Joſhua ſtand er, eine kurze Unterbrechung, durch einen Streit mit der Royal Academy hervorgerufen, ungerechnet, — in ſtetem freundſchaftlichen Verhältniſſe. Geiſter untergeordneter Art, wie Fueßly u. A., verſchmähten dagegen nicht, ihn anzugreifen, um auf ihre Art Rache zu nehmen an einer Größe, die ihre geringen Kräfte, ſie zu erreichen, verhinderten.

Außer der Malerei beſchäftigte auch die Muſik unſern Künſtler, und man verſichert, daß er nicht allein einen feinen Sinn für Muſik gehabt habe, ſondern daß er auch verſchiedene Inſtrumente mit großer Fertigkeit zu ſpielen verſtand. Seine Zeit war mit großer Regelmäßigkeit zwiſchen beide Künſte getheilt. Er ſtand ſehr früh auf, begann gegen 9 Uhr ſeine Arbeit und malte mit größtem Fleiß bis 4, 5 Uhr. Er malte ſtehend in mäßig erleuchtetem Zimmer, und ſehr entfernt von ſeiner Arbeit ſich haltend, ſodaß er mit Pinſeln von ein Paar Ellen Länge malen mußte. Legte er den Pinſel nieder, ſo griff er zur Harfe, oder Flöte, oder Violine. Er ſammelte muſikaliſche Inſtrumente aller Art, und trieb ſeine Leidenſchaft für die Muſik ſo weit, daß er eins ſeiner beſten Gemälde einem Muſikanten ſchenkte, der ihm eine gefällige und neue Melodie vorgeſpielt hatte. Er ſtarb am 2. Aug. 1788 in ſeinem 61. Jahre.

Als Künſtler nimmt Gainsborough unter den Malern ſeines Vaterlandes unſtreitig einen der erſten Plätze ein, und einen ſehr hohen unter den Künſtlern aller Zeiten und aller Länder. Seine Lehrerin war die Natur, ſein Führer das Genie. Die Eigenſchaft, welche man beim großen Künſtler Styl, bei untergeordneten aber Manier nennt, fehlte ihm gänzlich, und grade hierdurch unterſcheidet er ſich von dem einzigen Rival, den England aufzuſtellen vermöchte, vom genialen Wilſon. R. Wilſon idealiſirte die Natur. So, wie ſie ſich dem Auge darbietet, galt ſie ihm wenig, ſie bot ihm nur die Materialien zu ſeinen erhabenen dichteriſchen Schöpfungen. Alles was er Großes, Erhabenes, Schönes, unter dem Himmel ſah, das faßte er zuſammen zu einem Ganzen, groß, edel, majeſtätiſch. Anders Gainsborough. Aufgewachſen in den Thälern von Suffolk und in ſtetem Verkehr mit der ihn umgebenden Natur, iſt er ganz von ihr durchdrungen. Mit einer kindlichen Naivetät hat er ſie in ſich aufgenommen und ſo gibt er auch nur ſie wieder, wie ſie iſt, nur geläutert und verſchönt durch ſein künſtleriſches Genie. Wandelt Wilſon die Wege, die vor ihm Claude und Pouſſin gegangen ſind, ſo folgt Gainsborough den Pfaden der Ruysdael und Wynants, beide vielleicht unbewußt.

In der innigen, tiefpoetiſchen Auffaſſung der Natur möchte Gainsborough kaum einem der großen Meiſter der holländiſchen Schule weichen, anders aber verhält es ſich unter dem Geſichtspunkte der Ausführung, wo das Skizzenhafte, Nachläſſige der Behandlung Gainsborough's ſehr ſtörend wirkt. Seine beſten und gerühmteſten Arbeiten darf man, will man ſie genießen, nur aus einer ziemlichen Entfernung betrachten, in der Nähe ſieht man Nichts als ein unverſtändliches Conglomerat von Strichen und Farben. Ohne grade Verehrer einer übertrieben geleckten und feinen Ausführung zu ſein, muß man dieſe Behandlungsweiſe dennoch als einen großen Mangel bezeichnen. Durch dieſe mangelhafte Behandlung haben ſeine Gemälde weit mehr nur den Anſchein von der Feinheit der Töne und Übergänge, die man in der Natur und in den Bildern der großen Holländer bewundert, als dieſe Feinheit ſelbſt. Die Staffage ſeiner Landſchaften iſt ebenſo glücklich gewählt, als correct von Zeichnung, ſodaß man oft nicht weiß, was von beiden man mehr bewundern ſoll, die Staffage oder die Landſchaft.

Zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten gehören die Landſchaften der National Gallery, bekannt unter den Namen: „the market cart“ und „the Watering place“ ein

Digitized by Google

Bild der Vernon Gallery und eins der Devonshire Gallery.

Im Portrait leiſtete er ebenfalls Ausgezeichnetes, wenn er auch hierin ſeinen großen Zeitgenoſſen, Sir Joſhua Reynolds, nur ſelten erreichte, und ſind namentlich die Bildniſſe, man könnte ſagen gemiſchter Art, in denen die Landſchaft einen ſehr weſentlich integrirenden Theil ausmacht, von höchſter Bedeutung. Die Zahl ſeiner Bildniſſe iſt ſehr groß.

Vieles iſt nach ihm von verſchiedenen engliſchen Künſtlern geſtochen worden, und auch von ſeiner eignen Hand beſitzt man eine kleine Zahl von Radirverſuchen. (*H. Weber.*)

Gaiodendron *Don.*, ſ. Loranthus.

GAIRDNER (Meredith), in England geboren, promovirte 1830 in Edinburgh (Diss. de fontibus calidis), kam dann nach der engliſchen Beſitzung Fort Vancouver am Columbiafluß an der Nordweſtküſte Nordamerika's, und ſtarb auf der Reiſe, als er ſich von hier wegen ſeiner Geſundheit nach den Sandwichsinſeln begeben wollte, am 26. März 1837. Gairdner iſt Verfaſſer eines Essay on the natural history, origin, compositions and medical effects of mineral and thermal springs. (Edinb. 1832. 12.) Auch erſchienen von ihm in The new Edinb. philosoph. Journal zwei Aufſätze: Beobachtungen auf einer Reiſe von England nach Fort Vancouver, und: Klima von Fort Vancouver, welche in Froriep's Notizen (Bd. 41. 1834. Nr. 886 und Bd. 47. 1836. Nr. 1029) überſetzt ſind. (*F. W. Theile.*)

GAIS (Molkencuranſtalt). Das Dorf Gais, im Canton Appenzell-Außerrhoden, liegt 2⅓ Stunden ſüdöſtlich von St. Gallen, 1⅓ Stunde ſüdlich von Trogen, in einem breiten, nach Oſten und Südweſten geöffneten Gebirgseinſchnitte, 2820 Fuß über dem Meer. Die geſunde Lage des Orts, und nach Autenrieth auch die balſamiſchen Ausdünſtungen der freundlichen Matten, ſcheinen die Molkencur in Gais ſo wirkſam zu machen. Der Ort zählt 500 Einwohner und enthält einige 40 Wohngebäude, die in der Mehrzahl zur Aufnahme von Curgäſten eingerichtet ſind; daneben fehlt es nicht an großen Curhäuſern. Die Curanſtalt beſteht ſeit 1749. Die Molken, welche in Gais getrunken werden, bereitet man mit Hilfe des Kälberlaabs aus Ziegenmilch; ſie kommen täglich friſch von den Seealpen in gut verſchloſſenen Gefäßen, mit einem Temperaturgrade, daß ſie ſogleich ohne vorherige Abkühlung getrunken werden können. Sie bewirken braungelbe, breiige Stühle, vermehrten Schweiß, ſtärkeren Harnabgang und Auswurf.

Man benutzt die Molkencur gegen chroniſche Bruſtübel (Phthisis tuberculosa und pituitosa), gegen Pfortaderſtockungen. Das Trinken beginnt um 6 Uhr Morgens auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen, in viertelſtündigen Zwiſchenräumen trinkt man bis acht, ja ſelbſt bis zwölf Gläſer, die ⅓ Pfund und mehr faſſen. Wenn die getrunkenen Molken Verdauungsbeſchwerden verurſachen, ſo kann man die Cur doch fortſetzen, indem man ſie als Klyſtir anwendet. Die Curzeit fängt etwa in der Mitte des Junius an und endigt mit dem Auguſt.

Einige unbedeutende Mineralquellen in der Nähe von Gais werden wol zur Unterſtützung der Cur benutzt. Das Grütibad, eine kleine Viertelſtunde vom Dorfe, enthält 40 Badewannen, welche aus drei auf einer feuchten Torfwieſe entſpringenden Quellen geſpeiſt werden. Das Waſſer unterſcheidet ſich übrigens nur durch größeren Gehalt an kohlenſauren Salzen, namentlich an kohlenſaurem Kalke, von gewöhnlichem Quellwaſſer. Das Bad in der Schüſſenmühle, eine halbe Stunde vom Dorfe, mit etwa 20 Badewannen, beſitzt eine erdige Mineralquelle. Unbenutzt iſt die Quelle im Rohr, welche einen röthlichen Schlamm abſetzt, und die im J. 1824 entdeckte Quelle in der Au, welche Eiſen enthält. (*F. W. Theile.*)

GAISRUCK, das öſterreichiſche Grafengeſchlecht. Ortolf von Gaisruck ſoll der erſte geweſen ſein, welcher ſeine Heimathſitze in dem Hochlande von Alemannien aufgab, um in der Steiermark ein neues Vaterland zu ſuchen. Konrad und Erhard Gaisrucker lebten um 1330—1360. Nicolaus Gaisrucker, aller Folgenden gemeinſamer Stammvater, 1450, ſtarb 1487, und liegt zu Altenmarkt bei Eibiswald begraben. Veit und Siegmund Gaisrucker waren bei dem Aufgebot gegen die Ungarn, 1466. Chriſtoph Gaisruk ſtarb 1564. Georg Karl von Gaisruck, einer der Vertheidiger von Gradiska, hatte ſich dem Ausfalle angeſchloſſen, zu welchem grenzenloſe Verachtung des Feindes, der Venetianer, der Hauptmann Francol führte (Febr. 1616), und theilte, nachdem das verwegene Häuflein durch überlegene Streitkräfte eingeſchloſſen worden, ſeiner Waffenbrüder Geſchick, Francol, Panizoll, der Graf von Ortenburg, Gaisruck, dann 140 Gemeine blieben auf dem Platze. Das Freiherrndiplom, mit dem Prädicat von Buchenſtein, erhielt die Familie den 10. Juli 1638, es iſt aber die Herrſchaft Buchenſtein, cillier Kreiſes, längſt in andere Hände übergegangen. Karl Ludwig und Ludwig, Freiherren von Gaisruck, wurden am 7. Sept. 1667, oder aber am 6. Mai 1679 in des heil. röm. Reichs Grafenſtand erhoben. Siegmund Ludwig, Freiherr, hatte 1666 die Belehnung um die Herrſchaft Erlachſtein, cillier Kreiſes, welcher das Gut Korpula einverleibt, empfangen. Graf Chriſtoph wird 1700 als ſtändiſcher Verordneter in Kärnthen genannt. Graf Georg Siegmund, geb. den 24. April 1677, wurde am 20. März 1704 bei Radkersburg von den ungariſchen Rebellen getödtet; in demſelben Jahre werden Franz Leopold und Georg Chriſtoph genannt, und hat jener die Herrſchaft Reifenſtein, cillier Kreiſes, an den Grafen Leopold von Thurn verkauft. Franz Siegmund, Oberſt bei Wurmbrand, Infanterie, wurde 1735 zum Generalmajor ernannt, und focht im Laufe deſſelben Jahres gegen die Franzoſen am Rhein, ſowie 1737—1739 gegen die Türken. Verwundet in dem Treffen bei Krotzka, 22. Juli 1739, avancirte er im Auguſt zum Feldmarſchall-Lieutenant. Der Armee zugetheilt, die, nachdem ſie vor Prag beſchäftigt geweſen, Baiern überſchwemmte, 1742, befehligte er die Vorhut. Er nahm nach kurzem Widerſtande Deckendorf und Landau, ſowie er 1743, die Übergabe der Feſtung Landau erzwingend, die Unterwerfung von Baiern beſiegelte. Von dem an Inhaber eines

Digitized by Google

Infanterieregiments, Nr. 42, folgte er der Hauptarmee nach dem Rhein, 1744 aber kam er in den Niederlanden, 1745 wiederum in Teutſchland zu ſtehen. General-Feldzeugmeiſter ſeit dem 15. Oct. 1745, führte er den Winter hindurch das Commando im Breisgau und am Oberrhein, bis er im Mai 1746 nach dem Haag abging, um dem Feldzuge in den Niederlanden beizuwohnen. In den Schlachten bei Raucoux und Laffeld thätig, befehligte er während der Belagerung von Bergen-op-Zoom ein Reſervecorps; vor der Eröffnung des letzten Feldzuges 1748 hatte er ſich jedoch in Wien aufgehalten, und an der verbeſſerten Einrichtung des Commiſſariats gearbeitet. Am 29. Juni 1754 wurde er zum General-Feldmarſchall, und einige Jahre ſpäter zum commandirenden General in Slavonien ernannt; k. k. wirklicher Geheimrath war er ſeit 1750. Er ſtarb 1769 unvermählt. Franz Andreas, ſtändiſcher Verordneter in Kärnthen, lebte 1738. Graf Rudolf Karl wurde 1750 Oberſt bei Heinrich Daun, Infanterie, und am 22. Jan. 1758 Generalmajor, führte in Gemeinſchaft des kurcölniſchen Generalmajors von Nagel die Belagerung der Feſtung Sonnenſtein, die er auch, nachdem ſie am 6. Sept. 1758 von dem Feinde geräumt worden, zu übernehmen hatte, wirkte zu dem Erfolge bei Maxen, 19—21. Nov. 1759, wurde Feldmarſchall-Lieutenant den 20. März 1760, ſollte, in Verbindung mit Janus, die wichtige Poſtirung von Landshut vertheidigen, ohne jedoch gegen die Übermacht, unter Fouquet's Befehlen, ſich behaupten zu können, 17. Juni 1760, nahm aber gleich darauf in dem ſiegreichen Angriff auf Fouquet's verſchanzte Stellung, 23. Juni, vollſtändige Rache, wie ihm denn Laudon, in dem amtlichen Berichte über dieſes Ereigniß, das Zeugniß ertheilte, „daß er die ihm aufgetragene Attaque auf das Herzhafteſte und Beſte ausgeführt habe." Zum Lohn der hierbei bewieſenen Tapferkeit, desgleichen ſeiner Anſtrengungen um den Fall von Glatz herbeizuführen, wurde ihm von Laudon die Hut dieſer wichtigen Eroberung aufgetragen, und hat er ſich darin behauptet, bis ſie laut der Stipulationen des hubertsburger Friedensvertrages am 18. März 1763 geräumt werden mußte. Am 1. Jan. 1771 wurde Rudolf Karl zum General-Feldzeugmeiſter ernannt, nachdem er bereits 1769 Inhaber des Infanterieregiments Nr. 44 geworden. Er ſtarb 1778 oder 1779. Johann Baptiſt, Propſt zu Unter-Dravburg, und St. Johann am Brückl und Johann Karl kommen beide als ſtändiſche Verordnete in Kärnthen vor, jener 1743, dieſer 1758. Joſeph Karl erſcheint als Landesverweſer in Kärnthen 1747. Karl Joſeph ſtarb den 25. Dec. 1739, ſeine Witwe, die Gräfin Johanna Chriſtina von Aursberg, den 2. März 1775. Graf Anton erkaufte 1747 die Herrſchaft Neunkirchen, V. U. W. W., dann am 29. April 1754 die Herrſchaften Eppenſtein (mit Weißenthurm) und Farrach, beide im judenburger Kreiſe: er beſaß auch Brunnberg, cillier Kreiſes, auf deſſen Grund und Boden er 1754 das ſehr ſchöne Schloß Neucilli erbaute. Ihn beerbte am 25. Jan. 1761 ſein Bruder Johann Karl, der unter dem gleichen Datum als Beſitzer der Herrſchaft Liebenau mit Pölitſchberg, gratzer Kreiſes, vorkommt. Graf Vincenz, Johann Karl's Erbfolger, ſeit 1775, verkaufte vor dem 5. Juli 1790 Liebenau, dann Farrach am 15. Juni 1815, und Eppenſtein 1816, endlich wol auch die ſtattliche Herrſchaft Neu-Cilli ſammt Burg-Cilli, Brunnberg und Schönbühel, erkaufte dagegen, 2. Sept. 1815, die Herrſchaft Waaſen, gratzer Kreiſes, die jedoch ſchon am 22. Juli 1817 veräußert worden iſt. Das nämliche Schickſal hatten auch die Herrſchaften Erlachſtein (1. Dec. 1799) und Schwarzenſtein, cillier Kreiſes, gehabt. Graf Johann Jacob erſcheint unter dem 5. Oct. 1767 als Beſitzer der Herrſchaft Oſterwitz, cillier Kreiſes. Feilhofen, marburger Kreiſes, beſaß von 1777 an Graf Franz Xaver, und wurde dieſe Herrſchaft am 11. Jan. 1804 verkauft. Graf Chriſtian beſaß 1790 das Amt Hoheneck und die Hofrainiſche Gült, beide cillier Kreiſes. Graf Aloys führte 1834 als Oberſt das Dragonerregiment Großherzog von Toscana. Graf Karl Cajetan, geb. zu Klagenfurt den 7. Aug. 1769, Erzbiſchof von Mailand, Cardinalprieſter ſeit dem 27. Sept. 1824, ſtarb den 19. Nov. 1846. Die Beſitzungen in Kärnthen, die Herrſchaften Grünfels unweit Gutenſtein, Mayrhofen bei Frieſach, und Silbereck zwiſchen Althofen und Guttaring, ſind vorlängſt in andere Hände übergegangen. (*v. Stramberg.*)

Gaissenia, *Rafin.*, ſ. Trollius.

GAKENHOLZ (Alexander Christian), auch wol Gackenholz geſchrieben, ein in Utrecht promovirter Arzt, wurde zu Anfang des 18. Jahrh. Profeſſor der Anatomie zu Helmſtedt, woſelbſt er aber ſchon im J. 1717 ſtarb. Er hat ſich blos durch eine Reihe von Diſſertationen und Programmen bekannt gemacht. In einer ſeiner Diſſertationen ſtellte er die Behauptung auf, daß man nicht die Blüthen, ſondern die Wurzeln der Pflanzen zu ihrer Charakteriſtik benutzen ſollte, welcher Anſicht Leibnitz entgegen zu treten ſich veranlaßt fand. Gakenholz machte ſich noch um die helmſtedter Univerſität verdient durch ein Legat von 1000 Thalern, zur Anlegung eines botaniſchen Gartens und daß er ſein neuerbautes Haus im Teſtamente dem jeweiligen Profeſſor der Botanik vermachte.

(*F. W. Theile.*)

GALA. Das griechiſche Wort *τὸ γάλα, γάλακτος* (lac, lactis) wird in der mediciniſchen Terminologie zur Bildung vieler zuſammengeſetzter Wörter gebraucht, die ſich auf das eine oder das andere Verhältniß der Milch beziehen. Dahin gehören: **Galactacrasia**, unvollkommene Miſchung der Milch; **Galactacratia**, Unvermögen, die Milch zurückzuhalten, Ausfließen der Milch; **Galactischesis** und **Galactoschesis**, Milchverhaltung, gehindertes Austreten der Milch; **Galactometastasis**, Milchverſetzung, wenn nämlich die Abſonderung der Milch aufhört, und dafür an einem andern Orte eine milchige Abſonderung auftritt; **Galactometria**, Milchmeßkunſt, d. h. Prüfung der Milch auf ihre Reinheit und auf ihren Gehalt an einzelnen Beſtandtheilen; **galactophorus ductus s. lactiferus ductus**, ein Ausführungskanal der Milchdrüſe; **Galactoplania**, Verbreitung der ausgetretenen Milch in benachbarte Theile; **Galactoplerosis**, Überfüllung der Milchdrüſen; **Galactopoesis**, der Proceß der Milchbereitung in den Milchdrüſen; **Galactopyretos**, Milchfieber; **Galactorrhoea**, Milchfluß; **Galactotrophia**, Ernährung

durch Milch; Galactuchia, das Säugen, eigentlich das Milchhaben; Galacturia, das Milchharnen.
(*F. W. Theile.*)

GALACTIA. Dieſe Pflanzengattung, aus der letzten Ordnung der 17. Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Phaſeoleen der Gruppe der Schmetterlingsblümler der natürlichen Familie der Leguminoſen, wurde von Patrick Browne (Jam. p. 298. t. 32. f. 2) ſo benannt, weil die einzige Art, welche er kannte, Milchſaft enthält (γάλα, γάλακτος, Milch). Char. Der Kelch mit zwei Stützblättchen verſehen, vierſpaltig, mit faſt gleichen, zugeſpitzten Fetzen; die Corolle aufrecht: der breite Wimpel auf den übrigen Blättchen aufliegend; der Griffel glatt, mit ſtumpfer Narbe und langer, drehrundlicher, vielſamiger Hülſe. Wenn man Cologania *Kunth* mit dieſer Gattung vereinigt, ſo ſind einige zwanzig Arten bekannt, welche im gemäßigten und heißen Amerika einheimiſch ſind als oft kletternde Kräuter oder Halbſträucher mit meiſt gefiederten Blättern und achſelſtändigen, gewöhnlich traubenförmigen Blüthen. Die Art, welche P. Browne kannte, G. pendula *Persoon* (Syn. II. p. 302, *Ker* Bot. reg. t. 269, Clitoria Galactia *L.*) wächſt auf Jamaica und hat ſchöne rothe Blumen. (*A. Sprengel.*)

GALACTIN, iſt ein Körper, den Solli aus dem eingetrockneten Safte des Kuhbaums (Galactodendron utile) erhielt, indem er den verhärteten Saft mit Äther auszog und letzteren ſodann verdampfen ließ. Nach vorſichtigem Schmelzen iſt das Galactin blaßgelb, zähe, Faden ziehend, perlartig glänzend, in der Kälte hingegen ſpröde und hart; in Alkohol und Schwefelſäure löſt es ſich auf, mit Salpeterſäure gibt es eine harzähnliche Maſſe; auch von einer heißen Kalilöſung wird es aufgelöſt, beim Erkalten aber ungeändert abgeſchieden. Seine chemiſche Zuſammenſetzung iſt noch nicht beſtimmt. (*J. Loth.*)

GALACTITES. So nannte Mönch eine Pflanzengattung, welche zu der dritten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und zu der Gruppe der Cynareen der natürlichen Familie der Compositae gehört. Char. Der gemeinſchaftliche Kelch iſt eiförmig und beſteht aus dornigen, dachziegelförmig über einander liegenden Schuppen; der gemeinſchaftliche Fruchtboden iſt mit hinfälligen, ſparſamen Borſten beſetzt; die Schließfrüchtchen haben am unteren Ende die Keimgrube in der Mitte und ihre federige Krone löſt ſich in einem Ringe ab. Die einzige bekannte Art, G. tomentosa *Mönch* (Meth. 558. Centaurea Galactites *L.*, Calcitrapa Galactites *Lamarck*, Cnicus Galactites *Loiseleur*) iſt ein an ſonnigen, unfruchtbaren Küſten des mittelländiſchen und atlantiſchen Meeres wachſendes zweijähriges Kraut mit halbgefiederten, dornigen, unten weißfilzigen, oben weißgefleckten Blättern und rothen oder weißen Blüthen. Den Namen hat die Gattung erhalten, weil die Art Milchſaft hat (γάλα, Milch).
(*A. Sprengel.*)

GALACTODENDRON utile (Kuhbaum, Palo di vacca oder Palo di leche), iſt ein im Süd-Amerika einheimiſcher, zur Familie der Urticeae gehöriger Baum, der vorzüglich wegen ſeines Kuhmilch ähnlichen, trinkbaren Saftes bekannt iſt. Da dieſer Saft, wenn er nach Europa gelangt, wol ſelten unverändert iſt, und verſchiedene Sendungen ſich auch wol in verſchiedener Weiſe geändert haben mögen, ſo ſind die Reſultate der chemiſchen Analyſen ſehr abweichend; möglicher Weiſe kommen aber auch unter demſelben Namen Säfte von verſchiedenen Bäumen in den Handel. Daß der Saft wirklich einer chemiſchen Zerſetzung unterworfen geweſen iſt, beweiſt die beim Öffnen der Gefäße entweichende Kohlenſäure; auch läßt ſich durch Deſtillation eine Säure abſcheiden, welche den eigenthümlichen Geruch der Butterſäure beſitzt.

Nach früheren Angaben beſtehen die Kügelchen, welche dieſes milchähnliche Anſehen bedingen, aus Wachs und einer Subſtanz, die faſt noch mehr Ähnlichkeit mit dem Faſerſtoffe des Blutes, als mit Eiweiß habe; dieſer Milchſaft gerinne deshalb nicht ſogleich beim Kochen, auch nicht durch Zuſatz von Säuren, ſondern könne wie die Kuhmilch gekocht werden, wobei ſich auf der Oberfläche eine Haut abſondere, beim weiteren Abdampfen gerinne hingegen das Eiweiß und ſcheide ſich ab, das Wachs aber werde dann beim Erkalten erhalten. Dieſes Wachs iſt gelblich-weiß, durchſcheinend, löſt ſich leicht in Alkohol und Ölen, und wird zu Lichtern benutzt, die ſehr gut brennen; auch läßt es ſich gut verſeifen.

Nach neueren, beſonders von Marchand angeſtellten Unterſuchungen hingegen enthält die Milch des Kuhbaums kein Wachs, ſondern neben Gummi und Zucker zwei Harze und einen Körper, der in mancher Beziehung dem Eiweiß, in anderer dem Caoutchouc nahe kommt. Die beiden Harze laſſen ſich aus dem eingetrockneten Safte durch Alkohol von verſchiedener Stärke und Temperatur ausziehen, und ſind in ihrer Zuſammenſetzung dem Kampheröl ähnlich, indem ſie ſich auf das Radical $C_5 H_4$ zurückführen laſſen. — In Bezug auf den Charakter des eiweiß- oder caoutchoucähnlichen Körpers weichen die Reſultate bedeutend von einander ab. Marchand behandelte den eingetrockneten Milchſaft zunächſt mit kaltem abſolutem Alkohol, dann mit kochendem, wäſſerigem Alkohol, hierauf mit kochendem abſolutem Alkohol, und endlich mit kochendem Waſſer; der nach dieſen Operationen bleibende Rückſtand hatte eine dunkle Farbe, zog zwiſchen den Fingern Faden, war in obengenannten Reagentien, ſowie in Schwefelſäure und Chlorwaſſerſtoffſäure unlöslich, quoll hingegen in Äther auf; mit Kalihydrat zuſammengeſchmolzen entwickelte er nur eine Spur von Ammoniak; für ſich allein auf Platinblech ſchmelzend, gab er einen Geruch, ähnlich dem des ſchmelzenden Caoutchoucs, und verbrannte mit ſtark rußender Flamme. Nach Marchand iſt die Zuſammenſetzung dieſes Körpers: $C_{40} H_{33} O_3$ oder $8(C_5 H_4) + HO + O_2$.

Abweichend von Marchand's Unterſuchungen fand Heintz einen Körper, der ſich in Kalilauge vollſtändig löſte, ſehr ſtickſtoffhaltig war, und, nach ſeinem ganzen Verhalten zu ſchließen, durch Zerſetzung einer proteïnhaltigen Subſtanz entſtanden zu ſein ſchien. (*J. Loth.*)

GALACTOMETER oder **GALACTOSKOP.** Mit dieſem Namen bezeichnet man Inſtrumente, welche dazu dienen ſollen, die Quantität der Butter und des Käſeſtoffes, welche in einem gewiſſen Maße Milch enthalten

Digitized by Google

ſind, zu erfahren, um ſich gegen Betrügereien, namentlich gegen das Verſetzen der Milch mit Waſſer, ſchützen zu können. Jedoch haben alle dieſe Beſtimmungen ſehr wenig Werth, weil verſchiedene unverfälſchte Milchſorten dieſelben Beſtandtheile in verſchiedener Quantität enthalten, und weil ſie nicht die procentiſche Zuſammenſetzung der Milch angeben, ſondern nur Vergleiche mit einer als Norm angenommenen Milch zulaſſen. In Bezug auf die Beſtimmung der Größe des Nahrungsvermögens haben dieſe Methoden auch in ſofern wenig Gültigkeit, als ſie die relativen Mengen der einzelnen Beſtandtheile, namentlich Käſeſtoff, Butterfett und Milchzucker, entweder nicht einzeln herausſtellen, oder ſich nur auf einen einzigen Beſtandtheil beſchränken. Die bis jetzt empfohlenen Methoden ſind folgende:

Laſſaigne beſtimmte das ſpecifiſche Gewicht von guter unverfälſchter Kuhmilch, und fand es bei einer Temperatur von 12,5° als 1,038; dieſelbe Milch in dem Verhältniſſe von 75:25 Theilen mit Waſſer verſetzt, hatte ein ſpecifiſches Gewicht von 1,021, und in dem Verhältniſſe von 66⅔:33⅓ mit Waſſer gemiſcht, ein ſpecifiſchees Gewicht von 1,020. Hingegen gibt Laſſaigne ſelbſt zu, daß Milch von derſelben Kuh bei ganz gleicher Fütterung während 6 Wochen verſchiedene Dichtigkeit zeigte und verſchiedenen Gehalt an Rahm und Waſſer beſaß. Folgende Tabelle, für welche die Beſtimmungen des ſpecifiſchen Gewichts bei einer Temperatur von 12,5° vorgenommen ſind, wird dieſe Verhältniſſe veranſchaulichen; hierbei ſind die Meſſungen jedes Mal nach Verlauf von zehn Tagen angeſtellt.

Specifiſches Gewicht der Milch.	Waſſergehalt in 100 Theilen.	Rahmgehalt in 100 Theilen.
1,035	87,2	12,2
1,038	85,9	11,2
1,033	88,6	6,2
1,031	89,1	10,7
1,041	87,5	5,7

Dieſe Tabelle zeigt zugleich, daß eine Milch von bedeutendem Rahmgehalt, da das ſpec. Gewicht des Waſſers größer iſt, als das der im Rahm enthaltenen Butter, ein geringeres ſpec. Gewicht zeigen kann, als eine weniger fette, und daß alſo durch dieſe Meſſungen die Güte der Milch keineswegs dargethan wird.

Chevallier und Henry bedienen ſich zur Beſtimmung des ſpec. Gewichts der Milch, nachdem ſie den Rahm abgenommen haben, eines Aräometers, an deſſen Skala der Punkt, bis zu welchem das Aräometer in guter, unverfälſchter Milch einſinkt, durch einen gefärbten Strich hervorgehoben iſt; übrigens iſt das Aräometer in Grade eingetheilt. Dadurch wird zweckmäßiger als durch das oben genannte Verfahren der Gehalt an Käſeſtoff und Milchzucker beſtimmt: Die Quantität des Fettes meſſen Chevallier und Henry, ſowie Jones, dadurch, daß ſie die Milch in verticale graduirte Glasröhren bringen, und aus der Höhe der nach einiger Zeit ſich abſcheidenden Rahmſchicht den relativen Buttergehalt beſtimmen. Gegen dieſes Verfahren läßt ſich hingegen einwenden, daß die Höhe der Rahmſchicht ſich während des Verſuches ändert, und daß die ſonſtige chemiſche Zuſammenſetzung der Milch ſehr viel Einfluß auf die Zeit äußert, während welcher ſich der Rahm abſondert; namentlich wird dieſe Abſonderung bei wäſſeriger Milch bedeutend ſchneller ſtattfinden.

Ein anderes Galactometer iſt von Donné vorgeſchlagen, gründet ſich aber auf die falſche Annahme, daß nur die Milchkügelchen den wahren, weſentlichen Gehalt der Milch ausmachen; dieſe Milchkügelchen bewirken die Undurchſichtigkeit, aus deren Größe Donné die Güte der Milch beſtimmt. Zu dieſem Behuſe ſchließt er Milch in den Raum zwiſchen zwei ebenen Gläſern ein, welche in cylindriſchen Faſſungen ſtehen, ſodaß die Gläſer ſich durch Drehung dieſer Faſſung in einem ſehr feinen Schraubengewinde mehr oder weniger nähern laſſen, und daß man durch die Größe der Drehung ein Maß für die Annäherung der beiden Gläſer hat. Durch die zwiſchen den Gläſern befindlichen Milchſchicht beobachtet man nun ein Kerzenlicht, bis die Spitze deſſelben anfängt ſichtbar zu werden. Je mehr Milchkügelchen nun die Milch enthält, deſto undurchſichtiger muß ſie ſein, und deſto dünner muß die Schicht ſein, durch welche man einen beſtimmten Gegenſtand erkennen will.

Ein zweckmäßigeres Verfahren, die Güte der Milch zu beſtimmen, gründet ſich auf die Erfahrung, daß Käſeſtoff und Butter, vornehmlich ſobald ſie gelind erwärmt werden, ſich durch Galläpfeltinctur vollſtändig niederſchlagen laſſen. Simon, der dies Verfahren vorgeſchlagen hat, beſtimmt nun die Quantität einer Galläpfeltinctur von beſtimmter Stärke, welche zur Füllung eines beſtimmten Maßes der als Normalmilch angenommenen Milch nöthig iſt, und vergleicht hiermit die für andere Milchſorten nothwendigen Quantitäten Galläpfeltinctur. (*J. Loth.*)

GALACTOPHAGI, *Γαλακτοφάγοι*, zuſammengezogen *Γλακτοφάγοι*[1]). Milcheſſende, Milcheſſer, wird von Homer (Il. XIII, 6) wahrſcheinlich als Beiwort gebraucht, nämlich in folgender Verbindung: Als nun Zeus die Troer und Hektor'n an die Schiffe getrieben hatte, ließ er ſie bei denſelben Arbeit und Mühſal ohne Unterlaß haben; er ſelbſt wandte wieder ſeine ſtrahlenden Augen

νόσφιν ἐφ' ἱπποπόλων Θρηκῶν καθορώμενος αἶαν

1) Gebildet aus *γάλα*, Genitiv *γάλακτος*, Milch, und *φάγειν*, nach der Analogie von Anthropophagi, Lotophagi, Ichthyophagi u. ſ. w. Bei Homer kommt Il. II, 421. XVI, 643 auch *γλάγος*, ebenfalls Milch, vor. Nach Bopp (Gloss. Sanscrit. 1086) iſt mittels des Wechſels zwiſchen L und D lac, lactis aus dem ſanſkritiſchen duyha, dukta gebildet, und *γάλα*, *γάλακτος* iſt eine Zuſammenſetzung, deren erſter Theil einen Überreſt des uralten ſanſkritiſchen gâ, Kuh, enthält; die Nomaden haben ihre Milch *γά-λακτ*, Kuhmilch, genannt, weil ſie ſie vorzugsweiſe aus der Kuh gemolken; allmälig ſei das verkürzte und unverſtandene *γάλα* auf jede andere Milch angewandt worden. Vergl. Jac. Grimm, Geſchichte der teutſchen Sprache. 2. Bd. S. 999, welchen dieſe ſcharfſinnige Worterklärung um ſo mehr anſpricht, je mehr ſie durch die Analogie der Bildung des Ausdruckes *βούτυρον* unterſtützt wird; ſ. denſelben S. 1002 fg. Eine andere Zuſammenſetzung iſt: *γαλακτοπότης*, *ὁ γάλα πίνων*, Milch trinkend.

Μυσῶν τ' ἀγχεμάχων, καὶ ἀγαυῶν Ἱππημολγῶν[2]),
γλακτοφάγων, ἀβίων τε, δικαιοτάτων ἀνθρώπων,

abſeits auf das Land der mit Roſſen umgehenden Thraker, der nahe kämpfenden Myſer und der bewunderungswürdigen Hippomolgen (Pferdemelker), der Milcheſſenden, und ärmlich (ohne großen Haushalt) lebenden[3]) gerechteſten Menſchen herabſchauend. So nimmt ein Theil der neuern das *ἄβιοι* als ein Beiwort, die Alten aber und ein Theil der Neueren als den Namen einer ſkythiſchen Völkerſchaft, denn Curtius (Lib. VII, 6) ſagt: Legati deinde Abiorum Scytharum superveniunt; liberi ex quo decesserat Cyrus; tum imperata facturi. Justissimos barbarorum constabat: armis abstinebant nisi lacessiti: Libertatis modico et aequali usu, principibus humiliores pares fecerunt. Dieſes Lob iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach aus ihrem Namen, welcher ſich durch nicht Gewaltthätige oder Bogenloſe, Waffenloſe erklären läßt, und aus Homer genommen, wie Arrianus (V, I, 1) veranſchaulicht, welcher von den Abiern ausdrücklich ſagt: quos et Homerus justissimos mortalium appellans, in suo opere laudat. Auch andere, namentlich Ammianus und Euſtathius zu Homer, behandeln den Ausdruck *ἄβιοι* als ein nomen proprium, nicht als epitheton. Doch bemerkt Euſtathius dabei, daß *ἄβιοι* in der griechiſchen Bedeutung von lange Lebenden genommen worden ſei, ſo wie es auch lateiniſche Überſetzungen des Homer durch longaevi wiedergeben. Hiernach nimmt man (z. B. Karamſin, Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. I, 1. Not. 3) an, daß die von Homer genannten Abier die Macrobier (Langleber) des Pſeudo-Orpheus ſeien. Heſychius nimmt auch *ἀγαυοί* für einen Eigennamen *Ἀγαυοί*, und man kann dann *ἱππημολγοί* und *γλακτοφάγοι* als Beiwörter anſehen. Doch dieſes würde weit von der Meinung der griechiſchen Sprach- und Alterthumsforſcher und Geographen entfernt ſein, welche auch *γλακτοφάγοι* als einen Eigennamen *Γαλακτόφαγοι* annehmen. Strabon (VII, 1) da, wo er davon handelt, daß Homer in der oben angeführten Stelle nicht die Myſier in Aſien, ſondern die Myſier (Möſier) in Europa verſteht, ſagt, nachdem er von der Richtung des Geſichtes des herabſchauenden Zeus die nöthigen Bemerkungen gemacht, weiter: dazu komme als Beſtätigung, daß er mit ihnen die Hippomolgen, Galactophagen und Abier zuſammenſtelle, welches die auf Wagen wohnenden Skythen und Sarmaten ſeien; denn jetzt ſeien dieſe Völker ſammt den Baſtarnen mit den Thraciern vermiſcht; mehr mit denen jenſeit, aber doch auch mit denen diesſeit des Iſters (der Donau) und mit dieſen auch die keltiſchen Völker, die Bojer, Scordisker und Taurisker. Poſidonius ſagt, die Myſier enthalten ſich alles Lebendigen aus Frömmigkeit, daher auch alles Zuchtviehes, deswegen heißen ſie Gottesfürchtige und Rauchwandler[4]) (im Rauche Wandelnde). Es gebe auch einige Thrakier, welche ohne Weiber leben, und welche ſie Kriſten nennen; dieſe werden für ſehr heilig gehalten, und leben ohne Gefahr. Dieſe alle bezeichne der Dichter überhaupt durch die Namen:

— — — — — καὶ ἀγαυῶν Ἱππημολγῶν
Γλακτοφάγων, Ἀβίων τε, δικαιοτάτων ἀνθρώπων.

Abier nenne er ſie hauptſächlich, weil ſie ohne Weiber leben, indem er das eheloſe Leben für ein halbes halte, wie er auch das Haus des Proteſilaus, weil es ſeiner Weiber beraubt war, ein halbfertiges nenne. Gegen dieſe Anſichten des Poſidonius tritt Strabon mit Folgendem in die Schranken: es könne das nicht gelten, daß ſie hauptſächlich wegen ihres eheloſen Lebens, und nicht, weil ſie ohne Hausweſen waren und auf Wagen ihr Leben zubrachten, Abier genannt worden ſeien, und da die meiſten Vergehen in Folge von Verträgen und wegen der Werthſchätzung des Geldes ſtattfänden, ſo ſeien ſie wol deswegen die gerechteſten genannt worden, weil ſie für ihre einfache Lebensart wenig bedürfen; indem auch die Philoſophen, welche die Mäßigkeit neben die Gerechtigkeit ſetzen, die Genügſamkeit und Einfachheit ſich zu eigen zu machen geſucht, ſodaß einige aus Übertreibung in den Cynismus gerathen ſeien. Daß ſie aber ohne Weiber leben ſollen, dies anzunehmen, ſei kein Grund vorhanden, namentlich bei den Thrakieen, und unter dieſen bei den Geten. Strabon handelt nun zunächſt von der Vielweiberei derſelben, und dem Zamolxis, und kommt dann wieder auf die Skythen. Von dem, was die Galactophagen betrifft, bemerken wir Folgendes: Ephorus, nachdem er in dem vierten Buche ſeiner Geſchichte, welches Europa überſchrieben ſei, dieſen Welttheil bis zu den Skythen durchgegangen habe, ſage am Ende, es ſei die Lebensart der Sarmaten von der Lebensart dee übrigen Skythen verſchieden; denn dieſe ſeien roh, ſodaß ſie ſogar Menſchen eſſen; jene enthielten

---

2) Aus *ἵππος*, Roß, und *ἀμέλγειν, ἀμέργειν*, mulgere, lettiſch milxti, melken, gebildet. Vgl. das ſanſkritiſche mridsch, abstergere, mulcere. Milch lautet im Althochteutſchen Miluh, goth. Miluks, angl. Meoloc, meolc (engliſch Milk), frieſiſch Melok, altnordiſch Miölk, ſchwediſch mjölk, däniſch Melk (bei den Lappen Melke, Milke), altſlawiſch Mljeka, ſerbiſch Mlijeko, wendiſch mloko, lüneburgiſch-wendiſch Melauka, böhmiſch, ſlowakiſch, polniſch mleka, ruſſiſch moloka. 3) Das *ἄβιος* wird dreifach abgeleitet, und bei dieſen Ableitungen finden wieder verſchiedene Auslegungen ſtatt: 1) welches die gewöhnlichſte Ableitung iſt, von *βίος*, Leben, a) *βίος*, Lebensunterhalt, alſo *ἄβιος*, ohne Lebensunterhalt, dürftig, oder wird das *ἀ* nicht als privativ, ſondern als den Sinn verſtärkend genommen, mit vielem Lebensunterhalt, alſo hier in Beziehung auf die Hippomolgen, keinen Mangel an Stutenmilch habend, ihre Nahrung ohne große Arbeit gewinnend, b) von *βιός*, in der Bedeutung von Leben, Lebenskraft, *ἄβιοι*, lange lebend; 2) von *βιός*, Bogen, alſo *ἄβιοι*, ohne Bogen, Waffen, welches der idealiſchen Auffaſſung der Hippomolgen auch entſpricht, oder 3) von *βία*, Gewalt, *ἄβιοι*, keine Gewalt anwendend, nicht gewaltthätig.

4) *καπνοβάται*, welches Holſtein (ad *Steph.* 29) in *καπνοπάται*, Rauchеſſer, Rauchzehrer, Rauchleber (vom Rauche Lebende), verbeſſern zu müſſen geglaubt. Dieſe angebliche Verbeſſerung hat vielen Beifall gefunden. Man nimmt an, ſie ſeien Raucheſſer von den immerwährenden Opfern genannt; doch auch bei dieſer Deutung gibt *καπνοβάται* denſelben Sinn. Rauchwandler, im Rauche Wandelnde, hießen ſie aber aller Wahrſcheinlichkeit nach deshalb, weil ſie als ſolche, deren Hauptnahrung Milch und das aus derſelben Erzeugte war, viel auf Viehzucht hielten, und nicht nur von ihrem Zuchtvieh keins ſchlachteten, ſondern auch, wie die Lappländer in Beziehung auf ihre Rennthiere noch heute thun, ihr Vieh durch Rauch vor den Anfällen der Inſekten ſchützten, vornehmlich, wenn ſie daſſelbe melken. Sie ſelbſt wurden daher auch von Rauch umgeben, und konnten Rauchwandler genannt werden.

Digitized by Google

ſich alles Lebenden. Andere Schriftſteller, ſage er (Ephorus), reden über ihre Rohheit, weil ſie den erſchütternden Eindruck kennen, den das Schreckliche und Außerordentliche macht. Sie hätten aber das Gegentheil ſagen und durch Beiſpiele darthun ſollen; daher wolle er ſelbſt von denen reden, welche die gerechteſten in ihrer Lebensart ſeien. Denn, ſage er (Ephorus), es gebe gewiſſe nomadiſche Skythen, die ſich von Pferdemilch nähren, und durch Gerechtigkeit ſich vor allen auszeichnen; deren auch die Dichter erwähnen. Homer ſage, Zeus ſchaue das Land der

> Glaktophagen, der Abier auch, der gerechteſten Menſchen.

Und Heſiodus in der ſogenannten Erdbeſchreibung ſage, Phinnus ſei gejagt worden: In das Land der Milcheſſenden, die auf Wagen ſich Häuſer errichten. Hierauf gebe er (Ephorus) die Urſache an, warum ſie ſo gering und ohne Gelderwerb leben, ſo rechtſchaffen ſich gegen einander betragen, weil ſie nämlich alles gemeinſchaftlich haben, Weiber, Kinder und Verwandte; und warum ſie von außen der unüberwindlich ſeien, weil ſie nichts haben, um deſſen willen man ſie unterjochen könnte. Er führe auch eine Stelle aus Chörilus an, der in ſeinem Gedicht von dem Übergang über die Brücke, welche Darius ſchlagen ließ, ſage

> Lämmerweidende Saken, vom Stamme der Skythen, bewohnten
> Aſia's Weizengefild. Sie waren ein Zweig der Nomaden
> Rechtlich lebender Menſchen [5]).

Nachdem Strabon weiter das angeführt hat, was Ephorus von den Skythen ſagt, und gezeigt hat, daß die Töpferſcheibe keine Erfindung des Anacharſis ſei, fährt er (Strabon) fort: er habe zeigen wollen, daß es allgemeine Annahme ſei, daß diejenigen Nomaden, welche am weiteſten von andern Menſchen entfernt ſeien, von Milch leben, arm und gerecht ſeien, daß dies jedoch keine Erfindung von Homer ſei. Über die Myſier, die bei Homer vorkommen, müſſe ſich Apollodor auch erklären, ob er glaube, auch dieſe ſeien eine Erfindung, wenn der Dichter ſage: nah kämpfende Myſer und bewunderungswerthe Hippomolgen. Keine Erfindung iſt, was Homer von dieſen Galactophagen ſagt, nicht, aber er ſtellt ſie dar, wie ſie in der verſchönernden Sage zu ſeiner Kunde gekommen waren, und faßt ſie nur in dieſer Beziehung auf. Strabon bemerkt, indem er ſeine und des Poſidonius Meinungen mit denen der Gegner des Eratoſthenes und des Apollodorus vergleicht, ſie ſagen, Homer erwähne keiner Skythen, nicht ihrer Grauſamkeit gegen Fremde, die ſie ſchlachten und verzehren und deren Schädel ſie als Trinkſchale gebrauchen, weswegen auch der Pontus den Namen des unwirthbaren erhalten habe; dagegen fable er (Homer) [6]) von herrlichen Hippomolgen, Galactophagen und Abiern, den gerechteſten der Menſchen, welche es nirgends gebe. Wie haben aber, fragt Strabon dagegen, die Älteren den Pontus unwirthbar nennen können, wenn ſie nicht die Rohheit und die Völker gekannt, die ſie hauptſächlich ausgeübt, welches eben die Skythen ſeien. Und ſeien die jenſeit der Myſier, Thrakier und Geten gelegenen Völker keine Hippomolgen, Galactophagen und Abier? Sie leben doch auch jetzt noch auf Wagen [7]), heißen Nomaden und nähren ſich von Heerden, Milch und Käſe, vornehmlich von Pferdekäſe. Das Schätzeſammeln und den Kleinhandel kennen ſie nicht, ausgenommen Waare um Waare. Wie ſolle alſo der Dichter die Skythen nicht gekannt haben, da er einige Hippomolgen und Galactophagen nenne. Daß man ſie aber damals Hippomolgen genannt, bezeuge auch Heſiodus in den von Eratoſthenes angeführten Worten: Lygier und Äthiopen und pferdemelkende Skythen (Σκύθας ἱππημολγούς). Und ſei es ein Wunder, daß er (Homer), da bei uns, fährt Strabon fort, mit der Erweiterung des Handelsverkehrs auch die Betrügerei zugenommen hat, diejenigen bewunderungswürdig und die allergerechteſten nennt, welche am wenigſten Handelsverkehr und Geldgeſchäfte treiben, ſondern Alles, nur nicht Schwert und Becher gemeinſchaftlich haben, ſogar nach Platoniſcher Lehre, Weiber und Kinder? Auch Äſchylus ſtimmt augenſcheinlich mit dem Dichter überein, wo er von den Skythen ſagt: Skythia's gerechtes, pferdekäſeſpeißend Volk. Dieſe Meinung von ihnen herrſcht noch jetzt bei den Griechen. Denn wir, ſagt Strabon weiter, halten ſie für die einfachſten und argloſeſten Menſchen, und für viel ſparſamer und genügſamer, als wir ſind u. ſ. w. Weiter unten bemerkt Strabon von den Roxolanen: „Die Zelte der Nomaden ſind dicht, und über die Wagen geſpannt, auf denen ſie leben. Um die Zelte herum ſind die Heerden, von deren Milch, Käſe und Fleiſch ſie leben. Sie ziehen den Weideplätzen nach, indem ſie ſich grasreiche Gegenden ausſuchen, im Winter leben ſie an den Sümpfen um die Mäotis, im Sommer auf dem ebenen Lande. Wiederholt wird des Käſes, und vornehmlich des Pferdekäſes gedacht. Ob aber in Beziehung auf die Galactophagen τύρος in der eigentlichen, gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen, macht Plinius zweifelhaft, denn er ſagt Lib. XI, 97: Mirum barbaras gentes, quae lacte vivunt, ignorare aut spernere tot seculis casei dotem, densantes id alioqui in acorem jucundum et pingue butyrum: spuma id est lactis, concretiorque, quam quod serum vocatur. Non omittendum in eo olei vim esse et barbaros omnes, infantesque nostros ungui. Auch von den Germanen ſagt Tacitus (Germ. 23) nicht, daß ſie Käſe gegeſſen, ſondern drückt ſich aus: Cibi simplices: agrestia poma, recens fera, aut lac concretum,

5) Krüger, Strabon's Geographie. Überſetzt. 5. Bdchn. S. 571. 6) Weiter oben ſagt Strabon im Betreff der Behauptung des Eratoſthenes, welcher Poſidonius beitrete, daß Homer und andere ältere Dichter zwar wol die griechiſchen Sachen, aber außerhalb Griechenlands aus Unkunde weiter Wege und Schiffahrt gar Nichts gewußt hätten. Von den ungefähr 40 Flüſſen, welche ſich in den Pontus ergießen, nenne er (Homer) nicht einmal einen von den allerbekannteſten, z. B. den Iſter, Boryſthenes, Hypanis, Phaſis, Thermodon, Halys. Auch der Skythen erwähne er nicht; alle ſeien ihm herrliche Hippomolgen und Galactophagen, und Abier.

7) Vgl. den Horatius, welcher auch von den Skythen ſagt: Quorum plaustra vagas rite trahunt domus. *Justinus*, Hist. Lib. II. C. 2, da, wo er von den Skythen handelt: Hominibus inter se nulli fines, neque enim agrum exercent: nec domus illis ulla, aut tectum, aut sedes est, armenta et pecora pascentibus, et per incultas solitudines errare solitis. Uxores liberosque secum in plaustris vehunt, quibus, coriis, imbrium hiemisque causa tectis pro domibus utuntur.

Digitized by Google

alſo geronnene Milch. Nach Hippokrates ſoll βούτυρον, Butter, ein ſkythiſches Wort ſein. Aber dieſes iſt es wol blos ſeiner Bedeutung nach, nicht ſeinen Wurzelwörtern nach, denn ſonſt müſſen wir auch βοῦς, Rind, und τυρός, Käſe, als ſkythiſche Wörter annehmen. Man muß daher βούτυρον als eine Überſetzung aus dem Skythiſchen anſehen, und dieſes annehmen, daß die Griechen die Butter erſt von den Skythen haben kennen lernen. Die Butter iſt aber nach der Kuh genannt, weil die Kuhmilch die geeignetſte zum Buttermachen iſt. Wenn ein Neuerer bemerkt [8]), daß die Sitte eines Theiles dieſer Steppenvölker, die **Roſſe zu melken** (welche Göbel bei den Kirgiſen, Tataren und Kalmücken bemerkt habe), und aus der Milch der Stuten ein angenehmes Getränk (Kumis) zu bereiten ſchon dem alten Homer (Il. XIII, 5) bekannt geweſen, er nenne dieſe Völker deßhalb Hippomolgen und Galactophagen (Stutenmelker und Milchfreſſer) [9]), ſo geht dieſes aus den genannten Ausdrücken keineswegs hervor, ſondern nur dieſes, daß ſich dieſe durch Hippomolgen, Galactophagen bezeichneten Nachbarn der Myſier von Milch, und vornehmlich von Pferdemilch [10]) genährt. Sowie auch Juſtinus (Lib. II. Cap. 2) von der Nahrung der Skythen ſagt: lacte et melle vescuntur. Hätte Homer die Skythen durch Kumiſtrinker bezeichnen wollen, ſo hätte er ſie nicht *γλακτόφαγοι* (Milcheſſer), ſondern *γλακτοπόται* (Milchtrinker) genannt. Sowie Columella (Lib. VII. Cap. 2) da, wo er von dem Nutzen der Schafe handelt, ſagt: Tum etiam casei lactisque abundantia non solum agrestes saturat, sed etiam elegantium mensas jucundis et numerosis dapibus exornat. Quibusdam vero nationibus frumenti expertibus victum commodat, ex quo Nomadum Getarumque plurimi *γαλακτοπόται* dicuntur. (*Ferdinand Wachter.*)

GALACTOPOEA, GALACTOPOETICA, auch wol GALACTOPHORA (milchmachende Mittel), heißen einige Arzneimittel, die in beſonderer Beziehung zu den Milchdrüſen ſtehen, wie der Fenchel. Die beſten milchmachenden Mittel aber ſind kräftige Speiſen und Getränke und eine geſundheitsgemäße Lebensweiſe. (*F. W. Theile.*)

8) Fr. **Kruſe**, Analyſe der Karte von der Kirgiſenſteppe zwiſchen der Wolga und dem Ural, nebſt hiſtoriſchen Anmerkungen über den frühern Zuſtand dieſer, ſowie der benachbarten Steppengegenden zwiſchen dem Don und der Wolga, inſonderheit zu den Zeiten der Griechen und Römer, bei **Göbel**, Reiſe in die Steppen des ſüdlichen Rußlands. 2. Th. 9. Abſchn. S. 366. 9) „Auch Heſiodus," fährt Kruſe fort, „kennt die roßmelkenden Skythen" (*Σκύθας ἱππημολγούς*. Strabo p. 300), und Äſchylus erwähnt: „des Stutenkäſes Zehrer ſittiges Skythenvolk." Aber auch hieraus geht hervor, daß die Hellenen die Skythen als Erzeugniſſe aus der Stutenmilch Speiſende kannten; nicht aber läßt ſich daraus beweiſen, daß ſie auch ſchon damals ein berauſchendes Getränk (Kumis) aus der Stutenmilch bereitet haben. 10) „Jetzt nennen," bemerkt **Kruſe** S. 366. 367, „die Kalmücken die Pferdemilch Tſchigan, und nur die Reicheren genießen dieſe nach Zwick (Die Gräber in den kaukaſiſchen, Don- und Wolgagegenden, in Dorpater Jahrbüchern V, IV. S. 22 u. 25), während die Ärmeren ſich mit geſäuerter Kuhmilch behelfen. Der Tſchigaitſchi oder Stutenmelker iſt aber ein höherer fürſtlicher Diener. **Stutenkäſe**, welcher aus dicker Pferdemilch, die man auf Filz ausgebreitet, gemacht wird, lernt man aus Parrot (Reiſe nach dem Ararat S. 15) kennen.

GALACTORRHOEA, (**Milchfluß, Milchruhr.**) Die Milch kann während des Säugungsgeſchäfts in zu reichlicher Menge abgeſondert werden, oder die Milchabſonderung kann ſich dauernd erhalten, wenn auch das Kind gar nicht geſäugt wird, oder wenn es bereits entwöhnt wurde. In beiden Fällen bezeichnet man den Zuſtand der Brüſte als Galactorrhoe (von *τὸ γάλα*, die Milch, und *ῥέω*, ich fließe.) Dieſer Milchfluß kann die Geſundheit untergraben und durch Abzehrung ſelbſt zum Tode führen.

Im Allgemeinen wird das Leiden ohne Schwierigkeit erkannt werden können, zumal wenn es bei ſchwächlichen, reizbaren Frauen vorkommt. Die Brüſte ſind fortwährend angeſchwollen und turgescirend, die Warzen ſpringen ſtark vor, ſind auch wol geröthet, die Milch entleert ſich während des Säugens in ſolcher Menge, daß ſie dem Kinde zum Theil wieder aus dem Munde läuft, und außer der Säugungszeit tröpfelt ſie freiwillig aus, und durchnäßt die Kleider. Bei ſolch übermäßigem Säfteverluſte ſtellt ſich früher oder ſpäter eine Reizbarkeit des Nervenſyſtems ein (Schwindel, Mattigkeit, Neigung zum Schwitzen), das Geſicht wird blaß, die Kräfte nehmen ab, es beginnt Abmagerung. Dazu kommt weiterhin ein Ziehen in den Gliedmaßen, Druck und Stiche im Rückgrathe und in der Bruſt. Hält der Säfteverluſt noch länger an, ſo ſtellt ſich ein lentescirendes Fieber ein mit trocknem Huſten, weiterhin mit eiterigem Auswurfe, mit einem Worte eine vollſtändige Abzehrung (Tabes lactea s. nutricum. Atrophia lactantium). — Von ſelbſt verſteht es ſich, daß das einmalige Ausfließen der Milch aus den gefüllten Brüſten nicht ſogleich als Galactorrhoe bezeichnet werden darf. Es kommt auf die Dauer dieſer copiöſen Abſonderung, auf die individuelle Conſtitution, auf das Geſammtbefinden der Frau während des andauernden Verluſtes an.

Die Galactorrhoe läßt ſich im Allgemeinen ohne Schwierigkeit beſeitigen, wenn ſie nicht ſchon zu lange anhielt, daß ſie ein habituelles Übel geworden iſt, und wenn nicht das Fieber ſchon zu intenſiv oder anhaltend geworden iſt. Ihr nachtheiliger Einfluß auf die Geſundheit beruht hauptſächlich auf der erſchöpfenden Conſumtion der nährenden Säfte, nicht aber in einer qualitativen Umänderung derſelben. Indeſſen nahm allerdings J. Frank eine Verwandtſchaft der Galactorrhoe mit der Harnruhr an.

Die Behandlung verlangt, wenigſtens bei ſehr ſtark entwickelter Galactorrhoe, vor allem auch das allmälige Aufhören des Säugungsgeſchäftes, damit der äußere Reiz beſeitigt wird, welcher die normale Milchabſonderung unterhält; dabei kann es vortheilhaft ſein, kalte Waſchungen der Brüſte, der Oberarme zu verordnen, um die erſchlafften Theile zu ſtärken. Gleichzeitig müſſen aber ableitende Potenzen einwirken, und dieſe ſind am natürlichſten auf das den Milchdrüſen conſenſuell ſo innig verbundene Organ, auf den Uterus, zu richten. Die im Wochenbette erloſchene Uterinthätigkeit muß durch Fomentationen, lauwarme Umſchläge auf die Genitalien, oder ſelbſt Injectionen in die Mutterſcheide wieder geweckt

werden, daß ſich die Menſtruation einſtellt. Gelind abführende Mittel, wenn die Kräfte nicht bereits geſunken ſind, Beförderung der Hautthätigkeit, werden ebenfalls die erhöhte Thätigkeit der Milchdrüſen antagoniſtiſch herabſtimmen. Bei ſehr geſunkenen Kräften müſſen auch wol China, Wein, Eiſen und andere Tonica zu Hilfe genommen werden. (*F. W. Theile.*)

GALACTURIA (Milchharnen). Mediciniſche Schriftſteller erwähnen nicht ſelten die Entleerung eines milchigen Harnes. Daß aber wahre Milch mit dem Harne ausgeſchieden werde, etwa in einem Falle, wo die Milch in den Milchgängen zurückgehalten, und von den aufſaugenden Gefäßen aufgenommen wird, das iſt ſehr unwahrſcheinlich (ſ. Robert Willis, Die Krankheiten des Harnſyſtems; überſetzt von Heuſinger. [Eiſenach 1841.] S. 194). Der ſogenannte milchige Harn iſt wol im Allgemeinen nichts Anderes, als ein von vielem beigemiſchten Eiter graulich oder weißlich getrübter Harn. (*F. W. Theile.*)

GALÄGIA, *Καλαίγια*, eine Stadt in Germanien, die Ptolemäus unter 37° 30′ L. und 52° 20′ Br. zehn Meilen nordöſtlich von Argelia ſetzt. Mannert ſetzt den Ort an den Zuſammenfluß von Elbe und Saale, Andere verſtehen Halle an der Saale und bringen die erſte Sylbe mit ἅλς in Verbindung. Reichardt, der Argelia entſchieden für Egeln nimmt, erklärt Galägia für Gardelegen, namentlich vom Gleichklange der Namen geleitet. (*Daniel.*)

Galago, ſ. Otolicnus.

GALAM oder GHALAM[1]), ein Staat im öſtlichen Senegambien. Er grenzt im Norden an den Senegal (der hier 150 geographiſche Meilen von der Mündung entfernt iſt) und Futa-Damga, im Weſten an Futa-Damga (Grenze der Marigot N'Guerere), ſüdlich an Bondu und Bambuk, öſtlich an Bambuk und Kaſſon. Da, wo der Senegal aus den Gebirgen des Innern heraustritt und in den Katarakten von Govima und Feluh die letzten entgegenſtehenden Ketten durchſetzt, ſchließt ſich, als Übergang zum Niederlande, eine pittoreske, liebliche Hügellandſchaft an, welche der ſchöne Fluß in vielen Krümmungen durchfließt. Das iſt Galam. Den Hauptſtamm der Bevölkerung bilden die Serrawulli (ſo bei Golberry und Mungo Park) oder Sarrakolets (bei Raffenel), ein Muhammedaniſches Volk, das wieder in mehre Abtheilungen zerfällt, die zum Theil über die Grenzen von Galam hinaus wohnen. So umfaſſen die Guidiagas den kriegeriſchen Stamm der Bakiri und den Marebutſtamm der Saybobes, der ſich ausſchließlich den Geſchäften des Prieſterſtandes widmet. Sie ſtammen eigentlich aus der Gegend zwiſchen Kaarta und Segu, wurden durch bürgerliche Kriege vertrieben und bemächtigten ſich Galams, wo damals flüchtige Peuls aus Futa-Dſchalon wohnten. Die Guihimahas wohnen auf dem rechten Senegalufer, ſind mit Mauren vermiſcht und ihnen zinspflichtig. Sie leben mit der vorigen Abtheilung in Streit. Die Aërankes wohnen beſonders in dem an Galam grenzenden Theile von Futa-Damga. Die N'Diavebes, aus Jaloff und kurz nach den Guidiagas eingewandert, bilden nur einen geringen Theil der Bevölkerung in den Dörfern Bakel und Mendori.

Die Serrawullis ſind kohlſchwarz und in dieſer Hinſicht von den Jaloffs nicht zu unterſcheiden. Sie haben aber eine eigene Sprache, welche auch in den Reichen Kaſſon, Kaarta, Ludamar und den nördlichen Theilen von Bambarra verſtanden wird. Sie iſt reich an Gutturalen und nicht ſo wohlklingend als die Fulahſprache. Mungo Park theilt als Probe die Zahlen bis Zehn mit:

Eins	—	Bani.
Zwei	—	Fillo.
Drei	—	Sicco.
Vier	—	Narrato.
Fünf	—	Karrago.
Sechs	—	Toomo.
Sieben	—	Nero.
Acht	—	Sego.
Neun	—	Kabbo.
Zehn	—	Tamo.
Zwanzig	—	Tamo di fillo.

Jagd und Fiſcherei wird von den Serrawullis wenig getrieben, fleißiger der Ackerbau. Vorzüglich baut man Baumwolle; die Frauen verſammeln ſich zu Zwanzigen auf dem Felde, um den Flaum von den Körnern zu trennen, was mit kleinen Stäben geſchieht, die ſie ſehr ſchnell über die auf Matten gelegte Baumwolle hinrollen. Dieſe Arbeit geſchieht immer während der Nacht; durch Geſang und Muſik erhält man die Munterkeit der Arbeiterinnen. Man baut auch Indigo und erhält daraus eine herrliche Farbe. Handwerke angehend, ſo erwähnt Raffenel Weber, Schuſter und Schmiede in Galam, und bemerkt, die beiden letzten Gewerbzweige ſeien durch die Mauren eingeführt.

Mit dem Allem iſt aber noch nicht die Lebensform genannt, welcher der Serrawulli mit entſchiedener Vorliebe zugethan iſt. Er hat eine entſchiedene Wanderluſt, ein Talent, mit fremden Völkern zu verkehren; er iſt mit einem Worte ein geborener Kaufmann, der unermüdet beſtrebt iſt, Reichthum zu gewinnen. Die Lage von Galam kommt ihnen dabei wohl zu Statten, denn hier concentriren ſich die Handelswege der Europäer von Weſten, der Mauren von Norden, der Mandingo von Oſten. Im ganzen nördlichen Senegambien haben die Serrawulli ihre Colonien und Handelsfactoreien, alſo daß Berghaus eine Parallele mit dem Hanſabunde zieht. Von den Nationen, unter denen ſie ſich ſo niederlaſſen, geachtet, durchziehen ſie ſcharenweiſe das Land und bieten ihre Waaren aus, vor Allem Salz und baumwollene Zeuche. Kommt ein

1) Mungo Park verſichert, daß der Name Galam von den Franzoſen gebraucht werde, von den Eingebornen Kadſchaja oder Kajaaga. Außer ſeiner Reiſe 1795—1797 und anderen Berichten, von denen wir nur *Durand*, Voyage au Sénégal etc., suivi de la relation d'un voyage par terre de St. Louis à Galam. (Paris 1802.) 2 Bde. und Rubault, Landreiſe nach Galam 1786 nennen, iſt beſonders zu vergleichen: Reiſe in Senegambien und durch die Länder Galam, Bondu u. ſ. a., auf Befehl der franzöſiſchen Regierung 1843 und 1844, ausgeführt u. ſ. w. von A. Raffenel, überſetzt von Schmitt. (Stuttgart 1846.)

Digitized by Google

Kaufmann von ſeiner Reiſe zurück, ſo verſammeln ſich ſogleich die Nachbaren, um ihm zu ſeiner Rückkehr Glück zu wünſchen. Bei dieſen Gelegenheiten zeigt der Reiſende ſeinen Reichthum und ſeine Freigebigkeit, indem er ſeinen Freunden einige Geſchenke gibt. Wenn er aber nicht glücklich geweſen iſt, nimmt die Aufwartung bald ein Ende. Jeder betrachtet ihn als einen Mann ohne Verſtand, welcher eine lange Reiſe unternahm „und Nichts als die Haare auf ſeinem Kopfe zurückbrachte."

Der Charakter der Serrawullis wird gerühmt. Sie haben ſanfte, friedliche Sitten und auch im Handel hält man ſie für ziemlich billig und ehrlich. Ihre Tänze hält Raffenel für züchtiger, als die anderer Neger; Mungo Park ſchienen ſie mehr in geilen Gebärden, als in muskulöſer Anſtrengung oder in graziöſen Stellungen zu beſtehen.

Der Staat von Galam zerfällt in zwei durch den Faleme getrennte Theile: der weſtliche heißt Goye oder Guey, oder Unter-Galam, der öſtliche Kamera oder Ober-Galam. Früher ſtanden beide unter einem Oberhaupte oder Tunka; dieſe Würde erbt, wie in vielen Staaten jener Gegend, auf das älteſte männliche Mitglied der herrſchenden Familie, ſodaß meiſt abgelebte alte Leute die Krone erben. Der Tunka, den Raffenel in Goye traf, war 70—80 Jahre alt. Ihm ſtand eine Art Nationalrepräſentation zur Seite, ein Ausſchuß aus dem Stamme der Bakiris und der Saybobes. Doch wir deuteten oben eine Spaltung in dieſer einheitlichen Regierung an. Grade als die oben erwähnten N'Diayebes einwanderten, war der Hauptſtamm der Bakiris in zwei Parteien geſpalten. Kamera, das Haupt der einen, zog ſich über den Faleme, gründete dort in der Nähe der Mündung das Dorf Gutube und ſetzte von da aus den Kampf gegen die andere Partei fort, deren Anführer Goye hieß. Endlich beſiegte die Partei den Goye, namentlich durch die bis dahin in Galam unbekannte Reiterei der N'Diayebes die Feinde bei Dinduſaë, und ganz Galam gehorchte wieder einem Oberhaupte. So blieb es bis 1833. Da fing Samba-Jariun, ein mächtiger Häuptling in Kamera, mit dem Tunka Samba-Kumba-Diama Streit an, fiel 1834, mit den Bambaras verbündet, in Goye ein, erſtürmte die Reſidenz Tuabo und metzelte in einem gräßlichen Blutbade die Weiber und jüngeren Kinder des königlichen Hauſes nieder. Der Tunka ſelbſt hatte ſich mit ſeinen älteſten Söhnen zufällig in Bakel befunden und verlegte nun ſeine Reſidenz nach Konuguel. Als Raffenel reiſte, beſtand die Trennung zwiſchen Goye und Kamera (wo Samba's Kinder regierten) noch fort; ſpäter ſoll eine Ausſöhnung erfolgt ſein.

Was die Verbindung mit Europäern anlangt, ſo bemerkt Mungo Park, die Serrawulli trieben einigen Sklavenhandel nach den britiſchen Factoreien am Gambia, hätten aber ehedem einen großen Handel mit den Franzoſen in Gold und Sklaven getrieben [2]). Jährlich kam eine franzöſiſche Handelsflotte den Senegal herauf nach der befeſtigten Handelsloge St. Joſeph, die 1702 bei Dramanet angelegt war. Dort wurde unter dem Zuſammenſtrömen vieler Neger aus der Ferne großer Jahrmarkt gehalten. Die Neger brachten Gold, Elfenbein, Hirſe, Mais, Gummi, Farbeholz, Galam- oder Bambuksbutter, und empfingen von den Franzoſen baumwollene Zeuche, Schieß- und Seitengewehre, Glaswerk, Metallwaaren, Papier und Salz. Bei dem Orte Manaka lag noch eine andere franzöſiſche Anſiedelung, St. Charles. Nach den Zeiten der großen Kriege hatten die Franzoſen die Verbindung mit Galam wieder angeknüpft; ſtatt der oben genannten, jetzt wüſten Factoreien haben ſie ihren Hauptſitz in Bakel, wovon weiter unten. Raffenel erzählt, daß die Söhne der Tunka von Goye, in der Miſſionsſchule von St. Louis gebildet, Franzöſiſch ſprachen, laſen und ſchrieben, aber nur dem Namen nach Chriſten waren.

Mungo Park kam in Galam zuerſt in die Grenzſtadt gegen Bondu, Joay (Dſchung). Sie war mit einem hohen Walle (Jata) umgeben und die Beſitzung jedes Einzelnen mit einem beſondern Walle; dieſe Bauart iſt bei allen Orten in Galam gewöhnlich. Im Weſten der Stadt war ein kleiner Fluß, an deſſen Ufern die Bewohner (auf 2000 geſchätzt) Tabak und Zwiebeln bauten. In der Nähe lag eine andere Stadt, Dramanet, die nach Einigen 4000 Einwohner haben ſoll. Um nicht nach Maana, der Reſidenz des Königs, geſchleppt zu werden, flüchtete der Reiſende in das Nachbarreich Kaſſon; auf dem Wege berührte er Gungadi (eine große Stadt mit einer lehmenen Moſchee mit ſechs Thürmchen, auf denen Straußeneier ſtanden), Samel am Senegal, Dorf Kayel, auf beiden Ufern deſſelben Fluſſes, der hier einen Waſſerfall macht.

Raffenel iſt in Aufzählung der von ihm beſuchten Gegenden in Galam ſehr genau; wir nennen nur die beiden wichtigſten Orte.

Bakel, 14° 53′ 30″ nördl. Br., 14° 41′ 40″ weſtl. L. von Paris, ein großes, aber ſchmutziges und ungeſundes Dorf, nach der Grenze von Futa-Damga am Senegal, iſt durch Raffenel's Urtheil in politiſcher und commercieller Beziehung jetzt die wichtigſte franzöſiſche Niederlaſſung am Senegal. Seit 1819 iſt hier ein Handelscomptoir: eine ſchwache Mauer und Schießſcharten umgibt daſſelbe, und es liegt eine Beſatzung von 25 Mann mit einigen kleinen Kanonen darin. Einige hundert Schritte ſüdweſtlich liegt auf einem Hügel das Fort, welches Comptoir und Dorf beherrſcht. So lange europäiſche Beſatzung hier lag, war die Sterblichkeit ungeheuer [3]); ſeit 1828 liegen nur ſchwarze Soldaten hier (1843: 26 und 30 Laptets oder Mebroren), und der Commandant iſt gewöhnlich ein Eingeborner von St. Louis. Das Fort hat eilf Kanonen von verſchiedenem Kaliber.

Konuguel, iſt ſeit der Zerſtörung von Tualo die Reſidenz des Tunka. Der ebenfalls ſehr ſchmutzige Ort

2) Die Franzoſen ſind zuerſt 1698 nach Galam gekommen. Damals verkauften die Bewohner z. B. für einen Bogen Papier die fetteſte Henne.

3) Mungo Park meint, das Klima von Galam ſei reiner und geſunder, als in einem der Küſtenländer, und dies mag relativ richtig ſein. Raffenel's Berichte geben hier das Richtige; auch ſeine Reiſegeſellſchaft kam nicht aus den Fiebern heraus.

Digitized by Google

beſteht aus drei Theilen. Der mittlere, mit einer ſtarken Tata umgebene, liegt auf einem Quarzhügel, der an den Senegal ſtößt; die andern Theile liegen offen zu beiden Seiten in der Ebene. Schöne Hirſe-, Baumwollen- und Piſtazienfelder umgeben den ſüdöſtlichen Theil.

Andere Orte: Makadugu, 13° 30′ 00″ nördl. Br., 11° 43′ 15″ weſtl. L. von Paris, Reſidenz des Uſurpators von Kamera, Lanel, Kaignu, auf einer Inſel im Senegal, Tafalisga, Dorf mit einer Moſchee u. a. (*Daniel.*)

GALAMBUTTER, iſt ein butterartiges, ſich gut haltendes Pflanzenfett, welches im innern Afrika (namentlich im Reiche Galam) und in Oſtindien aus den Samen einiger baumartigen Gewächſe gepreßt wird, die zu der Familie der Sapotaceae gehören, nämlich Bassia longifolia, latifolia und butyracea. Die Galambutter wird nicht nur zum Brennen, zur Bereitung von Seiſe und für andere techniſche Zwecke benutzt, ſondern ſie dient auch als Nahrungsmittel. Man unterſcheidet übrigens die eigentliche Galambutter oder Galahambutter, welche manche Ähnlichkeit mit der Cacaobutter hat, nur röthlicher und weicher iſt, und die Bambucbutter oder Bamburrabutter, welche in Oſtindien Fulmah oder Fulmarah genannt wird, und die Dicke des Schweinefetts beſitzt. Über eine beſtimmte Beziehung des einen oder des andern Baumes zu dieſen Butterſorten iſt man aber nicht im Reinen. (*F. W. Theile.*)

Galauga Offic., ſ. Alpinia.

GALANINO (Baldassare), auch Baldassare Aloisi oder Alvigi genannt (wodurch ſich Orlandi verleiten ließ, irrig zwei Perſonen anzunehmen), wurde 1578 zu Bologna geboren. Ein Anverwandter der Carracci, empfing er auch in der Schule derſelben ſeine künſtleriſche Bildung und gereicht derſelben ſpäter zu einer ihrer beſten Zierden. Er leiſtete Ausgezeichnetes ſowol in der Hiſtorienmalerei als im Portrait, ſeine Arbeiten tragen aber alle den unverkennbaren Stempel der Schule, ſodaß man ſie von Manier nicht ganz freizuſprechen vermag. Mit Lodovico Carracci arbeitete er im Kloſter S. Michele in Bosco, und auch in Rom führte er viele Arbeiten aus. Obgleich ein Künſtler von anerkanntem Verdienſte, ſoll ihm doch, wie Lanzi ſagt, das Glück nicht günſtig geweſen ſein. Er ſtarb 1638 zu Bologna. Bartſch in ſeinem Peintre-Graveur T. 18. p. 335 beſchreibt von ihm eine Folge von 51 Blättern nach Rafael's Logen im Vatican, ſowie einen heiligen Rochus nach Annib. Carracci, welche Galanino mit geiſtreicher, aber nachläſſiger Nadel auf Kupfer radirte. (*H. Weber.*)

GALANTERIE (ſprachlich und geſchichtlich), italieniſch und ſpaniſch Galanteria, franzöſiſch Galanterie, engliſch Gallantry iſt gebildet aus dem italieniſchen und dem ſpaniſchen galante, franzöſiſch galant, engliſch gallant. Sowie dieſes Beiwort mehre verwandte, aus einander entſprungene Bedeutungen hat, ſo auch das daraus gebildete Hauptwort. Das italieniſche galante [1]) bedeutet artig [2]), höflich [3]), freundlich, gefällig, ſchön, hübſch, luſtig anzuſehen, geſchickt, auf den Hof [4]) und die jetzige Welt [5]), beſonders auf Liebe und Buhlerei gerichtet, ein ſchönes, ſüßes Herrchen, Fare il galante, durch die Rolle eines ſolchen den Frauenzimmern zu gefallen ſuchen; il sesso galante, das galante Geſchlecht, das heißt, die ſchönen, adeligen Frauenzimmer. Das ſpaniſche galante [6]) bedeutet außer artig, zierlich, ſchön, auch großmüthig, freigebig, wohlthätig. Das franzöſiſche galant [7]), brav [8]), geſchickt, klug, artig, fein, zierlich, höflich, gefällig, von guter und feiner Lebensart, angenehm, geſchmackvoll [9]), begierig bei dem ſchönen Geſchlechte Eroberungen zu machen. Daher hat galant auch die Bedeutung, von Celui qui desire passionnément une chose (lateiniſch cupidus, italieniſch amatore [10]), alſo Liebhaber, welches wir auch nicht blos in geſchlechtlichen Beziehungen brauchen. In alten Gloſſen [11]) findet ſich *Galantes*, Sperantes. Um ſeine Hoffnungen verwirklicht zu ſehen, pflegt man die wirkſamſten Mittel anzuwenden. Daher prendre le ton galant avec les Da-

1) Lateiniſch wird galante gegeben durch venustus, bene moratus, elegans, lepidus, bellus. Vgl. *Antonini*, Dizionario Italiano. T. I. 1770. p. 300. Aus galante iſt gebildet die Verkleinerung galantino, galantina, galantetto, artig, fein, proper, niedlich, angenehm, anmuthig, z. B. con scarpette galantine, mit artigen, galanten Schühlein, galantuccio, recht artig, allerliebſt, ſehr niedlich, und das Adverbium: auf eine galante Art und Weiſe, mit einer hübſchen Manier, ſehr artig, gefällig, hübſch.

2) z. B. maniere, tratti galanti, un portamento galante, artige Gebärden u. ſ. w. 3) un concetto, complimento galante etc., ein galantes, ſchönes, zierliches Concept oder Compliment, un galante principio etc., ein galanter, zierlicher, artiger Anfang. 4) modi, cose, materie etc. galanti, galante, d. h. wackere, ſchöne, hübſche Hofmanieren, Sachen, Materien. 5) Il mondo galante, die galant lebende Welt, poesie, opere galanti, von galanten und ſchönen Sachen der gegenwärtigen Welt handelnde Gedichte oder Werke, libri etc. galanti, dergleichen Bücher. 6) Davon gebildet das Adverbium gallantemente, auf eine galante Art, großmüthig, freigebig, gefällig. 7) Davon iſt gebildet das Adverbium gallamment, auf eine artige, feine, kluge Weiſe (urbane, eleganter, lepide, festive). 8) Galant-homme, galanter Mann, wird einer genannt, mit deſſen bravem, artigem, höflichem Betragen man zufrieden iſt. So ſagte man vordem auch in Teutſchland z. B.: Wenn Sie dieſen Mittag mit uns fürlieb nehmen, ſo ſind Sie ein galanter Mann, d. h. ein recht braver, wackerer, gefälliger Mann. 9) galant wird und wurde vornehmlich auch in Teutſchland in Nachahmung der Franzoſen nicht blos von Menſchen, ſondern auch von allerlei artigen, angenehmen und nach dem guten Geſchmacke eingerichteten Sachen gebraucht. So z. B. hieß man vor Zeiten ohne Zuſatz Galans, mit teutſcher Endform Galaneen, eine Art von Bandſchleifen auf Kopfzeuchen, Kleidern und Hüten der Frauenzimmer; ebenſo wurden mit Seide überſponnene und mit Zäckchen, Blümchen oder Crepinen garnirte ſchmale Agremens auf Frauenzimmerkleidern genannt. Die Zuckerbäcker oder Conditoren geben gewundenen und mit Zucker überzogenen Pomeranzen- oder Citronenſchalen die Benennung Galans. In der Malerei wird Goût galant galanter Geſchmack derjenige genannt, welcher reizende Sachen erzeugt und ausführt und dem Auge und Geiſte des Anſchauenden ſchmeichelt, namentlich ſeinen Figuren legende, angenehme und glänzende zu geben weiß. Sujets galants, galante Stücke, ſind größtentheils aus der Mythologie der Griechen und Römer, weil hier die Kunſt ſchon ſehr vorgearbeitet hat. Z. B. Watteau und Lancret haben nicht leicht in einer andern, als in der galanten Art gemalt. In der Tonkunſt iſt galanter Styl ſoviel als weltlicher Styl. 10) *Antonini*, Dictionnaire Français, Latin et Italien. Nouv. Edit. T. II. 1770. p. 322. 11) Bei *Du Fresne*, Glossar. Lat. s. v. *Galantes*.

Digitized by Google

mes, den Frauenzimmern etwas Schönes oder Artiges, etwas, was ſchmeichelhaft oder gar verliebt klingt, ſagen. In galantem Ton mit den Damen zu ſprechen, war beſonders den Franzoſen vor ihrer großen Revolution in hohem Maße eigen, und iſt es zum Theil noch jetzt. Das engliſche gallant [12]) iſt, wie weiter unten hervorgehen wird, zur Erkenntniß der urſprünglichen Bedeutung des Wortes wichtig, denn es bedeutet: tapfer, kühn, beherzt, muthig, wacker, brav, artig, höflich, fein, edel, ſchön, prächtig, glänzend, wohlgeſchmückt, vornehmlich um den Damen zu gefallen. Im Holländiſchen galant, wolgeſittet, artig, höflich. Das Subſtantiv Galan [13]), auch Gallan geſchrieben, z. B. in Martial d'Auvergne (Arrêts d'Amours 9): Un amoureux se plainct de s'amye, de ce, qu'elle entretient plusieurs *gallans* et de ce qu'elle porte plusieurs fleurs et Bouquetz, qu'il ne luy ha donné, und auch Galand geſchrieben, z. B. ebendaſelbſt 32: Une jeune femme se plainct d'un *galand* etc. iſt für unſern Gegenſtand auch wichtig. Im Engliſchen heißt Gallant der Tapfere, der Held, ein munterer, luſtiger, prachtvoller, den Schmuck liebender, ein Stutzer [14]), ein Liebhaber, Anbeter, Buhler, in gutem Sinne ein Freier, der ſich um eine Frauensperſon zur Ehe bewirbt, im Seeweſen die Flagge am Beſanmaſt. Im Franzöſiſchen Galant, Liebhaber, der allerliebſte Mann, der verliebte, und Galan, Liebhaber, Verliebter. Letzteres aus dem Spaniſchen entlehnt; denn im Spaniſchen finden wir Galan [15]) (homo elegans et venustus, homo mulieris obsequio devotus, amasius, procus), ein Menſch von guter Leibesgeſtalt, gutem Ausſehen, artigem Betragen, der ſich mit Geſchmack kleidet, der den Frauenzimmern zu gefallen ſucht, oder der ſich dem Dienſte einer Dame weiht, und in ernſter Abſicht ein Freier. Im Italieniſchen Galante [16]), ein Galan, Jungfernknecht, Freier, das Zeitwort ſchön thun, galant thun, einen Galan oder Jungfernknecht ſpielen, galanteggiar' una Dama, einer Dame aufwarten, den Hof machen, galaniſiren, mit ihr Liebesgeſpräch haben, im Spaniſchen galantear [17]), (blandiri, procari), einem Frauenzimmer aufwarten, es liebkoſen, ſich um ihre Liebe bewerben, ſich um Jemandes Gunſt zur Erreichung ſeiner Abſicht bewerben, im Franzöſiſchen galantiser, ſchön thun, verliebt thun, den Galan machen, im Engliſchen to gallant, to gallantise [18]), den feinen Mann, den Höfling, den Stutzer ſpielen, den Hof machen, liebeln, werben. Zu dem engliſchen Bei- und Hauptwort Gallant findet man bemerkt [19]), der Hundsgott Sirius, als Centralſonne, die ſäugende Hündin, Milchgeberin und Amme, Amaltheia und Göttin der Metallſchläuche, alſo perſiſch schir, Löwe, und Milch — serum — χάλυψ, Stahl, und chalab, Milch, griechiſch γάλα, ſeien in Mythus und Sprache, wie man ſehe, eins. Daher die Idee des Metalls, als letzter Verkörperung des erſten Naturſtoffes, wie die Identität Eines Gottes in allen Verwandlungen feſtgehalten, golden, franzöſiſch les galons, die Treſſen, le gala, der Putz, galant, geputzt, aus der Wurzel, kal, gal. Nahe verwandt, und daher zuſammengeſtellt werden müſſen allerdings galant und Gala, Galla. Man nimmt an, daß letzteres aus dem Spaniſchen in andere Sprachen übergegangen ſei. Im Spaniſchen findet es allerdings die vielfachſte Anwendung, nämlich Gala (gratiae, veneres, elegantia), Anmuth, z. B. gala en el decir, Anmuth, Grazie im Sprechen, gala en el cantar, Grazie im Singen u. ſ. w.; ferner guter Anſtand in dem, was man ſagt und thut, das Erleſenſte, Vollkommenſte, Vortrefflichſte von einer Sache, die Zierde (ornamentum), auch von Menſchen geſagt, z. B. uno es la gala del pueblo, einer iſt die Zierde des Volkes, de una ciudad, einer Stadt, ferner die beſondere Achtung und Ehre, welche man Jemandem in Betracht ſeiner Gaben und Verdienſte vor andern erweiſt, hacer gala (gloriari, se ostendere), ſich wegen einer Sache rühmen, ironiſch hacer gala del sambenito [20]) ſich des Schandzettels (Schandfleckes, ſeiner Schande) noch rühmen; endlich bedeutet gala auch (festivus sive solennis ornatus) ein reiches, buntes, koſtbares Kleid, Gallakleid, vestirse de gala, Gallakleider anziehen, dia de gala (festus dies), ein Tag, an welchem ein Freudenfeſt begangen wird, ein Gallatag, vornehmlich ein Tag,

12) Daraus gebildet das Adverbium gallantly, auf eine tapfere, edle, großmüthige Art, prächtige, herrliche Weiſe, ſchön geſchmückt, ſehr artig, höflich, vornehmlich nach Art eines Verliebten, und das Subſtantiv Gallantness, Tapferkeit, Großmuth, Artigkeit, Höflichkeit, prächtige Erſcheinung, Stattlichkeit. 13) Wurde auch vordem im Teutſchen gebraucht für Liebhaber, Buhle, Liebſter, gilt aber für geſucht, wenigſtens macht es jetzt den Eindruck des Geſuchten, oder rückſichtlich des Veralteten. So z. B. bei Schiller, Die Räuber. I. Act. 1. Sc.: „Nachdem er zuvor die Tochter eines reichen Banquiers allhier entehrt und ihren Galan, einen braven Jungen von Stand, im Duell auf den Tod verwundet.“ 14) Franzöſiſch Galanthomme, Zierling, in beſſerer Bedeutung feiner Mann, Weltmann, Galantin, ſüßer Herr, der lächerliche Liebhaber, Galantisme, Galantismus, Flitterbildung, Scheinwiſſen. 15) Daraus gebildet galano, galana (magnificus, splendidus, elegans, venustus, lepidus), prächtig, geſchmackvoll, artig, ſinnreich, paſſend, comparacion galana, paſſende, treffende Vergleichung, discurso galano, herrliches Geſpräch, vestidos galanos, geſchmackvolle Kleider, galanissimo (elegantissimus, venustissimus), ſehr galant, galanote (Verkleinerung, bellulus, politus), artig, niedlich, ſchön, angenehm, galanamente (eleganter, venuste, lepide), auf eine elegante, höfliche, artige, gefällige Weiſe, Galanez, artiger Putz, ſchöne, muntere Kleidung, galanar, artig, prächtig kleiden, Galanura (elegantia, venustas), Ausſchmückung, Verſchönerung einer Sache, Zierathe, Putz, Schmuck, Pracht. 16) Il mio galante, mein Galan, mein Verehrer, mein Freier, il galante colla vaga, der Galan mit ſeiner Schönen, der Freier mit ſeiner Geliebten, in der Verkleinerung galantino, einer, der ſchon anfängt, galant zu ſein.

17) galanteada, blanditiis captata, courtisée, galanteador (amasius, procus), einer, der Frauenzimmern aufwartet, ein Liebhaber, ein Freier, Galanteo (captatio, sollicitatio, allectio), in gutem und böſem Sinne, die Aufwartung, die man einer Dame macht, die galante Art, mit welcher man ſich um ihre Gunſt und Liebe bewirbt, Galanterie, Liebeshandel, galanteo oculto, heimlicher Liebeshandel. 18) In gemeiner teutſcher Sprechweiſe löffeln. 19) Von Adolf Wagner, Bayley-Fahrenkrüger's Wörterbuch der engliſchen Sprache. 12. Aufl. 1. Th. S. 398. 20) Das Zeichen der Inquiſition, ein Zettel, auf welchem der Name und Stand eines von der Inquiſition Beſtraften mit großen Buchſtaben geſchrieben ſteht, mit dem rothen Andreaskreuz darüber.

Digitized by Google

wo ein Freudenfeſt zum Geburtstage des Königs, der Königin und der Infanten, oder zur Feier der eingegangenen Nachricht über ein für den Staat günſtiges Ereigniß, z. B. einen erfochtenen Sieg, gehalten wird. Im Italieniſchen ſind die Bedeutungen und die Anwendungen derſelben beſchränkter, als im Spaniſchen, und vornehmlich nur in den Beziehungen, welche wir zuletzt aufgeführt haben, gebräuchlich, nämlich Gala, Pracht-, Prang- und Freudenkleidungen, Staatskleid, Hofmode, alle Pracht an einem Freudentage, ſpeciell eine Bruſtzierath mit Gold u. ſ. w. gewirktes Bruſttuch der Frauenzimmer in Toscana, Buſenſtreif der Frauen, Galone, Galoni, Gala, Gale (Mehrzahl), Galonen, Galamnen, Borten, ebenſo andere Zierathen an den Kleidern. Die vielfachen Bedeutungen und Anwendungen derſelben veranſchaulichen folgende Redensarten, con superbissima gala, in ſtattlichſter Galla, comparir con gala, in Galla erſcheinen, vestir di gala, Freuden- und Modekleidungen anlegen bei einer allgemeinen Fröhlichkeit, star sulle gala, gern Staat machen, far gala, Freudenfeſt halten, luſtig und guter Dinge ſein, di gala, adverbialiſch gebraucht, munter, luſtig, friſch, giorno di gala, ein Gallatag, fu celebrato il natale di sua Maestà dell' Imperadore con superbissima gala, es ward der Geburtstag Ihro kaiſerl. Majeſtät in ſtattlichſter Galla gehalten. In dieſer Bedeutung iſt es auch in das Franzöſiſche aufgenommen, gala, Gale, der feſtliche Staat, la cour est en gale, der Hof iſt in Galla, in feſtlicher Pracht, habit de gale, Gallakleidung, Gallatracht, und, wie man hierbei beiläufig ſieht, auch ins Teutſche, nämlich Galla, feſtliche Pracht, prächtige Kleidung, z. B. es iſt für morgen Galla angeſagt, und hierbei hat ſich die Bedeutung von einer vorgeſchriebenen Tracht[21]) bei Hoffeierlichkeiten[22]), ſo ſpeciell ausgebildet, daß man ſelbſt die Zuſammenſetzung Trauergalla braucht, welches ein Widerſpruch im Vorausgeſetzten iſt, da Galla eigentlich eine Tracht für ein Freudenfeſt bedeutet. Die Betrachtung der verſchiedenen Anwendungen des Wortes Galla zeigt die nahe Verwandtſchaft der Bedeutungen derſelben mit denen von Galanterie, nämlich im italieniſchen Galanteria, ferner der Mehrzahl Galanterie (venustas, decor, concinnitas, elegantia), Artigkeit, Gefälligkeit, Höflichkeit, Galanterie (nämlich das Betragen eines Galanten), in der Mehrzahl Galanterie Galanterien, die Hofbräuche, das iſt, wie Kramer[23]) weiter bemerkt, neuzierlich erſonnen, neuer Welt neue Weltſitten; Pracht, in Summa, was zur neuen Augenluſt, neuen Fleiſchesluſt[24]), und neuem hoffärtigen Leben bei fürſtlichen Höfen und andern Standsperſonen heutiges Tags (nämlich im 17. Jahrh.) leider! üblich iſt; der neue Weltgeiſt. Le galanterie delle corti, del secolo, idem. Darsi alle galanterie, ſich auf die Galanterien legen, das iſt, die Welt und ihre Eitelkeiten. Piccarsi, far istato, professione di galanteria, galant ſein, ein Welt- und Hofmann ſein wollen, alla Corte di Francia la galanteria vi è nel suo punto, an den franzöſiſchen Höfen iſt die Galanterie, das iſt, der Weltgeiſt auf das Höchſte geſtiegen, Galanterie Galanterien, ſchöne Geräthe in Kleidern, Bändern, und andern Zierathen, beſonders der Verliebten und Hofleute. Mercante di galanterie[25]), ein Handelsmann mit dergleichen. Metaphoriſch wird endlich Galanteria, Galanterie von allerlei geſagt, was fein, bequem und nicht für den Leib iſt, an Speiſen, Arzeneien und dergleichen, z. B. cosi viviamo a pranzo; la sera cela passiamo con altre galanterie, ſo leben wir am Mittag, des Abends haben wir ſonſt etwas anderes, das iſt, andere gute Gerichte; la nostra cuciniera và destreggiando, non ci regala hora d'una galanteria hora d'un altra, unſere Köchin weiß umzuwechſeln, ſie läßt uns keine Speiſe zuwider werden; ſie tractirt uns bald mit dieſer, bald mit jener Galanterie, das iſt, guter Speiſe; non lasci passar settimana che non pigli qualche galanteria per tener il corpo lubrichetto, er laſſe keine Woche vorübergehen, daß er nicht eine Galanterie, das iſt, eine leicht und ſanft wirkende Arzenei einnehme, den Leib offen zu halten. Da im Spaniſchen das verwandte Wort Gala, Galla, wie wir oben ſahen, eine vielfachere Anwendung als im Italieniſchen findet, ſo hat dagegen im Spaniſchen das Wort Galanteria (liberalitas, munificentia, obsequiosa urbanitas), Freigebigkeit, Großmuth, Uneigennützigkeit, die Art, etwas mit Geſchmack und Zierlichkeit zu ſagen, und zu thun, feines, artiges und gefälliges Betragen, um die Gunſt und die Liebe der Damen zu erlangen, nicht ſoviel übertragene Bedeutungen, als im Italieniſchen, wiewol es auch im Spaniſchen nicht blos auf Handlungen, ſondern auch auf Sachen angewandt wird. Im Franzö-

21) Nähere Angaben über ordentliche und außerordentliche Galla, Ordensgalla, Trauergalla, Gallauniformen, Gallalivrée, Gallakutſchen, ſ. bei Krünitz, Ökonomiſche Encyklop. oder allgem. Syſtem der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft. 15. Th. S. 713. 714. 22) Früher wurde das Wort Galla mehr gebraucht, als jetzt, doch iſt es noch nicht verſchwunden; ſ. Dictionnaire ou manuel-lexique du diplomate et du consul par *Le Bn. Ferd. de Cussy* p. 334. 335 s. v. *Gala*, wo davon in Beziehung auf verſchiedene Höfe Teutſchlands gehandelt wird. 23) Il Nuovo Dittionario reale Italiano-Todesco. A Norimberga p. 487. 488. 24) In Beziehung auf geſchlechtliche Fleiſchesluſt bemerkt Kramer S. 488: „Galanteria, ironice, das Widerſpiel als eglis' acquistò una galanteria colle femine, er hat eine Galanterey, id est, eine Lecken bekommen von ſeinem Huren, id est, die Franzoſen und dergleichen. Egli ne beccò fù un solennissimo mal francese, con le belle doglie, scolamenti e tutte le altre galanterie, er hat die Franzoſen rechtſchaffen mit ihren Schleiern, Schmerzen, Tröpfern und allen Galanterеyen, id est, darzu ſchlagenden Wehetagen an den Hals bekommen.“ Hier iſt alſo Galanterie auf die Benennung der Folgen derſelben übertragen. Krünitz (a. a. O. 15. Th. S. 653) ſagt unter Galanterie: „Man bedient ſich auch dieſes Wortes, als eines gemilderten Ausdrucks, womit man eine Buhlerei, einen unerlaubten, verliebten Umgang oder verbotene Liebeshändel, oder doch die Anlage dazu und das Beſtreben darnach bezeichnen will. Dieſe Frau hat verſchiedene Galanterien mit Officiers von dieſem Regiment gehabt, manche Liebeshändel mit ihnen getrieben.“

25) Galanteriehändler, einer, der mit Galanteriewaaren handelt, d. h. Waaren zu Putz und Zierathen; ſ. ſolche aufgeführt bei Krünitz a. a. O. S. 653. 654 unter Galanteriewaaren, Galanteriearbeit. Über Galanteriedegen, einen kurzen, leichten Degen zur Zierde, ſ. denſelben 9. Th. S. 46.

Digitized by Google

ſiſchen bedeutet Galanterie (elegantia, urbanitas, amor) feine Lebensart, Artigkeit, artiges Betragen, Höflichkeit, Liebeshandel[26]), Buhlerei[27]): kleines Geſchenk, das man zum Zeichen ſeiner Politeſſe einem Frauenzimmer macht, z. B. ces tablettes sont une galanterie que son frère lui a faite, dieſes Schreibtäfelchen iſt eine Galanterie von ihrem Bruder, welches man deutlicher ſo umſchreiben kann, ihr Bruder iſt ſo galant geweſen, und hat ihr dieſes Souvenir verehrt. Im Engliſchen Gallantry, die Tapferkeit, der Edelmuth, die Großmuth, die Stattlichkeit, die Herrlichkeit, die Höflichkeit, Stutzerei, Schönthuerei, der feine Umgang mit Frauenzimmern, Liebelei, die laſterhafte Liebe, Lüderlichkeit, Schwelgerei, die prachtvolle Erſcheinung, der Glanz, die Pracht, der prahleriſche Schmuck, das Gepränge. Sehen wir uns nach dem Wurzelwort der ſich ſo nahe verwandten Wörter Gala, Galla, und Galanterie um, ſo finden wir im Keltiſchen *Gallu*, potestas[28]), [teutſch Gewalt, althochteutſch Walt[29]), Giwalt[30]), mittelhochteutſch Gewalt, altſächſiſch Giwald, niederteutſch Walt, angliſch Geweald[31]), in Zuſammenſetzungen Weald[32]), engliſch Wealth, altfrieſiſch Wald, neuweſtfrieſiſch Wäd[33]), altnordiſch Wald, Walld[34]), ſchwediſch Wåld[35]), däniſch Wold[36]), lappiſch Waldde, finniſch Walda], gothiſch Waldufni[37]), cambrobritiſch Galluedd, lateiniſch valor u. ſ. w. Mit dieſen hier aufgeführten Wörtern wird auch das angliſche oder ſogenannte angelſächſiſche Wuldor[38]), gloria, Glanz, Ruhm, Glorie, und das gothiſche Wulthus, *δόξα*, Glanz, Herrlichkeit, splendor, gloria, zuſammengeſtellt[39]). Nicht gewiß iſt zwar, ob es gleiche Wurzel mit obigen Wörtern hat, aber der Bedeutung nach kann es dieſelbe haben, wenn z. B. die Bedeutungen der aus Herr gebildeten Wörter, herrlich und Herrlichkeit in Betracht gezogen werden; denn herrlich bedeutet nicht nur einem Herrn gehörend, ſondern auch die Art und Weiſe und die Eigenſchaften eines ſolchen habend, nämlich einen hohen Grad der Pracht, des äußeren Vorzuges und Anſehens, einen hohen Grad der inneen Vollkommenheit habend. Dieſes und jenes erhellt aus den Redensarten herrlich leben, prächtig wie ein großer Herr, herrlich gekleidet ſein, ein herrlicher Glanz, ein herrlicher Aufzug, ein herrliches Gaſtmahl, ein herrliches, vortreffliches, Arzneimittel, heerliche Tage haben, ein herrlicher Beweis, der Rath wäre herrlich und ſchön. Dieſe Bedeutungen erhellen auch aus dem ironiſchen Gebrauch dieſer und anderer Ausdrücke. Auch Herrlichkeit bedeutet nicht blos die herrliche Gewalt, Gewalt eines Herrn, Gebiet eines Herrn u. ſ. w., ſondern auch die Eigenſchaft einer durch Pracht und Vorzug ausgezeichneten Sache. Auch wird in einigen oberteutſchen Gegenden eine Solennität, eine Feierlichkeit, eine Heerlichkeit genannt. Für das iſt herrlich (ausgezeichnet ſchön und gut) wird in der Steigerung auch geſagt: das iſt königlich, ein königliches Gericht, eine im höchſten Grade ausgezeichnete Speiſe). Aus Frô iſt gebildet das altteutſche fronisc, gut, ſtrahlend, rein und fröhlich, fraai, ſchön, artig, wohlgeſtaltet, wie im Artikel Frau und Fräulein (etymologiſch), S. 323. 324 nachgewieſen und entwickelt iſt. Das keltiſche Galu, Macht, das geſammtteutſche Walt, Wald (Gewalt), das angliſche oder ſogenannte angelſächſiſche Wuldor, Glorie, das gothiſche Wulthus und das romaniſche Gala, Galla, und Galanteria. Galanterie, können daher recht gut eine und dieſelbe Wurzel haben. Im Perſiſchen bedeutet Wall, magnus, groß, im Gothiſchen Wulthus, *δόξα*[40]), Glanz, Herrlichkeit, splendor, gloria, und das wulthags[41]) *ἔνδοξος*, prächtig, herrlich, *δεδοξασμένος*, verherrlicht, geehrt, *δεδοξάσθαι*, wulthags wisan, verklärt ſein, *παράδοξος*, wunderbar, walis[42]), *γνήσιος*, ausgewählt, *ἠγαπημένος*, geliebt, ga-

26) Vergl. galant, c'est un Officier très-galant, das iſt ein ſehr galanter Officier, d. h. der bei allen hübſchen Frauenzimmern anzukommen ſuche. 27) Vergl. wenn man von einem Frauenzimmer ſagt, ſie iſt galant, d. h. ſie iſt buhleriſch, ſie unterhält einen unerlaubten Umgang mit verſchiedenen Mannsperſonen. 28) *Leibnitius*, Glossarii Celtici Specimen in ejusdem Collectan. Etymolog. p. 121. 29) Otfrid an den König Ludwig 3. 54: Er (Gott) uns ginadon sine walt (nach der wiener Handſchrift sinen rist), thaz sulichan Kuning uns ghidaft. 30) *Tatiani* Harm. IV. Evang. Cap. 242: Gigeban ist mir al giwalt in himile inti in erdu, data est mihi omnis potestas in coelo et in terra. Gloss. Monsens. p. 335: Brachium, *Giwalt*, und durch letzteres wird auch p. 393 cornibus und p. 335 majestas erklärt. Im Dativ oder Ablativ lautet es Giwelti, z. B. *Otfrid* IV, 17, 32: engilo giwelti, durch die Macht der Engel. Zuſammenſetzungen ebendaſelbſt: 1, 27, 18: Landwaltoa (Landesherren), proceres terrae, im Annoliede 3. 495: Waltpodin (Gewaltboten), Legati, nämlich Waltpodin vane Rome, zur Zeit der Römerherrſchaft, und bei Jac. von Königshofen Cap. 5, 196: Gewalthaber; bei *Notker*, Psalm. LXXVIII, 9: Selbwalt, liberum arbitrium. 31) Gewëald, Onwëald, Andwëald, die Gewalt, Macht, Anwëald, Eingewalt, monarchiſche Gewalt, Wëaldgenge, Räuberei; das engliſche Wealth bedeutet Reichthum, das Gut, Wohlſtand, Common Wealth, Republik, wealthy, reich, vermögend, begütert, Wealthyness, der Reichthum, das Vermögen. 32) Gewalt, Macht, Zwang, Gewaltthätigkeit, in juriſtiſcher Beziehung Amtsgewalt, Gewahrſam, Unwald, Onwald, Ohnmacht, Urwald, Übermacht, Gewalt, Gewaltthätigkeit; ſ. die Nachweiſungen bei von Richthofen, Altfrieſiſches Wörterbuch S. 1107. 1116. 1122. 1123. 33) *Epkema*, Woordenboek op de gedichten van *G. Japicx* p. 516. 34) Wald, Walld iſt ſächlich, und bedeutet vis, potentia, imperium, Gewalt, Macht, Herrſchaft. Thad er i thinu walldi, das ſteht in deiner Macht. In der Mehrzahl Wölld, vis, causa, efficacia, z. B. Kéndi hann Giúkûngum wölld um andlát Brynhilldur, er rechnete den Giukungen die Urſache von Brynhilld's Tode zu, af hanns wölldum, illa procurante, nach ſeinen Rathſchlägen, auf ſeine Veranſtaltung, er iſt Schuld daran. Aus Walld iſt gebildet Weldi, däniſch Waelde, Gewalt, Macht. 35) Gewalt, Macht, Gewaltthätigkeit, z. B. wåldtaga, Gewalt anthun.

36) Gewalt, Botmäſſigkeit, Woldsombed, Gewaltthätigkeit, ebenſo Waldsgjerning u. ſ. w. 37) Gewalt, Macht, Herrſchaft; es wird nämlich durch Waldufni das ſo häufig vorkommende *ἐξουσία* überſetzt; ſ. die Nachweiſungen bei *de Gabelentz* et *J. Loebe*, Ulfilas. Gloss. p. 184. 38) Hat mehre Zuſammenſetzungen, als wulderful, glorienvoll, Wuldorblaed, Gloriesglück, großes Glück, Wuldorfäder, Vater der Glorien, Gott, Wuldorbëáh, Glorienring, Krone. 39) ſ. *Finn Magnusen*, Spec. Glossarii zur großen Ausgabe der Saemundar-Edda. T. II. p. 824. 40) ſ. die Nachweiſungen bei *de Gabelentz* et *Loebe* p. 197: „Vulthus (agls. vuldor vgl. Valdan)." 41) ſ. die Nachweiſungen bei denſelben S. 197. 42) Vergl. das Zeitwort waljan (altnordiſch welja, althochteutſch waljan, ſchwediſch välja, däniſch waelge, hol-

Digitized by Google

walis, ἐκλεκτὸς, ausgewählt. Das Keltiſche hat nicht nur Gallu, potestas, im Armoriſchen Gallout, potentia, ſondern auch ebenfalls im Armoriſchen galluus und galluog, potens, validus [43]), womit zuſammengeſtellt werden muß das althochteutſche waltig [44]), giweltig [45]), Gewalt habend, einer ſeiner Sache gewaltig ſeiend), altfrieſiſch waldelik, waldlik, gewaltig, groß, waldlike [46]), mit Gewalt, altnordiſch walldr [47]), 1) *validus*, potens, mächtig, ſtark, gewaltig, 2) reus [48]), ſchuldig, 3) electus, wo es dann ſoviel als walinn (gewählt) iſt; ferner ſchwediſch wäldig [49]), gewaltig, mächtig ſtark, wichtig, däniſch waeldig, mächtig, gewaltig, holländiſch weldig. Gewaltig bedeutet nicht nur Gewalt, oder viele Gewalt, oder Macht, und ſoviel als gewaltthätig, gewaltſam, ſondern figürlich auch ſehr groß, ſehr anſehnlich. Auch als Zeitwort kommt im Keltiſchen gallu vor, nämlich *gallu*, valere, posse, gothiſch waldan, walten, nämlich garda waldan [50]), *οἰκοδεσποτεῖν*, dem Hauſe vorſtehen, haushalten, ga-waldan, *κατεξουσιάζειν*, beherrſchen, altſächſiſch waldan [51]), angliſch wëaldan [52]), herrſchen, regieren, walten, engliſch weild [53]), holländiſch welden, gewelden, althochteutſch waltan [54]), waltin [55]), mittelhochteutſch walten [56]), in ſeiner Gewalt haben, beherrſchen, verwalten, behandeln, verfahren, gebrauchen, beſitzen, altfrieſiſch walda [57]), Gewalt haben, beſtimmen, verfügen, altnordiſch wallda, walten, herrſchen, bewirken, können, vermögen, einer Sache gewachſen ſein [58]), litthauiſch waldyti, finniſch wallizen [59]). Im Arabiſchen bedeutet Wela, Welajet, Reich, Herrſchaft (regnum, imperium), und im Sanſkritiſchen Wali, Wala, Walja, tapfer, ſtark, groß (nämlich fortis, magnus), perſiſch wall, groß. Da das Keltiſche zu den indogermaniſchen Sprachen gehört, ſo haben das cambrobritiſche Gallu, potentia, und gallu, posse, valere, aller Wahrſcheinlichkeit nach eine und dieſelbe Wurzel. Galant aus dem keltiſchen, nämlich cambrobritiſchen, gallu, können, vermögen (valere), gebildet, bedeutete demnach urſprünglich einen, welcher Macht hat, viel gilt, ausgezeichnet in ſeiner Art iſt. Man findet bemerkt, daß die Bezeichnung des eigenen Syſtems adeliger Pflichten durch Galanterie durch die Verwandtſchaft mit dem Worte vaillant auf den Begriff der den Tüchtigen oder Tapferen zierenden Eigenſchaften hindeutet. Vaillant bedeutet im Franzöſiſchen beherzt, tapfer, und man erklärt es lateiniſch durch fortis, strenuus, magnanimus, generosus, italieniſch durch valoroso, prode, valente, und franzöſiſch durch courageux, brave, hardi, ſowie auch das Adverbium vaillament, auf tapfere, beherzte Weiſe (d'une manière hardie et courageuse), lateiniſch strenue, fortiter, generose, italieniſch valorosamente, prodemente, das Subſtantiv vaillance, Tapferkeit, vaillantise, im Burlesken wackere That, action de valeur, lateiniſch generositas, facinus audax, italieniſch valore, vaillant, Vermögen, baares Geld. Im Spaniſchen hat man valente, ſtark, geſchickt, geübt in ſeiner Kunſt, valentuomo, ein tapferer, rüſtiger Mann, (ein in ſeiner Kunſt) geſchickter Mann, ein ganzer Mann, ein anſehnlicher, verdienſtvoller, vortrefflicher Mann, valentemente, rüſtig, brav, ſtandhaft, tapfer, valenza, valenzia, Stärke, Vermögen, Geſchicklichkeit, Vortrefflichkeit, im Italieniſchen valente, valiente, tüchtig, ſtark, kraftvoll, rüſtig, tapfer, brav, geſchickt, geübt in ſeiner Kunſt, vortrefflich, ſehr gut, unmäßig, das Adverbium valentemente, valientemente, ſtark, rüſtig, brav, ſtandhaft, tapfer, ausnehmend, vortrefflich, über die Maßen, zu viel, valenza, Tapferkeit, vallmento, Gebrauch, Nutzen, Vortheil einer Sache, vertrauter Zutritt, Gunſt, Schutz, Hilfe u. ſ. w. Daß dieſe aus dem Spaniſchen und dem Italieniſchen angeführten Wörter aus dem lateiniſchen valere, valens, valor ſtammen, geht daraus hervor, daß das Italieniſche auch valere, gelten, koſten, taugen, nützen, werth ſein, verdienen, ſich der Mühe verlohnen, und das Subſtantiv valére, Werth, Preis, Macht, Gewalt, Stärke, Vermögen, und valóre, Werth, Tapferkeit, Wackerheit, Stärke, valoria, Wackerheit, Tapferkeit, valoroso, kräftig, ſtark, wirkſam, tapfer, wacker, beherzt, muthig, und ebenſo das Adverbium valorosamente, und das ſpaniſche valer,

ländiſch wälen), *αἱρεῖν*, wählen, *εὐδοκεῖν*, vorziehen, ga-weljan, *ἐκλέγεσθαι*, auswählen, *καταλέγειν*, erwählen, gawaldis, *ἐκλεκτός*, auserwählt, Ga-waleins, *ἐκλογή*, Auswahl; ſ. die Nachweiſungen bei denſelben S. 184.

43) *Boxhorn*, Lex. Ant. Brit. 44) *Notker*, Psalm. XXVII, 7: Willo waltiga geiiht tuon ih imo an dien, volo validam confessionem facere ipsi in his. 45) *Otfrid* IV, 34, 34: wari er ana zwival thes giweltig ubaral. IV, 23, 73: Joh bin ih ouh giweltig ubar ellu thinu thing. V, 20, 36: giweltig filu drato. Aus gewaltig iſt gebildet gewaltigen, zwingen, in ſeine Gewalt bringen, die Gewalt im Namen eines Andern ausüben, Gewaltiger 1) judex castrensis, 2) latruncularius, carnifex. Vergl. *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 581, wo dieſe Worte erklärt ſind im Art. *Gewalt*, wo auch gewaltig, potens, und das armoriſche galluog zuſammengeſtellt iſt. 46) ſ. die Stellen bei v. Richthofen S. 1123. 47) Hat auch Zuſammenſetzung 1) allwalldr, allmächtig, 2) Monarch (vergl. Allwalld, omnipotentia, Allmacht, und Walldamadhr, magistratus, praefectus, Obrigkeit); Einwalldr, Monarch, Einwalld, Monarchie, Einwallds-stiórn, Allein-Gewalts-Regierung, monarchiſche Regierung, Einwallds-kongr, Allein-Gewalts-König, ſoviel als Einwalldi, Einwalldr, Allein-Walter; ſ. über den Gebrauch dieſes Ausdrucks Ferd. Wachter, Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 154. 194. 48) hann er thess ei walldr, er iſt daran unſchuldig. 49) Adv. wäldeligen, gewaltig, mächtig. 50) Bei *Boxhorn*, und darnach bei *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 518 s. v. *Galli*. 51) Davon das Participium als Subſtantiv garda waldands, *οἰκοδεσπότης*, Hausherr; All-waldands, *παντοκράτωρ*; ſ. die Nachweiſungen bei *de Gabelentz* et *Loebe* p. 184. 52) Gloss. Lips.: Dominabitur, waldan sal. — 54: *Sommerus* dominari, wylding, dominatio; Alwalda, Allwalter, d. h. der allwaltende Gott; onwëalda, Gewaltinhaber, Magiſtrat. 53) to weild the scepter, das Scepter regieren. 54) *Otfrid* IV, 36, 17: Nu heiz thes grabes *waltan* (d. h. es bewachen); bei Jacob von Königshofen Cap. 5, 196: *Welter*, procurator (Gewalthaber). 55) Annolied Z. 856: Ci demi allir bezzistin lante, des die gutin ouch sulin waltin, darin die Guten auch walten ſollen. 56) ſ. die Nachweiſungen bei Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 605 — 607. 57) ſ. die Stellen bei v. Richthofen S. 1125.

58) ſ. Redensarten bei *Biörn Haldorson*, Lexicon Islandico-Danicum. Vol. I. p. 422. 59) *Finn Magnusen*, Specimen Glossarii zur großen Ausgabe der Edda Saemundar T. I. p. 824 unter: „(at) *Valda* (*ek veld*, *olla*, *valldr*) valere (v. c. efficere, in causa esse," ſagt am Schluſſe des Artikels: „cfr. Lapp. *valdam*, capio, sumo, expugno."

Digitized by Google

werth ſein, gelten, koſten, taugen, Achtung, Schätzung verdienen, nützen, helfen, vermögen, gültig ſein, ſich belaufen, valerse, ſich bedienen, benutzen, valentia, Stärke, Tapferkeit, Muth, Entſchloſſenheit, tapfere, heldenmüthige That, lebhafte Einbildungskraft, Witz, Prahlerei, valor, Werth, Preis, Stärke, Muth, Tapferkeit, Wirkſamkeit, Gültigkeit, Sicherheit, das Einkommen, den Ertrag von einem Gute haben. Zweifelhaft jedoch iſt, ob, wie man annimmt, das franzöſiſche vaillant aus dem lateiniſchen valens entlehnt und gebildet, oder nicht vielmehr aus dem Keltiſchen gebildet iſt; denn valor lautet im Franzöſiſchen nicht vailleur, ſondern valeur. Werth, Tapferkeit, valeureux, tapfer, valeureusement, auf tapfere Weiſe, und valere nicht vailler, ſondern valoir, gelten, werth ſein, taugen. Das Engliſche ſpricht valour, wäll'orr, die perſönliche Stärke, perſönliche Tapferkeit, Herzhaftigkeit, Rüſtigkeit, Macht, Werth, Großmüthigkeit, valorous, wäll'orroß, mannhaft, tapfer, brav, beherzt, to value, wäll=ju, ſchätzen, würdigen, würdern, tariren, anrechnen, berechnen, zählen, hoch ſchätzen, werth achten, vergleichen, wichtig machen, werth ſein, value, wäll=ju, der Werth, der Preis, der Betrag der Valuta, der hohe Werth oder Vorzug eines Mannes, valuable, wäll=juäbl', von hohem Werthe, köſtlich, theuer, ſchätzbar, würdig, Achtung verdienend, valiant, wäll=jänt, tapfer, beherzt, muthig, kühn, unerſchrocken, brav, großmüthig, edelmüthig, a valiant man, ein tapferer, unerſchrockener Mann, ein Held, valiantly, wäll=jäntli, mit perſönlicher Stärke, auf eine beherzte, muthige, unerſchrockene Weiſe, Valiantness, wäll=jäntneß, die Rüſtigkeit, Tapferkeit, Herzhaftigkeit, Valiance, wäll=jäns, perſönliche Stärke, Tapferkeit, Muth, Unerſchrockenheit. Aus Vergleichung dieſer Wörter mit galant, engliſch gallant (ſprich gäl=länt), und dem ſanſkritiſchen wali, fortis, magnus, ergibt ſich, warum gallant und Gallantry im Engliſchen unter den weiter oben bereits aufgeführten Bedeutungen auch die von tapfer und Tapferkeit hat. Hieraus laſſen ſich auch die Bedeutungen von brav, wacker, Tapferkeit und Edelmuth, welche das engliſche, ſowie auch das ſpaniſche galante, großmüthig, freigebig, wohlthätig, bedeutet, ebenfalls hat, ableiten. Da das Wurzelwort des engliſchen gallant unbekannt war, ſo haben Manche gal'lant, tapfer, brav, ſchön, und gallant', galant, höflich, artig, als zwei verſchiedene Wörter aufgeſtellt, wozu ſie aber durch die verſchiedene Ausſprache nicht berechtigt werden. Ebenſo findet man [60]) das italieniſche galante als zwei Wörter aufgeführt, nämlich einmal galante, galant, hübſch, ſchön u. ſ. w., und galante, ehrlich, nämlich in dem Ausdrucke, Galant' uomo [61]), ein rechtſchaffener, redlicher Mann, z. B. in den Redensarten vi parlo, giuro, prometto etc. da galant' uomo, ich rede, ſchwöre, verſpreche euch als ein ehrlicher Mann, star, viver, trattarsi etc. da galant' huomo, ſich halten, ſtehen, leben als ein ehrlicher Mann, als eine Perſon von Ehre und Reputation, io voglio, pretendo un trattamento etc., ich will es als ein ehrlicher Kerl gehalten haben. Im Franzöſiſchen bedeutet Galanthomme feiner Mann, Weltmann, Zierling. Um die Bedeutung Zierling auszudrücken, hat das alte Italieniſche den Ausdruck Zima [62]). Antonini ſagt: Fare il galante: vale Fare lo zerbino [63]), il bello, l'atillato: e come disse il Boccaccio il *Zima*. Der genannte Novellenverfaſſer im Decameron III. Tag. 5. Geſch. [64]) ſagt, nachdem er erzählt, daß es dem Edelmann Francesco, aus der Familie der Vergelleſi zu Piſtoja, welcher bei großem Reichthum über die Maßen geizig und in Mailand zum Podeſtà erwählt worden war, an einem hinlänglich guten Pferde gefehlt habe: „Nun lebte damals in Piſtoja ein Jüngling, Namens Ricciardo, der zwar von geringer Familie, aber äußerſt reich war, und ſo geſchmückt und ſorgfältig gekleidet, daß man ihn allgemein nur den Zima (Stutzer) nannte." Dieſer hat bereits ſeit langer Zeit die Frau Francesco's geliebt und ihr ohne Erfolg den Hof gemacht. Zima beſitzt eins der ſchönſten Pferde in Toscana, das er auch ſeiner Schönheit wegen ſehr werth hält. Da es offenkundig iſt, daß er ſich um die Frau des Herrn Francesco bemüht, gibt dieſem irgend ein guter Freund den Rath, daß er den Zima um ſein Pferd anſprechen möge; er werde es ſicher ihm aus Liebe zur Frau ſchenken. Vom Geize verleitet, läßt Francesco den Zima zu ſich rufen, und indem er hofft, Zima werde ihm das Pferd zum Geſchenke anbieten, bittet er ihn, daß er daſſelbe ihm käuflich überlaſſen möge. Zima antwortet, daß er dieſes keineswegs thun würde, und wenn der Edelmann ihm ſein ganzes Vermögen ſchenkte; aber als Geſchenk könne er es haben, jedoch unter der Bedingung, daß er (Zima), bevor das Pferd in Francesco's Beſitz käme, mit deſſen Erlaubniß und in deſſen Gegenwart, aber ſoweit von Jedermann entfernt, daß Niemand außer er ſelbſt (Francesco) ihn (Zima'n) hören könne, mit Francesco's Frau einige Worte reden dürfe. Der Edelmann, vom Geize beſtochen, und in der Hoffnung, Zima's Streben zu vereiteln, willigt ein, ſucht ſeine Ge-

60) Bei Kramer a. a. O. S. 487. 61) Die Bedeutung von Galant' uomo erhellt auch, wenn es ironiſch angewendet wird, nämlich il galant' huomo, der wackere Mann, d. h. der ſaubere Vogel, z. B. alla fine il galant' huomo fù impiccato, endlich ward der ehrliche, wackere Kerl gehenkt.

62) Dizionario Italiano, Latino e Francese. Nuov. Edit. 1770. p. 500 s. v. *Galante*. 63) Kramer (S. 1281) ſagt: Zerbino (Parol. finta, vielleicht vom teutſchen zimper, zimperlich u. ſ. w.), ein Jungfrauknecht, ein Stutzer, verliebter Narr; ſ. Galante, Vago (Freier, Liebhaber, ſehr Verliebter), Damerino (Damenaufwärter, Jungfrauknecht, ſüßer Herr, Stutzer), Innamorato (Verliebter, Liebhaber), Sfoggiato (über alle Maßen groß, vortrefflich, ſtattlich), Sfoggiano, Sfoggiatore (ein Stutzer, Prachtierer). Egli è persona di spirito, ma zerbino a maggior segno, er iſt eine wohlbegabte Perſon, aber überaus vernarrt auf die Frauenzimmer; inchinarsi, e fare sberrettate sprofondissimo alle dame, da vero zerbino, den Damen ſich neigen, und wie die Stutzer pflegen, ihnen tiefe Reverenz machen. Zerbinetto, Dim., ein Jungfrauknechtlein, Stutzerlein, Junkerlein; ſ. Galantino etc. Zerbinesco, Adj., ſtutzeriſch, zerbineria, zerbinaggine, f., das verliebte Aufwarten, das die Junkerlein den Frauenzimmern thun; ſ. Galanteria etc. Zerbineggiare, den Jungfrauen aufwarten, ein Jungfernknechtlein abgeben; ſ. Galanteggiare. Dameggiare, Donneggiare. Vagheggiare (den Vago, d. h. den Bello, den ſüßen Herrn, den Galante ſpielen). Vago bedeutet nämlich Galante, Drudo (Buhler), Servitore, Amoroso. 64) Bei K. Witte, Das Decameron von Giovanni Boccaccio. 2. Aufl. 1. Th. S. 267.

Digitized by Google

mahlin in ihrem Zimmer auf, erzählt ihr den Hergang, und befiehlt ihr, mitzukommen, um Zima'n anzuhören, ohne auf das, was er auch ſagen möge, etwas zu antworten. Die Frau misbilligt dieſen Handel, folgt jedoch endlich dem Manne in den großen Saal, an deſſen Ende ſich Zima mit der Dame fern von den Leuten ſetzt. Er hält nun eine Anrede an ſie, in der er vorſtellt, wie ihre Schönheit, die jede andere übertreffe, ihre untadligen Sitten und ſo viele beſondere Vorzüge, die ſie beſitze, und deren großem Maße der hochgeſinnteſte Mann nicht würde widerſtehen können, in ihm die größte und glühendſte Liebe, die je ein Mann empfunden, entzündet habe. Auf gleiche Weiſe werde er fortfahren, ſie zu lieben, ſo lange ſein armes Leben dieſe Glieder noch aufrecht erhalten werde; ja, wenn man auch jenſeits, ſowie hier, liebe, ſo werde er auch in der Ewigkeit ſie ebenſo lieben. Sie beſitze Nichts, das ſie ſo ihr eigen nennen und auf das ſie unter allen Umſtänden ſo zählen könnte, als auf ihn, und auf Alles, was ihm angehöre. Er würde es für eine größere Gnade halten, wenn ſie ihm in Etwas, was er zu thun im Stande wäre, und das ihr gefiele, ſeine Befehle ertheilen wollte, als wenn die ganze Welt ſeinen Geboten unweigerlich gehorchte. Sei er nun ihr ſo eigen, wie ſie es höre, ſo dürfe er nicht ohne Urſache ſeine Bitte zu ihrer Hoheit erheben, da ſie allein, und Nichts außer ihr, im Stande ſei, ihm ſeinen Frieden, ſein Glück und ſein Heil zu verleihen. So bitte er denn, als ihr demüthigſter Diener, ſie, ſein theures Kleinod, die einzige Hoffnung ſeiner Seele, die im Feuer der Liebe ſich nur noch durch Hoffen erhalte, daß ſie ihm gewogen ſein und die Härte, welche ſie ihm bisher erwieſen habe, erweichen möge, damit er, der ihr ja zugehöre, von ihrem Mitleiden erquickt, ſagen könne, daß ihre Schönheit ihn zwar in Liebe entzündet, dann ihm aber auch das Leben wiedergegeben habe; ein Leben, das unfehlbar verlöſchen werde, wenn ihr ſtolzer Sinn ſeinen Bitten nicht nachgebe, und als deſſen Mörderin ſie dann nach ſeinem Tode erſcheinen werde. Wenn ſein Tod ihr aber auch nicht, wie er es doch thue, zu kleiner Ehre gereichte, ſo würde doch ihr Gewiſſen ihr zu Zeiten Vorwürfe machen; ſie würde bedauern, ſo hart geweſen zu ſein, und wol ein Mal mit freundlicher Geſinnung ſagen: „Wie übel that ich doch, mit meinem Zima kein Mitleid gehabt zu haben.“ Dann aber würde ihre Reue zu Nichts führen und ſie um ſo mehr betrüben. Damit ihre Reue nicht zu ſpät komme, möge ſie ſich vorher zum Erbarmen bewegen laſſen, zur Zeit, wo ſie ihm noch Hilfe gewähren könne, denn bei ihr ſtehe es allein, ihn zum fröhlichſten und betrübteſten Menſchen auf der Welt zu machen. Er hoffe, ihre Huld werde groß genug ſein, um es nicht zuzulaſſen, daß er als Lohn für ſo heiße und ſo lange Liebe den Tod empfange; vielmehr werde ſie mit freundlicher und liebevoller Antwort ſeine Lebensgeiſter beruhigen, welche ganz erſchrocken ſeien und bei ihrem Anblick zittern.“ Nach dieſer Anrede ſchweigt Zima, und während er auf eine Antwort der edlen Dame wartet, folgen ſeinen Seufzern einige von den Augen niederfließende Thränen. Obſchon ſeine langen Bemühungen, ſeine Waffenſpiele, die Ständchen und die vielen andern Dinge, welche Zima ihr zu Liebe unternommen, ſie zu bewegen nicht vermocht hatten, ſo wird ſie doch von dieſen liebevollen, von dem leidenſchaftlichen Liebhaber zu ihr geſprochenen Worten ergriffen, und beginnt zu fühlen, was ſie zuvor nie gefühlt hat, was Liebe ſei. Ungeachtet ſie nun zwar, den Befehlen ihres Gemahles Folge leiſtend, ſchweigt, kann ſie doch nichtsdeſtoweniger ihre verſtohlenen Seufzer nicht verbergen. Als Zima keine Antwort erhält, erräth er die Liſt, deren ſich der Edelmann gegen ihn bedient hat. Da er ihre Augen mehr als ein Mal bei ſeinem Anblick liebevoll erglänzen ſieht, auch auf die Seufzer achtet, welche ſie ihrer Bruſt entſteigen läßt, faßt er wiederum einige Hoffnung, und entſchließt ſich zu einem andern Verſuche. Er hält nämlich im Namen der Dame eine Anrede, welche mit den Worten „mein Zima“ beginnt, an ſie, in welcher er unter andern ſagt, ſie habe ihn immer vor allen andern Männern geliebt, habe aber aus Furcht vor Jemand anderem und aus Beſorgniß für ihren Ruf ſich benehmen müſſen, wie ſie gethan. Jetzt aber komme die Zeit, ihn für ſeine Liebe zu ihr zu belohnen. Sobald Don Francesco als Podeſtà auf Zima's ſchönem Pferde abgereiſt ſei, verſpreche ſie unfehlbar bei ihrer Ehre und bei der warmen Liebe, welche ſie für ihn empfinde, daß er in wenigen Tagen bei ihr ſein ſolle. Wenn er eines Tages zwei ausgebreitete Handtücher am Fenſter ihrer nach dem Garten hinausgehenden Schlafſtube ſehe, ſo ſolle er den Abend, wenn es dunkel ſei, mit großer Vorſicht, daß er von Niemandem bemerkt werde, durch die Gartenthüre zu ihr heraufkommen. Nach Zima's Anrede an ſich in ihrem Namen richtet er wieder eine Anrede in ſeinem Namen an ſie, in welcher er ſein unendliches Entzücken über ihre gütige Antwort ausſpricht. Zu dem Allen ſagt die Dame kein Wort, Zima kehrt zu dem Edelmanne zurück. Auf deſſen Frage: „Hab' ich mein Verſprechen gut gehalten?“ antwortet Zima: „Ihr verſpracht mir, mich mit Eurer Frau reden zu laſſen, und ich habe zu einer Marmorſäule reden müſſen.“ Hierdurch wird Francesco's gute Meinung von ſeiner Frau noch vermehrt. Zima ſagt weiter: hätte er gedacht, daß die Gunſt, die er ihm geſtattet, ſolche Früchte tragen würde, wie ſie gethan, ſo hätte er, ohne ſie ſich erſt zu erbitten, ihm lieber das Pferd ſogleich geſchenkt. Der Edelmann reiſt auf dem von Zima erhaltenen Pferde nach Mailand, um Podeſtà zu werden. Als die Dame nun im Hauſe ihre eigene Herrin iſt und Zima'n, einen ſolchen Verehrer, wieder oft vor ihrem Hauſe vorübergehen ſieht, beſchließt ſie, ihre Jugendzeit zu genießen, und hängt, wie Zima es geſagt hat, eines Tages zwei Handtücher zum Fenſter hinaus. Zima geht, als die Nacht angebrochen iſt, heimlich und allein zur Thüre des Gartens ſeiner Dame, findet ſie offen, wird von der Edeldame empfangen und folgt ihr unter hunderttauſend Umarmungen und Küſſen die Treppe hinauf. Hier gehen ſie ohne Verzug zu Bette und eilen, das letzte Ziel der Liebe zu erreichen. So lange der Edelmann in Mailand iſt und auch nach ſeiner Rückkehr beſucht Zima zu großer Zufriedenheit beider Theile ſeine Dame noch vielmals. Dieſes iſt Boccaccio's Erzählung von Zima, das heißt,

Digitized by Google

dem Stutzer. Über die Definition oder rückſichtlich Umſchreibung und Erklärung, was Galanterie in der Bedeutung, in welcher das Wort vorzugsweiſe gebraucht wird, iſt, bemerken wir Folgendes: Auch dieſe engere Bedeutung iſt bald umfaſſender, bald weniger umfaſſend, was wir durch engere und engſte Bedeutung ausdrücken wollen. Galanterie in engerer Bedeutung wird von Cormon[65]) erklärt durch: „obsequiosa urbanitas," von Büſching durch: „zierliche Gefügigkeit"[66]), und in engſter Bedeutung von Montesquieu durch: „delicate, leichte, ewige Lüge der Liebe." Nach Fr. W. B. von Ramdohr[67]) heißt die Urbanität gegen das Frauenzimmer beſonders Galanterie. Dieſe hält ſelten das Mittel zwiſchen einem zu ſteifen und einem zu freien Tone. Ihr wahrer Charakter iſt die Geſchmeidigkeit ohne Niederwürfigkeit, Würde, Selbſtbeachtung ohne Hochmuth. Urbanität überhaupt, und beſonders gegen das Frauenzimmer, iſt nach der körperlichen Schönheit das wichtigſte Mittel, um ſich in den Augen des ſchönen Geſchlechts auszuzeichnen. Sie iſt die fertige Beobachtung der Vorſchriften, nach denen unſere Perſon in den Verhältniſſen des weiteren geſelligen Umgangs mit Menſchen (ohne vorgängige Bekanntſchaft oder Verbindung, und ohne Rückſicht auf einen beſondern Zweck des Nutzens oder der Unterhaltung) Andern auf eine Art erſcheint, wodurch die geſellige Mittheilung befördert und Vergnügen durch das bloße Zuſammenſein erweckt wird. Ungeachtet die Galanterie in höchſter Blüthe, nämlich als ritterliche Galanterie, erſt im Mittelalter ſich ausbildete, ſo zeigen ſich doch auch ſchon im Alterthume der Griechen und Römer Spuren davon. Ausgezeichnet durch Galanterie oder zierliche Gefügigkeit war Alcibiades. Ungeachtet ſeines Stolzes trieb ihn doch ſeine grenzenloſe Begierde, überall der Erſte zu ſein, an, ſich zierlicher Gefügigkeit zu befleißigen, und ſich den Sitten derjenigen, bei welchen er eben ſich befand, zu fügen, um ſeinem Ehrgeiz ein Gnüge zu leiſten, und zeigte dabei Anſtrengung und Geduld, ungeachtet ſein Charakter von Natur das Entgegengeſetzte war. Wenn Cornelius Nepos im Alcibiades Cap. 1 von ihm ſagt: **quum tempus posceret, laboriosus, patiens, liberalis, splendidus, non minus in vita, quam victu: adfabilis, blandus, temporibus callidissime inserviens. Idem, simul ac se remiserat, neque causa suberat, quare animi laborem perferret, luxuriosus, dissolutus, libidinosus, intemperans reperiebatur: ut omnes admirarentur, in uno homine tantam inesse dissimilitudinem, tamque diversam naturam**, ſo muß man hier unter Natur nicht angeborenes Weſen oder Naturell verſtehen, ſondern die von der Natur ihm verliehene Kraft, ſich Eigenſchaften, welche die Natur ihm eigentlich nicht gegeben hatte, durch künſtliche Beherrſchung und Angewöhnung eigen zu machen; denn wie ſich ſchließen läßt, hatte er Galanterie oder zierliche Gefügigkeit, wie er, wie wir ſehen werden, z. B. ſein Betragen gegen Anytos, einen ſeiner eifrigſten Verehrer, beweiſt, von Natur nicht, ſondern nur die Kraft, ſich dieſelbe, wenn es ſeine Lage erfoderte, eigen zu machen, um überall der Erſte zu ſein. In Athen, der glänzendſten Stadt, übertraf er Alle an Glanz und äußerlichem Anſehen der Lebensart. Aus Athen vertrieben, lag er in Theben, weil die Böotier mehr der Feſtigkeit des Körpers, als der Schärfe des Geiſtes ſich befleißigten, dem Beſtreben derſelben ſo ſehr ob, daß Niemand ſich ihm an Anſtrengung und Kräften des Körpers gleichſtellen konnte[68]). Bei den Lacedämoniern, nach deren Sitten die höchſte Tugend in Geduld geſetzt wurde, ergab er ſich der Härte (harten Lebensart) ſo, daß er an Sparſamkeit des Lebensunterhalts und der Pflege alle Lacedämonier übertraf. Bei den Thraciern, dem Weine und dem Liebesgenuſſe[69]) ergebenen Menſchen, ging er auch in dieſen Dingen vor. Bei den Perſern, bei welchen es das höchſte Lob war, tapfer zu jagen und luxuriös zu leben, ahmte er die Gewohnheit derſelben ſo nach, daß er bei Allen, bei welchen er auch war, für den Erſten und ſehr werth gehalten wurde. Solche zierliche Gefügigkeit zeigte Alcibiades überhaupt. In Beziehung auf das ſchöne Geſchlecht war er der Mann aller Weiber[70]), und keine ſoll ihm widerſtanden haben. Dieſes bewirkte nicht blos ſeine ausgezeichnete Schönheit, ſeine Prachtliebe und ſeine verſchwenderiſche Freigebigkeit, ſondern er machte ſeine Eroberungen aller Wahrſcheinlichkeit nach auch durch galante Worte und anderes galantes Betragen. In Beziehung auf die Liebe findet man Galanterie ſchon bei den Alten, freilich keine ritterliche Galanterie, da die Sitte des Zweikampfes fehlte, und man die Ehre ſeiner Dame alſo nicht durch denſelben beſchützen konnte. Für die höchſte Galanterie galt in Beziehung auf die nicht ritterliche Galanterie zu Gunſten des geliebten Gegenſtandes ſich durch verſchwenderiſche Freigebigkeit zu Grunde zu richten. Ein Beiſpiel hiervon gibt Anytos, einer der eifrigſten Liebhaber des Alcibiades, in deſſen angehendem Jünglingsalter. Er ſchlug, von Anytos zum

65) *Cormon*, Sobrino Aumentado o Nuevo Diccionario de las lenguas Española, Francesa y Latina. T. I. P. II. p. 32: *Galanteria*, s. f. Galanterie ce qui est galant; il se dit des actions et des choses. L. *Obsequiosa* urbanitas. 66) Ritterzeit und Ritterweſen, z. B. 1. Bd. S. 14: „zierliche Gefügigkeit im Umgange;" 2. Bd. S. 144: „die Geſetze der zierlichen Gefügigkeit" (Galanterie). 67) Venus Urania. Über die Natur der Liebe, über ihre Veredelung und Verſchönerung (Leipzig 1798.), und daraus bei H. G. Flörke in der Fortſetzung von Krünitz'ens Encyklopädie 78. Th. im Art. Liebe: Kurze Überſicht des Inhalts des zweiten Theils, welcher der Äſthetik der Liebe gewidmet iſt, S. 403.

68) *Cornelius Nepos*, Alcibiades Cap. 11. *Satyrus Peripateticus* ap. *Athenaeum* Lib. XII. Cap. 9. p. 534 drückt dieſes da, wo er von Alcibiades handelt, ſo aus: *ἐν Θήβαις δὲ σωμασκῶν, καὶ γυμναζόμενος, τῶν Θηβαίων αὐτῶν μᾶλλον βοιώτιος*, in Theben aber den Leib übend (ſich als Ringer übend) und ſich nackt auf dem Fechtplatz übend, war er mehr böotiſch, als die Thebaner ſelbſt. 69) So nach Nepos a. a. O. Nach Satyrus dem Peripatetiker bei Athenäus war Alcibiades bei den Thraciern der erſte Trinker und Reiter. 70) *Athenaeus* V. p. 220; *Diogenes Laert.* Bion c. 3. Wegen ſeiner Schönheit und ausgezeichneten Geiſtesgaben wurde der angehende Jüngling Alcibiades nach griechiſcher Sitte, oder richtiger Unſitte, von Vielen, und ſelbſt von Sokrates, wie Platon im Symposio erwähnt, geliebt. Postea, erzählt Nepos Cap. 2 weiter, quam robustior est factus, non minus multos amavit, in quorum amore, quoad licitum est, odiosa multa *delicate* jocoseque fecit, wo das delicate wol am beſten durch auf galante Weiſe zu geben iſt.

Digitized by Google

Mittagsmahl eingeladen, es ab, zu erſcheinen, kam aber deſſenungeachtet ſpäter halb berauſcht, nahm einen Theil der goldenen und ſilbernen Geſchirre aus dem Vorzimmer und verſchenkte ſie an arme Bürger. Manche fanden dies unſchicklich, aber der galante Anytos erwiederte: er hätte ja das Ganze nehmen können [71]). Bei Plautus [72]) ſagt Aſtaphium, die Magd einer Weibsperſon, welche aus der Liebe ein Gewerbe macht:

Nec unquam quisquam probus erit amator, nisi qui rei inimicu' st suae

und

Probus est amator, qui relictis rebus rem perdit suam.

Die Magd ſpricht obige Worte zu einem Liebhaber ihrer Herrin, welcher er, um ſie gehörig beſchenken zu können, nicht nur alles bewegliche Vermögen nach und nach hingegeben, ſondern auch das Haus und Grundſtück verpfändet hat: die galanten Liebhaber richteten ſich nicht nur durch das zu Grunde, was ſie den Buhlerinnen gaben, ſondern auch durch die Pracht, welche ſie auf ſich ſelbſt wandten und durch die Verſäumniß ihrer Geſchäfte, wie alles dieſes Lucretius [73]) trefflich ſchildert. Da zu einem Liebhaber, welcher durch Aufwand ſeinen Zweck erreichte, Reichthum gehörte, ſo gibt Ovidius andere Künſte an, räth nicht nur an, einfach im Anzug zu erſcheinen, ſondern durch zierliche Gefügigkeit die Liebe der Schönen zu gewinnen und zu feſſeln. Galanterie in der Bedeutung von Gefügigkeit drückt Ovid in der Kunſt zu lieben Buch II. durch dextera indulgentia, geſchickte Gefälligkeit, aus, indem er ſingt:

Dextera praecipue capit indulgentia mentes:
Asperitas odium saevaque bella movet;

und Tibull durch obsequium, Nachgiebigkeit, Willfährigkeit, gefälliges Betragen, indem er ſingt: obsequio plurima vincit amor. Wie wir weiter unten angeben, wurden bei den ritterlichen Galanterien zu große Geſchenke gemisbilligt. Ovid ſtellt ſich auch nicht als großer Schenker dar. Amorum Lib. I. Elegia X. Ad puellam, ne pro amore praemia poscat, ſagt er unter Anderem:

Cur sim mutatus quaeris? quia munera poscis
Haec te non patitur causa placere mihi.
Donec eras simplex, animum cum corpore amavi:
Nunc mentis vitio laesa figura tua est,

und bemerkt hierauf weiter, Amor ſei nackt und habe keine Kleider; warum befehle ſie da, daß er um Lohn zum Verkaufe daſtehen ſolle, da er keine Kleidfalte habe, um den Lohn hineinzuthun. Nachdem Ovid (De arte amandi Lib. II.) geſagt hat, daß man den immerwährend in den Waffen lebenden Habicht und den das furchtſame Schaf- und Ziegenvieh anfallenden Wolf haſſe, der Schwalbe dagegen, weil ſie ſanft ſei, von den Menſchen nicht nachgeſtellt werde, und der chaoniſche Vogel (die Taube) Thürme habe, und daß Streite und Schlachten der bittern Zunge fern ſein ſollen, die Eheleute einander durch Zank in die Flucht ſchlagen, und Streit eine Mitgift der Eheweiber ſei, und die Geliebte (amica) immer erwünſchte Töne hören ſolle, fährt er fort:

Non legis jussu lectum venistis in unum:
Fungitur in vobis munere legis amor.
Blanditias molles, auresque juvantia verba
Affer: ut adventu laeta sit ipsa tuo
Non ego divitibus venio praeceptor amandi:
Nil opus est illi, qui dabit, arte mea.
Secum habet ingenium, qui, cum libet, Accipe, dicit:
Cedimus, inventis plus habet ille meis.

Weiter ſagt Ovid, er ſei Dichter für Arme, weil er nie geliebt habe; da er keine Geſchenke habe geben können, habe er Worte gegeben [74]), und fährt fort:

Pauper amet caute: timeat maledicere pauper:
Multaque divitibus non patienda ferat.

Er erinnere ſich, daß er erzürnt die Haupthaare der Herrin verwirrt habe: wie viel Tage habe ihm dieſer Zorn entriſſen! Er glaube nicht, und habe nicht gemerkt, daß er ihre Tunica zerriſſen, aber ſie habe es geſagt, und ſie ſei durch ſein Geld wieder erkauft worden. Er fodert ſeine Schüler auf, ſeine Sünden zu vermeiden, und ſagt weiter:

Proelia cum Parthis, cum culta pax sit amica:
Et jocus et causas quicquid amoris habet.

Zu den Ohren erfreuenden Worten, welche Ovid dem Liebhaber zur Pflicht macht, gehörten vornehmlich die Schmeichelworte im Betreff des natürlichen Ausſehens und der Tracht [75]), und die Beſchönigung der Mängel der Geliebten. In erſterer Beziehung ſagt Ovid ebenfalls in der Kunſt zu lieben Buch II:

Blanditiis animum furtim deprendere fas est,
Ut pendens liquida ripa subitur aqua.
Nec faciem, nec te pigeat laudare capillos,
Et teretes digitos, exiguumque pedem.
Delectant etiam castas praeconia formae:
Virginibus curae grataque forma sua est.

In Beziehung auf andere Eigenſchaften:

Brachia saltantis, vocem mirare canentis:
Et cum desierit, verba querentis habe.

Die Übertreibung der Vorzüge und die Beſchönigung der

71) Fr. v. Raumer, Vorleſungen über die alte Geſchichte. 2. Aufl. I. Bd. S. 482. 72) Truculentus, Act. I. Sc. I. v. 20 et 25. 73) Lib. IV. v. 1120 seq.:

Labitur interea res et vadimonia fiunt,
Languent officia, atque aegrotat fama vacillans:
Unguenta, et pulchra in pedibus Sicyonia, rident
Scilicet; et grandes viridi cum luce smaragdi
Auro includuntur, teriturque thalassina vestis
Assidue, et Veneris sudorem exercita potat:
Et bene parta patrum fiunt anademata, mitrae:
Interdum in pallam, atque Alidensia, Chiaque vertunt
Eximia veste et victu convivia, ludi,
Pocula crebra, unguenta, coronae, serta parantur.

74) verba dabam, habe Worte gegeben, das heißt, getäuſcht.

75) *Ovidius*, De Arte amandi Lib. II:

Sed tu, cuicunque est retinendae cura puellae,
Attonitum forma fac putet esse sua.
Sive erit in Tyriis, Tyrios laudabis amictus:
Sive erit in Cois, Coa decere puta.
Aurata est: ipsa tibi sit preciosior auro:
Gausapa si sumit, gausapa sumta proba.
Astiterit tunicata: moves incendia, clama:
Sed timida caveat frigora, voce roga.
Compositum discrimen erit, discrimina lauda:
Torserit igne comam, torto capillo places.

Mängel liegt nicht blos in der Galanterie, ſondern auch in der Natur, da die Liebe, wie das Sprüchwort ſagt, blind macht. Wie beides in dieſer Beziehung die Natur der Liebe und die Galanterie, das künſtliche Syſtem derſelben in Verbindung ſteht, erhelit daraus, daß die Stelle des Lucretius [76]) über die Blindheit des Liebhabers im Betreff der Mängel von Ovid, welcher ſie nachahmt, eine Anwendung im Betreff der Galanterie findet, indem er ſagt:

Parcite praeterea vitia exprobrare puellis:
  Utile quae multis dissimulasse fuit.
Nec suus Andromedae color est objectus ab illo,
  Mobilis in gemino cui pede penna fuit [77]),
Omnibus Andromache visa est spatiosior aequo,
  Unus qui modicam diceret, Hector erat.

An das, was man übel empfinde, ſolle man ſich gewöhnen, und es gut ertragen: vieles mindere die Länge der Zeit: aber die anfangende empfinde alles. So lange an der grünen Rinde ein Zweig anwachſe, werde er, wenn ihn ein Lüſtchen erſchüttere, fallen; wenn er im Zeitraume erhärtet ſei, widerſtehe er den Winden, und der feſte Baum werde durch Adoption erlangten Beſtand haben:

Eximit ipsa dies omneis de corpore mendas:
  Quodque fuit vitium, desinit esse mora etc.
Nominibus mollire licet mala, fusca vocetur,
  Nigrior Illyrica cui pice sanguis erit.
Si paeta est [78]), Veneri similis, si flava, Minervae:
Sit gracilis [79]), macie quae male viva sua est.
  Dic agilem, quaecunque brevis: quae turgida, plenam:
Et lateat vitium proximitate boni.

Auch ſolle man nicht fragen, im wie vielſten Jahre ſie ſtehe, oder unter welchem Conſul ſie geboren (dieſes Amt habe der ſtrenge Cenſor); vornehmlich, wenn ſie nicht mehr blühe, und die beſte Zeit hinter ſich, und ſich bereits weißwerdende Haare binde. Zu dieſem Joche, welches der galante Liebhaber ſich auferlegen mußte, kam auch noch vieler anderer Zwang, welchen Lurretius [80]) im Allgemeinen ausdrückt:

Adde, quod alterius sub nutu degitur aetas.

Doch hatte dieſe Knechtſchaft der Galanterie des Alterthums der Griechen nicht den hohen Schwung der Galanterie des Ritterthums. Der galante Liebhaber der Römerzeit that im Dienſte ſeiner Dame keine Großthaten, wie die Ritter thaten, ſondern leiſtete Bedientendienſte, und mußte außer den ſchönen und beſchönigenden Worten, deren er ſich bediente, auch ſonſt auf andere Weiſe ſeine Gefügigkeit bewähren, um das Herz der Schönen zu gewinnen und zu feſſeln. Dieſe Gefügigkeit drückt wie Tibull, ſo auch Ovid durch obsequium aus. Dieſer ſagt in der Kunſt zu lieben Buch II., wenn die Geliebte nicht willig und liebkoſend genug ſei, ſolle man es ertragen, und mit Geduld es aushalten, nachher werde ſie mild ſein:

Flectitur obsequio curvatus ab arbore ramus,

man zerbreche den Zweig, wenn man ſeine Kräfte daran verſuche. Obsequio tranantur aquae; und man könne die Flüſſe nicht überwinden, wenn man dagegen, als wohin die Welle reiße (d. h. wider den Strom) ſchwimme. Obsequium (gefällige Nachgiebigkeit) zähme die Tiger und vom Zorn aufſchwellenden Löwen; der Stier unterziehe ſich nach und nach des ländlichen Pfluges. Durch Weichen (Nachgeben) ſolle man ſiegen:

Cede repugnanti: cedendo victor abibis:
  Fac modo, quas partes illa jubebit agas.
Arguit, arguito: quidquid probat illa, probato:
  Quod dicit, dicas: quod negat illa, neges.
Riserit, arride: si flerit, flere memento:
  Imponat leges vultibus illa tuis.

Im I. Buche ſagt Ovid, daß man auch, um das Herz der Geliebten zu gewinnen, weinen oder rückſichtlich ſich weinend ſtellen ſolle, nämlich:

Et lacrymae prosunt: lacrymis adamanta movebis:
  Fac madidas videat, si potes, illa genas.
Sic lacrymae (neque enim veniunt in tempore semper)
  Deficient: uda lumina tange manu.

Die erheuchelten Thränen ſollten dienen, den Worten Glauben zu verſchaffen, wenn man die Stelle eines Liebhabers ſpiele, falls man nicht in dem Maße verliebt ſei, wie man ſich ſtelle, wie Ovid ebendaſelbſt ſagt:

Est et agendus amans, imitandaque vulnera verbis:
  Hic tibi quaeratur qualibet arte fides.

In Beziehung auf die Theilnahme an dem Schauen der Spiele des Circus ſchreibt Ovid dem Liebhaber vor, er ſolle ſich eifrig erkundigen, weſſen Pferde kommen, und ſogleich dem, wer es auch ſei, günſtig ſein, dem ſie günſtig ſei. Falle Staub in den Schoos der Herrin, ſolle er ihn mit den Fingern herausſchütteln:

Et, si nullus erit pulvis, tamen excute nullum:
  Quaelibet officio causa sit apta tuo.

Wenn ihr Mantel zu weit auf die Erde herabgefallen liege, ſolle der Liebhaber ihn zuſammennehmen, und geſchäftig von dem unreinen Boden aufheben. Er ſolle außerdem nach den Mannesperſonen, wer auch immer dort ſitze, zurückblicken, daß keiner durch das vorgebogene Knie den zarten Rücken drücke. Kleinigkeiten gewinnen leichtſinnige Seelen (parva leves capiunt animos); es ſei vielen nützlich geweſen, das Polſter mit willjähriger Hand in Ordnung gelegt zu haben. Es habe

76) *Lucretius* Lib. IV. v. 1149 seq.:

Nam faciunt homines plerumque, cupidine caeci,
Et tribuunt ea, quae non sunt his commoda vere.
Multimodis igitur pravas turpeisque videmus
Esse in deliciis, summoque in honore vigere.
Atque alios alii irrident, Veneremque suadent.
Ut placent, quoniam foedo adflictentur amore;
Nec sua respiciunt miseri mala maxuma saepe.
Nigra, *μελίχροος* est; immunda ac foetida, *ἄκοσμος*·
Caesia, *παλλάδιον*· nervosa et lignea, *δορκάς*·
Parvola, pumilio, *χαρίτων μία*, tota merum sal;
Magna atque immanis, *κατάπληξις*, plenaque honoris.
Balba, loqui non quit? *τραυλίζει*· muta pudens est:
At flagrans, odiosa, loquacula, *λαμπάδιον* fit:
ἰσχνὸν ἐρώμενον tum fit, quo vivere non quit
Prae macie; *ῥαδινὴ* vero est, jam mortua tussi.
At gemina et mammosa, Ceres est ipsa ab Iaccho.
Simula, *Σιληνὴ* ac *Σατύρα* est: labiosa, *φίλημα*.
Cetera de genere hoc longum est, si dicere coner.

77) d. h. Perſeus. 78) Wenn ſie etwas ſchielt, die Augen verdreht. 79) Lucretius hatte es durch *ῥαδινή* gegeben. 80) Lib. IV. v. 1118.

auch gefrommt, Wind mit dem dünnen Sonnenfächer gefächelt zu haben, und die hohle Bank unter den zarten Fuß gegeben zu haben. Dieſe Lehre, welche Ovid im erſten Buche ſeiner Kunſt zu lieben, in der Partie, in welcher er davon handelt, wie man im Circus ſich Zugang zu der neuen Geliebten verſchaffe, wiederholt er im II. Buch in der Partie, wo er davon handelt, wie man die Geliebte, welche in die geſtellten Netze gefallen, dauernd feſſeln ſolle, indem er ſagt, der Liebhaber ſolle den durch ſeine Stube aus einander geſpannten Sonnenſchirm ſelbſt halten. Er ſolle in dem Haufen, wohin ſie komme, ihr Platz verſchaffen. Auch ſolle er kein Bedenken tragen, die Bank (den Fußſchemel) an das rundgedrehte Bett zu ſetzen, und ſolle die Schnürſohle von dem zarten Fuße nehmen, oder an den Fuß fügen. Häufig ſolle er auch, ob er gleich ſelbſt friere, die Hand der Frierenden in ſeinem Buſen wärmen. Noch ſolle er es, obgleich es, wenn man wolle, ſchimpflich ſei, für ſchimpflich halten, mit freigeborener Hand den Spiegel zu halten. Von Herkules, welcher den Himmel, welchen er früher getragen, durch ſeine Verdienſte erworben habe, glaube man, daß er unter den ioniſchen Mädchen den Kord (Wollenkorb) gehalten, und die rohe Wolle bearbeitet habe. Der tirynthiſche Heros (Herkules) habe dem Befehl ſeiner Herrin gehorcht, wie ſolle man Bedenken tragen, das zu erduiden, was er ertragen. Doch ſollte man bei den Dienſtleiſtungen berückſichtigen, welcher Art ſie ſeien. Nachdem Ovid abermals im II. Buch der Kunſt zu lieben in der Partie über das Betragen des Liebhabers, wenn die Geliebte krank, geſagt hat, daß er vor der Krankheit keinen Ekel zeigen, und ſie küſſen, und ſie ihn weinen ſehen ſolle, er vieles in ihrer Gegenwart geloben, erfreuliche Träume, die er gehabt haben wolle, erzählen, und ein altes Weib erſcheinen laſſen ſolle, welches Schwefel und Eier in der Hand vortrage, und das Bette und Gemach luſtrire (reinige), fährt er fort:

Omnibus his inerunt gratae vestigia curae:
In thalamos [81]) multis haec via fecit iter.
Ne tamen officiis odium quaeratur ab aegra,
Sit suus in blanda sedulitate modus:
Neve cibos praebe: nec amari pocula succi
Porriga: rivalis misceat illa tuus.

Die Feindſeligkeit, welche Ovid gegen den Nebenbuhler zeigt, dürfte man nach ſeinen Lehren nicht zur Schau tragen. Sich ſo zu bezwingen, daß man ſeine Eiferſucht nicht laut werden ließ, war das ſchwerſte Stück der Galanterie der Liebe. Propertius (Lib. II. El. 27. v. 18) ſagt, er könne ſelbſt den Jupiter nicht als Rival ertragen. Ovid ſchreibt im II. Buch der oftgenannten Kunſt vor: ertrage den Nebenbuhler geduldig: der Sieg wird bei dir ſein: du wirſt als Sieger in des großen Jupiter's Burg (Capitol) dich befinden (triumphiren). Glaube, daß dir dieſes nicht ein Menſch, ſondern die pelasgiſchen Eichen (das Orakel von Dodona) ſagen. Winket ſie (ihm) zu, ertrage es: ſchreibt ſie, berühre die Täfelchen nicht: ſie komme daher, woher es ihr beliebt: ſie gehe, wohin es ihr belieben wird. In dieſer Kunſt bin ich, ich kenne es, nicht vollkommen. Was ſoll ich thun? ich bin kleiner, als meine Erinnerungen (mein Unterricht). Soll Jemand in meiner Gegenwart meinem Mädchen Zeichen geben, und ich es dulden? und mich der Zorn nicht überall hintragen (ganz fortreißen). Ihr Mann hatte, ich erinnere mich, (ihr) Küſſe gegeben: ich klagte über die gegebenen Küſſe: an Barbarei hat meine Liebe Überfluß (barbarie noster abundat amor, d. h. meiner Liebe fehlt es ſehr an Galanterie). Dieſer Fehler hat mir mehr als einmal geſchadet: abgeſäumter iſt der, durch deſſen Vermittlung andre Männer kommen (doctior ille est, quo veniunt alii conciliante viri, d. h. der den Kuppler macht). Im I. Buche in der Partie, in welcher er davon handelt, wie der Liebhaber ſich gegen die Geliebte betragen ſolle, wenn er einem Gaſtmahle beiwohnt, und namentlich vorſchreibt, daß er zuerſt den von ihren Lippen berührten Becher nehmen, und an der Stelle trinken, und jede Speiſe, die ſie mit ihren Fingern libirt (von der ſie etwas hinweggenommen), nehmen und dabei die Geliebte mit der Hand berühren ſolle, ſagt er: auch ſollen deine Wünſche ſein, dem Manne des Mädchens (der jungen Frau) zu gefallen, Freund geworden wird er deinen Wünſchen nützlicher ſein. Ihm, wenn du nach dem Looſe (Range) trinkſt, räume das erſte Loos (den erſten Rang) ein. Ihm werde der von deinem Haupte geſchickte Kranz gegeben.

Sive sit inferior, seu par prior omnia sumat:
Ne dubites illi verba secunda loqui.

Ein ſicherer und häufiger Weg iſt durch Freundesnamen zu täuſchen. Obgleich es ein ſicherer und häufiger Weg iſt, iſt er doch verbrecheriſch. Hierauf möge nun der Vortrinker viel trinken, und glauben, daß die ihm übergebenen mehr trinken müſſen. Ein gewiſſes Maß im Trinken wird dir von uns gegeben. Ihr Amt ſollen der Geiſt und die Füße leiſten. Vornehmlich hüte dich vor durch den Wein aufgereiztem Wortſtreite, und vor zu großer Geneigtheit der Hände zu wilden Kämpfen. Thöricht fiel Eryton durch das Trinken der gegebenen Weine: paſſender iſt zu ſüßem Scherz die Tafel und der Wein. Haſt du Stimme, ſinge, wenn weiche Arme, tanze, und durch welche Gabe du immer gefallen kannſt, gefalle. Sowie die wahre Trunkenheit ſchadet, ſo wird die erdichtete nützen: laß deine Zunge liſtig mit liſpelndem Tone ſtammeln. Und von Allem, was du frecher ſagſt oder treibſt, als billig iſt, werde geglaubt, daß der zu viele Wein die Urſache geweſen:

Et bene dic dominae: bene, cum quo dormiet illa:
Sed male sit, tacita mente precare, viro.

Alſo auch ſelbſt beim Trinkgelag mußte der Liebhaber, wenn er Galanterie üben wollte, Maß halten, um nicht durch zu vieles Trinken ſich zur Ausübung derſelben unfähig zu machen. Im II. Buche führt Ovid, wie der Liebhaber den Befehlen der Geliebten gehorchen müſſe, auf dieſe Weiſe aus: haſt du den Befehl erhalten, auf dem Foro gegenwärtig zu ſein, ſo komme ja immer zeitiger, als zur befohlenen Stunde, und gehe nur ſpät fort. Hat ſie geſagt, daß du irgendwohin ihr entgegenkommen (ſie irgendwo treffen) ſolleſt, ſchiebe alles auf, laufe, und

81) Nach anderer Lesart in tabulas, d. h. ins Teſtament.

Digitized by Google

laß den begonnenen Gang nicht durch den Schwarm vieler Menſchen verzögern. Geht ſie des Nachts, wenn ſie ein Gaſtmahl genoſſen hat, nach Hauſe, dann komme auch als Sklave (ſie begleitender Diener), wenn ſie dich ruft (tunc[82]) quoque pro servo, si vocat illa, veni). Iſt ſie auf dem Lande, und ſagt, du ſollſt kommen, ſo lege, wenn das Rad (ein Wagen) fehlt, den Weg, denn die Liebe haßt die Trägen, zu Fuße zurück. Weder die ſchwere Zeit (die Zeit drückender Hitze und der dadurch entſtehenden Krankheiten), und der dürſtende (d. h. heiße Hitze bringende) Hundsſtern, noch der durch gefallenen Schnee weiß gemachte Weg halte dich auf. Die Liebe iſt eine Art Kriegsdienſt: fort mit euch Trägen! furchtſame Männer müſſen dieſe Feldzeichen nicht beſchützen. Nacht und Winter, lange Wege, und grauſe Anſtrengungen[83]) (Beſchwerden) und aller Schmerz iſt bei dieſen zarten Feldlagern. Oft wirſt du Schlagregen ertragen, kalt ſollſt du oft auf nacktem Boden liegen. Von dem Cynthier (Apollon) wird geſagt, daß er Admet's Kühe während der Hitze[84]) gehütet, und in einer kleinen Hütte geſteckt (ſich aufgehalten) habe. Wem wird das nicht ziemen, was dem Phöbus geziemt hat? ziehe den Stolz aus, jeder, wer er auch ſei, wer Sorge für eine Liebe (Liebſchaft), die dauern ſoll, trägt. Amorum Lib. I. hat Eleg. IX. Ad Atticum, amantem non oportere desidiosum esse, sicuti nec militem, welche beginnt:

Militat omnis amans: et habet sua castra Cupido,

und indem er Parallelen zwiſchen einem Liebhaber und einem Soldaten zieht. Aus ihnen bemerken wir einige: Beide durchwachen die Nacht: auf der Erde ruht jeder von Beiden: jener hütet die Thüre der Herrin, dieſer die des Heerführers. Die Pflicht des Soldaten iſt ein langer Weg: man laſſe das Mädchen reiſen: ein thätiger Liebender wird ohne Ende folgen: er wird auf entgegenſtehende Berge und über durch Regen verdoppelte Flüſſe gehen. Noch wird er, wenn er Meerengen drücken (über das Meer ſchiffen) will, zum Vorwand des Nichtthuns aufgeregte Südoſtwinde nehmen, und für Kehrung der Gewäſſer (Schiffung) paſſende Geſtirne ſuchen. Wer anders als ein Soldat oder Liebhaber wird ſowol die Kälte der Nacht, als den mit dichtem Schlagregen gemiſchten Schnee ertragen. Jener belagert große Städte, dieſer die Schwelle der harten Freundin: jener erbricht Thore, aber dieſer Thüren. Lucretius (Lib. IV. v. 1173 seq.) ſagt: der ausgeſchloſſene Liebhaber bedeckt oft weinend mit Blumen und Guirlanden die Schwelle, ſalbt mit Salbe aus Majoran die ſtolzen Pfoſten, und drückt als Elender Küſſe an die Thürflügel. Ovid ſchreibt in der Kunſt zu lieben Buch II. vor: wird von ihr geſagt, ſie ſei ausgegangen, und du ſiehſt ſie vielleicht doch, ſo glaube, daß ſie ausgegangen und du Falſches ſeheſt. Iſt dir in der verſprochenen Nacht die Thüre verſchloſſen, ſo ertrage es, und lege den Körper auf den unreinen Boden. Vielleicht wird auch die lügneriſche Magd mit ſtolzer Miene ſagen, was belagert jener unſere Thüre? ſchmeichle auch den Pfoſten des harten Mädchens, und lege die von dem Haupte genommenen Roſen auf die Schwelle. Halte nicht für ſchimpflich, die Schimpfworte und Schläge deines Mädchens zu ertragen und Küſſe auf ihre zarten Füße zu drücken. In der angeführten Elegie, deren Inhalt iſt, daß der Liebende ebenſo wenig, als ein Soldat, träge ſein müſſe, ſchließt er, nachdem er mehre Parallelen zwiſchen beiden gezogen: daher ſoll ein jeder, wer die Liebe Unthätigkeit nennt, ablaſſen. Die Liebe iſt unternehmender Geiſtesart (ingenii est experientis amor). Ich ſelbſt war unthätig und zu ungegürteter (laſſer) Muße geboren. Bett und Schatten hatten meine Seele verweichlicht: den Trägen trieb die Sorge für das ſchöne Mädchen an, und gebot, daß ich in ihrem Lager Erz (Sold) verdienen ſollte. Daher ſiehſt du mich wachſam und nächtliche Kriege führend: wer nicht träge werden will, muß lieben. Im II. Buche der Kunſt zu lieben ſagt Ovid: Wird dir durch das Sichere und Sanfte (d. h. hier durch die Thüre) zu gehen verweigert, und iſt die entgegenſtehende Thür das Schloß geſtützt (verſchloſſen), ſchlüpfe jählings von dem offenen Dache herab, auch gebe dir das hohe Fenſter verſtohlene Wege. Sie wird ſich freuen, wenn ſie weiß, daß ſie die Urſache der Gefahr iſt. Dieſes wird der Herrin ein Pfand ſicherer Liebe ſein.

Oftmals konnteſt du wol dein Mädchen, Leander, entbehren,
Schwammſt hinüber, daß ſie wiſſe, du liebeſt ſie noch.

Hierauf führt Ovid aus, daß der Liebhaber ſich nicht ſchämen müſſe, die Sklavinnen und Sklaven, indem er ſie ihrem Range nach jedes bei ſeinem Namen grüße, durch demüthige Bitten und kleine Geſchenke zu gewinnen. Aus dem, was wie aus Ovid ausgehoben, erſieht man hinlänglich, daß dieſer bereits viele und wenn man blos die bürgerliche, nicht die ritterliche Galanterie berückſichtigt, auch die Hauptregeln der Galanterie kannte, deshalb galt Ovid auch im Mittelalter als Meiſter in der Lehre der Minnekunſt, und Neuere, welche über die Kunſt zu lieben ſchrieben[85]), haben ihn zu Grunde gelegt. Ovid galt als Lehrer der Minnekunſt ſoviel, daß man bei mancher Sentenz über die Liebe und mancher Regel der Galanterie zweifelhaft iſt, ob es wirkliche Nachahmung der Lehren deſſelben oder die Gleichheit derſelben ſei. So

82) Nach anderer Lesart eu, welches dann die Bedeutung hat, komme auch du als Sklave (Diener), und man muß suppliren, wenn ſie auch ſchon ein Sklave begleitet. 83) saevique labores, nach anderer Lesart saevique dolores. 84) per aestus, nach anderer Lesart per herbas, in den Kräutern, nach anderer Pheraeas, die pheräiſchen Kühe.

85) z. B. Manſo, Die Kunſt zu lieben (Berlin 1794.); ferner: Die Kunſt zu lieben. Syſtematiſch und mit beſonderer Rückſicht auf Ovid's ars amandi dargeſtellt. Aus den Papieren des Grafen von E. (Berl. 1825.) Wenn es in Goethe's und Schiller's Reimen heißt:

Auch zum Lieben bedarfſt du der Kunſt, unglücklicher Manſo!
Daß die Natur doch Nichts, gar Nichts für dich noch gethan,

ſo iſt doch gewiß, daß die Natur durch die Kunſt gebildet werden muß, wenn ſie geſchickt werden ſoll, Galanterie auszuüben. Der höchſte Gegenſatz derſelben iſt das Verfahren der Naturmenſchen einiger rothhäutigen Völkerſchaften in Amerika, welche ſtatt um das Herz ſpröder Mädchen zu gewinnen, Galanterie zu üben, ſie ſo lange mit Keulen ſchlagen, bis ſie ſich willfährig bezeigen.

Digitized by Google

z. B. lehrt Ovid die Galanterie bei dem Spiele mit der Geliebten auf folgende Weiſe:

Seu ludet, numerosque manu jactabit eburnos:
Tu male jactato: tu bene [86]) jacta dato,
Seu jacies talos, victam ne poena sequatur,
Damnosi facito stent tibi saepe canes.
Sive latrocinii sub imagine calculus ibit:
Fac pereat vitreo miles ab hoste tuus.

Boccaccio läßt im Decameron VII. Tg. 7. Geſch. ſagen, nachdem die Erzählung ſoweit geführt iſt, daß Madonna Beatrix ſich mit Lodovico, der um die Minne derſelben zu gewinnen, bei ihrem Gemahle, einem Edelmanne Egena zu Bologna, unter dem Namen Anichino als Diener in Dienſte getreten iſt, zum Schachſpiel niedergeſetzt hat: „Anichino ließ, im Verlangen, ſie zu erfreuen, auf ſehr geſchickte Weiſe ſich beſiegen, und die ſchöne Frau war ganz glücklich darüber.“ Anichino bringt ſie durch mehrmaliges Seufzen dahin, daß ſie ihn nach dem Grunde fragt. Er erklärt nun ſeine Liebe, und gewinnt die ihrige ſo, daß ſie ihm die höchſte Gunſtbezeigung gewährt. Von dieſem Lodovico, oder mit anderm Namen Anichino, wird vorher Folgendes erzählt. In Paris lebte ein florentiniſcher Edelmann, der aus Armuth Kaufmann geworden und in ſeinen Unternehmungen ſo glücklich geweſen war, daß er bald großen Reichthum geſammelt hatte. Damit ſein einziger Sohn Lodovico, den er von ſeiner Frau hatte, nach dem Adel, und nicht nach dem Kaufmannsſtande des Vaters ſich bilde, hatte er ihn in keinen Laden thun wollen, ſondern zu andern Edelleuten in den Dienſt des Königs von Frankreich gegeben, wo der junge Mann denn auch feine Sitten und andere gute Dinge in Menge lernte [87]). Ein Edelknecht, franzöſiſch Page, Varlet, Damoiseau (Junker), Garçon (im Latein des Mittelalters Gartio) hatte die gewöhnlichen Geſchäfte der Dienenden bei ihren Herren, ſowol bei dem Gebieter, als auch bei deſſen Gemahlin. Die Edelknechte oder Edelknaben begleiteten ihre Herrſchaften bei Spaziergängen und bei Beſuchen, auf der Jagd, auf Reiſen, wurden in Angelegenheiten des Herrn und der Herrin verſendet, warteten bei Tiſche auf und ſchenkten das Getränk ein. So z. B. wird im Leben des Ritters Bayard erzählt, daß dieſer, nachdem er die Schule verlaſſen, von ſeinen Verwandten in das Haus ſeines Oheims, des Biſchofs von Grenoble, gebracht, von dieſem mit an den ſavoyiſchen Hof genommen ward, und als der Herzog den Biſchof zur Tafel zog, dieſem das Getränk mit vielem Anſtande reichte und ſich ſehr artig betrug [88]). Durch dieſes Aufwarten bei hohen Herrſchaften eigneten ſich die Edelknaben ein gefälliges äußeres Benehmen an, und dieſes wurde, weil die Aneignung an den Fürſtenhöfen geſchah, und an denſelben vornehmlich geübt ward, Courtoiſie genannt, und aus dem Romaniſchen ging ſelbſt ins Teutſche „curtois,“ fein und edel an Sitten, an Sinn und Sitten, diu kurtoisie, die feine Bildung und Adel des Sinnes und der Sitten [89]) über, wofür das echte Teutſche hövisch, woraus hübſch gebildet iſt, und Hövischeit brauchte. In den dreizehn Geboten der Minne heißt es Geb. 10: In omnibus urbanum te constituas et curialem, welches beides durch das eine galant ausgedrückt werden kann. Durch Erziehung der Töchter und Söhne des Adels an den Höfen bildete ſich, wie man bemerkt findet, nach und nach eine Regel für das Betragen der höheren Stände, vorzüglich an Höfen die Courtoiſie, und ein eignes Syſtem adeliger Pflichten, die Galanterie, eine Bezeichnung, die ſchon durch die Verwandtſchaft mit dem Worte vaillant auf den Begriff der den Tüchtigen oder Tapfern zierenden Eigenſchaften hindeutet. Andacht, Ehre und Liebe vermiſchten ſich darin auf die ſeltſamſte Weiſe [90]). Die Galanterie in engſter Bedeutung oder in Beziehung auf das ſchöne Geſchlecht wird auch durch die Zuſammenſtellung der Liebe mit der Höfiſchheit ausgedrückt. So ſagt Fra Guittone in einem Sonetto rinterzato [91]):

O degna'n farmi amore et cortesia [92]).

Einer Dame den Hof machen, wird im Italieniſchen ausgedrückt durch corteggiar' una dama, ein Frauenzimmer oft beſuchen, um ihre Liebe buhlen. Im Italieniſchen ebenfalls hat Cortesia viele der Bedeutungen, welche Galanteria im Spaniſchen hat, nämlich Cortesia, die Höflichkeit, Höflichkeitsbezeigung, Freundlichkeit, Artigkeit, Dienſtfertigkeit, Willfährigkeit, Beſcheidenheit, Großmuth, Wohlthätigkeit, Freigebigkeit, ſpaniſch ebenfalls cortesia [93]), Höflichkeit, Artigkeit, Freundſchaft, die Höflichkeitsausdrücke, mit welchen man einen Brief ſchließt, die Reſpittage, nach dem Verfall eines Wechſels, Cortesania [94]), Höflichkeit, Artigkeit, Sanftmuth, Humanität, Grazie, Galanterie, cortejar [95]), einem aufwarten, hofiren, den Hof machen,

86) Nach anderer Lesart male. 87) Vergl. K. Witte a. a. O. 2. Th. S. 298. 88) Büſching a. a. O. 1. Bd. S. 10 und 13. 89) ſ. die Nachweiſungen bei Benecke, Wörterbuch zum Wigalois S. 639 und Ziemann, Mittelhochteutſches Wörterbuch S. 202.

90) v. Funck, Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. 1. Th. S. 215. 216. 91) Bei Ruth, Geſchichte der italieniſchen Poeſie. 1. Th. S. 224. 92) Vergl. ebenfalls im Italieniſchen cortese (von corte, Hof), höflich, ſittſam, freundlich, verbindlich, dienſtfertig, willfährig, artig, beſcheiden, freigebig, wohlthätig, cortesemente, mit einer höflichen, feinen, freundlichen Manier, corteseggiare, ſich höflich und freundlich bezeigen, einen freigebig und herrlich bewirthen, wacker ſpendiren, freigebig ſein, herrlich, prächtig leben, großen Aufwand machen, corteseggiamento, Höflichkeitsbezeigung, Freigebigkeit, der Staat, den Jemand macht, großer Aufwand, corteggiare, 1) auf einem hohen Fuß leben, oft gaſtiren, großes Aufſehen durch großen Aufwand machen, 2) aufwarten, ſeine Aufwartung machen, begleiten, um Jemand aus Schmeichelei und Liebe ſein, ſchön thun, höflich empfangen, becomplimentiren, corteggio und corteggiamento, die Bedienung, Becomplimentirung, Aufwartung und Bedienung, welche einer hohen Perſon oder deren Abgeſandten von andern als ihren eigenen Bedienten geſchieht, die Begleitung aus Ehrerbietung und Liebe, das Gefolge von Verehrern, corteggiatore, einer, der ſich bei allen Großen oder bei den Frauenzimmern einzuſchmeicheln ſucht, cortegiano, cortigiano, 1) Hofmann, Höfling, Hofjunker, Hofſchranz, 2) Beiſitzer eines peinlichen Gerichtshofes, cortigiana, 1) Hofdame, 2) ein feiles Frauenzimmer, welches etwas Beſonderes oder Vornehmes ſein will, eine Curtiſane (ſpaniſch Cortesana). 93) Vgl. cortes (comis, urbanus), franzöſiſch poli, courtois, honnête, civil, galant, affable, cortesisimo, ſehr höflich, ſehr artig, ſehr galant, cortesmente, cortesamente, höflich, artig, leutſelig. 94) Was einem Hofmanne zukommt, höfiſch, klug, vorſichtig, cortesanisimo, ſehr höflich, ſehr artig. 95) cortejante, der einer

zu Dienſten ſein, ein Frauenzimmer liebkoſen, Cortejador, ein Hofmann, welcher den Großen und Damen aufwartet, cortejada. eine Dame, der man die Cour[96]) oder den Hof macht, franzöſiſch courtoisie[97]), Höflichkeit, höfliche Artigkeit, Ritterſitte, courtiser, aus Gewinnſucht ſchmeicheln, hofiren, den Frauenzimmern den Hof machen, engliſch courtesy[98]), Höflichkeit, artiges Betragen, ehrfurchtvolles, achtungsvolles Betragen, Verneigung, der Knicks[99]), Galanterie, Gefälligkeit, Vergünſtigung[1]). Das romaniſche Beiwort ſpaniſch cortes, italieniſch cortese, franzöſiſch courtois, engliſch courteous, höflich, manierlich, freundlich, gefällig u. ſ. w., bietet viele Vergleichungspunkte mit dem teutſchen hübſch, fein, artig, was angenehm in die Sinne fällt, dar. Hübſch wird am beſten[2]) von Hof abgeleitet, und mit dem nordiſchen hof (männlich) Tempel, Gebäude, Haus, hôf, Maß, Mäßigkeit, hófsemi, Mäßigkeit, Beſcheidenheit, hófsamr. Maß haltend, mäßig, haefa, ſich ſchicken, paſſen, ziemen, haefr, paſſend, bequem, haefa ſ. fas, Recht, haefeskr[3]), geziemend, anſtändig, manierlich, beſcheiden, haeferska, Anſtand, Beſcheidenheit, Höflichkeit, anſtändiges Betragen, ſchwediſch höfsa, hyfsa. ſäubern, putzen, abfeilen, abhobeln, geſittet machen, hyfsning, Säuberung, Putzen, Abfeilung, geſittet machen, däniſch höfisk. höflich, artig, ſittſam, ehrbar im Betragen, höviskhet, Artigkeit, Höflichkeit, Sittſamkeit zuſammengeſtellt. Aus dem Teutſchen entlehnt hat das Däniſche hybsk, hübſch. Im Niederſächſiſchen findet ſich hevig, behevig, hevsk[4]), ſubtil, behende, behutſam, vorſichtig, z. B. he trit ganz behevig, er gehet ſehr behutſam, hevſsk mit enem Dinge umgaan, ſäuberlich mit einem Dinge verfahren, im Holländiſchen heusch, heus, höflich, manierlich, verbindlich, rechtſchaffen, z. B. gy zyt te heusch van gemoed om zulks te doen, ihr ſeid zu rechtſchaffen, dieſes zu thun, heuschelyk, höflich, manierlich, rechtſchaffen, z. B. jemand heuschelyk bejegenen, einem höflich begegnen, Heuschheit, Höflichkeit, Ehrlichkeit und hups, hupsch, hübſch, ſchön[5]) artig, fein[6]), wohl, ehrbar, Hupschheit, Schönheit, Artigkeit, Feinheit. Friſch bringt unter Huebsch aus Apherdian das Wort heubsch für fein, gut, bei. In dem 1514 gedruckten teutſchen Livius kommt vor da er also hüpslich (d. h. behende, liſtig) vor ihm floh. Hübſch iſt als eine Zuſammenziehung des mittelhochteutſchen hovesch[7]), den Sitten des Hofes gemäß in Hinſicht auf Kleidung, Betragen u. ſ. w. mit Umbildung des hofsch in hübsch zu betrachten. Bei Wirnt von Gravenberch im Wigalois Z. 414 heißt es: er was hofsch und wol gezogen. In der Stelle des Nibelungenliedes Z. 5828: do sagten ir diu maere di boten hofsch unde guot finden ſich die handſchriftlichen[8]) Verſchiedenheiten, welche aus den verſchiedenen Zeiten der Abſchreiber und aus der Einwirkung verſchiedener Mundartigkeit entſprungen ſind, hüfsh, höſs, hubs, hobesch, hubsche, Z. 5381: Vor Etzeln dem chünige ein ingesinde reit. vro und' vil riche höfsch und gemeit, hoffsh, hoffh, hofs, houbis,

Dame den Hof macht, Begleiter, Stallmeiſter, cortejo. Höflichkeit, Gefälligkeit, Artigkeit, Geſchenk, Begleitung einer Dame, Liebhaber einer Dame, Geliebten oder Maitreſſe, Stallmeiſter.

96) Von courtois, höflich, freundlich. Vgl. Courtisan, Hofmann, Höfling, Courtisanne, vornehme Buhlerin. 97) Dieſes franzöſiſche Cour. Hof, welches in abgeleiteter Bedeutung ehrerbietige Aufwartung bedeutet, iſt mit dem mittellateiniſchen curialitas, curialis, incurialis, welches außer ſeiner eigentlichen Bedeutung auch in der von Höflichkeit, höflich, namentlich in den Ausſprüchen der Minnehöfe bei Andreas Capellanus, vorkommt, zu vergleichen. 98) Von courteous, höflich, manierlich, wohlerzogen, voll Ehrfurcht, freundlich, geneigt, davon courteously, auf eine höfliche, artige, gefällige Weiſe, courteousness, Höflichkeit, Artigkeit, Manierlichkeit, Freundlichkeit, Gefälligkeit, Gütigkeit, Willfährigkeit. Vgl. courtship, Höflichkeit, artiges Betragen, Galanterie, verliebte Aufwartung, Liebesantrag, Liebesſcherz, das Freiwerben, to give courtship, ſich bewerben, courtier, courter, der Hofmann, Hofdame, Höfling, einer, der ſich um die Gunſt eines Andern bewirbt, Weiberknecht, Courmacher, von to court, den Hof machen, ſich bewerben, um etwas bitten, etwas ſuchen, um Eines Gunſt anhalten, oder werben, liebeln, buhlen, courted, höflich bedient, eine, der man die Cour macht, um die man wirbt. Vgl. court, Hof, in der Bedeutung von Aufwartung (he made his court to her, er machte ihr ſeine Aufwartung), Höflichkeit, Schmeichelei, die Kunſt zu gefallen, ſich einzuſchmeicheln, courtlike, hofmäßig, höfiſch, höflich, artig, courtly, was zum Hofe gehört, höfiſch, ſchranzenhaft, höflich, artig, ſchmeichelhaft, als Adverbium: auf ſolche Weiſe, Courtliness, die Hofmanier, die Höflichkeit der Sitten, Artigkeit, courtling, ein zum Hofe Gehöriger, ein Höfling, Hofſchranze. 99) to courtesy, ſich neigen, knickſen, nach Art einer Dame eine Verbeugung machen, als Subſtantiv: ein Knickfuß (wenn ein Frauenzimmer ſich verneigt).

1) Courtesy of England, das landesſittliche Gunſtrecht, einen Titel oder ein Gut, z. B. eine Frau zu beſitzen; ſ. das Nähere bei Ebers, Vollſtändiges Wörterbuch der engliſchen Sprache. 1. Bd. S. 382. 2) So von Friſch und von Leibnitz, Epist. ad Ludolf. 1697: hübsch, hubisch, wie in alten Urkunden geſchrieben iſt, von hube oder (vel) hof, aula, curtis, ſodaß hübſch daſſelbe ſei, was jetzt höflich, aulicus, elegans, urbanus, wie bei den Italienern *cortese*, civilis, humanus, von *corte*, aula. Bodmer, Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie, Gloſſarium S. 282: *Hübsch* von hoevisch, zierlich, artig. *Joh. Georg. Wachter*, Gloss. Germ. col. 758. 759 unter *Hubsch*, *hübsch*, welcher die Ableitung von Hof und Ableitungen von *kyr* und copis anführt, leitet hübſch von dem angelſächſiſchen hiwe, heowe, Geſtalt, Farbe, habitus, thusendhiw, tauſendgeſtaltig, hiwfäst, ſchön, von vollendeter Geſtalt, hiwbëorth, von glänzender Farbe, hiw-leas, ungeſtaltet, häßlich, hiw-leasnesse, Geſtaltloſigkeit, Ungeſtalt, Häßlichkeit, engliſch hew, Farbe, Vorwand.

3) Wie Finn Magnuſen (Spec. Glossarii zum 2. Theile der großen Ausgabe der Edda Saemundae p. 684) haefr und hübſch und andere Wörter zuſammenſtellt; vergl. mit Krünitz, Ökonom. Encyklop. 27. Th. S. 327. 4) Tiling, Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 2. Th. S. 630 bemerkt unter *Hevsk*: „vielleicht haevisk von Hof.“ 5) z. B. dat kind begint hups te leezen, hups te schryven, das Kind fängt an ſchön zu leſen, ſchön zu ſchreiben. 6) dat is een hups man, eene hupse vrouw, das iſt ein feiner Mann, eine ſchöne Frau, hy draagt zig hups, er führet ſich wohl auf. 7) Davon hoveschliche, z. B. Wirnt von Gravenberch Z. 802: Sich het diu maget vil harte hoveschliche in einen mantel gefangen (ihn umgethan), und nun wird die Koſtbarkeit des Mantels beſchrieben; Z. 1721: kom ein maget riche geriten hoveschliche; Z. 2761: er het sich hoveschliche uf einen kulter riche in einer amien schoz geleit; Z. 3331: Der des gezeltes herre was, dem was darunter uf ein gras gebettet hoveschlichen mit einem kulter richen von zweier hande pfellen (koſtbarem Seidenſtoffe); Z. 8813: Ir muoter nahen bi ir reit; die soumde (deren Pferd führte bei dem Zaume) hoveschliche Bejorlarz der riche. 8) Welche Handſchriften dieſe verſchiedenen Formen haben, ſ. bei Lachmann, Zu den Nibelungen, Anmerkungen S. 25. 49. 116. 170. 182.

Digitized by Google

hobsch. Ebenſo im Betreff des Zeitwortes hoveschen, höveschen, den Hof machen, courtoiser, hübſch thun, ſchön thun, werben, Z. 1415, wo Günther, nachdem er beichloſſen hat, ſich um Brunhild'en zu bewerben, zu ſei- ner Schweſter ſagt: wir wellen höfschen riten verre in vremdiu lant: wir solien zuo der reise haben zierlich gewant, wobei die verſchiedenen Sceeibarten ſind hofschen, höfscen, hobeschen, hubschen, Z. 3664, wo Günther ſagt: Allen meinen Gäſten ſoll man das ſagen, daß wir viel früh reiten, die mit mir jagen wollen, daß ſie ſich bereiten: di aber hie bestan, hov- schen mit den vrouwen (d. h. ſich mit den Frauen ga- lant unterhalten), wo die verſchiedenen Leſaeten hovhssen, hofschen, hobschen ſind. Konrad von Würzburg läßt im trojaniſchen Kriege Z. 21091 den Paris zu Helena, die er entführen will, ſagen: uch wizent, daz ich uwer nicht wil-ze hübischent gern, wollt ihr eurer Minne mich gewähren (euee Minne mir gewähren), nach dee mir zu Geunde weh, ſo will ich haben zu rechter Ehe mit Treuen Euch für alle Weibee (vor allen Weibern). Man [9]) nimmt hier bei ze hübischem ein Subſtantiv Hübesche, Concubine, an. Doch iſt es, wie die angehängte Gerun- dialform zeigt, das Zeitwort und hübeschen bedeutet hier zu einer Hübschen oder Schönen (feiner Schönen) das heißt zur Geliebten haben, und macht den Gegenſatz zu einer ehelichen Frau haben. Hübeschet [10]), hübesch (d. h. artig, zierlich), ein Hübescher (bei Pez) élégant ſein, lautet urſprünglich Hovescheit (Höflichkeit, Artig- keit, Galanterie). Dieſes veranſchaulicht z. B. die Ver- gleichung Walther's von der Vogelweide mit Wirnt von Gravenberch. Jener ſingt in ſeinem Liede an den jungen Landgrafen (von Thüringen, Ludwig den Heiligen):

Swer an des edeln lantgraven rate si
Dur sine hübscheit er si dienstmann oder fri
Der mane in umb min leren so das ich in spür dabi u. ſ. w.

Wirnt von Gravenberch will im Eingange zum Wigalois Z. 136 ſich nur eins ausbedingen: daz ir, durch iuwer hovescheit, dem tihter des genade seit, daß er dies hat gedichtet mit Reimen wol berichtet (verſehen): „wan (denn dies iſt ſein erſtes Werk)" derſelbe, nachdem er er- zählt hat, wie ein unbekannter Ritter die Königin Gino- vere, die Gemahlin des Königs Artus, einen Zaubergürtel unter der Bedingung anzunehmen veranlaßt habe, daß, wenn ſie ihn nicht behalten wolle, er (der unbekannte Ritter) ihn den andern Morgen durch Streit (mit Kampf) holen wolle, und Ginovere, den Gürtel ihm den andeen Moegen wieder zugeworfen, läßt den Ritter Z. 433 ſa- gen: Swer ie durch hovescheit gestreit, der ge- winne in mit manheit an mir, deſſen hat er Ehre; oder ich will nimmer mehr „des hoves wort gesprechen" (d. h. für den Hof [des Königs Artus] ſprechen, als Lob- redner oder Vertheidiger des Hofes auftreten), ſoll ich nicht zerbrechen meinen Speer vor der Pforte hier, ſo ge- ſchah nie „Aventiure" (ritterliches Unternehmen) hier. Nun kämpfen die Ritter der Tafelrunde nach einander mit ihm. Im Nibelungenliede heißt es Z. 533: Swa so bi den veouwen durch ir hofscheit churzewile pfla- gen di ritter vil gemeit, da ſah man je (immer) viel gern den Helden von Niederland, er hatte auf hohe Minne ſeine Sinne gewandt, wobei die verſchiedenen Leſarten hofcheit, hubscheit (d. h. Coueloiſie in der Bideutung von Galanterie) ſind. An dem Wagen dee Minne ſtan- den nach der Beſchreibung des Gedichtes Got Amurs [11]) Z. 756 abgebildet: Amlerenthalp (auf der andern Seite) mit hubeschait stuont Flodamur und Lantzilot, Ga- wan und Iforet, Parzival und Wigaloiz, und wer sich hie (wol je) geflaiz ald ritterschaft dur (durch) minne, dem waz da sin frundinne ze lone geben an sin hnnt. Hübſcheit wurden auch die Künſte genannt, welche einem feingebildeten Ritter zukamen, und in wel- chen die jungen Leute von edler Geburt unterrichtet wurden. So z. B. heißt es von dem Königsſohne Wigamur in dem nach ihm genannten Gedichte Z. 293 [12]): Er lernt in seiner kindhait tugent und gefuglichait [13]), singen und saiten- spiel, und ander hübschait vil, schirmen und sprin- gen, lauffen und auch ringen, uncz er kam zu seinen tagen, das er solt haben getragen swert und man- neswere. Durch das Kämpfen für den Ruhm der Ge- liebten zeichnete ſich die Galanterie des Ritterthums vor der Galanterie griechiſcher und römiſcher verliebten Jüng- linge gewaltig aus. Für den wichtigſten Punkt der Ga- lanterie des Ritterthums lag ſchon vor Entſtehung deſſel- ben der Keim in dem gerichtlichen Zweikampfe. Das Weib konnte nicht ſelbſt kämpfen, und daß Weiber ſelbſt kämpfen durften, wurde nur erſt ſpäter erlaubt, wie aus Beſtim- mungen in den Rechtsbüchern des Mittelalters zu ſchlie- ßen, und ſcheint auch nicht als der guten Sitte gemäß gegolten zu haben. Aber auch die Miethkämpfer ſtanden nicht in gutem Rufe. Es war daher natürlich, daß die Ritter den Kampf für vornehme Frauen übernahmen, und dieſe nicht in die Verlegenheit kommen ließen, Miethkäm- pfer nehmen zu müſſen. In den Rittergedichten iſt eine ſehr beliebte und gewöhnliche Verwickelung, daß eine Für- ſtentochter, welche einen Kämpfer bedarf, um ihr Erbe oder ihre Ehre zu ſchützen, oder nicht gezwungen zu weeden,

9) Ziemann a. a. O. S. 164. 10) Im ſchlimmſten Sinne bedeutet Hübescherin meretrix, ſo im augsburgiſchen Stadt- rechte. Hübescherin, eine, die hübſch thut, entſpricht, da hübsch von Hof herkomme, dem romaniſchen, italieniſch Cortigiana, ſpa- niſch Cortesana, franzöſiſch Courtisanne, engliſch Courtesan, Cour- tezan.

11) Bei Müller, Sammlung teutſcher Gedichte. 1. Bd. S. 6. 12) ſ. das Weitere bei Ferd. Wachter, Thüringiſche und ober- ſächſiſche Geſchichte. 2. Bd. S. 249. Über die Form Hübscheit vergl. das Rittergedicht Wigamur bei v. d. Hagen und Bü- ſching, Deutſche Gedichte. 1. Bd. S. 4. 13) Büſching (Rit- terzeit und Ritterweſen. 1. Bd.) überträgt Gefuglichait durch „Ge- fügigkeit," welches zwar einen guten Sinn gibt, da von der Er- ziehung eines Königsſohnes zu einem galanten Ritter die Rede iſt; doch bedeutet Gefuglichait Schicklichkeit, Ziemlichkeit, iſt nämlich gebildet aus gefuogeliche, paſſend; ſ. Beneke, Wörterbuch zum Wigalois S. 590. Vergl. gefuoc, gefüege, paſſend, angemeſſen, ſchicklich, wohlgeordnet, zufrieden, möglich, geſchickt, gewandt, kunſt- voll, gebildet, Gefuoc (Subſtantiv), Gefuokeit, Gefüegheit, Schick- lichkeit, Geſchicktheit, gefüegen, fügen, ordnen, genehm ſein, ge- mäß ſein. Vergl. Eltmüller, Kunech Luarin p. 89; K. Fr. Ludw. Arnde, Gloſſen zu dem Urtexte des Liedes der Nibelungen und der Klage S. 20; Ziemann a. a. O. S. 120.

Digitized by Google

einen wider ihren Willen zu heirathen, durch einen Ritter aus der Verlegenheit gezogen wird, den ſie dann heirathet. So wie z. B. im Rittergedichte Lohengrin geſchieht. Dieſes war der höchſte Lohn des Kampfes in ſittlicher Beziehung. In unſittlicher Beziehung war es die höchſte rechtlich und ſittlich unerlaubte, nach den Regeln der Galanterie jedoch erlaubte Gunſtbezeigung, welche eine verheirathete Dame ihrem Ritter, der nicht ihr Mann war, gewährte, jedoch durfte dieſes nur im Geheimen geſchehen. Ovid räth dem Liebhaber Verſchwiegenheit als Klugheitsregel an. Den Rittern war Verſchwiegenheit zur Pflicht gemacht. Einer der vorzüglichſten der 26 Punkte, welche jeder Ritter bei ſeiner Aufnahme in den Orden beſchwören mußte, war: „von keinem Frauenzimmer übel zu reden, auch nicht zuzugeben, daß übel von ihnen geredet werde.“ Um keine Veranlaſſung zur übeln Nachrede zu geben, nennen die Minneſänger ihre Geliebte nicht. Das fünfte der 13 Gebote der Minne bei Andreas, dem Kapellan von Frankreich, ſchreibt vor: „du ſollſt nicht mehre Secretaire der Liebe haben,“ und ein Ausſpruch der Gräfin von Champagne, ebenfalls bei Andreas, daß Liebende ihre Briefe nicht mit ihren Namen unterſchreiben und nicht mit dem eignen Siegel beſiegeln ſollen, wenn ſie nicht etwa geheime blos ihren Secretairen bekannte Siegel haben. In den Ausſprüchen des Minnehofs von Gascogne findet ſich Quaest. 17. fol. 97 (daraus bei Spangenberg S. 84 fg.) der Fall, daß ein Ritter die Geheimniſſe der Minne ſchändlicher Weiſe ausgeplaudert. Der Beſchluß der Damen an dem in Gascogne verſammelten Hofe lautet dahin, daß der Schuldige aller Hoffnung auf fernere Minne verluſtig und an jedem Hofe der Damen oder der Ritter von allen verachtet ſein ſoll. Handelt eine Dame darwider und gewährt ihm ihre Minne, ſo ſoll ſie derſelben Strafe unterworfen, und von der Freundſchaft einer braven Frau ſtets ausgeſchloſſen ſein. Ein Richterſpruch der Gräfin von Champagne, ebenfalls bei Andreas Capellanus [14]), ſchreibt vor, daß, wenn Liebende wegen eines Streites an die Gerichte der Damen gehen, die Perſonen der Liebenden den Richtenden niemals angezeigt werden dürfen, ſondern ihnen unter einer unbeſtimmten Erwähnung vorgelegt werden ſollen (sed sub indefinita eis prolatione proponi). Ebenſo wurden bei dem Schriftenwechſel die Namen nicht angegeben, ſondern entweder gar nicht bezeichnet, oder blos durch Anfangsbuchſtaben angedeutet, z. B. Illustri feminae ac sapienti M., Campanine Comitissae, F. mulier et P. comes salutem et gaudia [15]). Durch dieſe Heimlichkeit erhielten die Minnehöfe eine Ähnlichkeit mit den Fehmgerichten, wie im Artikel Minnehöfe weiter ausgeführt werden wird. Hier iſt im Betreff der Galanterie blos zu merken, daß die Heimlichkeit ſtatthatte, um die übele Nachrede über die Liebesverhältniſſe verheiratheter Perſonen zu verhüten. Die Frauen ſollten dem Scheine nach in unbefleckter Reinheit daſtehen. Tugendhafte Weiber zu lieben wurde ſchon den Knaben eingeprägt. So z. B. wird im Winsbek dem Knaben als erſtes Minne gegen Gott und In-Ehren Haltung des geiſtlichen Lebens, dann Einigkeit unter Eheleuten, hierauf Verſchwiegenheit, dann Erbarmen gegen Kummerklagende, eingeprägt, und hierauf werden die Lehren über das Verhalten gegen die Frauen gegeben. Aus dieſen Lehren bemerken wir Str. 10: Dien wiben allen schonen sprich, ſprich ſchön mit allen Weibern, rede gut von allen Weibern. Str. 11: Sun, wilt du zieren dieren dinen lib, so das er si ungefuege gram (unangemeſſenes Benehmen haſſe), so minne und ere gutii wib, ir tugend uns je von sorgen nam, si sint der wunne ein berndr stam, davon wir alle sin geboren, er hat niht zuht noch rehter scham, der das erkennit niht an, er muos der toren einer sin, und het er Salamones sin. Auch andere Sänger geben als Hauptgründe, warum die Frauen geehrt werden müſſen, an, daß wir von Frauen geboren ſind, und daß Gott ſich von einem Weibe gebären ließ. Im Heidenthume hatte vornehmlich in Beziehung auf die Weiſſaginnen göttliche Frauenverehrung ſtatt. Dieſe verlor ſich auch im Mittelalter nicht ganz, und ſuchte ihren Glanzpunkt darin, daß ſie den Grund, warum man die lebenden Frauen verehren müſſe, mit dem Mariendienſte in Verbindung brachte. Die göttliche Frauenverehrung und der Frauendienſt oder die galante Frauenverehrung laſſen ſich nicht ſtreng ſcheiden, denn ſie finden ſich in einem wunderbaren Gemiſch, wiewol ſie eigentlich verſchiedene Beweggründe haben, welche wir im Art. Frauen (S. 360 fg.) angegeben haben. Den Knaben des Ritterthums wurden die Frauen als Engel geſchildert, und der Knabe im Betreff der galanten Frauenverehrung auf die Zukunft verwieſen. So heißt es im Winsbeke Str. 12: Sohn, ſie ſind wunne ein berndes lieht (ein Wonne tragendes oder gebärendes Licht) an Ehren und an Würdigkeit, der Welt an Ehren Zuverſicht, nie weiſer Mann das widerſtritt. Ihr Name der Ehren Krone trägt, die iſt gemeſſen, und gewolrt (gemacht) mit Tugenden völlig und breit. Gott Genade an uns beging, daß er ihm (ſich) Engel dort ſchuf, daß er ſie gab für Engel hier. Str. 13: Sohn, du magſt (kannſt) noch nicht wiſſen wohl „was eren an den wiben lit (wie viel Ehre [Herrlichkeit] von den Weibern abhängt), ob (wenn) es die „Selde“ (das Glück) fügen ſoll, daß du erlebſt die Liebe Zeit, daß dir ihre Güte Freude gibt [16]), ſo kann dir nimmer baß geſchehen zu (in) dieſer Welt. Du ſollſt ihnen hold mit

14) fol. 79. Vgl. Spangenberg, Die Minnehöfe des Mittelalters S. 110. 15) ſ. Spangenberg.

16) Dieſe iſt das Hauptthema der Minneſänger. So ſagt z. B. Her Goetfrit von Nifen: Wibes ere, wibes guete, wibes schoene, ir werdekeit, git den mannen hoh gemuete, die gegen tugenden sint bereit. Si froit (erfreut) als dii sumerzit gegen des werden meigen bluete. Ach was der froeiden git. und in einem andern Liede: Weiber und Weibesgüte ſenden währendes Hochgemüthe. Weiber können froeiden wunder (Wunder an Freuden) geben, Weiber können Freude machen, Weiber können Freunde freundlich lachen, Weiber liebent (machen lieb) Manne Leib und Leben; Weib, was deine Treue (für) Würde und Ehre gibt, Weib! du kannſt wenden Leid, Lieb ſenden. Was an Wiben (für) Freude liegt. Im Nibelungenliede heißt es: Was wäre Mannes Wonne, weſſen freute ſich ſein Leib, es thäten es denn ſchöne Mädchen und herrliche Weiber.

Digitized by Google

Treue ſein, und ſprich ihnen wohl; thuſt du das nicht, ſo muß ich mich „getroesten“ deiner (dich zu entbehren wiſſen). Str. 14: Sohn, willſt du Arznei nehmen, ich will dich lehren ein Getränk, laß deine Selde (dein Glück) es dir wohl geziemen, du wirſt ſelten „tugenden kranc“ (haſt ſelten Mangel an Tugenden), dein Leben ſei kurz oder lang, lege in dein Herz ein reines Weib mit ſteter Liebe ſonder Wank; iſt es (dein Herz) an Würdigkeit verzaget, ihre weibliche Güte es verjaget, als der tnäggel eiter tuot (wie der Tnäggel [ein Antidoton] Gift vertreibt). Str. 15: Sohn, ich ſage dir es ſonder Wehe, des Mannes Herz iſt ungeſund, das ſich nicht innen reinen (reinigen) kann mit Weibes Liebe zu aller Stunde, es war ein tugendlicher Fund, da guter Weiber ward gedacht, hat jemand ſorgenſchweren Bund (Verhältniß, Verpflichtung), den traurigen Muth beſtrichen hat, der ſtreiche weibliche Güte daran, „alsam“ (gleichwie) ein Thau ſeine Noth zergeht. Str. 16: Sohn, ſeit die „Selde“ (die Segensgöttin, Geberin alles Guten) liegt an ihnen, die nie mit Lobe ihr Ziel voll maß, ſo diene ihnen gern, haſt du Sinn, du lebſt in Ehren deſto beſſer, Gott ſeiner an Selde (Glücksgütern) nie vergaß, denn ihre Gnade wird beſchert, und er mit Treue „dienet“ (verdienet) das, dem ſteht der Schild zu Halſe (an dem Halſe) wohl, ihm kommt zu Lohne ein blanker Arm, da (wo) ihm der Riemen liegen ſoll. Das Lehrgedicht handelt von der Würdigkeit und der vielen Ehre, welche der Schild für den hat, welcher Rittertugend nicht für beſchwerlich findet. Aber auch hierbei wird immer Rückſicht auf den Frauendienſt genommen. So Str. 20: Ze hant bis muotic und balt (kühn), gedenke an reiner wibe blik, der gruos man je mit dienste galt. Die Galanterie des 12. und 13. Jahrh. ſpiegelte ſich in den Rittergedichten ab. Aber dieſe blieben nicht ohne Rückwirkung, weil auf ihre galanten Ritter als auf Muſter, die wirklich gelebt hätten, hingewieſen ward. So z. B. im Winsbeke Str. 18: Weißt du, wie Gamuret'en beſchab (geſchah), der von des Schildes Würdigkeit der Möhrin in ihr Herz brach, ſie gab ihm Liebe, Land und Gut, er gibt dir mich noch Ehren viel, gibſt du ihm Leib, Herz und Muth. Der Franzoſe, Johann von Santré [17]), ſagt, daß die Frauen ſelbſt das Amt zu übernehmen pflegten, die jungen Knaben zugleich in den erſten Lehren des Chriſtenthums und in der Kunſt zu lieben zu unterrichten. Ulrich von Lichtenſtein, aus deſſen Frauendienſt wir bereits eine auf die galante Frauenverehrung bezügliche Stelle im Art. Frauen S. 360 angeführt haben, ſagt weiter unten in Beziehung auf die Frau, welcher er als Edelknabe diente: Wenn ich irgendwo des Sommers ſchöne Blumen brach, ſo trug ich ſie meiner Frau (Gebieterin) hin; wenn ſie die in ihre weißen Hände nahm, ſo dachte ich in meiner Freude: wo du ſie angreifeſt, habe ich ihnen eben ſo gethan. Wenn ich hinkam, wo man meiner herzlieben Frau (Gebieterin) Waſſer über ihre weißen Händlein goß, ſo nahm ich das Waſſer, das ſie angerührt hatte, heimlich mit mir, und trank es aus vor Liebe. So diente ich ihr kindlich viel, ſoviel als ein Kind vermag, bis mich mein Vater von ihr nahm, an welchem Tage mir herzliches Trauren und der Minne Kraſt bekannt wurde. Mein Leib ſchied nun wol von dannen, aber mein Herz blieb dort, das wollte nicht mit mir. Ich hatte wenig Ruhe Tag und Nacht, wo ich ging oder ritt, war mein Herz immer bei ihr, und wie fern ich von ihr war, ſchien ihr lichter Schein des Nachts in mein Herz.“ Es war Sitte, daß jeder Ritter ſich eine zur Dame ſeines Herzens erwählte. Ulrich von Lichtenſtein knüpft dieſes ſchon an die Zeit, als er noch Edelknabe war, und an die Zeit ſeiner Unſchuld. Bei Ulrich von Lichtenſtein macht ſich dieſe Wahl alſo ganz natürlich. An den Minnehöfen dagegen machte man einen Unterſchied zwiſchen der natürlichen Liebe, welche ein unſchuldiger Jüngling fühlte, und der Liebe, welche die Geſetze der Galanterie vorſchrieben. Dieſes erhellt aus dem Arrêt d'amour [18]), welches zu Gunſten Wilhelm's von Cabeſtaing erlaſſen worden iſt, oder erlaſſen worden ſein ſoll, denn der angebliche Hergang war nur ein Schauſpiel, welches am Minnehofe aufgeführt wurde, aber ſehr charakteriſtiſch für die Veranſchaulichung des Geiſtes der Galanterie des Ritterthums iſt. Wilhelm von Cabeſtaing war von Eleonore von Comminge und deren Dariolette (Kammerfrau) der verletzten Galanterie angeklagt. Der Junker ſtand außerhalb der Schranken. Eine Dame verrichtete das Amt des Huissier (Gerichtsdieners), und rief ihn dreimal bei Namen. Hierauf nahm ihn eine andere bei der Hand und ſagte zu ihm, indem ſie ihn einführte: „Edler Ritter! laßt eure Waffen vor den Schranken; bei den Damen habt ihr keiner Waffen von nöthen als eurer Höflichkeit und Mannhaftigkeit. Zeigt nur ein wenig Begierde zu gefallen; es müßte ja einer weder Herz, noch Blut, noch Augen haben, der nicht begierig wäre, den Damen zu gefallen.“ Als er in die Schranken hineintrat, blieb er auf der Seite der Ritter ſtehen. Nun ward gegen ihn von der Frau Eleonora, und dann von der Dariolette (Kammerfrau) Klage geführt. Er erröthete, denn er war aufrichtig, und dieſes nur zu ſehr, um nicht in Verlegenheit zu gerathen. Er wußte nicht, wie er ſich vertheidigen ſollte, denn er fürchtete dieſes galante und liebenswürdige Tribunal (Gerichtshof) zu beleidigen. Er merkte es nicht [19]), daß ſeine Sache eine von denjenigen war, welche der Hof ausgeſucht hatte, um ſich zu ergötzen (pour s'égayer). Man nimmt dieſes als einen Beweis, daß auch ernſtliche Händel daſelbſt entſchieden wurden. Eigentliche Liebeshändel wol nicht auf dieſe Weiſe, denn bei ſolchen wurden ja die Parteien nicht genannt, und es hatte ein heimliches Verfahren ſtatt. Wol konnten Sachen, welche die Geſetze des galanten Betragens betrafen, aber den Minneſold nicht unmittelbar angingen, vor dem Minnehofe öffentlich verhandelt

17) Vergl. Büſching, Ritterzeit und Ritterweſen. 1. Bd. S. 14.

18) *Rolland*, Bibl. des Romans, Septembre 1782, und im Auszuge bei v. Aretin a. a. O. S. 34—37; bei Spangenberg a. a. O. S. 43. 19) d. h. er ſtellte ſich, als wenn er es nicht merkte; denn wie aus dem Folgenden erhellt, war Wilhelm von Cabeſtaing einer derjenigen, welcher dieſes Schauſpiel mit aufführte.

werden, und es war dann der Minnehof eine Art Hofgericht über das von den Rittern gegen die Damen zu beobachtende galante Betragen. Wilhelm von Cabeſtaing bat, wie in dem angeführten Arrêt d'amour weiter erzählt wird, um Zuordnung eines Advocaten. Man geſtattete ihm, denſelben aus ſeinen Richterinnen auszuwählen. Er näherte ſich der Dame Margarethe von Taraſcon, ſenkte ſich vor ihr mit einem ſeiner Knie zur Erde, und überreichte ihr ſeinen Handſchuh. Dame Margarethe nahm ihn erröthend, erhob ſich von ihrem Sitz und ſtellte ſich neben ihn an das Ende der Schranken. Nachdem Margarethe für ihn plaidirt (die Vertheidigungsrede gehalten) hatte, ſagte ihm ein Huiſſier: Der Hof erlaubt euch, euern Advocaten auf die Wange zu küſſen. Er ließ ſich dieſes nicht zweimal wiederholen. Sire Raymund von Rouſſillon, der Gemahl der Dame Margarethe, wollte dagegen appelliren, wurde aber verlacht. Der Junker wurde jeder ſeiner Richterinnen vorgeſtellt, und küßte jeder die Hand. Eben wollte das Gericht den Ausſpruch thun, als ein Pfaffe hereinkam, welchen Wilhelm von Cabeſtaing mit gebundenen Händen hatte hereinführen laſſen, weil er ihn eben angetroffen hatte, als er einem ſchönen Bauermädchen Gewalt anthun wollte. Dieſer Pfaffe klagte ihn als Ehrenräuber des Mädchens an. Wilhelm von Cabeſtaing widerſprach es nicht [20]), aber das Mädchen übernahm ſeine Vertheidigung: „Edle Damen," ſagte es, „Nichts hat mir der ſchöne Junker geraubt. Ich ſelbſt habe ihm Alles gegeben, und wäre faſt betrübt geweſen, hätte er es nicht alles nehmen wollen, hätte vielmehr gefürchtet, es geſchehe aus Verachtung. Dieſe Antwort des Bauermädchens zeigt deutlich, daß auch dieſer Theil Hergangs vor dem Minnehof ein Schauſpiel war. Die Abſicht deſſelben war, zu veranſchaulichen, daß die natürliche Liebe dem ritterlichen Jünglinge nicht genügen dürfe, ſondern daß er ſich auch der Ausübung der Liebe der Galanterie widmen, und den Geſetzen der Galanterie unterwerfen müſſe. Im Arrêt d'amour wird weiter erzählt. Das Mädchen (das Bauermädchen) war ſo reizend, die Entſchuldigung ſo bündig, kurz, Dame Margarethe, die ſeelengut war, ſprach den Schuldigen frei. Nun wurde zum Ausſpruch in der Hauptſache geſchritten. Das Gericht gebot Stillſchweigen, und Eliſe von Turenne, Präſidentin des Liebeshofs, ſprach folgendes Urtheil aus: Nichts iſt ſtrafbar in eurem Handel, ſchöner Junker! Ihr habt, was ihr gewollt mit Dariolette gethan, habt nicht gewußt, was ihr der Dame Eleonore ſchuldig waret, habt gethan, was die Gelegenheit bei dem Bauermädchen mit ſich brachte. Der Hof ſpricht euch los, und trägt euch auf, nicht mehr ſo ſchüchtern, ſondern artiger zu ſein gegen die Damen, und bei uns die Geſetze der Galanterie zu lernen. Der Pfaffe ſoll losgebunden werden, und ſein Paternoſter beten. Trefft ihr ihn wieder bei einem Mädchen an, ſo iſt euch geſtattet, ihm die Naſe abzuhauen. Seines Gleichen ſind beſtimmt, Gott zu bitten, und uns von unſern Sünden loszuſprechen. Hiermit iſt zu vergleichen, was Boccaccio (VIII. Tg. 4. Geſch.) von der Liebe eines Propſtes zu einer Witwe ſagt: Er wollte der ganzen Welt zum Trotz durchſetzen, daß eine edle Frau ihn liebe, mochte ſie wollen oder nicht. Dieſe aber behandelte ihn, weil ſie verſtändig war, grade ſo, wie er verdiente. Die Witwe veranſtaltet, daß, während er bei ihr zu ſchlafen glaubt, er ihre Magd beſchläft, und die Brüder der Edelfrau laſſen den Propſt von dem Biſchofe ertappen. Der Biſchof läßt ihn eine ſchwere Buße für die begangene Sünde beſtehen. In den Erzählungen des Bocaccio wird es gebilligt, daß eine Frau, auch ſelbſt wenn ſie verheirathet iſt, ihrem Liebhaber die höchſte Gunſt erweiſet. Aber den Pfaffen waren die Früchte der galanten Liebe des Ritterthums nach der Regel des Syſtems der Galanterie verſagt. Denn der liebende Pfaffe konnte ja nicht der Ritter der Dame ſeines Herzens ſein, denn es waren ihm ja die Waffen zu führen verboten. Die höchſte Ehre der Ritterdamen war, daß ſie bei den Turnieren den Dank oder die Preiſe austheilten. Die Dame, welche dieſes that, mußte ſich am geehrteſten finden, wenn ſie ihrem Ritter den Preis ertheilen konnte. Die Eiferſucht der Damen unter einander darüber, welche den kühnſten und ſtärkſten zu ihrem Ritter und dadurch den tapferſten und kräftigſten Beſchützer haben ſollte, mußte ein großes Beförderungsmittel der Galanterie ſein. Aus dieſen und andern Gründen machen die tapferſten bei dem ſchönen Geſchlecht das größte Glück. So z. B. ſagt Boccaccio (IV. Tg. 9. Geſch.) von Herrn Wilhelm von Cabeſtaing, welcher die Frau ſeines Freundes Wilhelm von Rouſſillon, indem er ſich auf die Berichte der Provenzalen über dieſe beiden edlen Ritter in der Provence bezieht: Wilhelm von Cabeſtaing verliebte ſich, ohne ſeine Freundſchaft und Waffenbruderſchaft mit Herrn Wilhelm von Rouſſillon zu berückſichtigen, in deſſen ſchöne und liebenswürdige Gemahlin über die Maßen. Auch wußte er dieſe Liebe in ſeinem Betragen auf mancherlei Weiſe der Dame an den Tag zu legen, ſodaß ſie ſeine Gefühle errieth, und da ſie wußte, was er für ein wackerer Ritter ſei, an ihm Gefallen fand, ja endlich eine ſolche Liebe zu ihm faßte, daß ſie ihn über alles begehrte und liebte, und nur darauf wartete, daß er ſie um ihre Gunſtbezeigungen anſpräche. Ebenfalls Boccaccio ſagt (III. Tg. 6. Geſch.) von Ricciardo Minuto, welcher die Frau des Filippello Figbinolfi liebt: Er begann ſich zu ſtellen, als gäbe er die Liebe zur Catella nun auf, und als habe er ſein Herz ſtatt deſſen einer andern Edeldame geſchenkt, der zu Ehren er dann auch Waffenübungen und Turniere und alles andere, was er ſonſt zue Ehre der Catella gethan, anſtellte. Er hatte auch nicht lange dergleichen gethan, als bereits ganz Neapel und Catella ebenfalls der Meinung war, daß er nicht dieſe, ſondern jene andere Dame auf das Feurigſte liebte. Die Ritter wurden zu tapfern Thaten durch den Umſtand begeiſtert, daß, wenn der Ritter ins Feld oder auf Abenteuer zog, die Dame, deren Farbe er trug, ihm die Waffen anlegte, und ihn, wenn er verwundet war, verband und ſeiner pflegte. Wenn er einen Gegner, der eine ſchönere Geliebte zu haben, oder ſie inbrünſtiger zu lieben

20) Hieraus geht hervor, daß das Ganze ein Schauſpiel war. Das angebliche Bauermädchen, muß man aus ihrer Antwort ſchlie[illegible] war kein ſolches, ſondern eine vom Hofe ſpielte die Rolle eines

Digitized by Google

vorgab, überwunden, ſo ward ihm dafür das Geſchenk des verliebten Dankes oder der verliebten Gnade oder Erbarmniß, nämlich le don de l'amoureuse merci. d. h. nach der Sprache der teutſchen Minneſänger das Geſchenk des Minnelohns, oder des Minneſoldes), oder wenigſtens das Pfand der unendlichen Liebe (le gage d'amour sans fin). Das Pfand der Liebe ohne Ende beſtand in dem Gürtel oder dem Strumpfband der Dame, worauf nebſt ihrem Namen die Worte unendliche Liebe (amour sans fin, Liebe ohne Ende) geſchrieben waren. Dieſes Pfand der unendlichen Liebe galt einem förmlichen Eheverſprechen gleich [21]). Der ritterliche Frauendienſt in Beziehung auf unverheirathete kam nicht ſo oft, als der in Beziehung auf verheirathete vor, wiewol jener einen weit edleren Anſtrich hatte, und dieſer ſich theils dem Unſittlichen näherte, indem er ein unſittliches Ziel hatte, theils wirklich ins Unſittliche ausbrach. Selbſt in Teutſchland, wo die Unſittlichkeit weniger herrſchte, hatten die Ritter, welche ſich der Galanterie ergaben, in der Regel nicht ihre Gemahlin, ſondern eine andere zur Frau (Gebieterin) ihres Herzens. Dieſes läßt ſich aus vielen Stellen der Minnelieder, vornehmlich aus den ſogenannten Wächterliedern ſchließen, und veranſchaulicht Ulrich's von Lichtenſtein Frauendienſt auf das Deutlichſte. Dieſes ganze Buch handelt nur von dem, was er im Dienſte ſeiner „Frouwe“ (d. h. Gebieterin, Geliebte) vollführte, und ſeine Gemahlin, welche ungeachtet ſeiner ſchwärmeriſchen Liebe zu ſeiner Frouwe geheirathet, tritt ganz in den Hintergrund, und alle die Abenteuer, welche er im Dienſte der Minne beſteht, beſteht er nicht zu Verherrlichung ſeiner Gemahlin, die er doch auch liebte, ſondern zur Verherrlichung einer andern. Als er ſeinen Zug als Frau Königin Venus hielt und über den Semernik (Semmering) gegen Glokenig in der Steiermark, wo ſeine Beſitzungen lagen, gekommen war, beſuchte er ſein Eheweib, über welchen Beſuch er ſagt: „Da ich entwappnet war, wurde meine Herberge zugeſperrt, und mit einem Knecht ſtahl ich mich von dannen, wo ich mein liebes Gemahl fand, die mich freundlich empfing; ſie freute ſich, daß ich zu ihr gekommen war. Hier hatte ich mit Freuden gutes Gemach bis an den dritten Tag; als der dritte Tag kam, hörte ich eine Meſſe, und bat Gott, daß er meine Ehre hüten möchte. Minniglich nahm ich Urlaub, und ritt mit hehrem Muthe.“ Bei einer andern Gelegenheit, nämlich wo er erzählt, daß ſein Bote ihm von ſeiner „Frouwe“ (Geliebten) böſe Nachricht gebracht, ſagt er, „ich ritt traurig von ihm (dem Boten) nach einem Ort, wo mir viel Gemaches (Gemächlichkeit) geſchah, zu meinem lieben Gemahl, die mir nicht lieber ſein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner „Frouwen“ (Geliebten) erwählt hatte. Zehen Tage blieb ich da und ritt dann nach Lichtenſtein in ſehnendem Kummer“ (nämlich über die Sprödigkeit ſeiner Geliebten). Gegen Ende des Buches, wo Ulrich von Lichtenſtein von ſeiner Gefangennehmung durch Ungetreue auf ſeiner Burg Frauenburg, wo er ſich damals befand, und eben ein Bad genommen hatte, handelt und erzählt, daß ſie alle die Seinigen aus dem Hauſe getrieben, und während deſſen ſeine Hausfrau zu ihm gelaufen ſei und gerufen habe: was ſoll dies ſein? und die Ungetreuen zu ihr geſagt: Frau! geht ſogleich vor das Thor, da findet ihr die Eurigen, gleich geht fort! erzählt er weiter: „Da ſah mich die Gute weinend an; ich ſprach: geht nur, ſo lieb euch eure Ehre iſt, bleibt nicht länger hier bei mir. Da ging ſie mit meinen Kindern gegen das Thor. — „Frau! Euren Sohn müßt Ihr auch hier laſſen,“ rief die Pilgerin. Da nahm er ihr das Kind von der Hand, auch alle Kleinode, die er bei der Frau finden mochte, nahm er, dann trieb er ſie aus dem Thor, und mein Sohn blieb bei mir. Ungeachtet alſo Ulrich ſeine Gemahlin liebte, von ihr geliebt ward, und mit ihr Kinder zeugte, huldigte er doch dem Geiſte der ritterlichen Galanterie, erlitt dabei manche Kränkung und erduldete vielen Kummer. Doch will ein anderer Sänger des Mittelalters an den Kummer der Minneſänger nicht recht glauben, weil ſie dabei feiſt würden: Her Geltar ſagt nämlich: Het ich einen knecht, der sunge lihte von siner frowen, der mueste die bescheidenliche nennen mir, das des ieman wande, es wer min wib. Abram! Ruprecht; Vriderich! wer sol in des getruwen (zutrauen), von Mergerstorf das so die herren effet ir, wer gerihte, es ginge ii an den lib. Ir sit ze veizt bi klagelicher not; wer ieman ernst, der sich also nach minne senit, der leg in der iares vriste tot. So muß man auch bei Ulrich von Lichtenſtein, und andern Teutſchen, ſo wir auch bei den romaniſchen Dichtern, z. B. bei Petrarca, annehmen, daß ſie von ihrer Liebesſehnſucht in dichteriſcher Steigerung ſprechen. Da überdies die meiſten Minneſänger verheirathet waren, oder wenn ſie dieſes nicht waren, wie Petrarca's uneheliche Kinder beweiſen, Nebenliebſchaften neben der Hauptliebſchaft hatten, ſo konnten ſie ſich für die Sprödigkeit der Dame ihres Herzens bei ihrer Hausfrau oder rückſichtlich bei ihrer Kebſinn entſchädigen. Deshalb erklärten die auf die Galanterie haltenden Frauen der Minnehöfe, daß die Liebe des Mannes zu ſeiner Ehefrau keine wahre Liebe ſei. So z. B. wird im Tractatus Amoris des Capellan Andreas Quaest. 16 (bei Hartlieb 17): Wenn eine Frau ihren Buhler zur Ehe nimmt, daß ihre Lieb' und Minne zerbrochen iſt, dieſer Fall auf folgende Weiſe behandelt: Während ein Ritter von der Liebe zu einem Weibe, welches ſchon der Liebe eines andern verpflichtet war, gefeſſelt war, erhielt er von ihr die Hoffnung auf ihre Minne auf ſolche Weiſe, daß ſie, wenn es einſt geſchehe, der Liebe ihres Mitliebenden (Minnegenoſſen, Buhlen) verluſtig ginge, dann dem obgenannten Ritter ohne Gewalt ihre Liebe ſchenken wollte. Darnach in kurzer Zeit gab ſich das genannte Weib ihrem Liebhaber (Buhlen) zum Eheweibe. Der oftgenannte Ritter fodert die Frucht der ihm geſchenkten Hoffnung. Das Weib widerſprach gänzlich, indem ſie anführte, daß ſie der Liebe ihres Mitliebenden (Minnegenoſſen) nicht verluſtig gegangen ſei. Auf dieſe Angelegenheit ertheilte die Königin Alinoria (Eleonora) die Antwort: Wir wagen nicht, dem Ausſpruch der Gräfin von Champagne zuwider zu erkennen, welche

21) ſ. Bibliothèque des Romans, Février 1781. p. 143.

Digitized by Google

durch feſten Richterſpruch entſchieden hat, daß zwiſchen Eheleuten die Liebe ihre Kräfte nicht ausbreiten könne, und daher ſprechen wir, daß das vorerwähnte Weib die verſprochene Minne gewähren ſolle. In den Ausſprüchen des Minnehofes Mingarda's (Ermingarda's) von Narbonne (bei Andreas Quaest. 7) wird folgender Fall behandelt: Ein Weib, welches früher Ehefrau war, und jetzt von dem Manne getrennt lebt, indem ſie durch Eheſcheidung von ihm geſchieden iſt, ladet der, welcher ihr Ehemann geweſen, inſtändig zu ſeiner Liebe ein. Ihm antwortet die genannte Dame: wenn welche durch irgend einen Ehebund verbunden geweſen, und nachher auf irgend eine Art getrennt befunden werden, ſo urtheilen wir, daß die Liebe zwiſchen ihnen nicht[22]) unrecht, ſondern ſittſam ſei. Ebenſalls in den Ausſprüchen des Minnehofs Mingarda's von Narbonne (bei Andreas Quaest. 7) kommt folgender Fall und Entſcheidung deſſelben, welche auf den erſten Artikel des angeblich von dem Gotte der Minne gegebenen Regelbuchs: Causa conjugii ab amore non est excusatio recta gebaut iſt, auf ſolche Weiſe vor: Eine Dame, ein Mädchen, hatte eine taugliche Buhlſchaft (cum domina quaedam sive puella idoneo satis copularetur amori), trat nachmals in ein ehrenvolles Eheverhältniß, und vermeidet nun den Minner und verweigert ihm die gewohnten Tröſtungen gänzlich. Aber dieſes Weibes Unbravheit (improbitas) wird durch das von der Frau Mingarda (Ermingarda) von Narbonne Ausgeſprochene auf dieſe Weiſe widerlegt: Eine dazu kommende eheliche Verbindung ſchließt die frühere Liebe nicht aus, wenn nicht etwa das Weib aufhört, der Liebe obzuliegen, und nicht feſtſetzt, durchaus nicht zu lieben (auf alle Buhlſchaft zu verzichten). Quaest. 8 beſagt: Einer foderte von derſelben Dame, daß ſie ihm offenbaren möchte, wo die Empfindung (Leidenſchaft) der Liebe (affectus dilectionis) größer ſei, zwiſchen Minnenden (amantes, ſich liebenden Buhlen) oder zwiſchen Verehelichten. Ihm antwortet dieſelbe Dame mit philoſophiſcher Betrachtung (philosophica consideratione): „Die eheliche Liebe (maritalis affectus, Liebe zwiſchen Eheleuten) und die wahre Liebe der Minnegenoſſen (coamantium vera dilectio) werden für ganz verſchieden gehalten, und nehmen aus ganz verſchiedenen Sitten ihren Urſprung," und es wird nun, daß zwiſchen beiden kein Maßſtab zur Vergleichung ebenſo wenig ſtattfinden kann, als bei andern Gegenſtänden, die in keinem Verhältniſſe zu einander ſtehen, und keine Beziehung auf einander haben, auf eine Weiſe[23]) ausgeführt, welche zwar zeigt, daß die Dame, wenn ſie wirklich dieſe Antwort gegeben hat, Philoſophie ſtudirt hat, aber gleichwol den Unterſchied zwiſchen der Liebe der Ehegatten und der Liebe der Buhlſchaft nicht deutlich macht. Dieſen Mangel hatte bereits die für die Geſchichte des Syſtems der Galanterie ſo wichtige Entſcheidung der Gräfin vom J. 1174 gehoben: Eine edle Frau F. und ein Graf P. hatten ſich über die Fragen geſtritten: an inter conjugatos verus amor locum sibi valeat invenire, et inter amantes ingruens sit zelotypia adprobanda, oder, wie es Hartlieb gibt, ob zwiſchen Eheleuten möge rechte Lieb' und Minne ſein, und ob zwiſchen zwei Geliebten in der Buhlſchaft Eifer und Fürchten eines des andern, ſei ſchändlich und zu verwerfen, oder ob es zu loben, und richtete deshalb ein Schreiben an die Gräfin M. von Champagne und baten um Entſcheidung. Dieſe faßt in dem Antwortſchreiben die Frage ſo auf: Utrum inter conjugatos amor possit habere locum, et an inter amantes zelotypia reprobetur, und braucht alſo amor ſchlechthin, ohne den Zuſatz verus. Hartlieb ſagt jedoch auch hier: ob zwiſchen Eheleuten rechte Lieb' und Minne ſein mögen, und ob rechte Liebe ohne Eifern ſein möge. Die Gräfin von Champagne antwortet in dem genannten Schreiben vom 29. April 1174, in welchem ſie den Streit durch ein Urtheil entſcheidet: Wir ſprechen und ſetzen mit beſtändigem Inhalt feſt, daß die Liebe zwiſchen zwei Eheleuten ihre Kräfte nicht ausbreiten könne. Denn die Minnenden (amantes, Liebespaar) gewähren einander alles gratis (d. h. hier aus Gunſt), ohne daß ſie die Rückſicht einer Nothwendigkeit dazu nöthige[24]). Eheleute aber ſind aus Pflicht gehalten, den wechſelſeitigen Neigungen (mutuis voluntatibus) zu gehorchen, und Nichts ſich einander zu verſagen. Deshalb wächſt auch die Ehre des Ehegatten nicht[25]), wenn ſie die Umarmung ſeines Ehegatten nach Weiſe der Minnenden (amantium more) genießt, da die Güte (probitas) keines von beiden dadurch vermehrt werden kann, und ſie dadurch nichts mehr zu haben ſcheinen, als was ſie ihrem Rechte zu Folge ſchon von Anfange beſaßen. Doch dies behaupten wir auch aus einem andern richtigen Grunde, weil ein Gebot der Minne gelehrt wird, daß kein Weib, auch wenn ſie die Gemahlin des Königs iſt, mit dem Preiſe der Minne gekrönt werden kann[26]), wenn ſie nicht der außerhalb des Bündniſſes der Ehe ſich dem Dienſte der Minne verbunden hat[27]). Eine andere Regel der Minne lehrt uns,

22) Für inter eos haud nefandum, at verecundum judicamus amorem, welches, wie der Zuſammenhang, in welchem der Richterſpruch gegeben wird, der richtige Sinn iſt, hat die andere Bearbeitung inter eos aut nefandum, aut verecundum judicamus amorem, und darnach auch Hartlieb: „ſo wäre ſchändlich und unziemlich, daß Liebe und Buhlſchaft zwiſchen ihnen ſein ſollte," welches der Sittlichkeit zwar beſſer, aber nicht ſo dem Geiſte des Syſtemes der Galanterie entſpricht.

23) et ideo inventio ipsius sermonis aequivoca actus comparationis excludit, et sub diversis facit eam speciebus adjungi. Cessat enim collatio comparandi, per magis et minus, inter res aequivoce sumptas, si ad actionem, cujus respectu dicuntur aequivoca, comparatio referatur. Non enim competens esset comparatio talis, si diceretur, nomen corpore simplicius esse, vel proposito, magis dictione composita.

24) Hartlieb: wann die Geliebten in der Lieb' und Minne thun einander alle Dinge zu willen aus freiem Muth, und nicht von Gebot.

25) Für Propter quod jugalis non crescit honor hat die andere Bearbeitung: praeter quod jugalis resistit honori.

26) quod nulla mulier etiam conjugata regis poterit amoris praemio coronari; nach der andern Bearbeitung: quod nulla mulier conjugata regis poterit amoris praemio coronari. Hartlieb: daß keinem König ein Eheweib zu buhlen ſei, und mag auch von ſolcher den Lohn der Minne nicht empfangen, ſie ſei dann ledig.

27) nisi extra conjugii foedera ipsius amoris militiae cernatur adjuncta; nach der andern Bearbeitung: Non ex conjugii foedere ipsius amoris militiae coronatur adjuncta.

Digitized by Google

neminem posse duorum sociari amore, nach Hartlieb, daß Niemand mag mit zweien Lieben verhaftet und wie verwundet werden. Merito ergo inter conjugatos sua non poterit amor jura cognoscere. Hartlieb, darum mag rechte Lieb und Minne zwiſchen Eheleuten nicht ſtatthaben. Wenn der obige Satz, daß Niemand durch die Liebſchaft mit zweien verbunden ſein kann, beweiſen ſoll, daß zwiſchen Edeleuten keine Minne ſtattfinden könne, ſo kann man dieſes nicht als einen Beweis annehmen, ſondern der Sinn iſt nur, wenn zwiſchen Eheleuten Minne oder galante Liebe ſtattfinden könnte, ſo würden Verheirathete kein galantes Liebesverhältniß anknüpfen können. Der Grundſatz, von der das Syſtem der Galanterie ausgeht, iſt der, daß galante Liebe höher zu ſetzen, als eheliche Liebe, und daß deshalb dieſe den Regeln jener geopfert werden müſſe. Über die Regeln der galanten Liebe, welche die Gräfin von Champagne anführt, daß Niemand zwei Liebſchaften haben könne, war man nicht einig. Denn in dem Abſchnitt des Tractatus amoris des Kapellan Andreas: Quae et quot sunt regulae amoris, welcher beginnt: Videamus ergo regulas, quae in charta reperiuntur, welche Regeln nach der Erzählung von dem britiſchen Ritter der Gott der Liebe gegeben hat, und unter welchen die erſte iſt: Causa conjugii ab amore non est excusatio recta, iſt die letzte unam feminam nihil prohibet a duobus amari, et a duabus mulieribus unum, und ſo auch in der andern Bearbeitung, nur daß nach mulieribus das unum hinweggelaſſen iſt. Hartlieb, welcher dieſer letztgenannten Bearbeitung, oder vielmehr einer ähnlichen folgt, hat jedoch: Einer Frau iſt verboten zwei Lieb (d. h. Geliebte), und einem Mann ſind verboten zwei Frauen zu Buhlen. Hartlieb hat dieſe Veränderung machen zu müſſen geglaubt, wie ſich ſchließen läßt, weil Art. III lautet: Nemo duplici potest amore ligari, Hartlieb: Niemand mag zwei Lieb (Geliebte) haben. Will man dieſen Artikel oder dieſe Regel, ſowie die von der Gräfin von Champagne angeführte Regel mit dem 31. Artikel, der in der Erzählung von der Auffindung der von dem Minnekönige gegebenen Regeln ganz in Einklang bringen, ſo muß man ſtatt nihil prohibet nihil non prohibet annehmen. Doch ſoll wol das amari nicht dieſelbe ſtarke Bedeutung, wie das amore ligari des 3. Art. und das sociari amore der Gräfin von Champagne haben. Das sociari amore oder nach der andern Recenſion amori iſt wieder beſtimmter, als das amore ligari, denn dieſes kann auch blos in der Bedeutung von Liebe gefeſſelt genommen werden, in welcher Bedeutung es ſich nachweiſen läßt, denn es wird in den Ausſprüchen des Minnehofs der Gräfin von Champagne, in dem Falle, in welchem die geliebte Dame die Liebe nicht erwiedern will, gebraucht, nämlich Quidam ergo dum cujusdam dominae immoderato ligaretur amore. Mulier autem, ipsum penitus recusavit. Hartlieb: Es war ein Mann, der von allen ſeinen Begierden ſeine Frau (Gebieterin, Geliebte) genden (preiſen) und loben thät, wann (weil) ſie ihm von Herzen lieb war, und tief in ſehnlichem Verlangen ſeines Herzens verſenkt. Da aber die Frau ſah, daß er ſo fleißig um ihre Liebe bat (Cod. Frising.) was (war), da widerredete ſie ihm, und wollte ſeiner Liebe nicht haben. Hier iſt alſo der Ritter von der Liebe gefeſſelt und die Dame erwiedert ſeine Liebe nicht und will ſie nicht. Was die obige Regel, daß Niemand ſich mit zwei Liebſchaften feſſeln könne, betrifft, ſo haben ſich mit dieſer ſchwierigen Streitfrage auch die teutſchen Minneſänger beſchäftigt. Der von Johansdorf ſagt: Wie der eines tete, des frage ich ob es mit fuoge muge geschehen, wer es niht unstete (unbeſtändig), der zwein wiben wolte sich für eigen geben. Beidii tongentliche (heimlich) sprechent: herre! wurre es iht (ſchadete oder thäte es etwas), man sols dem man erlouben und den frowen niht. Her Rubin: Nu erteil (urtheil) en sinneriches wib, was einer frouwen rehtes si, dii dienest von drin mannen nimet. Behaltet (erfüllt) sie der drier lib (die Liebe der drei), da en ist niht ganzer froeiden bi, sit ez dien (den) guoten misseziemet. Erwirbet si der eine, so erbarmen mich der zweier not; ist aber si dien zweien gemeine, das ist des dritten tot. Vul solhen dinget wurde (würde) ein schamig wib vil lihte (leicht) rot. Hier iſt der Fall behandelt, wenn die Dame dem Syſtem der Galanterie ſo ſehr huldigt, daß ſie den Minneſold gewährt. Herr Reinmar von Zweter behandelt den Fall, wenn die Dame, welcher Ritter aus Liebe dienen, keuſch iſt, auf folgende Weiſe: Es ist vil manigem minner leit, ob (wenn) jeman siner frowen (Geliebten) dienet uf genedekeit (Gnädigkeit), wan er wil eine (allein) ir einer (allein) dienen umb ir hulde und umb ir gruos. Nu griefen alle cristen zuo, und dienen miner frowen, dienen spate, dienen fruo, mit minem guoten willen, si tuot in allen aller sorgen buos (Beſſerung). Der diener sol keiner den andern niden (beneiden); si sullen alle unküsche ouch gar vermiden. Se ist reine, si muotet (begehrt) niht wan reines. Ir wont dii ware minne bi. Si ist alles wandels fri. Er selig man, dem si gewingket (winket) eines. Dieſer keuſche Minnedienſt war nach dem Syſtem der Galanterie der Minnehöfe verboten. Die Dame durfte, wenn ſie den Minneſold nicht gewähren wollte, gar nicht lieben. Die Hauptaufgabe der Minnehöfe war, zu regeln, wann die Dame zur Leiſtung des Minnedienſtes gehalten ſein ſollte, und die Streitigkeit zwiſchen dem Minner und der Minnerin zu ſchlichten. Aus der Vergleichung der Regeln der Minne in der genannten Erzählung mit den Regeln der Minne, auf welche ſich die Gräfin von Champagne bei ihren Entſcheidungen bezieht, geht hervor, daß die Gräfin ein zwar ſehr ähnliches, aber doch nicht völlig gleiches Regel- oder Geſetzbuch der galanten Liebe hatte. Daß dieſes nicht völlig gleich mit jenem war, geht z. B. daraus hervor, daß die Regel der Minne quod nulla mulier etiam conjugata regis etc., welche die Gräfin als Beweis anführt, ſich in dem angeblich britiſchen Regelbuche nicht findet. Die große Ähnlichkeit beider Regelbücher erhellt aus dem bereits Angeführten, wozu noch zu bemerken Art. IV: non est sapidum, quod amans ab invito sumit amante. Hartlieb: es iſt nicht lieblich, noch wohlgeſchmach, was ein

Digitized by Google

Lieb (Geliebtes) von dem Andern ohne ſeinen Willen thut oder empfángt, amare nemo potest, nisi qui amoris suasione compellitur. Hartlieb: Niemand mag recht lieb haben, dann wo ihn Herz und Muth hinträgt, Facilis perceptio contemtibilem reddit amorem. difficilis eum carum facit, wer leichtlich gewährt, deſſen Liebe wird bald verſchmäht. So wie man die Entſtehung des Ritterthums an den Hof des Königs Arthur knüpfte, ſo auch die Entſtehung der Galanterie der Liebe. Aber beides kann nur als Sage gelten. Die Regeln der Liebe, welche der britiſche Ritter auf einer Fahrt an den Hof des Königs Arthur durch ein Abenteuer im Walde erlangt haben ſoll, ſind als in Frankreich entworfen und aufgezeichnet anzunehmen, und zwar, wie ſich ſchließen läßt, im 12. Jahrh. Wie die Gräfin von Champagne, wenn auch nicht ein völlig gleiches, aber doch ſehr ähnliches Regelbuch hatte, geht auch ferner aus Folgendem hervor. Das angeblich britiſche Regelbuch beſagt Art. 20: Amorosus semper est timorosus. Hartlieb: ein rechter minneſüchtiger Buhler iſt allweg ſorgfältig (d. h. voll vielſacher Sorge). Art. 21: Ex vera zelotypia affectus semper crescit amandi. Hartlieb: vom Eiſern wird die Liebe größer und ſtärker. Art. 22: De coamante suspicione percepta zelus interea et affectus crescit amandi. Hartlieb: wer Liebe empfindet von ſeinem Lieb (d. h. wer merkt, daß ſein Minnegenoß eine andere Perſon liebt), das macht die geringere Liebe wachſen. Die Gräfin von Champagne ſchließt ihre Entſcheidung vom 29. April 1174: Sed et alia quaedam ratio eis (conjugatis) obstare videtur, quia inter eos zelotypia inveniri non potest, sine qua verus amor esse non valeat, ipsius amoris norma testante, quae dicit, qui non celat, amare non licet, Hartlieb: dann (denn) der andere Artikel iſt auch dawider mit kräftigen Rechten, wann (denn) es mag rechte Minneſucht und Eiſern zwiſchen ihnen (den Eheleuten) nicht ſein, ohne welche Minneſucht und Eiſern und Fürchten die Liebe auch nicht ſein mag, als der Minne Regel weiß und bezeugt: wer nicht eiſert und ſeines Liebs (Geliebten) fürchtet, der hat es nicht lieb, welche Minneregel ſich in dem angeblich britiſchen Regelbuche Art. 2 findet, und hier von Hartlieb gegeben wird, durch: Wer nicht ſeines Liebs (ſeines Geliebten oder rückſichtlich ſeiner Geliebten) fürchtet und eiſert, der hat es nicht lieb. Über den Bruch der Treue der galanten Liebe enthält der Tractat des Kapellan Andreas (Quaest. 2) folgende für die Geſchichte der Galanterie merkwürdige Entſcheidung des Minnehofs der Königin Eleonora. Ungeachtet ein Ritter der Umarmung der beſten Minne genoß, bat er doch ſeine Geliebte um die Erlaubniß, daß ihm erlaubt ſein möge, die Umarmungen eines andern Weibes zu erlangen. Nachdem er ſolche Erlaubniß erhalten, ſchied er von ihr, et diutius, quam consueverat, a prioris dominae cessavit solatiis. Hartlieb: und blieb länger aus, von ſeinem Lieb (ſeinem Geliebten) Freud' und Luſt zu haben, „dann" (als) er vorher gethan. Nach Verlauf eines Monates aber kehrte der Liebhaber (amator) zu der früheren Dame zurück, und ſagte, se nulla cum domina solatia praesumpsisse nec sumere voluisse, sed suae coamantis voluisse probare constantiam. Hartlieb: er hätte keines Schimpfs (Ergötzlichkeit) noch Wolluſt mit der andern gepflogen, ſondern er hätte allein ſie wollen verſuchen. Das Weib aber wies ihn als einen Unwürdigen von ihrer Liebe zurück, indem ſie ſagte, zur Entziehung der Liebe reiche eine ſolche geſoderte und erlangte Erlaubniß hin. Gegen dieſes Weib (das Verfahren deſſelben) ſcheint der Spruch der Königin Eleonora zu ſein, welche über dieſe Angelegenheit ſo antwortet: Wir urtheilen, daß aus der Natur der Liebe hervorgeht, daß die Minnegenoſſen (coamantes) häufig durch fälſchliche Vorgebung erdenken, daß ſie neue Umarmungen wünſchen, daß ſie mehr vermögen, die Treue und Beſtändigkeit des Minnegenoſſen (coamantis) zu erkennen, es verſtößt daher gegen die Natur der Liebe ſelbſt, wer ſeinem Minnegenoſſen (suo coamanti) deshalb die Umarmungen zurückhält, oder ihn zu minnen verweigert, wenn er nicht offenbar erkannt hat, daß die ihm vorgeſchriebene Treue von dem Minnegenoſſen (coamante) gebrochen iſt. Die Entſcheidung der Königin Eleonora iſt zwar der Natur der Liebe gemäß, verſtößt aber gegen das Syſtem der Galanterie. Hat der Buhle ſich von der Dame ſeines Herzens verabſchieden laſſen, ſo hört die Verpflichtung derſelben auf, ihm Minneſold zu gewähren. Kehrt der verabſchiedete Ritter zu der Dame zurück, ſo iſt ſie nicht gehalten, ihn wieder anzunehmen; thut ſie es, ſo iſt es als ein neues Liebesverhältniß zu betrachten. Die Entſcheidung der Königin Eleonora iſt auch dem 25. Artikel des angeblich britiſchen Regelbuches der Minne entgegen, Verus amans nihil beatum credit, nisi quod cogitat amanti placere. Hartlieb: Ein rechter Buhler meint, daß Nichts beſſer ſei, dann (als) daß ſeines Liebs (ſeiner Geliebten) Willen thun. Es kann unmöglich einer Dame gefallen, wenn ſich ihr Liebhaber begierig nach der Umarmung einer andern ſtelle. Art. XII ſchreibe ausdrücklich vor: Verus amans alterius, nisi suae coamantis, ex affectu non cupit amplexus. Hartlieb: Ein rechter Buhler begehrt keiner Freude noch Luſt von andern Weibern, dann (als) allein ſeines Buhlen. Dagegen war ebenfalls nach dem Syſtem der Galanterie auch die Dame zu gleich großer Gegenliebe verbunden, und zwar nicht blos in Beziehung des körperlichen Hingebens derſelben, ſondern auch in der Werthſchätzung, welche ſie gegen den Ritter ihres Herzens erweiſen ſollte. Wie Quaest. 4 enthält, ward der glorreichen Gräfin von Champagne ſolche Form zur Entſcheidung. Ein Ritter liebte ſeine Dame über die Maßen und genoß ihrer Umarmung völlig (et ejus plenarie fruebatur amplexu)[28]), ſie aber liebte ihn nicht durch erwiederte Werthſchätzung (ipsa tamen eum dilectione mutua non amabat). Der Ritter nun ſucht ſich von ihr zu trennen. Sie aber verlangt, ihn in der alten Liebe zurückzuhalten. Über dieſe Angelegenheit ertheilte die Gräfin folgende Antwort: Für unrecht wird die Abſicht des Weibes erkannt, welches geliebt zu werden ſucht, und ſelbſt gänzlich verweigert zu lieben. Thöricht

28) Hartlieb: und er hatte Gewalt völliglich ihre Lieb' und Minne zu umfangen und zu begreifen.

Digitized by Google

iſt nämlich der, welcher ſich unterſteht von andern zu fodern, daß ihm dasjenige mit Ehrerbietung geleiſtet werde, was er ſelbſt Andern zu leiſten verſagt. Der teutſche Minneſänger, der Taler, erzählt folgenden merkwürdigen Fall: Ih klage niht bluomen, noh den kle (ich klage nicht über die Blumen noch den Klee), ſie kommen zum Mai aber (abermals) als ê (wie vorher). Mir thut eine andere Schwere weh. Ich will al der werlte (der ganzen Welt) klagen. Mich hieß ein frouwe (eine Dame) ein carrit (Corſet, d. h. hier ein härenes Kleid) tragen an bloßer Haut, will ich euch ſagen, ein Jahr, und auch ohne Eſſen ſein, den einen Tag, min froewelin verbot mir Waſſer und Wein. Nun hab ich geleiſtet ihr Gebot. Nun bin ich leider aber ihr Spott. Laſſet Euch's erbarmen, Herre Gott! daß mich die Schöne nicht will und ſie mich äffet alſo viel. Das iſt mir noch ein Kinderſpiel. Der „Niſer“ (d. h. Gottfried von Niven) lobt die Fraue ſein, und ihr roſenrothes Mundelein (d. h. ihre Küſſe) ſo ſingen alle ihrer Tugend Schein (Glanz). In Teutſchland laſſen ſich keine Minnehöfe nachweiſen. Dieſer Fall veranſchaulicht, wie man in den romaniſchen Ländern, denn auch für Italien läßt ſich aus dem fünften Buche des Filocopo des Boccaccio ein Liebeshof nachweiſen, darauf kam, Liebeshöfe zu errichten. Die Galanterie mußte nämlich darunter leiden, wenn der dem Minnedienſte ſich ergebende Ritter ſeines Minneſoldes nicht gewiß war, auch wenn die Dame ſich ſoweit mit ihm eingelaſſen hatte, ihm ein Stück aufzugeben, in welchem er ihr gehorſam ſein ſollte, und dieſe ſchwierige Sache glücklich geleiſtet hatte. Über die Grenzen des Gehorſams, über welchen die dreizehn Gebote der Minne, Geb. 8, ſagen: Dominarum praeceptis in omnibus obediens persevera, ſchreibt das Syſtem der Galanterie in den Ausſprüchen der Gräfin von Champagne bei nachſtehendem Falle Folgendes vor. Da einer von maßloſer Liebe zu ſeiner Dame gefeſſelt war, begann er mit ganzer Bemühung ſeines Geiſtes, ſich um ſie zu bekümmern. Ungeachtet aber das Weib ihn um ihre Liebe ſich bekümmern ſah, weigerte ſie ſich doch gänzlich, ihn zu lieben. Als ſie jedoch ſah, daß er nichtsdeſtoweniger in Bekümmerniß um ihre Liebe befangen war, legte ſie ihm eines Tages dieſe Worte vor: In Wahrheit erkenne ich, daß du dich um meine Liebe ſehr lange angeſtrengt haſt, aber du wirſt dieſelbe zu keiner Zeit erlangen können, wenn du nicht zuvor dich mir durch feſtes Verſprechen verbinden willſt, daß du für immer allen meinen Befehlen gehorchen willſt, und daß du, wenn du in einem entgegen handelſt, willſt, daß du meiner Liebe völlig beraubt werdeſt. Ihr antwortete der Minner (amator) auf ſolche Weiſe: Fern ſei, meine Dame, daß ich mich jemals ſo verirre, daß ich in etwas deinen Befehlen entgegen zu handeln betroffen werde, und das, was du von mir foderſt, leiſte ich als mir etwas ſehr Angenehmes. Als dieſes geſchehen, befahl ihm das Weib ſofort, daß er ſich nicht weiter um ihre Liebe bemühen und nicht wagen ſollte, ſie bei welchen zu loben. Obſchon dem Minner dieſes ſehr unangenehm war, ertrug er es doch geduldig. Als er an einem gewiſſen Tage mit andern Rittern im Anblicke gewiſſer Damen ſaß, hörte er ſeine Kampfgenoſſen von ſeiner Dame ſehr ſchändliche Dinge ſprechen, und ihrem Ruf wider Recht und Erlaubtſein, durch ihre unbilligen Reden ſchaden. Anfangs ertrug er dieſes im Herzen mit Unwillen. Als er ſie jedoch mit Verkleinerung der Dame länger beſchäftigt ſah, fuhr er durch Schelten ſcharf gegen ſie los und tadelte ſie männiglich wegen ihrer Schmähungen, und vertheidigte den Ruf ſeiner Dame. Als dieſes der Dame zu Ohren gekommen war, ſagte ſie, daß er ihrer Liebe gänzlich beraubt werden müſſe, weil er wider ihre Befehle ſie zu loben bemüht geweſen. Dieſen Artikel aber erläuterte die Gräfin von Champagne durch ihr Urtheil auf ſolche Weiſe: Eine ſolche Dame iſt in ihrem Gebote zu ſtreng geweſen, da ſie nicht erröthet iſt, durch unbilligen Spruch denjenigen zu unterdrücken, welcher ſich ganz ihrer Willkür unterjocht hat, und dem ſie Hoffnung auf ihre Minne dargereicht, als ſie ihn ſich durch eine Verheißung verband, welche keiner guten Frau ohne Urſache zu täuſchen erlaubt iſt. Denn der Minner (amator) hat in Nichts geſündigt, wenn er die Läſterer ſeiner Dame durch gerechten Verweis zu tadeln genöthigt war, denn da er ſich in ſolcher Verheißung gebunden hat, damit er deſto leichter die Minne erlangte, ſo ſcheint das Weib ihn auf ungerechte Weiſe mit einem ſolchen Gebote gebunden zu haben, daß er um ihre Minne nicht ferner bekümmert ſein ſollte. Im Betreff deſſen, wie eine Dame bei der Abweſenheit des Ritters ihrer Galanterie ſich zu verhalten hatte, ſchreibt das angeblich britiſche Buch der Regeln der Minne Art. VII. vor: Biennalis viduitas[29]) pro amante superstiti praescribitur amanti. Auf welches Gebot ſich eine Dame in einer Sache bezieht, welche an den Minnehof der Gräfin von Champagne kam. Da der Minner (amator) einer Dame auf einer überſeeiſchen Heerfahrt zu lange verweilte, und ſie an einer nahen Rückkehr zweifelte, auch von allen die Hoffnung auf ſeine Ankunft beinahe aufgegeben ward, ſucht ſie ſich einen andern Minner (amantem). Ein Secretarius (Hartlieb: geheimer Diener) des frühern Minners aber, welchen die Umſtürzung der Treue des Weibes ſehr ſchmerzt, widerſpricht ihr im Betreff der neuen Liebſchaft. Das Weib wollte ſeinem Rathe nicht beiſtimmen, und ſchützte ſich durch folgende Vertheidigung: Wenn es einem Weibe, welches durch den Tod des Minners verwitwet, erlaubt war, nach dem Ziel von zwei Jahren zu minnen, ſo ſei es vielmehr demjenigen Weibe erlaubt, welches bei Lebzeiten ihres Minners verwitwet wird[30]), und das ſeit langer

29) viduitas, Witwenſchaft, iſt hier metaphoriſch auf das Verhältniß der Galanterie übertragen. Hartlieb hat dieſes Gebot der Minne nicht richtig aufgefaßt. Wenn ein Lieb (Geliebtes) zwei Jahre ohne Buhlen iſt, das iſt wider die Buhlſchaft; beſſer Spangenberg S. 65: Der Überlebende muß ſich zwei Jahre lang, von dem Tode des Verſtorbenen an, einem neuen Minnedienſte verſagen.
30) Si feminae, quae morte viduatur amantis, licuit post biennii metas amare, multo magis eidem muliere licere, quae vivo viduatur amante. Hartlieb: Seit einer Frauen ziemt, daß ſie in zwei Jahren nach ihres Mannes Tode mag einen andern Mann nehmen, ſo ziemt es daß einer Frau, die ihren Buhlen verliert. Wenn Hartlieb den Ausdruck Mann nicht metaphoriſch nimmt, ſo hat er die Stelle misverſtanden; doch kann er ſehr gut ihn metaphoriſch brauchen. Ähnlich ſagt Her Hartman von Owe in ſeinen

Digitized by Google

Zeit nicht die Freude hat, einen Boten oder ihr zugeſchicktes Schreiben zu erhalten, und zumal, da es gar nicht an Baten gemangelt hat. Nachdem ſie über dieſe Angelegenheit durch Behauptungen von beiden Seiten geſtritten haben, kommen ſie darin überein, die Sache auf den Schiedsſpruch der Gräfin von Champagne zu ſtellen, und ſie entſchied dieſen Streit durch folgendes Urtheil: Nicht recht thut die Minnerin (amatrix), wenn ſie wegen langer Abweſenheit ihres Minners den Minner verläßt, wenn ſie nicht offenbar erkennt, daß er gänzlich von ſeiner Liebſchaft abgefallen, oder die Treue der Minnenden gebrochen hat. Falls nämlich der Minner durch Nothwendigkeit gezwungen ausbleibt, ader wenn ſeine Abweſenheit aus einer ſehr lobenswerthen Urſache ſtattfindet. Nichts nämlich muß eine größere Freude im Herzen der Minnerin erregen, als wenn ſie aus fernen Gegenden Lob über ihren Minnegenoſſen vernimmt, oder wenn ſie in Kenntniß bringt, daß er in Geſellſchaften der Großen löblich verweilt. Denn daß man von ihm angibt, daß er ſich der Zuſendung von Briefen oder Boten enthalten hat, das kann ihm als große Klugheit angerechnet werden, da es ihm nicht erlaubt iſt, einem Fremden dieſes Geheimniß zu offenbaren. Denn wenn er Briefe, deren Inhalt dem Träger verborgen gehalten wurde, abgeſandt hätte, ſo hätten dach durch die Schlechtigkeit des Boten, oder wenn derſelbe auf der Reiſe durch Ereigniß des Todes verluſtig gegangen, die Geheimniſſe der Liebe leicht in fremde Hände gekommen ſein können. Gewöhnlich hatten die Minnenden einen in das Liebesgeheimniß eingeweihten Diener oder auch eine andere ihnen befreundete Perſon, weiche in beiden Fällen Secretarius genannt wird. Natürlich waren dieſe nicht immer treu. Merkwürdig iſt für die Geſchichte der Galanterie in den Ausſprüchen des Minnehofs der Gräfin von Champagne folgender Fall. Ein Ritter bemühte ſich um die Minne einer Dame, hatte aber ſehr ſelten Gelegenheit mit ihr zu ſprechen. Er bediente ſich daher mit Erlaubniß der Dame in dieſer Angelegenheit eines Secretarii (Hartlieb: da nahm er einen Boten mit der Frau Willen und Wiſſen), damit durch deſſen Vermittelung jedes von beiden den Willen des andern wechſelſeitig deſto leichter in Kenntniß bringen, und ihm ſeine Umſtände ganz geheim anzeigen und durch ihn die Liebſchaft im Geheimen weiter geleitet werden könnte. Dieſer Secretarius (Hartlieb: Bote) brach, nachdem er das Amt der Botſchaft auf ſich genommen, die Treue gegen ſeinen Geſellen [31]), nahm für ſich den Minnernamen (amantis nomen) an, und begann nur für ſich bemüht zu ſein. Die Dame begann ungalanter Weiſe (inurbane) dem Betrüger beizuſtimmen. So vollzog ſie endlich die Minne mit ihm, und vollführte alle Wünſche deſſelben. Der Ritter aber, durch den ihm geſchehenen Betrug bewegt, zeigte den ganzen Hergang der Angelegenheit der Gräfin von Champagne an, und verlangte demüthig, daß nach ihrem und andrer Damen Urtheilsſpruch über jenes Unrecht erkannt werden möchte, und der Betrüger auch ſelbſt willigte mit ein, daß der Schiedsſpruch der Gräfin gelten ſollte. Die Gräfin berief 60 Damen zu ſich, und entſchied die Sache durch ſolchen Urtheilsſpruch: Jener betrügeriſche Minner (amator dolosus), welcher ein ſeiner Verdienſte würdiges Weib, das nicht erröthet iſt, in ein ſolches Verbrechen einzuwilligen nöthigt, ſoll der ſchlecht erworbenen Umarmung, wenn es ihm gefällt, genießen, und ſie genieße eines ſolchen Freundes würdiglich. Beide aber ſollen für immer von der Minne irgend einer andern Perſon ausgeſchlaſſen bleiben, und keins von beiden ſoll zu den Geſellſchaften der Damen und den von den Rittern gehaltenen Höſen ferner zuſammengerufen werden, weil ſowol er gegen die Treue des Ritterordens verbrochen, als auch ſie ſchändlicher Weiſe gegen die Schamhaftigkeit der Damen in die Minne des Secretarii (Hartlieb: des Boten) eingewilligt hat. Über die Strafe eines ſolchen Ritters, welcher trügeriſch die Gunſt einer Dame dadurch erlangt, daß er fälſchlich vorgegeben, er habe noch keine Dame ſeines Herzens, wird folgendes Erkenntniß der Gräfin von Fiandern vorgeführt: Einer, welcher bereits durch eine trügliche Liebſchaft verbunden iſt, bittet auf das Inſtändigſte um die Minne einer andern Dame, gleich als wenn er der Minne eines jeden Weibes entbehrte. Er erlangt auch nach den Wünſchen ſeines Herzens dasjenige völlig, was er mit großem Anhalten fodert. Nachdem er aber von dieſer Seite den Genuß der Minne angenommen, ſucht er die Umarmungen der frühern Dame wieder auf, und wendet der zweiten Minnerin den Rücken zu. Welche Strafe iſt alſo über einen ſolchen abſcheulichen Mann zu verhängen? In dieſer Sache ging folgender Spruch der Gräfin von Flandern aus: Jener Mann, welcher ſich mit dem liſtigen Mittel eines ſo großen Betrugs befaßt hat, verdient der Minne jeder van beiden beraubt zu werden, und ſall ſeener der Liebe keiner braven Frau ſich erfreuen, da man ſieht, daß eine ungeſtüme Wolluſt in ihm herrſcht, wie in der Lehre des Capellanus (nämlich des Andreas, des Kapellans von Frankreich) beſſer aus einander geſetzt wird. Das Weib aber darf es ſich durchaus nicht zur Schande anrechnen, da ſie, wenn ſie das Lob des Minners (amandi laudes, nach der andern Lesart mundi laudes, das Lob der Welt) zu haben wünſcht, der Minne obzuliegen gehalten iſt, und die innere Treue des Menſchen um die inneren Geheimniſſe des Herzens deſſelben Niemand leicht erforſchen kann, und daher durch Bemäntelung der Rede aft viele Weisheit ſich täuſchen läßt. Wenn jedoch jener zu der frühern Minnerin nicht zurückkehrt, ſondern ſich befleißigt, bei der Minne der zweiten Minnerin zu beharren, ſa kann die erſte Minnerin über jene darüber nicht klagen, wenn ſie ſtrebt, die erworbene Minne zu behaupten, und zuläßt, daß eine andere vielmehr, als ſie, durch liſtige Täuſchung hintergangen wird. An Quaest. 11, welche dieſe Entſcheidung des Syſtems der Galanterie entbält, welche am Schluſſe nicht mit dem Eingange der Entſcheidung, daß

Minneliedern: Sweih frowe sendet ir lieben man mit rehtem mute uf dise vart u. ſ. w. Er braucht hier man in der Bedeutung von Vaſall, Lehnmann, Dienſtmann, und dieſes für Liebhaber. Er ſagt vorher: Do ir min dienest niht ze herzen gie, do duhte mich an ir bescheidenlich, das si ir werden liebes (Geliebten) mich erlie, daran bedahte si vil rehte sich u. ſ. w.

31) sociale fide confracta. Hartlieb: brach die geſellige Treue; es geht hieraus hervor, daß die Secretarii oder Liebesboten nicht immer Diener, ſondern auch dem Minner gleichſtehende Perſonen waren.

Digitized by Google

der Betrüger verdiene der Minne beider beraubt zu werden, und ſich ferner der Minne keiner braven Frau erfreuen ſolle, übereinſtimmt, ſchließt ſich Quaest. 12 folgender Fall. Ein Ritter ermangelte aller Sittenbravheit [32]), und jede Frau verſchmähte, ihn zu minnen. Er verlangte von einer Dame um Bravheit (d. h. indem er verſprach, daß er brav werden wolle) Minne. Sie ſchenkte ihm Hoffnung auf ſeine Minne. Die Dame bei ihren eignen guten Sitten befeſtigte durch ihre Lehre, indem ſie ihm auch Küſſe und Umfangungen mit den Armen ertheilte, den Minner auf ſolche Weiſe, daß derſelbe durch ſie zur höchſten Sittenbravheit geleitet, und lobenswerth an aller Zierde der Bravheit ward, oder mit den eignen Worten der Urſchrift, welche Courtoiſie oder Galanterie umſchreiben: amans jam dictus ad summam per eam morum est probitatem deductus, et omni probitatis decore laudandus. Quo in probitatis norma solide confirmato, et qualibet curialitatis (d. h. Courtoiſie, teutſch Hoveschet, Hübſchheit in urſprünglicher Bedeutung) decorato virtute etc. Den mit allen Erfoderniſſen der Galanterie gezierten Ritter ladet eine andere Dame inſtändig zu ihrer Minne ein. Der Ritter willfahret ihrem Willen gänzlich, und vergaß der frühern Wohlthat. Über dieſen Artikel fehlen uns die Antworten der Gräfin von Flandern nicht. Sie ſagt nämlich: Es ſcheint von allen gebilligt werden zu müſſen, daß die frühere Minnerin die Macht habe, von den Umarmungen eines jeden Weibes ihren Minner zurückzurufen, welchen ſie durch den Fleiß ihrer Anſtrengung von dem Fehler der Unbravheit zum höchſten Gipfel der Bravheit und Courtoiſie geführt hat (quem ipsa per sui laboris industriam de improbitatis vitio ad summum probitatis et curialitatis culmen adduxit). Denn man glaubt, daß das Weib das Recht und den Grund durch dieſe Ehre hat, daß ſie den aller Bravheit der Sitten entbehrenden durch ihre Klugheit und die Sorgſamkeit ihrer Anſtrengung braver und galant (probiorem et morum consideratione compositum) gemacht hat. So groß auch als Verdienſt angerechnet ward, wenn eine Dame einen ungalanten Ritter zu einem galanten ausbildete, ſo war doch eine Dame, wenn ſie das Wageſtück nicht wagen wollte, dazu nicht verpflichtet, wie aus Quaest. 1 hervorgeht: Ein durch keine Bravheit gezierter Jüngling (juvenis quidam, nulla probitate decorus. Hartlieb: ein Jüngling, der weder mit Tugenden, noch mit Sitten geziert war), und ein durch alle Bravheit angenehmer Ritter (miles adultus, omni probitate jucundus. Hartlieb: ein alter Ritter, der aller Ehren und Tugenden werth war und fröhlich) verlangen Minne von einem und demſelben Weibe. Der Jüngling (juvenis) behauptet, er müſſe dem ältern (adulto) vorgezogen werden, weil er, wenn er die gefoderte Minne erlangt haben würde, nachher aus ſolcher Minne Bravheit erlangen könnte, und es dem Weibe zu nicht geringem Lobe gereichen würde, wenn durch ſie Unbravheit zur Sittenbravheit gebracht würde (si per eam ad morum probitatem improbitas reducatur. Hartlieb: wenn er durch ſie zu aller Tugend und Ehrbarkeit gezogen würde). Ihm aber antwortete die Königin Alinoria (Eleonora) auf ſolche Weiſe: Obgleich der unbrave Jüngere (improbus minor. Hartlieb: der unehrbare und unverſuchte in Tugenden), durch eine weiſe Dame zur Sittenbravheit emporzuſteigen vermag, ſo handelt doch ein Weib minder vorſichtig, wenn ſie durch Wahl die Unbravheit (improbitatem, d. h. hier den der Galanterie noch Entbehrenden) zu minnen vorzieht, vornehmlich da ein guter und durch Sittencultur glänzender Mann von ihr die Minne begehrt. Es könnte nämlich durch die Schuld des unbraven Menſchen vielleicht geſchehen, daß bei der gemeinen Unbravheit auch dadurch, daß ſie die beſſeren Güter in Empfang nimmt, die Beſſerungsmittel nicht anſchlagen, weil der geſäete Same nicht immer Früchte hervorbringt. Die Frage (Quaest. 18), welche Minne, ob die eines jungen Mannes (juvenis viri) oder eines von vorgerücktem Alter (in aetate provecti) zu wählen ſei, entſcheidet die genannte Königin dahin, daß ſich nach der mehren oder mindern Tugend und Sitte des Ritters, und nicht nach der geringern oder größern Zahl der Jahre die Wahl entſcheiden müſſe. Quaest. 3 wird das Früherecht der ſich um Minne bewerbenden abgehandelt: Zwei Menſchen waren in allen Dingen und durch alle Dinge einander gleich, welche zu gleicher Zeit gleichmäßig völlig zu dienen begannen, welche auch fodern und ſich beeifern, daß ſie geminnt werden. Es fragt ſich daher, welcher iſt bei dieſer Liebe vorzuziehen. Durch die Erinnerungen der Gräfin von Champagne werden wir belehrt, daß bei einem ſolchen Eintritt der Zweifel der frühere Bewerber erhört zu werden verdient, wenn aber die Foderungen derſelben der Zeit nach als gleich erſcheinen, ſo wird nicht mit Unrecht es der Willkür des Weibes überlaſſen, daß ſie ſich befleißige, denjenigen von den beiden zum Minner zu erwählen, welchen ihr erforſchter innerer Wille des Herzens mehr erheiſcht (d. h. zu welchem ſie ihre innere Neigung mehr hinzieht). Da die Neigung der Frauenzimmer ſich häufig dem Reichen hinwendet, um glänzend leben zu können, ſo hat ſich das Syſtem der Galanterie auch mit der Frage beſchäftigt, ob bei übrigens gleichen Verhältniſſen und Umſtänden der Reichere dem Ärmeren vorzuziehen. Quaest. 2 enthält hierüber Folgendes: Da zwei Männer waren, die ſowol an Geſchlecht (Abkunft), als auch an Leben und Sitten und in den übrigen Stücken durch alles einander gleich ſind, mit Ausnahme des Umſtandes, daß ihre Güter und Habe in beiden ungleich ſind, ſo wurde gezweifelt, welcher von ihnen am vorzüglichſten zum Minner gewählt werden müſſe? Darüber findet ſich auch ein Spruch der Gräfin von Champagne, welche ſagt: es würde kein gerechter Ausſpruch ſein, wenn edle und wohlanſtändige Armuth ungebildetem Reichthum nachgeſetzt würde; ja ein edler Reichthum an Gütern und Habe wird nicht unſchicklich einer wohlanſtändigen Armuth nachgeſetzt, wenn die Minne eines reichen Weibes begehrt wird. Denn ein durch Fülle an Gut und Habe geſegnetes Weib verknüpft mit ſich löbli-

32) Für omnium hominum probitate und omni hominis probitate iſt wol zu leſen entweder omnium morum probitate, oder omni morum probitate. Hartlieb gibt die Stelle: Es war ein Ritter, der mangelte aller Ehren und Zuchten, und an ihm war keine Frömmigkeit, noch Beſcheidenheit.

Digitized by Google

cher eine arme Minne (einen armen Minner), als eine (einen) viele Reichthümer habenden. Nichts nämlich muß allen Menſchen drückender ſein, als wenn die Bravheit (ein braver Menſch), durch die Finſterniß der Dürftigkeit verdunkelt wird und mit Noth zu kämpfen hat. Mit Recht wird ein reiches Weib gelobt, wenn ſie den Reichthum an Hab' und Gut hintanſetzt und einen armen Minner wählt, welchen ſie durch ihren Reichthum unterſtützen kann. Denn Nichts iſt, was einem Minnenden, es ſei Mann oder Weib, ſo ſehr zum Lobe gereicht, als wenn es, wie es kann, den Bedürfniſſen des Minnegenoſſen (coamantis) abhilft. Aber auch, wenn ein Weib durch das Dunkel des Mangels an nöthigen Dingen bedrückt wird, ſo nimmt ſie kecker einen Reichen zum Minner an, denn wenn beide Minnegenoſſen in der Woge der Armuth ſich befinden, ſo wird ohne Zweifel die Beſtändigkeit der Minne kurz ſein. Mangel an den nöthigen Dingen nämlich verſetzt alle braven Menſchen in die höchſte Scham, bringt ſie in ängſtliche Sorgen und Gedanken, und plagt ſie in der höchſten Ruhe (im Schlafe) ſelbſt, und dadurch pflegt die Liebe vertrieben zu werden. Das Syſtem der Galanterie wünſchte zwar, daß wenigſtens eins der beiden, der Minner oder die Minnerin, in Reichthum lebte, um die andere Hälfte des Liebespaares unterſtützen zu können. Aber die Geſchenke, welche der Minner der Minnerin machte, durften durchaus nicht den Schein haben, als wenn die Minne dadurch erkauft werden ſollte. Ebenfalls bei Andreas Capellanus findet ſich am Schluſſe einer Entſcheidung: Illud autem, quod hic de meretricibus indicamus, non solum eas, quae in prostibulis commorantur, attingit, sed omnes, quae pro cujuscunque muneris expectatione se ipsas largiuntur amanti. So ein Liebhaber, welcher eine liebte, die ſich aus Erwartung von Geſchenken ihm hingab, fand bei den Liebeshöfen kein Recht, wenn ſie die Treue brach, denn es ſteht an der Spitze des Falles: Meretrix, quod si quamcunque ipsam contingat miraculose amare, suo potest amanti frangere fidem. Über das, was hier die Gräfin von Champagne ausgeſprochen, finden wir Folgendes bemerkt: Quod ideo eam constituisse credimus, quia illius, qui meretricis venatur amorem, voluit turpitudinem denotare, et ipsius punire sententiam. Nam qui tam immundo se copulavit amore, nullis, cum adversa patitur, amoris privilegiis adjuvari potest, das heißt, er kann nicht darauf Anſpruch machen, in ſeiner Minne dadurch geſchützt zu werden, daß der Minnehof das Frauenzimmer, welches Untreue gegen ihn begangen, durch einen Richterſpruch beſtraft, oder wenigſtens verurtheilt wird, den verlaſſenen Minner wieder anzunehmen, wie nach der Analogie der Beantwortung der Frage si unus coamantium amoris nolens alterius vacare solatiis, alteri subtraxit amanti fidem videatur infringere coamanti zu ſchließen. Dieſe Beantwortung beſagt nämlich, daß man es nicht wagen könne, ſie zu bejahen, denn wenn es nicht erlaubt ſein ſollte, der Ergötzungen der Welt ſich zu enthalten, ſo würde dieſes zu ſehr den Geboten Gottes widerſtreiten, da jeder mehr Gotte als den Vergnügungen dienen ſolle, und ſchließt: Sed si novo postmodum se jungat amori, dicimus, quod dominarum judicio ad prioris coamantis est reducendus amplexus, si prior coamans istud voluerit. Der Ritter aber, welchem ein Frauenzimmer aus Habſucht ſeine Minne gewährt, und der von ihr verlaſſen ward, erhielt, weil feile Frauenzimmer zu minnen den Vorſchriften des Syſtems der Galanterie zuwider lief, bei dem Minnehofe keine Hilfe, ſondern nur den folgenden Troſt, den ihm ſeine Geduld gewähren ſoll: Sed patienter tolerare tenetur eam meretricis libidines exercentem quam primo meretricium coetibus [33]) annumerari cognoverat, et ejus se scienter copulavit amori. Doch war den Damen, welche dem Syſtem der Galanterie huldigten, von dem Minner Geſchenke anzunehmen, nicht durchaus verboten, ſondern die Sache wurde durch das Syſtem der Galanterie nur geregelt. Quaest. 18 enthält Folgendes darüber: Ein Ritter ſoderte die Minne einer Dame, und die Dame verweigerte gänzlich, ihn zu minnen. Der Ritter ertheilte ihr anſtändige Geſchenke (donaria quaedam satis decentia), und das Weib empfing die dargebrachten mit heiterer Miene und begierigem Geiſte. Nachher jedoch ward ſie durchaus nicht ſanft in der Minne (in amore nullatenus mansuescit), ſondern antwortet mit peremtoriſcher Verneinung. Daher beklagt ſich der Ritter, daß das Weib durch die Annahme von paſſenden Liebesgeſchenken ihm Hoffnung zur Minne gemacht, welche Hoffnung ihm zu nehmen, ſie ohne Urſache ſich unterfängt. Hierauf antwortet die Königin Eleonora auf ſolche Weiſe: entweder ſchlage das Weib die ihr in Rückſicht auf Minne dargebrachten Geſchenke aus, aut suscepta munera compenset amore, aut meretricum patienter sustineat coetibus aggregari. Wenn der Ritter oben ſich auf amori congruentia munuscula bezieht, ſo hat er dabei aller Wahrſcheinlichkeit nach die Vorſchriften des Minnehofs der Gräfin von Champagne vor Augen, welche auf die Frage, was für Gabe und Kleinod ein Lieb (Geliebter oder Geliebte) von dem andern wol möchte empfangen, antwortete: Ein Lieb (Geliebter oder Geliebte) mag von dem andern wol empfangen Korallen-Schnüre [34]), Haarbänder, Fürgeſpäng von Gold oder Silber, Häftlein, Handſchuhe, Ärmelringe, Büchſel, Spiegel, Gürtel, Beutel, Horngefäße [35]), Waſchgefäß, Kandel (Kännchen), Schreinel, Paniere u. ſ. w. zu einem Gedächtniß, und daß wir es in gemeiner Rede begreifen: ein Lieb mag von dem an-

33) Es iſt dieſes nur eine bildliche Redensart, und die Sache nicht ſo zu verſtehen, als wenn die Dame wirklich einer Geſellſchaft feiler Dirnen angehört, ſondern ihr Betragen wird nur mit dem feiler Dirnen verglichen. Vergl. den Ausdruck Quaest. 18, wo von einer Dame, welche Geſchenke von einem Ritter angenommen, ohne in ein ordentliches Minneverhältniß zu treten, geſagt wird: aut meretricium patienter sustinent coetibus aggregari. 34) Wir geben die Stelle nach Hartlieb bei v. Aretin S. 108; im lateiniſchen Text bei demſelben S. 149 und bei Spangenberg S. 117. 118 findet ſich Korallen-Schnüre nicht, ſondern ornata capillorum, und in der italieniſchen Überſetzung bei Crescimbeni und darnach bei v. Aretin S. 162 discriminale. Unberückſichtigt hat Hartlieb gelaſſen pectinem, species; und bei marsupium den Zuſatz: laterisque cordulam, womit nämlich der Beutel an die Seite gebunden ward. 35) Cod. Mon. Harngefäſſe, der lateiniſche Text vasula repositoria.

Digitized by Google

dern wohl empfangen alles, was den Leib zu zieren gehört, und klein[36]) (nicht beträchtlich) iſt, das mag eins von dem andern wohl empfangen, und doch (ſo) daß darin keine Geizigkeit geſchehe (kein Verdacht entſtehe, daß die Annahme aus Habſucht geſchehe). Die Annahme von Geld vornehmlich und noch mehr die Foderung von Geld war von dem Syſtem der Galanterie geächtet. So z. B. in der Erzählung von Boccaccio in deſſen Decameron VIII. T. 1. Geſch., wo er die Neiphile ſagen läßt: daß jede Frau des Feuers würdig ſei, welche um des Geldes willen ihre Keuſchheit beflecke, und diejenige, welche aus Liebe, deren Gewalt ſie als allmächtig kenne, dahin gelange, von jedem nicht zu ſtrengen Richter Vergebung verdiene. Es wird hierauf Folgendes erzählt. Der tapfere Gulfardo, ein im Kriegsdienſt in Mailand lebender Teutſcher, widmet ſeine Liebe einer ſchönen Frau, Donna Ambruogia, Gattin des reichen Kaufmanns Gasparruolo, ſchickt eines Tages zu ihr, und läßt ſie bitten, ihn mit ihrer Gegenliebe zu beglücken, indem er ſeinerſeits bereit ſei, Alles zu thun, was ſie ihm gebieten würde. Die Frau erklärt ſich endlich dahin, daß ſie geneigt ſei, zu thun, was Gulfardo begehre, wenn zweierlei darauf erfolge: erſtens, daß dies nie von ihm Jemandem offenbart werde, und zweitens, daß, da ſie eben zu einer gewiſſen Angelegenheit 200 Goldgulden nöthig habe, ſie verlange, daß er, der ein reicher Mann ſei, ihr dieſe gebe, wofür ſie dann immer zu ſeinem Wunſche bereit ſein werde. Als Gulfardo dieſen Beweis ihres Geizes vernimmt, erzürnt ihn ihre Niedrigkeit, und ſeine Liebe für ſie, die er bisher für eine edle Frau gehalten hat, verwandelt ſich beinahe in Haß. Nun denkt er darauf, ſie zu überliſten, nimmt von Gasparruolo 200 Goldgulden auf Borg, gibt, als dieſer Kaufmann nach Genua gereiſt, deſſen Frau in Gegenwart eines Zeugen die 200 Goldgulden, welche ſie ſich für Gewährung ihrer Gunſt bedungen hat, bringt viele Nächte bei ihr zu, und ſagt endlich zu dem zurückgekehrten Gasparruolo in Gegenwart der Frau deſſelben und des Zeugen, daß er ihr das Geld gegeben hat, und ſie muß es einräumen, daß es wahr ſei. Die meiſten andern Geſchichten bei Boccaccio handeln ſich darum, wie Ehefrauen ihre Männer krönen, und die, welchen die Erzählung derſelben in den Mund gelegt wird, äußern ſich auch wohlgefällig über dieſe Unkeuſchheit, weil ſie dem Syſteme der Galanterie gemäß geſchieht. Aber Unkeuſchheit aus Habſucht iſt auf das Strengſte verpönt, denn ſie war ein großes Hinderniß der Galanterie, indem ſie dieſelbe unnöthig machte, ſowie ſchon Ovid ſagt: dummodo sit dives, barbarus ipse placet. Das Buch der Regeln der Minne, welche der Liebesgott gegeben haben ſoll, ſchreibt Art. 18 vor: Probitas sola quemcunque dignum facit amore. Daher durfte eine Dame ihren Minner nicht verſtoßen, wenn er im Kampf eins ſeiner Glieder verloren hatte, was Quaest. 14. auseinandergeſetzt wird. Als ein Ritter beim tapfern Kämpfen ein Auge, oder eine andere Zierde ſeines Körpers (vel alium corporis sui ornatum. Hartlieb: „oder eine Hand") verloren hatte, wurde er von ſeiner Geliebten als unwürdig und ekelhaft zurückgewieſen, und ihm die gewohnten Umarmungen verweigert. Dieſem Weibe aber widerſpricht der Ausſpruch der Frau von Narbonne, welche unter folgender Formel auf ſolche Weiſe antwortet: Aller Ehre für unwürdig wird ein Weib betrachtet, welches wegen Häßlichkeit, die durch ein gewöhnliches Kriegsereigniß entſtanden iſt, und die nur den tapferen Minnern zuzuſtoßen pflegt, geurtheilt hat, daß ihr Minnegenoß der Minne beraubt werden müſſe. Durch die Minne der Frauen pflegen die Männer zur größten Kühnheit aufgeregt und in dem Vorſatze zu minnen länger genährt (erhalten) zu werden. Daher darf Häßlichkeit, welche natürlicher Weiſe aus dem unvermeidlichen Ereigniſſe, zu welchem die Liebe angeregt, hervorgeht, dem Minner keinen Schaden bringen. Et haec dominae Narbonensis sententia venit multipliciter corroboranda, woraus zu ſchließen, daß, als das Syſtem der Galanterie noch in ſeiner vollen Kraft war, ein Ritter, der im tapfern Kampfe entſtellt worden war, ſeines Minnelohns nicht verluſtig ging, denn ſo wenig dem natürlichen Gefühle der Liebe Häßlichkeit zuſagt, ſo konnte ſich doch in einem ſolchen Falle eine dem Syſtem der Galanterie huldigende Dame nicht unglücklich fühlen, weil ihrer Eitelkeit auf das Höchſte dadurch geſchmeichelt ward, daß ihr Ritter ſo tapfer gekämpft hatte, daß er ſelbſt Entſtellung des Körpers nicht gefürchtet hatte. So ſehr auch das Syſtem der Galanterie die natürlichen Gefühle der Liebe unter ſeine Herrſchaft zu bringen ſuchte, ſo geſchah es doch nur ſoweit, als es nicht mit Schande verknüpft war. Der 10. Art. des angeblich britiſchen Regelbuchs der Minne: Non decet amare, quarum pudor est, nuptias affectare (Hartlieb: Es ſoll Niemand minnen, noch lieb haben, deſſen er Schande hat), wird in den 13 Geboten der Minne Geb. 17 ſpecieller gefaßt, nämlich: Ejus non cures amorem eligere, cum qua naturalis (d. h. Scheu vor Blutſchande) tibi nuptias contrahere prohibet. Hierüber findet ſich Quaest. 6 in den Ausſprüchen der Königin Eleonora Folgendes. Einer hatte ſich unwiſſentlich mit einer Blutsfreundin (agnata) zur Minne verbunden, und ſieht ſich, als er das Verbrechen in Kenntniß brachte, genöthigt, ſich von ihr zu trennen. Das Weib aber, von den Banden der Liebe gefeſſelt, ſtrebte, ihn in der Beobachtung der Minne zurückzuhalten, indem ſie verſicherte, daß das Verbrechen völlige Entſchuldigung finde, weil ſie urſprünglich der Minne ſchuldlos obgelegen. Über dieſe Angelegenheit ertheilte die Königin Eleonora dieſe Antwort: das Weib ſcheint ziemlich wider Recht und Erlaubtes zu ſtreiten, da ſie unter dem Schleier irgend eines Irrthums eine blutſchänderiſche Minne zu ſchützen, droht. Denn zu allen Zeiten ſind wir gehalten, blutſchänderiſche und verdammliche Handlungen zu hindern, von welchen wir wiſſen, daß auch ſelbſt die menſchlichen Rechte mit den ſchwerſten Strafen entgegentreten. Aber

36) Auch Ovidius (De arte amandi Lib. II.) räth an, nur kleine Geſchenke zu geben:

Nec dominam jubeo pretioso munere dones:
Parva, sed e parvis callidus apta dato,

als Weintrauben, Kaſtanien, Nüſſe, Droſſeln u. ſ. w., je nach dem Geſchmacke der Geliebten.

Digitized by Google

zu den verdammenswerthen Handlungen gehörte doch auch der Ehebruch. Aber das Syſtem der Galanterie erkannte das Recht der Ehe nicht an. Dieſes führte endlich den Sturz der Galanterie in dem größten Theile der romaniſchen Welt herbei. Die Edelfrauen hatten ſich durch ihre galanten Ausſchweifungen, welche von den von ihnen gebildeten Minnegeſellſchaften beſchönigt und beſchützt, ja deren Fortſetzung, wenn ſie einmal angeknüpft waren, geboten wurde, zu ſehr entwürdiget, als daß ſie nicht die gerechte Strafe dafür hätte erreichen ſollen. Grauſam iſt die Strafe, aber bei jenen Verhältniſſen des Sittenverderbniſſes gerecht. Die Minnehöfe hatten ausgeſprochen, daß zwiſchen Ehegatten keine wahre Minne ſtattfinden könne. Aber durch dieſe Ausſprüche ward die Eiferſucht der Eheherren nicht vertilgt. Da die Sitte die eheliche Treue nicht ſchützte, ſo mußten die Frauen, da ſie ſich ſelbſt entwürdiget hatten, das entwürdigendſte Mittel dulden, ſie vor der Verletzung der ehelichen Treue zu bewahren. Man ſchreibt die Erfindung des Keuſchheitsgürtels oder des Schloſſes der Keuſchheit, welches in Italien die Galanterie ihres Reizes beraubte, dem Alerius Carrara, dem letzten Tyrann von Padua, zu. Da die Galanterie durch dieſe grauſame, aber in Rückſicht der herrſchenden Sittenloſigkeit gerechte Strafe den Todesſtoß erhielt, ſo ſuchte man doch noch den Schein der Galanterie zu retten, und als Reſt derſelben blieb das Cicisbeat. Deſſen Entſtehung iſt unerklärlich, wenn wir mit der Geſchichte deſſelben nicht die Geſchichte jener Erfindung verknüpfen. Durch dieſelbe wurde das Cicisbeat möglich, indem hierdurch der Cicisbeo in die Nothwendigkeit geſetzt ward, ſeine fleiſchlichen Gelüſte zu zügeln. Da er über das traurige Geheimniß ſchweigen mußte, ſo erhielt ſein Verhältniß den Schein eines Glückes, welches er in der Wirklichkeit nicht hatte. Da die Spanier den Italienern an Eiferſucht nicht nachſtanden, ſo wurde auch hier das Schloß der Keuſchheit verſchiedene Jahrhunderte hindurch in Anwendung gebracht, und hierdurch der Galanterie größtentheils ein Ende bereitet. Später nahm man alte Weiber, welche wir unter dem Namen Duegnas (Ehrendamen) kennen, zu Hüterinnen des ſchönen Geſchlechts. In Spanien ſtanden, ſowie auch in andern Beziehungen, ſo auch im Betreff des Nöthigfindens der Einſperrung und anderer Verwahrung des ſchönen Geſchlechts das Maurenthum und Romanenthum mit einander in Wechſelwirkung. Mächtig wirkte auch unter den Mauren der Minnegeiſt, wie z. B. Abdalrahman zeigt, welcher für ſeine auf das Leidenſchaftlichſte geliebte Sklavin Zehra die nach ihr benannte prächtige Stadt Zehra, über deren Hauptthor das Standbild der reizenden Schönen prangte, gründete [37]). Die Romances Moriscos [38]) ſchildern, wie das Leben der mauriſchen Ritter zwiſchen Kampf und Minne getheilt war, und wie die Ritter in Gegenwart ihrer geliebten Schönen turnirten, und ſie Gelb und Schwarz, wenn ſie Schmerz, Grün, wenn ſie Hoffnung, und Blau, wenn ſie Eiferſucht, Violet und Feuerfarb, wenn ſie die leidenſchaftliche Liebe ausdrücken wollten [39]), trugen. Das Madrigale di Frederigo I. Imperadore [40]), beginnt Plas my cavallier Frances (es gefällt mir der franzöſiſche Ritter) e la Dama Catala (und die catalaniſche Dame), und bemerkt weiter: e la cour de Castellana (der Hof von Caſtilien), und ſchließt: e lou donzel de Thuscana (und der Junker von Toscana). In Frankreich [41]), wo es die zierlichſten Ritter, und in deſſen ſüdlichem Theile es den berühmteſten Minnegeſang, wie auch das genannte Madrigale Lou cantar Provensalles (den provençaliſchen Geſang) das unter den beſt gefallenden Dingen aufführt, gab, wurde auch das Syſtem der Galanterie, wie wir bereits aus den angeführten Ausſprüchen der Minnehöfe erſahen, am beſten und eifrigſten ausgebildet. Aber die Galanterie ging in Südfrankreich dadurch unter, daß die Könige von Frankreich dieſe Fürſtenthümer vernichteten, und ihre Länder ihrer Krone einverleibten. Als das Ritterweſen verfiel, nahm auch der hohe Schwung der Galanterie ab. Zwar hielten Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II. noch ſtreng auf die Ritterpflicht, daß man von den Damen nichts Böſes, ſondern vielmehr alles Gute und Schöne ſagen ſollte. Auch läßt ſich noch unter Karl VI. ein Minnehof zu Paris nachweiſen. Aber dieſer ſcheint nur mit Männern als Richtern und andern Beamten beſetzt geweſen zu ſein. Da die erſten Blätter der die Liſte der Ämter, welche blos mit Mannsperſonen beſetzt ſind, enthaltenden Handſchrift [42]) verloren gegangen iſt, ſo iſt zwar die Möglichkeit der Vermuthung vorhanden, daß auch hier Damen an der Spitze geſtanden haben, und dieſes ſoll, vermuthet man, daraus wahrſcheinlich werden, daß Martial d'Auvergne, der grade von dieſem Minnehofe zu reden ſcheine, ſagt: apres y avoit les déesses en moult grant triumphe, et honneur: toutes legistes et clergesses. Aber die Meinung derjenigen Schriftſteller, welche behaupten, daß les Arrêts d'Amours des Martial d'Auvergne, welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. verfaßt ſind, blos eine Dichtung ſei, haben durch den Geiſt, der in dieſem Werke weht, das vollſte Recht zu dieſer Behauptung. Daß die Entſcheidungen den in dem Werke des Andreas Capellanus nicht widerſprechen, erweiſt ihre Echtheit nicht,

37) Mit welcher Pracht die Gebäude der Stadt Zehra ausgeführt waren, ſ. Florian, Geſchichte der Mauren. Aus dem Franzöſiſchen. (Hirſchberg 1825.) S. 52—54. 145. 38) ſ. Depping, Samml. der beſten alten ſpaniſchen Romanzen Sect. XLIII S. 317—395, und Romancero Castelleno. Nueva Edicion con la's Notas de Don *Antonio Alyala-Galiano*. T. I. p. XLIII. T. II p. 217—398.

39) Florian a. a. O. S. 145. 146 nach den mauriſchen Romanzen, welche ſich in der Urſchrift in den in voriger Anmerkung genannten Sammlungen Depping's finden. 40) ſ. das berühmte Madrigale z. B. bei Jagemann, Anfangsgründe von dem Bau und der Bildung der Wörter der italieniſchen Sprache S. 176; bei Ruth, Geſchichte der italieniſchen Sprache. I. Th. S. 145. 146. 41) ſ. z. B. den *Abbé Papon*, Histoire de Provence. T. II. Liv. III. (à Paris 1778.) p. 216—219: La *Galanterie* étoit tellement l'esprit dominant de ce siècle d'ignorance, qu'elle se mettoit à tout; elle faisoit le sujet ordinaire des entretiens. Les Dames, les chevaliers et les Troubadours s'exerçoient à disputer sérieusement sur cette importante matière etc. 42) Im Auszuge in der Histoire de l'académie des inscriptions. T. VII. p. 280 seq.

Digitized by Google

ſondern zeigt nur, daß dem Dichter echte Entſcheidungen der Minnehöfe bekannt waren. Aber der Verfaſſer dieſer nachgeahmten Entſcheidungen zeigt zu ſehr ſeine Begierde, ſeinen Witz zu zeigen, und dadurch zu unterhalten. Sind die Fälle wirklich aus dem Protokolle eines wirklichen Minnehofes, z. B. der Pariſer, ſo zeigen ſie, wie ſehr der Ernſt, mit welchem die Minnehöfe des 12. und 13. Jahrh. das Syſtem der Galanterie behandelten, geſunken war. Man iſt verlegen, welche Beiſpiele man aus Martial d'Auvergne wählen ſoll, um den kleinlichen Geiſt dieſer Arrêts zu zeigen, denn auch bei denjenigen Entſcheidungen, welchen die Regeln der früheren zu Grunde gelegt ſind, ſind die Umſtände des Ereigniſſes ſo kleinlich und gemein dargeſtellt, daß das Werk des Martial d'Auvergne einer Carricatur des Syſtems der Galanterie oder einer Satyre auf die Minnehöfe ähnlicher ſieht, als dem Auszuge eines wirklichen Protokolls. Wenigſtens geht mit Gewißheit hervor, daß der Zweck des Verfaſſers blos Unterhaltung war. Z. B. Arr. 4: Une dame se complainct de son amy, qui l'avoit baisée si rudement, en la tombant, qu'on avoit bien peu voir le bout de sa chemise. Der Geiſt völliger Gemeinheit wird z. B. veranſchaulicht durch Arr. 32: Une jeune femme se plainct d'un galant, lequel incessament se joue à sa nourrice, craignant, qu'il ne luy trouble le laict, requerant qu'il luy soit deffendu de ne parler à elle. Andere Fälle, welche angeführt werden, gehören nicht vor einen echten Minnehof, z. B. Arr. 31: Une jeune femme appelle de son mary pource qu'il n'a voulu qu'elle portast une robbe et un chaperon faict à la nouvelle façon. Wie hätte das Syſtem der Galanterie der echten Minnehöfe, welches ſich blos mit Minnern und Minnerinnen, und nicht mit Eheleuten als ſolchen befaßte, über einen ſolchen Fall entſcheiden ſollen. Doch war der Geiſt der ritterlichen Galanterie im 15. und 16. Jahrh. noch nicht ganz verſchwunden. Nicht nur von der nicht beſchwerlichen Courtoiſie, welche die Ritter der Blüthezeit der Galanterie ausübten, daß ſie nämlich die Farben der Damen, in deren Minnedienſt ſie traten, mit Erlaubniß derſelben trugen, finden ſich im 15. und 16. Jahrh. noch Beiſpiele, wie z. B. der Herzog von Nemours, welcher im J. 1512 die Herzogin von Ferrara beſuchte, von dieſem Beſuche die Farben dieſer Donna mitbrachte, ſowie auch viele Liebhaber ihre Angebeteten neue ſeidene Strümpfe, welche ſie zu eigenem Gebrauche ſich gekauft, durch acht- oder zehntägiges Tragen an den Beinen der darum demüthig gebetenen Schönen gleichſam einweihen ließen, ſondern auch von der Beſchwerde und betreffenden Galanterie im Betreff beſchwerlicher und gefahrvoller Gelübde, durch welche die Ritter die Größe und Beſtändigkeit ihrer Liebe darthun wollten, läßt ſich wenigſtens ein Beiſpiel für das 16. Jahrh. nachweiſen, nämlich das im Geiſte der alten Ritterzeit und der Ritterbücher gethane Gelübde des Herzogs von Nemours, welcher der Dame ſeines Herzens zur Ehre von dem Ellbogen bis an die Hand keinen Harniſch trug, in dem feſten Vertrauen, daß dieſer unbedeckte Theil des Körpers durch den Schutz ſeiner Göttin hinlänglich werde geſchirmt werden. Auch an ritterlichem Gehorſam, für die Damen Gefahren zu beſtehen, fehlte es noch nicht ganz, wie das Beiſpiel des Herrn de Lorges, welcher auf das Geheiß einer von ihm geliebten Dame am Hofe des Königs Franz ihren Handſchuh aus dem Löwenzwinger holte, aber mit dem ungalanten Ausgange des Abenteuers, daß er den Handſchuh der Spröden ins Antlitz warf, und ihren Dank nicht begehrte. Schiller'n kam jenes ſpäter zu ungalant vor, und erlaubte ſich daher ſpäter die dichteriſche Freiheit, und verbeſſerte: „und er warf ihr den Handſchuh ins Geſicht," in: „und der Ritter ſich tief verbeugend ſpricht." Auch noch im 16. und zu Anfange des 17. Jahrh. fanden nicht ſelten Duelle wegen Beleidigung der Ehre einer geliebten Dame ſtatt. Von den 4000 Edelleuten, die allein unter Regierung Heinrich's IV. fielen, waren wol die größere Hälfte Schlachtopfer der Leidenſchaften von Weibern geworden. Karl IX. hatte in ſeiner Jugend nach alter Ritterſitte den Damen große Ehrerbietung erwieſen. Aber doch begannen unter ſeiner Regierung die üblen Nachreden, die Pasquille und Spottgedichte auf die Damen häufiger zu werden, und vermehrten ſich unter Heinrich III. unglaublich, denn er und ſeine Günſtlinge ergötzten ſich ſehr daran, die Fehler und verliebten Vergehungen der Damen bekannt zu machen, und ihnen ſoviel als möglich ihren guten Namen zu rauben. Da Heinrich IV. Scherz und Spott ſehr liebte, und dieſe auch ſeinen Hofleuten nicht verbot, ſo geſchah es, daß man im 17. Jahrh. die Damen ebenſo wenig, als die Männer ſchonte, und man kaum mehr zu wiſſen ſchien, daß die Ehre und der gute Name der Damen noch vor einigen Menſchenaltern unerſetzlich geweſen war. Die Galanterie in den Tagen Heinrich's IV. hatte wieder faſt den Anſtrich der Galanterie zur Zeit Ovid's, denn ſie beſtand nur in der Kunſt, die Unſchuld der Jungfrauen und die Tugend der Frauen zu verführen, den Geiſt und das Herz von beiden zu verderben, und denen, welchen man Unſchuld und Tugend geraubt hatte, auch noch die Ehre und den guten Namen zu rauben. Auch die Zeitgenoſſen Ovid's rühmten ſich der erlangten Gunſtbezeigungen der römiſchen Damen. Aber der Lehrer der Kunſt zu lieben ſelbſt verwirft dieſes aus Klugheitsrückſichten. Ovid räth auch den Männern Einfachheit in Kleidung an, wiewol viele ſeiner Zeitgenoſſen dieſes nicht beobachteten. Auch hatten die Galanterie übenden Franzoſen unter Heinrich IV. von der Blüthe des galanten Ritterthums die prachtvolle Kleidung beibehalten, und ſuchten dieſe zu erhöhen, indem ſie ſich ſorgfältig putzten, oder mit gemeinem Ausdrucke ſchniegelten. Da die Verführer der Mädchen und Frauen die Ovidiſchen Künſte anwandten, dem ſchönen Geſchlecht allein ihre Kräfte und ihre Zeit ſchenkten, daſſelbe durch Schmeicheleien und luſtige Erzählungen unterhielten, auf jede Gelegenheit lauerten, demſelben kleine Dienſte zu erweiſen, welche den Damen ihre Kammerdiener oder Kammermädchen hätten erzeigen ſollen, ſo wurde Heinrich's IV. Regierung, unter welcher auf Unkoſten anderer glänzende Feſte zum Vergnügen der Damen gegeben wurden, wenigſtens ein halbes Jahrhundert nach ſeinem Tode noch, vornehmlich von den Damen

Digitized by Google

für das goldene Zeitalter der ſchönen Galanterie gehalten, denn unter Heinrich's IV. Sohn und Nachfolger Ludwig XIII., welcher weder die Gabe, dem ſchönen Geſchlecht zu gefallen, noch den Willen beſaß, demſelben zu dienen, und es ſo zu unterhalten, wie von ſeinem Vater und deſſen Höflingen geſchehen war, wurde durch das Beiſpiel des Königs (Ludwig's XIII.) in kurzer Zeit der Ton des größten Theils des Hofes umgeſtimmt. An die Stelle der Galanterie unter Heinrich IV. trat ſogar die Sitte, die Damen zu vernachläſſigen und ihnen unhöflich zu begegnen. So ſehr entfernte man ſich von der Galanterie des Ritterthums, daß der große Condé, welcher vorher ein warmer Verehrer der ſchönen Galanterie gegen die Damen geweſen war, nicht etwa nach dem Geiſte des Ritterthums erklärte, daß er ſeine glorreichen Siege über die Spanier zur Ehre einer oder der andern der franzöſiſchen Damen erfochten habe, ſondern ſich nach dieſen Siegen für einen Gegner der Galanterie erklärte. Ihm folgten die Schaaren ſeiner Anhänger, welche petits maîtres (kleine Herren) genannt wurden, weil ſie, ſtolz auf den Ruhm ihres Führers, die Wichtigen und Allmächtigen am Hofe ſpielen. Doch ſollte petit maître (Stutzer) ſeine abgeleitete Bedeutung erhalten. Nachdem nämlich die ſchöne Galanterie faſt ein halbes Jahrhundert hindurch von dem franzöſiſchen Hofe verſchwunden war, kehrte ſie unter der Regierung des jungen und galanten Königs Ludwig XIV. zurück, und herrſchte auch unter deſſen Nachfolgern bis zur Revolution, der Vernichterin der Galanterie in guter Bedeutung, welche ſich auf der ganzen Erde bei den Franzoſen am meiſten und beſten ausgebildet hatte. Dieſe beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Wünſche und kleinen Bedürfniſſe aller Frauenzimmer ohne Unterſchied, das unaufhörliche Beſtreben, ſich durch eine intereſſante Unterhaltung, durch paſſende Schmeicheleien und Dienſtleiſtungen gefällig zu machen, und durch eine geſuchte Sorgfalt für geſchmackvolle Kleidung und Putz ſich der Geſellſchaft der Damen und des Beifalls derſelben würdig zu erweiſen, wurde, ſowie die Politeſſe, überhaupt, von welcher dieſe Galanterie nur ein Zweig war, durch den von dem feurigen Patriotismus herbeigeführten berüchtigten Sansculotismus verdrängt, und an die Stelle der höfiſchen Galanterie trat eine ſchmutzige und ſelbſt grauſame Un-Galanterie. Auch unter der Kaiſerzeit und der Reſtauration erreichte die Politeſſe, welche die franzöſiſche Nation dem Hofe verdankte, nicht wieder die frühere Höhe, die ſie vor der Revolution hatte, und die Galanterie iſt faſt nun nichts mehr als Verführungskunſt. An den teutſchen Höfen war die Galanterie des franzöſiſchen Hofes nachgeahmt worden. Doch war der größte Fürſt Teutſchlands Friedrich II. in den erſten Jahren nach ſeiner Thronbeſteigung weit prachtliebender und ſelbſt galanter, als er nachher wurde. Als der Baron von Pöllnitz in den Jahren 1729 und 1730 die teutſchen und andere europäiſche Höfe beſuchte, fand er den bairiſchen Hof als den galanteſten und politeſten in ganz Teutſchland. Nach dem bairiſchen waren im erſten Drittel des 18. Jahrh. der würtembergiſche und kurfürſtl. ſächſiſche Hof die prächtigſten und galanteſten Höfe. [illegible]land befleißigten ſich die Großen vornehmlich zur Zeit der Königin Eliſabeth der Galanterie, um hierdurch Günſtlinge dieſer unverheiratheten Königin zu werden. Dieſen Zweck erreichte der Graf von Eſſex, als er bei einem Spaziergange, wo die Königin an eine Stelle kam, über welche ſie, ohne ihre Schuh zu beſchmutzen, nicht hinweggehen konnte, ſeinen Mantel zu ihren Füßen ausbreitete, und durch dieſe Galanterie alle männlichen Umgebungen der Königin überſtrahlte. König Karl II. von England, der eifrigſte Nachahmer der franzöſiſchen Sitten, kam in Beziehung auf Politeſſe Ludwig XIV. gleich, und war einer der galanteſten Könige. Lord Cherbury, welcher in Frankreich, wo ſich bis in die letzten Jahre Heinrich IV. die Meinung erhielt, daß jeder Soldat und jeder Edelmann, und noch mehr ein jedes Mitglied irgend eines Ritterordens verpflichtet ſei, jedem Frauenzimmer auf den erſten Wink mit Hand und Degen gewärtig zu ſein, eines Tages in Geſellſchaft von mehren franzöſiſchen Hofleuten mit der Enkelin des Connetable von Montmorency, einem Kinde von 10—11 Jahren, ſpazieren ging, wurde von ihr, der ein Cavalier eine Schleife vom Kopfe geraubt hatte, gebeten, daß er ihr die Schleife wieder verſchaffen möchte, foderte den ſich die Herausgabe verweigernden Räuber zum Zweikampfe heraus, und ſchließt ſeine Erzählung[43]): Ich handelte auf die erwähnte Art, weil ich vermöge des Eides, den ich als Ritter Bath-Ordens geſchworen hatte, mich verbunden glaubte, der jungen Dame beizuſtehen, und die Beleidigung zu rächen, welche ihr widerfahren war. Die Anglo-Amerikaner rühmen ſich der Galanterie gegen die Damen. Doch gilt dieſes nur verhältnißmäßig in Beziehung auf die Rohheit, in welche Amerika durch ſeine anarchiſchen Zuſtände verſunken iſt. Auch trägt zu jener Rückſicht für das ſchöne Geſchlecht der Mangel an demſelben bei. Unter den ſüdamerikaniſchen Abkömmlingen der Spanier, namentlich bei den Chileſen, finden ſich ebenſo viel oder vielleicht noch mehr Reſte von Galanterie als bei Anglo-Amerikanern.

(*Ferdinand Wachter.*)

GALANTHUS. Dieſe Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der ſechsten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Amaryllideen hat Linné ſo benannt, indem er das Wort Milchblume in das Griechiſche überſetzte (es müßte aber richtiger heißen Galactanthus). Char. Die Blumendecke doppelt: die äußere beſteht aus drei lanzettförmigen, offenſtehenden Blättchen, die innere aus drei kürzeren, aufrechten, ausgerandeten Blättchen; die Staubfäden auf dem Fruchtknoten ſtehend, ſehr kurz, mit borſtig zugeſpitzten Antheren; der Griffel fadenförmig, zugeſpitzt; die Kapſel dreiklappig, dreifächerig, vielſamig, die Scheidewände längs der Mitte der Klappen, die Samen elliptiſch. Es ſind zwei Arten bekannt: 1) G. nivalis *L.* (Schkuhr, Handb. t. 89, Engl. bot. t. 19, Fl. dan. t. 1641, Erangelia *Renealm*, Specim. ic. p. 96, Schneeglöckchen, engliſch snow-drop, franzöſiſch perce-neige, violette de Février, italieniſch bu-

43) ſ. das Nähere bei Abel, Hiſtoriſches Gemälde der Lage und des Zuſtandes des weiblichen Geſchlechts unter allen Völkern der Erde S. 163—165.

caueve, von den Alten mit unter ihrem Leucoïon begriffen), ein Zwiebelgewächs mit linienförmigen, ſtumpfen, glatten Blättern, einblüthigem, aufrechtem Blüthenſchafte und überhangender Blume. Kommt in Grasgärten und an Hecken beinahe durch ganz Europa, auch in Kleinaſien und am Kaukaſus vor und zeigt ſeine weißen, innen grüngefleckten und geſtreiften Blüthen bereits im Februar und März. Die weißlichen, ſchleimigen, ſcharfen Zwiebeln waren ſonſt als Brechen und Schweiß erregend, die Blumen als Arzneimittel im Gebrauche. 2) G. plicatus *Marschall v. Bieberstein* (Fl. taur. cauc. III. p. 255), mit ablangen, an beiden Seiten am Rande gefalteten Blättern, in der Krim, am Kaukaſus und in Mittelaſien.

(*A. Sprengel.*)

GALAPAGOS (Galopagos, Gallapagos, Gallopagos, bei de l'Isle Galopes), Inſelgruppe im ſtillen Meere, welche im 16. Jahrh. von den Spaniern aufgefunden ward. Sie fanden, indem ſie den hier ſo häufigen Schildkröten nachgingen, Trinkwaſſer, und nannten die Gruppe Schildkröteninſeln, ohne ſich dauernd auf derſelben niederzulaſſen. Hernach ſind dieſe Inſeln meiſtens von Freibeutern, Walfiſchfängern und Handelsfahrzeugen auf kürzere Zeit beſucht. Wir nennen nur Will. Dampier, Eduard Davis, Rogers und Cowley, der 1683—1686 mit Bukaniern eine an Abenteuern reiche Weltreiſe machte. Von ihm ſtammt zum großen Theil die Nomenclatur der Inſeln. „Die erſte Inſel, die wir entdeckten," erzählt Cowley, „war unter 1° 30′ ſüdl. Br., der Wind hinderte uns, anzulanden. Sie iſt hoch und ich nannte ſie die Inſel des Königs Karl, King Charles. Dieſer gegen Norden ſahen wir drei andere; ich nannte ſie Croßman, Brattles, und die dritte die Inſel des Ritters Anton Dean. Wir ſahen noch unterſchiedene andere gegen Weſten; ich nannte ſie Eures, Daſſigni, Bindlos. Wir warfen hierauf in einem ſehr guten Hafen Anker, welcher an dem nördlichſten Ende einer ſchönen Inſel unter der Linie iſt; ich gab dieſer Inſel den Namen des Herzogs von York und den Namen des Herzogs von Norfolk einer andern, welche rund und ſchön war und ihr gegen Oſten lag, und den Namen des Herzogs von Albemarle, die ſehr angenehm war und der erſtern gegen Weſten lag. Vor dem Hafen der Inſel York lag eine Inſel, welcher ich den Namen des Ritters Jan Narborough gab. Zwiſchen den Inſeln York und Albemarle iſt eine dritte, welche ich die bezauberte Inſel von Cowley nannte, weil ſie, nachdem ich ſie unter den verſchiedenen Punkten des Compaſſes betrachtet, allezeit neue Aſpecten zeigte, und unter einem Punkte als ein zerſtörtes Feſtungswerk, unter einem andern als eine große Stadt u. ſ. w. erſchien. Ich nannte den Hafen der Inſel York die Bai von Albanien und einen andern Ort die Rhede von York. Man trifft daſelbſt vortrefflich friſches Waſſer, Holz und Erzadern an." Nun bemerkt zwar Martinière in ſeinem Lexikon nicht mit Unrecht, daß die Spanier, die Beſitzer der Inſeln, von dieſen Namen Cowley's keine Notiz nähmen, und z. B. die Inſel King Charles Mascarin, die Inſel York St. Barnabas u. ſ. w. benannten; allein wir werden noch weiter unten ſehen, daß trotz dem die Cowley'ſche Namengebung wenigſtens bei den meiſten Inſeln den Sieg davon getragen hat [1]).

Die Galapagosinſeln, welche jetzt zur Republik Ecuador (Departement Guayaquil) gerechnet werden, liegen etwa 110 geographiſche Meilen nordweſtlich vom Cap Blanco, 230 Meilen ſüdlich vom Buſen von Tehuantepec, grade unter dem Äquator, 286—289° L., 3° ſüdl. Br. — 2° nördl. Br. Die Zahl wird gar verſchieden angegeben; die Einen zählen 15—20, Andere ſogar 200, was jedenfalls übertrieben erſcheint. Sonach hebt ſich die Differenz durch den Umſtand, daß einige Beſchreiber die einigermaßen umfangreicheren Eilande zählen, andere alle Felſeninſelchen und Klippen. Die jedenfalls ſehr unſichern Angaben über den Flächeninhalt ſchwanken von 118—292 □Meilen (Roon 210 □Meilen).

Die Galapagos, bemerkt Berghaus, ſind, wie Hawaii, die Marianen, Freundſchafts-, Geſellſchafts- und Mendanainſeln, vulkaniſch. Wild und großartig iſt die Scene, wenn man dieſe Inſeln umſchifft. Ungeheure Krater, die unmittelbar aus der See emporſtarren, erſtaunliche Maſſen ſchwarzer Lava und eine Menge von Fumarolen, die nach allen Seiten zerſtreut liegen, geben einen Begriff von einem immenſen cyklopiſchen Schmelzofen. An vielen Stellen ſind die aus Lava beſtehenden Küſtenfelſen ſehr hoch, während das Meer dicht bei ihnen unergründlich iſt. Der Anblick eines Landes von dieſem Umfange, das von Lava überfluthet iſt, und der Gedanke an die möglichen Wirkungen von ſieben ſchlafenden Vulkanen macht einen tiefen Eindruck.

Das Klima des Archipels iſt im Verhältniß der Lage ein gemäßigtes zu nennen, wozu beſonders die regelmäßig wehenden Seewinde beitragen. Die Monate November, December, Januar bilden die Zeit der großen Regen und Gewitter. Der Waſſervorrath iſt auf den verſchiedenen Inſeln ſehr verſchieden, auf einzelnen reichlich. Ebenſo wechſelt der Boden; auf einzelnen Eilanden iſt derſelbe nackt, rauh und ſteinig, auf andern findet ſich fetter, ſchwarzer Humus. Dampier ſchildert den Baumwuchs auf einzelnen Inſeln üppig, erwähnt ganze Wälder von Mammis [2]) und eine Stachelpflanze Dildo, wol eine Cactusart. Von vierfüßigen Thieren finden ſich nur Mäuſe und Ratten und ſeit Kurzem Schweine und Ziegen, die erſt durch Seefahrer hingekommen ſind. Dagegen iſt die Claſſe der Vögel reich und mit einzelnen Arten vertreten, die ſonſt nicht vorkommen. Die oben erwähnten Seefahrer führen beſonders Turteltauben und Flamingos an, die bei ihren erſten Beſuchen ſo zahm waren, daß man ſie mit Händen greifen und mit Stöcken todtſchlagen konnte. Ungeheuer iſt der Reichthum an Lurchen, überaus fetten und großen Leguans, Schlangen, Land- und Waſſerſchildkröten. Die Schildkröten ſind überaus dick und fett; Testudo elephantopus erreicht oft ein Gewicht von mehr als 200 Pfund. Der Fiſchfang und die Jagd auf Phoken iſt ergiebig.

---

1) Eine Homann'ſche Karte von 1746 nennt als einzelne Inſeln Mascarin, Tabac und die Inſel au Diable. 2) Vielleicht Mammea Americana *Linn.* aus der Familie der Guttiferen.

Digitized by Google

Die neueren Geographen erwähnen aus der Gruppe beſonders folgende von jenen Inſeln:

Albemarle iſt die größte, 75 engl. Meilen lang. In ihrer weſtlichen Bucht liegt Narborough. Charles oder Floriana, 20 engl. Meilen lang und 15 breit, hat am Nordende die Eſſexbai mit gutem Landungsplatz. Seit 1832 hat hier ein Amerikaner Vilamil eine Colonie gegründet, die erſte bleibende Einwohnerſchaft der Inſeln, hernach beſonders durch politiſche Verbrecher aus Quito vergrößert. Die Colonie zählt etwa 400 Menſchen, die Kartoffeln und Bananen bauen und ſich von wilden Schweinen, Ziegen und Schildkröten nähren. Die höchſte Bergſpitze der Inſel 1800′; — ferner die Inſel Hood, Lord Chatam, James (auf ihren Höhen von 2000′ ſchöne Vegetation, in einem erloſchenen Krater ein Salzſee), Barrington, Infatigabile, Towers, Lindſores, Abington, Iſabella, los Hermianos, Norfolk u. ſ. w.

Nicht mit dieſer bedeutenderen Gruppe iſt eine andere, gleichnamige zu verwechſeln, welche, im Oſten von Florida gelegen, die Bahamagruppe im Nordweſten beginnt. (*Daniel.*)

Galardia *Lam.*, ſ. Gaillardia.

GALARR (nordiſche Mythologie), ohne Zeichen des Nominativ Galar, wol von (at) gala (ek gel, gól), ſingen, krähen, ſpeciell Zauberlieder ſingen [1]), alſo ein Sänger von Zauberliedern, ein Zwerg, ſpielt in der Sage von dem Dichtermethe eine Rolle, welche in dem von ſeinem Bruder *Fialarr* handelnden Artikel S. 440 angegeben iſt, wie ſie ſich in der Bragaraedhur Cap. 57 [2]) findet. In den Denkverſen in den Skaldskaparmál Cap. 75 [3]) iſt, ſowie auch Fialarr, Galarr unter den Jötnaheiti (Benennungen der Rieſen) aufgeführt, denn Zwerge und Rieſen waren ganz nahe verwandte zaubermächtige Weſen, welche im Gegenſatze zu der Götter- und der Menſchenwelt eine Welt für ſich bildeten. Der Name Galarr, Zauberliederſänger, paßt daher ſehr gut auch auf einen Jötunn (Rieſen). (*Ferdinand Wachter.*)

Galasia *Lessing.*, ſ. Scorzonera.

GALATEA, eine jener wunderbaren Meeresnymphen, Töchter des Nereus, und daher Nereiden genannt, deren Leben und Weben durch Mythos und Dichtung in die althelleniſche Götter- und Menſchenwelt vielfach verflochten worden ſind (ſ. Nereiden, Nereus). Galateia hat zwar keineswegs eine ſolche Celebrität erlangt, als die Thetis, deren Thun und Leiden Epiker, Lyriker, Dramatiker in den Teppich ihrer Dichtung verwebt und die bildenden Künſtler des Alterthums in zahlloſen Darſtellungen, namentlich Reliefs und Gemälden, veranſchaulicht haben; allein ſie trat doch als ein ſehr beliebtes Thema in das Bereich der bukoliſchen Poeſie ein, und iſt auch von der bildenden Kunſt nicht übergangen worden. Der noch jugendliche Polyphemos, Sprößling des Poſeidon und der Nymphe Thooſa (Eurip. Kykl. V. 21), ein gewaltiger Hirt auf der ſüdweſtlichen Küſte von Trinakria (ſ. Völcker, Homer. Geogr. S. 111), zu dem Kyklopenſtamme gehörig, hatte einſt die Galateia in Begleitung ſeiner eigenen Mutter auf das Gebirge geführt, um daſelbſt Hyacinthen zu pflücken, und war bei dieſer Veranlaſſung in Liebe zur ſchönen Nereide entbrannt (*Theocrit.* Idyll. 25 sq., er war nach ſeinem eigenen Geſtändniß noch ein *ἄρτι γενειάσδων περὶ τὸ στόμα, τώς κροτάφως τε*, v. 9 ibid.). In der bukoliſchen Dichtung nimmt dieſe aber auf ſeine Wünſche wenig Rückſicht, und er ſitzt daher Tage lang auf einem Felſen am Ufer des Meeres und beſingt die Leiden ſeiner unglücklichen Liebe. Er verſpricht der Galateia ein glückliches Loos, wenn ſie zu ihm kommen und das Landleben der Meerestiefe vorziehen wolle (*Theocrit.* XI. v. 45—50). Er preiſt das Reizende ſeiner Grotte, welche von Lorbeerbäumen, Cypreſſen, ſchwarzem Epheu und von Weinreben umſchattet werde (v. 45 seq.). Dann beklagt er es, daß ihn ſeine Mutter ohne Floßfedern geboren habe: denn mit ſolchen ausgeſtattet, würde er ſich leicht in die Meerestiefe zur Geliebten begeben und ihre Rechte küſſen können, falls ſie den Mund nicht geſtätte (v. 35 seq. ibid.); auch ſchmerzt es ihn, daß ſeine Mutter nie etwas Liebes von ihm zur Geliebten geſagt habe, obgleich ſie täglich ſeine Leiden ſehe, und deshalb drohet er ihr ebenfalls Schmerz zu bereiten (v. 67—71). Außerdem war ſeiner Liebe zur Galateia noch ein anderes Unglück entgegengetreten. Nämlich Akis, Sohn des Faunus, ebenfalls ein Hirt in dieſer Gegend, liebte die Galateia nicht weniger als Polyphemos und mit größerem Glücke; denn er fand Gegenliebe. Deshalb zerſchmetterte ihn jener mit einem Felsſtück, und Akis wurde in einen Fluß verwandelt (*Ovid.* Metam. XIII. 750—897. *Servius* ad *Virgil.* Ecl. IX, 39, dazu *Voss.*). — Jedenfalls war eine alte Sage von der Liebe des Polyphemos zur Galateia in dem reichhaltigen Hirtenleben Siciliens (denn noch zur Zeit des Cicero hatte Sicilien pastores in großer Maſſe, *Cic.* Orat. Verrinis) zu einer beliebten Volksſage geworden, welche im Munde der Schäfer und Schäferinnen fortlebte. Dem Philoxenos war dieſe Sage Gegenſtand zu einem Dithyrambos geworden (*Duris*, Fragm. 42 bei dem Schol. zu *Theocrit.* VI. 7). Auch von Kallimachos iſt ein Gedicht unter dem Titel: *Γαλάτεια*. bei *Athenaeus* VII. p. 284 C. (Fragm. 37) aufgeführt worden. Es iſt möglich, daß auch Bion die Galateia in einem beſonderen Geſange beſungen hatte. Wenigſtens iſt es geſtattet, eine ſolche Folgerung aus den Worten des Moſchos in dem Klageliede auf Bion zu wagen (*Mosch.* III, 58 seq.: *Κλαίει καὶ Γαλάτεια τὸ σὸν μέλος, ὅν ποκ' ἔτερπες, ἑσδομέναν παρὰ θῖνα παρ' αἰόνεσσι θαλάσσας· οὐ γὰρ ἴσον Κύκλωπι μελίσδεο· τὸν μὲν ἔφευγεν ἁ καλὰ Γαλάτεια, σὲ δ' ἅδιον ἔβλεπεν ἅλμας*). Wenigſtens wird er dies idylliſche Thema nicht ganz übergangen haben, ſollte es auch nur hier und da in ſeine Schäfergeſänge eingewebt worden ſein. Die fünf Verſe bei *Virgil.* Buc. IX, 39 seq., in welchen die Galateia angeredet wird, können ebenſo wol aus einer verlorenen Idylle Bion's, als aus der uns erhaltenen Theokrit's (XI.) entlehnt worden ſein. Lukianos hat (Dial. deor. marinor. c. 1—4) dieſer Sage eine humoriſtiſche

1) ſ. den Art. Galdrar. 2) In der Snorra-Edda, Ausgabe von Rask, S. 83. 84. 3) Ebendaſelbſt S. 209.

Digitized by Google

Wendung gegeben. Bei ihm rühmt ſich die Galateia gegen ihre Schweſtern, daß ſie vom Polyphemos allen übrigen vorgezogen worden ſei. Dieſe meinen aber, Polyphemos habe ſie blos ihrer weißen Farbe wegen vorgezogen, weil er dieſe allein ſchön finde, und zwar deshalb, weil er an den Anblick von Milch und Käſe gewöhnt ſei. Bei Theokrit (XI, 19 seq.) heißt es:

Ὦ λευκὰ Γαλάτεια, τί τὸν φιλέοντ' ἀποβάλλῃ;
Λευκοτέρα πακτᾶς ποτιδεῖν, ἁπαλωτέρα δ' ἀρνός.

Dies gibt uns zugleich einen Aufſchluß über das Weſen und den Charakter der Galateia. Sie erſcheint hier alſo als die Nereide von weißer Farbe, und mahnt ſomit an den Begriff der Leukothea, der rettenden Meeresnymphe, welche Schiffbrüchige vor dem Unteegange bewahrt (Odyss. V, 334—350). Auch läßt ſich Galateia an den Begeiff der *Γαλήνη* anreihen, welche ebenfalls perſonificirt worden iſt, und ſich in Bildwerken im Gefolge des Poſeidon und der Amphitrite, oder auch der *Θάλασσα* findet, wie auf der Baſis im Tempel des iſthmiſchen Zeus, welche Baſis einem mit Roſſen beſpannten ehernen Wagen als Unterſatz diente (vergl. ***Pausan.*** II, 1, 7. 8. c. 2. §. 1. 2 und J. H. Krauſe, Pythien, Nemeen und Iſthmien S. 168). Alle drei Göttinnen können ſomit als Vorſteherinnen der Meeresſtille, des ruhigen Meeresſpiegels nach heftigen Stürmen betrachtet werden. Unter ihnen iſt Leukothea, aus dem Leben der Sterblichen hervorgegangen (Ino), die Einzige, welche Beeunglückten auf dem Meere im Augenblicke dee Gefahr erſcheint und ihnen die rettende Binde (*κρήδεμνον*, Od. V, 346. 351. 373) reicht. Der Name der Galateia iſt jedenfalls von *γάλα* herzuleiten (lactea, candida), oder er ſtammt von derſelben Wuezel, aus welcher *Γαλήνη* hervorgegangen iſt. Vergl. ***Schöman***, De Oceanid. et Nereid. catal. Hesiod. p. 20. ***Fr. Jacobs*** ad ***Philostr.*** junior. imagg. p. 507. O. Jahn, Arch. Beiträge S. 411. Nach dem Berichte des Duris (Fr. 42 bei d. Schol. zu ***Theocr.*** VI, 7) hatte Polyphemos der Galateia ein Heiligthum am Ätna errichtet *διὰ τὴν εὐβοσίαν τῶν θρεμμάτων καὶ τοῦ γάλακτος πολυπλήθειαν*. Man daef daraus folgern, daß Galateia in der dortigen Hirtenwelt zugleich als eine Segen ſpendende Gottheit veehrt wurde. Bei Homer (Il. XVIII, 45) wied Galateia *ἀγακλειτή* genannt. Vergl. Lennep zu ***Hesiod.*** Theog. p. 233. ***Hesiod.*** Theog. 250. ***Apollodor.*** Bibl. 1, 2, 7 nennen die Galateia unter den übeigen Töchtern des Neeeus und der Doeis, Tochter des Okeanos. Wir gehen nun zu den bildlichen Darſtellungen der Galateia über, welche gewöhnlich mit denen des Polyphemos verbunden ſind.

Zunächſt iſt Philoſtratos zu erwähnen, welcher ein den Polyphemos und die Galateia vorſtellendes Gemälde beſchreibt (II, 18). Wir treten hier denen bei, welche behaupten, daß Philoſtratos bei ſeinen Beſchreibungen von wirklichen Gemälden ausgegangen ſei, wenn er denſelben auch Zuſätze von ſophiſtiſcher Spitzfindigkeit und mancherlei Staffagen beigemiſcht hat. Dieſes Gemälde ſtimmte offenbar in vielen Stücken mit der erwähnten Idylle Theokrit's überein. Polyphemos ſitzt unter einem Baume und ſingt ſein Lied an die Galateia. An ſeiner Seite hängt die Syrinx. Er ſieht wild und unhold aus, ſein Haar iſt ſtruppig, eine mächtige zuſammenhängende Beaue zieht ſich ſchattig über ſeinem einzigen Auge hin (***Theocrit.*** l. c. v. 31: *οὕνεκά μοι λασία μὲν ὀφρῦς ἐπὶ παντὶ μετώπῳ ἐξ ὠτὸς τέταται ποτὶ θώτερον ὡς μία μακρά*·), die breite Naſe erhebt ſich über den Lippen (***Theocrit.*** v. 33: *πλατεῖα δὲ ῥὶς ἐπὶ χείλει*). Sein Köeper, von dichtem Haar bedeckt, iſt zottig (***Theocrit.*** v. 50: *αἰ δέ τοι αὐτὸς ἐγὼν δοκέω λασιώτερος ἦμεν — — — καιόμενος ὑπὸ τεῦς καὶ τὰν ψυχὰν ἀνεχοίμαν κ. τ. λ.*). — Galateia ergötzt ſich auf ruhigem Meeresſpiegel, gezogen von vier Delphinen, welche von Teitoniden am Zügel geleitet weeden (*παρθένοι Τρίτωνος* genannt). Sie hält ein vom Winde geſchwelltes purpurfaebenes Tuch über ſich hin, was, gegen die Strahlen der Sonne ſchützend, zugleich als Segel dient und ſie ſelbſt mit einem röthlichen Schimmer übeegießt, eine beliebte maleeiſche Ausſtattung. Der rechte Aem iſt erhoben und die Hand deſſelben ruht auf der Schulter. Die nackten Arme, Buſen und Hüſten zeigen die reizenden, vollen Formen eines jugendlichen Leibes. Der eine Fuß iſt noch unter dem Waſſerſpiegel und ſcheint gleichſam als Steuereuder zu dienen. Dem Haupthaar ſieht man die Feuchtigkeit an. Die Göttin ſchweiſt mit ihrem Blick über das Meer hinaus. So die Darſtellung des Philoſtealos.

Von den uns erhaltenen Bildweeken eewähnen wir zunächſt ein Gemmenbild, auf einer braunen, antiken Paſte. Hier erſcheint Polyphemos in geotesker Misgeſtalt, von ungeheurer Dicke, mit einem großen Auge auf der Stirn und einem Thierfell um die Schultern. Er ſingt ſtehend zur Lyra. Auf einem Karneol dagegen wied die Nereide Galateia von einem Delphin getragen, während der auf einem Felſen ſitzende Polyphemos die Lyra ſpielt (ſ. E. H. Tölken, Verzeichniß der ant. preuß. Gemmenſammlung III. S. 109. Nr. 192. III. S. 302. Nr. 385). Wichtiger und inteeeſſanter ſind die uns erhaltenen Gemälde. Ein pompejaniſches Wandgemälde zeigt den Polyphemos am Strande des Meeres, unter einem Felſen ſtehend, in rieſenhafter Geſtalt, ein den ausgeſteeckten linken Aem bedeckendes Thierfell um den Hals gebunden, in der Rechten eine lange Keule, vor ihm eine weidende Heerde von Schafen und Ziegen. Hier iſt er mit zwei Augen vorgeſtellt woeden. Vom Meere her erſcheint Galateia auf einem Delphin, auf welchen ſie ſich mit der Linken ſtützt, während ihre Rechte einen blattföemigen Fächer über ihr Haupt emporhält und ſie ſelbſt dem Beſchauer den Rücken zuwendet. Über ihrem Haupte ſchwebt Eeos mit einem Sonnenſchirm, vor ihr her ſchwimmt ein die Muſcheltrompete blaſender Triton (Jahn II, 30. Bullet. d. inst. arch. 1835. p. 40. 68. In den zwei letztern Stellen werden ähnliche Gemälde erwähnt. Vergl. O. Jahn, Arch. Beiträge S. 415 fg.). Eine modern-komiſche Scene gewährt ein Herkulaniſches Gemälde. Polyphemos, deeiäugig und mit einem Thierfelle bedeckt, hat die Leier in der Hand, die Keule neben ſich und ſitzt auf einem Felſen am Ufer des Meeres. Er ſtreckt dem Eros die Rechte entgegen, welcher ſich auf einem Delphin nähert und ihm ein Beieftäfelchen entgegenhält (Pittur. di Ercol. I, 10.

Digitized by Google

Mus. Borbonic. I, 2. *Millin*, Galer. Myth. 162. 163. Vergl. H. W. Schulz in den Annal. d. instit. arch. X. p. 186 und O. Jahn, Arch. Beiträge S. 416 fg.). Hiermit hat man eine Angabe des Schol. zu *Theocrit.* XI, 1 zu verbinden: *Φιλόξενος ποιεῖ τὸν Κύκλωπα — ἐντελλόμενον ταῖς Δελφῖσι ὅπως ἀπαγγείλωσι αὐτῇ, ὅπως ταῖς Μούσαις τὸν ἔρωτα ἀκεῖται.* Der Maler hatte jedenfalls die Darſtellung des Philoxenos zu veranſchaulichen geſucht. Ein Relief (b. Mon. Matt. III, 10, 2) zeigt den Polyphemos am Ufer ſitzend und Galateia auf einem Seekentauren vorüberziehend (vergl. ebendaſ. ein fälſchlich auf Polyphemos und Galateia bezogenes Relief III, 11, 1 und O. Jahn, Archäol. Beiträge S. 417). Es wäre zu bewundern, wenn dieſe beliebte ſiciliſche Volksſage nicht auch in Gemälden irdener Gefäße, namentlich aus Töpferfabriken Siciliens und Großgriechenlands, angebracht worden wäre. Gewiß war dies oft der Fall. Und trügt mich die Erinnerung nicht, ſo iſt mir eine ſolche Vorſtellung auf einem antiken Gefäße der ausgezeichneten und überaus reichhaltigen Vaſenſammlung zu München vorgekommen. Die zahlreichen Reliefgebilde, welche den Hochzeitzug des Poſeidon und der Amphitrite vorführen (ſo in der Glyptothek zu München V, Salle Bacchique No. 116), haben in ihrer Begleitung auch eine Anzahl Nereiden auf Delphinen oder andern Meerbewohnern. Allein in ſolchen Fällen mochte es dem Künſtler kaum möglich werden, die eine Tochter der Doris vor der andern ſo auszuzeichnen, daß ſie dem Beſchauer ſogleich kenntlich geworden wäre. Dem Bildner mochte ſchon die Mannichfaltigkeit genügen, welche er dadurch in ſein Bildwerk bringen konnte, daß die Nereiden von verſchiedenen Meerthieren getragen und von verſchiedenen Waſſergottheiten (Tritonen, Tritoniden u. ſ. w.), oder auch von Eroten geleitet wurden.

(*J. H. Krause.*)

Galatea *Cassin.*, ſ. Aster.

Galatella *Cassin.*, ſ. Aster.

GALATEO (Antonio), mit ſeinem Geſchlechtsnamen Ferrari oder de Ferrariis, nannte ſich Galateo nach ſeinem in dem Gebiete von Otranto gelegenen Geburtsorte Galatina, wo er **1444** das Licht der Welt erblickte. Nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters ward er von ſeinem Großvater nach Nardo geſchickt, wo er ſich hauptſächlich mit Philoſophie und Rhetorik beſchäftigte. Gründliche Kenntniſſe erwarb er ſich aber auch im Lateiniſchen und Griechiſchen. Zu ſeinem künftigen Lebensberuf wählte er die Arzneikunde. Er ſtudirte dieſe Wiſſenſchaft auf der Univerſität zu Ferrara. Dort erlangte er, nach der Rückkehr von einer Reiſe durch Italien, den Grad eines Doctors der Philoſophie und der Medicin. Er ließ ſich hierauf als praktiſcher Arzt in Neapel nieder. Mehre glückliche Curen begründeten ſeinen Ruf. Durch ſeine Freunde Jacob Sannagar und Johann Pontanus empfohlen, ward er zum königlichen Leibarzt ernannt. Familienangelegenheiten und das ſeiner Geſundheit nachtheilige Klima Neapels bewogen ihn, in ſein Vaterland zurückzukehren. Er verheirathete ſich bald nachher mit Marie Lubella, die aus einem der älteſten Geſchlechter ſtammte, und ward Vater einer zahlreichen Familie. Entfernt vom geräuſchvollen Leben und den Cabalen des Hofes, die ihn aus der Gunſt des Königs zu verdrängen geſucht hatten, fühlte er ſich in ſeinen neuen Verhältniſſen ſehr glücklich. Aus Gallipolis, wo er als praktiſcher Arzt lebte, rief ihn ein Befehl des Königs Ferdinand von Aragonien nach Lecce. Seinen Sohn, den Herzog Alfons von Calabrien, ſollte Galateo dort erwarten und ihn nach der von den Türken eroberten Stadt Otranto begleiten. Den Reſt ſeiner Tage brachte Galateo in Gallipolis zu. Von ſeiner einfachen und geregelten Lebensweiſe, in der er ſich neben ſeiner ärztlichen Praxis unter manchen literariſchen Beſchäftigungen ſehr glücklich fühlte, hat er ſelbſt in ſeiner, dem Tractat: De situ Japygiae (Basileae 1558.)[1]), beigefügten Descriptio urbis Callipolis eine intereſſante, bis ins kleinſte Detail gehende, Schilderung entworfen[2]).

Galateo ſtarb zu Lecce am 12. Nov. 1517 im 73. Lebensjahre. Außer den genannten Schriften zeigte er ſeine phyſikaliſchen Kenntniſſe in dem Werke: De situ elementorum, de situ terrarum, de mari et aquis et fluviorum origine. (Basil. 1558.) Von dem Landgute des berühmten Laurentius Valla, wo er eine Zeit lang wohnte, entwarf Galateo eine anziehende Schilderung in ſeiner 1558 gedruckten Schrift: De villa Laurentii Vallae. Unter dem Titel: De bello Hydruntino, beſchrieb er den türkiſchen Feldzug vom Jahre 1480, dem er ſelbſt beigewohnt hatte. Dies Werk, wofür er von dem Könige von Neapel ein Landgut bei Cazale di Tribuzzi, unweit Lecce, zum Geſchenk erhalten hatte, blieb ungedruckt, ward aber ins Italieniſche überſetzt unter dem Titel: Successi dell' armata Turchesca nella Citta d'Otranto dell' anno 1480, progressi dell' esercito et armata condottavi da *Alfonso*, Duca di Calabria, scritti in lingua latina de *Antonio de Ferrariis*, detto il *Gala-*

1) Eine neue, mit Randgloſſen vermehrte, Ausgabe dieſes Werkes beſorgte Antonio Scorrano. (Neapel 1624. 4.) 2) Darin heißt es unter Anderem: Hic vivimus sine invidia, sine superbia, sine conviciis, sine injuria, sine rerum omnium luxuria. Nam neque effuse affluunt opes, neque urget dira egestas. Hic sine timore et concorditer tanquam in tutissima arce vivitur. Urbs nunc munitissima est et natura et regum impensa et oppidanorum finitimorumque populorum labore. Libera est et immunis ab omnibus vectigalibus. Hic salubri fruimur coelo et laeto colliculorum prospectu, mare habemus undique, undique coelum, penitus a caeteris divisi et commerciis et moribus. Hic ego et cibo et somno parcius utor, valeo athletice. Tertia aut quarta noctis hora eo dormitum, nona aut decima surgo, lego aliquid aut scribo. Quid faciam? Dormire amplius nequeo in lectulo publico et caelibe, et pleno curarum. Reviso annotationes meas, hoc est, antiquos labores meos, qui mihi sunt maximae voluptati, nedum solatio. Non enim ex hac re mihi famam aut commoda quaero, sed cogito quae mihi proxime die agenda sunt. Ante orientem solem, si dies festus est aut profestus, rei divinae vaco, sin ne festus, domi maneo, Deos oro. Ad primam lucem circumeo, aegros visito, deinde prandio sobrie. Post prandium lego aliquid facile, non quod mentem agitet, sed quod levat atque delectet. Eo tempore veniunt ad me aliqui, qui de salute sua consulant, hos ego audio. Vicesima hora aegros reviso, ascendo, descendo, discurro, sudo, quamvis bruma sit prope. Tandem fessus et defatigatus ad primas faces domum redeo, ubi aliqui non ignavi ingenii viri me exspectant, qui me audiant de philosophia, de moribus, de mathematica exoterice, non acroamatice disserentem.

Digitized by Google

teo, e tradotti in lingua vulgare per l'Abbate *Giov. Mich. Marziano* d'Otranto. (In Cupertino 1583. 4.)[3]) In dem erſten Bande der Vite de Letterati Salentini da *Dominico de Angelis* befindet ſich von Galateo ein Aufſatz unter dem Titel: De laudibus Venetiarum[4]).

(*Heinrich Döring*.)

Galathea *Herbert*, ſ. Amaryllis.

Galathea *Salisb.*, ſ. Marica.

GALATHEADAE. Die von Fabricius aufgeſtellte Gattung Galathea aus der Abtheilung der langſchwänzigen Dekapoden der Claſſe der Cruſtaceen iſt von Leach in vier Gattungen, nämlich Galathea, Munida, Grimothea und Aeglea, zerlegt worden. Von dieſen hat ſchon Desmareſt die Munida in ihrer Unhaltbarkeit nachgewieſen und wieder mit Galathea vereinigt. Die Aeglea iſt von Milne Edwards in die Familie der Porcellaniden geſtellt worden. Es bleiben daher noch Galathea und Grimothea als Repräſentanten der kleinen Familie der Galatheadae übrig, die wir nach Milne Edwards (Histoire naturelle des Crustacés II. [Paris 1837.]) näher charakteriſiren wollen. Ihr Cephalothorax iſt deprimirt und ziemlich breit, aber nicht ſo breit als lang. Vorn zieht ſich das Schild in einen Stachel aus, der die Baſis der Augenſtiele bedeckt und auf der Oberfläche mit mehren Furchen gezeichnet iſt. Die tiefſte dieſer Furchen begrenzt die Magengegend. Die Fühlerpaare ſind in derſelben Linie eingelenkt: die innern mit zwei ſehr kurzen vielgliederigen Fäden endend, unter den Augenſtielen, die äußern haben keine Baſaldblätter, einen cylindriſchen Stiel mit langer dünner Geißel. Die Form der Kaufüße variirt. Das Bruſtſtück erweitert ſich nach Hinten. Die vordern Füße ſind groß und enden ſcherenförmig, die drei folgenden Fußpaare ſind ziemlich kräftig gebauet und enden einfach; das fünfte Paar iſt ſehr klein und zur Bewegung untauglich. Der Abdomen hat dieſelbe Breite, aber eine beträchtlichere Länge als der Thorax, iſt gewölbt und jederſeits mit einer Reihe von vier bis fünf ſtarken Zähnen beſetzt, welche die obern Bogen der Abdominalringe bilden. Er endet wie bei allen Macruren mit einer fächerförmigen Endfloſſe. Die Gattungen ſind Meeresbewohner.

1) Galathea *Fabr.*

Querfurchen mit feinen Haaren beſetzt bedecken die ganze Oberfläche des Cephalothorax, auf der man die Leber- und Kiemengegend deutlich geſchieden ſieht. Beide nehmen mit den Magenregion faſt die halbe Fläche des Cephalothorax ein. Die Augen ſind ganz nach Unten gerichtet. Über den äußern Fühlern liegt jederſeits ein Stachel, zwei andere am vordern Theile der Magengegend. Das Baſilarglied der innern Fühler hat eine cylinderiſche Geſtalt, und trägt am vordern Ende Stacheln. Die beiden folgenden Glieder ſind faſt von derſelben Länge, aber dünner. Der Stiel der äußern Fühler iſt dreigliederig, das letzte Glied das kürzeſte. Die hierher gehörigen Arten ordnen ſich in folgender Weiſe:

1) Der innere Rand des zweiten Gliedes der äußern Kaufüße mit einer Reihe von Zähnen beſetzt.

a) Das dritte Glied der äußern Kaufüße kürzer als das zweite.

1) G. strigosa *Fabr.* (G. spinigera *Leach*, Malac. Pod. Brit. tab. 28 B. — Cancer strigosus *Linn.* — *Cuvier*, Règne anim. 3. édit. Crustac. tab. 47. fig. 1.) Der dreiſeitige Stirnſtachel des Cephalothorax mit ſieben ſtarken Zähnen bewaffnet; die Seitenränder des Schildes mit ebenſolchen Zähnen beſetzt; am vordern Ende des erſten Gliedes der äußern Antennen drei lange Stacheln; ein kleinerer auf dem zweiten Gliede; äußere Kaufüße kurz; Vorderfüße lang, deprimirt und ſehr ſtachelig; die beiden folgenden Fußpaare von derſelben Länge; Abdomen quergefurcht, ohne Stachel, der ſiebente Ring verſchmälert; fünf Zoll lang; im Mittelmeer und atlantiſchen Oceane.

2) G. rugosa *Fabr.* (G. longipeda *Lamk.* — G. Bamflia *Leach.* — Munida rugosa *Leach*, Malac. Pod. Brit. tab. 29.) Der Stirnſtachel des Cephalothorax ſchlank, jederſeits der Baſis mit einem ähnlichen kürzeren Stachel; das Baſilarglied der innern Fühler ſchlanker als bei voriger Art; Vorderfüße ſehr lang, dünn, cylinderiſch; am Vorderrande des zweiten und dritten Abdominalringes einige Stacheln; letzter Abdominalring ſehr breit. Drei Zoll lang. An den Küſten Frankreichs.

b) Das dritte Glied der äußern Kaufüße viel länger als das zweite.

3) G. squammifera *Leach* (Malac. Pod. Brit. tab. 28. A. — G. Fabricii *Leach.* — G. strigosa? Bosc, *Latreille*). Stirnſtachel kurz, breit, mit neun dornartigen Zähnen; Zähne an den Seiten des Cephalothorax ſtark; erſtes Glied der innern Fühler kurz und breit; äußere Kieferfüße lang, mit einer Reihe Stacheln am untern Rande des dritten Gliedes; Vorderfüße breit und platt, ſtachelig und ſchuppig. Zwei Zoll lang. An Frankreichs Küſten.

2) Ohne Zähne am zweiten Gliede der äußern Kieferfüße.

4) G. monodon *Milne Edwards.* Stirnſtachel lang und gerade, jederſeits der Baſis mit zwei kleinen kurzen Stacheln; ſeitliche Ränder des Cephalothorax kaum gezähnt; Vorderfüße mäßig, dünn, oben und unten ſtachelig. Drei Zoll lang. An den Küſten von Chili.

Die von Fabricius als G. amplectens (G. phosphorica *Latr.*) beſchriebene Art von den Küſten Braſiliens glaubt Milne Edwards wegen des glatten Cephalothorax aus dieſer Gattung ausſcheiden zu müſſen.

2) Grimothea *Leach.*

Unterſcheidet ſich kaum generiſch von der Galathea, indem nur die keulenförmige Geſtalt und auffallend geringe Zähnelung des Baſilargliedes der innern Fühler und die ſehr große Länge der äußern Kieferfüße mit ihren blattartig erweiterten drei letzten Gliedern als generelle Charaktere angegeben werden können.

3) Eine neue Ausgabe, ebenfalls in Quart, erſchien 1612 zu Neapel. 4) Vergl. *Paul Jovii* Elogia. *Dominico de Angelis* l. c. Journal de Venise. Tom. XXIII. Art. I. Niceron's Nachrichten von berühmten Gelehrten. 9. Th. S. 250 fg. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 1. Th. S. 455.

Digitized by Google

1) Gr. gregaria *Leach.* (*Cuvier*, Règne anim. 3. édit. Crustac. tab. 47. fig. 2. — galathea gregaria *Fabric.*) Der Stirnſtachel ſchlank dreiſeitig, jederſeits mit zwei kleinen Baſalzähnen; Augen groß; Vorderfüße dünn und comprimirt, höckerig; letzter Abdominalring ſehr entwickelt.

2) Gr. socialis *Guérin* (Voyage de la Coquille, Crustac. tab. 3. fig. 1), nur die auffallend geringere Entwickelung des letzten Abdominalringes von voriger unterſchieden. (*Giebel.*)

Galathenium *Nutt.*, ſ. Sonchus.

GALATIA, *Γαλατία*[1]), hieß nach der gewöhnlichſten Benennung der Geographen jener Landſtrich Kleinaſiens, der in einer Längenausdehnung von etwa 50 Meilen von Nordoſten nach Südweſten, und nur ſelten 20 Meilen breit, eingeſchloſſen im Weſten von Bithynien und von Phrygien (Phr. epictetos), ſüdlich von Phrygia magna, gegen Oſten von Kappadocien und Pontus, ſich (nach Ptolemäus)[2]) nördlich bis an die Küſte des Pontus Euxinus erſtreckte und Paphlagonien umſchloß (ſ. u.), deſſen ſchmale ſüdliche Bergſtrecken mit früher größtentheils zu Phrygien gehörigen Ländereien den eigentlichen Kern Galatiens bildeten. Andere, zum Theil auch ältere Bezeichnungen, waren Gallograeccia[3]) (ſ. *Liv.* c. 35; 37, 8. 38, 10 al. *Florus* II, 11. *Vell. Paterc.* II, 39. *Caes.* bell. civ. III. *Justin.* XXIV, 25. *Marcellin.* I, 22), *Γαλλογραικία* (*Strab.* l. XII. p. 390; coll. *Suidas* s. h. v., obgleich auch Strabon wie Pauſanias und S. Rufus [in epit.] Oroſius [XLVIII, 10] die Namen Galatien und Gallogräcien promiscue gebrauchen), Gallia (*Plin.* H. N. V, 32. *Tacit.* XIII. *Suet.* Calig. XXIX), und zum Unterſchied von Gallien i. e. Gallia magna, das als *Γαλατία* bekanntlich häufig gefunden wird, *ἑωλὸς Γαλατία* (*Philostr.* Soph. II, 11. 1) auch bei ſpäteren Autoren: *Γαλατία ἡ μικρὰ* (*Socrat.* H. eccl. VI, 18. *Niceph.* Callist. VIII, 53), ſowie annähernd an Gallia Graeca, das ſich ebenfalls findet (Gallograeccia iſt jedoch zweifelhaft), *Themist.* orat. XXIII. p. 299: *ἐν Γαλατίᾳ τῇ Ἑλληνίδι*, in Galatia Graecanica. Tzetzes (chiliad. II. hist. 372) bezeichnet Galatien ſogar als orientalem Galatiam, und Zonaras (T. II.) als Asiaticam, wie ſchon Appianus ebenſo mehrmals *Γαλάτας ἐν τῇ Ἀσίᾳ*. Allen dieſen Namen nun entſprechend nannte man Galatiens Bewohner wechſelnd bald Galater, Galatas (*Tac.* XV, 6 al. *Cic.* VI. *Attic.* epp. V etc.), bald Graecogallos, oder, wiewol ſeltener Gallograecos (außer bei *Liv.*, *Val. Max.*, ſo bei *Cic.* de harusp. resp. c. 13. *Florus* II, 11. *Γαλλογραικας* nennt ſie *Appian.* aber öfters), Namen, die ſich beſonders auf alten Monumenten vermiſcht finden, *Ἑλληνογαλάτας* (ſ. *Diod.* et *Suidas* thes. s. v. *Ἄγκυρα*, *Γαλάται* u. A.) und des kleinaſiatiſchen Galatiens Mutterland iſt eben das europäiſche Gallien, ſeine Bewohner waren galliſchen, keltiſchen Stammes. In dieſem Betracht nannte im Allgemeinen ſchon Polybius mehrmals auch die Kelten bekanntlich mit der Bezeichnung: *Γαλάτας Τρανσαλπίνους* und *Γαλάτας Σηνώνας* (II, 15 oder p. 140. 150) und als Eines Stammes mit den italiſchen Galatern, wie er ja überhaupt Italiens, Galliens und Germaniens Völker mit den bei ihm oft gleichbedeutenden Namen Kelten oder Galater bezeichnete; ſo hatte Eratoſthenes, den Polybius deshalb tadelte (*Strab.* II, 107. coll. *Polyb.* hist. I, 6), Galatiens Grenzen bis Gades ausgedehnt und war der Meinung, daß ganz Weſteuropa von den Galatern bewohnt ſei (über Galatien = Gallien ſ. auch *Steph. Byz.* s. v. *διατεῖς*; und die Angabe des Etym. M. s. v. *Γαλατία*, coll. *Diod.* V, 24. add. *Strab.* IV. p. 183. *Avien.* or. marit. 677); Galater nennt ſo gleich den Kelten und Galliern außer Polybius auch *Plut.* de fort. Rom. (ed. *Reiske.* T. VII. p. 627), *Dionys. Hal.* IX, 35, gleich den Kelten aber allein XVIII, 20; Letzterer iſt es auch, der Galatiens und Germaniens Grenze in dem Rheine feſtſtellt (ſ. *Dionys. Hal.* fragm. ed. *Mai* p. 486. Vergl. übrigens *Diod.* V, 21. 25. 31. *Arrian.* bell. Al. M. I, 3 seq. *Paus.* Att. I, 9). Galatien (Gallien) nennt öfters als weſtliches Keltenland, Germanien als öſtliches von den eigentlichen Kelten bewohnt *Dio Cass.* XXXVIII. c. 34, 35, 40, 47. XXXIX. c. 48, 49. XL. c. 31 sq. et 42. XLI. c. 18 al.[4]), was bei den unſichern geographiſchen Nachrichten, Kenntniſſen und Namensgebräuchen der ältern Zeiten nicht zu verwundern iſt. Nicephoros Gregoras nennt dagegen die Galater wieder *Κελτογαλάτας* (hist. Rom. ed. Genev. IV, 74. VII, 187), wie auch Stephanus Byz. (de urbibus s. v. Tolistoboii) von *Κελτογαλατία* ſpricht, ganz nach Strabon (IV, 1), der über Gallia Narbonensis ſagt, daß ſeine Bewohner in den alten Zeiten den Namen der Kelten führten, und der „nicht zu fehlen glaubt," wenn er behauptet, daß von ihr in den ſpäteren Zeiten die Griechen alle Gallier „Kelten" genannt haben, da dieſe Pro-

1) Die Werke des Kalliſthenes, Timagenes, Eratoſthenes, Varro über die Geſchichte Galatiens ſind, wie die 13 Bücher des Demetrius Byzantinus vom Übergange der Gallier nach Aſien, verloren gegangen. Außer den im Artikel ſelbſt angeführten Werken ſ. über Galatien und die Galater: *Sim. Pelloutier*, Hist. des Celtes. T. I, 270 und T. II; *Thierry*, Hist. des Gaulois I, XVIII; *Latour*, Origines Gallicae p. 211—258; *Dieffenbach*, Celtica; *Schoepflin*, Vindiciae Celticae; Radtof, Neue Unterſuchungen des Keltenthums; Müller, Die Marken des Vaterlands; Zeuß, Die Teutſchen und ihre Nachbarſtaaten; *J. A. H. Roudil de Berrin*, Monumentorum Galaticorum synopsis (Lib. 1772. 4.); Ritter, Geſch. der Gallier II.; Niebuhr, Kleine Schriften S. 280 fg.; *Hofmann* (*Koepping*), Diss. de Galatia antiqua (Lips. 1726.) (geogr.); die ausführlichſte und bedeutendſte Monographie iſt aber von *G. Wernsdorff.*, Diss. de republica Galatorum (Norimb. 1743. 4.) XII. 350. — add. Art. Celten in dieſer Encyklopädie 1. Sect. 21. Bd. S. 125 fg. 2) Den Pontus Euxinus ſoll Galatiens öſtliche Spitze unweit der Mündung des Halys, alſo nordöſtlich von Paphlagonien, wirklich berührt haben. Übrigens iſt Ptolemäus hierzu die einzige Autorität, und ſelbſt anerkannt gute Karten, wie die d'Anville'ſche u. a., laſſen Galatiens Grenze auf dieſer Seite durch Paphlagonien und Pontus nicht hoch genug nach Norden hinauf gezogen ſein. 3) Hieronymus (Prooem. l. II. comment. ad Galatos) ſagt bei dieſem Namen: „in hanc terram Galli aliquando venientes cum Graecis sese miscuerunt. Unde primum ea regio Gallograecia, post Galatia nominata est."

4) Vergl. Pauly, Realencyklopädie der claſſ. Wiſſenſchaften (Stuttgart 1844.) III. S. 597 fg.

Digitized by Google

vinz, „in der auch Maſſilia lag," von allen übeigen galliſchen die bekannteſte war, wie auch nach *Hesych.* II, 226. *Paus.* Att. III. *Appian.* Hann. IV. *Procop.* de Aed. IV, 5 (vergl. Schmidt, Rhein. Muſ. für Philol. IV, 3) die Geiechen die Foem *Γαλάται* zuerſt ſeit den ſüdöſtlichen Zügen des Volks kennen gelernt und die verderbte Form *Κέλται* ſchon früher von Maſſilia erhalten haben. Den Ausdruck *Κελτογαλάται* und *Κελτογαλατία* ſelbſt findet man aber ebenfalls ſchon bei Ptolemäus (II, 7. coll. *Eustath.* ad *Dionys. Perieg.* v. 74) gebraucht; Conſt. Porphyrogenneta (de thematt. I. th. 6. ed. *Meursius* p. 28) nennt ſie ſogar Franken (*Γαλάται ἄποικοί εἰσι τῶν Φράγγων*), nach dem vulgären Speachgebrauch der mittelalterlichen Griechen und der heutigen Türken.

Daß man auf dieſe Verwandtſchaft hin, die an ſich zum Theil im Art. Celten in dieſer Encyklopädie ſchon beſprochen iſt, zum Theil s. v. Gallia näher ausgeführt weeden wird, auch die Namen Galatiens und der Galater etymologiſch torquirt hat, iſt genugſam bekannt. So hat man es denn auch berückſichtigen zu müſſen gemeint, daß neben der Form Galata auch Calata vorkommt, ſelbſt *Καλάτων*, wie einige Inſchiiften noch heute vorhandener Münzen erweiſen. Galatae hat man daher einestheils einee weicheren Pronunciation des Worts in der griechiſchen Sprache anſtatt der härteren *Καλάτων* gemeint zuſchreiben zu müſſen; Celtae (*Κελταί*) aber der Pluralbildungsform von Calata (*Καλάτα*), Calta (alſo ſtatt Caltae: Celtae), dergleichen namentlich im Teutſchen ſich vielfache Analogien darbieten, anheimfallen laſſen. Galli war denn auch bekanntlich bei den Römern ein ebenſo üblichee Name für die transalpiniſchen Völkee, als *Κελτοί*, *Κελταί*, bei den Griechen gebräuchlich war als Geſammtbezeichnung. So fand denn nun auch die Behauptung, daß der Name der Galatee, wie der dee Gallier und Kelten, vom gemeinſamen Stammworte *γάλα* (lac) herzuleiten ſei, hier ansgedehntee ihre natürliche Anwendung. Man hatte zum Eeweis dee Hypotheſe freilich nicht viel mehr anzuführen, als *Virg.* Aen. VIII, 660, wo die lactea colla (Gallorum) das Ammianiſche: candidi paene sunt Galli omnes erklärt, und hat mit Hinzuziehung der Stellen *Liv.* XXXVII, 21 auf die candida corpora (weiße, milchweiße Leiber, und den candor corporum hingedeutet (vergl. auch XXXVII, 17: mollia (Gallorum) corpora, molles, ubi ira consedit, animos sol, pulvis, sitis — — — prosternunt; und *Ovid.* Her. ep. XVI, 249: pectora puris nivibus et lacte candidiora. Auch O. Müller (Etrusk. I, 148 u. 151 n.) erklärt ſo *Κελτοὶ Γλῆτες* (*Γλῆς*, *Γῆλς*, der Gale), *Γαλάται*, dem Urſpeunge nach für daſſelbe Stammwort. Es mußten demnach die Galater auch meiſtens ihren Urſprung mit dem der Kelten gemeinſchaftlich, obwol ſie ſich eben öfters auch nur neben einander geſtellt fanden, doch in daſſelbe mythologiſche Dunkel hüllen laſſen, wo ee freilich wiedeeum bald mit dem keltiſchen gänzlich verſchmolz, bald deutlicher hervorzutreten ſchien; ſo bei Galeus, dem Bruder der Neeeiden Thetis und Date, Kindern des Nereus und der Doris, Enkeln des Titanen Okeanos; oder bei Galeus, dem Sohne des Apollon und der Themiſto, Tochter des Zabios, eines Königs der Hyperboeeer, deſſen Stamme auch die Galeoten in Attica zugerechnet wurden (*Steph. Byz.* s. v. *Γαλεῶται*); Galates, dem Sohne des Herkules und der ſtarken Tochtee des Königs im Keltenland (*Diod. Sic.* V, 24); Gala, Sohn des Polyphem und Bruder des Keltos und Illyros, von denen die Kelten und Illyree, wie von jenem die Galater ſtammen. Wenn nun von Timäus (sic) einige Male geſagt wird, daß er (?) den Namen Galatiens auch erſt zu Auguſtus' Zeiten entſtehen laſſe, indem er ſage: *Γαλατία, χῶρα, ὠνομάσθη ἀπὸ Γαλάτου Κύκλωπος καὶ Γαλατίας υἱοῦ, — ἢ διὰ τὸ ἐν αὐτῇ ὑπὸ Καίσαρος Αὐγούστου καταλειφθῆναι Γάλλους στρατιώτας*, ſo wäre dabei allerdings nicht zu überſehen, was ſchon Berkelius bemerkt haben ſoll: primam verborum partem ex Timaeo desumptam esse facile crediderim: quae enim post copulam disjunctivam sequuntur, Timaeo adscribi nequeunt. — Galatiae appellatio multo vetustior est, quam ut originem suam temporibus Augusti debeat; adeo ut ridiculum Grammatici, non vero Timaei commentum sit, Galatiae nomen aetate Augusti a Gallis promanasse [5]). Ebenſo gedenken wir hiee nur der Meinung des Joſephus (Ant. I, 6), nach welcher die Galater auch die Gomeriten (s. Gomeristae) wären; *τοὺς μὲν*, ſchreibt er nämlich, *νῦν ὑφ' Ἑλλήνων Γαλάτας καλουμένους, Γομαρεῖς δὲ λεγομένους, Γομαρὸς ἔκτισε* (v. Genes. X, 2. 1 Paral. 1) und dee eigenthümlichen Bezeichnung des Suidas, der dem Namen Galatiens (*τῶν Γαλλογραικῶν*, l. l. s. h. v.) *βουκελλαρίων* hinzufügt, und nach Pachymerus, Curopalates, namentlich nach Porphyrogenneta's Bemerkung auf jene bu cella (buccellaria) hindeutet, die, ein rundes Backwerk, (nach Ortelius ganz ähnlich dem bocellajo dee Venetianer), jener Gegend Kleinaſiens eine eigenthümliche Denkwürdigkeit gegeben haben ſollen; vielleicht auch, und wahrſcheinlicher, auf die buccellarios, Söldlinge, die ihrem Führee um Brod und Lebensunterhalt dienten, odee die, von bucella, i. e. bolo zubenannt, den Kriegern Zufuhr ſchaffen und die Veetheilung dee Fourage beſoegen mußten, in ſpäterer Zeit aber, nach dem Ausſterben des alten Galateeſtammes lediglich noch zu niederen Geſchäften, wie zum Vorräthe- und Getreidetragen benutzt wueden; endlich nennt Salmaſius (exercit. Plinian. ad Solinum p. 807): — nomen ductum ab equitibus Bucellariis, qui olim in ea regione tuenda excubuerint in praesidiis locati — wobei er nur die Hauptſache nicht zu erkläeen vermag, wo nämlich die Benennung dieſer beeittenen Schutzmannſchaft eigentlich heezuleiten ſei (add. *Nic. Gregoras* hist. Rom. lib. V).

Laſſen wir es nun hiee dahingeſtellt, mit welchem Rechte der Name Galater, Gallier und Kelten, alſo die Bezeichnungen dee drei Hauptnamen der Kelten, bald collectiv für die größere Maſſe des ganzen keltiſchen Volksſtammes, bald ſpeciell für jeden einzelnen der drei Haupt-

5) Wir entnehmen dieſe Bemerkung aus *Hofmanni* Diss. de Galatia antiqua (Lips. 1726.) p. 11, ohne im Stande zu ſein, für ſie, die ſicherlich auf einem Irrthume beruht, irgend welche Verantwortung übernehmen zu können oder zu wollen.

Digitized by Google

ſtämme gebraucht ſei; ſoviel ſteht feſt, daß die drei Hauptnamen *Κελτοί* (*Κελται*), *Γαλάται*, *Γάλλοι*, ſehr häufig in unterſcheidendem Sinne genommen, wobei aber fraglich [6]), ob Celtae und Galli wirklich allgemeine Namen des ganzen Volkes waren, die ſich aber ein Zweig deſſelben vorzugsweiſe beilegte, oder ob ſie urſprünglich nur einem einzelnen bedeutenderen Zweige galten, zu welchem die den Griechen und Römern zuerſt bekannt gewordenen Kelten gehörten. Drei Zweige eines galliſchen Hauptſtammes — *τρία ἔθνη*, wie Strabon die Galaterſtämme (Kelten) insbeſondere nennt (XII, 2), deren zwei erſtere von ihren Führern benannt waren, hießen wieder *Τρόκμοι*, *Τολιστοβώγιοι*, und ein dritter *Τεκτόσαγες* (nach des Ptolemäus wahrſcheinlich verſtümmelter Angabe *Τεκτοσάκαι*, nach Stephan Byz. auch im sing. num. *Τεκτόσαξ*, nach Polybius: Aegosagen); nach Livius (XXXVIII, 16) ebenſo tres gentes: Tolistoboii (Bojorum gens nota in Gallia), Trocmi, Tectosagi, denen nach ihrer Einwanderung und Vertheilung über einen Theil Aſiens hin (ut cuique populorum, nach Livius, vectigalis Asia esset, in tres partes diviserunt etc.) auch die Städte, jedem Stamm die ſeinigen beſonders zugetheilt wurden, ſodaß die Tectoſagen den Mittelpunkt einnahmen. (*Liv.* XXVIII, 16: — — Trocmis Hellesponti ora data, Tolistoboii Aeolida atque Ioniam, Tectosagi mediterranea Asiae sortiti sunt —;). Wenn von Plinius außerdem (H. N. V, 42) noch neben dieſen auch die kleineren Stämme daſelbſt mit aufgezählt gefunden werden, die Voturi, Ambidui, Teutobodiaci, Attalenses, Arasenses, Comenses, Dioshieronitae, Lystreni, Neapolitani, Oeandenses, Seleucenses, Sebasteni, Timoniacenses, Thebaseni, von Ptolemäus (chorogr. V, 3. p. 122) noch die Proselemmenitae, Bezeni u. A., ſo läßt ſich wohl denken, daß dieſe Namen insgeſammt nicht erſt in Aſien entſtanden, ſondern von dem nach Aſien eingewanderten Miſchvolke Galliens, deſſen zahlloſe Völkerſchaften aus Cäſar's Anführungen hinreichend bekannt ſind, mit herübergebracht und beibehalten wurden (vergl. auch *Paus.* Att. IV. p. 10; *ej.* Phocica XIX. p. 843 sq.). — Sie waren anfänglich nur ein Theil des ungeheueren Kriegsheeres, das Brennus [7]) auf ſeinem mislungenen Raubzuge gegen Delphi anführte, hatten ſich nach Thracien gewendet, oder waren, nach Juſtin's Erzählung, von Brennus ſelbſt als ſchützende Grenzwache dahin beordert worden und ſtanden unter 17 Führern, deren bedeutendſte Leonnorius und Lutarius waren, zu welchen ſich, wie Polybius berichtet (IV. p. 313) nach der Niederlage des Brennus noch Commontorius geſellte; ob auch ein anderer noch, der Galates geheißen habe, läßt ſich trotz Rich. Simon's Verſicherung nicht glaublich nachweiſen (ſ. deſſ. grand Dictionn. de la bible. tom. I. p. 516 ed. Lugd.). Bei einem Streifzuge, den ſie unvorſichtig gegen König Antigonus Gonatas von Macedonien unternahmen, waren aber auch ſie, durch des Königs Liſt in einen Hinterhalt gelockt, größtentheils zuſammengehauen worden, und die Überreſte des Heeres bezeigten nicht länger Luſt in Europa zu verbleiben. Dabei hatte auch die Kunde von dem Reichthume des üppigen, fruchtbaren Aſiens ſchon mächtig auf ſie gewirkt. Aber Streitigkeiten unter ihren Führern hinderte noch eine Zeit lang die gemeinſchaftliche Überfahrt. Leonnorius zog ſich vorläufig nach Byzanz, Lutarius aber ſetzte mit ſeinen Scharen auf wenigen erbeuteten Schiffen des Antipater von Macedonien in mehren Tagen und Nächten nach Aſien über, während die Zurückbleibenden ſich in das byzantiniſche Gebiet warfen. Nikomedes, König Bithyniens, Sohn des Zipötes, führte damals grade mit ſeinem Bruder Zyboeas, dem Herrn eines Theils von Bithynien, Krieg, bei dem er, um gegen die Macht ſeines Bruders den gehörigen Nachdruck zu haben, ſich nach fremder Hilfe umſehen mußte. Ihm kamen die galatiſchen Scharen zu rechter Zeit, und er unterhandelte ſogleich mit den Byzantinern um die Überſchiffung auch des jenſeits gebliebenen Reſtes. So kam denn nun auch Leonnorius über den Bosporus, nachdem er auf die Bedingungen des Nikomedes eingegangen war [8]). Den Namen Galata, den eine der größten Vorſtädte an der Hafenſeite Conſtantinopels trägt, bringt man mit dieſer Überfahrt in Verbindung [9]). Später fanden ſich ſelbſt Scharen von denen, die unter Comontorius ſich in Thracien ein eigenes Reich geſchaffen [10]) und unter ihrem ehemaligen Feinde Antigonus Gonatas als Hilfstruppen unglücklich gegen Pyrrhus von Epirus gefochten hatten [11]), vom Attalus I., König von Pergamus, zur Hilfe gerufen gegen den aufrühriſchen Uſurpator Achäus, einen mächtigen und gefürchteten Verwandten Antiochus' des Großen, in Aſien ein, um ihn, der einen beträchtlichen Theil Aſiens diesſeit des Taurus inne hatte und den Königen ringsum beſchwerlich fiel, ſeiner Macht berauben zu helfen [12]). Als aber abergläubiſche Rückſichten und Überdruß der Beſchwerden des Feldzugs ſie zur Beihilfe unluſtig machten, ſchaffte Attalus ſie, die außerdem ſchon ſein Vertrauen und ſeine Gunſt zu verlieren angefangen hatten, nach dem Hellespont zurück, da ihm nur dies übrig blieb, wollte er nicht zu einer Vertragsverletzung durch eine allgemeine Niedermetzelung der Verbündeten ſeine Zuflucht nehmen. Hier wurden ſie, als ſie ihre Räubereien und Ruheſtörungen nach wie vor in der Umgegend fortſetzten, endlich vom Pruſias, König Bithyniens, aufs Haupt geſchlagen und ziemlich ganz ausgerottet [13]). Inzwiſchen hatten die unter Leonnorius und Lutarius geſammelten Scharen ihren Auftrag geendet, Zyboeas war geſchlagen, Bithynien unter Nikomedes' Botmäßigkeit zurückgekehrt. „Das Reich," ſchreibt

6) ſ. Pauly a. a. O. III, 590. 7) ſ. d. Art. Brennus in dieſer Encyklop. 1. Sect. 12. Bd. S. 456.

8) *Memnon*, Heracleot. ap. *Photium* in myriobiblo p. 721; *Liv.* XXXVIII. 16; *Strabo* XII; *Justin.* XXV, 2. 9) ſ. d. Art. Constantinopel in dieſer Encyklop. 1. Sect. 19. Bd. S. 128. 150. — Laon. Chalcocondylas (De rebus Turcicis) nennt dieſe Galata ſogar durchweg Galatia; VI. p. 186 d. 189 a. lib. VII, 253 b. lib. VIII, 263 d. 264 d. 265 c. — ſ. außerdem *Niceph. Gregoras*, Hist. Rom. ed. Genev. (1615.) lib. IV; IX al. 10) *Justin.* XXXII, 3; *Polybius* IV. p. 313. 317 al. Excerpta *Polybii* p. 1380; *Valesius* in not. ad excerpta *Polybii* ed. *Gronov.* Tom. III. p. 345; *Strabo* VII. p. 210. 11) *Justin.* XXV, 3. 12) ſ. d. Art. Pergamenisches Reich in dieſer Encyklop. 3. Sect. 16. Bd. S. 357—359. 13) *Polybius* l. l. V. c. 91.

Digitized by Google

hier Juſtin (XXV.), „theilten ſie nun mit ihm nach erlangtem Siege," jedoch erwähnt dieſer Theilung kein anderer; Memnon (l. l. p. 721) ſpricht nur von Theilung der Beute (*τὴν ἄλλην λείαν τῶν Γαλάτων ἑαυτοῖς διανεμαμένων*). Wol weit über 20,000 an der Zahl, von denen aber nur 10,000 bewaffnet geweſen ſein ſollen [14]), überſchwemmen ſie nun von Bithynien aus Aſien um Antiochus I., (*Σωτὴρ Καλλινικός*) [15]), den Sohn Seleucus des Großen und Feind des Nikomedes, für dieſen zu züchtigen [16]). Aber trotz des erheblichen Schreckens, der beim Anblick des großen und wohlgerüſteten Heeres der gefürchteten Galater, das durch Schwerbewaffnete, Reiterei und Sichelwagen (—?) dem königlichen Heere weit überlegen ſchien (ſ. *Lucianus* l. l.), ſchlug Antiochus, der nur mit ſchwankender Hoffnung und erſt als Theodorus Rhodius heimlich 16 Elephanten, den Gegnern damals noch ganz unbekannt, hinter dem Heere aufſtellen und plötzlich die Reiterei der Feinde verwirrend hervorbrechen ließ, es doch ſo gänzlich, daß er eine gute Anzahl Gefangener machte, und daß nur mit Mühe die Übrigen über das leichenbeſäete Schlachtfeld in die Berge entkamen. Nach der Berechnung des Humfr. Prideaux geſchah dies im dritten Jahre nach der Einwanderung der Galater, a. Chr. 275, dem zehnten Jahre der Regierung des Ptolem. Philadelphus. Auch dieſer eben Genannte benutzte galatiſche Hilfe. Sein Bruder Magas (nach *Justin.* XXVI, 3: Agas) hatte nämlich von ſeinem Wohnorte Cyrene aus mit bewaffneter Hand einen Einfall in Ägypten verſucht, und Ptolemäos dagegen galatiſche Hilfsſcharen, an 4000 Mann, in Sold genommen. Als aber ein Theil der aufſtändiſchen Scharen von ihrem rebelliſchen Führer abfielen, führte Magas den Überreſt der Seinen nach Cyrene zurück. Ptolemäus freilich konnte ihn nicht verfolgen, denn er hatte Kunde bekommen, daß die neuen Söldlinge Luſt bezeugten und Anſchläge machten, Ägypten ſich zu unterwerfen. Man ſagt [17]), er habe ſie deshalb auf eine wüſte Inſel gelockt, wo ſie theils vor Hunger ſtarben, theils aus Verzweiflung ſich ſelbſt tödteten (a. 260. a. Chr.). Ungefähr nach 16 Jahren beanſpruchte wiederum Seleucus II. Callinicus, Sohn des Antiochus II. Theos, die Hilfe der Galater. Juſtin erzählt dies ſo (l. XXVII, 2): Als Seleucus durch Ptolemäus Euergetes mit ſchwerem Kriege überzogen wurde, bat er ſeinen Bruder Antiochus um Hilfe, und verſprach ihm als Preis für ſeinen Beiſtand Aſien innerhalb der Grenzen des Taurus. Antiochus aber, damals 14 Jahre alt und herrſchſüchtiger, als man von ſeinem Alter erwarten ſollte; er ergriff die gebotene Gelegenheit nicht ſowol mit liebevoll unterſtützender Bereitwilligkeit, ſondern nach Räuberart begierig, das ganze Reich dem Bruder zu entreißen — —, er iſt deshalb Hierax benannt, weil er nicht nach Menſchen, ſondern nach der Raubvögel Art ſein Leben anhaltend damit zubrachte, fremdes Eigenthum an ſich zu reißen. Daher nahm er ein galliſches Heer in Sold und führte für den Bruder den Krieg. Nun blieb zwar Antiochus durch die galliſche Tapferkeit bei Ancyra Sieger; Dyſta ſelbſt, die Gemahlin des Seleucus, fiel als Gefangene in die Hände der Sieger, und das ganze Heer der Syrer wurde von den Barbaren aufgerieben; dieſe aber, im Wahne, daß Seleucus ſelbſt im Treffen gefallen ſei, kehrten plötzlich gegen den Antiochus ihre Waffen; denn freier glaubten ſie — wie ſie es wünſchten — Aſien verheeren zu können, wenn ſie das ganze königliche Geſchlecht erſt vertilgt hätten. Sobald jedoch Antiochus dies ſah, kaufte er wie von Räubern mit Gold ſich los und ſchloß mit ihnen einen engeren Bund. Unterdeſſen drang aber Eumenes (den Juſtin hier fälſchlich regem Bithyniae nennt) in das gleichſam herrenloſe Aſien ein, und griff, da die beiden Brüder ſich in innerm Zwietrachtskriege ſchwächten und verzehrten, den Sieger Antiochus und ſeine Gallier heftig an. Der Liſt, welcher er ſich zu größerer Ermuthigung ſeiner Scharen bedient haben ſoll, indem er aus den Eingeweiden der Opferthiere von dem Prieſter vor der Schlacht die ſelbſthineingelegten Worte: *βασιλέως νίκη* wieder herausleſen ließ —) ſie wird wörtlich ebenſo hier beim Frontinus [strateg. I, 11] vom Eumenes, wie beim Polyänus [strateg. VIII, 60] vom Attalus erzählt —), iſt ſchon gedacht [18]), Eumenes hatte überhaupt, da er ſelbſt mit den Seinigen noch friſch an Kräften, gegen die verwundeten und vom kaum überſtandenen Kampfe ermatteten Gegner leichtes Spiel. Er ſiegte und Antiochus floh nach Meſopotamien [19]). Als nun ſpäter Attalus auf Eumenes in der Regierung folgte, und zuerſt den Muth hatte, den Galatern den gefoderten Tribut zu verweigern [20]), wurden ſie nach einem Siege des Attalus über ſie — von dem er den Beinamen Galatonikes erhielt (wie dies in der unten angeführten Stelle dieſer Encyklopädie ſchon erwähnt und belegt iſt), — auf denjenigen Theil des kleinaſiatiſchen Binnenlandes beſchränkt, deſſen Grenzen wir oben als Galatia im eigentlichen Sinne nach dem gewöhnlichen geographiſchen Sprachgebrauch bezeichneten (*Strab.* l. l. XII. *Paus.* Att. IV. p. 11 sq.). „Die Trocmer," ſagt Strabon (l. l.), „beſitzen von Galatien das, was an Pontus und Kappadocien grenzt, und dies iſt beiweitem der beſte Theil der Landſchaft; — — die Tectoſager grenzen mit Großphrygien; — — die Toliſtobojer mit Bithynien und Phrygia Epictetos." — Der Halys trennte ſie von dem übrigen Aſien. —

Weit entfernt jedoch, ſich auf den Beſitz des zuertheilten Landes ruhig zu beſchränken und einer unange-

14) *Livius* l. l. XXVIII, 16. 15) ſ. d. Art. Antiochus, I. Sect. 4. Bd. S. 316. 16) *Appianus*, De bellis Syris c. 89. p. 130, vergl. *Lucianus* in Zeuxi (s. Antiocho) Tom. I. p. 581. ed. Batav.; Tom. II. p. 323. ed. Basil.; v. *Rhodiginus*, Var. lect. lib. VII. c. 24. p. 368. (*Vaillant*, Hist. Seleucid. p. 43) add. *Luciani* Dial. de lapsu inter salutandum. Tom. I. p. 499. ed. Bat. und Tom. III. p. 202. ed. Basil. 17) *Pausanias*, Att. VII. p. 18. — Vergl. das allerdings zweideutige Orakel des Apollon in *Callimachi* hymno ad Delum:

Τοίων αἱ μὲν ἐμοὶ γέρας, αἱ δ' ἐπὶ Νείλῳ
Ἐν πυρὶ τοὺς φορέοντας ἀποπνεύσαντας ἰδοῦσαι,
Κείσονται, βασιλῆος ἀέθλια πολλὰ καμόντος
Ἐσσόμεναι —

add. scholiast. *Callimachi* graecus ad h. h. v. 175. 185. — *Vaillant*, Hist. Ptolemaeorum p. 32.

18) Vergl. d. Art. Pergameniſches Reich, 3. Sect. 16. Bd. S. 358. 19) *Trogus* prolog. 27. *Polyaenus* strateg. IV, 17. 20) *Livius* XXXVIII, 16, 14.

fochtenen Selbſtregierung (ſ. u.) mühelos zu widmen, machten ſie fortan beſtändige Streifzüge in ihre Nachbarlande und führten, von fremdem Solde gedungen, ſtets ein ſo kriegeriſch geräuſchvolles Leben, daß ſelten eine Schlacht geſchlagen wurde, wo nicht mindeſtens auf Einer Seite — gewöhnlich ſogar auf beiden — galatiſche Hilfstruppen um Lohn kämpften. So waren ſie es wieder, die nach dem Tode des Nikomedes für die Erbfolge mitſtritten. Sterbend hatte dieſer König Bithyniens nämlich nicht ſeinen Sohn erſter Ehe, Zeilas, ſondern die jüngeren zweiter Ehe, zur Zeit noch unerwachſene Knaben, unter der Vormundſchaft namhafter Männer, zur Nachfolge beſtimmt. Zeilas rief, durch ſolche Zurückſetzung empört, die Galater zur bewaffneten Hilfe auf und dieſe, die bei ſolchen Gelegenheiten nie lange zu warten gewohnt waren, verſtärkten ſein Heer durch ſtarken Zuwachs toliſtobojiſcher Krieger (*μετὰ δυνάμεως, ἣν αὐτῷ τῶν Γαλάτων οἱ Τολιστοβόγιοι θάρσους ἐπλήρουν*)[21]). Ob ſie oder die für ihres verſtorbenen Königs Wunſch treu einſtehenden Bithynier in den hier vorgefallenen häufigen Treffen tapferer geſtritten, läßt ſich gegenwärtig nicht mehr beſtimmen; gewiß iſt aber, daß der Erfolg den Galatern günſtig war, denn nach Abſchluß des Friedens bekam Zeilas Bithyniens Herrſchaft. Seine eigene verrätheriſche Geſinnung aber, die er während eines Gaſtmahls gegen die Galater bewies, brachte dieſe ſo gegen ihn auf, daß ſie ihn auf der Stelle tödteten[22]). Nicht lange darauf machten ſie durch einen Einfall in Pontus eine glückliche Eroberung, wobei ſie dem jungen König Mithridates IV., auf den ſie den frühern Haß gegen ſeinen Vater Ariobarzanes übertrugen, eine beträchtliche Strecke Landes entriſſen. Wenn ſie nun auch auf der andern Seite ebenſo wieder auf Seiten unterdrückter griechiſcher Staaten in Aſien für Erlangung der Freiheit eingeſtanden haben ſollen[23]), ſo iſt dies wenigſtens durch Beiſpiele nicht zu erweiſen. Im Gegentheil mußte das treugeſinnte Heraklea, ihre Gegnerin im Kriege des Zeilas, von häufigen Erpreſſungen und räuberiſchen Angriffen der Galater viel leiden (***Memnon*** l. l. XXIII. XXX. add. ***Hieronymus*** adv. ***Jovian.*** Opp. ed. Paris. tom. II. c. 16. p. 344 ***H.***) und Eigennutz und Gewinnſucht ſcheint gegen Ehrliebe und Edelmuth bei ihnen überall die Oberhand behalten zu haben. Nun konnte zwar gegen Molon, den aufrühriſchen Rebellen Mediens, als Antiochus der Große, Syriens König, ihn im gerechten Kampfe zu vernichten nach dem Tigris hinzog (ungefähr 219 a. Chr.) ein galatiſches Hilfsheer in den Krieg gehen, aber auch auf der Gegenpartei ſtanden helfende Schwärme[24]) der Ihrigen, und ſoviel Dunkel auch ſonſt noch über dieſem Kriege ſchwebt[25]), ſo ſteht doch das feſt, daß Galatiens Volk um Lohn ſeine tapfern Dienſte dem Beſtbietenden anzutragen pflegte; gleicher Weiſe ſtanden ſo auf Antiochus' Seite Galater, wie auf der Seite des Ptolemäus Philopator, als jener wegen Cöleſyrien gegen den Letztern zum unglücklichen Kampfe zog (218 a. Chr.)[26]). — Wichtiger in ſeinen Folgen wurde für Galatien die kriegeriſche Hilfe, welche die Galater dem Antiochus gegen die Römer leiſteten. Nach Beſiegung des Achäus, den er als Aufrührer grauſam morden ließ, ließ Antiochus ſich bekanntlich durch eine Auffoderung der Ätolier und durch des flüchtigen Hannibal Drängen zum Kriege gegen Rom verleiten (worüber im Art. Antiochus I. Sect. 4. Th. S. 318 ſchon das Nähere geſagt iſt). Bei Thermopylä und im ägeiſchen Meere geſchlagen, ſah ſich Antiochus nach kräftigerer Hilfe um, und ſchickte ſeine Geſandten um Beiſtand auch nach Galatien. Bereitwillig eilten 4000 Galater herzu, und verwüſteten zunächſt Pergamus, das unter Eumenes ein Bündniß mit den Römern geſchloſſen hatte[27]). L. Corn. Scipio, Bruder des Scipio Africanus und ſpäter Aſiaticus genannt, rückte ihnen entgegen und lagerte ſich zunächſt bei Magneſia am Sipylus, dem Antiochus dicht gegenüber. Der ungeſtüme Kriegsmuth der Galater duldete ein unthätiges Lagern nicht lange; vorſchnell ſetzte ein Theil ihrer Reiterei, unterſtützt von Fußvolk, über den Fluß, griff die Römer unvorbereitet an, mußte aber, wiewol Anfangs ſiegreich, der Menge und Tapferkeit der ſich ſammelnden Römer weichen. Abgeſchnitten vom Fluſſe wurde der größte Theil von ihnen hier zuſammengehauen. Als dann am achten Tage nachher ſich in Schlachtordnung die beiden feindlichen Heere gegenüberſtanden, auf beiden Flügeln im Heere des Antiochus, 1500 Mann galatiſcher Reiterei[28]), griffen die Römer mit ſolchem Ungeſtüm an, daß des Antiochus Heer, an Zahl gleichwol überlegen, bald ihrem Andrang und ihrer Kriegskunſt weichen mußte. Ein für beide ſtreitende Parteien ehrenvoller Friede mit den annehmbarſten Bedingungen für den Beſiegten, der zugleich den griechiſchen Staaten ihre Freiheit wahrte, endete dieſen harten Zuſammenſtoß. Polybius (legat. XXXV) und Livius (XXXVIII, 38) bewahrten die Bundesacte[29]). — Zunächſt war nun freilich die Folge des Kriegs die, daß die Aufmerkſamkeit der römiſchen Feldherren auf die Galater gelenkt wurde, welche mit Krieg zu überziehen und zu unterwerfen namentlich jetzt die Ehrliebe und Ruhmbegier, wie die eigene Sicherheit und die Ruhe der Bundesgenoſſen, dem Antiochus gegenüber aber auch die Klugheit dringend rieth. C. Manlius Vulſo, Nachfolger des Scipio im Feldherrenamte, im Bunde mit Eumenes, führte ohne vorgängige Kriegserklärung und eingeholten Senatsbeſchluß das Heer ſogleich gegen Galatien. Die Toliſtobojer, den Anrückenden zunächſt, verhielten ſich im Schrecken der erſten Wahrnehmung anfänglich ruhig, und Manlius rückte ungehindert bis zum Sangarius vor, wo er ein Caſtell (Cuballum) eroberte und ein Lager aufſchlug.

21) ***Memnon***, Photii c. XXIII. p. 724. ***Vaillant***, Imper. Achaemenid. p. 309. 22) ***Athenaeus***, Deipnosophist. II. c. 18; ***Trogus***, Prol. XXVII. 23) ***Memnon*** c. XX. p. 721. 24) ***Polybius*** V. c. 53. p. 397. ***Vaillant***, Hist. Seleucid. p. 76. 25) ***Wernsdorff.*** IV, 5. p. 337 seq. ***Ritter*** II, 192.

26) ***Polybius*** l. l. c. 65. p. 409 (add. c. 82. p. 423); c. 87. p. 428. c. 105. p. 442. 27) ***Livius*** XXXVII. c. 18. 28) Vergl. ***Liv.*** l. l. c. 40 und ***Appian.*** De bellis Syris c. 76. p. 107. 29) Außerdem ſ. ***Eutropius*** IV, 2. ***Justinus*** XXXI, 8. ***Appianus*** c. 81. ***A. Victor***, De viris illustr. c. 58. ***Florus*** lib. II, 8. ***Val. Max.*** lib. IV, 1, 9. ***Memnon***, Phot. c. 28. ***Orosius*** lib. IV, 20 (coll. 1 Macc. VIII, 6 seq.). — ***Vaillant***, Hist. Seleuc. p. 145. ***Usserii*** Annales p. 298.

Digitized by Google

Plötzlich ſtürmten galatiſche Schwärme auf die römiſchen Verſchanzungen los; die römiſche Reiterei verſcheuchte ſie aber nur zu bald, und viele fanden noch auf der Flucht ihren Tod. Manlius, jetzt auch durch fanatiſche Prieſter der Cybele in Weiſſagungen als unzweifelhafter Sieger begrüßt [30]), erfuhr hier, eben als er Brücken zum Übergange über den Sangarius ſchlagen ließ, daß die galatiſchen Stammvölker: die Toliſtobojer auf dem Berge Olympus, die Tectoſagen größtentheils auf dem Berge Magaba ſich wie auf lange Zeit hin trefflich verſchanzt hätten, und daß die Trocmer, mit Zurücklaſſung ihrer Weiber und Kinder bei dem zurückbleibenden Theile der Tectoſagen, den Toliſtobojern bewaffneten Zuzug zu bringen, ſich anſchickten; dort ſollten Gräben, unwegſames Terrain und die Höhen ſie ſchützen, die Römer aber hofften ſie auf die Dauer ſo durch Ermüdung von ſelbſt geſchlagen zu ſehen. Manlius, der zugleich erfuhr, daß die Galater ſich mit Wurfgeſchoſſen wenig verſehen hätten, beſchloß dagegen ſogleich dies zu benutzen und rückte zuerſt auf weitere Entfernung gegen den Olymp vor, wo er bald in immer engern Kreiſen, während beſtändiger Plänkeleien mit dem Feinde, ihn umſchließend, am Fuße des Berges ein Lager bezog. Endlich am dritten Tage theilte er ſein Heer in drei Haufen, und griff die feindlichen Lagerplätze an. Sehr bald fühlten die Galater hier den Mangel an Pfeilen, Wurfſpießen u. ſ. f., deren eine Unzahl unabläſſig von den Römern aus gemeſſener Ferne ſie überſchüttete und widerſtandslos tödtete. Steine gegen die Römer geſchleudert, reichten nicht aus, Schwerter reichten nicht zu, und bald bemächtigte ſich Furcht und Schrecken des Lagers. Da geſchah der Hauptangriff, und getroffen von den wohlgezielten Geſchoſſen ſtürzten beim erſten Anlauf zahlloſe Galater. Blind rannten da aus den Lagerthoren, die nicht rettungslos getödtet oder gefangen werden wollten, keine Klippe, kein Felſenbruch hielt die Fliehenden auf, Nichts fürchteten ſie als die Feinde. Der Conſul aber läßt ſie, um ihre Furcht zu vermehren, verfolgen. Die Toliſtobojer, wahrſcheinlich auch die Trocmer mit ihnen, verloren an Todten und Gefangenen hier an 40,000 Mann; die Übrigen flohen den Olymp [31]). — Die Tectoſagen waren nun noch übrig. Manlius zog tertiis castris, wie Livius ſchreibt, gen Ancyra. Da kamen Abgeordnete der Tectoſagen zu ihm unter dem Vorwande, ehe er vorwärts ſchreite, noch über die Bedingungen des Friedens das Nöthige mit ihm zu verhandeln. Manlius beſtimmt Zeit und Ort der Verhandlung, findet ſich zur geſetzten Friſt ſelbſt ein, aber kein Galater erſcheint. Nur die früheren Geſandten kehren wieder, entſchuldigend, daß es ihren Königen zu kommen unmöglich ſei [32]), und verſichernd zugleich, daß an jener Stelle ihre Fürſten kommen werden, mit denen ebenſo gut Verhandlungen gepflogen werden könnten. Manlius ſeinerſeits ernennt den Attalus zu ſeinem Stellvertreter. Die Beſprechungen finden ſtatt; man einigt ſich über die Bedingungen eines Friedens; abgeſchloſſen wird jedoch noch Nichts. Mit Vorbedacht hatten hier die Galater die Sache in die Länge gezogen, theils um Zeit zu gewinnen, ihre Weiber und Kinder über den Halys zu ſchaffen, theils um den Conſul ſicher zu machen und ihn bei nächſter Gelegenheit deſto beſſer zu fangen. Als daher Manlius am beſtimmten Tage mit einer Schutzwache von 500 Reitern das Lager verließ zu neuer Zuſammenkunft mit den feindlichen Königen, ſtürzten plötzlich galatiſche Reiterſcharen heftig auf ihn ein. Er wäre verloren geweſen, denn obſchon ſtandhaft und geordnet lange Zeit, löſten ſich doch von der Übermacht gedrängt die Reihen der Römer und verfielen einzeln dem Schwerte der Galater; da nahten ſich zu glücklicher Stunde 600 römiſche Reiſige, die Futter ſammelnd in die Nähe gerathen waren, und ſtürmten wüthend auf die erſchreckenden Galater ein. Das Glück wendete ſich; wenige Galater entkamen [33]). Tags darauf aber ſtand ſchon das ganze römiſche Heer zornentbrannt am Fuße des Magaba, und nicht lange, ſo befahl Manlius zu ſtürmen; 50,000 Mann Tectoſagen und Trocmer bildeten das feindliche Centrum, 4000 Hilfstruppen, meiſtens Kappadocier, ſtanden auf dem linken Flügel, 10,000 Berittene, die wegen der Unebenheit des felſigen Bodens von ihren Pferden keinen Gebrauch machen konnten, bildeten den rechten. In vier Sectionen getheilt griffen die Römer an, zwei wurden gegen die feindliche Mitte, zwei gegen die Flügel dirigirt. Der Ausgang des Treffens war ähnlich dem gegen die Toliſtobojer. Haufenweiſe fielen die dichtgedrängten Galater von den römiſchen Geſchoſſen. Bald wankte das Centrum und floh dem Lager zu; römiſche Legionen folgten auf dem Fuße. Und als, allerdings einige Zeit ſpäter, auch die beiden Flügel ſich vor den erneuten Angriffen zurückzogen, fiel das Lager und viele Flüchtlinge in die Hände der Römer; 8000 ſollen noch auf der Flucht umgekommen ſein. Dem Attalus aber gebührte die Siegerehre des Tags vor allem. Der Verluſt der Römer ſoll nur unbedeutend geweſen ſein und das Ganze mehr einer Thierhetze als einer Schlacht geglichen haben [34]). Der Conſul aber, der bald die Winterquartiere bezog, ſah ſich von allen Seiten durch Geſandte der Nachbarſtaaten wegen dieſes Siegs über die gefürchteten Barbaren beglückwünſcht und reichlich durch Ehrengeſchenke bedacht. Nur der römiſche Senat, eingedenk ſeiner verletzten Würde und des vom Conſul eigenmächtig unternommenen Kriegs, ſoll ihm, doch iſt es noch zweifelhaft, und es ſtehen ſich hier Zeugniſſe entgegen, den Triumph verweigert haben [35]). — Unter den von Manlius Galatien dictirten Friedensbedingungen waren die hauptſächlichſten die, daß ſie Frieden mit Eumenes halten und ſich inner-

30) *Liv.* l. l. *Suidas* s. v. *Γάλλος* nach *Polybius*. 31) *Liv.* XXXVIII. c. 12, add. 19—23. 32) Livius nennt (l. l. c. 19) als drei Könige dreier Stämme: Ortiagon, Combolomarus und Gaulotus.

33) *Polyb.* Legat. XXXIV. p. 837. 34) Livius, deſſen Relation hierüber freilich keine von der Gegenpartei entgegengeſtellt werden kann, erzählt den Hergang des Kampfes l. l. c. 24–27. add. *Florus* II, 11. *Aur. Victor*, De vir. ill. c. 59. — *Appianus*, etwas abweichend, De bell. Syr. c. 81. 35) Es ſpricht von Verweigerung *Florus* II, 11; von Genehmigung des Triumphs *Livius* l. l. — *F. Rufus*, Breviar. 12, und ihm nach *Jornandes*, De regn. success. p. 84, nennt irrthümlich ſtatt Manlius den Conſul Mummius (Mumius, Jorn.) als Führer der Römer; *Paul. Diac.* Hist. misc. den Fulvius; ebenſo des Letztern Gewährsmann *Orosius* l. IV. c. 20, wiewol entſchieden falſch.

halb der eignen Landesgrenzen ruhig verhalten ſollten [36]). Roms Vermittelung gelang es auch einige Jahre ſpäter (a. 181), den erbitterten Streit des Eumenes und Ariarathes von Kappadocien mit Pharnakes, König von Pontus, der Galatien zum Kriegsſchauplatz erwählte, beizulegen (ſ. Art. Pharnakes in dieſer Encykl. 3. Sect. 22. Th. S. 99 ſg.). Zwölf Jahre darauf begleitete ein galatiſches Söldnerheer den Eumenes, als er, Rom Hilfe bringend, gegen Perſeus von Macedonien ausging. Man weiß, daß Eumenes im dritten Jahre des Kriegs ſich mit dem römiſchen Conſul verfeindete und den Rückmarſch antrat, ja, ausdrücklich darum gebeten, nicht einmal die galatiſche Reiterei den Römern zurückließ [37]), und wie dies Urſach wurde,. daß man ſowol von Rom aus ihn mistrauiſch anſah, als auch, daß Perſeus ſogleich mit ihm in Unterhandlung trat, ihm entweder den Frieden mit Rom zu vermitteln, oder neutral zu bleiben. Eumenes, der um Geldſummen beides gethan hätte, ließ ſich, als er den Perſeus zum Zahlen ſchwierig fand, auf Nichts weiter mit ihm ein, und ſendete ſeine galatiſchen Reiter ſeinem Bruder Attalus nach Macedonien zu. Es erſchien aber den Überfahrenden ſehr ungelegen eine macedoniſche Flotte und die Galater, überhaupt der Seefahrt abgeneigt, zerſtreuten ſich theils nach Chios, theils nach Erythräa. Hier ſtiegen ſie aus, wurden aber, da ſie ihre Pferde zurückgelaſſen, von den Macedoniern bald eingeholt und 800 blieben auf dem Wege nach der Stadt oder vor den Thoren von den Feinden erreicht; 200 fielen in Gefangenſchaft. Ein Jahr darauf erhob ſich das galatiſche Heer gegen Eumenes ſelbſt. (Der Verlauf des Kriegs und ſein Ende, in dem nach Diodor *πᾶν τὸ τῶν Γαλάτων ἔθνος ὑποχείριον ἐποιήσατο* — findet ſich ſchon in dieſer Encyklopädie, ſ. d. Art. Pergameniſches Reich, 3. Sect. 16. Th. S. 396 ſg.) Ein fernerer Zwiſt mit Ariarathes von Kappadocien, durch Trocmer hervorgerufen, ſcheint, da über ihn überhaupt wenig und nichts Erhebliches berichtet wird (ſ. *Polyb.* leg. CVIII. p. 938) durch M. Junius, der als Unterhändler von Rom aus geſandt wurde, ohne weitere Folgen bald beigelegt worden zu ſein. Die ſo vieles verheerenden Mithridatiſchen Kriege erſchütterten aber, wie ganz Aſien, ſo auch Galatien von Neuem. Des Mithridates [38]) (VI. Eupator) Vater, Mithridates V. Euergetes, hatte nämlich gegen den Ariſtonicus, Sohn des Attalus, den Römern Beiſtand geleiſtet und dafür nach geendetem Kriege als S. P. Q. R. amicus (ſ. *Justin.* XXXVII, 1. XXXVIII, 6) Großphrygien erlangt; ebenſo beſaß er Kappadocien, Pontus Nachbarland. Dem Sohne wurde Phrygien genommen, und Kappadocien erhielt Ariobarzanes. Als nun L. Caſſius, Proconſul Aſiens, anlangte, ſchloß ſich jener nicht an ihn an. Der Conſul machte darauf neue Anwerbungen in Galatien und Phrygien, reizte aber nebenbei, um eine Urſache des Kriegs gegen die neidenswerthe Macht des pontiſchen Herrſchers zu haben, den Ariobarzanes in Kappadocien, den Nikomedes III. Philopator in Bithynien, gegen Mithridates auf. Nikomedes fiel in Pontus ein, und ſchleppte reiche Beute mit ſich hinweg, Mithridates aber, ohne ſich thätlich zu widerſetzen, wendete ſich klagend nach Rom. Als von da aus ihm keine Abhilfe kam, griff er Kappadocien eigenmächtig an [39]). Alsbald rüſtete aus Bithyniern, Kappadociern, Paphlagoniern und Galatern der Proconſul ein gewaltiges Heer; an der Grenze Bithyniens und Galatiens wurde ein Lager errichtet, das er ſelbſt bezog; M. Aquilius lagerte ſich in Paphlagonien, Q. Oppius an den Grenzen Kappadociens (a. 100. a. Chr.). Ein Treffen begann, aber ſchon beim erſten Zuſammenſtoß ſchlugen die Führer des pontiſchen Heeres Neoptolemus und Archelaus den Nikomedes, bald darauf der König ſelbſt den Aquilius, verjagte ihn aus ſeinem Lager, und nahm ihn nebſt Oppius gefangen. Dem Sieger fiel hierdurch faſt ganz Kleinaſien, mit Einſchluß Galatiens bis Jonien hin, zu, da die römiſche Herrſchaft überall noch keineswegs geſichert war. Sogleich ergeht von Mithridates an alle Städte Kleinaſiens der Befehl, an Einem Tage alle bei ihnen wohnende Römer oder Italiener zu ermorden [40]), ein Befehl, der in ſchrecklichſter Weiſe pünktlich ausgeführt worden, und dem, wie berichtet wird, nach Einigen 150,000, nach Andern 80,000 Fremdlinge zum Opfer gefallen ſein ſollen. Hierauf wird Macedonien von ihm beſetzt. Da überträgt der römiſche Senat dem Sulla den Oberbefehl gegen Mithridates, der nach einem verunglückten Angriff auf Rhodus ſich nach Pergamus gezogen hatte, durch ciliciſche und cretenſiſche Seeräuber aber, die er im Sold hielt, alle Meere unſicher machte, und ſo eben den Archelaus mit einer Flotte und einem Heere nach Griechenland ſchickte. Delos, Athen, Sparta, die Achäer u. A. traten ſchon auf des Königs Seite; überall ſiegt er [41]). Schon denkt er an einen Übergang nach Italien, als Brutius Sura die Schritte des ſiegenden Archelaus hemmt [42]). Da erſcheint gleichzeitig Sulla in Griechenland, viele Städte fallen ihm ſogleich zu, und nach blutiger Eroberung Athens [43]) entbrennt die mörderiſche Schlacht bei Chäronea, in der die Römer nur 12 (!), die Feinde dagegen, geführt von Archelaus und Taxilles, an 110,000 Mann verloren haben ſollen (*Memn.* Phot. p. 703. *Plut.* III. 106—118). Nicht minder erzwang des Sulla Kriegskunſt und perſönliche Tapferkeit [44]) in einer zweiten Hauptſchlacht gegen das durch Dorylaus mit 80,000 Mann verſtärkte Heer des Archelaus auf der großen Ebene bei Orchomenus einen neuen Sieg. Unter den endlichen Friedensbedingungen, von Rom geſtellt, waren auch die, daß Mithridates außer 2000—3000 Talenten Entſchädigungskoſten und der Auslieferung von 80 Schiffen alle Eroberungen aufzugeben und eine Amneſtie allen Freunden der Römer zu gewähren habe [45]). Es ſcheint, im Fall nicht

36) *Liv.* c. 40. *Polyb.* l. l. XXXV. 37) *Polyb.* l. l. IV. *Vaillant*, Imp. Achaem. p. 44. 38) Alte Münzen nennen ihn gleichmäßig nur Mithradates.

39) *Appian.* Bell. Mithrid. p. 179 seq. *Justin.* XXXVII, 4. XXXVIII, 2. *Dio Cassius*, Excerpt. legat. XXXI. 40) *Appian.* p. 182 seq. 209. *Justin.* XXXVIII, 3. *Vellejus* II, 18. *Aurel. Vict.* l. l. c. 80. *Cicero* pro lege Manilia; *id.* pro Flacco c. 25. *Memnon*, Phot. c. 33. p. 720. *Fabric.* ad *Dion.* C. I. p. 46 seq. 41) *Plutarch.* Sylla III, 96 seq. 42) *Appian.* p. 193 seq. *Diodor. Sic.* ecl. 37, 1. *Plut.* III, 97. 43) *Plut.* l. l. III, 104. 44) *Plut.* l. l. 120. coll. *Appian.* l. l. 45) *Memn.* Phot. c. 37. p. 733. *Dio Cass.* I, 74 ex *Plutarcho.*

Digitized by Google

etwa auch hier Galater ſich in Mithridates' Heere treulos den gebietenden römiſchen Schutzherren gegenüberſtellten, als habe Mithridates damals vor ſeinem Zuſammentreffen mit Sulla Galatien den Römern entriſſen gehabt. Soviel ſteht feſt, daß neben Thraciern, Skythen und Kappadociern, neben Bithyniern und Phrygiern in dem 120,000 Mann ſtarken Heere des Mithridates auch Galater in reicher Zahl ſtanden[46]), und daß Mithridates namentlich ihren Beiſtand, da ihr Name von jeher Rom geſchreckt, vor der Schlacht rühmend in einer beſondern Rede hervorgehoben hat[47]). Nach der verlorenen Schlacht wüthete er deshalb in gleichem Grade grauſam in Galatien hauptſächlich gegen die, welche er im Verdacht haben mochte, daß ſie ihre Freundſchaft und Treue gegen ihn nur kaum noch bis zu Sulla's etwaniger Ankunft bewahren möchten. Deshalb lud er zunächſt Galatiens Vierfürſten (ſ. u.) wie zum Gaſtmahle vertraulich zu ſich ein, und ließ Alle — mit Ausnahme von dreien, denen die Flucht gelang — mit Frauen und Kindern, auch Freunde ihm und die ihm noch nicht unterthan waren, unvermuthet überfallen und niedermetzeln; darauf zog er ihre Güter ein und ſetzte Galatien einen Statthalter. Freilich dauerte deſſen Herrſchaft und Stellvertretung nicht allzu lange, denn mit bewaffneter Hand kehrten jene Flüchtigen bald in ihre Heimath zurück und jagten den Fremdling außer Landes. Nichts blieb dem Mithridates mehr, als erpreßtes galatiſches Gut. Sulla ſelbſt (*Appian.* p. 206 und 209) misbilligte des Mithridates Grauſamkeit gegen Galatiens Bewohner. Seiner Verwendung dankte Galatien ſeine Freiheit. Natürlich nahm hier der Vermittler das Intereſſe der römiſchen Politik in dieſen Gegenden ganz beſonders wahr. Dagegen berührte der zweite Mithridatiſche Krieg Galatien nur in ſoweit, als es dem Murena zur Poſition diente vor und nach der unredlichen Wegnahme Comana's in Pontus. Als jedoch, unter ganz veränderten Ausſichten, zum dritten Male Mithridates gegen Rom die Waffen zu erheben entſchloſſen war, trat er mit dem kühnen ſpaniſchen Agitator Sertorius gegen das vielfach in Anſpruch genommene Rom in Unterhandlungen, und Sertorius ſandte dafür ſeine Abgeordneten an den König ab, die ihm im Namen des Sertorius den Beſitz von Aſien, Bithynien, Paphlagonien, Pontus und Galatien zuſprechen ſollten[48]). Mit drei von Sertorius zugeſchickten Anführern und einem nach römiſcher Art geübten und diſciplinirten, freilich aus allen Landen — ſelbſt aus europäiſchen Miethstruppen zuſammengeſetzten Heere von 156,000 Mann (nach Appian's Angabe p. 222) beginnt er den neuen Kampf gegen Rom. — (Wir übergeben hierbei, was unſerm Zwecke und unſerer Aufgabe nicht unmittelbar angehört —). Lucullus, bald allein Oberbefehlshaber der Römer, iſt glücklich in ſeinen Unternehmungen gegen ihn; bald rückt er über Bithynien, Paphlagonien und Galatien gegen Pontus vor, und entſetzt das bedrängte Cyzicus. Nach vielem Schwanken des Kriegsglücks, (wo ſelbſt inzwiſchen einer der Vierfürſten Galatiens, Dejotarus, den königlichen Feldherrn Eumachus, — der blutgierig Rache an römiſchen Unterthanenfamilien nehmend, Phrygien durchſtreifte — aufs Haupt ſchlug und aus Phrygien verjagte, und während der römiſche Feldherr oft an dem Nöthigſten Mangel litt, 30,000 Galater aber ſtets Getreidevorräthe in das Lager ſchleppten,) gelang es dem Lucullus beinahe, den unruhigen Gegner lebendig zu fangen. In Kappadocien war es, wo galatiſche Reiterei ihn zur Flucht zwang und wenig fehlte, daß er ihnen ſelbſt in die Hände gefallen wäre. Da ließ er ſchnell die Koſtbarkeiten und Schätze, die ſeine Maulthiere ihm nachführten, rings umherſtreuen und entkam ſo noch mit genauer Noth durch dieſe auf die Habſucht und Beuteluſt der Galater wohlberechnete Liſt[49]). Mit Tigranes II. im Bunde, Syriens und Armeniens Könige, oder als Vertriebenee mehr von ihm geſchützt[50]), ſetzte er darauf ſeine Kämpfe gegen Rom ſo lange fort, bis Lucullus dem unfähigen Glabeio, dieſer dem C. Pompejus in Führung des Feldherrnamts weichen mußte. Zu Danala in Galatien unterredeten ſich noch einmal Lucullus und Pompejus (*Plut.* 309), dann folgte das römiſche Heer dem Mithridates Tag für Tag in Eilmärſchen; denn dieſer, der 45 Tage lang, meiſtens nur bei Nacht aufbrechend, ſich zurückzog und die Römer durch Mangel aufzureiben glaubte, wendete ſich nach dem Euphrat. An einem mondhellen Abend trafen unverhofft, nach Beſetzung aller Zugänge die Römer Vorbereitungen zu einem Angriff, als ſie des Mithridates Heer wiederum ſich gegenüber ſahen. Nach zweifelhaftem Streite beim bleichen Zwielicht des Mondes, das täuſchend die dunklen Schatten beider Armeen mit den Gegenſtänden rings auf den Ebenen am Euphrat vermiſchte, trat endlich doch das Siegsglück auf die Seite der Römer. Kaum entkam der König ſelbſt. Seine weiteren Schickſale ſ. unter dem betreffenden Artikel. Zu Panticapäum fand endlich dieſer 40jährige Feind der Römer durch die Hand des Gallier Bitotus (oder Bitovius) den ſelbſterbetenen Tod. Pompejus aber zog nach ſeinem Siege in den Staaten Kleinaſiens umher, Strafen ob der Abtrünnigkeit, Belohnungen ob der ſtandhaften Anhänglichkeit nach Gebühr austheilend. Wie nun Tigranes Großarmenien, Pharnakes den Bosphorus bekam, ſo beſtätigte er aufs Neue dem ganzen Galatien ſeine herkömmlichen Tetrarchien. Dem Dejotarus namentlich, den er außerdem mit Kleinarmenien und einem Theile von Pontus, von Iris bis Colchis hin, beſchenkte, verlieh er den königlichen Titel[51]), — aber nicht von Galatien; und dem Galater Bogodiatorus gab er die Stadt Mithridatium, die nachmalige Magnopolis. — Auch den M. Craſſus begleiteten zehn Jahre ſpäter Galater auf ſeinem Zuge gegen die Parther[52]), — wie Dejotarus, der Freund dieſes Craſſus und des M. Tullio Cicero, den er als damaligen Proconſul mit ſeinem Sohne bei dem Obſerva-

46) *Appian.* p. 197. 47) *Justin.* XXXVIII. c. 4. §. 9. Vergl. bei demſelben XXV, 2. 48) So Appianus. Nach Plutarch wäre aber Galatien nicht, ſondern nur Bithynien und Kappadocien ihm zugeſprochen worden.

49) *Appian.* p. 227. *Memnon*, Phot. c. 46. p. 741. 50) *Plutarch.* 265—272. 51) *Appian.* p. 251. De bell. Syr. 119. *Eutrop.* VI. c. 11. *Strabo* XII. p. 376. *Vaillant*, Imp. Achaemenid. p. 170. 52) *Plutarch.* Crassus I. p. 559. coll. *Appian.* Bell. Parth. c. 77. p. 145. *Dio Cass.* XL.

tionscorps in Kleinaſien begleitete, hielten auch die andern Tetrarchen Galatiens an Pompejus feſt, als ſpäter im Bürgerkrieg Cäſar und Pompejus gegen einander ſtanden. Dejotarus war damals ſchon bejahrt, ihm zur Seite waren aber Tarcundarius Caſtor, Schwiegerſohn des Dejotarus, und Donilaus, welche mit ciliciſchen, kappadociſchen und andern Hilfstruppen den rechten Flügel des Heeres bei Pharſalus unter Pompejus bildeten [53]). Bei Epheſus verließ er erſt den flüchtigen Feldherrn und ſetzte verkleidet ſeine Reiſe ins Innere Aſiens allein fort. Cäſar legte auch ihm eine ſchwere Geldbuße auf [54]). Zwei ſeiner galatiſchen Legionen, von ihm ſelbſt nach römiſcher Art eingeübt und disciplinirt — deshalb auch den Namen Dejotariana tragend [55]), — gingen darauf ſpäter auch unter Domitius Calvinus, Cäſar's Statthalter in Aſien, dem Pharnakes, Sohne des Mithridates des Großen und Könige im Bosphorus, entgegen, als dieſer Kappadocien und Kleinarmenien widerrechtlich beunruhigte, wurden aber geſchlagen. Als aber Cäſar ſelbſt Cilicien und kurz nachher Galatien beſuchte, und Dejotarus ihm reuig entgegenging, ſtellte ſich jener an die Spitze der galatiſchen Legion des Dejotarus und ſeiner Reiterei, und endete, die heuchleriſche Buße des hinterliſtigen Pharnakes klug durchſchauend, in Gemeinſchaft mit Dejotarus mit einem furchtbaren Schlage der Räuberkrieg des Rebellen. Daneben nahm aber der ſiegreiche Cäſar dem Dejotarus ſeine Tetrarchie, über die er Mithridates von Pergamus, einen Nachkommen der alten Tetrarchen Galatiens, ſetzte, und einen Theil Armeniens, den er dem Ariobarzanes III., Könige von Kappadocien, übergab [56]). Es iſt bekannt, daß Cäſar dafür dem rachebrütenden beleidigten Gaſtfreunde (und Feinde in Einer Perſon) in Galatien faſt hätte als Opfer fallen können. Als nun aber Cäſar in Rom ermordet worden war, riß Dejotarus von Neuem Armenien und ſeine galatiſche Tatrarchie wieder an ſich, die ihm außerdem nach Cäſar's Teſtamente auch wieder beſtimmt war [57]). Als aber bei dem neuen Kriege zwiſchen Octavius, Antonius und Caſſius Letzterer, damals Proconſul Syriens, des Dejotarus und ſeiner Legionen Hilfe beanſpruchte [58]), da trug dieſer doch Bedenken, durch die vorgängigen Erlebniſſe klüger gemacht, aufs Ungewiſſe hin ſich wiederum der Einen Partei anzuſchließen, und verweigerte den erbetenen Zuzug unter dem Vorwande der Schutzbedürftigkeit gegen ſeine lauernden räuberiſchen Nachbarn. Nur Brutus, ſein näherer Freund und — wie man meint — einſt ſein Vertheidiger bei Cäſar [59]), bekam von ihm eine ſtarke galatiſche Hilfsſchar, die unter Amyntas bei Philippi in Brutus' Heere focht. Andere Tatrarchen ſtellten Fußmannſchaft [60]). Unter Brutus ſiegten auf der einen Seite, unter Caſſius unterlagen auf dem andern Flügel die Kämpfenden. Nach der Schlacht aber ging Amyntas mit den Truppen des Dejotarus zum Feinde über [61]). Galatien wurde dennoch nachmals nach Brutus' Tode, gleich den übrigen abtrünnigen Provinzen, vom Antonius mit ſchwerem Tribute belaſtet, obſchon es auch wahrſcheinlich iſt, daß Amyntas anderntheils wegen ſeines Übertritts mit einer Tatrarchie und dem Königstitel belohnt worden iſt [62]). In der Folge leiſtete Amyntas mit ſeinen Galatern noch dem Antonius weſentliche Dienſte, blieb aber auch ihm nicht treu, ſondern ging mit den Seinen bei Actium zum Octavianus über (*Plut.* vita Antonii; *Dio Cass.* I. *Horat.* ad Maecen. ep. IX, 17). Dafür erhielt er nun ganz Galatien. Auguſtus machte es dann nach Amyntas' Tode zur römiſchen Provinz (ſ. u.), und M. Lollius war daſelbſt der erſte Proprätor. Ebenſo erging es dem den Trocmern benachbarten Theile des Pontus, der unter Teporgus, einem Nachkommen galatiſcher Tetrarchen, ſtand (*Strabo* XII). Unter den folgenden Kaiſern wurde auch noch Paphlagonien hinzugeſchlagen; unter Conſtantin zerfiel jedoch dieſe große Provinz wieder in mehre kleinere, und nur das wirkliche Galatien blieb als eigene Provinz noch für ſich. Vergebens verſuchten im Kampfe Aurelian's gegen Zenobia noch einmal die Gallier ſich gegen jenen zu erheben, um die Zenobia zu unterſtützen; Wichtiges leiſteten ſie nicht mehr auf dem Kampfplatz. Dagegen hatte ſich ſeit Einführung des Chriſtenthums bei ihnen (ſ. art. *Paulus* sect. III. XIV. p. 197 seq.) nach und nach auch die Myſtik in Galatiens Grenzen heimiſch gemacht und unter Kaiſer Julian's ihr zugethaner Regierung machte auch das Prieſterweſen hier bedeutende Fortſchritte. Dazu wird von Sklavenhandel berichtet, den die Galater in Kleinaſien mit gothiſchen Sklaven getrieben hätten [63]).

Was nun zunächſt ihr **Kriegsweſen** anbetrifft, ſo wiſſen wir, daß ſie wie raſtlos herumſchwärmende Freibeuter von Anfang an die Sitte hatten, auf Wagen ihre Familien und Habſeligkeiten mit ſich zu führen, was überhaupt bei den wandernden Stämmen der Gallier nichts Ungewöhnliches war. Öfters beſtand kaum die Hälfte des ſogenannten Heeres aus wirklich bewaffneten und ſchlagfertigen Streitern; die Mehrzahl waren meiſtens nachziehende Anverwandte. Wie dies überhaupt aus directen und indirecten Zeugniſſen und Andeutungen glaubwürdiger Autoren hervorgeht, ſo läßt ſich daraus auch erklären,

53) *Caesar*, Bell. civ. III, 4. *Appian.* b. c. II, 472. *Vellejus P.* II, 53. *Cic.* De divin. II. Orat. pro Dejotaro V. u. X. (vergl. d. Art. Dejotarus, 1. Sect. 23. Bd. S. 353. add. 1. Sect. 29. Bd. S. 152). — *Lucanus*, De bello civ. VII:

— sicci sed plurima campi
Tetrarchae regesque tenent, magnique tyranni,
Atque omnis latio quae servit purpura ferro.
Inde truces Galli solitum prodistis in hostem.

coll. lib. VIII. 54) *Hirtius*, De bello Alexandrino c. 34, 1. coll. *Cic.* pro Dejot. c. IX. 55) ſ. I. Sect. 29. Bd. S. 152. 56) *Hirtius* l. l. c. 78. *Cic.* De div. II. Orat. Philipp. II. pro Dejot. III. XIII. *Dio Cass.* XLII. p. 183. 207. add. *Strabo* XIII. p. 429. 57) *Cic.* Orat. Philipp. II. 58) Der Senatserlaß auf Cicero's Vorſchlag lautete (Philipp. XI, 31): „regem Dejotarum patrem et regem Dejotarum filium, si, ut bellis multis saepenumero imperium Populi Romani juverint, item C. Cassium Proconsulem copiis suis opibusque juvissent, senatui Populoque Romano gratum esse facturos: itemque si caeteri reges, tetrarchae, dynastaeque fecissent, Senatum P. Q. R. eorum officii non immemorem futurum."

59) *Quintilianus s. Tacitus*, De oratore XXI. c. II. 60) *Dio Cass.* XLVII. p. 341. *Appian.* IV. p. 640. 61) *Dio Cass.* l. l. p. 355. 62) *Appian.* p. 715. *Dio Cass.* XLIX. p. 411. 63) *Ammian. Marcell.* XXII, 7.

Digitized by Google

wie es möglich geweſen, daß vom Weiber- und Kindermorde der Galater — wie im Kampfe gegen Gonatas —, oder von Ausrottung der galatiſchen Familien — wie durch Pruſias — die Rede ſein konnte. (Übrigens ſtanden namentlich die Weiber bei allen galatiſchen und germaniſchen Völkerſchaften als Rathgeberinnen, Weiſſagerinnen, Theilnehmerinnen, mittelbare oder unmittelbare Helferinnen im Kampf u. ſ. f. in hohem Anſehen.)[64]). Ihre Bewaffnung ſelbſt war natürlich der der übrigen Gallier gleich. In der Rechten je zwei der ſogenannten Gaesa — Wurfgeſchoſſe mit längerer eiſerner Spitze[65]) — die vor dem Angriffe mit Speer und Schwert auf den Feind geſchleudert wurden, ihre ſchweren und langen, vorn der Spitzen entbehrenden Schwerter an den Hüften — mühſeligen Gebrauchs trotz ihres kräftigen Schwunges und beim Fußkampfe, wo Mann gegen Mann, faſt unbrauchbar[66]) —, mannshohe hölzerne, mit Fellen bezogene Schilde (*θυρέους*), die nur ſpärlich breit, am Arme[67]), die nöthigenfalls zu Kähnen dienten, — ſo traten ſie gewaffnet — übrigens faſt nackt[68]) — vor den Feind. Ausgezeichnet gerüſtet und bedient, ihrer Organiſation nach eigenthümlich denkwürdig war ihre Reiterei, die *Pausan.* Phoc. XIX. p. 844 beſchreibt, die ſogenannte Trimarcisia (ſ. d. Art. coll. *Liv.* XLIV, 26, 2. *Velserus* l. II. p. 44. *Diod. Sic.* in exc. *Peiresc.* p. 313). Stürmiſch, aber häufig nur zu unvorſichtig, war ihr Angriff, wenn auch nicht immer planlos ihre Aufſtellung. Ungünſtige Augurien und misdeutete Naturereigniſſe oder Zeichen (ſ. o.) konnten zuweilen ihren Muth zügeln[69]), öfters, und namentlich von Dejotarus' Zeit an, ſchienen ſie ihnen von geringerem Gewicht[70]). Dazu pflegte Habſucht und Beuteluſt ihren Kampfſinn zu erhöhen[71]) (avidissima rapiendi gens — *Liv.* XXXVIII, 27, 7); humiliorum, meint deshalb Juſtin von ihnen (XXVII, 3), semper mercenaria manus; im Kampfe ſelbſt waren ſie oft beiſpiellos grauſam, und mehrmals bluteten ihre Gefangenen als Opfer ihren Göttern[72]), — wie ja überhaupt der Mord, ſogar an Ältern und Kindern verübt, ſelbſt bei den namhafteſten Herrſchern der kleinaſiatiſchen Reiche (wir erinnern nur an den genannten Mithridates und Dejotarus) an der Tagesordnung war. Wenn aber gleich ihr Angriff ſtürmiſch, war doch ihre Ausdauer im Kampfe nur gering[73]), und wurde dies mehrmals Urſache ihrer größten und zahlreichen Verluſte. Außerdem waren ſie unzuverläſſig, oft treulos, gewöhnlich rachgierig und hinterliſtig; Führer und Untergebene meiſtens gleich. Daß ſie ſtumpfſinnig von Natur geweſen, wie man hier und da aus des Apoſtels Paulus oft wiederholter Anrede „*ἀνόητοι Γαλάται*“ hat entnehmen zu müſſen geglaubt, läßt ſich hierdurch durchaus nicht erweiſen (ſ. *G. Hofmanni* Diss. de stupidis Galatarum ingeniis [Lips. 1728.]), und widerſpricht, abgeſehen von andern Gründen, ſchon äußerlichen triftigen Zeugniſſen bewährter alter Autoren. Mit griechiſcher Bildung bekannter geworden, ſollen ſie ſogar griechiſchem Geiſte, griechiſcher Weisheit und Kunſt zugänglich geweſen ſein[74]). Die Geſchichte nennt manchen berühmten, profan und kirchlich hervorragenden Namen galatiſchen Urſprungs.

Über ihre **Religion** und ihren **Cultus** von den Zeiten ihrer Einwanderung an bis zur Verbreitung des Chriſtenthums unter ihnen läßt ſich zwar nichts ganz Zuverläſſiges ſagen, doch erwähnen die Alten, daß die Galater neben dem hergebrachten Ceremoniendienſt, den vaterländiſchen Göttern Galliens nach wie vor gewidmet, noch mit beſonderer Auszeichnung ebenſo den Teut, wie die Diana verehrt hätten[75]), deren Prieſterin einſtmals Camma, des Tetrarchen Sinoroges Gattin, war; ferner den Herkules, Bacchus, zu Peſſinus die Cybele und den Attys (man hat ja fälſchlich auch die Gallos, jene entmannten Phrygier, die den Cybeledienſt in Rom verſahen, ſpäterhin mit dieſen Galatern in Peſſinus in Verbindung gebracht). Soviel ſcheint aber beſtimmt angenommen werden zu müſſen, daß die Galater bald dem griechiſchen Cultus ſich mehr und mehr zuneigten, und daß ſie darüber ebenſo bald ihrer eigenen Götter — ſelbſt der Druiden, ihrer geheiligten Mittler — gänzlich vergaßen. — Ähnliche Ungewißheit herrſcht über ihre **Sprache**, obgleich ſich hier auch wol einige Anknüpfungspunkte zu Conjecturen bieten. Obgleich nämlich die Galater ſich mit den griechiſchen frühern Bewohnern ihres Landes miſchten, ſodaß ſie auch deren Sprache mit der Zeit erlernten, ſo blieb dennoch wahrſcheinlich auch neben dieſer neuen ihre Landesſprache in eigenem Gebrauch bis zu Hieronymus' Zeit. Hieronymus ſelbſt nennt letztere der Sprache der Trevirer (Trier) übereinſtimmend[76]). Überreſte ihrer alten Landesſprache finden ſich bei Pauſanias (Phoc. p. 848. 890), Heſychius (lex. ed. *Schrevel.* s. v. *ἔντριτον*, *ἔνθρυπτα*, *Λεκύνιδες*), Epiphanius u. A. (in *Suiceri* thes. eccl. s. v. *Tascadrugi*, *Tascodrugitae*, gr. *Passalorinchitae*). Auch die lykaoniſche Sprache, die in Lyſtra (Actor. XIV, 11) geſprochen wurde, wird, nach *Plin.* H. N. V, 32 u. A., mit der galatiſchen Urſprache in Ein-

64) *Eustathius* ad Iliad. VI. p. 626, 44. ed. Rom. — coll. *Tacitus*, Germ. VII. *Plut.* De virt. mul. opp. Tom. II. p. 246. *Polyaen.* VII, 51. 65) *Strabo* IV, 136. *Servius* ad *Virg.* Aen. VII. *Claudianus* l. II. in *Eutropium* v. 248; in Stiliconem l. II. v. 241. *Virgil.* Aen. IV. al. *Augustinus* l. VI. locut. de Jesu Nave (ad Jos. VIII, 18), opp. Tom. III. p. 133. — LXX in Jos. VIII, 18. Judith IX, 9. coll. *Humfredus Hody.* De bibl. textibus originalibus II. c. 8. — Abbildungen davon in *Lasius*, De gentium migrat. lib. V. p. 154. 66) *Polyb.* II. c. 33. *Suidas* s. v. *διαρσις* u. *ἀποξυστροῦνται*. *A. Gellius*, Noct. Att. IX. c. 134. coll. *Liv.* XXII, 46. *Florus* I, 13 al. 67) *Pausan.* Phocic. XXI, 4. *Liv.* XXXVIII, 17, 3. 21, 4. *Polyb.* II, 30. *Strabo* IV. p.136. 68) *Polyb.* II, 28. *Polyaen.* Strat. VIII, 10, 3. *Liv.* XXII, 46, 6 und XXXVIII, 21, 46 al. *Diod. Sic.* V. *Appian.* Bell. Syr. 99. 69) *Polyb.* V. p. 421 und 447 seq. 70) *Cic.* De divin. II. 71) *Polyb.* II, 22. 72) *Diodor. Sic.* in excerpt. *Peiresc.* p. 317. Coll. *Vales.* not. ad h. l. p. 50. *Cic.* pro Fontejo XX. *Strabo* IV. *Liv.* l. l. c. 47, 12.

73) *Florus* I, 4. *Appian.* ap. *Suidam* s. v. *ἄδην*. 74) *Wernsdorf* l. l. VI, X. 75) So *Polyaen.* VIII, 38. 76) *Hieronymus*, Prooem. lib. II. in Galatea p. 172. — Die Kenntniß der Mutterſprache neben der griechiſchen ſchließt man u. A. bei den Galatern aus einer häufig wiederkehrenden Erzählung bei *Val. Max.* VI, 1. 2. coll. *Plut.* De virt. mul. Tom. II. p. 258; vgl. *Liv.*, *Flor.*, *Aur. Vict.* al.

klang zu bringen geſucht (cf. *Jablonski*, De lingua Lycaonica disput., coll. *J. F. Guhling.*, De Lycaonica lingua a Pelasgis Graecis orta, diss. [Viteb. 1726.]; *E. A. Schulze*, De Galatarum lingua diss. [Francof. 1757.]; Adelung, Älteſte Geſchichte der Deutſchen S. 98 ſg.).

Ihre ältere **Verfaſſung** kennen wir ſchon aus Strabon (XII, 567). „Da ſich," ſchreibt er, „dieſe drei Völkerſchaften einer gemeinſchaftlichen Sprache bedienen, auch ſonſt in allen andern Dingen zwiſchen ihnen kein Unterſchied zu bemerken iſt, ſo verglichen ſie ſich und theilten jeden dieſer drei Haupttheile in vier kleinere, die ſie Tetrarchien nannten. Einer jeder ſolchen Tetrarchie ward ein Tetrarch [77]), ein Dikaſtes [78]), ein Stratophylax [79]), insgleichen zwei Hypoſtratophylaken [80]), die unter dem Tetrarchen ſtanden, vorgeſetzt. Außer dieſen hatten ſie noch einen Senat, der aus 300 Perſonen beſtand und der Rath der XII Vierfürſten genannt wird. Dieſer verſammelte ſich an einem Orte, welcher Drynaemetum hieß [81]), und ſprach über alle peinlichen Angelegenheiten, indem das, was ſonſt vorfiel, von den Tetrarchen und Dikaſten abgethan ward. Dieſes war alſo die alte galatiſche Verfaſſung, die vor nicht gar langer Zeit abgeändert worden iſt. Denn das Land kam erſt unter drei, dann unter zwei verſchiedene Herren; und zuletzt ward es gar dem einzigen Dejotarus unterwürfig gemacht ꝛc." — Daß ſelbſt unter ihren Fürſten reges, reguli, subreguli, regales, duces, principes bei den römiſchen Schriftſtellern genannt) die galatiſchen Stämme ihrer vollen Freiheit genoſſen, von einander und von ihren Königen ziemlich unabhängig waren (denn dieſe beſaßen zu keiner Zeit abſolute Gewalt) [82]), iſt aus mehr denn Einem Grunde gewiß. Übrigens ſcheint nach Allem die Würde der Tetrarchen nicht erblich, auch weniger einträglich als ehrenvoll geweſen zu ſein. Die Magiſtrate der Städte waren wiederum dieſen untergeordnet; ſie und die Bevölkerung zuſammen bildeten eine Art Senat (*ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος Σεβαστηνων — ἡ βουλὴ καὶ δῆμος τῆς μητροπόλεως Ἀγκύρας* ..., wie ſich auf Denkſchriften öfters findet), die gemeinſam berietben und Einzelbeſchlüſſe faßten. — Als aber die Römer endlich Galatien förmlich zur Provinz umwandelten (*Strabo* XII. *S. Ruf.* II. *Dio Cass.* LIII, 26), hatte ſich ihre Politik in Bezug auf die freie Einrichtung und die Selbſtändigkeit des Landes geändert, in deren Intereſſe es bisher gelegen hatte, in Galatien ein freies Volk ſich dienſtbar zu halten, als Schutz und Wehr zur Zucht der unabläſſig tumultuirenden übrigen aſiatiſchen Staaten. Wir haben einzelner Veränderungen ſchon gedacht. Den Tetrarchen wurden willkürlich Landesantheile genommen und — allerdings nicht mehr wie früher legibus Gallograeciae, jure gentis et cognationis — andern gegeben, Tribute wurden erhoben, und Cicero konnte ſchon vom Dejotarus ſagen (pro Dejot. V.): venit vel rogatus ut amicus, vel accersitus ut socius, vel evocatus, ut is, qui senatui parere didicisset. Feſtus (breviar. XII.) ſchreibt: postea Galatiam Dejotarus tetrarches nobis permittentibus tenuit. Die Tetrarchen wurden ſchon zur Zeit der ausbrechenden Bürgerkriege *φιλορωμαῖοι* (ſ. *Suidas*) zu ſein genöthigt. Ein Proprätor ſtand über allen Notabeln Galatiens. Solcher Zuſtand dauerte fort, bis vier Jahrhunderte ſpäter der Kaiſer Valens (a. 378) Galatien in zwei Theile ſchied, Galatiam primam und secundam oder salutarem. Jenes bekam ein Conſular, dieſes ein praeses (ſ. *Hierocles* synecdemo, ed. *Wesseling*. [Amst. 1735.] p. 696); jenes wurde deshalb auch als Galatia proconsularis bezeichnet [83]). So blieb es unter den chriſtlichen Kaiſern. Als nachmals die Sarazenen das Gebiet des Kaiſerreichs in Aſien verkürzten, wurden die Grenzen Galatiens durch Hinzugabe eines anſehnlichen Theils von Bithynien erweitert. Hier war es, wo die Benennung thema für die neuen einzelnen Provinzen aufkam (ſ. o.) und der Name eines Galatiae buccellariorum ſich findet. Jetzt geht es in Ejalet Anadoli und Karaman auf.

Daß Galatiens **Boden** durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet und eine reiche Fülle an Lebensbedürfniſſen erzeugt, wird mehrſeitig dargethan. So preiſt Strabon (l. c.) *τὴν εὐδαιμονίαν* Galatiens, die Güte und Ergiebigkeit der fruchtbaren Äcker am Halys; ſo ferner Stephanus Byz. (s. v. *Phrygia*) das ſchöne Phrygien, deſſen „ſchönſten Theil" die Galater ſich unterworfen; und ein alter anonymer Geograph des IV. saeculi (autor *ἐξηγή*-

77) cf. *Salmasius*, De Luc. III, 1 in collect. *Wallaei*: Quod ad tetrarchiae nomen attinet, fallitur si quis putat Tetrarchiam esse quatuor provinciarum aut oppidorum principatum: ut ex Plinio constat vel singulae urbes in Phoenice ac Syria fuere Tetrarchiae. Proprie tamen ea vox significavit quaternorum simul in una eademque provincia vel gente principatum: cum regio aliqua vel natio a quatuor viris regitur. Singuli dicuntur Tetrarchae et singulorum administratio *τετραρχία*. Sic *τριαρχαι* sunt Triumviri. Über des Plinius Irrthum, der „CXCVI" Völkerſchaften und Tetrarchien annimmt, ſ. *Salmas.* ad *Solinum* p. 877. 78) *Δικαστής*, judex, — „bei dem die oberſte Gewalt in Anſehung der bürgerlichen Einrichtung und der Polizei beſtand" — Penzel, Anm. zu Strabon. 79) *Στρατοφύλαξ*, praefectus exercitus, wie es Xylander überſetzt, dux belli. 80) *Ὑποστρατοφύλαξ*, stratophylacis vicarius, legatus. 81) *Δρυναίμετος*, comp. aus *Δρυ — αίμετος*, hat man durch Trin (Dryn) — Heimath — erklärend wiedergegeben, domicilium trium sc. populorum, und ſich berufen auf Bohemia (Bojenheim, Heimath der Bajer); Tolistobojer (Ta liſte Bojen, extremi atque ultimi Boji; oder: to liste Bojie = les Boies enrollés, für die Soldatenliſte ausgehobene; auch die List beuger, qui fraudes hostium infringant); Tectosager (= Teut's Söhne; oder: die echten Saxen, legitimi Saxones; oder: dick, dicht — sagati, densis sagis vestiti; auch tecti sagis); Trocmi (= trock mied, *μηδὲν ἀναβαλλόμενοι*, moram devitantes); cubalium, Kuh-wali, wo Kuhheerden gehalten wurden; Brennus = Brenner, Mordbrenner; Cambaules, Kampwald; Leonnorius, Lönhart; Lutarius, Luther, Lethar u. a. — worüber man die ſpitzfindigſten Unterſuchungen mit größtem Scharfſinn und einem Aufwand von Gelehrſamkeit von verſchiedenen Seiten geführt findet. — Vergl. auch *Hofmann*, Disp. de profanis Galatarum conciliis. (Lips. 1728.)

82) Das Verhältniß derjenigen Könige, die Rom verbündet oder untergeben waren, beleuchtet *J. G. de Berger*, Diss. de regibus inservientibus. 83) *Gruteri* Inscript. p. 402. num. 4 (ſ. *Cellarius*, Orb. ant. II, 173). — Über Gal. prima et secunda ſ. *Car. a S. Paulo*, Geograph. sacra cur. *Holstenii*. (Amstelod. 1704.) p. 249. Übrigens iſt ſeine Angabe der Grenzſcheiden und Theile nicht ohne Vorſicht hinzunehmen.

Digitized by Google

σεως ὅλου τοῦ κόσμου ed. a *J. Godofredo* a. 1628. c. 22 u. 25) ſagt von ihm: *Γαλατία ἄρτον θεῖον καὶ ἐξοχώτατον ἐσθίειν λέγεται* (divino et eminentissimo pane vesci dicitur). Plinius (l. l. V, 32) nennt ebenfalls wenigſtens den Theil des Binnenlandes, welches Tectoſagen und Teutobodiaker inne hatten, uberrimam partem Cappadociae; ergiebigen Fiſchfang boten die Flüſſe; Wein, Oliven u. a. die meiſten Berge; zahlreiche und treffliche Heerden weideten auf den Fluren; edle Metalle und edle Steine gaben die Tiefen der Erde; Bauſteine viele Ebenen und verſchiedene Holzarten die Wälder; daneben richteten aber auch kahle Berge ihr nacktes Haupt über ſteinigem oder ſumpfigem Lande einzelner Gegenden auf. — Mit einzelnen Landesproducten wurde auch Handel getrieben[84]). — Von namhaften Bergen gedenken wir beſonders des Magaba (ſ. o.; *Liv.* l. l. XIX, 26), der ſpäter Modiacus genannt; des felſigen Olympus (ſ. o.) zwiſchen Ancyra und dem Fluſſe Sangarius (ein Berg, jetzt Aladag genannt und von *Liv.* l. l. c. 19 anſchaulich genug beſchrieben); des Adoreus, auf dem die Quelle des Sangarius (*Liv.* l. l. 18); des Agdiſtis (benannt von jenem mythiſchen Agdiſtis, dem entmannten Hermaphroditen, der in der Sage von *Ἄττης* [Attis, Attys] vorkommt, ſ. 1. Sect. 2. Bd. S. 184 dieſer Encykl.), auf dem des Attys Grab gezeigt wurde; des Ancyrium, des Berecynthius — der peſſinuntiſchen Göttin (ſ. o.) heilig; des Brianeas, geheiligt durch die Erinnerungen an S. Georg und S. Theodorus; des Dindymus (*Strabo* XII; *Ptolemaeus* l. l. p. 122); des unerſteigbaren Olgaſſys; — von Flüſſen des geſchlängelten Halys (Kiſil Irmak), den der einwandernde Galater — pro Rheno poturus Halyn — ſich zur Marke ſetzte; des ſagenreichen Gallus (*Plin.* XXXII, 11. *Ovid.* Fast. l. IV. *Steph. Byz.* s. h. v. und Flaccus' Anmerk. hierzu in *Berkelii* edit. *Stephani* l. c.; coll. Etym. M. s. h. v., *Cellarius*, Orb. ant. II, 172 al.); des Lycus, oft von den Alten erwähnt; des Siberis, ausführlich von Procopius (De aedificiis Justiniani l. V, 4) beſchrieben; des früher Xerabates, vielleicht auch Coralius, ſpäter Ava, Ayala, jetzt Sakarja genannten Sangarius (den ſchon Homer nennt, coll. *Strabo* XII; *Liv.* XXXVIII, 18 al.; ſ. unter Art. Agdistis — Attys) — und des ſalzigen großen Sees Tatta. — Von Städten erwähnen wir aus Galatia prima nur Ankyra (ſ. 1. Sect. 4. Bd. S. 150 fg.), den Hauptort der Tectoſager und Mittelpunkt von ganz Galatien; Ambrena in demſelben Bezirke; ebendaſelbſt: Anaſtaſiopolis — ſeit dem concilium Constantinopolitanum VI., dem der hier anweſende Archimandrit S. Theodoſius beiwohnte, mit dieſem Namen, früher wahrſcheinlich Laganea genannt (*Bingham*, Orig. ss. Tom. III. p. 478. ed. lat. Halens.); Aliaſſum (Itinerar. Hierosol. ed. *Wesseling.* p. 575); Andrapa (eod. l. p. 576); Gorbeus, Caſtell und Sitz des vom älteren Dejotarus ermordeten Caſtor Saocondarius, das Ptolemäus als Corbenutus, das Itinerar. als Corvenuta aufführt; Juliopolis, ein früherer „Gordius vicus" Bithyniens, im 3. Jahrh. (*Wesseling.* l. l. p. 574) Galatien zugetheilt, mit einer Colonie der Römer; die Tempel- und Kloſterreiche Siceon (Act. ss. mens. April. Tom. III.; add. vit. S. Theodori, J. Baptistae, S. Gemelli und S. Georgii martyrum, S. Christophori al.). — Aus dem Gebiete der Trocmer nennen wir, Galatia prima ebenfalls gehörig, nur: Tabia (Tabium, Tavium), die Metropole der Trocmer von Ancyra (nach dem Itinerar. Ant.) fünf Tagereiſen, jede zwiſchen 4—5 geographiſcher Meilen, in Allem 116 milliar., d. h. in gerademe Durchſchnitt 18 geograph. Meilen entfernt (ſ. Mannert, Geographie der Griechen und Römer V, 53), von Strabon *Ταούιον*, von Ptolemäus *Ταυΐον* genannt, allgemeiner Handelsplatz des Volkes mit einem Aſyl und einem ehernen Koloß des Jupiter; Danala (ſ. o.); Mithridatium, vom Pompejus (ſ. o.) einſt dem Bogodiatorus geſchenkt, vom Mithridates gebaut und zubenannt, die nachmalige Magnopolis s. Pompejopolis. — Den Toliſtobojern, Galatiae secundae, gehörig: Peſſinus, Hauptſtadt (ſ. d. Art. in dieſer Encykl. 3. Sect. 18. Bd. S. 318 fg.); Alyatti, vermuthlich nach Alyathus von Lydien, Vater des Cröſus, benannt; Amorium (Amurium), aus welcher („der Phrygier") Äſopus herſtammen ſoll (ſ. *Planudes* in coll. fab. Aesop. —: *τὸ μὲν γένος ἐξ Ἀμορίου τῆς Φρυγίας κατῆγε τῆς μεγάλης ἐπίκλησιν*); Blucium, wahrſcheinlich das Lucejum des Cicero (Orat. pro Dejotaro, wie Belſer in adnotatt. lib. II. meint), Reſidenz des Dejotarus; Clanei, nachmals Sitz eines Biſchofs; Cuballum (ſ. o.), Kampfort des Manlius und der Toliſtobojer; Germia (Germacolonia), nach Peſſinus eine Zeit lang Hauptſtadt des Diſtricts, die ſpätere Myriangeli (*Wesseling.* l. l. p. 698), oder nach Bingham: Aderma; Gordium, ehemals Hauptſtadt ganz Phrygiens, nach Gordius, Vater des Midas, benannt und bekanntlich in der Sage, wie in der Geſchichte denkwürdig; Polybotum, zur Zeit Juſtinian's durch ein Erdbeben zerſtört: — die Hauptſtraßen Galatiens in ihren Verbindungen und Durchkreuzungen, die Lage der Städte zu ihnen u. A. geben alle genannten Itineraria und die Peutinger'ſche Tafel genau an. — Ein ſehr brauchbares und ſorgfältiges Verzeichniß alles hierher Gehörigen gibt *Hofmanni* Diss. de Galatia antiqua (ſ. o.), nachmals vermehrt durch Wernsdorff's überaus gründliche Studien (ſ. deſſen Diss. de Galatarum republica c. V. pag. 206—255, add. *Mannert* l. l. V, 5. p. 47—78; vgl. auch die betreffenden Artikel in dieſer Encyklopädie).

(*O. Gruber.*)

GALATON (*Γαλάτων*), ein Maler der Alexandriniſchen Periode, wahrſcheinlich unter Ptolemäus Philopator, machte ſich durch eine auf die epiſchen Dichter und auf deren Nachahmung des Homer bezügliche Carricatur bekannt. Er malte nämlich einen ausſpeienden Homer und ſtellte die übrigen Dichter dar, wie ſie das Ausgeſpieene auſſchöpften. So erzählt uns wenigſtens Älianus (Varr. Hist. XIII, 22) und der ihn ausſchreibende Scho-

84) Namentlich wuchs in Galatien ſo ſchön wie irgendwo der frutex coccineus, von den Galatern hysges genannt. Mit ſeiner Purpurfarbe wurden Imperatorenmäntel gefärbt, wie Plinius berichtet. Tertullianus erwähnt dieſen „Galaticum ruborem;" ſ. *Salmasius* ad *Solinum* p. 272, vergl. *R. Simon*, Grand dictionn. de la bible, s. v. *Galatie.* §. I. p. 516.

Digitized by Google

liaſt zu Lucian's Charon (T. III. p. 325 ed. *Lehm.*), wo jedoch der Name dieſes Malers *Γελάτω* geſchrieben iſt, Anderes und Näheres über dieſen Künſtler iſt uns nicht bekannt. (*Baehr.*)

GALATSCH, GALACZ, Stadt im Diſtrict Kohurlui in der Moldau, liegt am linken Donauufer, zwiſchen den Mündungen des Pruth und Sereth, 17 Meilen von der Mündung des Stromes. Die Stadt iſt offen und auch die beſtgebaute der Moldau, indem ſie ziemlich viel ſteinerne Häuſer aufzuweiſen hat. Sie hat etwa 8000 Einwohner (worunter viele Juden), ſieben Kirchen und Klöſter, ein Krankenhaus und einen großen und reichen Bazar. Seit alter Zeit iſt Galatſch der Stapelplatz der Moldau und Walachei, hat Schiffswerfte und einen guten Hafen, in dem Seeſchiffe von 300 Tonnen ankern können. D. Cantemir ſchildert für ſeine Zeit (1770) die Handelsverhältniſſe alſo: „Hierher kommen nicht nur alle Jahre zwei bis drei Mal aus denen am ſchwarzen Meere liegenden Örtern, aus der Krimm, Trapezunt, Sinope, Conſtantinopel, ſondern auch aus Ägypten und ſogar aus der Berberei Schiffe, welche mit Holz aus der Moldau, Eichen, Kornelholz, Tannen, wie auch Honig, Wachs, Salz, Butter, Salpeter, Getreide beladen wieder abfahren." Neuere nennen noch als Handelsartikel Wolle, Häute, Talg, Flachs, Salzfleiſch und Rauchwaaren. Einen ganz neuen Aufſchwung hat die Stadt genommen, ſeitdem Dampfſchiffe auf der Donau gehen; nur die Cholera und die unruhigen Verhältniſſe jener Provinzen laſteten neuerlichſt ſchwer auf ihr. — Manche ſuchen in der Gegend von Galatſch das alte Axiopolis. Cantemir gibt an, daß an der öſtlichen Mündung des Sereth Überreſte einer alten Stadt zu ſehen ſeien, von den Einwohnern Gjergina genannt. Er führt eine dort gefundene Inſchrift an: Imp. Caesari. Div. Filio. Nervae. Trajano. Augusto. Germ. Dacico. Pont. Max. Fel. B. Dict. XVI. Imp. VI. Cons. VII. P. P. Calpurnio. Publio. Marco. C. Aurelio. Ruſo. Am 1. Mai 1789 nahmen die Ruſſen die Stadt und wurden am 18. Aug. deſſelben Jahres hier von den Türken geſchlagen. Am 11. Mai 1791 Friedenspräliminarien zwiſchen Rußland und der Türkei, 1821 Gemetzel zwiſchen Griechen und Türken, am 10. Mai 1828 Niederlage der Türken durch die Ruſſen. (*Daniel.*)

GALAX. Dieſe von Linné geſtiftete Pflanzengattung gehört zu der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und zu der Gruppe der Pyrolaceen der natürlichen Familie der Ericeen. Char. Der Kelch fünftheilig; fünf Corollenblättchen; ein häutiges, zehnzähniges Becherchen trägt auf fünf kürzeren Zähnen die pfriemenförmigen Staubfäden mit zweifächerigen Antheren; die Narbe dreilappig; die Kapſel dreifächerig, dreiklappig, vielſamig. Die einzige bekannte Art, G. aphylla *L.* (Bot. mag. t. 754, G. rotundifolia *Pursh*, Erythrorrhiza rotundifolia *Michaux*. Fl. bor. am. t. 36, *Gärtner fil.* Carpol. t. 210, Solenandra cordifolia *Ventenat*, Malmais. t. 69, Blandfordia cordata *Andrews*, Rep. t. 343, Pyrola urceolata *Poiret*, Anonymos s. Belvedera *Gronov.*), wächſt auf Bergen von Südcarolina, Georgien und Virginien als ein perennirendes Kraut mit kriechender, dunkelrother Wurzel, langgeſtielten, nieren- oder herzförmigen, glatten, geſägten Wurzelblättern, fußhohem, an der Baſis ſchuppigem Blüthenſchaft, ährenförmiger Blüthentraube und kleinen weißen Blumen. (*A. Sprengel.*)

GALAXEA, von Oken in ſeinem Lehrbuche der Zoologie aufgeſtellte Polypengattung, von deren Arten **G. anthophyllites** und **caespitosa** zur Gattung **Caryophyllia**, **G. cyathus** zur Gattung **Cyathina** und **G. musicalis, fascicularis, cuspidata** zur Gattung **Anthophyllum** gehören. (*Giebel.*)

GALAXIA. Dieſe von Thunberg aufgeſtellte Pflanzengattung gehört zu der zweiten Ordnung der 16. Linné'ſchen Claſſe und zu der natürlichen Familie der Irideen. Char. Die Blüthenſcheide einblätterig, einblüthig; die Blumendecke flüchtig, mit fadenförmiger Röhre, etwas offenſtehendem, ſechstheiligem Saume und umgekehrt-eiförmigen Fetzen, von denen die drei äußeren mit einem Nektargrübchen verſehen ſind; die Staubfäden zu einem Cylinder verwachſen, die Antheren eiförmig; der Griffel fadenförmig, mit vieltheiligen Narben; die Kapſel dreifächerig, mit ſehr kleinen, faſt kugeligen Samen. Mit Gewißheit gehören nur zwei Arten, G. ovata *Thunb.* (Nov. gen. II. p. 51. c. ic., *Cavanilles*, Diss. VI. t. 189, *Jacquin*, Ic. rar. II. t. 291, *Lamarck*, ill. t. 568. f. 1, Ixia Galaxia *L. fil.*, Suppl. p. 93) und G. graminea *Thunb.* (l. c., *Cav.* l. c., *Jacqu.* l. c. t. 18. f. 2, *Lam.* l. c. f. 2, Ixia fugacissima *L. fil.* l. c. p. 94) hieher, welche als kleine Zwiebelgewächſe mit gelben Blumen am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimiſch ſind. G. narcissoides *Willdenow* (Sp. pl. 3. p. 583, Sisyrinchium narcissoides *Cav.* l. c. t. 192. f. 3) weicht ab durch eine zweiblätterige, meiſt vierblüthige Scheide, hat weiße Blumen und wächſt in Patagonien. (*A. Sprengel.*)

GALAXIAS. Ein kleiner, von Peron in den ſüßen Gewäſſern von Vandiemensland gefundener Fiſch veranlaßte Cuvier zur Aufſtellung dieſer Gattung, die er Anfangs noch mit Esox vereinigt hatte. Joh. Müller hat ſich durch Unterſuchung des anatomiſchen Baues überzeugt, daß Galaxias nicht nur generell von Esox verſchieden iſt, ſondern ſogar aus der Familie der Eſocinen in die der Salmonen verſetzt werden muß, wenn nicht ſelbſt zum Typus einer eigenthümlichen Familie Galaxiae zu erheben iſt. Die Begrenzung des nicht vorſtreckbaren Maules vorn vom Zwiſchenkiefer und ſeitlich dahinter vom Oberkiefer iſt wie bei Microstoma. Die Eier fallen bei Galaxias in die Bauchhöhle und werden durch die Abdominalöffnung ausgeführt und darin ſtimmen ſie mit den Salmonen überein, während ſie durch den Mangel der Fettfloſſe ſich von ihnen entfernen. Valenciennes hat indeſſen die Galaxien in der Histoire naturelle des poissons noch in der Familie der Eſocinen aufgeführt. Es ſind im Allgemeinen kleine Fiſche von drei bis vier Zoll Länge, nur ausnahmsweiſe über einen halben Fuß lang. Ihr meiſt gedrungener Körper iſt nackt, völlig ſchuppenlos. Kleine ſpitze Zähne bewaffnen beide Kiefer und ſtehen auf

Digitized by Google

den Gaumenbeinen in je einer einfachen Reihe, auf der Zunge einige größere Hakenzähne. Die Rückenflosse liegt hinter der Körpermitte über der Afterflosse. Beide wie die paarigen Flossen von wechselnder Größe und Form. Die Rückenflosse wird von 10—11, die Afterflosse gewöhnlich 13—16, die Brustflossen von 12—14 und die Bauchflossen von Strahlen gespannt. Der Körper ist meist von gelblicher oder röthlicher Grundfarbe und mit dunklen Flecken oder Punkten gesprenkelt. Die Arten leben in den süßen Gewässern Neuhollands, Neuseelands und des Feuerlandes.

1) G. truttaceus (*Cuvier* et *Valenciennes*, Hist. natur. des poissons. XVIII. 342. tab. 543. — Esox argenteus *Forster* — Misetes attenuatus *Jennyns*) wird vier Zoll lang und lebt in den süßen Gewässern auf Vandiemensland. Die Schnauze ist dick und rund, beide Kiefer fast gleich, der untere salmonenartig. Die großen Augen treten auffallend zu beiden Seiten des Kopfes hervor und ihr Durchmesser gleicht dem vierten Theile der Totallänge des Kopfes. Die Zwischenkiefer, Unterkiefer, beide Gaumenbeine und die Zunge tragen Zähne, einfache, kegelförmige, leicht gekrümmte; die vier vordern auf der Zunge sind die größten, starke Haken darstellend, fünf stehen jederseits; die einfachen Reihen der Gaumenbeine stehen an deren innerem Rande und enthalten je sieben. Rücken- und Afterflosse sind abgerundet, die Schwanzflosse stumpf, die Brustflossen elliptisch, die Bauchflossen dreiseitig. Rücken-, After- und Bauchflossen sind schwarz gesäumt. Die gelblich röthliche Körperfarbe neigt sich auf dem Rücken ins Grünliche und wird am Bauche lichter. Schwarze runde Flecke sind in mehr oder weniger regelmäßige senkrechte Reihen geordnet und kleinere Punkte stehen dazwischen.

2) G. scriba (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 347) ist schlanker als vorige, mit kürzerer Schnauze, größeren Augen, viel feineren, kürzeren Zähnen, von denen nur die ersten zwei auf der Zunge stark hakenförmig sind, mit längerer Rückenflosse, welche zugleich höher und kürzer ist als die Afterflosse. Die gelbliche Körperfarbe wird auf dem Rücken röthlich und statt der schwarzen Flecke erscheinen feine Punkte in welligen unregelmäßigen Reihen. Wird drei Zoll lang, und lebt in den Gewässern Neuhollands.

3) G. attenuatus (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 348. — Mesites attenuatus *Jennyns*), lebt ebenda und unterscheidet sich durch eine spitzere Schnauze, kleinere Augen, zierlicheren Körperbau, sehr feine Zähne auf der Zunge und in den Kiefern, abgerundete Rückenflosse, kleine Afterflosse und eine zweilappige Schwanzflosse. Die gelbliche Grundfarbe ist oberhalb der Seitenlinie mit regelmäßigen schwarzen Punktreihen geschmückt.

4) G. fasciatus (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 350) aus den süßen Gewässern Neuseelands, hat ebenfalls eine spitze Schnauze und sehr feine Kieferzähne, aber die auf der Zunge sind wieder stärker. Rücken- und Afterflosse abgerundet und hoch, Schwanzflosse stumpf, Brustflosse elliptisch, Bauchflosse abgerundet und auffallend lang. Auf der röthlichen Grundfarbe liegen 12—14 lichte Querbinden und über der Brustflosse ein bläulicher Fleck.

5) G. Forsteri (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 351. — Esox alepidotus *Forster*) unterscheidet sich durch abgerundete Lappen der Schwanzflosse und stumpfe, breite Bauchflossen. Die braune Grundfarbe ist mit gelblichen Wellenflecken bedeckt. Lebt in den süßen Seen Neuseelands und wird neun Zoll lang.

6) G. maculatus (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 355. — Mesites maculatus *Jennyns*) dem attenuatus sehr ähnlich, aber mit vierseitiger, höherer als langer Rückenflosse, die längere Afterflosse niedrig, die Schwanzflosse gelappt. Große braune Flecke liegen auf gelblichem Grunde. In den süßen Gewässern Patagoniens und des Feuerlandes.

7) G. alpinus (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 356. — Mesites alpinus *Jennyns*) ebenda, mit größeren Augen und stärkeren Vorderzähnen auf der Zunge. Die Farbe wahrscheinlich grünlich-braun, einfach, nur unter der Loupe fein punktirt. (*Giebel.*)

GALBA, Familienname der alten römischen, in vielfacher Beziehung ausgezeichneten Gens Sulpicia. Der bemerkenswertheste Mann dieses Geschlechts war unstreitig der im J. 68 nach Chr. zum römischen Kaiser erhobene Servius Sulpicius Galba. Geboren im J. 5 vor Chr., scheint er sich, womit auch des Tacitus Charakteristik von ihm (vergl. *Tac.* Hist. I, 49) übereinstimmt, während der vielbewegten Regierungszeit der ersten Kaiser, des guten Rufes seiner Familie eingedenk, nach Kräften bemüht zu haben, sich denselben zu bewahren. Auch spricht hierfür nicht nur das öffentliche Vertrauen, welches ihn während der Zeit zu den wichtigsten Staatsämtern berief, sondern auch die Art und Weise, wie er dieselben verwaltete, wenn auch dabei weniger auf den moralischen Gehalt seines Charakters als auf seine berechnende Würdigung der verschiedenen Zeitverhältnisse ein besonderes Gewicht gelegt werden muß. Bereits im J. 32 nach Chr. bekleidete er das Consulat, worauf er noch unter Tiberius Aquitanien, unter Caligula Germanien, unter Claudius Afrika und unter Nero seit 60 Spanien (Hispania Tarraconensis) als Statthalter verwaltete, in welcher Stellung er sich immer durch Tapferkeit, Strenge und Gerechtigkeit auszeichnete. Während nach Caligula's Ermordung der Senat den, wiewol vergeblichen, Versuch machte, die Republik wieder herzustellen, erhielt Galba von seinen zahlreichen Freunden die Auffoderung, sich des Thrones zu bemächtigen, doch wies er den Antrag zurück und sicherte sich dadurch die Gunst des neuen Kaisers Claudius. Schwieriger dagegen wurde seine Stellung unter Nero. Obgleich er mehre Jahre lang in seiner Provinz Spanien in der äußersten Zurückgezogenheit gelebt hatte, mochte doch Nero in der ihm gewiß genau bekannten, für Galba günstigen Stimmung der Prätorianer Gefahr erblicken, daher derselbe auch den Befehl zu Galba's Ermordung abgehen ließ, dessen Ausführung freilich Galba zu vereiteln wußte. Dessenungeachtet konnte Galba auch jetzt, ja selbst dann, als die gallischen Legionen unter Julius Vinder sich gegen Nero empörten und an Galba von Neuem das Verlangen stellten, die Imperatorwürde zu übernehmen, noch

Digitized by Google

nicht bewogen werden, dieſer Auffoderung Folge zu leiſten. Erſt als er von Nero's Tode Kunde erhalten und ſomit das von der Familie der Claudier angemaßte Erbrecht aufhörte, nahm er 68 nach Chr. als 72jähriger Greis, in Rom von den Garden als Imperator begrüßt und von dem Senat beſtätigt, von dem Throne Beſitz und erfüllte ſo die Weiſſagung, die nach der Angabe Einiger (*Tac.* Annal. VI, 20; *Dio Cass.* und *Joseph.*) Tiberius, nach der Angabe Sueton's aber ſchon Auguſtus über ihn ausgeſprochen hatte, „daß auch er dereinſt die Herrſchaft koſten werde.“ Seine Herrſchaft war aber nur eine kurze. Seine Kargheit, beſonders gegen die teutſche Leibwache, die er ohne Sold entließ, ſeine Geldſucht, ſeine Strenge gegen die bereits dominirenden Soldaten und ganz beſonders ſein grauſames Verfahren gegen Nero's Seeſoldaten, die er niederhauen ließ, und noch mehr ſeine Nachſicht und ſeine Begünſtigung ſchlechter Günſtlinge, wie T. Vinius, Corn. Laco und Icelus, welche Ämter, Privilegien und Gerechtigkeit verkauften, alle dieſe Dinge machten Galba in Kurzem verhaßt, und dabei war er im Alter bereits zu weit vorgeſchritten, als daß er noch Kraft genug beſeſſen hätte, den politiſchen Umtrieben und dem tollen Getreide im Staate durch energiſches Eingreifen einen ſtarken und ſichernden Damm entgegenzuſetzen. Auch er erfuhr das Gewaltige des modernen „zu ſpät.“ Als die gegen ihn aufgebrachten Legionen in Obergermanien an die Prätorianer die Auffoderung ergehen ließen, einen anderen Kaiſer zu wählen, gedachte Galba den drohenden Sturm dadurch hinwegzubeſchwören, daß er den durch Ernſt und Beſcheidenheit empfohlenen Piſo Frugi Licinianus adoptirte und zu ſeinem Mitregenten und Nachfolger erklärte. Allein ſchon nach wenigen Tagen, den 15. Jan. 69, brach im Lager der Prätorianer eine von M. Salvius Otho, der ſich nach Piſo's Adoption in ſeinen Hoffnungen auf den Kaiſerthron betrogen ſah, angeregte Empörung aus, und in derſelben fand Galba ſammt Piſo ſeinen Tod. Vgl. Sueton's und Plutarch's Galba; *Dio* LXIV, 1–6. *Tac.* Hist. I, 5 sqq. und Fr. Horn, Galba, Otho und Vitellius. (Berlin 1812.)
(*Ramshorn.*)

GALBALCYRHYNCHUS. Eine von O. Des Murs in der Revue Zoologique 1845 begründete, bald darauf in Jacamaralcyonides umgetaufte Gattung der Glanzvögel (ſ. den Artikel Galbula). (*Cabanis.*)

Galbanophora *Necker*, ſ. Bubon.

GALBANUM (Mutterharz). Dieſes Gummiharz oder Schleimharz (Gummi galbanum s. Gummiresina Galbanum), welches ſchon zu Moſes' Zeiten bekannt war, bei Dioscorides als *χαλβάνη* beſchrieben wird, ſtammt unzweifelhaft von einem Doldengewächſe. Es iſt ein Milchſaft, der von ſelbſt ausſchwitzt, meiſtens aber dadurch gewonnen wird, daß man die Stengel oder auch wol die Wurzel durchſchneidet, und den ausfließenden Saft erhärten läßt.

Linné bezeichnete einen in Südafrika, am Cap wachſenden Halbſtrauch, das Bubon galbanum, als Mutterpflanze. Auch Bubon gummiferum, ebenfalls am Cap, galt als Mutterpflanze. Allein von Bubon galbanum erhält man in unſern Gärten wenigſtens keinen dem Mutterharze ähnelnden Saft, und in ihrem Vaterlande ſollen dieſe Pflanzen einen weißen, ſtark riechenden, vom Galbanum jedoch verſchiedenen Saft liefern, welcher nicht als Heilmittel benutzt wird. Aus den im Mutterharze vorkommenden Samen zog Lobel eine Art Ferula, die er deshalb Ferula galbanifera nannte, und als Mutterpflanze des Harzes bezeichnete; auch Nees von Eſenbeck d. J. fand, daß die im Harze vorkommenden Früchte diejenigen Kennzeichen beſitzen, welche der Gattung Ferula zukommen. Dagegen wurde nun im J. 1831 von Don eine neue Gattung Galbanum aufgeſtellt, welche mit Siler nahe verwandt iſt, und Galbanum officinale iſt nach Don die Mutterpflanze des Mutterharzes.

Im Handel unterſcheidet man drei Sorten Galbanum:

a) Galbanum in granis, Mutterharz in Körnern. Unregelmäßige, bis haſelnußgroße, tropfenförmige, ziemlich trockene Stücke, von Farbe gelblich, röthlichgelb oder weißlichgelb, von ſtarkem, unangenehm balſamiſchem Geruche, von harzigem, ſcharf bitterem Geſchmacke. Die Körner zeigen auf dem Bruche weiße oder weißgelbliche Streifen. Andere Male werden dieſe Körner theilweiſe durch eine klebrige, mit Haaren und andern Dingen verunreinigte Maſſe zuſammengehalten. Dieſe Sorte läßt ſich bei ſtrenger Kälte pülvern. Das erhaltene Pulver, durch Sieben von beigemengten Theilen gereinigt, heißt Galbanum depuratum s. purificatum.

b) Galbanum in massis, Mutterharz in Maſſen. Große, unförmliche Stücke von gelber oder brauner Farbe, häufig mit Samen, Blattſtielen, Stengelſtücken verunreinigt. Es iſt um ſo beſſer, je mehr Körner in die Maſſe eingeſtreut ſind. Dieſe Sorte iſt weicher, als das Galbanum in granis, faſt gar nicht zu pulvern, und dient deshalb zu Pflaſtern.

Dieſe beiden Sorten ſollen aus Afrika, beſonders aus Äthiopien kommen.

c) Galbanum persicum, perſiſches Mutterharz, ſtammt, wie der Name angibt, aus Perſien. Unförmliche, in Häute oder Kiſten verpackte Maſſen, harzglänzend, röthlichgelb, geſtreift, durch Pflanzentheile verunreinigt. Dieſes Galbanum iſt ſo weich, daß man es mit dem Spatel ausſtechen kann; es klebt zwiſchen den Fingern. Geruch und Geſchmack ſind aber ganz wie beim echten Galbanum.

Die verſchiedenartige Beſchaffenheit dieſer drei Handelsſorten, beſonders aber die verſchiedene Herkunft, aus Afrika einerſeits, aus Perſien andrerſeits, gibt der Vermuthung Raum, daß nicht alles im Handel vorkommende Galbanum von der nämlichen Pflanze abſtammt.

Das Galbanum kann mit dem Ammoniacum verwechſelt werden. Es ſoll mit Sägeſpänen, mit Pflanzenſamen verunreinigt oder verfälſcht vorkommen. Man hat ſchon ein Gemeng von gemeinem Harz, Olibanum und Galbanum als reines Galbanum in den Handel gebracht.

In dem Galbanum in massis fand Meißner in 100 Theilen: 3,4 flüchtiges Öl, 65,8 Harz, 22,6 lös-

Digitized by Google

liches Gummi, 1,8 Traganthſtoff, 0,2 Extractivſtoff mit Äpfelſäure, 2,0 Waſſer, 2,8 vegetabiliſche Reſte, 1,4 verſchiedene Salze und Verluſt. Pelletier erhielt aus dem Galbanum in granis: 6,34 flüchtiges Öl und Verluſt, 66,86 Harz, 19,28 Gummi, 7,52 Holzfaſer.

Das Galbanum iſt nach dieſen Analyſen ein wirkliches Gummiharz. Mit Waſſer abgerieben bildet es eine unvollkommene Emulſion; Weingeiſt zieht die harzigen Theile; fette und ätheriſche Öle löſen das Harz und das Öl. In Tinctura kalina löſt ſich das Galbanum ganz bis auf die Verunreinigungen auf.

Als Heilmittel übt das Galbanum durch ſein ätheriſches Öl eine flüchtig-erregende Wirkung auf das Nervenſyſtem, durch ſeinen Harzgehalt aber wirkt es erhitzend und zugleich erregend auf die Schleimhäute, namentlich auf das Uterinſyſtem und auf die Lungenſchleimhaut. Daher ſeine Anwendung bei Unterleibsſtockungen, namentlich auch bei Amenorrhöe, bei Erſchlaffung der Schleimhäute, z. B. bei Asthma pituitosum (wo jedoch Ammoniacum den Vorzug verdient), bei Fluor albus, Blaſenkatarrh, Schleimhämorrhoiden, ferner bei veralteten gichtiſchen und rheumatiſchen Übeln. Äußerlich benutzt man das Galbanum unter reizende, zertheilende, auflöſende Pflaſter, zur Beförderung der Abſceßbildung, zu entſprechenden Einreibungen und Räucherungen.

Innerlich gibt man es zu 5 — 15 Gran zwei oder drei Mal des Tages in Pillenform; in Emulſionsform mittels Eigelbs dürfte es wol kaum noch verordnet werden. Zum äußerlichen Gebrauche kann man es in Eſſig auflöſen. Zu Klyſtieren wählt man eine Emulſion. Meiſtens werden jedoch folgende Präparate benutzt:

a) Tinctura galbani, bräunlich, enthält zwei Unzen Galbanum auf ein Pfund rectificirten Alkohols. Innerlich zu 15 — 30 Tropfen; häufiger äußerlich zu Einreibungen, Fomentationen, Einſpritzungen.

b) Oleum galbani aethereum, weißlich oder gelblich. Innerlich zu 2 — 10 Tropfen; äußerlich zu Einreibungen und unter Salben.

c) Emplastrum de galbano crocatum enthält als Hauptbeſtandtheile Galbanum, Safran und Terpenthin.

Das Galbanum bildet noch einen Beſtandtheil mancher anderer Pflaſter, namentlich des Emplastrum ammoniaci, Empl. oxycroceum, Empl. lithargyri compositum s. diachylon compositum, Empl. sulphuratum der preußiſchen Pharmakopoe.

Obſolete Präparate aus Mutterharz ſind die Pilulae galbani compositae, das Galbaneum Paracelsi (ein rothbraunes, durch Digeſtion von Galbanum und Terpenthinöl gewonnenes Öl), Unguentum apostolicum.

(*F. W. Theile.*)

Galbanum *Don*, ſ. Siler.

GALBULA. Bei den Alten wahrſcheinlich gleichbedeutend mit dem Galgulus des Plinius, dem Oriolus galbula *Linn.*, wurde der Name von Latham, nach dem Vorgange von Briſſon, zur Bezeichnung einer ſüdamerikaniſchen Vogelgruppe der Klettervögel (Scansores) benutzt.

Die Gattung Galbula bildete bei Linné einen Theil ſeiner Gattung Alcedo, wurde aber in neuerer Zeit nicht nur mit Recht von dieſer getrennt, ſondern auch, durch Hinzutritt neu entdeckter Arten und Formen als Typus einer kleinen natürlichen Familie betrachtet, auf welche wir hier näher einzugehen haben.

Fam. Galbulidae. Glanzvögel.

Der Schnabel iſt lang, gerade oder etwas gebogen, mehr oder weniger vierkantig und ſpitz, ohne Einſchnitt vor der Spitze; Zunge kurz; die Naſenlöcher liegen ziemlich an der Schnabelwurzel ſeitlich, ſind rundlich und von wenigen ziemlich langen Borſten bedeckt; am Mundwinkel ſtehen gleichfalls mehre, aber kleinere Borſten. Die Flügel ſind von mittelmäßiger Länge und beſtehen aus 20 — 22 Schwingen, von denen die vierte die längſte iſt; Schwanz in der Regel länger als die Flügel, zuweilen ſehr lang, abgerundet oder ſtufig; der Schwanz beſteht aus zwölf Federn, von denen die beiden äußerſten in der Regel ſehr kurz ſind [1]); Füße kurz und ſchwach, Zehen in paariger Stellung nach Vorn und Hinten; Lauf vorn mit Tafeln, hinten mit Tafeln oder einzelnen Schuppen, an den Seiten nackt, oder mehr oder weniger befiedert; Zehen von ungleicher Länge, mit äußern vordern der längſten, der hintern innern ſehr kurz, zuweilen auch ganz fehlend; die innere Vorderzehe iſt, mit Ausnahme des letzten Gliedes, mit der äußern verwachſen. Das Gefieder iſt ſeidenartig und von vorzüglichem Glanze und Schiller, die Oberſeite iſt in der Regel vorherrſchend grünglänzend, die Unterſeite roſtroth gefärbt, wozu die weiße Farbe als beſondere Zierde der Kehle tritt.

Die Arten dieſer Familie ſcheinen auf das tropiſche Feſtland von Südamerika beſchränkt zu ſein [2]) und leben dort einſam oder paarweiſe in Wäldern und an Flußufern, wo ſie gewöhnlich ſtill und phlegmatiſch oft ſtundenlang auf einem Zweige ſitzen, die in ihre Nähe kommenden Inſekten in ſchnellem Fluge ergreifen, um wieder auf ihren vorigen Standort zurückzukehren. Sie ſollen nach Art der Eisvögel in Uferlöchern und Baumhöhlen niſten und drei (muthmaßlich weißliche) Eier legen.

Die Familie in ihrer jetzigen Begrenzung bildet zugleich die einzige Subfamilie *Galbulinae*, welche aus den folgenden vier Gattungen beſteht.

1) Gen. Galbula *Lath.*

In dieſer Gruppe iſt der Schnabel lang und ſchwach, faſt ganz gerade und vierkantig. Die äußerſte Schwanzfeder iſt gewöhnlich ſo kurz, daß ſie von den unteren Schwanzdecken bedeckt bleibt. Vorder- und Hinterlauf

1) Hierin mag der Grund liegen, daß einige Autoren die Zahl der Schwanzfedern irrthümlich auf zehn angeben. 2) Vieillot gibt zwar für ſeine Galbula macroura die Inſel Trinidad an, doch fehlen darüber neuere Beſtätigungen; andererſeits liegt dieſe Inſel nicht weit vom Feſtlande und würde, ſelbſt angenommen, daß Vieillot's Angabe richtig wäre, hieraus noch kein Schluß zu ziehen ſein, daß die Galbuliden über die weſtindiſchen Inſeln verbreitet ſeien, wie dies in einigen Werken angegeben wird.

Digitized by Google

ſind mit Tafeln bekleidet, die Laufſeiten ſind nackt, die äußere iſt an der oberen Hälfte befiedert.

1) G. viridis *Lath.* (Index Ornith. no. 1; Alcedo galbula *Linn.* Syst. Nat.; *id.* Gen. Syst. Nat. no. 15; *Le Vaill.* Hist. Nat. Jacamars tab. 47 ♂, tab. 48 ♀, tab. 29 ?; *Vieillot*, Jacamars tab. 1. 2). Die Oberſeite iſt, ſowie der ganze Schwanz und die Bruſt, glänzend goldgrün, an der Haube, den Flügeln und dem Schwanze mit merklich ſtarkem, bläulichem Schiller; Kinn und Kehle ſind weiß, die Spitzen der Federn jedoch an erſterem ſchwärzlich, an letzterer hin und wieder grünlich; die übrige Unterſeite von der Bruſt abwärts iſt roſtroth. Schwanz ſtufig, an der Spitze abgerundet; Schnabel ſchwarz. Beim Weibchen iſt die Kehle roſtröthlich. Ganze Länge etwa 9″, Schnabel vom Mundwinkel über 2″, Flügel 3″, Schwanz etwa 3½″. Das berliner Muſeum beſitzt nur ein Männchen und ein Weibchen des ſo eben beſchriebenen Vogels aus Braſilien (Para und Bahia). Die oben citirten Autoren geben außer Braſilien auch noch Cayenne oder Guiana als Vaterland an, ein Umſtand, welcher vermuthen läßt, daß von ihnen möglicherweiſe zwei nahe verwandte Arten unter demſelben Namen zuſammengefaßt ſind, da genaue Unterſuchungen häufig herausſtellen, daß die vermeintlich identiſchen Vögel von Braſilien ſpecifiſch von denen von Cayenne oder Guiana verſchieden ſind. Aus dieſem Grunde haben wir keinen Anſtand genommen, die folgende Art für ſich aufzuführen.

2) G. viridicauda *Sws.* (Two Cent. and a Quart. no. 140). Iſt etwas kleiner als die vorhergehende Art, mit etwas kürzerem Schnabel, und unterſcheidet ſich außerdem nur durch Folgendes: Der Haube, den Flügeln und dem Schwanze fehlt der blaue Schiller, und außerdem iſt das Grün des Nackens und der Bruſt goldiger und in gewiſſem Lichte kupferröthlich ſchillernd. Ganze Länge 8″, Schnabel vom Mundwinkel 1¾″, Flügel faſt 3″, Schwanz 3½″. Dies ſind die Unterſchiede, wie wir ſie, freilich nur nach einem einzigen (anſcheinend nicht ſehr alten) männlichen Exemplare, von Hr. Rich. Schomburgk in Guiana geſammelt, angeben können. Exemplare von Cayenne haben wir bis jetzt leider noch nicht zu Geſicht bekommen. Ein weibliches Exemplar von Upata, Venezuela hat zwar auch den kupferröthlichen Schiller an der Bruſt, welcher den braſiliſchen Exemplaren fehlt, ſtimmt aber mit dieſen in dem bläulichen Schiller am Kopfe, den Flügeln und dem Schwanze überein, und hat auch einen etwas längeren Schnabel als das guianiſche Exemplar. Zur definitiven Feſtſtellung der Identität oder des ſichern ſpecifiſchen Unterſchiedes wird vor Allem ein reicheres Material erfoderlich ſein.

3) G. ruficauda *Cuv.* (Galbula viridis var. *β. Lath.* Ind. Orn. Jacamar à queue rousse *Le Vaill.* tab. 50; Galbula macroura *Vieill.* Encycl. méth. no. 6; *id.* Gal. des Ois. tab. 29; Galbula ruficauda *Less.* Traité p. 233. no. 2; Galbula leptura *Sws.* Two Cent. and a Quart. no. 141). Oberſeite goldgrün, am Kopfe mit bläulichem, an der übrigen Oberſeite mit goldigem, ſchönem Glanze, welcher beſonders auf dem Rücken, den Schulterfedern, Seiten des Halſes und Bürzel an Intenſität zunimmt und goldig-kupferröthlich ſchillert. Nur die beiden mittelſten Schwanzfedern ſind von der Farbe der Oberſeite, alle übrigen einfarbig roſtroth; Kinn und Kehle weiß; Bruſt wie der Rücken gefärbt; die übrige Unterſeite roſtroth; Schnabel ſchwarz. Beim Weibchen ſind Kinn und Kehle hellroſtgelb angeflogen und Schnabel und Schwanz etwas kürzer. Der Schwanz iſt ſtark ſtufig und ſind die beiden mittelſten Schwanzfedern um ½—1″ über die andern Schwanzfedern hinaus verlängert. Ganze Länge 9½—10½″, Schnabel 2″ 3—7‴, Flügel 3″ 1—2‴, Schwanz 4″ 2—10‴. Die Art iſt über Cayenne, Guiana und Venezuela bis Carthagena verbreitet, und ſoll nach Vieillot auf Trinidad vorkommen.

4) G. rufoviridis[3]) (Galbula viridis *Vieill.* Encycl. méth.; Galbula viridis *Pr. Max.* Beitr. IV. p. 436; Galbula ruficauda *Sws.* [nec *Cuv.*] Two Cent. and a Quart. no. 139). Die Hauptunterſchiede dieſer, der vorhergehenden ſehr ähnlichen, Art ſind folgende: Die Größenverhältniſſe ſind etwas geringer, Schnabel und Schwanz kürzer; Oberſeite weniger prächtig glänzend, wenigſtens fehlt der kupferröthliche Schiller; die Spitzen der Federn an der Kehle ſind grün, wodurch dieſelbe nicht rein weiß, ſondern fein grüngewellt erſcheint. Beim Weibchen iſt die Kehle dunkler roſtröthlich. Die mittelſten beiden Schwanzfedern ſind nicht auffallend über die andern hinaus verlängert, die nächſtfolgenden beiden ſind nicht roth, ſondern, mit Ausnahme etwa der Baſalhälfte der Innenfahne, grün, wie die mittelſten; die äußern Schwanzfedern ſind nicht einfarbig roſtroth, ſondern haben die Spitzen und einen Theil der Außenfahne nach der Spitze hin matt grünlich oder braungrün gefärbt. Ganze Länge etwa 9″ und darüber, Schnabel 2″ 1—5‴, Flügel 3″, Schwanz 3¾″. Die Art kommt nur in Braſilien vor und iſt daſelbſt in mehren Gegenden anſcheinend ſehr gemein.

5) * G. tombacea *Spix.* (Aves Bras. I. tab. 58; *id. v. Tschudi*, Fauna peruana Ornith. p. 255. no. 83). Unterſcheidet ſich von den andern Arten durch den Mangel der weißen Kehle, indem dieſe, ſowie die Bruſt, goldgrün wie die Oberſeite gefärbt iſt. Nach Spix iſt die Stirn bräunlich, die Unterſeite, von der goldgrünen Bruſt abwärts, roſtroth; Flügeldecken und Bürzel goldig grünviolett; die mittleren Schwanzfedern ſind violettgrün, die äußern faſt ganz roſtroth. Ganze Länge 7″, Schwanz 3½″, Schnabel 1½″ und ſchwarz. Tſchudi gibt die Haube bläulich grün an, die mittleren Schwanzfedern grünglänzend, am äußern Fahnenbarte mehr ins Blaue übergehend, und ſind einige Schwanzfedern an der Spitze des äußern Fahnenbartes grünlich. Ganze Länge 9¼″, Schnabel 2″ 1‴, Flügel 3¼″, Schwanz 4¼″. Spix fand am Amazonenſtrome und v. Tſchudi in den Ur- und Vorwäldern der Anden von Peru.

6) G. albirostris *Lath.* (Index Ornith. no. 4; Petit Jacamar à bec jaune *Le Vaill.* tab. 51: *Vieill.*

3) Da der von Swainſon dieſer Art beigelegte Name ruficauda bereits von Cuvier für die vorhergehende Art vergeben war, ſo ſahen wir uns genöthigt, einen neuen Namen einzuführen. Swainſon iſt der erſte Autor, welcher beide verwandte Arten gut unterſchied.

Digitized by Google

Jacamars tab. 4 mas, tab. 5 fem.; Galbula flavirostris *Vieill.* Encycl. méth. no. 3; Galbula albirostris *Less.* Traité p. 233. no. 1; Galbula flavirostra *Sws.* Two Cent. no. 143). Merklich kleiner als die vorhergehenden Arten. Oberſeite glänzendgrün, mit goldigem Schiller; Stirn, Vorderkopf und ein Fleck hinter der Wurzel des Unterkiefers röthlich purpurfarben; Kehle weiß; Kinn und die übrige ganze Unterſeite roſtroth, an der Bruſt merklich dunkler; Schnabel hellgeblich, Spitzenhälfte des Oberkiefers ſchwarz; Füße hell; Schwanz abgerundet, Schwanzfedern, mit Ausnahme der beiden mittelſten, am Rande des innern Fahnenbartes ſchwach roſtröthlich angeflogen, wodurch der Schwanz an der Unterſeite roſtröthlich erſcheint. Ganze Länge gegen 7″, Schnabel 1⅓″, Flügel 2¾″, Schwanz 2¾″. Vaterland: Cayenne und Guiana.

7) G. cyanopogon n. sp. Der vorhergehenden Art, ſowol in der Färbung des Schnabels, als des ganzen Gefieders, äußerſt ähnlich, unterſcheidet ſie ſich durch etwas größere Körperverhältniſſe und die folgenden Kennzeichen ſchon genügend: Die Mitte der Haube und ein Bartſtreifen ſind ſtark bläulich; an Flügel und Schwanz findet ſich hin und wieder ein bläulicher, in der vorhergehenden Art nicht bemerklicher, Anflug; die ganze Unterſeite vom Kinn bis zum After iſt dunkel roſtroth, an der (nicht weißen) Kehle und der Bruſt am ſtärkſten und tiefſten; der etwas ſtufigere Schwanz zeigt die beiden mittelſten Schwanzfedern grün, die andern vorherrſchend roſtroth, nur am äußern Rande mit ſchwachem, grünlichem Anfluge. Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen durch eine merklich hellere, faſt roſtgelbe Färbung der Unterſeite und durch weniger roſtrothe Färbung am Schwanze, indem die grünlichen Ränder der Schwanzfedern bedeutend breiter ſind. Ganze Länge über 8″, Schnabel 1″ 11‴, Flügel 3″, Schwanz 3¼″. Vaterland Braſilien: Cameta. Wir finden hier wiederum, wie bei G. ruficauda und rufoviridis, beſtätigt, daß die in Cayenne und Guiana vorkommenden Arten mit den entſprechenden braſiliſchen Formen keineswegs, wie früher, als ſich von ſelbſtverſtehend, in der Regel angenommen wurde, identiſch ſind.

8) G. paradisea *Lath.* (Index Ornith. no. 3; Alcedo paradisea *Linn.* Syst. Nat. XII. no. 14; *Le Vaill.* Hist. Nat. Jacamars tab. 52; *Vieill.* Jac. tab. 3). Die Haube, Seiten des Kopfes und Kinn ſind bräunlich, Oberſeite ſchwärzlich, an Flügel und Schwanz mit vorherrſchendem grünlichem, am Rücken mit purpurfarbenem und an den Flügeldecken mit goldigem Schiller; Kehle bis zur Bruſt rein weiß; die übrige Unterſeite ſchwarz, mit mattem, grünlichem oder purpurfarbenem Schiller; Weichen mit Weiß untermiſcht; Schnabel und Füße ſchwarz; Schwanz vorzugsweiſe lang, ſtark ſtufig, die beiden mittelſten Schwanzfedern um 2″ und darüber länger, als die übrigen. Ganze Länge etwa 11—12″, Schnabel 2¼″, Flügel faſt 3½″, Schwanz 5¼ bis über 6″. Die Art lebt in Cayenne und Guiana, und ſoll lebhafter und geſelliger als ihre Gattungsverwandten ſein.

9) G. leucogastra *Vieill.* (Nouv. Dict. d'Histoire Nat. XVI. p. 441; *id.* Encycl. méth. no. 5; *Le Vaill.* Hist. Nat. Guep. Suppl. tab. h; Galbula albiventer *Sws.* Two Cent. no. 142; Galbula albiventris *Gray*, Gen. Birds tab. XXIX). Oberſeite, Bruſt und Vorderbauch grün, am Kopfe und an den mittlern Schwanzfedern mit bläulichem, an den Flügeldecken mit goldigem, an der Bruſt und noch mehr auf dem Rücken mit ſtarkem kupferrothem Schiller; Kinn ſchwärzlich; Kehle, Mitte des Bauches, Weichen und After weiß; die äußern Schwanzfedern ſind bläulichgrau, am größern Theile des innern Fahnenbartes und an den Spitzen weiß; Schnabel und Füße ſchwarz; Schwanz ſtark ſtufig, mit etwas verlängerten Mittelfedern. Beim Weibchen iſt die Kehle roſtgelblich angeflogen und der Bauch und After ſind nicht weiß, ſondern weißlich-grau. Schnabel und Füße ſchwarz. Ganze Länge 7¾″, Schnabel vom Mundwinkel 1″ 8‴, Flügel 2¾″, Schwanz 3½″. Vaterland: Cayenne und Guiana.

10) * G. albiventris *Less.* (Traité p. 234. no. 4). Dieſe Art beſchreibt Leſſon folgendermaßen: „Schnabel lang, ſchlank, ſchwarz und weiß; die kleinſte Art der Gattung. Gefieder goldgrün; Kehle weißlich, ſodann roſtroth; Bruſt und Weichen grün-braun. Mitte des Bauchs weiß; Schwanz kurz. Braſilien (Auguſte de St. Hilaire).“ Leſſon citirt hierzu *Le Vaillant* tab. 46, eine Tafel, welche in Bezug auf die Gattung Galbula gar nicht exiſtirt (?!). Gray ſtellt die Art als Synonym zu G. leucogastra *Vieill.*, welche weder in der Färbung übereinſtimmt, noch einen kurzen Schwanz, wie Leſſon gibt, hat, auch in Braſilien nicht vorkommt. Ebenſo wenig paßt Leſſon's Beſchreibung auf eine der kurzſchwänzigen Arten, wie G. albogularis *Spix*, oder lugubris *Sws.*, und glauben wir daher, G. albiventris *Less.* einſtweilen als eigene, wenn auch vielleicht zweifelhafte, Art aufführen zu müſſen.

11) G. albogularis *Spix* (Aves Bras. I. tab. 57. f. 1). Iſt nach Spix eine der kleinſten Arten mit ziemlich geradem Schwanze. Vorherrſchende Färbung ſchwärzlich; Kopf und Nacken dunkelbraun; Kinn, Kehle und Ohrgegend weiß; Flügeldecken grünlich-violett, beim Weibchen violett. Schwingen mit ſchwachem violettem Anfluge, Bruſt ſchwarz-grünlich, beim Weibchen dunkelbraun; After braun-ſchwärzlich, in der Mitte ſchwach roſtröthlich; Schwanz grünlich-violett, beim Weibchen violett; Schnabel weißlich. Ganze Länge 5¾″, Schwanz 2¼″, Schnabel 1⅓″. Von Spix in Para entdeckt.

12) G. lugubris *Sws.* (Two Cent. and Quart. no. 145; *id. Cabanis* in Rich. Schomburgk's Reiſen in Britiſch Guiana Nr. 239). Rücken, Flügel und Schwanz bräunlich-purpurfarben, hin und wieder ſchwach grünlich ſchillernd; Kopf, Hals, Kehle und Bruſt dunkelbraun, mit mehr oder weniger röthlich-braunem Anfluge und ebenſolchen Federrändern, beſonders an der Kehle; Kinn weißlich; Mitte des Bauches weiß; Weichen und untere Schwanzdecken ſchwarzbraun; Schnabel und Füße ſchwarz; Schwanz ziemlich kurz und ſchwach abgerundet. Ganze Länge etwa 6½″, Schnabel 1″ 10‴, Flügel 2″ 7‴, Schwanz 2″ 2‴. Vaterland: Das Innere von Britiſch Guiana und Venezuela.

Digitized by Google

Anmerkung: Swainſon beſchreibt die Art als dreizehig, unſere Exemplare, aus Venezuela ſtammend, ſind vierzehig, und da Swainſon's Beſchreibung auf dieſelben ſonſt vollſtändig paßt, ſo glauben wir, daß die Angabe von Swainſon in Betracht der Dreizehigkeit auf irgend einem Irrthume beruht, und ſind wir durch den Reiſenden Schomburgk in unſerer Anſicht beſtätigt worden.

2) Gen. Cauax *Cab.* 1847 [4]). Stummelglanzvogel.

Den Hauptunterſchied dieſer Gruppe von der vorhergehenden bildet der Mangel der innern Hinterzehe, ſodaß hier nur drei Zehen vorhanden ſind. Die Hinterzehe iſt verhältnißmäßig länger und ſtärker als bei Galbula. Die Färbung iſt düſterer und ohne Glanz.

Hierher gehört als bis jetzt einzige [5]) Art:

1) C. tridactylus *Cab.* (Ornith. Notizen II. S. 347 in Wigmann's Archiv für die Naturgeſch. Jahrg. 1847; Galbula tridactyla *Vieill.* Nouv. Dict. d'Hist. Nat. XVI. p. 444. tab. E. 32. f. 2; *id.* Encycl. méth. no. 7; Alcyon tridactyla *Spix*, Aves Bras. tab. 57. f. 2; Galbula ceycoïdes *Such.* Jard. Sebby ill. of Ornith. tab. 22; Jacamaralcyon brasiliensis *Less.* Traité p. 235; Galbula armata *Sws.* Two Cent no. 144). Oberſeite ſchwärzlich, mit mattem grünlichem Schiller; Kopf dunkelbraun, die einzelnen Federn überall mit hellen, weißbräunlichen Schaftſtrichen, welche an der Stirn und dem Bartſtreifen faſt die ganze Feder einnehmen; Unterſeite von der Kehle bis zum After in der Mitte weiß, an den Seiten grau; Schnabel ſchwarz; Schwanz nur ſchwach abgerundet. Ganze Länge etwa 7¼″, Schnabel vom Mundwinkel über 2″, Flügel 2¾″, Schwanz 2¾″. Vaterland: Braſilien.

3) Gen. Caucias [6]).

Charakteriſtiſch durch den auffallend hohen Schnabel im Vergleiche mit Galbula, mit welcher Gattung im Übrigen eine ziemliche Ähnlichkeit beſteht. Schnabel höher als breit, ſeitlich zuſammengedrückt, unmittelbar nach der Schnabelwurzel höher als die Stirn, und von hier ab wenig gebogen; Naſenlöcher halb offen, rundlich; die Federn der Haube und Ohrengegend von merklich rigider Beſchaffenheit. Dieſe Gruppe ſcheint auf das weſtliche Südamerika beſchränkt und iſt bis jetzt nur die eine Art bekannt:

1) * C. leucotis (Galbalcyrhynchus leucotis *Des Murs*, Rev. Zool. 1845. p. 207; Jacamaralcyonides leucotis *Des Murs*, Iconographie ornithologique (1845) tab. 17). Die Hauptfärbung iſt dunkelkaſtanienbraun; Schnabel weißlich, mit horngrauer Spitze; Haube ſchwärzlich; Ohrengegend weiß; Flügel und Schwanz ſchwärzlichgrün, mit leichtem Schiller; Flügeldecken von derſelben Färbung, mit kaſtanienbraunen Rändern; Füße gelb. Ganze Länge etwa 7½″, Schnabel 2″, an der Wurzel etwa 7‴ hoch und 5‴ breit. Vaterland: S. Fé de Bogota.

4) Gen. Lamproptila *Sws.* [7]) 1837.

Der Schnabel iſt in dieſer Gruppe verhältnißmäßig kürzer und ſtärker, breiter als hoch, ſehr breit gedrückt, mit gebogener Firſte und nur vor der Spitze ſeitlich etwas zuſammengedrückt. Die äußerſte kurze Schwanzfeder iſt verhältnißmäßig länger und überragt daher die Schwanzdecken ſtets. Lauf verhältnißmäßig etwas kürzer, nur der iſt an der untern Hälfte getäfelt, die ganze äußere Laufſeite iſt befiedert. Die Farbenvertheilung iſt wie bei Galbula. Die geographiſche Verbreitung dieſer Gruppe ſcheint auf das nördliche Südamerika beſchränkt zu ſein, nach dem Typus der Gattung zu ſchließen, deſſen Vaterland durch neuere Entdeckungen berichtigt iſt.

1) L. grandis *Cab.* (Rich. Schomburgk's Reiſen in Britiſch Guiana III. Nr. 240; Alcedo grandis *Gm.* Syst. Nat. no. 39; Jacamarici *Le Vaill.* Jacamars tab. 54; Galbula grandis *Lath.*; Lamproptila platyrhyncha *Sws.*; Jacamerops grandis *Gray*, Gen. Birds no. 1). Oberſeite und Kinn glänzend grün, an Kopf und Schwanz, beſonders an erſterem, mit ſtarkem bläulichem Anfluge, an Nacken und Rücken mit ſtarkem, goldig-kupferröthlichem Schiller; Kehle weiß, die übrige Unterſeite roſtroth. Dem Weibchen fehlt die weiße Kehle, ſie iſt, wie die übrige Unterſeite, roſtroth. Schnabel ſchwarz; Schwanz ſtufig, an der Spitze abgerundet. Ganze Länge über 11″, Schnabel über 2″, Flügel 4½″, Schwanz 5″. Vaterland: Cayenne und Guiana, nicht Oſtindien oder die Molukken, ein Irrthum, welcher durch die von Le Vaillant gemachten Angaben entſtanden iſt und ſich ſeitdem vielfach fortgepflanzt hat.

2) L.? Boërsii (Grand Jacamar *Le Vaill.* Jacam. t. 53; Jacamerops Boërsii (*Ranz*) *Gray*, Gen. Birds no. 2). Soll größer als die vorhergehende Art, und zwar von der Größe unſeres Hähers ſein; Schwanz etwa ſo lang als der Körper und nur abgerundet, nicht ſtufig; Schnabel 2″ lang, breit, dick, an der Wurzel mit abgerundeter Firſte (alſo nicht mit abgeſetzter Firſte, wie bei L. grandis); die beiden Kiefer ſind von gleicher Länge und laufen in ſcharfer Spitze aus; die Zunge iſt kurz, dreieckig, Kopf grün, goldglänzend, mit blauem Anfluge, ebenſo die Schulterfedern, Flügeldecken, Flügel, Unterrücken, Bürzel und mittlere Schwanzfedern; die vordern Handſchwingen ſind grauweiß; die beiden äußerſten Schwanzfedern jederſeits weiß, die beiden folgenden bläulichgrün. Kehle ſchön weiß; die ganze übrige Unterſeite, ſowie der Nacken und Oberrücken, ſchön röthlich-kaſtanienbraun; Schnabel bleigrau. Le Vaillant erhielt dieſe Art mit der vorhergehenden von einem holländiſchen Seeofficiere, Boërs, welcher angab, beide ſelbſt auf den Molukken erlegt zu haben. Da das Vaterland der vorhergehenden

4) Gleichbedeutend ſind Alcyon *Spix*, 1824, und Jacamaralcyon (!) *Cuv.*, 1829. 5) Da der Begriff der Gattung mehr als eine Art vorausſetzt, ſo läßt ſich mit Sicherheit annehmen, daß in den weiten Strichen des tropiſchen Amerika noch eine zweite dreizehige Art wird aufgefunden werden. (Zu vergleichen die Note bei Galbula lugubris *Sws.*) 6) Gleichbedeutend ſind Gabalcyorhynchus (!!) und Jacamaralcyonides (!!) *O. Des Murs*, 1845, an deren Stelle wir obigen Namen ſetzen. *Καυκίας* von *καύηξ* = *καύαξ*, nom. prop.

7) Swainſon ſchreibt fälſchlich Lamprotila; gleichbedeutend iſt Jacamerops (!) *Cuv.* 1817.

Digitized by Google

Art ſeitdem berichtigt iſt, ſo würde man ein Gleiches für die hier in Rede ſtehende Art annehmen können, wenn nicht die Angaben über die Bildung des Schnabels und Schwanzes, ſowie die für dieſe Familie ungewöhnliche weiße Färbung einiger Schwung- und Schwanzfedern Zweifel darüber erregten, ob der Vogel wirklich zur Gattung Lamproptila gehöre, und mithin ſicher als amerikaniſch betrachtet werden könne; auch iſt derſelbe ſeitdem nicht wieder aufgefunden worden, und könnte möglicherweiſe in der Folge als eine zu den Meropinen (etwa verwandt mit Nyctiornis?) gehörige oſtindiſche Art wieder auftauchen. (*Cabanis.*)

Galbulidae, Galbulinae, ſ. Galbula.

GALDAGUMMI, ein obſoletes Arzneimittel, deſſen Urſprung unbekannt geblieben iſt. Über ſeine pharmakognoſtiſchen Eigenſchaften ebenſo wol, wie über ſeinen pharmakodynamiſchen Werth gehen die Angaben der früheren Schriftſteller aus einander. Nach der einen Beſchreibung war das Galdagummi geruchlos und beſaß einen bitterſcharfen Geſchmack; nach einer andern hätte es Geruch und Geſchmack des Elemi beſeſſen. Es ſoll gelind abführend, harntreibend, expectorirend gewirkt haben. Es wurde aber auch ſtärkenden Pflaſtern zugeſetzt. (*F. W. Theile.*)

GALE (Thomas), ein engliſcher Arzt im 16. Jahrh., der im J. 1544 im Heere Heinrich's VIII. vor Montreuil diente, und 1557 im Heere Philipp's II. bei der Belagerung von St. Quentin. Nachher nahm er ſeinen Wohnſitz in London, wo er ſich als Chirurg eines großen Rufes erfreut haben ſoll. Er war 1507 geboren, und ſoll 1586 noch am Leben geweſen ſein. In ſeinen Schriften kommt folgende merkwürdige Schilderung vom Zuſtande der Chirurgie und der Militairärzte damaliger Zeit vor. Als ich zum Heere Heinrich's VIII. bei Montreuil kam, erzählt Gale, fand ich eine Anzahl närriſcher Käuze, die unverſchämt genug waren, ſich für Chirurgen auszugeben. Die meiſten waren Schweinſchneider; andere waren Sohlenreißer, noch andere Keſſelflicker und Schuhflicker. Bei ſolchen Heilkünſtlern dauerte die Behandlung nicht lange: zwei Verbände reichten meiſtens hin; vor dem dritten flüchteten die Verwundeten in die andere Welt. Der Oberbefehlshaber des Heeres erhielt Kunde von dieſen unglücklichen Ausgängen der Verwundungen; um zu erfahren, woher es käme, daß die unbedeutendſten Wunden zum Tode führten, berief er einige geſchickte Chirurgen, darunter auch mich. Wir hielten Nachforſchung im Lager, und trafen bald mehre dieſer Geſellen, die ſich für Wundärzte ausgaben, und als ſolche bezahlt wurden. Unſere Frage, ob ſie Wundärzte ſeien, beantworteten ſie mit ja. Wir fragten nach ihren Lehrern, und der eine nannte uns dieſen, der andere jenen verſtorbenen Meiſter. Wir fragten nach ihren Arzneien. Sie brachten einen Topf oder eine Schachtel aus ihrem Ränzel, angefüllt mit ſchlechtem Zeuge zum Einſchmieren der Pferdefüße. Andere, nämlich die Schuhflicker oder Keſſelflicker, bereiteten aus Schuſterpech und aus dem Roſte alter Pfannen eine Salbe, die ſie als wunderthätig bezeichneten. Als dieſe Schelme nun entlarvt waren, ließ ſie der General den Profoſen ausliefern, damit ſie für ihre wichtigen Dienſtleiſtungen gehängt würden, wenn ſie nicht frei geſtehen wollten, wer ſie wären. Das thaten ſie natürlich, und ſo ſtellten ſich die oben genannten Berufsarten heraus.

Gale iſt der Verfaſſer mehrer chirurgiſcher Schriften, die immer zu den beſſern jener Zeit gehören: An excellent treatise of wounds made with gun-shot; in which is confuted the grosse error of Jerome of Brunswicke, John Vigo, Alphonse Ferri and others in what the wound makes venomous, which cometh through the common powder and shotte. And also there is set out a perfect and true methode of curing those wounds. (London 1563.) An Enchiridion of Chirurgerie: containing the exact and perfect cure of wounds, fractures and dislocations. (London 1563.) Ferner wird ein Werk in zwei Bänden (1563 und 1566) aufgeführt, worin außer den beiden genannten Schriften noch enthalten ſind: The institution of Chirurgerie; the principal medicines; brief declaration of the worthy art of Medicine; The office of a chirurgeon. (*F. W. Theile.*)

GALE (Theophilus), aus Devonſhire gebürtig, wo ſein Vater Theophilus Gale Domherr zu Exeter und Pfarrvicar zu Kings-Teignton war, verdankte den erſten Elementarunterricht ſeinem Vater. Späterhin beſuchte er eine benachbarte lateiniſche Schule. In ſeinem 19. Jahre bezog er die Univerſität Oxford. Im J. 1647 ward er Mitglied des dortigen Magdalenencollegiums[1]). Zwei Jahre nachher erlangte er den Grad eines Baccalaureus (Bachelor of free arts). Bei dieſer Gelegenheit ward ihm das Lob ertheilt, er ſei ein vir provectioris aetatis et uberioris spei juvenis. Als Mitglied des Magdalenencollegiums empfahl er ſich durch ſeine Kenntniſſe dem Vorſteher jenes Inſtituts, John Wilſon. Auch von dem gelehrten Dr. Goodwin ward er geſchätzt. Am 16. Juni 1652 erlangte er die Magiſterwürde. Er zeichnete ſich als Kanzelredner aus, und war zugleich ein vorzüglicher Lehrer. Zu ſeinen Schülern gehörte unter andern der nachherige irländiſche Biſchof zu Rhaphoe, Ezechiel Hopkins. Im J. 1657 erhielt er eine Pfarrſtelle zu Wincheſter. Als Prediger und Seelſorger erwarb er ſich dort die faſt ungetheilte Liebe ſeiner Gemeinde. Er verlor indeſſen ſeine Stelle, als er nach der Wiedereinſetzung König Karl's II. ſich der vorgeſchriebenen kirchlichen Norm nicht fügen wollte. Ein Aſyl fand er in dem Hauſe des Lord Philipp Wharton, deſſen Söhne er als Hofmeiſter im September 1662 auf ihren Reiſen begleitete. Er hielt ſich eine Zeit lang zu Caen in der Normandie auf, wo einige franzöſiſche Prediger eine berühmte reformirte Schule errichtet hatten[2]). Seine Welt- und Menſchenkenntniß erweiterte er auf jener Reiſe, die ihm auch zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache förderlich war, und ihn mit Bochart u. a. berühmten Gelehrten in nähere Verbindung brachte. Im J. 1665 begab er ſich mit ſeinen Zöglingen wieder nach England zurück. Ein glücklicher Zufall hatte

1) ſ. Athen. Oxon. T. II. p. 623. 2) ſ. Kennet's Historical Register p. 782.

Digitized by Google

ihm ſeine Papiere erhalten, die er bei ſeiner Abreiſe nach Frankreich einem Freunde in London übergeben, und die dieſer bei einer damaligen großen Feuersbrunſt mit Mühe gerettet hatte. Seines bisherigen Hofmeiſteramts entlaſſen, beſchloß Gale, die ihm dadurch gegönnte Muße zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu benutzen, namentlich zur Fortſetzung eines großen Werks, welches er ſchon vor einigen Jahren angefangen, reichhaltige Materialien dazu geſammelt, und ſich mit einſichtsvollen Freunden darüber beſprochen hatte. Die Beſorgniß, daß einzelne Abſchnitte jenes Werkes Anſtoß erregen möchten, bewog ihn, es theilweiſe erſcheinen zu laſſen. Bei dem damaligen Vicekanzler der Univerſität Oxford, dem gelehrten Dr. John Fell, mußte er um die Erlaubniß des Drucks erſuchen, da die Preſſe damals der Cenſur unterworfen war. Mit vieler Bereitwilligkeit erhielt er jene Erlaubniß in einem aus Oxford vom 1. Febr. 1668 datirten Schreiben. So erſchienen nach und nach die vier Theile ſeines „Vorhofs der Heiden." Der vollſtändige Titel dieſes Werkes lautet: The Court of the Gentiles, or a Discourse touching the Original of human Literature, both Philology and Philosophy from the scriptures and Jewish Church, in order to a Demonstration of I. the Perfection of God's word and Church Light. II. The Imperfection of Nature's Light, and mischief of vain Philosophy. III. The right of human Learning and especially sound Philosophy [3]).

Die Liebe zur Einſamkeit und zu ungeſtörten Studien bewog ihn, London zu verlaſſen und Newington zu ſeinem Aufenthalt zu wählen. In dieſe Zeit fällt die Biographie eines ſeiner Freunde, der zwar zu den ſogenannten Diſſenters gehörte, aber durch ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit und ſeinen friedliebenden Charakter ſich allgemeine Achtung erworben hatte. Die von Gale verfaßte Lebensbeſchreibung erſchien unter dem Titel: The Life and Death of *Thomas Tregosse*, late Minister of the Gospel, at Milar and Mabe in Cornwall, with his Character. (London 1671.) Gale ſuchte abſichtlich zu verbergen, daß er der Verfaſſer dieſes Werkes ſei, weshalb man daſſelbe auch in keinem Verzeichniſſe ſeiner Schriften findet [4]). Eins ſeiner ſchätzbarſten und gelehrteſten Werke war ſeine Philosophia generalis in duas partes disterminata, una de Ortu et Progressu Philosophiae etc. Altera 1) De Minorum Gentium Philosophia; 2) De habitibus intellectualibus; 3) De Philosophiae objecto. (London 1676.) [5]) Im erſten Theile dieſes Werkes entwickelte Gale den Urſprung und die Fortſchritte der Philoſophie, und ihre Abſtammung aus der Apokalypſe. Da er glaubte, daß Platon den Inhalt dieſes Buches gekannt und daraus ſeine Lehren geſchöpft habe, ſo verbreitete er ſich am umſtändlichſten über die Platoniſche Philoſophie. Im zweiten Theile ſeines Werkes erörterte er die Lehren und Meinungen anderer älterer Philoſophen und erläuterte dann ſein eigenes eklektiſches Syſtem, das im Weſentlichen auf Neuplatonismus und Cabbalismus hinausläuft.

Den Anhänger dieſer Lehren erkennt man auch in Gale's übrigen Schriften. Zu den vorzüglichſten gehören: The true Idea of Jansenism, both historian and dogmatian. (London 1669.) Theophily, or a Discourse of the Saint's Amity with God in Christ etc. (London 1671.) The Anatomy of Infidelity, or an Explication of the Nature, Causes, Aggravations and Punishment of Unbelief. (London 1672.) Discourse of Christ's coming, and the Influence, with the Expectations thereof etc. (London 1672.) Idea Theologiae tam contemplativae quam activae ad formam S. Scripturae delineata. (London 1673.) Wherein the love of the World is inconsistent with the Love of God. A Sermon on the 1 Epist. of John, Ch. 2. V. 15. (London 1674.) A Summary of the two Covenants, vor dem von Gale herausgegebenen, doch von dem Prediger an der Weſtminſterabtei William Strang herausgegebenen Buche: A Discourse of the two Covenants etc. (London 1678.) Ob Gale die Ars sciendi. sive Logica nova methodo disposita (London 1682.) verfaßt habe, iſt zweifelhaft [6]).

Gale ſtarb zu Ende des Februar oder Anfang März 1678 im 50. Lebensjahre. Er ward auf dem Gottesacker zu Bunhill-Fields beerdigt. Kurz vor ſeinem Tode kündigte er noch ein Wörterbuch über das neue Teſtament an, das unter dem Titel: Lexicon Graeci Testamenti etymologicum synonymum, sive Glossarium et Homonymum ans Licht treten und zugleich zu einer Art von Concordanz dienen ſollte. Dies Werk, von ihm bis zum Buchſtaben Jota ausgearbeitet, war ein Beweis ſeiner raſtloſen literariſchen Thätigkeit. Durch ſeine gründlichen Kenntniſſe, wie durch ſeinen Charakter als Menſch, hatte er ſich allgemeine Achtung erworben. Sein durch Frömmigkeit und unbeſcholtenen Wandel ausgezeichnetes Leben entſprach in jeder Weiſe den Lehren, die er von der Kanzel herab verkündete. Seine Meinung vertheidigte er ſtandhaft, war aber dabei nicht intolerant gegen Andersdenkende. Seine Vermögensumſtände bei einer ſparſamen Lebensweiſe erlaubten ihm, ſeinem Hange zur Wohlthätigkeit in vollem Maße zu genügen [7]).

(*Heinrich Döring.*)

GALE (Thomas), geb. 1635 zu Scruton in Yorkſhire, ein Sohn des presbyterianiſchen Predigers Theophilus Gale, legte den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung in der Weſtminſterſchule. In Cambridge, wo er Theologie ſtudirte, ward er Mitglied des Trinity-College und ſpäterhin Profeſſor der griechiſchen Sprache. Im J. 1676 ward er Präbendarius an der St. Paulskirche zu London und 1697 Dechant zu York. Dieſen einträglichen Poſten bekleidete er bis zu ſeinem Tode. Er ſtarb am

3) Der erſte Theil dieſes Werkes erſchien zu Oxford 1669 und in einer neuen Auflage ebendaſ. 1672. 4., der zweite Theil ebendaſ. 1671 und London 1676, der dritte und vierte noch in dem ebengenannten Jahre. Vergl. Philosophical Transactions. Tom. VI. No. 74. p. 2272 sq. 4) ſ. Calamy's Life of Baxter. Tom. III. p. 98. 5) ſ. Morhof's Polyhistor. II, 1. 5. 8.

6) ſ. Calamy's Life of Baxter. Tom. III. p. 97. 7) ſ. Prince's Lives of celebrated men of Devon p. 349 sq. Niceron's Nachrichten von berühmten Gelehrten. 15. Th. S. 397 fg. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 830.

Digitized by Google

8. April 1702, im 67. Lebensjahre, geſchätzt als ein Mann von gründlicher Gelehrſamkeit, der vorzüglich ſchätzbare philologiſche Kenntniſſe beſaß. Um die neuplatoniſche Philoſophie, für die er ſich nicht minder lebhaft intereſſirte, als ſein Vater Theophilus Gale, machte er ſich beſonders verdient durch ſeine mit Anmerkungen begleitete Ausgabe des Jamblichus (De mysteriis graec. et latin). Er edirte und erläuterte außerdem mehre Schriftſteller der alten und mittlern Zeit, und gab eine Sammlung der griechiſchen Mythologen heraus (Cantabr. 1671. Amsterd. 1678.), der griechiſchen Rhetoriker, worunter ſich einige ungedruckte befanden (Oxon. 1676.), den Herodot (Lond. 1679.) u. a. m. Die von Fullmann und Fell im J. 1684 begonnene Sammlung der engliſchen Chroniſten ſetzte Gale unter dem Titel: Collectio scriptorum historiae brittanicae in zwei Foliobänden fort, von denen der erſte 1687, der zweite 1691 erſchien. Nach ſeinem Tode ward noch eine Sammlung ſeiner Predigten herausgegeben (Sermons preached upon holy Days). Auch erſchien noch aus ſeinem literariſchen Nachlaſſe, von ſeinem Sohne Roger Gale edirt, zu London 1709 *Antonini seu Aethici Istri* Itinerarium et *Anonymi Ravennatis* Chorographia Britanniae cum commentario *).

(*Heinrich Döring.*)

Gale *Tournef.*, ſ. Myrica.

GALEA APONEUROTICA (s. Galea tendinea capitis, Sehnenhaube, Schädelhaube), heißt die unpaare Zwiſchenſehne zwiſchen beiden Hinterhauptsmuskeln und beiden Stirnmuskeln, die hinten zwiſchen beiden Hinterhauptsmuskeln bis zur kreisförmigen Linie herabreicht, und vorn zwiſchen den Stirnmuskeln bis faſt zur Stirnglatze herabgeht. Zu beiden Seiten ſoll ſie ſich bis zur Wurzel des Zitzenfortſatzes, bis zum Jochbogen und bis zum äußern Augenhöhlenwinkel herabziehen, ſodaß ſie faſt den ganzen Schädel, gleichwie ein Helm oder eine Haube bedecken würde. Indeſſen lehrt eine genauere Zergliederung, daß ſie ſeitlich an der Linea semicircularis lateralis anſitzt, und daß blos eine Schicht verdichteten Zellgewebes bis zum Jochbogen ſich herabzieht. Sie beſteht vorzüglich aus Längsfaſern; doch kreuzen ſich mit dieſen auch Querfaſeen. (*F. W. Theile.*)

Galeana *Llav.* et *Lex.*, ſ. Galinsogea.

GALEANCON (von ἡ γαλῆ, Wieſel, Katze und ὁ ἀγκών, Ellbogen) hat man jene Verunſtaltung des Armes genannt, wenn die freie Beweglichkeit deſſelben in Folge einer Verrenkung beeinträchtigt und das ganze Glied vielleicht verkürzt iſt. (*F. W. Theile.*)

Galeandra *Lindl.*, ſ. Eulophia.

GALEANO (Giuseppe), im J. 1605 in Palermo geboren, war Theolog, Mathematiker, Dichter, vor Allem aus aber Arzt. Ein halbes Jahrhundert lang practicirte und lehrte er in ſeiner Vaterſtadt, und er genoß nicht nur in Sicilien, ſondern in ganz Italien und ſelbſt außerhalb Italiens eines ſo großen Rufes, daß man überall ſeinen Rath ſuchte und ſeine Anordnungen wie Orakelſprüche anſah. Er wurde den größten Männern ſeines Jahrhunderts zugezählt, und wegen ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe galt er wol für einen zweiten Galenus. Dieſer Ruf bei ſeinen Zeitgenoſſen erſcheint uns gegenwärtig als ein ſehr übertriebener, wenn wir die Bedeutung ſeiner Schriften als Maßſtab der Beurtheilung nehmen. Er ſtarb am 28. Juni 1675. Galeano hat zahlreiche Schriften in lateiniſcher und italieniſcher Sprache verfaßt. Mediciniſchen Inhalts ſind folgende: Epistola medica, in qua de epidemica febre theoretice et practice agitur, tum controversiae omnes de diaeta, pharmacia et chirurgia in malignis febribus enodantur. (Panormi 1648. 4.) Smilacis asperae et salsaeparillae causa. (Panorm. 1653. 4.) Politica medica pro leprosis. (Panorm. 1637. 4.) Hippocrates redivivus paraphrasibus illustratus, seu Aphorismorum Hippocratis sectiones. (Panormi 1650. 12. Ib. 1663. 1701.) Oratio de medicinae praestantia. (Panorm. 1649.) La lepra unita col mal francese o altro contagioso male etc. (Palermo 1656.) Idea del cavar sangue. (Palermo 1659. 12.) Del conservar la sanita libri sei di Galeno. (Palermo 1650.) Il caffe con piu diligenza esaminato in ordine al conservamento della salute dei corpi umani. (Palermo 1674. 4.)

Ferner gehören hierher drei Schriften, welche er unter den angenommenen Namen Bruno Cibaldi und Pelagio Sugapene herausgab: Del vero metodo di conservar la sanita e di curare ogni morbo col solo uso dell' acquavita, discorso di Bruno Cibaldi Romano. (Palermo 1662. 12.) Discorso intorno all' uso dell' acquavita etc. (Palermo 1667. 12.) Lettera del Dottore Pelagio Sugapene a Bruno Cibaldi in approbazione del suo discorso intorno all' uso dell' acquavita. (Palermo 1667. 12.)

Seine nichtmediciniſchen Schriften ſind, außer mehren Panegyriken, weſentlich poetiſchen Inhalts: Poesie liriche. (Palermo 1634.) Diporti giovanili, composizioni poetiche. (Palermo 1661.) Il Pelagio ovvero la Spagna racquistata, poema eroica. (Palermo 1670.) Le Muse Siciliane, ovvero scelta di tutte le Canzone della Sicilia. (Palermo 1645—1653. 12.) (In fünf Bänden ſind hier die Lieder der ſiciliſchen Dichter geſammelt.)

Der Schwiegerſohn des Galeano, Iſidorus Palleſtreros, fing eine auf 15 Bände berechnete Sammlung an unter dem Titel: Vigiliarum medicinalium Lucubrationes cum Hippocrate redivivo. Darin ſind noch einige andere Abhandlungen Galeano's aufgenommen.

(*F. W. Theile.*)

GALEANTHROPIA (von ἡ γαλῆ, Wieſel, Marder, Katze, und ὁ ἄνθρωπος, Menſch), eine bei Sennert, Bellini vorkommende Benennung einer Form von fixer Idee, bei der die Kranken ſich einbilden, in Katzen verwandelt zu ſein, und ſich Mühe geben, das Betragen, das Geſchrei der Katzen u. dgl. nachzuahmen.

(*F. W. Theile.*)

Galearia *Presl.*, ſ. Trifolium.

*) ſ. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 830 fg. Baur's Neues hiſtoriſch-biographiſch-literariſches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 351.

Digitized by Google

GALEATI (Dominic Gusman), ein im 18. Jahrh. lebender Aezt, hat in den Commentarii Bononienses einige anatomiſche Abhandlungen niedergelegt, namentlich de cribriformi intestinorum tunica und de mulierbrium ovariorum vesiculis im erſten Bande, ſowie de carnea ventriculi et intestinorum tunica und de cystidis felleae ductibus im zweiten Bande. Ohne Zweifel iſt der in teutſchen Schriften als Guſman Galeazzi aufgeführte Arzt, welcher in den nämlichen Commentarii Bononienses (Vol. 5. P. 2. p. 216) die Behandlung der Wechſelfieber mit China nach Torti's Peincipien erläuteet, die gleiche Perſon. (*F. W. Theile.*)

GALEAZZO, italieniſcher Vorname, beſonders in der Familie Viſconti gewöhnlich, und Name mehrer mailändiſcher Herrſcher. Der erſte hiſtoriſch Bemerkenswerthe dieſes Namens aus dem Hauſe Viſconti, war Galeazzo I., Sohn des urſprünglichen Gibellinenführers und nachherigen Stifters des regierenden Hauſes Viſconti in Mailand, Matthäus Viſconti, der ſowol von Heinrich VII. (1310), als von Ludwig dem Baier (1317) als Reichsverweſer oder Viceeomes beſtätigt wurde und unter vielen politiſchen Stürmen namentlich unter faſt beſtändigem Streite mit dem päpſtlichen Stuhle bis zum J. 1322 die Herrſchaft über Mailand führte. Unſer Galeazzo I. nahm an dieſen Händeln lebhaft Antheil, ſowie denn überhaupt ſein Leben ſich als ein höchſt bewegtes ankündigt. Schon ſeine Vermählung mit Beatrix von Eſte im J. 1301 rief eine Verſchwörung hervor, in Folge deren ſein Vater bis zum Erſcheinen Heinrich's VII. reſigniren mußte und ſein Haus veewieſen wurde. Nicht weniger betheiligt erſcheint Galeazzo I. bei dem Steeit, den ſein Vater in ſeinen letzten Lebensjahren mit dem päpſtlichen Stuhle zu beſtehen hatte und der dadurch entſtanden wae, daß nach Heinrich's VII. Tode Matthäus Viſeonti ſich Bergamo, Pavia, Piacenza, Vereelli, Cremona unterwarf, darauf nach dem Willen des Papſtes zwar den Titel eines kaiſerlichen Viears ablegte, aber ungeachtet des päpſtlichen Bannes ſich zum Herrn von Mailand ausrufen ließ. Galeazzo I. erſcheint bei allen dieſen Vorgängen als ein Mann von großer Kraft und Einſicht. Während der Papſt darauf beſtand, Matteo ſolle die Signorie über ſeine Städte in die Hände des Papſtes niederlegen, da eher an eine Freiſprechung vom Banne nicht zu denken ſei, und Matteo, damals freilich bereits 72 Jahre alt, Miene machte, ſich der päpſtlichen Foderung zu fügen, eilte Galeazzo von Piacenza herbei und gab durch die beſtimmte Erklärung, ſein Vater ſei altersſchwach, daher er die Gewalt übernehmen weede, der Sache plötzlich eine ſo ganz neue Wendung, daß alle päpſtlichen Machinationen mit einem Male als vollkommen veenichtet angeſehen werden konnten. So wurde alſo Galeazzo ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters mit deſſen Gewalt bekleidet, die ihm dann nach ſeines Vaters Tode 1322 der große Rath von Mailand förmlich übertrug. Deſſenungeachtet aber ruhte die päpſtliche Intrigue nicht, ja wußte endlich ſo wirkſam zu werden, daß es zu einer förmlichen Verſchwörung kam, deren Theilnehmer am 8. Noo. 1322 in offener Empörung vor Galeazzo's Wohnung zogen, und die Einwilligung in den vom Papſte proponirten Frieden, alſo auch das Ende der Gewalt des viscontiſchen Hauſes verlangten. Auch jetzt noch war Galeazzo entſchloſſen, auf ſeinem Willen zu verharren, und wehrte ſich mit ſeinen nächſten Freunden und Verwandten und einigen treuen Kriegshaufen eine Zeit lang verzweifelt, mußte aber doch endlich der Gewalt weichen und die Stadt verlaſſen, worauf er ſich nach Lodi begab. Allein da die Verſpeechungen, welche der Papſt durch ſeinen Legat namentlich den teutſchen Truppen in Mailand hatte machen laſſen, nicht erfüllt wurden, geſtalteten ſich die Verhältniſſe für Galeazzo in kurzem wieder ſo günſtig, daß er bereits noch in demſelben Jahre wieder zurückgerufen und am 29. Dec. von Neuem als Herr von Mailand anerkannt wurde. Die Folge davon war ein förmlicher Kreuzzug, den der Papſt gegen die Viſconti unternahm. Und in der That ſah ſich auch das päpſtliche Heer im Anfang des Kampfes vom Glück begünſtigt, erlitt abee 1324 eine ſo empfindliche Niederlage, daß Galeazzo wieder vollkommen freie Hand erhielt. Nichtsdeſtoweniger mußte Galeazzo am Abend ſeines vielbewegten Lebens noch eine ſehr bittere Erfahrung machen. Von ſeinen Brüdern, namentlich Marco, und mehren ſeiner nächſten Verwandten um ſeiner Herrſchaft willen beneidet und darum bei König Ludwig dem Baier geheimer Unterhandlungen mit dem Papſte verdächtig gemacht, wurde Galeazzo, trotz dem daß er König Ludwig bei ſeinem Erſcheinen in Mailand aufs Glänzendſte empfig, plötzlich am 5. Juli 1327 nebſt ſeinen beiden Brüdern Luchino und Giovanni und ſeinem Sohne Azzone verhaftet, während die Regierung der Stadt 24 mailändiſchen Edelleuten übertragen wurde. Dies harte Schickſal ſcheint ſeine Kraft gebrochen zu haben. Durch die eifrigen Bemühungen ſeines Bruders Marco, dem dieſe Wendung der Dinge ebenſo unerwartet kam, wie ihn tief betrübte, erhielt Galeazzo zwar bald ſeine Freiheit wieder, ſtaeb aber ſchon am 6. Aug. 1328 [1]), und zwar noch im Bann.

Galeazzo II. war dee zweite Sohn von Stephan Viſconti und Neffe des Erzbiſchofs Giovanni, nach deſſen Tode 1354 er mit ſeinen zwei Brüdern Matteo und Bernabo ſich in die viscontiſchen Staaten theilte, wobei er Como, Novara, Vercelli, Aſti, Alba, Aleſſandria und Tortona allein, Mailand und Genua mit ſeinen Brüdern gemeinſchaftlich erhielt. Als dagegen 1355 der eine ſeiner Brüder, Matteo, ſtarb, erfolgte eine neue Theilung, wobei Galeazzo Piacenza und Bobbio erhielt. Galeazzo's zahlreiche und langausgeſponnene Kämpfe mit den Lombarden und den Päpſten ſind ebenſo ohne alle höhere hiſtoeiſche Bedeutung wie ſeine ganze durch die unſinnigſte Strenge, Geldgier und Grauſamkeit [2]) ſich auszeichnende Regierung. Nur nach einer Seite hin, in Bezug auf ſeine große Begünſtigung der Literatur und Wiſſenſchaften iſt ſeine Herrſchaft als eine Epoche machende zu bezeichnen.

---

1) Vergl. Muratori, Geſchichte von Italien VIII. S. 325 fg. und Dr. Heinr. Leo, Geſchichte der italieniſchen Staaten III. S. 209 fg. 2) Leo, Geſch. der ital. Staaten III. S. 311 und die dort angeführten Quellen.

Digitized by Google

Nicht nur daß er mit Petrarca und vielen gleichzeitigen Gelehrten, die ſich von ſeiner Seite der größten Auszeichnung zu erfreuen hatten, in der engſten Verbindung ſtand, ſo verdankt ihm auch die Hochſchule zu Pavia ihre Gründung. Nachdem er bereits 1375 ſeinem Sohne Giovan Galeazzo, Grafen von Vertus, einen großen Theil ſeiner Staaten abgetreten und ſich nur die Oberhoheit daran vorbehalten hatte, ſtarb er am 4. Aug. 1378 zu Pavia. Ihm folgte in der Regierung der ebengenannte:

Giovan Galeazzo, unter allen Männern dieſes Namens der hiſtoriſch wichtigſte. Von höheren politiſchen Gedanken geleitet, und namentlich von dem Wunſche durchdrungen, dem viscontiſchen Staate in dem italieniſchen Staatenſyſteme eine feſtere Baſis zu verſchaffen, war er vorzugsweiſe bemüht, den Kriegen und Händeln, in welche ſein Staat von ſeinen Vorfahren je länger je mehr verwickelt worden war, eine beſtimmtere Wendung zu geben. Dabei konnte es aber ſeinem politiſchen Scharfblicke nicht entgehen, daß, ſo lange die viscontiſche Herrſchaft getheilt und, wie damals der Fall, zum Theil von einem Manne vertreten war, der wie ſein Oheim Bernabo ſich als vollendeter Tyrann ankündigte, an eine Verwirklichung dieſer Idee ſchwerlich gedacht werden konnte. Nachdem er daher im J. 1380 vom Kaiſer Wenzel als königlicher Vicar in der Lombardei beſtätigt worden war, nahm er 1385 ſeinen grauſamen Oheim Bernabo nebſt zwei von deſſen Söhnen gefangen und machte ſich, während er ſeine Gefangenen im Gefängniſſe ſterben ließ, zum alleinigen Träger der viscontiſchen Herrſchaft. Nach der Zeit finden wir ihn in mehrfachen Fehden mit benachbarten Staaten, wobei es ihm gelang, ſeiner Herrſchaft nicht nur eine größere Ausdehnung, ſondern auch eine beſſere Abrundung zu verſchaffen. Von nicht minder günſtigem Erfolg waren ſeine diplomatiſchen Unterhandlungen begleitet. Im J. 1395 ertheilte ihm König Wenzel gegen eine Summe von 100,000 Goldgulden die Würde und den Titel eines Herzogs von Mailand und Grafen von Pavia, während ſchon das Jahr darauf durch ein neues kaiſerliches Privilegium nicht nur die Beſtandtheile des neuen Herzogthums beſtimmt, ſondern auch die Untheilbarkeit und das Erſtgeburtsrecht in der Nachfolge eingeführt wurden. Und dieſe zuletzt angeführte Neuerung war es denn auch, welche Galeazzo's Namen in der Geſchichte die hohe Bedeutung gebracht hat, da ſeitdem, obgleich der mailändiſche Staat bei dem Reiche erhalten wurde (denn das neue Herzogthum wurde ein Reichslehen) die kaiſerliche Vergebung der Vicariate in der Lombardei aufhörte, und die Visconti nun erſt rechtlich die fürſtliche Stellung einnahmen, die ſie vorher uſurpirt hatten. Auch nach der Zeit ſetzte Galeazzo ſeine Eroberungsfehden zur Erweiterung ſeiner Herrſchaft fort und ſah ſich auch in dieſer Zeit wieder faſt immer vom Glücke begünſtigt, ſowie er denn auch 1402 Bologna in ſeine Gewalt bekam. Beiweitem mehr aber als dieſe Dinge haben ſeinen Namen ſeine hohe Begeiſterung für das wahrhaft Schöne, ſein geläuterter Kunſtgeſchmack und ſeine außerordentliche Sorge für Kunſt und Wiſſenſchaft unſterblich gemacht. So war er es, der 1386 den Dombau in Mailand begann, und zehn Jahre ſpäter den Bau der Certoſa von Pavia unternahm. So berief er ferner eine Menge ausgezeichneter Gelehrter in ſeine Staaten, und zum Theil ſelbſt in ſeine unmittelbare Nähe, ſtiftete eine Akademie der Baukunſt und Malerei, gründete eine reiche Bibliothek; ließ durch die ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten das alte ſtatutariſche Recht Mailands revidiren und brachte dadurch ein vollſtändiges Geſetzbuch zu Stande; erneuerte die Univerſität von Piacenza ꝛc., kurz beförderte und half ausgezeichnetem Streben, wo er nur wußte und konnte. Leider ſtarb er noch in ſeinem kräftigſten Mannesalter in ſeinem 55. Lebensjahre am 3. Sept. 1402 [3]).

Von weit geringerer Bedeutung als die oben angeführten drei Männer des Namens Galeazzo aus dem Hauſe Visconti ſind zwei deſſelben Namens aus dem Hauſe Sforza, von denen der erſte Galeazzo Maria im J. 1466 Herzog von Mailand wurde, ſich durch ein wüſtes, in mancher Beziehung Ekel erregendes Leben auszeichnete und am 26. Dec. 1476 in einer Kirche ermordet wurde. Der andere hier noch zu erwähnende Träger dieſes Namens war des Vorigen Sohn, Gian Galeazzo, der bei ſeines Vaters Tode erſt acht Jahre alt war, daher vorerſt ſeine Mutter Bona von Savoyen die vormundſchaftliche Regierung übernahm. Galeazzo's Leben war nur ein kurzes; er ſtarb 1494 an Gift, welches ihm ſein herrſchſüchtiger väterlicher Oheim Ludovico Moro beigebracht hatte [4]). (*Ramshorn.*)

GALECYNUS. Murchiſon erhielt aus dem tertiairen Mergel von Öningen das vollſtändige Skelet eines Raubthieres, welches Mantell für nicht verſchieden von dem Skelete des lebenden Fuchſes erklärte. G. v. Meyer beſchrieb es indeſſen in ſeinen Beiträgen zur Fauna der Vorwelt (Heft I. S. 4. Taf. 1. Fig. 1. 2) als ſpecifiſch eigenthümlich unter der Benennung Canis palustris. Neuerdings hat Owen das Foſſil einer Unterſuchung unterworfen (Transactions geological Society. [London 1846.]. Novbr. 4.) und darin eine eigene Gattung erkannt, die er Galecynus nennt. Dieſe Deutung unterliegt keinem Zweifel und wie Mantell die ſpecifiſche Identität mit dem lebenden Fuchſe behaupten konnte, iſt unbegreiflich, da der dritte und vierte Lückzahn vor und hinter ſeinem mittlern großen Höcker noch einen kleinern beſitzt, während bei allen bekannten Arten von Canis ein ſelbſtändiger Anſatz am Vorderrande fehlt. Einzelne Unterſchiede machen ſich noch an andern Theilen des Skeletes bemerklich. Im Allgemeinen iſt die Ähnlichkeit mit der des Fuchſes groß. (*Giebel.*)

Galedragon *Salisbury*, ſ. Dipsacus (pilosus).

Galedupa *Lam.*, ſ. Pongamia.

GALEERE. Wenn man heutzutage vorzugsweiſe zwiſchen Dampf- und Segelſchiffen unterſcheidet, ſo unterſchied man ſonſt, namentlich im Alterthum und Mit-

3) Vergl. über ihn *Sismondi*, Hist. d. rép. ital. Vol. VII. p. 274 und Leo, Geſchichte der italieniſchen Staaten III. S. 330—345 und die daſelbſt angeführten Quellen. 4) Weiteres über dieſe beiden zuletztgenannten Männer in Leo's Geſchichte der ital. Staaten und in dem Art. Mailand.

Digitized by Google

telalter, ja bis vor wenigen Decennien nur zwiſchen Ruder- und Segelſchiffen, bezeichnete aber und bezeichnet noch jetzt ein Schiff mit dem Namen Ruderſchiff ſelbſt dann noch, wenn es auch, was bei den größeren faſt immer ſtattbat, zugleich mit Segeln verſehen iſt. Da auch noch in der Gegenwart ſalche Ruderſchiffe, beſanders in ſüdlichern Meeren, gebräuchlich ſind, ſo muß man aber jetzt richtiger Weiſe dreifach unterſcheiben: nämlich Dampfſchiffe, die bekanntlich zumeiſt auch mit Segeln ausgerüſtet ſind, ferner reine Segelſchiffe, endlich Ruderſchiffe[1]). Unter den Ruderſchiffen ſpielen aber in alten und neueren Zeiten die Galeeren eine große Rolle.

I. Begriff. Die Galeere iſt eine Art langgebauter und mit einem niedrigen Bord verſehener Schiffe, welche vorzugsweiſe durch Ruder fortbewegt werden, indeſſen zugleich mit Segeln aerſehen ſind, und insgeſammt nur zwei Maſten baben. Sie iſt nach der Galeaſſe das vornehmſte von allen Ruderfahrzeugen, d. h. hier, aan ſalchen Fahrzeugen, welche durch Ruder und Segel zugleich bewegt werden können. Es iſt ein Seeſchiff, wird aber varzugsweiſe nut zur Küſtenſchiffahrt oder in Binnenmeeren, namentlich in der mittelländiſchen See und nur ſelten zu Fahrten auf dem offenen Oceane benutzt. Die Galeere iſt weſentlich ein Fahrzeug zur ſchnellen Fortbewegung und iſt in der Regel ein Kriegsſchiff, ſelten ein Transport- oder Handelsſchiff.

II. Sprachliches. Das Wort Galeere iſt nicht teutſchen Urſprunges, ſandern iſt nach Teutſchland und überdaupt nach dem Norden aus Italien verpflanzt, wurde aber bisher meiſtens, freilich mit unzureichenden Gründen, aus drm Geiechiſchen hergeleitet. Italieniſch heißt es Galea und ebedem ſchrieb und ſprach man auch im Teutſchen dieſes Wort nur Galee, wie denn Luther den Eſaias Cap. 33. V. 21 überſetzt: — daß darüber kein Schiff mit Rudern ſahren, noch Galeen dahin ſchiffen werden. Der Ausdruck wurde nach Teutſchland gebracht zu den Zeiten des heiligen römiſchen Reiches teutſcher Natian in ſeiner vollen Blüthe, als dies noch eine Weltherrſchaſt anſtreben und namentlich Italien als Pravinz betrachten mochte. Als aber Teutſchland und die Teutſchen mehr und mehr jene Weltſtellung verloren und ſtatt deſſen zu Nachbetern und Nachäffern ihrer weſtlichen Nachbarn, der Franzoſen, in Sitten, Moden, namentlich in der Sprache herabſanken, da wurde der alte bereits eingebürgerte Ausdruck Galee aufgegeben und dafür ein franzöſirtes Wart eingeführt: Galeere. Die eigentliche franzöſiſche Farm iſt nämlich Galère und die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache im 17. und 18. Jahrb. iſt ſo bedeutend geweſen, daß ſelbſt die Italiener dieſe Formulirung des Worts adaptirten und daraus *Galera* machten. Übrigens haben die Franzoſen auch den Ausdruck: Galée, was jedenfalls direct aus dem Italieniſchen entnommen iſt und für die urſprünglich adaptirte franzäſiſche Farm gehalten werden darf. In dem ſchwediſchen *Galleja*, in dem däniſchen *Galleye* und in dem halländiſchen *Galey*, ſowie in dem engliſchen *Galley* aber *Row-Galley* und partugieſiſchen *Galé* iſt die italieniſche Form Galea noch mehr erkennbar. Im Spaniſchen heißt das Wort gleichſalls *Galera* aber auch galea, ebenſa im ſchlechten Latein galea, galera, da es claſſiſch navis actuaria oder triremis lautet.

Die Wurzel des Wartes iſt unbekannt. Trotz der Ähnlichkeit kann Galea füglich nicht von dem griechiſchen γαῦλος herkommen, wie Röding in ſeinem Marinelexikan glaubt; drnn abgeſehen von anderen Gründen bedeutet γαῦλος im Gegenſatz grade des langgebauten, ſchnellfahrenden Ruderſchiffes eine beſondere Art van (Segel-) Laſtſchiff, von runder Bauart und wie es ſcheint phöniziſchen Urſprunges, alſo grade das Gegentheil der Galeere. Auch mit Golle aber Jalle oder Gölle (holländiſch Joll, däniſch Jalle, ſchwediſch Julle, engliſch *Yawl*), welches ein kleines, einmaſtiges Fahrzeug mit einem Sprietſegel und einer Stagfock bezeichnet, und worunter man an manchen Orten, z. B. Hamburg, auch ein kleines offenes Boat zur Überfahrt auf Kanälen ꝛc. verſteht, ſcheint das Wort Galea nicht verwandt zu ſein. Auch nicht mit Gellen (auch Holzgellen), wie eine graße offene Schute oder Kahn auf dem Obertheil der Elbe genannt wird. Weiter unten will ich übrigens meine Vermuthung über die Abſtammung des Wartes Galeen darlegen.

III. Geſchichtliches. Obgleich Seefahrzeuge unter dem eigenthümlichen Namen der Galeeren erſt im Mittelalter vorkommen und man überhaupt unter Galeere gewöhnlich ein Fahrzeug der modernen Zeiten, namentlich der ſüdlichen Völker Europa's am Mittelmeer, verſteht, ſo hat es dach der Sache nach bereits im Alterthume und zwar ſchon in ſehr frühen Zeiten ganz ähnliche Schiffe von ähnlicher Bauart mit Segeln und Rudern und zum Schnellſahren, ſowie zum kriegeriſchen Gebrauche beſtimmt, gegeben. Überhaupt muß man die von Röding in ſeinem Marinelexikan sub voce Galeere ausgeſprochene Anſicht feſthalten, daß die Galeeren und überhaupt alle noch jetzt im Mittelmeere gebräuchlichen Fahrzeuge, welche in den neuern Sprachen unter dem Namen lateiniſche bekannt ſind, nur in wenigen Stücken van den Fahrzeugen der Alten unterſchieden ſind. Sie ſind im Ganzen die alterthümlichen, haben aber natürlich in einem Zeitraume von 2000 Jahren, unter dem mächtigen Fortſchritte der mathematiſchen, aſtronomiſchen, überhaupt nautiſchen Wiſſenſchaften, in allen Details eine beſſere Einrichtung erhalten. Die verwandtſchaftliche Stellung dieſer lateiniſchen Fahrzeuge (einſchließlich der Galeeren) zu denen des Alteethums zeigt ſich ganz beſanders in den noch jetzt auf ihnen aarzugsweiſe gebräuchlichen Seetermini. Dieſe unterſcheiden ſich durchaus aan allen übrigen und kann man ihnen Urſprung einzig in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache finden. Sa heißt z. B. der Kiel eines Schiffes im Italieniſchen gewöhnlich colomba und chiglia, welche letztere Benennung wahrſcheinlich durch die nordiſchen Völker mit nach Italien gebracht wurde, auf Galeeren und lateiniſchen Fahrzeugen wird ſolcher aber carena genannt nach dem lateiniſchen carina. Ebenſo heißt gewöhnlich pennone eine Raa, auf lateiniſchen Fahrzeugen aber antenna, nach dem lateiniſchen antenna. Die Anquinae funes der Lateiner findet man auf den

1) Vgl. von Kaltenborn, Grundſätze des europäiſchen Seerechts. (Berlin 1851.) 1. Bd. §. 41. S. 81.

Digitized by Google

Galeern unter dem Namen anchi, franzöſiſch anquins, und carchesium unter dem Namen carcese oder calcese, Maſtkorb, der anderweitig coffa oder gabbia heißt. Auf den im 14. und 15. Jahrh. üblichen, großen dreimaſtigen Galeeren wurde das große Segel artimon genannt, unſtreitig nach dem griechiſchen artemon.

Demnach bezeichnen Manche die Ruderſegelſchiffe des Alterthums, namentlich die ſchnellſegelnden und die Kriegsfahrzeuge, meiſt geradzu ſchon mit dem neuern Namen der Galeeren, wie dies unter Anderem ſchon Luther (a. a. O.) ſogar in Bezug auf die aſſyriſchen Schiffe gethan hat. Auch unterſchieden ſich die griechiſchen und römiſchen Schiffe nach Bau, Art und Gebrauch nur unbedeutend von den orientaliſchen, phöniziſchen, carthagiſchen, ſodaß man auch füglich deren Segelruderſchiffe der genannten Art mit dem Namen Galeeren bezeichnen darf. Einiges verbeſſerten aber Griechen und Römer namentlich auch ſchon in Bezug auf die Ruderſchiffe. So hatten die phöniziſchen Schiffe auf jeder Seite nur eine Ruderbank und dieſer Gebrauch dauerte ſehr lange. In Griechenland fing man bereits zu den Zeiten der Könige zuerſt an, ſich der zwei-, drei- und mehrrudrigen Schiffe zu bedienen, um die Kriegsheere über das Waſſer zu ſetzen und überhaupt um bei Unternehmungen zur See deſto geſchwinder ſein, ſowie namentlich um die einzelnen Manöver leichter und ſchneller ausführen zu können.

Manche gehen ſoweit, der aſſyriſchen Königin Semiramis um 2000 v. Chr., welche allerdings bedeutende Schiffsbauten ausführen und dazu Schiffsbauleute aus Phönizien, Syrien, Cypern und andern Seeplätzen kommen ließ, die Erfindung der Galeeren zuzuſchreiben. Sie ſoll deren 3000 haben erbauen laſſen, welche alle mit kupfernen Schnäbeln bewaffnet geweſen wären (*Diod. Sic.*, Bibl. hist. lib. II. und Geſchichte der Schiffahrt. (Breslau 1734.) 1. Bd. S. 174. Die Carthaginienſer ſollen dann die Quadriremes oder die Galeeren mit vier Reihen Rudern erfunden haben, wie man ihnen denn auch die erſte Einführung des großen Ankertaues zuſchreibt. (Geſch. der Schiffahrt. 1. Bd. S. 303.)

Beſonders ausgebildet war das Seeweſen der Athenienſer und ihre Galeeren oder Ruderſchiffe ſehr zahlreich und von den verſchiedenſten Größen. Sie hatten überhaupt eine doppelte Art von Schiffen. Die Ruderſchiffe waren die Kriegsſchiffe und hatten wol zumeiſt zugleich Segel. Die Segelſchiffe waren die eigentlichen Laſtſchiffe, die zum Handel und Proviantführen gebraucht wurden, die aber auch bisweilen zugleich Ruder führten. Die Kriegsſchiffe werden auch nicht ſelten als lange Schiffe bezeichnet und wieder in zwei Claſſen getheilt: 1) Die langen ſchlechthin und 2) die ſogenannten actuarias naves, welches ſehr leichte Schiffe waren und den Galeeren-Raubſchiffen der afrikaniſchen Corſaren geglichen haben mögen. Dieſe letzteren waren gewöhnlich ohne Verdeck und hießen deshalb gemeiniglich offene; ſie führten bisweilen 20, 30 ja 40 Ruder, wovon die Hälfte zu jeder Seite, doch alle in einer gleichen Reihe waren. Die eigentlich ſogenannten langen Ruderſchiffe hatten auf jeder Seite bald nur eine Reihe Ruder, bald zwei, drei, vier, fünf und mehr, ſo bis auf 40, doch war dieſe große Zahl dann mehr zur Pracht und zum Prunk, als zum wirklichen Gebrauche. Die langen Schiffe mit einer Reihe Ruder hießen Aphracten, d. h. ohne Verdeck, im Gegenſatz der Kataphracten, d. h. mit Verdeck. Die Schiffe nun, deren ſich die Alten regelmäßig in Schlachten bedienten, ſind die triremes und quinqueremes, welche drei bis fünf Ordnungen Ruder hatten. Man ſtreitet ſich über die Eintheilung dieſer Ruderordnungen. Einige behaupten, ſie wären der Länge nach angebracht geweſen, wie die Ruderbänke der heutigen Galeeren. Andere meinen, daß die Reihen der zweirudrigen, dreirudrigen und ſo fort bis auf die 40rudrigen, bei gewiſſen Schiffen über einander geſtanden hätten, und allerdings ſprechen dafür viele Stellen in den alten Autoren, und namentlich kann für dieſe Meinung die Trajaniſche Säule als Zeugniß angeführt werden, welche dieſe Reihen als über einander vorſtellt. Indeſſen erklären alle ſachverſtändige Seeleute der Gegenwart, daß ſie ſich dergleichen Uebereinanderſtehen der Ruderordnungen ſchlechterdings nicht als möglich oder praktiſch vorſtellen können. Allerdings kann man ſich kaum denken, wie namentlich, wenn viele Reihen über einander geſtanden haben, die Arbeit damit habe geſchehen können. Vergl. beſ. *Montfaucon*, Antiquité expliquee und Geſch. der Schiff. S. 352. Übrigens rüſteten zuerſt die Korinther Kriegsſchiffe mit drei Ruderreihen aus und folgten ihnen etwa um die Zeit der Perſerkriege die Korcyräer und die Tyrannen von Syrakus, um welche Zeit denn auch durch Themiſtokles die Athenienſer zur Erbauung ſolcher Schiffe vermocht wurden und von nun an ſich mit unglaublichem Eiſer und mit gutem Glücke auf das Seeweſen legten. Die Schnäbel oder Stachel der Schiffe am Vordertheile ſpielten bei dieſen Kriegsſchiffen eine große Rolle und erſetzten etwa die Kanonen der modernen Galeeren. In einem Kampfe mit den Athenienſern, deren Schiffe ſehr hohe und ſchwache Vordertheile hatten, ſodaß ihre Schnäbel ſtets nur die höheren Theile der feindlichen Schiffe faſſen und ſolche nur wenig beſchädigen konnten, richteten die Syrakuſaner die Vordertheile ihrer Schiffe niedrig und ſtark zu, ſodaß der Schnabel unmittelbar über dem Waſſer ſtand, alſo beim Anrennen die feindlichen Schiffe grade in den untern Theilen faſſen und ſo recht ſtark beſchädigen konnte. Ja auf einen einzigen Stoß wurde öfters ein dreirudriges Schiff der Athenienſer in den Grund gebohrt. (*Diod. Sic.* l. c. lib. XIII.) Die Tyrannen von Syrakus unterhielten oft einige hundert großer Galeeren. Noch viel bedeutender waren die Galeerenflotten Alexander's auf ſeinen Fahrten nach Indien. Ebenſo die der Römer.

Doch findet man ſolche Fahrzeuge unter dem ausdrücklichen Namen der Galeeren, wie es ſcheint, beim griechiſchen Kaiſer Leo, der circa 880 n. Chr. die Regierung antrat und in ſeinem bekannten Buche von der Taktik ſich über die damalige Beſchaffenheit der griechiſchen Marine ſehr detailliet verbreitet. Seine Flotte beſtand aus großen und kleinen Fahrzeugen, die alle Ruder und Segel zugleich führten. Die großen wurden Dromonen genannt; ſie mußten ſchwer und ſtark genug ge-

Digitized by Google

baut ſein, um den Stoß der feindlichen Schiffe auszuhalten, nichtsdeſtoweniger aber ſollte ihre Bauart ſo beſchaffen ſein, daß ſie ſchnell im Segeln waren und gut See halten konnten. Vorn auf dem Vordertheil derſelben ſtand eine mit Erz bedeckte Röhre, durch welche man Feuer auf die Feinde warf. Über demſelben war ein mit einer Bruſtwehr verſehenes Gerüſte erbaut, worauf die Soldaten im Gefecht ſtanden und ſo vortheilhaft gegen den Feind ihre Wurf- und Schußwaffen gebrauchen konnten. In der Mitte des Verdecks war auch eine Art Caſtell, von welchem aus die darauf poſtirten Soldaten Steine, ſpitzige Eiſenklumpen und Feuerweek auf die feindlichen Schiffe warfen. Man ſieht alſo hier die vollkommenen Surrogate der ſpätern Marineartillerie. Dieſe Dromonen hatten nur zwei Reihen von 25 Rudeebänken, eine über der andern. Auf jeder Bank befanden ſich zwei Mann. Doch gab es auch Dromonen mit 200 Ruderern am Bord. Vergl. Röding's Marinelexikon s. v. Dromones. Die kleinen Fahrzeuge nun wurden grade Galeen genannt und hatten nur an jeder Seite eine Reihe Ruder; ſie waren vorzüglich dazu beſtimmt, ſchnell von einem Orte zum andern zu fahren. Es bedeutet aber *Δρομόνες* ſoviel als Läufer. Die Galeen ſegelten nun gewiß noch ſchneller als dieſe Dromonen, deswegen kann in dem Namen nicht das Gegentheil der Geſchwindigkeit ausgedrückt ſein. Vielleicht erhielten die Galeen grade wegen ihrer Kleinheit, Winzigkeit gegenüber den Dromonen und wegen ihrer ungemeinen Hurtigkeit einen Deminutionamen, einen Spott- und ſymboliſchen Namen. Im Griechiſchen heißt nämlich *γαλέη*, contrahirt *γαλῆ*, Wieſel, Marder, Katze, bekanntlich Thiere von geringer Größe und ungemeiner Schnelligkeit. Ich bin ſehr geneigt, dieſe Abſtammung des Wortes anzunehmen und übergebe ſie hiermit den Herren Philologen zur beliebigen Kritik, indem ich nur noch daran erinneee, daß *γαλεὸς* eine Haifiſchart bezeichnet, die bekanntlich ſehr ſchnell iſt, ſodaß vielleicht hier ſchon der Name jener kleinen Landthiere auf dies Meerungethüm unter dem Symbol der Schnelligkeit übertragen worden iſt.

In ſpäteren Zeiten findet man die Galeeren namentlich bei den Venetianern, deren Marine übeehaupt, wie der gelehrte Girolano Zanetti in ſeiner Dissertazione sopra l'Architettura navale etc. ſagt, mit der griechiſchen große Ähnlichkeit hatte. Die Galeeren waren in der venetianiſchen Flotte die einzigen eigentlichen Kriegsfahrzeuge. Ville Harduin ſagt in ſeiner Geſchichte der Kreuzzüge, daß der Doge Dandalo im J. 1202 zu einem Kreuzzuge außer den Transpoetſchiffen 50 Galées pour l'amour de Dieu verſprach und auch wirklich lieferte. Derſelbe Zanetti hat auch in ſeinen Memorie per servire alla Storia litteraria. tom. VII. p. 1 den Vertrag Ludwig's IX. von Frankreich mit der Republik Venedig wegen der Eeoberung des heiligen Landes vom J. 1268 abdrucken laſſen. Daein verſpricht der Doge 15 armirte Galeeren auf ſeine Koſten zu halten (cum hominibus Venetiarum ad obsequium Christi, et ad exaltationem et robur Fidei Christianae ponere et tenere suis expensis per unum annum XV *galeas* armatas). Zanelti gibt überhaupt daſelbſt ſehr gute Aufſchlüſſe über die Schiffsbaukunſt damaliger Zeit.

Die Galeeren ſind zwae vorzugsweiſe im Mittelmeere gebaut und gebraucht worden, doch ſind ſie von da auch nach einigen nördlichen Gegenden, namentlich nach Rußland, Schweden, Polen, Dänemark, verpflanzt worden und haben da ſogar zeitweilig eine gewiſſe Rolle geſpielt. Es ſind aber die Galeeren dee Noid- und Oſtſee ebenſo wie die mittelländiſchen gebaut und wueden von dieſen Staaten anfänglich meiſt ausdeücklich italieniſche Schiffbauleute herbeigerufen. So ließ der König von Schweden ſchon im J. 1540 ſich aus Venedig Schiffbaumeiſter kommen und von dieſen eine große Anzahl Galeeren bauen, welche er gegen die moskowitiſchen und ehſtniſchen Seeräuber gebrauchte. Ob aber die Galeeren ſchon vor dieſee Zeit in den nördlichen Gewäſſern bekannt und üblich geweſen, iſt ungewiß, indeſſen doch wahrſcheinlich. Die Küſten dee Oſtſee und der Nordſee ſind zum Theil ſo klippenreich, und der Seeverkehr dieſer nordiſchen Staaten mit dem Mittelmeere iſt ſo alt und immer ſo lebhaft geweſen, daß man jedenfalls ſchon früh dieſe mittelländiſchen Fahrzeuge kennen lernen und ſie, wegen ihres flachen Tiefgangs, wie wegen ihree Schnelligkeit und Beweglichkeit, als grade für die klippenreichen Küſten der noediſchen Gewäſſer paſſend finden mochte. Ja nach Keſſel's Unterſuchungen (in ſeinen Abhandlungen von den Vorzügen der alten nordiſchen Seekunſt vor dee der Römer und Griechen. [Kiel 1755.]) ſteht es allerdings feſt, daß die Teutſchen und überhaupt die nordiſchen Völker ſchon ziemlich früh und jedenfalls bereits in den erſten Zeiten des Mittelalters und noch in den Zeiten des Heidenthums ſtattliche, ſchön geſchmückte Kriegsfahrzeuge hatten, welche Segel und Ruder zugleich führten, 20, 40, und 60 Ruderbänke (wol nue mit je einem Ruderer) zählten und mit oft vergüldeten Maſten verſehen waren. Die Beſatzung eines ſolchen Schiffis beſtand nicht ſelten aus 200 Mann, dagegen ein Kauffahrer nur 12—15 Matroſen führte. Vergl. Fiſcher, Geſch. des teutſchen Handels. (Hanover 1785.) 2. Bd. S. 100—113. Alſo gab es doch ſchon früh ähnliche Fahrzeuge wie die Galeeren, ohne daß aber erſtere mit dieſen letzteren ſchon im Zuſammenhange ſtanden, oder auch hätten füglich ſtehen können.

Feener iſt gewiß, daß etwa um dieſelbe Zeit wie jener König von Schweden, Sigismund, König von Polen, die Venetianer um Schiffbaumeiſter anging, welche ihm auch zu Danzig eine Flotte bauten, die er der däniſchen Seemacht entgegenſtellte. Auch Rußland hat ſeit Peter's des Großen Zeit Galeeren auf der Oſtſee, welche noch im ſiebenjährigen Kriege zum Teansporte der Truppen und der Mund- und Kriegsbedürfniſſe gebraucht wurden. Auch in Frankreich baute man Galeeren und war dies der einzige Staat, welcher ſie auf dem Weltmeere ſchiffen ließ, wenigſtens zeitweilig. Zeitweilig iſt die franzöſiſche Galeeeenflotte ſehr bedeutend geweſen.

Doch unterhielten, wie geſagt, vorzugsweiſe die mittelländiſchen Seemächte Galeeren und beſtand deren Kriegsmarine bis ins 17. Jaheh. faſt ausſchließlich aus ſolchen Fahrzeugen. Je mehr ſich aber die reinen Segelkriegs-

Digitized by Google

ſchiffe im Laufe des 17. und 18. Jahrh. vervollkommneten und je mehr man namentlich auch kleinere reine Segelkriegsſchiffe baute, um ſo mehr wurden die Galeeren in den Hintergrund gedrängt und ſind heutzutage faſt völlig bedeutungslos geworden, wenigſtens wenn man ihre heutige Geltung mit ihrer ehemaligen kriegeriſchen Bedeutung im 12., 13., 14., 15. und 16. Jahrh. vergleicht. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten aber Venedig und Genua, ſowie der Papſt, die Malteſer, Neapel und die afrikaniſchen Raubſtaaten noch anſehnliche Galeerenflotten. Vergl. beſ. Büſching's neue Erdbeſchreibung (4. Aufl. 1760.) Darnach hatte um jene Zeit Venedig außer 14 anderweitigen eigentlichen modernen Kriegsſchiffen 20 Galeaſſen und 25 Galeeren. Ebenſo unterhielt Genua eine ſtarke Galeerenflotte, mußte ſich aber nach dem Bombardement von 1684 von Ludwig XIV. die demüthigende Bedingung gefallen laſſen, ſeine Galeeren bis auf ſechs zu entwaffnen, und verſprechen, ohne des Königs Wiſſen und Willen keine neuen auszurüſten. Toscana hatte 1755 wenigſtens nominell 20 anderweitige Kriegsſchiffe, 12 Galeeren und einige Galeaſſen, und um dieſelbe Zeit beſtand die päpſtliche Marine beſonders aus einer Galeerenflotte, die allerdings nicht bedeutend war und zu Civita Vecchia lag. Ebenſo beſtand die neapolitaniſche, übrigens ſehr ſchwache Seemacht noch hauptſächlich aus Galeeren, wie denn auch die Marine des Königs von Sardinien aus Fregatten und Galeeren beſtand. Im J. 1759 zählte die ſchwediſche Kriegsflotte 28 Kriegsſchiffe, ſowie eine Anzahl Galeeren, die man namentlich in den letzten Kriegen gegen die Ruſſen benutzt hatte. Die Schweden fuhren auf dieſen ungemein flach gehenden Galeeren in den upländiſchen Archipelagus hinein und längs der Küſte des ganzen bottniſchen Meerbuſens, ſchlüpften gleichſam durch die Felſen hindurch, landeten und verheerten die Küſten. Ganz ähnlich wie ihre Urahnen die Normannen im 7., 8., 9., 10. Jahrh. bereits es gethan hatten an den Küſten des Nordens wie des Südens. Freilich koſteten dieſe Galeeren ſehr viel, indeſſen wurden dadurch immer einige Kriegsſchiffe erſetzt. Auch unter der Flotte Dänemarks von 30 Kriegsſchiffen war damals noch eine Anzahl von Galeeren. Im J. 1746 zählte Rußland 24 Linien- und etwa 15 andere Kriegsſchiffe, die zu Reval und Kronſtadt ſtationirten, während die petersburger Galeerenflotte 102 Galeeren umfaßte. Die türkiſche Flotte ſoll aber zu der Zeit vorzüglich aus 60 Galeeren und ſechs Galeaſſen nebſt einigen Fregatten, Brigantinen und Gallionen beſtanden haben. Spanien dagegen unterhielt gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur noch ſechs Galeeren zum Kreuzen gegen die Seeräuber im Mittelmeere.

Im 19. Jahrh. ſind die Galeeren in allen größeren Staaten mehr und mehr in Abgang gekommen. Man findet ſie jetzt nur noch in den Barbareskenſtaaten an der afrikaniſchen Küſte. Auch braucht man ſie einzeln überhaupt noch an den Küſten des Mittelmeeres, doch ſpielen ſie überall eine ſehr untergeordnete Rolle gegenüber den eigentlichen Kriegsſchiffen. An den klippenreichen Küſten Schwedens beſteht auch noch jetzt die ſogenannte Scheerenflotte (von Scheere, das ſind eben die kleinen Klippeninſeln an den dortigen Küſten) aus ſolchen Segelruderfahrzeugen, welche man eigentlich Halbgaleeren nennen muß und die etwas kleiner als die eigentlichen Galeeren ſind. Nach Cannabich's Geographie (16. Aufl. 1847.) wird dieſe Ruderflotte, doch wol nur nominell, gebildet aus 7 Bombenſchiffen, 24 Schoonern und 250 Kanonenbooten und Jollen.

Im J. 1795 (Meuſel's Statiſtik. 3. Aufl. 1804.) beſtand die in die Häfen des finniſchen Meerbuſens vertheilte ruſſiſche Scheeren- oder Galeerenflotte, die auch in Friedenszeiten mobil ſein ſollte, aus 12 großen Fregatten, 30 Galeeren und ebenſo viel Schebecken (d. h. einer Art von großen Galeeren), 300 Kanonenbooten und einer verhältnißmäßigen Anzahl von Schaluppen und andern kleinen Fahrzeugen. Jetzt gibt es aber in Rußland wol keine Galeeren mehr.

In Frankreich hörten in neueren Zeiten die Galeeren auf, eigentliche Kriegsſchiffe zu ſein, und dienten dieſelben vorzüglich nur zur ſtrafenmäßigen Beſchäftigung ſchwerer Verbrecher, der Galeerenſklaven, in einzelnen größern Seehäfen.

IV. Bauart. Die Länge einer Galeere iſt ungefähr 130—140 Fuß und die Breite 26—30 Fuß. An jeder Seite ſind etwa 25—30 Ruderbänke, deren Ruhepunkt auf einer Latte iſt, die ſich an beiden Seiten außerhalb des Bords der Galeere befindet und von vielen auf- und niederſtrebenden Knieen getragen wird. Auf dem Deck ſind an der Backbord- und Steuerbordſeite die Bänke der Rojer (Ruderer), und zwiſchen deren beiden Reihen (das iſt mitten auf dem Verdeck der Galeere) befindet ſich ein langer, etwa 1½ Fuß breiter Gang, der der Koker oder Courſier oder Courſie genannt wird und vom Vordertheil bis zum Hintertheil der Galeere führt. Dieſer Gang iſt hohl, indem die Breter, womit er bedeckt iſt, aufgehoben werden können, und dieſer hohle Raum dient vorzüglich zum Behältniß für die Gezelte und Kleider des Schiffsvolkes.

Jede Ruderbank iſt zehn Fuß lang (von dem genannten Gange aus in der Richtung nach jener Latte hingerechnet) und die eine ſteht von der andern vier Fuß ab. An jeder Ruderbank arbeiten 5—6 Ruderknechte. Die Ruder ſind von einer Länge von 50 Fuß, wovon 37 außerhalb und 13 innerhalb der Galeere liegen.

Die Galeere iſt verhältnißmäßig leicht und niedrig gebaut und führt regelmäßig nur zwei Maſten. Sie iſt überall zum Schnellfahren eingerichtet und ſo conſtruirt, daß ſie nicht tief geht, alſo leicht über Untiefen und Klippen hinwegkommen kann. Auf dem Vordertheil ſteht eine Art Back (franz. Rambade), welcher ſich in einen ziemlich weit herausragenden Schnabel endigt, welcher ſtatt des Bugſpriets dient und bei den Alten wahrſcheinlich das ſogenannte Rostrum geweſen iſt. Unter dem Deck befinden ſich die verſchiedenen Kammern oder Abtheilungen für den Proviant, ſowie für das Reſervegut, Schiffsgeräthſchaften ꝛc. Im Hintertheile der Galeere befindet ſich eine Art Hütte (franz. Carosse), wo der Capitain logirt und unter dieſer Hütte iſt der Salon (franz. gavon), oder die

Digitized by Google

Cajüte. Am Hintertheil oder am Spiegel ſind zwei Fallreepstreppen ausgehängt, vermittels welcher man in die Galeere und aus derſelben ſteigt.

Die Takelage einer Galeere beſteht gewöhnlich aus einem großen und einem Fockmaſt; doch haben manche auch einen kleinen Beſanmaſt, welche insgeſammt ſogenannte lateiniſche Segel führen. Dieſe Maſten ſind ſehr kurz und haben keine Stagen. Der Top derſelben iſt viereckig und in demſelben befinden ſich etliche Scheiben für das Drehreep der Raa. Die Maſten haben ferner keine Stagen (d. i. Auſſatze) und die Wandtaue haben ſtatt der gewöhnlichen Jungfern zwei lange zweiſchweibigte Blöcke, wovon die unterſten mit Knebeln an eiſerne Ringe befeſtigt werden, die an dem langen Holz ſitzen, welches den Rudern zur Unterlage dient. Die Maſten ſtehen mitten in dem großen Gange und können niedergelegt werden: was beſonders geſchieht, wenn man gegen den Wind ſegeln will, wo ſich dann die Wucht der Galeere einzig auf den Rumpf des Schiffes beſchränkt und mithin der Anſtrengung der Ruder die wenigſten Hinderniſſe entgegenſtehen. Dies wiſſen beſonders die in ihren klippenreichen Verſtecken lauernden Corſarengaleeren. Von da ſtürzen ſelbige ſelbſt bei Windſtille und bei dem conträrſten Winde auf die in ihre Nähe gekommene Beute. Erfahrungsmäßig ſteht feſt, daß die Schnelligkeit einer ſolchen Galeere durch die Bewegung der Ruder ſehr bedeutend iſt, doch hat ſie nur momentane Dauer. Eine gute Galeere legt allerdings, wenigſtens bei ruhigem Wetter, in der erſten Stunde 1½ Lieue zurück und während einiger nachfolgender Stunden etwa je drei Viertel oder die Hälfte einer Lieue. Aber dann ſchwinden die Kräfte der Ruderer mehr und mehr, und nach ziemlich kurzer Zeit kann von einer eigentlichen Schnelligkeit nicht mehr die Rede ſein. Daraus mag man die Bedeutung der Segel ſelbſt für eine Galeere entnehmen. Demnach ſagt der bekannte franzöſiſche Schiffbaumeiſter und Schriftſteller Forfait (traité de la mature des vaisseaux. 2. ed. [Paris 1815.] p. 156 sq.) mit Recht: Ce n'est donc pas comme bâtiment à rames, mais comme bâtiment à voiles, que les galères pourraient être utiles, *excepté dans quelques cas très-rares*, et qui ne peuvent dédommager des frais énormes qu'entraînent la construction, l'entretien, l'armement de pareils navires et surtout le très-nombreux equipage dont ils doivent être montés. Die Bemannung einer Galeere muß allerdings wegen der vielen Ruderknechte ſehr bedeutend ſein und iſt überhaupt die ganze Bauart und Ausrüſtung dieſer eigenthümlichen Art von Fahrzeugen ſehr koſtſpielig.

Die Mängel der Galeeren liegen aber, auch abgeſehen von der Koſtſpieligkeit, beſonders darin, daß 1) die Ruderkräfte leicht erſchöpft werden; 2) ja daß ſie bei ſtürmiſchem Wetter, wenn die See hoch geht, nur ſehr wenig benutzt werden können; 3) daß ſie deswegen ſchon, wie auch aus andern Gründen, die in ihrer eigenthümlichen Bauart liegen, ſich kaum auf den offenen Ocean hinauswagen dürfen; 4) daß aber namentlich ihre Manöver in Bezug auf die Anwendung der Ruderkräfte ſehr ungeſchickt ſind; der Mangel an Theilung der Ruderkraft macht alle Manöver in der detaillirten Ausführung ſchwierig, ja gefährlich; die Bewegungen ſind immer nur langſam und unſicher. Vergl. *Forfait* l. c. p. 158.

Das runde Holz, woran die Galeeren am Ufer befeſtigt ſind, heißt der Galeerenſtock. Der auf den Galeeren übliche Anker heißt der Galeerenanker, iſt aus einem Stücke geſchmiedet und hat vier Haken oder Schaufeln.

Bei heißem Wetter wird ein Zelt über die Galeere ausgeſpannt, damit die Ruderknechte und beſonders die commandirenden Officiere vor der Sonnenhitze Schutz haben.

In ältern Zeiten herrſchte auf den Galeeren viele Pracht in Wimpeln, Flaggen und Verzierungen aller Art, die auch wol noch in der Gegenwart angewandt werden, beſonders wenn die Galeeren zur Überfahrt hoher Perſonen gebraucht werden.

Wenn auch Galeeren bisweilen Transportſchiffe ſind, ſo ſind und waren ſie doch vorzugsweiſe Kriegsfahrzeuge. Ihr Kriegsrüſtzeug beſtand in einer ziemlich geringen Anzahl von Kanonen. Auf dem Vordertheil führte ſonſt eine Galeere fünf Geſchütz. Ganz vorn nämlich, in dem oben bezeichneten Mittelgange (Koker), ſtand eine ſchwere Kanone oder halbe Karthaune, welche auf das Vordertheil gepflanzt war, um über den Schiffſchnabel hinaus ſchießen zu können; mit ihr ſchoß man 23 bis 24pfündige Kugeln und wurde dieſelbe das Kokerſtück, franz. canon de coursier, genannt. Zu beiden Seiten deſſelben ſtanden zwei Kanonen von geringerem Kaliber, gewöhnlich Acht- oder Zehnpfünder (franz. Bâtardes), und, beſonders in ältern Zeiten, ſtanden wieder an den Seiten dieſer letzteren noch zwei kleinere Geſchütze. Auf dem Bord der Galeere waren noch Drehbaſſen mit Schwanenhälſen. Doch die Hauptkriegsmacht beſtand in jenen fünf Kanonen des Vordertheils. Vier davon waren unbeweglich und mußten mit großer Beſchwerde und Gefahr von Außen geladen werden. Da dieſe Hauptgeſchütze nun auch nicht ſeitwärts gewendet werden konnten, ſo mußte man das ganze Schiff immer erſt durch das Steuerruder gerade mit ſeinem Vordertheile dahin wenden, wohin man ſchießen wollte; wodurch denn bei einem Angriff von Hinten und von der Seite die Manöver nur ſehr beſchwerlich und langſam ausgeführt werden konnten. Demnach kann man die Behauptung Forfait's (l. c.) nur unterſchreiben: tout le monde convient qu'il n'est point de bâtiment si petit qu'il soit, auquel la meilleure galère puisse résister, sans un concours de circonstances sur lequel on doit peu compter.

Übrigens unterſchied man verſchiedene Arten der Galeeren, und zwar namentlich ſchon im 14. Jahrh. bereits folgende drei Rangſtufen: Leichte Galeeren waren mehr nach alterthümlicher Weiſe gebaut und hatten ein ſchmales und ſpitziges Hintertheil; ſie heißen italieniſch galere sottili. Die ſchweren wurden auf italieniſch galere grosse genannt; ſie waren dem Range nach die erſten, während die leichten den dritten Rang einnahmen und die ſogenannten Baſtardgaleeren den zweiten; letztere hatten, im Gegenſatz der leichten, ein ſehr breites viereckiges Hintertheil (wie auch wol die ſchweren) und ſind immer die gebräuchlichſten geweſen. Dieſe drei Claſſen finden ſich namentlich

Digitized by Google

unterſchieden in der Ordenanzas de las armadas navales de la corona de Aragon etc. copiadas por *Antonio de Capmany*, wo auch von der eigenthümlichen Ausrüſtung einer jeden dieſer drei Claſſen weitläufig gehandelt wird. In neueren Zeiten nannte man die leichteſten Galeeren in der Oſtſee Halbgaleeren und in Italien mezze galere, doch werden dieſelben noch gewöhnlicher Galeoten genannt. Auf dem Mittelmeere dienten dieſe zum Geſchwindfahren wie zum Transport und zum Kapern. Sie haben nur einen Maſt und Gabel, wie ein Reu, einen platten Spiegel, ſowie auf jeder Seite nur 15—20 Ruderbänke, deren jede zudem nur mit einem einzigen Ruderknechte bemannt iſt. Die Ruderer ſind hier zugleich Soldaten und müſſen bald das Ruder, bald die Muskete führen. Auf einer ſolchen Halbgaleere oder Galeote befinden ſich auch nur kleine Kanonen, ja ſonſt gewöhnlich nur zwei oder drei Steinſtücke.

Von dem Bau und der Ausrüſtung der Galeeren findet man ein Mehres bei Bartol. Creſcenti (Nautica mediterranea, in italieniſcher Sprache. [Rom. 1607.]); ferner beſonders bei Daſſié (L'architecture navale. [Par. 1677.]); auch Einiges ſchon bei Furtenbach (Architectura navalis, in teutſcher Sprache. [Ulm 1629.]) und Witſen (Scheepsbouw. [Amst. 1671.]). Saverien (Dictionnaire historique, théorique et pratique de marine. 2 tom. [Par. 1758.]) ſchreibt im Art. Galeere Daſſié ab. Bobrik (Nautiſches Wörterbuch. [Leipz. 1850.]) gibt eine ſehr kurze Überſicht. Beſſer iſt ſchon Röding in ſeinem Marinelexikon, der aber durch Krünitz, ökon. Encyklopädie (15. Bd.) und jene älteren Werke zu ergänzen iſt. Bei Forfait (l. c. fig. 36) findet ſich eine Galeere abgebildet.

V. Der Galeere verwandte Fahrzeuge ſind folgende, die ihre Verwandtſchaft meiſt ſchon durch ihren ähnlichen Namen andeuten. 1) Von den Galeoten iſt sub IV ſo eben geſprochen worden; man ſchreibt ſie auch Galeotten. 2) Galiote oder Galliote oder Galiotte iſt bei den Franzoſen die Bezeichnung von allerlei hochbemaſteten, mit Segeln und Rudern gehenden Seefahrzeugen, worunter diejenigen, welche höher, ſchwerer und ſtärker bemaſtet ſind, zum Laſtentragen, die leichteren und ſchwächeren aber als Courierſchiffe gebraucht werden, oder doch wurden. Noch kleiner ſind Fiſchergallioten, und bei dieſen iſt der Raum in einzelne Fächer abgetheilt, um die Fiſche hineinzulegen. Auch gibt es Fluß- und Kanalgallioten. Eine Bombardiergalliote (galiote à bombes) nennt man ein galliotenartig gebautes Fahrzeug, welches ſehr ſtark von Holz und ohne Oberverdeck gebaut iſt, nach Maßgabe ſeiner Länge ein oder zwei Maſten führt, und einen platten Boden mit Bettungen hat, auf welchen, unter einem falſchen Verdeck (faux-pont) etliche Mörſer ſtehen. Vor dem Abfeuern der Mörſer werden die Maſten niedergelegt. Der Erfinder dieſer Bombardiergalioten iſt Bernard Renaud und wurden ſie zuerſt 1681 bei dem franzöſiſchen Bombardement von Algier benutzt. Übrigens heißt bei den Holländern Galliote ein Fahrzeug, welches wie ein Reu bemaſtet iſt, ſeine größte Breite vorn, und nach Art der Pinaſſen, ein viereckiges Hintertheil hat. Eine ſolche holländiſche Galliote iſt gemeiniglich 84—90 Fuß lang, und die Holländer machten ſonſt oft ſehr weite Reiſen damit, ſogar bis nach Indien. Wenn aber dergleichen Fahrzeuge nach Art der Flüthen ein rundes Hintertheil haben, ſo heißen ſie nicht Gallioten, ſondern Bothe oder Böthe. Die Dänen und Schweden verſtehen unter Galjote ein hinten rundgattet Fahrzeug mit einem großen und einem Beſanmaſt; es führt am großen Maſt ein Gaffel- und Topſegel. Dieſe Schiffe gehören eigentlich nicht zu den Galeeren. 3) Die Galeaſſe iſt das größeſte und vornehmſte von allen Ruderfahrzeugen des mittelländiſchen Meeres und ſteht namentlich dem Range nach höher als die Galeere. In ganz alten Zeiten wurden zu Venedig Galeaſſen zur Kauffahrt gebaut, die von den nachher erfundenen Kriegsgaleaſſen ganz unterſchieden waren. Dieſe Kauffahrergaleaſſen, über welche ſich einige Notizen bei Peter Anghiari (legntionis Babyloniae Lib. I. p. 76) finden, waren von bedeutender Größe und bedurften eine Beſatzung von circa 200 Mann, doch fügt Anghiari die Bemerkung hinzu, daß man ſich bei dieſen Fahrzeugen wegen ihrer Größe doch nur wenig der Ruder bedient und ſie hauptſächlich nur angewandt habe, um bei herannahender Gefahr einen Hafen ſchnell zu erreichen, oder beim Ausfahren aus dem Hafen oder bei andern beſondern Manövern. Sie ſind nie berühmt geweſen. Wol aber die Kriegsgaleaſſen, welche man vorzugsweiſe Galeaſſen (ital. galeazza, holl. galeas, dän. galease) nennt. Sie waren von dem berühmten Gian. Andrea Badoaro erfunden. Dieſes impoſante Kriegsfahrzeug führt aber drei Maſten. Die Takelage iſt ebenſo wie auf den Galeeren, mit denen es überhaupt in allen Stücken ähnlich iſt, nur daß es viel größer und höher von Bord iſt. Vorn und hinten hat ſie eine Art Back und Schanze, worin ſich einige Baterien über einander befinden, die mit ſchweren Kanonen beſetzt ſind. Überdies ſtehen auch noch Kanonen unter dem Deck zu beiden Seiten, und auf dem Bord ſind Drehbaſſen, ſowie oben auf der Back Mörſer angebracht. Die Beſatzung variirt zwiſchen 800 und 1200 Mann. Die Länge einer Galeaſſe, über Steven gemeſſen, iſt 160—170 Fuß. Die Galeaſſen waren vormals nicht allein in Venedig, ſondern auch in Frankreich in Gebrauch. Die Venetianer hatten einen eigenen Galeaſſencapitain (capitano delle galeazze). Der Capitain einer Galeaſſe mußte ſchwören, daß er mit ſeinem Kopfe dafür ſtehen wolle, es jederzeit mit 25 feindlichen Galeeren aufzunehmen. In Creſcenti nautica mediterranea ſteht die Abbildung einer Galeaſſe. Vergl. Röding a. a. O. Übrigens nur dem Namen nach fällt hiermit zuſammen ein kleines bei den Dänen, Schweden, Hamburgern und Holländern, beſonders ſonſt ſehr übliches Segelfahrzeug, auch Galeaſſe genannt, mit einem großen Maſt und einem Beſanmaſt und ebenſo geſtaltet und mit derſelben Takelage wie oben die Galiote, nur daß die Galeaſſe einen platten Spiegel führt. Dagegen ſteht 4) die Schebecke (franz. Chebec, ital. Sciambecco, ſpan. Jabeque, port. Xabeco) ebenbürtig der Kriegsgaleaſſe zur Seite, ein langes, ſchmales und ſehr ſcharfes Fahrzeug

Digitized by Google

mit Segeln und Rudern, ſonſt von Spaniern, Portugieſen und Italienern beſonders gegen die Korſaren gebaut, mit der Galeere verwandt im Bau, in Segeln und Takelage, doch mit drei Maſten und einigen andern Variationen; es führte dieſelbe 12—40 Kanonen.

VI. Organiſation der Galeerenflotte. Wenn die Galeeren zu einer Flotte zuſammengetreten ſind, ſo wird die Hauptgaleere, *Capitana*, franz. galère capitaine, genannt. In Frankreich wurde ſie, nachdem daſelbſt die Würde eines Capitaine général des galères erloſchen, la Réale genannt. An ihrem Bord befand ſich der General der Galeeren und führte die königliche Galeerenflagge (l'étendard royal), welche viereckig, roth, und mit goldenen Lilien beſäet war. Die dem Range nach nächſte Galeere hieß ſodann *Patrona*, in Frankreich galère patrone. Sie wurde vom Lieutenant-Général des galères beſtiegen, führte zwei Schiffslaternen (Fanale) und am Hauptmaſt eine länglich-viereckige Flagge. Dieſelbe genoß übrigens gleiche Vorzüge wie das Viceadmiralſchiff einer Flotte, mußte aber das letztere zuerſt grüßen. Krünitz, Ökon. Encykl. 15. Bd.

VII. Unter Galeere verſteht man in Frankreich auch ein beſonderes Gebäude, welches ſich in den großen Seeſtädten findet und das zum Arbeiten für den Schiffbau und ähnlicher Art beſtimmt iſt. Es hat jedenfalls den Namen daher, weil in der Regel darin die zu den Galeeren beſtimmten Verbrecher arbeiten. (Stein, Contorlexikon.) In einigen Häfen des Mittelmeeres aber dienen umgekehrt unbrauchbar gewordene Galeeren zu Gefängniſſen für Verbrecher. (Bobrik, Naut. Wörterbuch.)

VIII. Galeerenſtrafen und Galeerenſklaven. Das Schmieden auf die Galeere oder die Galeerenſtrafe (franz. les galères, les bagnes) iſt eine beſonders harte Freiheitsſtrafe, welche darin beſteht, daß Jemand verurtheilt wird, gewiſſe Jahre oder auf Zeit ſeines Lebens auf den Galeeren zu rudern, ſowie wenn die Galeere ſtill liegt, namentlich im Winter, andere ſchwere Zwangsarbeit zu thun. In den letzten Zeiten brachte man in chriſtlichen Staaten nur die ſchwerſten Verbrecher auf die Galeeren, früher erfolgten Verurtheilungen zu den Galeeren ſchon wegen ſogenannter Ketzerei, wegen Proteſtantismus in katholiſchen Ländern. Ferner wurden ſonſt namentlich die türkiſchen und afrikaniſchen Seeräuber, welche man gefangen bekam, zu den Galeeren verdammt, und lange Zeit verdammten die Türken und andere Muſelmänner einen großen Theil der chriſtlichen Gefangenen zu den Galeeren. Die ſo zur Galeere Verurtheilten heißen Ruderſklaven oder Galeerenſklaven, franz. galériens oder forçats, und bezeichnet man die Geſammtheit derſelben auf einer Galeere mit dem Ausdrucke chiorme, chiourme, obwol man darunter überhaupt die Geſellſchaft der Ruderer, wenn ſie auch nicht Ruderſklaven ſind, verſteht.

Dieſe Strafe kommt allerdings jetzt nicht mehr häufig vor und iſt in Teutſchland eigentlich nie gebräuchlich geweſen, war aber ehedem in Italien, Spanien, Portugal, England und Frankreich, ſowie in den muſelmänniſchen Reichen, ſehr gewöhnlich. Sie iſt wahrſcheinlich an die Stelle der alten Strafen der deportatio oder der damnatio in metallum aufgekommen und eingeführt worden; doch war die poena triremium oder remulci ſchon den Römern bekannt. Die Galeerenſtrafe iſt in den ſüdlicheren Reichen beſonders gegen Banditen, Spitzbuben, See- und andere Räuber, auch gegen Mörder und Todtſchläger angewandt. Unter dem Maße von zehn Jahren erfolgte ſonſt gewöhnlich keine Verdammung. Es war in der Regel mit dieſer Strafe zugleich die Confiscation der Güter verbunden. Auf Adlige und andere Perſonen von Diſtinction wurde die Strafe ſelten zur Anwendung gebracht. Wegen Frankreich ſtehen unten noch einige Details.

Ehe man die Verbrecher auf die Galeeren bringt, werden ihnen die Haare an allen Theilen des Körpers glatt abgeſchnitten, doch geſchieht dies mehr der Reinlichkeit wegen gegen Verbreitung von Ungeziefer, als aus andern Gründen. Gewöhnlich wird zugleich den Galeerenſträflingen das ſogenannte Galeerenzeichen in die Haut eingebrannt, in Frankreich die beiden Buchſtaben T. F., i. e. travaux forçés. Denjenigen, welche auf der rechten Seite des Schiffes rudern ſollen, wird an das linke, denen, welche auf der linken angeſtellt werden, an das rechte Bein eine am andern Ende feſtgeſchmiedete Kette von etwa drei Ellen Länge gelegt und geſchloſſen, ſodaß ſie wenigſtens nicht allzu ſehr am Rudern durch die Kette gehindert werden.

Die Behandlung dieſer Ruderſklaven iſt namentlich bei den Muhammedanern, aber auch bis vor nicht allzu langer Zeit bei den Italienern, Spaniern und Franzoſen ungemein hart, ja grauſam und furchtbar geweſen. Die Befehlshaber oder Galeerencapitaine mit ihren Unterofficieren dirigiren namentlich von dem obengenannten Mittelgange oder Koker aus die Ruderſklaven. Sie befehlen ihnen nicht anders als vermittels des Tones einer Pfeife, deſſen Verſchiedenheit, nach Art der militairiſchen Signale durch Trommeln und Trompeten, die Verſchiedenheit der auszuführenden Manöver bezeichnet. Die vornehmſte und faſt ausſchließliche Arbeit beſteht im Rudern. Dies iſt aber eine der ſchwerſten Handarbeiten, die es gibt. Um ſich davon einen Begriff zu machen, muß man ſich vorſtellen, wie jeder Ruderknecht den einen Fuß auf der Fußbank, oder einem unter jeder Bank befindlichen dicken hölzernen Brete, und den andern auf der vor ihm ſtehenden Bank liegen hat; wie er ſich ſodann ſo lang als möglich ausſtrecken muß, um das Ruder heraufzubringen und wie er nun wiederum, nachdem er das Ruder in die Höhe gebracht und damit ins Waſſer geſchlagen hat, ſogleich hinterwärts auf die Bank niederfällt. Das ganze Manöver iſt ſehr anſtrengend und zugleich ſehr gefahrvoll für den Einzelnen, wenn nicht alle Ruderer zu gleicher Zeit und regelmäßig ihre Bewegungen machen; denn bei ungleichzeitiger Hanthierung der Einzelnen ſind diejenigen, welche in der Zeit vor dem in Ruhe gebliebenen Ruder ſtehen, in Gefahr, ſich geradewegs den Kopf zu zerſchmettern. Solcher fürchterlichen Arbeiten müſſen die Ruderſklaven in Fällen der Noth oft 24 Stunden aushalten. Es gehen dann immer einige darauf. Doch was kümmert das! Allenfalls ſteckt man den Ruderern in der Zwi-

Digitized by Google

ſchenzeit ein Mal ein Stück angefeuchteten Zwieback in den Mund. Das iſt Alles! Wenn dann Einer unter dem Rudern ermattet zuſammenſinkt, oder zerſchmettert niederſtürzt, ſo hat man nicht ſelten, und zwar nicht blos bei den Türken, kurzen Proceß gemacht, den Unglücklichen noch vollends mit einigen Schlägen kalt gemacht und alsdann wie ein Aas von der Kette ins Meer geſtoßen!

So lange die Galeere fortrudert, darf und kann ſich natürlich das Schiffsvolk nicht zum Schlafe niederlegen. Die Ruderſklaven genießen alſo oft lange nicht der Erquickung durch den Schlaf. Aber auch wenn die Galeere vor Anker oder im Hafen ruhig liegt, können ſie doch nur ſchlafen, indem ſie ſich in ihren harten Bänken niederhocken, allenfalls im Winter, wenn die Galeere abgetakelt oder ledig iſt, und die Knechte alſo mehr Platz haben, dürfen ſie ſich zur Schlafſtätte einige Breter zurichten und eine etwas bequemere Lage verſchaffen, doch ihr Lager iſt immer das harte Holz. Liegen die Galeeren im Hafen längere Zeit ſtill, ſo verwendet man die Ruderknechte beſonders zum Laſttragen und zu anderer ſchwerer Arbeit. Dann (in der Türkei) erlaubte man auch wol Einigen von ihnen, ſich einen eigenen kleinen Verdienſt durch ihre Arbeit zu verſchaffen und ſich am Deiche des Hafens eine Lagerhütte zu errichten.

Auf türkiſchen Galeeren ſind in der Regel die Türken ſelbſt nicht angeſchmiedet und wenn die Galeere im Hafen ſtill liegt, ſo geſtattet man denſelben oft frei in der Stadt umherzulaufen, und finden ſie ſich dann regelmäßig Abends wieder auf der Galeere ein. Auf der andern Seite iſt namentlich auf dieſen türkiſchen Galeeren die Baſtonade für Türken und Chriſten ſehr üblich. Die Vorrichtung dabei iſt folgende. Man zieht das unglückliche Schlachtopfer bis an die Hüften nackt aus und zwingt es, ſich mit dem Leibe auf den Mittelgang der Galeere zu legen, ſowie die Beine innerhalb ſeiner Bänke (wo er gewöhnlich rudert), die Arme aber in die gegenüberſtehenden Bänke zu ſtecken. Zwei Sklaven halten nun die Beine ünd zwei andere die Arme feſt. Sodann ſchlägt ein handfeſter Büttel mit einem Ochſenziemer, Prügel oder dicken Stock aus allen Kräften auf die Fußſohlen, oder auf den Rücken des Verurtheilten. Dieſer Büttel iſt ebenfalls entblößt, und hinter ihm ſteht der Befehlshaber, von dem jener, wenn er nicht tüchtig zuſchlägt, nicht ſelten ſofort ſelbſt gezüchtigt wird. Züchtigungen ähnlicher Art und von nicht geringerer Unmenſchlichkeit und Grauſamkeit waren auch auf chriſtlichen Galeeren für die Ruderknechte überall in Übung. Bei Hauptverbrechen iſt auch die Strafe vorgekommen, daß man den einen Fuß des Verbrechers an das eine und den andern an ein anderes Schiff feſtband, nun die Schiffe von einanderſtieß und dergeſtalt den Körper des Unglücklichen zerriß!

Die tägliche Nahrung der Galeerenſklaven beſteht bei den Türken in anderthalb Pfund Zwieback und acht Loth Bohnen; zum Getränk erhalten ſie nicht ſelten ſchlechtes Waſſer. Ihre Kleidung beſteht in einem Hemde von Sackleinwand und eben dergleichen Hoſen, welche wie ein Weiberrock gemacht ſind. Sie tragen keine Schuhe, ſondern nur Strümpfe von grobem, rothem Zeuche, eben dergleichen weites Wams und darüber einen Caputrock von grobem Tuche, ſowie endlich eine rothe wollene Mütze.

Ich weiß nicht, ob blos bei den Türken, genug es iſt häufig vorgekommen, daß man noch mit dieſen Unglücklichen ein ſträfliches Schauſpiel trieb. Wenn nämlich Standesperſonen die Galeere beſehen, ſo läßt man die Galeerenſklaven folgende ſeltſame Übungen machen. Bei dem erſten mit der Pfeife gegebenen Zeichen nimmt ein Jeder ſeine Mütze ab, beim zweiten zieht er ſeinen Oberrock und beim dritten das Hemd aus, ſodaß man dann lauter häßliche nackte Leiber ſieht. Auf weitere Zeichen mit der Pfeife müſſen die Ruderknechte alle insgeſammt ſich in ihren Bänken niederlegen, ſodaß man augenblicklich ſie kaum gewahr wird. Hierauf müſſen ſie alle den Zeigefinger in die Höhe ſtrecken, ſodaß man dann nichts als Finger von den Körpern der Knechte ſieht. Sodann den Arm, ferner den Kopf, ſodann das Bein, endlich beide Beine ꝛc. Hierauf müſſen ſie ſämmtlich wieder aufrecht ſich in die Höhe erheben, den Mund weit aufſperren, ſich gegenſeitig umarmen, einander zu Boden werfen und allerhand häßliche oder lächerliche Stellungen machen. So ſchandbar können Menſchen mit Menſchen ſpielen! Sehr viele Details über das Leben und die Behandlung der Galeerenſklaven findet man in dem unten[2]) genannten Werke eines franzöſiſchen Proteſtanten, der um ſeiner Religion willen zehn Jahre auf den dünkirchiſchen Galeeren ſaß und endlich nur durch Vermittelung der Königin Anna von England erlöſt wurde.

In der jüngſten Zeit iſt die Galeerenſtrafe nur noch in Italien und Frankreich praktiſch geübt worden. In Frankreich erſcheint die Galeerenſtrafe als zweite Strafe (nämlich nach der Todesſtrafe, welche die höchſte iſt) für die eigentlichen crimes. und können daher nur ſchwere Verbrecher auf die Galeere verdammt werden. Es hat aber wiederum dieſe Strafe der Galeerenzwangsarbeit (travaux forcés) ihre Grade: 1) Sie erfolgt auf Lebenszeit und iſt mit öffentlicher Ausſtellung und Brandmarkung verbunden (Code art. 15), indeſſen iſt letztere Schärfung durch das Geſetz vom 28. Aug. 1832 abgeſchafft; 2) ſie erfolgt auf beſtimmte Zeit und zwar nicht unter fünf, aber auch nicht über zwanzig Jahre. Mit Recht hat aber die franzöſiſche Regierung bereits 1840 und 1843 in ihrem den Kammern vorgelegten Geſetzentwurfe den Vorſchlag gemacht, die Galeerenſtrafe aufzuheben und überall Pönitentiarhäuſer einzuführen. Und ſchon in den Zeiten der Reſtauration ſchilderte Duhamel in einer Rede vor den Kammern den Zuſtand der franzöſiſchen Galeerenſträflinge als entſetzlich, foderte aber doch nur eine Reform, nicht die Abſchaffung des Inſtituts, im Namen des Vaterlandes, der Humanität und der Religion; vergl. ***Gleirez***, Sur l'état actuel des bagnes en France. **1842**, ſowie die wichtige Schilderung der Galeerenſträf-

2) Mémoires d'un protestant condamné aux galères de France, pour cause de religion: ouvrage, dans lequel outre le recit des souffrances de l'auteur depuis 1700 jusqu'en 1713, on trouvera diverses particularités curieuses, relatives à l'histoire de ce tems là et une description exacte des galères et de leurs services, (Rotterdam 1757.) Vergl. auch Krünitz a. a. O. 15. Bd.

Digitized by Google

linge von *Lauvergne* (Arzt auf den Galeeren): Les forçats. considérés pour le rapport physiol.-moral. (Paris 1841.) Auch Mittermaier's Auſſatz über franz. Galeerenſtrafen in Julius' Jahrbücher der Strafanſtalten 1830. Heft 4. und 5.

Vom rationellen Standpunkte aus muß man ſich überall gegen dieſe Strafart auf das Entſchiedenſte erklären, denn ſie muß ſchon durch die mit ihr verbundene Entehrung auch den letzten Reſt des moraliſchen Gefühls in dem Sträflinge vernichten und ſeiner Beſſerung ebenſo ſehr, wie ſeinem Fortkommen in der bürgerlichen Geſellſchaft, wenn er von der Galeere wieder entlaſſen wird, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legen. Zugleich iſt dieſe Strafart als dem Gemeinweſen gefährlich zu halten, weil durch das Zuſammenleben ſo vieler grober Verbrecher leicht die bürgerliche Geſellſchaft, wenn auch fürs Erſte nur eine Localgemeinde, wo ſich die Galeere aufhält, bedroht werden mag; ſodann weil die Galeere durch den engen Verkehr der Sträflinge unter einander gleichſam eine Pflanzſchule für neue und immer größere Verbrecher wird; endlich weil leicht Verſtändigungen unter den Sträflingen eintreten können, nach abgelaufener Strafzeit aufs Neue und zwar gemeinſam und im größeren alſo der Geſellſchaft und ihrer Sicherheit um ſo gefährlicheren Maßſtabe Verbrechen auszuführen. Vor Allem iſt aber feſtzuhalten: die enge Verbindung der Sträflinge auf dem kleinen Raume der Galeere, ja der einzelnen Ruderbänke und die Möglichkeit des fortwährenden mündlichen Verkehrs muß beſonders geeignet ſein, den Minderverdorbenen durch ſolchen fortwährenden Umgang mit den verworfenſten Verbrechern moraliſch völlig zu Grunde zu richten, ſodaß der Sträfling jedenfalls ſchlechter und zu Verbrechen fähiger wie bereitwilliger die Galeere verläßt, als er ſie betreten hat. Wenn aber ſchon jede Strafe unbedingt verwerflich iſt, welche dem Verbrecher nothwendig alle Gelegenheit und alle Hoffnung zur Beſſerung abſchneidet, ſo iſt nun vollends diejenige zu verdammen, durch welche der Verbrecher ſyſtematiſch in moraliſcher Beziehung verſchlechtert und zuletzt völlig zu Grunde gerichtet wird.

Vortrefflich ſagt M. L. Malepeyre (Précis du droit criminel et pénal. [Paris 1830.] p. 150) bei ſeiner Beurtheilung der franzöſiſchen Galeeren in dieſer Beziehung: Dans nos bagnes, le condamné arrive flétri, traînant à ses pieds le boulet de l'ignominie, et attache à un autre criminel qui devient ainsi son compagnon nécessaire. Les travaux pénibles auxquels ils sont employés, se font en commun. Tous ces misérables communiquent ensemble, et, par les récits, qu'ils ont encore la vanité d'exagérer, de leurs horribles forfaits, ils s'encouragent réciproquement au crime, et détruisent les derniers sentimens d'honneur et de sensibilité qui n'ont pas été étouffés dans l'âme de quelques-uns de ces criminels. Nulle tentative de réforme n'est essayée dans nos bagnes, les condamnés sont abandonnés à toute la perversité de leurs penchants et aux conseils affreux des autres criminels. (Dr. juris *von Kallenborn*.)

GALEERENOFEN. Mit dieſem Namen bezeichnet man einen langen Zugofen, in welchem eine oder mehre, meiſt zwei Reihen Deſtillationsgefäße zu beiden Seiten eingelegt werden; an dem einen Ende befindet ſich die Heizöffnung und der Aſchenfall, an dem andern der Schornſtein. Da gewöhnlich aus der Ofenmauer zu beiden Seiten außerhalb die Retortenhälſe hervorragen, ſo erinnert dieſer Anblick an die Galeerenſchiffe, aus denen in ähnlicher Weiſe die Ruder hervortreten; dieſem Vergleiche mögen wol die hier in Rede ſtehenden Öfen ihren Namen verdanken. Man wendet ſie in Hütten und chemiſchen Fabriken, namentlich zur Darſtellung des Queckſilbers aus Zinnober und der Schwefelſäure aus ſchwefelſaurem Eiſenoxyd an. Zur Darſtellung des Queckſilbers aus Zinnober bedient man ſich der Galeerenöfen mit Retorten und Vorlagen, beſonders im bairiſchen Rheinkreiſe und in Siebenbürgen; man beſetzt den Ofen meiſt mit 30 oder 50 Retorten, welche aus feuerfeſtem Thon bereitet, außerhalb noch mit Lehm und Eiſenoxyd umgeben ſind; ſie liegen theils in einfachen, theils in doppelten Reihen über einander; an die Retortenhälſe werden irdene, halb mit Waſſer gefüllte Vorlagen außerhalb des Ofens angefügt, und die Fugen mit Lehm verſtrichen. — Bei der Darſtellung des Vitriolöls werden die Kolben in zwei Reihen dem freien Feuer ausgeſetzt, ſodaß die Entfernung jedes Kolbens vom nächſt folgenden ungefähr drei Zoll beträgt. Auf jeder Seite des Ofens liegen 12 Kolben, mithin im Ganzen auf beiden Seiten 24 Kolben; in der Mitte der Feuerung ſtoßen ſie an einander, die Hälſe aber ragen 4—5 Zoll aus der Mauer hervor, damit die Vorlagen angebracht werden können. (*J. Loth.*)

GALEGA. Dieſen ſchon bei Matthiolus vorkommenden, urſprünglich italieniſchen Namen gab Tournefort (Inst. t. 222) einer Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Loteen der Gruppe der Schmetterlingsblümler der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch mit fünf pfriemenförmigen, faſt gleichen Zähnen; der Wimpel der Schmetterlingsblume umgekehrt-eiförmig-ablang, der Kiel ſtumpf; der zehnte Staubfaden iſt bis zur Mitte mit dem Bündel der neun übrigen verwachſen; der Griffel fadenförmig, glatt, mit punktförmiger, gipfelſtändiger Narbe; die Hülſe drehrundlich, knotig, ſchief geſtreift, mit walzenförmigen Samen. Die drei bekannten Arten, G. officinalis *L.* (Schkuhr, Handb. t. 208, *Miller* ic. t. 137, G. vulgaris *Blackw.* t. 92) im ſüdlichen Europa und nördlichen Afrika, G. persica *Persoon* (Syn. II. p. 328) in Perſien, und G. orientalis *Lamarck* (Enc. p. 328, *Sims*, Bot. mag. t. 2192, Bot. reg. t. 326, G. montana *Schultes*, Obs. p. 154) auf den Gebirgen von Mittelaſien, ſind perennirende, unbehaarte, aufrechte Kräuter mit unpaar-gefiederten Blättern, halbpfeilförmigen Afterblättchen, achſelſtändigen, vielblumigen Blüthentrauben und blauen oder weißlichen Blumen. G. officinalis (Geißklee, Geisraute) war früher officinell (Herba Rutae caprariae) und liefert ein treffliches Viehfutter. Zahlreiche andere Arten, welche ſonſt

Digitized by Google

zu Galega gezählt wurden, bilden jetzt die Gattung Tephrosia. (*A. Sprengel.*)

GALEI heißt eine von Müller und Henle aufgeſtellte Familie lebender Haifiſche aus der Unterabtheilung der Haifiſche mit zwei Rückenfloſſen und Afterfloſſe, bei denen die erſte Rückenfloſſe zwiſchen Bruſt- und Bauchfloſſen ſteht, mit einer Nickhaut und Spritzlöchern und deren letzte oder beiden letzten Kiemenöffnungen über der Bruſtfloſſe liegen. Die Galei ſind die wichtigſte und größte Familie in dieſer Unterabtheilung, welche nur noch die Scylliodontes und Musteli in ſich begreift, und werden mit folgenden Merkmalen charakteriſirt. Der Kopf platt, die Schnauze ſpitz oder ſtumpf. Die Naſenlöcher haben eine kleine dreiſeitige Klappe am obern Rande. Die Augenlider bilden einen ſcharfen, ovalen oder rundlichen Ausſchnitt, das Maul iſt ſtark convex, die Mundwinkelfalten klein. Kleine Lippenknorpel allgemein vorhanden. Die Spritzlöcher klein, länglich oder rund. Zähne in beiden Kiefern gleich, platt, mit ſchneidenden Rändern, ſchief nach Außen geſtellter Spitze und einem Abſatz am äußern Rande; die Ränder entweder ganz ungezähnelt oder nur an der Außenſeite oder an beiden Seiten. Die Afterfloſſe ſteht dicht vor, hinter oder unter der zweiten Rückenfloſſe. Der obere Lappen der Schwanzfloſſe hat vor dem Ende einen oder zwei Einſchnitte. Die Schwanzgrube iſt vorhanden oder fehlt. Die Darmklappe iſt entweder ſchraubenförmig oder der Länge nach gerollt. Die Schuppen klein, dreikielig mit mittlerer Spitze. Nach dieſen Eigenthümlichkeiten gleicht die Familie mehr den Carcharien als den Scylliodonten und Muſtelen, mit denen ſie nur die Gruppencharaktere theilt. Die Mitglieder erreichen eine Größe von einem bis ſechs Fuß und verbreiten ſich in den europäiſchen Meeren von Island und Norwegen bis ins Mittelmeer, ferner im indiſchen Ocean und an den japaniſchen Küſten. Sie laſſen ſich nach den Zähnen und der Darmklappe unterſcheiden, nämlich:

1) Darmklappe ſchraubenförmig, Zähne mit innerem glatten und äußerem gezackten Rande. Galeus.

2) Darmklappe der Länge nach gerollt, Zähne ſchneidend und außen und innen gezähnelt. Galeocerdo.

3) Zähne mit ungezähnelter Schneide und ungezähneltem Abſatz an der Baſis der Außenſeite, Darmklappe unbekannt. Loxodon.

4) Darmklappe der Länge nach gerollt, Zähne dreiſeitig, ohne Abſatz und gezähnelt. Thalassorhinus.

(*Giebel.*)

GALEICHTHYS, von Valenciennes aufgeſtellte Fiſchgattung der Familie der Welſe. Ihre Arten werden charakteriſirt durch einen abgerundeten Kopf, durch ſechs Kiemenhautſtrahlen und durch eine weiche Kopfbedeckung. Sie bewohnen die Gewäſſer wärmerer Gegenden und gleichen in ihrem anatomiſchen Bau und ihrer Lebensweiſe den Welſen, daher wir in dieſer Beziehung auf den Artikel Silurus verweiſen und hier gleich zur Charakteriſtik der Arten übergehen, bei der wir uns an die Histoire naturelle des poissons von Cuvier und Valenciennes (Bd. XV. S. 29) anſchließen.

1) G. feliceps (*Cuvier* et *Valenciennes* l. c. 29). Der völlig abgerundete Kopf mißt den fünften Theil der Körperlänge und iſt mit einer weichen, glatten Haut bedeckt. Die großen ovalen Naſenlöcher liegen nahe beiſammen und die faſt gleichen Kinnladen ſind mit bürſtenförmigen Zähnen bewaffnet. Die ſechs Bartfäden erreichen eine bedeutende Länge. Der vordere Stachel in der Rücken- und den Bruſtfloſſen iſt am Vorderrande gezähnelt. Beide Lappen der Schwanzfloſſe abgerundet. Die Farbe des Rückens iſt dunkelbraun, die der Seiten bleigrau und die des Bauches weiß. Alle Floſſen bräunlich. Dieſe Fiſche erreichen bis anderthalb Fuß Länge und leben am Cap. Ihre Nahrung beſteht in kleinen Krebſen.

2) G. Parrae (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 33. — Silurus marinus *Mirchill*), wird bis zwei Fuß lang und bewohnt die wärmeren Küſtenſtriche Amerika's. Die vier Bartfäden ſind bandförmig und ſehr lang, der Kopf glatt, vorn ſtumpf. Die bürſtenförmigen Zähne breiten ſich am Rachengewölbe weiter aus als bei voriger Art. Die Färbung iſt oben bleigrau, unten weiß. Die Bruſtfloſſen mit auffallend verlängertem Stachel.

3) G. Gronovius (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 40 — Silurus Bagre *Linné*), ſtimmt in dem allgemeinen Körperbau mit voriger Art überein, aber ſchon der merklich deprimirte Kopf unterſcheidet ſie, und noch auffallender die ungeheuer verlängerten Bartfäden und ebenſo ſehr verlängerten Stacheln der Rücken- und Bruſtfloſſen. An der Küſte von Guyana.

4) G. Eidouxii (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 43), unterſcheidet ſich von voriger Art durch die langen Strahlen in den Bruſtfloſſen und die tiefgelappte Schwanzfloſſe. Die Farbe des Rückens iſt lichter, der Bauch weiß. Wird nur acht Zoll lang. Im Guyaquil.

5) G. Blochii (*Cuvier* et *Valenc.* l. c. 44), ähnelt den vorigen beiden, aber hat nur ſehr kurze Bartfäden. Von Surinam.

6) G. stauneus erwähnt Richardſon in dem Report of the fifteenth Meeting of the British association for the advencement of science held at Cambridge in June 1845. (London 1846.) (*Giebel.*)

GALEN, uralter weſtfäliſcher Adel. Wecelus de Galen kommt in einer Urkunde des Grafen von der Mark für die Stadt Hamm, 1269, unter den Zeugen vor, und könnte leicht eine Perſon ſein mit dem in einer Urkunde von 1279 genannten Wicelus de Galen. Weſſelo de Galen bezeugt eine Urkunde des Grafen Ludwig von Arnsberg, 1299. Rutger von Galen wird 1326, Springerus von Galen, „geheyten Rodenſtuet,“ 1394 genannt. Weſſel von Galen, „geheyten Halwick,“ lebte 1447, Rötger von Galen, „geheyten Halswick,“ 1457; es haben aber dieſe Galen, genannt Halswig, zeitig nach Kurland ſich gewendet und daſelbſt unterſchiedene Güter beſeſſen, wie dann Ewald von Galen, genannt Halswig, nebſt andern Deputirten, den mitau'ſchen Receß, 22. Juni 1570, unterſchrieb. Der Edda von Galen, genannt Halswig, Heinrich's Tochter, Ehegemahl, Kerſten von Roſen zu Hochroſen, verkaufte 1591 Halswigshof, in dem Kirchſpiele Selburg, an den Herzog Friedrich von Kurland.

Digitized by Google

Bernhard von Galen wird in einer Urkunde von 1470 genannt „venerabilis et religiosus vir, decretorum doctor et praepositus Cappenbergensis.“ Rembert von Galen wird 1490 als Stuhlherr eines Freiſtuhls im Herzogthume Weſtfalen bezeichnet. Gerhard von Galen zu Ermelinghof lebte 1520. Heinrich von Galen kommt 1498 und 1501 als des Teutſchordens Comthur zu Goldingen vor. Melchior von Galen, Teutſchordens Ritter und Voigt zu Karkus, 1517, wird 1520 von dem Heermeiſter mit 100 Reitern dem Hochmeiſter zum Beiſtand ausgeſendet, bittet am 25. Juli 1530 den Herzog in Preußen um einen Paſſeport, mittels deſſen er, ſammt Dienerſchaft und Habe, frei durch Preußen paſſiren könne, erſcheint aber gleichwol noch 1533 und 1534 in der Eigenſchaft eines Voigts zu Karkus. Heinrich von Galen, Ordensvoigt zu Candau, wurde 1522 an den Biſchof von Samland und die Stände von Preußen entſendet, um wegen einer Schuldſoderung des Kurfürſten Joachim von Brandenburg zu unterhandeln. Drei Jahre ſpäter, den 4. Juni 1525, wurde derſelbe Voigt von Candau an den Hochmeiſter, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, abgefertigt, um ihn wegen ſeiner Standesveränderung zu befragen. Er ſcheint aber nicht ſowol die Intereſſen des Ordens verfochten, als vielmehr um die Gunſt des Prinzen ſich beworben zu haben, und dieſes mag ihm in vollem Maße gelungen ſein, wie ſich daraus ſchließen läßt, daß gleich im nächſten Jahre der delicate Auftrag ihm geworden, den Hochmeiſter, jetzt Herzog Albrecht, von dem Bündniſſe ſeines Bruders, des Erzbiſchofs, und Markgrafen Wilhelm mit den Ruſſen in Kenntniß zu ſetzen und die Stellung von Hilfstruppen zu betreiben, 2. Jan. 1526. Noch deutlicher ergibt ſich Heinrich's von Galen Intimität mit dem Herzoge aus einigen ſpätern Verhandlungen. So ſendet jener, Comthur zu Goldingen ſeit einiger Zeit, dem Herzoge das in ſeinem Rechtsſtreite mit Friedrich von Hahn von dem Heermeiſter geſprochene Urtheil, 24. April 1533, und am 15. Nov. 1533 meldet er dem Herzoge, daß er Sr. fürſtl. Gnaden zu Ehren mit Friedrich von Hahn gütlich ſich geeinigt habe. In den Verrichtungen eines Landmarſchalls erſcheint Heinrich 1535, 1538, 1547; die Comthurei Goldingen hatte er 1535 abgegeben. D. D. Wenden, 2. Juli 1551, gab er ſeinem Gönner, dem Herzoge von Preußen, Nachricht von ſeiner Erhebung zum Heermeiſterthume, nach dem „vor etlichen Tagen“ erfolgten Ableben des Heermeiſters von der Recke, und er bat zugleich den Prinzen um Beibehaltung ſeiner gütigen Geſinnung für ihn, den Neuerwählten, und für den Orden. Heinrich's Regiment wurde durch innere Zwiſtigkeiten beunruhigt, die wir, in ſofern ſie durch die Wahl des Prinzen Chriſtoph von Mecklenburg zum Coadjutor des Erzbiſchofs Wilhelm von Riga veranlaßt, unter dem Artikel Fürstenberg beſprochen haben; zu jenen Streithändeln geſellte ſich die Furcht eines übermächtigen und ſtreitſüchtigen Nachbarn. Gegen ihn, gegen die Ruſſen ſich zu ſchützen, rief der Heermeiſter den Beiſtand des Kaiſers Karl V. an, der aber, vollauf durch ſeine eigenen Feinde beſchäftigt, ſich begnügen mußte, die Vertheidigung von Liv- und Ehſtland dem Könige Guſtav von Schweden anzubefehlen. Es blieb auch ſeine Verwendung nicht ohne Folgen; am 6. Juli 1553 wurde ein Bündniß zu gemeinſamer Vertheidigung gegen die Ruſſen zwiſchen Polen, Schweden und dem Orden abgeſchloſſen. Die Schweden zogen zugleich zu Felde, die beiden andern Contrahenten dachten aber nicht an die eingegangenen Verbindlichkeiten; im Gegentheil ſuchte der Orden Frieden, oder wenigſtens Waffenſtillſtand. Den bewilligte der Zar 1554 für die Dauer von 15 Jahren, unter dem Vorbehalte, daß das Bisthum Dorpat in dem Laufe der nächſten drei Jahre den ſchuldigen, zu einer gewaltigen Summe aufgeſchwollenen Glaubenszins bezahlen ſolle. Feig und treulos ſeine Verbündeten aufgebend, hatte der Heermeiſter ſich der Willkür Rußlands unterworfen; zu ſpät erkannte er den begangenen Fehler. Er ließ bei Schweden und Dänemark um Hilfe für kommende Gefahren unterhandeln; allein Guſtav äußerte, die Untreue der Livländer habe ihn genöthigt, mit dem Zaren Frieden zu ſchließen; um ihretwillen würde er die eingegangenen Verträge nicht brechen. Dänemark foderte, als unbeſtimmter Zuſagen Preis, die Landeshoheit von Ehſtland, ein Anſpruch, den abzuweiſen der Heermeiſter ſich gemüßigt ſah, die ſämmtlichen Urkunden über die Erwerbung von Ehſtland dem Könige Chriſtian III. vorlegen zu laſſen, 1555. Gleich vergeblich ergaben ſich die Negotiationen, um wenigſtens gegen den von Polen beſchützten rigiſchen Coadjutor Chriſtoph von dem Kaiſer, von dem Teutſchmeiſter, von den nächſten Hanſeſtädten Beiſtand zu erhalten. Von allen Seiten bedrängt, ſein Unvermögen, dem annahenden Sturme zu widerſtehen, erkennend, legte der alte Heermeiſter ſich einen Coadjutor bei; in deſſen, in Wilhelm's von Fürſtenberg, Hände gab er ganz und gar die auswärtigen Angelegenheiten, während er ſelbſt ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit der Kirchenverbeſſerung zuwendete. Er hat am 10. Sept. 1555 der Stadt Riga die Anwartſchaft auf der grauen Schweſtern Kloſter und Hoſpital ertheilt, auch den Katholiken alle äußere Religionsübung unterſagt. Heinrich ſtarb den 3. Mai 1557. Dietrich von Galen, Voigt zu Roſitten, befand ſich 1533 als des Heermeiſters Plettenberg Bevollmächtigter in Wien. Hermann, Propſt zu Scheda in Weſtfalen, ſtarb 1559; ſeinem Kloſter hatte er 19 Jahre vorgeſtanden. Heinrich von Galen, Comthur zu Bauske, wird 1560 zu wiederholten Malen genannt. Ottmar von Galen, Oberſt, und Dietrich von Galen kamen beide nach Livland, dem Orden in ſeinen letzten Zuckungen beizuſtehen. Mit Ottmar verhandelten, 28. März 1560, des Biſchofs Mauritius Wrangel von Reval Abgeordnete in Betreff der Gewaltthätigkeiten, welche Ottmar's Vetter, Johann von Galen, in dem Biſchofshofe verübt hatte. Dietrich, auf Bisping, vertheidigte 1560, in Gemeinſchaft mit Kaspar von Oldenbockum, das Schloß zu Reval, erſcheint auch in den Verrichtungen eines heermeiſterlichen Feldmarſchalks. Seine kriegeriſchen Thaten und die ſchweren Koſten, welche er auf die Anwerbung von Söldnern hat verwenden müſſen, wurden ihm mit dem Landmarſchallamt in Kurland und den Gütern Lautzen und Kurtzum im Dünaburg'ſchen vergolten. Aus ſeiner Ehe mit einer Wulff von Lüdinghau-

Digitized by Google

ſen kamen der Kinder mehre, darunter Dietrich, auf Biſping, Römberg, Lautzen und Kurtzum, der ganzer acht Jahre für Spanien in den Niederlanden focht und durch ſeine Tapferkeit des großen Farneſe Achtung ſich verdiente. In der kurländiſchen Adelsmateikel von 1605 iſt er mit fünf Pferden zum adeligen Roßdienſt angeſchlagen. „Anno 1607, den 21. Julii,“ alſo das Weſtphäliſch Adelich Stammbuch, „iſt Gerhardt Morrien, Marſchalck zu Nortkerken, zu Münſter auf dem Domhoff, alß er aus dem Landtrade quam, von Dirick von Galen zu Bißpinck auff vorhergehnde etliche Werelworte erſtochen und alſovort zu Dode gebleven. Der Däter iſt zwarn auß der Statt kommen, aber dennoch darauß erdapffet worden, und zu Bevergern in langwieriger Geſenknuß erhalten, dabzwiſchen die Sache weitläuffig zu Rechte getrieben und ventiliet worden, biß endlich ihnen Galen Urtheil und Recht loßerkandt haben. Der Streit quam her wegen der Jagt, darin der Marſchalck dem Galen viel Einſperrung mit Abpfrndung von Garn und Hunden gethan hatte.“ Als fürſtlich kurländiſcher Landmarſchall und Oberrath hat Dietrich den Landtagsſchluß vom 8. Sept. 1628 unteeſchrieben, den 21. Juli 1642 als Landmarſchall einen Ritterbanks-Abſchied unterzeichnet, und in der gleichen Eigenſchaft dei dem Leichenbegängniß des Herzogs Friedrich von Kurland, 1643, den Adel angeführt. Er ſtarb in hohem Alter auf Lautzen, unbezweifelt vor dem 30. Juli 1648, zu welchem Tage Hermann Dönhof, der Landmarſchall, den Landtagsſchluß unterſertigte. Mit Katharina von Höede zu Ebringerſeld verehelicht, hinterließ Dietrich vier Kinder. Die eine Tochter, Katharina, wurde an Arnold von Schilder, den Amtmann zu Neuhaus, verheirathet, die andere, Hedwig, ſtarb als Äbtiſſin des Fräuleinſtiftes zu Borchorſt. Der ältere Sohn, Chriſtoph Bernhard, war zu Biſping, 15. Oct. 1604, nicht alſo, wie es doch vielfältig heißt, während der Geſangenſchaft des Vaters geboren.

Ungeachtet ſeiner entſchiedenen kriegeriſchen Neigungen wurde Chriſtoph Bernhaed dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und da er kaum ſieden Jahre alt, zu einer Domprädende in Münſter präſentirt; er hörte Philoſophie dei den Jeſuiten zu Cöln und Mainz, und abſolvirte ſeine Rechtsſtudien auf den Univerſitäten zu Löwen und Bordeaux. Beinahe volle 20 Jahre hatte er dei dem Dome zu Münſter das Amt eines Theſaurarius, ſo eine der fünf Prälaturen des Hochſtiſtes, bekleidet, als das Adleben des Kurfürſten Ferdinand von Cöln, 13. Sept. 1650, zu höherer Stellung ihn berief. Das hiermit zugleich erledigte Hochſtiſt Münſter wurde ein Gegenſtand der Beweebung für Viele, Allen lief am Wahltage, 14. Nov. 1650, Chriſtoph Bernhard den Rang ab, und er wurde ſofort als Fürſtbiſchof degrüßt, obgleich unter ſeinen Nebendublern der leidenſchaftlichſte, Bernhard von Mallinkrod, gegen das Ergedniß der Wahl proteſtirte und vor dem päpſtlichen Stuhle Appell einlegte. Allen Anſtrengungen des neidiſchen Mallinkrod zu Trotz wurde auch Chriſtoph Bernhard von Papſt Innocentius X. am 22. Mai 1651 beſtätigt, worauf er am 17. Sept. 1651 die biſchöfliche Weihe empfing. Auf die würdigſte Weiſe hatte er dieſe Feier durch zwei Verfügungen von hoher Wichtigkeit eingeleitet; die eine war gegen das Concubinat der Laien, wie der Geiſtlichen geeichtet, „in hac dolebat multa, docebat plura, sed plurima execrabatur, die andere galt den Mitteln, einer über das Hochſtiſt gekommenen Hungersnoth zu ſteuern. Die gleiche Thätigkeit entwickelte der Fürſt in den ſchwirrigen Verhandlungen, um das ſortwährend von den Heſſen beſetzte Coesfeld aus ihren Händen zu löſen; um Bevergern aber, das die Schweden den Holländern, oder vielmehr dem Prinzen von Oranien eingeräumt hatten, ohne demſelben zugleich einen Rechtstitel ſchaffen zu können, machte er kurzen Proceß. Das ſehr feſte Bevergern wurde mit Liſt genommen, und ſo der fremden Eintagerer ledig, 28. Aug. 1652. Am 24. Sept. 1652 zog Chriſtoph Bernhard feierlich zu Münſter ein; am andern Tage empfing er vor dem Dome die Huldigung der ſtädtiſchen Behörden. Indem er gleichzeitig, neben der Burggrafſchaft Stromberg, die Herrſchaft Borkeloo in ſeine Titel aufnahm, kündigte er nicht undeutlich die Abſicht an, die Rechte ſeines Hochſtiftes, ſelbſt der Republik der vereinigten Niederlande gegenüber, zu wahren. Wegen der Bueggrafſchaft Stromberg ſuchte er auf dem Reichstage zu Regensburg, 1653, dem er perſönlich beiwohnte, Sitz und Stimme in dem Reichsfüeſtenrathe, was ihm auch durch kaiſerliches Mandat vom 2. Juli 1653 zugeſtanden worden. Ein anderer, für Chriſtoph Bernhard nicht minder wichtiger, Gegenſtand wuede ebenſalls zu ſeinee Zuſeiedenheit in Regensburg verhandelt; Mallinkrod, der Domdechant, hatte, wie in Rom, ſo vor dem kaiſerlichen Hofe Proteſt gegen die Biſchofswahl eingelegt; hier, wie dort, abgewieſen, erneueete er ſeine Anträge vor dem Reichstage, und es folgten die verwerſenden Beſcheide vom 24. März, 23. April und 4. Juni 1653. Der Sorge über dieſe Angelegenheit ledig, machte Chriſtoph Bernhard eine Donaufahrt; er durchflog ein gutes Stück von Öſterreich und Ungarn, beſuchte in Salzburg den Erzbiſchof Paris, ward Zeuge der Krönung Ferdinand's IV., 28. Juti, und verließ Rrgensbueg am 11. Dec., zunächſt, um des Domdechants Umtrieben in Münſter entgegenzutreten, den Auszug der in Vechta von den Schweden zurückgelaſſenen Beſatzung zu beſchleunigen und den einſtweiten unterbrochenen Landtag fortzuſetzen. Die projectirte Kopfſteuer, obgleich von dem Domcapitel und der Ritterſchaft gebilligt, veranlaßte auf dieſem Landtage lebhafte Zerwürfniſſe; die Städte proteſtirten gegen eine Abgabe, die man ihnen ohne ihre Zuſtimmung auferlegen wollte, und trugen ihren Proteſt vor den Reichshofrath; in unnützen Verhandlungen gingen mehre Monate verloren, bis die Stadt Münſter ſich erbot, auf ihren Credit 50,000 Thlr., den muthmaßlichen Ertrag der projectirten Kopfſteuer, zu borgen, um ſie auf die Einlöſung von Vechta zu verwenden. Die weitern, zu dem Ende erſoderlichen 90,000 Thlr. bewilligte, auf des Fürſtbiſchofs Betrieb, der Kreistag zu Eſſen. So wurde denn mit unendlicher Mühe die ganze Summe zuſammengebracht, und geenzenloſe Freude ergab ſich im Lande, als die letzte Erinnerung an die Trübſale der jüngſten Vergangenheit ſchwand, und die Schweden, nach Empfang

Digitized by Google

dee ihnen verheißenen Satisſactionsgelder, abzogen, 13. Mai 1654; aber Damcapitel und Ritterſchaft wähnten ſich verlezt durch eine gegen ihre Anſicht beliebte Transaction; die Städte, Münſter an der Spitze, hatten ſich in einer ſiegreichen Oppoſition verſucht, und Mallinkrad verſehlte nicht, dieſe Oppoſition auszubeuten, zu entſchiedenern Handlungen fortzureißen. Über ihn war, wegen in der Concurrenz mit Chriſtoph Bernhärd gegen dieſen vorgebrachter verleumderiſchee Anſchuldigungen, nach einer Beſtimmung der kanoniſchen Rechtsbücher die Suspenſion verhängt worden; jezt ließ er ſich beigehen, als ſei Nichts vorgefallen, den Chor zu beſuchen. Das erklärte das Domcapitel in öffentlichee Schrift zuerſt für „temeritatis injuriam,“ ſodann für „facti insolentiam aeque ac ignorantiam.“ . Das ließ ee ſich gleich wenig anfechten, und er wuede daeum am 30. Juli als irregularis bezeichnet und am 29. Aug. excommunicirt. In Haſt entfernten ſich die Capitulare, ſeine Collegen, wenn er im Dome ſich blicken ließ, „cessare cantus, omitti horariae psallentium preces, abrumpi sacrificia, extingui candelae, quaeque alias sacris interdicto fieri assolent, gnavlter expediri,“ gleichwol verharrte der Mann des eiſernen Willens in ſeinem Treiben; denn es ſprach ſich zu ſeinen, als eines verfolgten Unſchuldigen, Gunſten die öffentliche Meinung aus, es verhehlte auch der Magiſtrat im Mindeſten nicht ſeine dem Ungehorſamen günſtige Geſinnung, wäheend die geſammte Kloſtergeiſtlichkeit, die einzigen Jeſuiten ausgenommen, affen für ihn Partei nahm. In ihren Kirchen pflegte man ihn „honorificentius excipere, studiosius observare, praesenti condolere;“ auf allen Kanzeln wurde ſein gutes Recht verfochten, ſein Misgeſchick beklagt. Der Fürſtbiſchof ließ die Zugänge des Doms ſchließen, bis auf die beiden Hauptthüren, an denen Wache aufgeſtellt wurde, mit der Weiſung, dem Dechanten den Eingang zu verſagen; Mallinkrod dagegen klagte in mehren Placaten die Ungerechtigkeit an, die ihn zu ihrem Opfer auserſehe. Die Placate wurden abgeriſſen, dann unterſagte man dem Publicum bei ſchwerer Strafe, ferner dergleichen zu leſen. Des Verbotes gewöhnliche Wirkung blieb nicht aus, und der Fürſt, durch die wachſende Gährung beunruhigt, wollte ſich der Perſon des Störenfriedens verſichern. Der Magiſtrat wurde angewieſen, für ſolchen Fall die Polizeimannſchaft aufzuſtellen, damit die zu beſorgende Volksbewegung ohne Blutvergießen unterdrückt werden könne, quärulirte aber lieber über das in dem fürſtlichen Reſcript gebrauchte Wörtlein: mandat, und es verzog ſich mit der Verhaftung, bis durch Erkenntniß der Nunciatur zu Cöln, ader ihres ſubſtituirten Commiſſarius, des Kanonikus Mockel, die über Mallinkrod verhängte Excommunication aufgehoben wurde. Darüber ergaben ſich in Münſter bunte Scenen; der Domdechant ließ das Erkenntniß der Nunciatur an allen Kirchenthüren anheſten, und mit genauer Noth wurde einem blutigen Zuſammentreffen des Volkes, das unerſättlich in ſeiner Leſebegierde war, und der fürſtlichen Leibwache vargebeugt. Mallinkrod berauſchte ſich in dem Ausdrucke des öffentlichen Jubels, in den Spottgedichten, welche gleich unbarmherzig ſeine vornehmſten Gegner und die Obſcuranten, die Jeſuiten, mishandelten, der Fürſt aber legte Appell ein gegen die Sentenz der Nunciatur, verſchaffte ſich ferner die Gewißheit, daß der Nuncius ihm nicht weitee hindeelich ſein würde, und ließ am 7. Oct. 1654 den Domdechanten über der Mahlzeit greifen. Mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die Nachricht hievon durch die Stadt; ſcharenweiſe eilte das Volk herbei, ſeinen Liebling zu befreien, und in der ſtürmiſchen Bewegung, in der allgemeinen Veewirrung fand Mallinkrod Gelegenheit, den Häſchern zu entfliehen. Im Triumphe wurde er nach einem Privathauſe gebracht, und das Volk ſchien nicht ungeneigt, dee fürſtlichen Leibwache eine Schlacht zu liefern, wiewol zulezt ſein Grimm ſich auf Fenſtereinwerſen an des Domthesaurarius von Brabeck Hofe, dann auf Plünderung und anderweitige Exceſſe in dem Jeſuitencollegium beſchränkte. Auch nachdem Mallinkrod, in der Beſoegniß fernerer Schritte des Fürſtbiſchofs, in geoßer Heimlichkeit Münſter verlaſſen hatte, um in Cöln Zuflucht zu ſuchen, dauerte die Aufregung fort, ohne doch vorläufig anders als in Poeſien und loſen Reden ſich zu äußern. Die gegen die Anſtifter der Exceſſe eingeleitete Unterſuchung, zu welcher doch endlich, wenigſtens ſcheinbar, der Magiſtrat ſich hergab, ſtellte vollends, äußerlich, die Ruhe her. Aber Chriſtoph Bernhard traute der friedlichen Haltung nicht, benutzte vielmehr das Gerücht van ausgedehnten Rüſtungen des Königs von Schweden, um ſein Kriegsvolk bedeutend zu vermehren, und ſuchte anderweitig durch das zu Cöln am 15. Dec. 1654 mit Kur-Trier, Kur-Cöln und Pfalz-Neuburg abgeſchloſſene Bündniß ſich zu ſtärken. Ein anderes Bündniß mit den Fürſten des Hauſes Braunſchweig ſtand in Ausſicht, und daß Chriſtoph Bernhard damit umgehe, die ungehorſame Hauptſtadt ſeinen Zoen empfinden zu laſſen, konnte Niemand ferner bezweifeln. Bereits hatte ee den Verſuch gemacht, das in Hövergern vollbrachte Kunſtſtück auch auf Münſter anzuwenden. Mit Sorgſalt ausgewählte Reiſige, 15 oder 16 an Zahl, wurden auf mancherlei Wegen der Stadt eingeführt; doet ſallten ſie zu beſtimmtee Stunde des Liebfrauenthores ſich bemächtigen und daſſelbe der in der Nähe ſtationirten füeſtlichen Reiterei öffnen. Zur Ausführung war der 5. Febr. 1655 beſtimmt, ſie ſcheiterte jedoch an einem Zufalle, und Chriſtoph Berahard mußte ſich zur Anwendung affener Gewalt entſchließen. Seine Truppen näherten ſich von allen Seiten der widerſpenſtigen Stadt, ohne doch durch ihren Anblick die Münſterer in ihrer kriegeriſchen Begeiſterung zu ſchrecken. Anders der Vorſtand, der am erſten Tage der Einſchließung zu unterhandeln begann, und am 25. Febr. die Convention von Schönflitt einging, in welcher der Fürſt alles Geſchehene vergab, dagegen aber bedingte, daß er mit ſeinem geſammten Hofſtaate und einem fernern Gefolge van 800 Mann Infanterie und 200 Reitern in die Stadt aufgenammen werde. Von dieſem Valke ſollten 450 Mann zu Fuß und 100 zu Raß bis zum nächſten Landtage als Beſatzung in der Stadt liegen bleiben und mit der einen der ſtädtiſchen Compagnien in den Dienſt ſich theilen. Außerdem einigte man ſich, daß der von dem Fürſten einzuſetzende Commandant, ſowie

Digitized by Google

ſene Beſatzung, auch von der Stadtgemeinde in Pflicht genommen würden. Am nämlichen Tage noch ritt Chriſtoph Bernhard in die Stadt ein, die doch nur ſcheinbar zum Gehorſam zurückkehrte, gleichwie ſich aus mehren Handlungen der Regierung erkennen läßt, daß ihrerſeits nicht Alles vergeben war. Mallinkrod namentlich wurde des Dekanats entſetzt und die erledigte Pfründe durch die von dem Capitel am 6. April vorgenommene Wahl an den Groß-Theſaurarius Jodok Edmund von Brabeck vergeben. Dagegen erlangte die Stadt Münſter auf dem Landtage zu Wolbeck, 27. Juni, die Abführung der Beſatzung, welche Erleichterung ſie übrigens nicht abhielt, in Gemeinſchaft der übrigen Städte gegen die von dem nämlichen Landtage beliebte Acciſe den lebhafteſten Einſpruch zu erheben, auch den beredteſten ihrer Wortführer, den Vierdenhalv, an den kaiſerlichen Hof zu entſenden, auf daß er ſeiner Mitbürger Rechte und Freiheiten vertheidige. Das nahm der Fürſt ſehr übel auf, und bedenklicher noch mußte ihm der Umſtand erſcheinen, daß die Münſterer eigenmächtig einen neuen Commandanten, den Levin Friedrich Wittenberg, beſtellten und abermals Werbungen anſtellen ließen. Auf alle Fälle gefaßt zu ſein, zog Chriſtoph Bernhard wiederum ſeine Truppen zuſammen; er legte auch am 28. Aug. 1655 den Grundſtein zu einer in Coesfeld zu erbauenden Citadelle, zu der Ludgersburg, ohne doch inmitten dieſer weltlichen Sorgen, dieſer Rüſtungen, der geiſtlichen Angelegenheiten zu vergeſſen; in der am 12. Oct. n. J. zu Münſter eröffneten Generalſynode „multa statuit salubriter ordinata divino honori promovendo." Hingegen wurde auf dem Landtage zu Coesfeld, 16. Nov., wenig Erſprießliches ausgerichtet. Ihn beſchäftigte hauptſächlich der fortgeſetzte Widerſpruch der Städte gegen die zu Wolbeck gemachten Bewilligungen, zu denen ein neuer Zwiſt, veranlaßt durch eine der Ritterſchaft in Betreff der Kirchſpielſchatzung zugeſtandene Befreiung, ſich geſellte. In der Stadt Münſter wurde die Erbitterung durch die Meldung geſteigert, daß Vierdenhalv, nach verrichteter Sendung, zu Soeſt angehalten worden ſei, wiewol auf kaiſerliche Mandate erfolgte jedoch zeitig ſeine Entlaſſung, wo er dann am 14. Febr. 1656 unter großem Gepränge und militairiſcher Bedeckung ſeinen Einzug in die Vaterſtadt hielt. Während deſſen und ſeit dem 1. Jan. war die durch Vierdenhalv bewirkte, auf Mainz, Trier, Osnabrück und Pfalz-Neuburg lautende, kaiſerliche Commiſſion in Cöln geſchäftig, des Fürſtbiſchofs Differenzen mit ſeiner Hauptſtadt zu ſchlichten, ſie mußte ſich jedoch nach Verlauf von acht Wochen auflöſen, ohne das Geringſte gewirkt zu haben. Biſchof und Stadt verhärteten immer mehr in ihrer ſtillen, darum aber nicht minder erbitterten Feindſchaft, die ſich von Seiten der Städter in der Erneuerung des Magiſtrats, zu Anfang des Jahres, in ihrer vollen Lebhaftigkeit offenbarte. Nur die entſchiedenſten Oppoſitionsmänner, Vierdenhalv an der Spitze, wurden gewählt, und ſie verſuchten, kaum in das Amt eingeführt, für die Stadt die Rechte und Freiheiten einer kaiſerlichen freien Reichsſtadt zu erwirken. Da dieſer Antrag bei dem kaiſerlichen Hofe nicht durchzuſetzen war, wurde um ſo angelegentlicher der Beiſtand der Holländer geſucht, um den zwar auch Chriſtoph Bernhard und die ihm verbündeten Fürſten ſich bemühten; die von beiden Seiten vorgebrachten Gründe für eine holländiſche Intervention wurden jedoch keines beſtimmten Beſcheides gewürdigt. In der Zwiſchenzeit verlegte Chriſtoph Bernhard das Officialat und das Hofgericht von Münſter nach Dülmen; er erbrachte bei den Reichsvicarien ein Dehortatorium, das der Stadt am 6. Juni inſinuirt wurde; es gelang ihm, ſeines alten Gegners, des vormaligen Domdechanten, habhaft zu werden, indem derſelbe in Münſter ſich einzuſchleichen ſuchte. Mallinkrod hat auch ſein Leben in einer übrigens ſehr erträglichen und anſtändigen Gefangenſchaft beſchließen müſſen; er ſtarb auf Ottenſtein, 7. März 1664. Eine andere, nicht minder wichtige, Captur war die des Nicolaus Drachter; ihn, der Stadt thätigſten Agenten bei den Generalſtaaten, ließ, wie er eben aus dem Haag zurückkam, der Fürſt aufheben und nach Coesfeld, dann nach Ahaus, endlich nach Ottenſtein ſchaffen, alles Dinge, welche dem bevorſtehenden Waffenſpiele nur eine Einleitung waren. Nicht unvorbereitet fand der Fürſt die Stadt, wenngleich ihre Vertheidigungsmittel in keiner Weiſe den für den Angriff zu verwendenden Kräften angemeſſen waren. Nicht nur was ſein Hochſtift vermochte, hatte Chriſtoph Bernhard aufgeboten, ſondern auch die Bundesfürſten lieferten ihr Contingent; Mainzer und Trierer namentlich befehligte Lucas, einſt, in den letzten Zeiten des 30jährigen Krieges, Commandant auf Ehrenbreitſtein. Am 20. Aug. 1657 wurde Münſter berennt, vom 26. an beſchoſſen; der lebhaften, in mehren Ausfällen ſiegreichen Gegenwehr geſellten ſich aber bald von Außen her mancherlei Zeichen von Sympathie für die Belagerten. Abmahnen ſchrieben z. B. die Reichsvicarien an den Fürſten, die Majorität der Ritterſchaft rieth zum Frieden [1]), die Holländer boten ihre Vermittelung an, die jedoch der Fürſt ausdrücklich, die Stadt ſtillſchweigend verbat, indem man hier für unmöglich hielt, daß der mächtige Nachbar den Fall eines für ihn ſo wichtigen Punktes zugeben könne. In der Zuverſicht auf holländiſchen Beiſtand wurden ſogar die von der Ritterſchaft ausgehenden Vergleichsvorſchläge abgewieſen. Der Belagerung trägen Gang zu beſchleunigen, ließen die Bundesfürſten neue Truppen anrücken, auch den Führern ihre Schlaffheit ernſtlich verweiſen. Die eingetroffenen Verſtärkungen wurden zu einer zweiten Attaque gegen das horſter Thor verwendet; von Lucas Spick befehligt, brachte ſie der Stadt ſchweres Ungemach. Die wachſende Gefahr beſiegte endlich der Holländer Phlegma; gebieteriſch wurde dem Fürſten das Einſtellen der Feindſeligkeiten zugemuthet, und als die auf ſolche Baſis angeknüpfte Unterhandlung kein Reſultat erbrachte, die bewaffnete Intervention be-

1) „Quapropter supplices oramus, Celsitudo tua illatum Monasteriensibus, sine praescitu, sine assensu nostro, praesens bellum confestim dissolvat; externis copiis missionem imperet; neque justitiae cursum in curia imperiali sistat; neque nos, neque Monasterium aut reliquas civitates, contra firmata tam sancte privilegia et jura pristina, ullatenus contristet; sed erga Monasterienses pacificum induat animum, ut patris in filios, ut principis in subditos, ut pastoris in oves."

Digitized by Google

ſchloſſen. Sie zu vermeiden, ratificirte Chriſtoph Bernhard in Eile die unter Vermittlung der Ritterſchaft abgeſchloſſene Capitulation, 21. Oct. 1657; vermöge derſelben wurden Wittenberg und Drachter namentlich in die allgemeine Amneſtie aufgenommen; es verſprach auch der Fürſt, das fremde Volk zu entlaſſen, die aufgebotenen Bauern nach Hauſe zu ſchicken. Der Stadt Volk, welches, 300 Mann ſtark, bis zum nächſten Landtage, oder bis zum November beibehalten werden durfte, ſollte auch dem Fürſten und den Ständen ſchwören, und ſich mit den von dem Fürſten einzulegenden 500 Mann, außer welchen er auch jederzeit ſeine Leibwache um ſich zu haben ſtipulirte, in den Dienſt theilen. Der von dem Fürſten aufgeſtellte Commandant wurde in dieſer Eigenſchaft anerkannt, zugleich aber beſtimmt, daß eine Veränderung in deſſen Perſon nur mit Vorwiſſen und Zuſtimmung des Magiſtrates vorgenommen werden dürfe. Hiermit war das Spiel, das den Belagerten kaum 100 Mann gekoſtet hatte, zu Ende. Chriſtoph Bernhard erzeigte ſich der Bürgerſchaft ungemein gnädig, und verharrte längere Zeit in dieſer verſöhnlichen Stimmung, obgleich, nur drei Tage nach ſeinem Einzuge, der Magiſtrat die unter des Fürſten Einfluß erſchienene Relation von den jüngſten Ereigniſſen öffentlich durch den Henker verbrennen ließ. Auch in anderer Beziehung ergab ſich zu Münſter wenig Neigung, die günſtigen Geſinnungen des Fürſten zu cultiviren. Der daſelbſt zu Neujahr eröffnete Landtag beſchäftigte ſich lediglich mit Zänkereien, veranlaßt durch den Grafen von Flodorp auf Darfeld, der wegen eines Todtſchlages genöthigt geweſen, in der Hauptſtadt Zuflucht zu ſuchen, und nicht umhin konnte, den ihm verliehenen Schutz durch blinde Ergebung in den Willen der Demagogen, insbeſondere durch ungemein thätige Wühlerei, zu vergelten. Unter dem unausgeſetzt bearbeiteten Volke ergaben ſich dermaßen bedenkliche Zeichen, daß Chriſtoph Bernhard für gut fand, in dem Gepränge und dem Tumulte einer großen Jagdpartie über Hoeſtmar nach Coesfeld ſich zu wenden, dahin auch den Landtag, den er zwar ohne Säumen auflöſte, zu verlegen. Vorzüglich beunruhigten den Fürſten der Münſterer Bemühungen um ihre Aufnahme in den hanſeatiſchen Bund, welcher eine holländiſche Beſatzung den gehörigen Nachdruck verleihen ſollte. Das zwiefache Unheil wurde glücklich abgewendet, aber die Generalſtaaten fühlten ſich durch die zu ſolchem Ende von dem Fürſtbiſchof angewendeten Mittel höchlich verletzt. Vielleicht geſchah es, um die Folgen dieſer bedenklichen Misſtimmung abzuwenden, daß Chriſtoph Bernhard dem Rheinbunde vom 15. Aug. 1658 beitrat, vielleicht haben ihn einzig Sympathien für Frankreich hingeriſſen. Dergleichen hatte er bereits 1655 verrathen, als er auf die erſte Auffoderung den Lüttichern 1500 Mann, wie nothwendig er ihrer bedurfte, überließ, damit ſie gegen den von Ludwig XIV. geächteten Prinzen von Condé und deſſen Zumuthungen zu ſtärken. Zugleich ſuchte der Fürſt den Groll der Holländer zu beſchwichtigen; er zog ſeine Beſatzung aus Münſter zurück, er unterhandelte mit der Vormundſchaft des minderjährigen Prinzen Wilhelm Heinrich von Oranien über deſſen verjährte oder unſtatthafte Anſprüche zu Bevergern, Kloppenburg, Frieſoitha, Ems- und Hümmelingerland, überhaupt zu allem jenem, welches dort jemals die Grafen von Tecklenburg beſaßen, und tilgte dieſe Anſprüche, laut des Vertrages vom 15. Febr. 1659, mit der baaren Summe von 125,000 Thlrn. [2]). Mit der Stadt war aber auf kein Ende zu kommen, ſelbſt nachdem durch Sentenz vom 9. Juli 1669 der Reichshofrath erkannt hatte „Consules et senatores adductum in actis jus praesidii, una cum jure clavium, portarum, vallorum, murorum et symboli seu tesserae militaris in civitate Monasteriensi non probasse, sed Domini Episcopi seu Principis et legitimi superioris sui praesidium militare, quoties Celsitudini suae necessum visum fuerit, haud gravatim excipere, obligari, nec in eo Celsitudinem suam ullatenus impediri debere." Der Sentenz folgten am 10. Sept. die Executoriales, hingegen wurde eben jetzt in Holland, lebhafter als zuvor, das Project einer bewaffneten Intervention zu Gunſten der gefährdeten Nachbarſchaft betrieben, und hätten die übrigen Provinzen der Frieslånder gehemmten Rathſchläge befolgt, ſo war der Krieg unvermeidlich. In der Abſicht, den verdächtigen Verkehr zu erſchweren, wurde am 10. Jan. 1660 durch kaiſerliches Mandat sine clausula den Münſterern, bei Strafe der Acht, aufgegeben, ihre Abgeordneten aus dem Haag zurückzufodern, auch alles dort Verhandelte als nichtig und ungeſchehen zu betrachten; zugleich erhielten zwei kaiſerliche Regimenter Befehl, im Hochſtifte Münſter, in unmittelbarer Nähe zu der Hauptſtadt, Quartier zu beziehen. Dieſe bedrohliche Maßregel veranlaßte die eine Partei in der Stadt, ſich um den Schutz des Königs von Schweden zu bewerben, die holländiſche Partei, von den Generalſtaaten unterſtützt durch ein den Nöthen der Stadt erwünſchtes Darlehen, behielt jedoch die Oberhand, und der eigentliche Schwerpunkt des Zwiſtes war nach wie vor in Holland zu ſuchen. Ein im Haag, ohne Zuziehung der Abgeordneten der Stadt Münſter, abgefaßtes Pacificationsproject wurde von der Bürgerſchaft zurückgewieſen, welche lieber mit der Errichtung neuer Bollwerke und der Anfertigung von Kriegsmaterial ſich beſchäftigen wollte. Der kaiſerliche Hof erließ die Paritorien vom 23. Mai 1660, zugleich aber wurde dem Fürſtbiſchofe von Osnabrück und dem Grafen von Oſtfriesland aufgegeben, Namens des Reichsoberhauptes eine Vermittelung zu verſuchen. In denſelben Tagen aber fand das eine der kaiſerlichen Regimenter, welches für ſeine Verpflegung auf die Stadt angewieſen war, da es auf gütlichem Wege zu keiner Befriedigung gelangen konnte, ſich veranlaßt, der Städter Vieh von der Weide wegzunehmen. Das führte zu Widerſetzlichkeit, zu Angriffen auf vereinzelte fürſtbiſchöfliche Soldaten. Repreſſalienweiſe wurden drei von der Stadt Söldnern aufgefangen, und der Magiſtrat ließ unter Trompetenſchall

2) „Existimabat hac se via non tantum obligasse Octovirum Brandenburgi Marchionem et eos, qui minoris Principis Auriaci partes in Hollandia tutabantur, ne quid unquam turbamenti creare possent; sed vel ita cumprimis a patrocinio Monasteriensium, si quod forsan implorari contingeret, animos abstraxisse."

Digitized by Google

den benachbarten Beſatzungen unterſagen, auf Kanonenſchußweite ſich der Stadt zu nähern. Hiermit nicht befriedigt, überfielen die Bürger die kaiſerlichen Quartiere zu Altenberg und Nordwald, tödteten einen Wachtmeiſter und einen Cuiraſſier, und entführten als Siegesbeute 18 Dienſtpferde. Dem Fürſtbiſchofe wird dieſes Alles ſo wenig unerwartet als unerwünſcht geweſen ſein. In Eile zog er ſeine Truppen vollends zuſammen, und bereits am 22. Juli wurde das Lager bei Marienfelde, Angeſichts der Stadt, aufgeſchlagen. Eine holländiſche Geſandtſchaft, welche für das oben angedeutete Pacificationsproject die Bürgerſchaft gewinnen ſollte, verfehlte ihres Zweckes, veranlaßte aber durch den ihren Committenten abgeſtatteten Bericht eine lebhafte Aufregung in dem Staatenhauſe; ſechs der Provinzen ſtimmten für bewaffnetes Einſchreiten, das einzige Holland widerſprach. Gegen dieſe feindliche Stimmung ſuchte Chriſtoph Bernhard durch Negotiationen in Paris, London, Wien ſich zu ſchützen, während er zugleich der Bundesfürſten Contingente einfoderte. Cölner, Neuburger, Mainzer, Trierer ſtrömten ſeinem Heere zu, daß er an der Spitze von 11,500 Mann Infanterie und 2600 Reitern, den mehrmals wiederholten Ausfällen zu Trotz, jetzt endlich die Stadt von allen Seiten einſchließen konnte. In den erſten Tagen der Einſchließung hatte ſich bereits ein Mangel an mancherlei Lebensmitteln verſpüren laſſen, er ſteigerte ſich von Tag zu Tag, die Hilfe aus Holland, ſo ſehnlich als ſicherlich erwartet, blieb aus, die Reſultate der Einzelgefechte waren nicht geeignet, den ſinkenden Muth der Bürgerſchaft zu beleben. Schon am 1. Jan. 1661 fanden ſich ſtädtiſche Deputirte in Coesfeld ein, um ein Abkommen zu ſuchen, ohne jedoch zum Fürſten gelangen zu können. Den anhaltenden Drangſalen, dem Gefühle einer immer deutlicher wahrnehmbaren Hilfloſigkeit erlag die letzte Standhaftigkeit der Vertheidiger; nach einer längern Verhandlung erkannten Magiſtrat und Bürgerſchaft durch feierliche Urkunde vom 26. März 1661 den Fürſtbiſchof als ihren Erbherrn, und am 28. März erfolgte unter großem militairiſchen Gepränge die Beſitznahme der Stadt. Acht Monate hatte die unblutige Belagerung, denn es wurden durch 2000 Kanonenſchüſſe nur fünf Menſchen getödtet, erfodert. In ſeiner Eroberung ſich um ſo mehr zu befeſtigen, unternahm Chriſtoph Bernhard den Bau einer Citadelle; er veränderte das Perſonal des Magiſtrats, brach den Einfluß der Zünfte, ließ aber Gnade angedeihen allen denjenigen, die in den erſten Augenblicken, als der Händel Anſtifter, zu Haft gebracht worden. Daß er ſtandhaft und glücklich die Rechte ſeiner Inful verfochten, ſcheint nicht ohne Einfluß auf die Stimmung des Capitels zu Corvey geblieben zu ſein; es poſtulirte für die eben erledigte Abtei den Fürſtbiſchof von Münſter, 1662, der auch ohne Anſtand die päpſtliche Beſtätigung, von dem Kaiſer die Regalien empfing, und im Laufe des Octobers Beſitz von der Abtei ergriff. Augenblicklich führte er zu Hörter die Franziskaner wieder ein. Durch innerliche Unruhen nicht weiter in Anſpruch genommen, den Groll gegen die Holländer im Herzen, beſchäftigte der Fürſt ſich um ſo angelegentlicher mit dem verjährten Streite um Borkeloo, dem ſich bald, um die wechſelſeitige Animoſität zu ſteigern, ein neuer Incidentpunkt zugeſellte. Dem Fürſtbiſchofe, als dem Kreisdirector, und dem Grafen von Oldenburg hatte der Kaiſer die Execution gegen Oſtfriesland, wegen der Liechtenſtein'ſchen Foderung, aufgetragen, und Chriſtoph Bernhard wußte, ohne Anwendung von Gewalt, einen Vergleich zu vermitteln. Indem aber die bedungene Summe nicht ſofort aufzubringen war, bemühten ſich die Stände von Oſtfriesland um ein Anlehen, das die Generalſtaaten, gegen Verpfändung der die Ems beherrſchenden dyhler Schanze, zu gewähren verſprachen. Man konnte ſich aber nicht ſofort um das Geſchäft einigen, und Chriſtoph Bernhard, nachdem er in Geduld eine Friſt um die andere vergeblich abgewartet, glaubte als ein Fürſt des Reichs ſich verpflichtet, den mittlerweile zu ſeiner Kenntniß gelangten Abſichten der Holländer entgegenzutreten und weitern Eingriffen in das Reichsgebiet zu wehren. In der Nacht vom 8—9. Dec. 1663 ließ er die dyhler Schanze wegnehmen, den Holländern, die allerwärts Barrièren ſich zu ſchaffen begierig waren, zu lebhaftem Unwillen. Sie rüſteten eine Expedition aus, die am 20. Mai 1664 vor die Schanze ſich legte, und nach einer Vertheidigung von 14 Tagen ſie eroberte. Auf der Stelle trat das holländiſche Armeecorps, lediglich eine kleine Beſatzung zurücklaſſend, den Rückmarſch an, in der Überzeugung, daß Chriſtoph Bernhard durch die Umſtände in die Unmöglichkeit verſetzt ſei, die freche Aggreſſion in geziemender Weiſe zu erwiedern. So verhielt es ſich in der That. Chriſtoph Bernhard, perſönlich dem Reichstage zu Regensburg, 1664, beiwohnend, wurde zu einem der Directoren der gegen den leidigen Türken beſtimmten Reichsarmee erwählt, kehrte für kurze Zeit nach Weſtfalen zurück, um alle ſeine disponiblen Truppen zuvörderſt nach Ungarn zu inſtradiren und die Anſtalten für eine interimiſtiſche Verwaltung ſeiner Stifte zu treffen, da er möglicherweiſe Jahre lang Beſchäftigung im Oſten finden konnte. Als ſein Haus beſtellt war, begab er ſich wiederum auf die Reiſe, und vor Ausgang Juli traf er in Wien, unmittelbar nach der Schlacht vor St. Gotthard, bei dem Heere ein. Er mag ſich eine lebhafte Verfolgung des geſchlagenen Feindes vorgeſetzt haben, der Friedensvertrag vom 10. Aug. 1664 trat ſeinen Abſichten und Hoffnungen hindernd entgegen, und für ihn blieb des Sieges einzige Frucht ein goldenes, mit Diamanten reich beſetztes Kreuz, das er, als ein von dem Kaiſer empfangenes Andenken, nachmals durch ſein Teſtament dem Hochſtifte gegeben hat. Am 14. Nov. verließ er die Kaiſerſtadt, und ſeine Aufmerkſamkeit wurde von da an durch den Verſuch einer Ausgleichung mit den vereinigten Niederlanden in Anſpruch genommen. Doch bald verzweifelnd von dem übermüthigen Nachbar durch Unterhandlung irgend eine Genugthuung zu erlangen, ſchloß er am 13. Juni 1665 ein Bündniß mit König Karl II. von England, welcher in lebhafter Fehde mit den Holländern begriffen war; er ließ aller Orten werben, verſicherte ſich in dem Landgrafen Georg Chriſtian von Heſſen-Homburg eines Feldherrn von Ruf, entwickelte in einem Schreiben vom 15. Sept. 1665, an die Generalſtaaten gerichtet, die mancherlei durch die Republik ihm, dem weſtfäliſchen Kreiſe

Digitized by Google

und dem heiligen Reiche angethanen Beleidigungen und Vergewaltigungen, hielt große Heerſchau über 13 Regimenter und 12 Freicompagnien Infanterie, wobei die drei nach den Niederlanden detachirten Regimenter nicht mitgezählt, und über 12 Regimenter und neun Freicompagnien Reiterei, und brach am 23. Sept. 1665 mit ſeiner Hauptmacht in der Landſchaft Twenthe ein. Er occupirte mit mehr oder minder Leichtigkeit Oldenſaal, Ootmarſum, Almelo, Diepenheim, Borkeloo, Lochem, Deutikem, und ſchickte Streifparteien in die Drenthe und bis in die Gegend von Groningen. Aber Ludwig XIV. erklärte ſich für die Republik. Franzöſiſche Hilfsvölker, 6000 Mann, von Pradel befehligt, überſchritten die Grenze, und wie ungewiß und zögernd ſie in ihren Bewegungen waren, ermuthigten ſie gleichwol die Holländer zu einer Excurſion auf das rechte Ufer der Yſſel, die mit der Wiedereinnahme von Lochem verbunden war, während eine bedeutende Abtheilung münſterſcher Völker, ſtatt, wie ihr aufgegeben, die Feſtung Bourtang zu nehmen, in die anſtoßenden Sümpfe ſich verwickelte und vollſtändig eingeſchloſſen wurde, eine Lage, aus der ſie einzig durch die in bewundernswürdiger Geſchwindigkeit auf Chriſtoph Bernhard's Befehl aufgeführte, die ganze Länge jener Moräſte durchſchneidende Dammbrücke befreit werden konnte. Auch die an der obern Maas verſuchte Diverſion blieb ohne weſentliche Reſultate, wenngleich die Münſterer, vor Balkenburg und Daelhem abgewieſen, bis zu den Wällen von Berg op Zoom gelangten und Willemſtad ſogar bedrohten. Das ganze Corps, durch überlegene Streitkräfte umſchloſſen, mußte zuletzt ſich gefangen geben, nur die von dem Grafen von der Natt befehligte Abtheilung kehrte wohlbehalten nach dem rechten Maasufer zurück, und trieb noch mancherlei Unfug in der Umgebung von Aachen, gleichwie in mehren Gefechten, im Laufe des Winters an den Grenzen von Overyſſel geliefert, der Vortheil meiſt den Münſterern blieb. Aber Chriſtoph Bernhard's Verſuche, über Willemſtad oder Greetſyhl eine directe Verbindung mit den Engländern, ſeinen Alliirten, zu erzielen, waren fehlgeſchlagen, die verheißenen Subſidien ſtockten, Frankreich nahm eine drohendere Haltung an, der Kaiſer und Brandenburg riethen inſtändigſt, von dem hoffnungsloſen Kriege abzulaſſen. Unterhandlungen wurden zu Cleve eingeleitet, und wie ſehr der Geſandte Karl's II., Temple, ſich bemühte, ſie zu hintertreiben, erfolgte der Friedensvertrag vom 18. April 1666. Im Allgemeinen war darin der Zuſtand vor dem Kriege, inſonderheit in Betreff des dominii directi et utilis, zu Borkeloo hergeſtellt, der Fürſtbiſchof entſagte auch der prätendirten Landeshoheit, des heiligen römiſchen Reiches Rechte zu dieſer Herrſchaft wurden aber gewahrt, ſo lange der Kaiſer ſich nicht um ihretwillen mit den Generalſtaaten geeinigt haben würde. Chriſtoph Bernhard hatte nicht Urſache, ſich der Politik Frankreichs bei dieſer Gelegenheit zu beloben, gleichwol ließ er ſich in einer zu Rietberg abgehaltenen Beſprechung von dem Fürſtbiſchofe zu Straßburg, Franz Ego von Fürſtenberg, für die Erneuerung des factiſch abgelaufenen Bündniſſes mit Ludwig XIV. gewinnen, zu welchem Ende der Malteſer Schmiſing nach Paris entſendet wurde. Nicht dieſelbe Willfährigkeit bezeigte Galen für die von Papſt Alexander VII. empfangene Ermahnung, bei Zeiten für die Ernennung eines Coadjutors zu ſorgen. Die Ermahnung wurde jedoch zum Öftern erneuert, daß ſie zuletzt nicht weiter zu umgehen war; nach mancherlei Umtrieben fiel des Capitels Wahl auf den Fürſtbiſchof von Paderborn, Ferdinand von Fürſtenberg, nur daß eine ſchwache Minorität für den Kurfürſten Maximilian Heinrich von Cöln ſtimmte. Schon am 30. April 1668 wurde Ferdinand von Fürſtenberg als Coadjutor von Clemens IX. beſtätigt. Im Laufe des vergangenen Jahres hatte Chriſtoph Bernhard die Grenze gegen die fortwährend grollenden und drohenden Holländer zu ſchirmen, den Anfang zu der ſorgfältigern Befeſtigung von Vechta gemacht, das Jahr 1668 bezeichnete er durch die Erwerbung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit im Emsland, womit er, nachdem der am 19. Sept. 1667 errichtete vorläufige Vertrag am 8. Juni 1668 die päpſtliche Genehmigung erhalten hatte, durch des Domcapitels zu Osnabrück definitive Ceſſion vom 9. und das Dismembrationsinſtrument vom 19. Sept. 1668 weſentlich die Begrenzung der beiden Hochſtifte veränderte; über 50 Kirchſpiele kamen zu der münſterſchen Diöceſe. Ein nicht minder erfreuliches Ereigniß mußte dem Biſchofe die Converſion von Ernſt Wilhelm, dem regierenden Grafen zu Bentheim, ſein, welcher am 21. Aug. 1668 aus Chriſtoph Bernhard's Händen das heilige Abendmahl empfing, nachdem er vorher, wie es das Rituale erfodert, ſein Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Wir übergehen dieſes Ereigniſſes Folgen, eine lange Reihe von Streithändeln, da ſie doch vielmehr der Bentheim'ſchen Geſchichte angehören, wiewol durch ſie das geſpannte Verhältniß zu Holland einen reichlichen Zuſatz von Animoſität erhielt. Eine andere Folge der Bekehrung des Grafen war die abermalige Erweiterung der münſterſchen Diöceſe; bis dahin hatte ſie ſich allein über die obere Grafſchaft Bentheim erſtreckt, durch päpſtliche Beſtimmung vom 28. Febr. 1671 wurde auch die Niedergrafſchaft, vordem in das Bisthum Deventer einbezirkt, dem Hochſtifte Münſter zugetheilt. Die äußere Ruhe des Jahres 1669 benutzte Chriſtoph Bernhard zu der Viſitation des Niederſtiftes, hingegen ſchuf ihm ein Aufruhr zu Höxter, 1670, ſchwere Sorge, da der Herzog Rudolf Auguſt von Braunſchweig-Wolfenbüttel den Empörern ſeinen Schutz angedeihen ließ. Einige braunſchweigiſche Compagnien beſetzten die Stadt, und der Fürſtbiſchof ſchickte ſich an, der Gewalt Gewalt entgegenzuſetzen, als unter des Kaiſers, des Königs von Frankreich und der übrigen Fürſten des Hauſes Braunſchweig Vermittelung der Zwiſt durch den Vertrag vom 15. April 1671 geſchlichtet wurde. Seitdem lag in Höxter eine münſterſche Compagnie in Beſatzung, die vollſtändige Unterwerfung der Stadt blieb dem Jahre 1674 vorbehalten. Vielfältig verletzt durch der Holländer Politik, hatte Ludwig XIV. längſt ſchwere Züchtigung ihnen zugedacht; die Aufgabe ſich zu erleichtern, verſchmähte der mächtige Monarch es nicht, den Beiſtand der zeither durch die Republik unterdrückten Nachbarn anzurufen. Zu Brühl, 2. Jan., verbündete er ſich mit dem Kurfürſten von Cöln,

Digitized by Google

in denſelben Tagen demnach, als in dem benachbarten Kendenich franzöſiſche und kurcölniſche Diplomaten mit dem Fürſtbiſchofe von Münſter in Perſon das d. d. Bonn, 4. Jan. 1672 zwiſchen Münſter und Cöln abgeſchloſſene Bündniß verhandelten. Eine weitere Folge jener Conferenzen war das Offenſivbündniß mit Frankreich, welches Chriſtoph Bernhard zu Coesfeld, 3. April 1672, unterzeichnete, drei Tage alſo vor dem 6. April, an welchem Großbritannien und Frankreich der Republik den Krieg erklärten. Am 18. Mai unterſagte Chriſtoph Bernhard jeglichen Handelsverkehr mit Holland; dem Verbote folgte ungeſäumt das Kriegsmanifeſt und die große Heerſchau der gegen die Republik beſtimmten Streitkräfte, an Reiterei 19 Regimenter und 9 Freicompagnien, an Infanterie 27 Regimenter, die meiſten zu 12, einige zu 15 und 17 Compagnien, dann 20 Freicompagnien. Nur ein geringer Theil dieſer Truppen blieb zur Deckung der Weſtgrenze zurück, mit der Hauptmacht, deren Artillerie, 55 Stücke, 60 Mörſer des verſchiedenſten Kalibers, mehre Haubitzen, ſogar die franzöſiſche übertroffen haben ſoll, fiel Chriſtoph Bernhard in Overyſſel ein und wurden Ootmarſum, Oldenſaal, Enſchede, Almeloa, Goor, Delden, Diepenheim, Barkeloo im Fluge genommen. Am 8. Juni bewerkſtelligte die Armee ihre Vereinigung mit den Cölnern und mit einem von dem Herzoge von Luxembourg, dem berühmten Buckeligen, befehligten franzöſiſchen Hilfscorps von 8000 Mann, und das alſo vereinigte Heer legte ſich vor Grol, das, ungeachtet ſeiner Feſtigkeit, in der Nacht vom 9—10. Juni capitulirte. Es folgten am 18. Juni Breedevoort, am 21. Deventer, Harderwyk, Elburg, Hattem, am 22. Zwol, am 23. Kampen, am 24. Haſſelt, die Zwarte Sluis, Blokzyl, Steenwyk, Kuinder. In dem Laufe dieſer Fortſchritte entfernte ſich Chriſtoph Bernhard von ſeiner Armee, um in einer Zuſammenkunſt mit dem Könige von Frankreich eine Theilung der gemachten Eroberungen zu verabreden; man einigte ſich, daß Harderwyk, Elburg, Hattem und Kampen des Königs von Frankreich, Deventer des Kurfürſten von Cöln ſein ſollten, während der Biſchof von Münſter alle ſeine übrigen Eroberungen, mit Ausnahme von Zwol, das in Gemeinſchaft bleiben ſollte, behalten und nach Belieben ſie über die Landſchaften Groningen und Friesland ausdehnen würde. Die Veröffentlichung dieſes Partagetractats hatte aber die Folge, daß die der münſterſchen Armee zugetheilten Franzoſen und Cölner in den Bezirken, von welchen ihre Gebieter ausgeſchloſſen waren, der ärgſten Zügelloſigkeit, von welcher Luxembourg ſonder Zweifel das Beiſpiel gegeben haben wird, ſich überließen, dem Fürſtbiſchofe zu ſolchem Unwillen, daß er unverhohlen ſeinen Überdruß an dergleichen Hilfstruppen ausſprach. Das Zerwürfniß wurde unheilbar, Cölner und Franzoſen zogen ab, daher der projectirte, nach der Lage der Dinge vielleicht entſcheidende, Einfall in Friesland unterbleiben mußte; hingegen nahm Chriſtoph Bernhard, lediglich durch den Schrecken ſeiner Waffen, die ommener Schanze, und auch Koevorden, ſeit dem 4. Juli belagert, mußte ſich den 11. ergeben. Es fielen auch nach einander die dyhler, die bellingwolder und die Langackerſchanze, daß, durch dieſe reißenden Fortſchritte erſchüttert, die Ritterſchaft der Provinz Overyſſel der utrechter Union abſagte, um ſich an den Fürſtbiſchof, als ihren künftigen Landesherrn, zu ergeben. Aber der König von Frankreich verließ ſeine Armee, und Niederland athmete wieder auf, obgleich Chriſtoph Bernhard, nachdem er aufs Neue die Cölner an ſich gezogen, auch der Frieſen Angriff auf Kuinder abgeſchlagen, am 22. Juli die Belagerung von Groningen eröffnete. Seinen Anſtrengungen widerſtand der Commandant, der böhmiſche Exulant Rabenhaupt, und nach fünf Wochen mußte die Belagerung aufgehoben werden. Den Tag darauf, den 2. Sept., wurde die münſterſche Beſatzung in Blokzyl, wo neben dem äußern Feinde auch die Bürgerſchaft zu bekämpfen war, vertrieben, wovon die Räumung von Kuinder eine nothwendige Folge war. Chriſtoph Bernhard empfing zu Borkeloa die von dem Kurfürſten von Brandenburg, aus dem Lager bei Bergen, unweit Frankfurt, 23. Oct. 1672, erlaſſene Kriegserklärung, und eilte nach Münſter, den angedrohten Angriff zurückzuweiſen. Es kam indeſſen der Chriſtmonat, bevor die Brandenburger die Lippe überſchritten, und über Ahlen ſind ſie nicht herausgekommen; ihr Feldherr, der von Spaen, mußte in Eile ſeinen Rückzug auf Lippſtadt bewerkſtelligen, und die Biſchöflichen, die lediglich einen Einfall zurückzuweiſen ausgezogen waren, fielen ihrerſeits in die Grafſchaft Mark ein, nahmen Lüne und Una, und ſetzten die ganze Provinz in Contribution. Die Freude über dieſe Erfolge wurde jedoch durch den Verluſt von Koevorden vergällt; ein von Rabenhaupt ausgeſendetes Detachement überraſchte dieſe wichtige Feſtung am 30. Dec. Montecucoli, der mit ſeiner Armee im Paderborn'ſchen Winterquartiere bezogen hatte, hielt den Augenblick geeignet zu dem Verſuche, den Fürſtbiſchof von dem franzöſiſchen Bündniſſe abzuziehen, erhielt jedoch einen verneinenden Beſcheid, und den Avocatorien, von Montecucoli's Nachfolger im Commando, von Bournonville, erlaſſen, Hamm, 8. Febr. 1673, ſetzte Chriſtoph Bernhard eine ernſte Ermahnung an ſeine Soldaten entgegen, worin er ſie an ihre Eide erinnerte und zur Ausdauer im gerechten Streite auffoderte. Mehr Eindruck, als die kaiſerlichen Avocatorien, mag auf den Fürſten die Entdeckung einer Verſchwörung gemacht haben, die nichts Geringeres bezweckte, als zugleich mit ſeiner Perſon der Stadt Münſter ſich zu bemächtigen. Dazu war der 24. Febr. beſtimmt; der Leiter des Unternehmens, Johann Adam, der, Münſterer von Geburt, in des Grafen von Harrach Dienſten als Secretair ſtand, benahm ſich aber dergeſtalt unbeſonnen in der Anwerbung von Theilnehmern für ſein Vorhaben, daß die Entdeckung unvermeidlich war, indeſſen von der andern Seite von Vielen der Menſch für wahnſinnig gehalten wurde. Am 23. Febr. zur Haft gebracht, erlitt er am 8. April die durch richterliches Erkenntniß über ihn verhängte Todesſtrafe. Der Abzug der kaiſerlichen und brandenburgiſchen Armeen überließ ganz Weſtfalen der Willkür des Fürſtbiſchofs und ſeiner Alliirten, die ſich mit ihm durch einen förmlichen Vertrag in die von den brandenburgiſchen Provinzen zu erhebenden Contributionen theilten: auf Chriſtoph Bernhard's Loos fielen Minden und Ravensberg,

Digitized by Google

dann der nördlich der Ruhr belegene Theil der Grafſchaft Mark; er hatte aber der davon fallenden Intraden kaum zu genieſſen angefangen, als der Friede von Voſſem, den 6. Juni 1673, dem Kurfürſten von Brandenburg die verlorenen Gebiete zurückgab. Genöthigt, die in den Grafſchaften Mark und Ravensberg gemachten Eroberungen zu räumen, wendete Chriſtoph Bernhard dem Kriege mit den Holländern eine verdoppelte Aufmerkſamkeit zu. Durch eine ungeheure Anſtrengung ſollte vor Allem Koevorden ihnen enteiſſen, die Vecht durch einen Damm geſtauet werden, daß ſie aus ihren Ufern trete und die Überſchwemmung, bis zu der belagerten Stadt ſich ausdehnend, ihre Werke zu Fall bringe, ihre Beſatzung erſäufe. Nur eben war der Damm zu Stande gekommen, als die herbſtlichen Stürme ihn brachen, 29. Sept. Befreit war Koevorden, umſonſt hatte, den Rieſenbau, die Belagerung, zu födern, Chriſtoph Bernhard den beſten Theil des Sommers in Zwol zugebracht. Auch auf andern Punkten zeigte ſich ihm das Kriegsglück nicht minder abgeneigt, und das Bündniß mit Frankreich ſogar ſchien erſchüttert, nachdem am 30. Aug. der Kaiſer und Spanien in noch innigere Beziehungen zu der Republik der vereinigten Niederlande getreten waren, und von Neuem eine kaiſerliche Armee dem Rheine ſich näherte. Um die Beibehaltung ſeiner Eroberungen beſorgt, ſuchte der Fürſtbiſchof wenigſtens die Zukunft der katholiſchen Religion in einzelnen holländiſchen Städten ſicher zu ſtellen; ein Verteag zu dem Ende wurde mit der Stadt Zwol abgeſchloſſen; die gleichen Bedingungen einzugehen, weigerte ſich die Bürgerſchaft von Deventer auf das Hartnäckigſte. Die Zeloten zu beleheen, daß ſie noch in ſeiner Hand ſeien, gab der Fürſtbiſchof die ſeit 80 Jahren von den Reformirten eingenommene, dem heiligen Levinus geweihte, Domkirche iheer urſprünglichen Beſtimmung zurück. In hehrer Feier wurden die neuernannten Domherren eingefühet, und wiederum eetönte Chorgeſang nach langee Unterbrechung in den ſtattlichen Räumen. Aber die kaiſerlichen Generale bewerkſtelligten im Cölniſchen ihre Vereinigung mit dem von dem Prinzen von Oranien rheinaufwärts geführten Heere, Bonn fiel am 13. Nov. 1673, und beinahe vollſtändig wurde das Gebiet der Republik von den Franzoſen geräumt. Am 9. Febr. 1674 ſöhnte ſich der König von Großbritannien mit den Holländern aus, und lebhaft wurde Chriſtoph Bernhard von Seiten Öſterreichs und Spaniens bearbeitet, daß er die Sache des Reichsfeindes aufgebe. Borkeloo war ihm zugeſagt, wenn er ohne Säumen einen Separatfrieden eingehen wüede; aber nochmals ſiegte der franzöſiſche Einfluß, dem ſich das Vertrauen auf ein Heer von 25,000 Mann, auf das genaue Bündniß mit Kur-Cöln und auf den Beſitz der wichtigſten Feſtungen in Feindesland, dergleichen Zwol, Grol, Breedevorde, Haſſelt, Zwarte Sluis, die ommener Schanze geſellten; der Fürſtbiſchof verſäumte die Gelegenheit, mit einigem Vortheil wenigſtens aus dem Handel zu ſcheiden, und ließ die Feindſeligkeiten wieder aufnehmen. Der Feoſt hatte die Moore um Bouetang wegſam gemacht; das benutzten die Münſterer zu einem Einfalle in die Provinz Geoningen, 12. März 1675, von da ſie mit reicher Beute heimkehrten. Rabenhaupt erwiederte mit einem Einfalle in die Grafſchaft Bentheim, nahm das in Eile befeſtigte Neuenhaus und wendete ſich gegen Northorn, ohne doch, wie es ſeine Abſicht geweſen, münſterſchen Boden erreichen zu können, vielmehr nöthigten ihn die von allen Seiten zuſtrömenden Truppen zu ſchleunigem Rückzuge nach Overyſſel. Dieſe retrograde Bewegung ſich zu erleichtern, detachirte er den Oberſten Eiberg mit 1500 Mann auf Neuenhaus, die ganze Schar wurde aber von den Biſchöflichen ereilt, umzingelt und gefangen genommen, 21. April 1674. Den Tag darauf, den 22. April, wuede zu Cöln zwiſchen der Republik der vereinigten Niederlande und dem Fürſtbiſchofe Friede geſchloſſen, indem dieſer ſich überzeugt hatte, daß auf das Eintreffen der ſo oft verheißenen franzöſiſchen Hilfsmacht nicht zu zählen ſei, abgeſehen davon, daß mit der Gefangennehmung des Prinzen Wilhelm von Fürſtenberg das belebende Princip der Allianz Ludwig's XIV. mit Cöln und Münſter neutraliſirt worden. Laut des Art. 3 des Friedensvertrages mußten namentlich Lingen, Lichtenvoorde und Borkeloo zurückgegeben werden. In einem zweiten Vertrage, deſſelben Datums, wurde Chriſtoph Bernhard mit dem Kaiſer ausgeſöhnt, und er ließ nach kurzer Feiſt 10,000 Mann zu dem kaiſerlichen Heere ſtoßen, nachdem er vorher einen Aufruhr ſeiner Soldaten, veranlaßt durch das Gerücht, daß ſie einem fremden Dienſte überlaſſen worden, hatte beſchwichtigen müſſen. Noch inniger wurde die Verbindung mit dem kaiſerlichen Hofe durch den Vertrag vom 7. Juni 1675, worin der Fürſtbiſchof ſich verpflichtete, zu des Kaiſers und Reiches Dienſt 9000 Mann zu ſtellen, „hae copiae adversus praesentes, futurosque Caesareae Majestatis Suae et Imperii Hostes, cumprimis ad inferioris circuli Westphalici securitatem, versus Rhenum, Mosam ac Visurgim impendentur.“ In Folge dieſer Beſtimmungen wirkten 3500 Münſterer zu dem Siege an der conzer Brücke, 11. Aug. 1675, und Chriſtoph wurde gleichzeitig zu der thätigſten Theilnahme bei dem Kriege mit Schweden veranlaßt. Nachdem er ſich durch ein Bündniß mit Hanover geſtärkt, führte er ſeine Armee der Weſer zu. Im Vorbeigehen gleichſam nahm er Wildeshauſen, dann das feſtere Thedinghauſen, der Übergang der Weſer, den Horn mit ſeinen 3000 Schweden verhindern zu wollen ſich unterfing, wurde bei Kirchweihe bewerkſtelligt, und es folgte die Occupation von Langwedel, Burg, Verden, Rothenburg, Ottersberg. In ſeinem Hauptquartiere zu Rothenburg, 14. Oct. 1675, unterzeichnete Chriſtoph Bernhard den Vertrag, wodurch er ſich mit den Herzogen Georg Wilhelm und Rudolf Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg über die gegenſeitigen Leiſtungen bei der vorzunehmenden Eroberung der ſchwediſchen Feſtungen, dann über eine proviſoriſche Theilung der Eroberungen überhaupt einigte; es wurde der Feldzug mit der Einnahme von Burtehude und Bremervörde beſchloſſen, und hierauf das Winterquartier bezogen. Voeher, im Haag, 12. Oct., war Chriſtoph Bernhard ein ferneres Bündniß mit Spanien und den vereinigten Niederlanden eingegangen, laut deſſen er ſich anheiſchig machte, für die gemeine Sache 500 Reiter und 3000 Fußgängee weiter zu ſtellen. Als ein Teiumphator,

Digitized by Google

zog er zu Münſter ein; daſelbſt empfing er die Nachricht von dem Falle von Karlſtadt, 7. Jan. 1676, wo vertragsmäßig eine gemiſchte, münſterſche und braunſchweigiſche, Beſatzung eingelegt wurde, und nach einer hartnäckigen Vertheidigung mußte auch das feſte Stade ſich ergeben, 12. Aug. 1676. Da hiermit die Eroberung der Provinzen Bremen und Verden vervollſtändigt war, wurde für dieſelben eine neue Theilung beliebt; nebſt dem vormaligen Bisthume Verden nach ſeinem ganzen Beſtande fiel auf das für Chriſtoph Bernhard ausgeworfene Viertel Wildeshauſen, Burg, Bremervörde, Ottersberg, Thedinghauſen. Das Einverſtändniß mit den braunſchweigiſchen Fürſten noch enger zu knüpfen, ſchloß er mit ihnen am 29. Aug. ein neues Bündniß, gleichwie er am 23. April 1677 ſich gegen die Krone Spanien verpflichtete, die an ſie überlaſſenen Truppen bis zu dem Betrage von 9000 Mann zu verſtärken. In der That war zu Anfang Mai's das ganze Corps in der Gegend von Roermonde vereinigt. Gleichzeitig bedurfte man auch in Dänemark des Beiſtandes des Biſchofs von Münſter, und er machte in demſelben Monat April ſich anheiſchig, 5000 Mann dahin zu geben. Dieſer Hilfstruppen Eintreffen in Schonen, im Juni, nöthigte die Schweden, die Belagerung von Chriſtianſtad aufzuheben, und es legten auch in der Schlacht von Landskron die Münſterer hohe Ehre ein, indeſſen ihre Kameraden zu der fruchtloſen Belagerung von Charleroi verwendet wurden. Um dieſelbe Zeit beſchäftigte ſich der Fürſtbiſchof mit einer Reviſion des kirchlichen Zuſtandes von Bremen und Verden. Er ſchmeichelte ſich, dort das Normaljahr 1624 geltend machen zu können, nachdem die ſchwediſche Regierung dieſem Reichsgeſetze ſtets den Gehorſam verſagt, vielmehr 1651 zu Bremen und nicht minder zu Verden die katholiſchen Domherren gewaltſam depoſſedirt, auch die 1624 durchaus katholiſchen Abteien Harſefeld, Zeven, Altkloſter, Neukloſter und Lilienthal eingezogen hatte. Bereits war unter münſterſchem Einfluſſe an vielen Orten der katholiſche Gottesdienſt hergeſtellt worden, als der franzöſiſchen Geſandten Auftreten in dem Laufe der Friedensunterhandlungen zu Nimmegen ziemlich deutlich die baldige Wiederherſtellung der ſchwediſchen Herrſchaft zwiſchen Elbe und Weſer vorherſehen ließ. Ohne auf die bedenklichen Zeichen viel zu achten, ſchloß Chriſtoph Bernhard am 3. April 1678 einen abermaligen Subſidienvertrag mit dem Könige von Dänemark, laut deſſen er für des Krieges in Schonen Fortſetzung die Stellung von 3812 Mann Infanterie, 1600 Dragonern, 650 Cuiraſſieren und 50 Artilleriſten übernahm; zu Anfange Mai's brachen beſagte Truppen aus den in der Wetterau gehabten Winterquartieren auf. Am 13. Juni hatten ſie bereits die Elbe hinter ſich, am 5. Aug. trafen ſie in des Königs Lager ein, der, ſo verſtärkt, Helſingborg nach einer Belagerung von drei Tagen einnahm, den Fall von Chriſtianſtad aber nicht zu verhindern wußte. Gleichzeitig hatte Chriſtoph Bernhard auch ein bedeutendes Corps an der Maas, nach ſeiner Anſicht die eigentliche Vertheidigungslinie für Weſtfalen, aufgeſtellt, bis der Holländer und Spanier Separatfriede mit Frankreich, 10. Aug. 1678, der ganzen Richtung des Krieges eine andere Wendung gab. Indem aber die zu deſſen Fortſetzung entſchloſſenen Mächte die Handlungen in Nimmegen keineswegs abgebrochen hatten, und Chriſtoph Bernhard genauer deren Gang zu verfolgen wünſchte, erhob er ſich nach dem an der weſtlichen Grenze des Hochſtiftes belegenen Ahaus. Dort unausgeſetzt mit den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigt, ließ er Befehle an ſeine Truppen in Schonen und an der Maas ergehen, ermahnte er zur Ausdauer den König von Dänemark, foderte er vom Kaiſer neue Anſtrengungen für die Vertheidigung von Moſel und Maas; die ungewohnte Anſtrengung im Cabinet wurde ihm bei ſeinem vorgerückten Alter beſchwerlich; er ſuchte ihre Folgen durch heftige Leibesübungen auszugleichen, und erkrankte darüber (12. Sept.), ohne in ſeiner Thätigkeit nachzulaſſen. Um ſo reißendere Fortſchritte machte das Übel, und in der Unerſchrockenheit, welche in allen Wechſelfällen ſeines Lebens dem Fürſten eigen geblieben, in der erbaulichſten Weiſe zugleich bereitete er ſich zum Tode. Er ſtarb zu Ahaus den 29. Sept. 1678, daß er demnach den Friedensſchluß vom 29. März 1679, laut deſſen alle auf der Schweden Koſten gemachten Eroberungen zurückgegeben werden mußten, nicht erlebte. Durch ſein Teſtament, vom 2. Juni 1678, wurde Haupterbe das Seminarium, ſeinem Nepoten vermachte er das einſt von Ludwig XIV. empfangene, koſtbare Crucifix, dann eine Schuldfoderung an das Hochſtift Speier; andere Legate, mehr oder minder reichlich, waren für den Papſt, für ſeine Nachfolger im Hochſtifte, für die Domkirche, für eine gute Anzahl anderer Kirchen ausgeſetzt. Von einer angenehmen Geſichtsbildung, eines feurigen Blickes, war Chriſtoph Bernhard nicht groß, aber wohlgebaut. Wie lebhaften Antheil er auch an den politiſchen Ereigniſſen ſeiner Zeit hat nehmen müſſen, niemals hat er über der weltlichen Thätigkeit die Pflichten eines Biſchofs verabſäumt, denn tiefe Religioſität bildete den Grundzug ſeines Charakters. Seiner Sitten Reinheit haben ſelbſt erbitterte Gegner gelobt. Heftig, doch im Mindeſten nicht rachgierig oder grauſam, wie aus der nachſichtigen Behandlung der Empörer zu Münſter zu erkennen, war er ein ungemein gütiger und freundlicher Gebieter. Seine Leiche wurde zu Münſter im Dome beſtattet. Mit ihm fuhr zu Grabe das Geſchlecht ſtreitbarer Biſchöfe, an welchen das Mittelalter in Teutſchland ſo beſonders reich geweſen; er verdient aber auch Erwähnung als der letzte jener, von dem 30jährigen Kriege herſtammenden, Feldherren, welchen die Kunſt eigen war, durch den Krieg den Krieg zu nähren, wo hingegen die unmittelbar auf ihn folgende, durch den großen Eugen idealiſirte Schule Geld und Geld und Geld als die drei Grundprincipien der Kriegskunſt betrachtete. Ohne Geld hat Galen eine Armee von 20,000 Mann zu ſchaffen und beizubehalten gewußt.

Des Fürſtbiſchofs jüngerer Bruder, Heinrich von Galen, auf Aſſen, Bisping, Römberg, Hundelinghof und Ottenſtein, Droſt zu Vechta, geb. 1609, war mit Anna Droſte von Viſchering in erſter, in anderer Ehe mit Anna Eliſabeth von der Reck zu Steinfurt verheirathet, und hatte von der erſten Frau, außer zwei Töchtern, den Sohn Franz Wilhelm, von der zweiten Frau 14 Kinder, dar-

Digitized by Google

unter Chriſtoph Heinrich, Ferdinand Benedict, Domherr zu Mainz und Münſter, Propſt und Archidiakonus zu Beckum, Johann Matthias, Domherr zu Osnabrück, und Ludger Heinrich, des Malteſerordens Ritter. Chriſtoph Heinrich, der älteſte Sohn der andern Ehe, reſignirte ſeine Dompräbenden zu Münſter und Osnabrück, um eine Stelle in dem Reichshofrathe einzunehmen, 1697. In des H. R. R. Grafenſtand erhoben, 1702, vermählte er ſich 1713 mit der Gräfin Maria Suſanna von Saurau; er fungirte 1728 als des Reichsvicekanzleramtes Verweſer, wurde in demſelben Jahre zu der Vicepräſidentſchaft des Reichshofrathes erhoben und ſtarb 1731. Seine kinderloſe Witwe verkaufte die Herrſchaft Tozzenbach, im Lande unter der Enns, V. O. W. W., an den Grafen von Trautmannsdorf, von dem ihr verſtorbener Herr die fragliche Beſitzung käuflich an ſich gebracht hatte. Des Grafen Chriſtoph Heinrich Halbbruder aus der erſten Ehe, Franz Wilhelm, war ſeinem Oheime, dem Fürſtbiſchofe, der Gegenſtand beſonderer Zuneigung. Dem Liebling zu Gute ſchuf Chriſtoph Bernhard das Erbkämmereramt des Hochſtiftes Münſter, mit welchem die Herrlichkeit des Kirchſpiels Enniger, in dem Amte Stromberg, verbunden ſein ſollte. Beſagtes Enniger hatte der Fürſtbiſchof gegen das aus ſeinen Mitteln erworbene und eigenthümlich beſeſſene Kirchſpiel Senden von dem Domcapitel eingetauſcht. Franz Wilhelm wurde Anfangs 1663 mit dem neuen Erbamte belehnt. Auch in anderer Weiſe hat der Oheim für ihn geſorgt, wie namentlich durch den Ankauf (1677) der bei Burg-Schwalbach, in der Wetterau, belegenen reichsritterſchaftlichen Beſitzungen Kettenbach, Daisbach, Nieder- und Oberhauſen, Erwerbungen, die vermuthlich aus dem Erlöſe der verkauften kurländiſchen Güter bezahlt worden ſind. Streitigkeiten mit dem Propſte zu St. Maurizien, als dem Archidiakon, verleideten dem Erbkämmerer den Beſitz von Enniger; er verzichtete auf denſelben 1677 und empfing als Entſchädigung dafür das Kirchſpiel Dinklage, nebſt der nach Lohne eingepfarrten Bauerſchaft Brokdorf; aber auch in dem neuen Beſitzthume fehlte es keineswegs an Streitigkeiten, namentlich mit Burgmännern und Ritterſchaft des Amtes Vechta. Zu des Vaters Lebzeiten, und das war noch 1694 der Fall, wiewol derſelbe das Droſtenamt Vechta an Franz Wilhelm abgetreten hatte, wurde dieſer als der freien Reichsherrſchaften Daisbach, Kettenbach, Nieder- und Oberhauſen, dann der Herrſchaften Dinklage, Galen, Niengrave, Heede, Burg u. ſ. w. Herr betitelt. Von den vielen Kindern ſeiner Ehe mit Urſula Helena von Plettenberg-Lehnhauſen wiſſen wir nur einen Sohn, Wilhelm Goswin Anton, auf Dinklage und Sithen, dieſes mit Maria Agnes von Kettler erheirathet, zu nennen. Wilhelm Ferdinand von Galen zu Dinklage wird 1761, Clemens Auguſt 1777—1794 als Droſt zu Vechta genannt. In den Grafenſtand wurde das Haus von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, bei Gelegenheit der Erbhuldigung zu Münſter 1804, erhoben. Der heutige Graf und Erbkämmerer, Matthias, geb. 1799, iſt mit Anna Maria von Kettler verheirathet, und dreier Söhne Vater, von denen der älteſte, Friedrich, geb. 1828, unlängſt das Seminarium bezogen hat, um ſich für den Empfang der Prieſterweihe vorzubereiten. Seines Vaters Bruder, Graf Ferdinand, geb. 1801, iſt als Diplomat und durch mehre Geſandtſchaften vortheilhaft bekannt. Die Einkünfte betragen zwiſchen 30 und 40,000 Thlr. Dinklage hat eine anſehnliche Burg, der Familie Lieblingsſitz, und ſteht ſeit 1803, ſammt den Gütern Harme und Norberding, unter oldenburgiſcher Hoheit. Auch Aſſen und Bisping ſind Beſitzungen von Belang. Von Kettenbach und Zugehör mußte bereits 1721 die eine Hälfte gegen Erſtattung des Kaufgeldes an Naſſau abgetreten werden, die andere Hälfte ſoll ſeit 1777 verkauft ſein. Das Wappen zeigt drei eckweiſe gerade aufgeſtellte rothe Klammern im goldenen Felde; in dem gevierten gräflichen Wappen füllen dieſe Klammern, als das Stammwappen, die Felder 1 und 4, in 2 und 3 deutet der goldene Kammerherrenſchlüſſel im ſilbernen Felde auf das Erbkämmereramt. (*v. Stramberg.*)

GALENIA. So nannte Linné zu Ehren des großen Arztes Claudius Galenus eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der achten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Aïzoïdeen (Ficoideen) der natürlichen Familie der Portulaceen. Char. Der Kelch ſehr klein, vierſpaltig, mit ablangen, gewölbten Fetzen; keine Corolle; die haarfeinen Staubfäden tragen Zwillingsantheren; die Griffel zurückgeſchlagen, mit einfachen Narben; die Kapſel faſt kugelig, zweifacherig, zweiſamig. Die vier Arten, welche hierher gehören, aber zum Theil noch zweifelhaft ſind, wachſen im ſüdlichen Afrika als Sträucher oder Halbſträucher mit fleiſchigen Blättern und kleinen unſcheinbaren Blüthen: 1) G. linearis *Thunberg* (G. africana *L.*, *Lamarck* ill. t. 314. Kali lignosum *Bocconi* mus. t. 110. Atriplex africana *Tilli* hort. pis. t. 15). 2) G. procumbens *L. fil.* 3) G. sialodes * (Sialodes glauca *Ecklon* et *Zeyher*, und 4) G. microphylla * (Aïzoon microphyllum *Bartling*. Kolleria herniarifolia *Presl*). (*A. Sprengel.*)

GALENUS (Claudius), nach Hippokrates der berühmteſte Arzt des Alterthums [1]). Während über das Leben ſeines großen Vorgängers nur ſehr ſpärliche und unſichere Nachrichten auf die Nachwelt gekommen ſind, iſt uns die Lebens- und Bildungsgeſchichte Galen's beſſer bekannt und zwar durch ihn ſelbſt. Eine von ihm verfaßte Biographie beſitzen wir leider nicht mehr [2]); doch da er bei jeder Gelegenheit von ſich zu ſprechen liebt, ſo findet man in ſeinen Schriften eine große Menge Notizen über ſein Leben und ſeine perſönlichen Verhältniſſe, aus deren Zuſammenſtellung ſich ein ziemlich vollſtändiges Bild derſelben gewinnen läßt. Jedem wird ſich dabei die Bemerkung aufdrängen, daß eine glückliche Conſtellation über dieſem Leben waltete, welches durch den Einklang des inneren Berufs und der äußeren Verhältniſſe als ein Muſter harmoniſcher Entwickelung und ſyſtematiſcher Bildung betrachtet werden darf. Galenus wurde im J. 131 n.

1) Alle Citate aus Galenus' Schriften beziehen ſich auf die Kühn'ſche Ausgabe; Theil und Seitenzahl ſind in Parentheſen eingeſchloſſen. 2) Unter dem Titel: *περὶ τῆς διαβολῆς, ἐν ᾧ καὶ περὶ τοῦ ἰδίου βίου*, erwähnt De libr. propr. c. 13 (XIX, 46).

Chr. in Pergamum, der einſt unter den Attaliden ſo blühenden, und durch ihre Bibliothek berühmten Stadt Kleinaſiens geboren. Sein Vater, der Geometer und Architekt Nikon, war ein wohlhabender und durch große Kenntniſſe in ſeinem Fache wie durch allgemeine und philoſophiſche Bildung ausgezeichneter Mann, deſſen er häufig und ſtets mit großer Verehrung als ſeines Vorbildes für das ganze Leben gedenkt[3]), während er von der jähzornigen Mutter kaum mehr als einmal ſpricht, hauptſächlich um die Milde und Weisheit des Vaters in noch hellerem Lichte erſcheinen zu laſſen[4]). Nicht blos die Einſicht des Vaters, ſondern auch höhere Einflüſſe ſollten bei der ſehr ſorgfältig geleiteten Erziehung des Sohnes wirkſam ſein. Denn durch Träume, die immer noch als göttliche Eingebungen angeſehen wurden, und auch unſerem großen Arzte dafür galten, wurde jener beſtimmt, ſeinen 15jährigen Sohn zuerſt der Philoſophie und zwei Jahre ſpäter der Medicin zur Ausbildung anzuvertrauen[5]). Auf dieſen ſyſtematiſchen Gang ſeiner Bildung und namentlich die mit großer Vorliebe betriebenen philoſophiſchen Studien legt Galenus ſelbſt großes Gewicht und erklärt daraus die Gründlichkeit ſeines Wiſſens. Als ſeine erſten Lehrer in der Philoſophie erwähnt er einen Stoiker, Schüler des Philopator, einen Peripatetiker und einen Epikuräer, deren Namen er nicht anführt, und den Platoniker Gajus, welchen Männern ihn ſein Vater erſt nach genauer Prüfung ihrer Lehren und ihres Wandels übergab[6]). Schon während dieſer frühen Studien entwickelte ſich ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit, indem er philoſophiſche Aufſätze und Commentare verfaßte, unter andern einen über die Syllogiſtik des Chryſippus, von welchen ohne ſein Wiſſen Abſchriften verbreitet wurden[7]). In der Medicin unterrichtete ihn zuerſt Satyros[8]), ein Schüler des damals ſehr berühmten Anatomen Quintus, ferner Ficianus, Stratonikus, ein Schüler des Hippokratikers Sabinus, Älianus Meccius, durch ſeine glückliche Anwendung des Theriaks berühmt, und der Empiriker Äſchrion[9]). Nach dem Tode ſeines Vaters begab er ſich, 21 Jahre alt, nach Smyrna, um hier den Pelops[10]) und den Platoniker Albinus[11]) zu hören, dann nach Korinth zum Numeſianus, einem Schüler des Quintus, und von hier auf Reiſen zu wiſſenſchaftlichen Zwecken[12]). Auf längere Zeit ließ er ſich dann in Alexandria nieder, in welcher Stadt immer noch durch die Stiftungen der Ptolemäer den Wiſſenſchaften ein Aſyl und eine Nachblüthe geſichert war. Hier beſchäftigte ihn vorzugsweiſe das Studium der Anatomie, wahrſcheinlich meiſtens an Thierleichen, und der Verkehr mit dem Anatomen Heraklianus[13]). In ſeinem 28. Lebensjahre (158 n. Chr.) kehrte er nach Pergamon zurück, wo ihm der wahrſcheinlich dem dortigen Asklepieion vorſtehende Oberprieſter der Stadt (ὁ κατὰ τὴν πόλιν ἡμων ἀρχιερεύς), welcher auch die jährlichen Kampfſpiele anzuordnen hatte, die Behandlung der Gladiatoren übertrug[14]). In dieſer Stellung, die für ihn eine Schule der Chirurgie wurde, blieb er fünf bis ſechs Jahre, und begab ſich dann, 34 Jahre alt, in die Weltſtadt Rom auf ein größeres Feld für ſeine Wirkſamkeit (164 n. Chr.)[15]). Nachdem er hier gleich im erſten Jahre eine von ihm ſehr genau beſchriebene Verrenkung des Oberarms erlitten hatte[16]), gelangte er bald zu Anſehen und Ruhm. Dieſen verdankte er hauptſächlich glücklichen Curen und Prognoſen, von welchen er viel zu rühmen weiß[17]), aber vielleicht mehr noch anatomiſchen Vorleſungen und Demonſtrationen vor angeſehenen Römern, deren er mehre, vor allen den Conſularen Boethus namhaft macht; wahrſcheinlich wurde er auch ſchon damals dem Marc-Aurel bekannt, den er ſpäter von einer durch unverdauliche Speiſe entſtandenen Dyspepſie heilte[18]), und für welchen er, nach dem Tode des kaiſerlichen Leibarztes Demetrius, den Theriak bereiten mußte, den der Kaiſer täglich zu ſich nahm[19]). Es konnte nicht fehlen, daß er durch dieſe Gunſt der Großen wie durch ſeine Überlegenheit an Geiſt und Gelehrſamkeit überhaupt den Neid und die Eiferſucht ſeiner römiſchen Collegen erregte; von der andern Seite reizte er ſie aber auch durch die wahrſcheinlich verdiente Herabwürdigung, die er ihnen reichlich durch Wort und Schrift angedeihen ließ[20]). Ihrer Anfeindungen überdrüſſig verließ er nach einem dreijährigen Aufenthalte Rom, wie es ſcheint in der Stille, um ſich allen Nachfragen und Nöthigungen zum Bleiben zu entziehen, und während er als Grund ſeiner Abweſenheit eine Reiſe nach Campanien vorſchützen ließ, hatte er ſich ſchon in Brunduſium nach Aſien eingeſchifft[21]). Daß er, wie man behauptet, aus Furcht vor der nahenden oder ausgebrochenen (Antoniniſchen) Peſt Rom verlaſſen[22]), iſt nicht erwieſen, aber ebenſo wenig die Annahme, daß er um die Krankheit in ſeiner Heimath zu behandeln, nach Aſien geeilt ſei[23]). Er eilte vielmehr ſo wenig, daß er, auf dieſer Heimreiſe mehre Länder beſuchte, um berühmte Arzneiſtoffe an Ort und Stelle kennen zu lernen, namentlich Cypern, aus deſſen Kupferbergwerken er mehre Erzeugniſſe mit ſich nahm[24]), Cöleſyrien und Paläſtina, um der Erdharze und der Balſampflanze willen u. ſ. w.[25]). Kaum war

3) z. B. De prob. prav. aliment. succ. c. 1 (VI, 755). 4) De dignosc. anim. morb. c. 8 (V, 40). 5) De meth. med. IX. c. 4 (X, 609); de ord. libr. suor. ad Eugen. (XIX, 59); comment. III. in *Hippocr.* de humor. (XVI, 223.) 6) De dignosc. anim. morb. l. c. 7) De libr. propr. c. 11 (XIX, 43). 8) De anatom. administr. I. c. 2 (II, 224); comment. in *Hippocr.* de humor. XXXIV (XVI, 484). 9) De atrabile c. 4 (V, 119); de theriac. ad Pamphil. (XIV, 299); de simpl. med. temp. et facult. XI. c. 24 (XII, 356). 10) De anat. administr. I. c. 1; de Hippocr. et Plat. decret. VI. c. 3 (V, 527). 11) De libr. propr. c. 2 (XIX, 16). 12) Dieſer und ſpäterer Reiſen gedenkt er häufig, namentlich de simpl. med. facult. IX. 1 (XII, 171); de comp. med. p. gen. III. c. 2 (XIII, 582); comment. in *Hippocr.* de vict. acut. text. VIII (XV, 648).

13) Comment. II. in *Hippocr.* de nat. hom. VI. (XV, 136.) 14) Comment. III. in *Hippocr.* de fractur. 21 (XVIII b, 567); de comp. med. sec. gen. III, 2 (XIII, 599). 15) De anat. administr. I. c. 1 (II, 215); de praenot. ad Posthum. c. 2 (XIV, 613). 16) Comment. in *Hippocr.* de artic. I. text. 61 (XVIII a, 401). 17) In der ganzen Schrift de loc. affect. u. a. 18) De praenot ad Posth. c. 11 (XIV, 657). 19) De antidot. I, 1 (XIV, 4). 20) Vorzüglich in den Büchern de libr. propr. und de praenot. ad Posthum. (XIV, 625). 21) De praenot. ad Posthum. c. 9 (XIV, 648). 22) *Hecker*, De peste Antonin. p. 16. 23) Roſenbaum, Allgem. Lit.-Zeit. 1836. Ergänz.-Bl. 45. S. 359. 24) De antidot. I, 2 (XIV, 7). 25) De simpl. med. facult. IX. c. 2 (XII, 171).

Digitized by Google

er ein Jahr in der Heimath, als ihn die Kaiſer Marc. Aurelius und Lucius Verus, welche damals in Aquileja mit Rüſtungen zum Feldzuge gegen mehre teutſche Völker beſchäftigt waren, zurückberiefen [26]). Er folgte dieſem Rufe, wie er ſagt, nothgedrungen (ἐξ ἀνάγκης), und trat in der Hoffnung, ſich bald los zu machen, nun ſeine zweite Reiſe nach Rom an, wanderte aber auf dem Wege dahin zu Fuß durch Thracien und Macedonien, beſuchte der Siegelerde wegen die Inſel Lemnos, und traf in Aquileja die Kaiſer, aber auch die Peſt [27]). Die Kaiſer, von welchen L. Verus unterwegs ſtarb, flohen vor derſelben nach Rom, wohin auch Galenus ihnen folgte (i. J. 170). Hier ſuchte ihn Marc-Aurel zu beſtimmen, auf dem Feldzuge nach Teutſchland ihn zu begleiten, aber gewarnt durch einen Traum, welchen ihm Asklepios, „der Gott ſeiner Vaterſtadt" geſendet, lehnte er das Anerbieten ſeines kaiſerlichen Gönners ab, und blieb als Leibarzt des jungen Commodus in Rom. In glücklicher Muße lebend ſchrieb er hier mehre ſeiner bedeutendſten Werke [28]), von denen aber ein großer Theil nebſt vielen andern ihm werthen und koſtbaren Gegenſtänden bei dem Brande des Friedenstempels, welcher auch die ganze palatiniſche Bibliothek zerſtörte, unter der Regierung des Commodus zu Grunde ging [29]). Wie lange er in Rom blieb, bis er wieder in ſeine Heimath zurückkehrte, wenn dieſes überhaupt der Fall war, iſt ebenſo unbeſtimmt als das Jahr ſeines Todes und hat unter den Gelehrten mancherlei Controverſen veranlaßt [30]). Gewiß iſt es, daß er unter den Kaiſern Pertinax und Septimius Severus, für welchen er noch Theriak anfertigte, ſich noch in Rom befand und in den erſten Jahren des dritten Jahrhunderts (203?) ſtarb, wahrſcheinlich über 70 Jahre alt. Manche haben ihm, wol nur um ſeine Kunſt zu ehren, ein viel höheres Alter beigelegt, wie man auch eine vollkommene Geſundheit ſprüchwörtlich als eine Galeniſche bezeichnete. Später wurde überhaupt ſeine Lebensgeſchichte mit vielen Fabeln ausgeſchmückt, vorzüglich durch die Araber und Arabiſten, welche auf den Gegenſtand ihrer höchſten Bewunderung viel Wunderbares und Unglaubliches übertrugen. Jedenfalls wurde die hohe ihm ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen gezollte Anerkennung beiweitem übertroffen durch die Verehrung, um nicht zu ſagen Vergötterung, welche der große Arzt bei der Nachwelt, zumal im Mittelalter, fand.

Das Leben Galenus' fällt in die Zeit, als die römiſche Weltherrſchaft noch in ihrer größten Ausdehnung beſtand und unter dem milden Scepter der Antonine das koloſſale Reich ſich eines glücklichen und geſicherten Zuſtandes zu erfreuen ſchien. Aus den reichen Hilfsquellen des Staates hatten ſich Wohlſtand und Luxus überall verbreitet, aber Zucht und Sitte waren bereits in tiefer Verderbniß, die Religion dem Aber- und Unglauben verfallen und die geiſtige Schwungkraft gelähmt, deren der Genius der Wiſſenſchaft und Kunſt zu ſeinen Schöpfungen bedarf. In dieſer den Wiſſenſchaften und namentlich der unbefangenen Naturbetrachtung abholden Zeit erſchien Galenus, groß für alle Zeiten und nicht blos in dem von ihm zunächſt bearbeiteten Felde, ſondern auch über die entlegenern Gebiete des Wiſſens das Licht ſeines Geiſtes ergießend. Mit Recht hat daher einer der competenteſten Richter unſerer Tage den Ausſpruch gethan, daß Galenus, wenn auch nicht als ſpeculativer Denker, ſo doch als Naturforſcher, ſehr nahe neben Ariſtoteles und meiſtens über ihn zu ſtellen ſei [31]). Wiewol die Zeit auch ſeine Schriften nicht verſchont hat und ſchon während ſeines Lebens ein großer Theil derſelben, vielleicht der wichtigſten, bei dem Brande des Friedenstempels zerſtört wurde, ſo beſitzen wir doch genug, um den Reichthum und die Fruchtbarkeit dieſes außerordentlichen Geiſtes zu bewundern. Seine literariſche Thätigkeit wurde keineswegs von der Medicin allein erſchöpft, obgleich für ſeine Arbeiten in derſelben ein Menſchenleben beinahe zu kurz erſcheint, ſondern auch von andern Wiſſenſchaften, namentlich von der Philoſophie und Philologie, in Anſpruch genommen, doch kennen wir von ſeinen 117 nicht mediciniſchen Schriften leider nur das Verzeichniß ihrer Titel, welches er in dem Buche de libris propriis uns hinterlaſſen hat. Aber auch die uns erhaltenen Werke ſind reich an philoſophiſchen, grammatiſchen und hiſtoriſchen Mittheilungen, ſelbſt an metriſchen, nur hier vorkommenden Fragmenten und darum nicht blos für den Arzt, ſondern auch für den Philoſophen, den Sprach- und Geſchichtsforſcher von hoher Bedeutung und Wichtigkeit. Die ſeltene Productivität und Schreibſeligkeit ihres Verfaſſers macht es indeſſen auch erklärlich, wenn die Form in dieſen Werken häufig vernachläſſigt und nichts weniger als claſſiſch erſcheint. Hierbei kommt aber in Betracht, daß Galenus, von Jugend auf gewöhnt, alles ihm Intereſſante ſchnell zu notiren, immer nur die Sache und nicht deren Einkleidung im Auge hatte; daß er ſehr vieles auf Bitten von Freunden niederſchrieb, die ein Andenken an ſeine Vorträge und Demonſtrationen zu behalten und namentlich als Vademecum auf Reiſen mit ſich zu führen wünſchten, oder daß er auch für ſeine Schüler, oft ohne Überſchrift, flüchtig und eilig entwarf, was ihm oft ſpäter mit Entſtellungen, Mängeln und Lücken wieder in die Hände gerieth und nun verbeſſert oder gar umgearbeitet werden ſollte [32]). Aber allerdings ſind auch die Werke ſeiner reiferen Jahre und ſpäteren Muße, welche er mit Platon redend εἰς τὸ τῆς λήθης γῆρας verfaßte, in ihrer Form nicht tadellos, ſondern alle mehr oder weniger mit dem Gepräge einer Zeit verſehen, in welcher wie in den bildenden, ſo auch in den Redekünſten die künſtleriſche Form nicht mehr durch die ungeſchwächte Kraft des griechiſch-römiſchen Geiſtes bedingt war. Daher auch bei Galenus, ſtatt antiker Würde und Gedankenfülle in den Schranken der äſthetiſchen Norm, ſo häufig jene überfluthende Breite und Weitſchweifigkeit; daher die läſtigen

26) De libr. propr. c. 2 (XIX, 17). 27) Ibid. 28) De praenot. ad Posthum. c. 9 (XIV, 650). 29) De comp. medicam. sec. gen. I. c. 1 (XIII, 362). De antidot. I. c. 13 (XIV, 66). 30) *J. C. G. Ackermann*, Historia literar. Galeni in *Fabricii* Bibl. Graec. T. V. p. 383 sqq., oder in *Gal.* Opp. *Kühn* I. p. XXXI sqq.

31) *Cuvier*, Hist. d. scienc. naturell. I, 328. 32) Comment. III. in *Hippocr.* libr. III. de morb. popular. (XVII a, 576) Meth. med. VII. c. 1 (X, 456).

Digitized by Google

Wiederholungen und ermüdenden, öden Wortſtrecken ohne ſonderlichen Inhalt; daher die unruhige Bewegtheit der Kritik und Polemik ſtatt der plaſtiſchen Ruhe und edlen Einfalt des Hippokrates; daher das Wohlgefallen an dialektiſchen Spitzfindigkeiten und unfruchtbaren Wortklaubereien, grade wie auch in den bildenden Künſten ſeit jener Zeit das Überladene, Gehäufte und die geſuchte Eleganz zur Geltung kam. Aller dieſer meiſt formalen Fehler ungeachtet erkennen wir in dieſen Werken einen der ausgezeichnetſten Geiſter des ganzen Alterthums, welcher, an deſſen äußerſter Grenze ſtehend, ſchon die Anſchauungen und Denkweiſen der neueren Zeit in ſich aufnahm, während er zugleich alle von der Vergangenheit bis auf ſeine Tage geſammelten Schätze des Wiſſens mit römiſcher Energie als ſein Eigenthum umfaßte. Aber nicht blos durch Geiſt und Gelehrſamkeit, auch als Menſch ſcheint er eine hohe Stellung unter ſeinen Zeit- und Kunſtgenoſſen eingenommen zu haben. In religiöſen Dingen bekannte er ſich, wiewol von Aberglauben nicht frei, zu einem philoſophiſchen Deismus, von deſſen Standpunkte aus er die Religion der Juden und Chriſten verwarf. Wenn er daher von unerweislichen Dogmen ſpricht, ſo vergleicht er ſie gern mit den von Moſes und Chriſtus vorgetragenen Glaubenslehren[33]), welche er wol nicht höher anſchlug als die meiſten anderen Philoſopheme und Ausgeburten morgenländiſcher Schwärmerei, von welchen Rom damals heimgeſucht war. An dem moraliſchen Charakter des großen Arztes iſt kaum zu zweifeln, wenngleich man ihm nicht ſo viele edle Züge nacherzählt oder angedichtet hat wie dem Hippokrates. Unter ſeinen Tugenden ſcheint die Uneigennützigkeit hervorhebenswerth, denn wiewol er zuweilen der von Kranken erhaltenen Belohnung gedenkt[34]), ſo zeigt ſich doch nirgends eine Spur von Gewinnſucht; auch für ſeine Schriften ſcheint er kein Honorar genommen zu haben[35]). Nicht unerwähnt endlich darf auch eine ſeiner ſich unverhohlen kund gebenden Schwächen bleiben, jene unbegrenzte Ruhmredigkeit, welcher man in allen ſeinen Schriften begegnet. Sein wohlbegründetes Selbſtgefühl verleitete ihn oft zu dünkelhafter Überſchätzung und zu Verachtung ſeiner ärztlichen Vorgänger und Zeitgenoſſen, mit alleiniger Ausnahme des Hippokrates, und nöthigt uns ſelbſt ein Lächeln ab, wenn er z. B. ſeine Verdienſte um die Medicin, denen des Kaiſers Trajanus um das römiſche Reich an die Seite ſtellt[36]). Und doch behauptet er von aller Eitelkeit frei zu ſein und nur nach Wahrheit und Wiſſenſchaft, aber nie nach Anerkennung und Ruhm bei der Menge geſtrebt zu haben[37]).

Die Medicin zu den Zeiten des Galenus bot einen Tummelplatz der verſchiedenſten Schulen und Sekten dar, die alle mehr oder weniger der Natur entfremdet waren. Dogmatiker, Empiriker, Methodiker, Pneumatiker, Epiſynthetiker bewegten ſich im bunteſten Treiben mit ſolchen Ärzten umher, die einem großen Vorgänger zu Ehren ſich Praxagoreer, Herophileer, Eraſiſtrateer ꝛc. nannten. Galenus, der in den Anhängern dieſer Sekten nur Sklaven ſah[38]) und die Zerriſſenheit der Medicin wie die Haltloſigkeit ihrer Lehren tief erkannte, mußte früh von der Nothwendigkeit überzeugt werden, daß dieſer Augiasſtall einer Reinigung und die Medicin eines neuen Aufbaues bedürfe. Dies konnte nur vollbracht werden durch eine gründliche Umarbeitung ihrer einzelnen Disciplinen, durch Ausmerzung aller in ſie eingedrungenen Hirngeſpinnſte und durch die Zurückleitung der Ärzte aus den Irrgängen der Schule zu dem reinen Borne der Natur. Um dieſe Rieſenarbeit zu vollbringen, zu welcher er den Beruf in ſich erkannt hatte, war nun Galenus eifrig bemüht, den Geiſt des Mannes wieder herauf zu beſchwören, der die Medicin zuerſt auf die Bahn der Natur und Erfahrung geleitet hatte; Hippokrates, für welchen er die unbegrenzteſte Verehrung hegte, ſollte nicht länger eine halbverſchollene Autorität, ſondern ein lebendiger Führer der Ärzte ſein. Von der andern Seite ſollte aber auch die Philoſophie mit ihrer Fackel der Medicin voranleuchten und das Material derſelben verklären, und für dieſen Dienſt nahm er beſonders die Dogmen des von ihm über alles geſchätzten Platon in Anſpruch. Obgleich urſprünglich ein Anhänger des Ariſtoteles und in der Schule der Peripatetiker zur Speculation gebildet, hielt er doch auch Platon, vorzüglich in Allem, was ſich auf Anthropologie und Pſychologie bezog, für ſeinen Meiſter[39]). Die Lehren des Hippokrates und Platon mit einander zu verſchmelzen, ſchien ihm eine Hauptaufgabe, die er an vielen Stellen ſeiner Werke und außerdem in einer beſondern Schrift zu löſen verſucht hat[40]). Doch konnte das Ziel dieſer Beſtrebungen, wie es urſprünglich ihm vorgeſchwebt haben mag, nicht erreicht werden. Sein eigner, methodiſch gebildeter, ganz vom Verſtande beherrſchter und mit den Wiſſensſchätzen aller Zeiten bereicherter Geiſt mußte den Hippokrates meiſtens weit hinter ſich erblicken und ſich über den alten Koer hinausgehoben fühlen, deſſen reiner, einfacher Naturſinn mit der Gelehrſamkeit und Dialektik des pergameniſchen Arztes in geradem Widerſpruche ſteht. Darum vermißt er am Hippokrates bald Klarheit, bald richtige Einſicht, bald Methode, und indem er unabläſſig zu beſſern, zu ändern und nachzutragen hat, wird das geprieſene Vorbild völlig galeniſirt. Eben die Philoſophie, in deren heterogenſte Lehren Galenus eingeſchult war, oder vielmehr die dialektiſche Richtung, die er ihr abgewonnen, verleitete ihn zur Annahme und Verfechtung von theoretiſchen Anſichten und Hypotheſen, die mit Sophismen gegen die Wahrheit der Natur ſich behaupteten, und ließ ihn, der keiner Sekte angehören wollte, nur zu oft in die Extravaganzen ſtreit-

33) De different. puls. II, 4. V, 4 (VIII, 579. 637); de usu part. XI, 14 (III, 905). 34) z. B. für die Herſtellung der Gemahlin des Boethus (de praenot. ad Epigen. XIV, 647). 35) Nach einem arabiſchen Gewährsmanne (Mohammed Ben Caſſem in *Herbelot*, Biblioth. orient. II. p. 126) erklärte ſich dieſe Uneigennützigkeit Galen's aus ſeinem großen, vom Vater ererbten, Vermögen; ſie hatte vorzüglich dazu beigetragen, ihm den Neid und Haß der römiſchen Ärzte zuzuziehen. 36) Meth. med. IX, 8 (X, 632). 37) Ibid. VII, 1 (457).

38) De libr. propr. (XIX, 13). 39) Sprengel, Briefe über Galen's philoſophiſches Syſtem in ſ. Beitr. zur Geſchichte der Medic. 1. Bd. 1. St. S. 117. *Daremberg*, Essai sur Galien considéré comme philosophe. Extr. de la Gazette méd. de Paris, 1848. 40) De placitis Hippocratis et Platonis libb. IX. (V, 181.)

Digitized by Google

ſüchtiger Dogmatiker verfallen. Iſt es ihm aber auch nicht gelungen, Empirie und Speculation immer gleichmäßig zu verbinden und auf die vollſtändige Harmonie beider ſein Syſtem der Medicin zu bauen, ſo hat er doch in dieſem ein Werk von ſolcher Lebensenergie geſchaffen, daß daſſelbe beinahe 15 Jahrhunderte in den Schulen der Ärzte die Alleinherrſchaft behauptet hat. Wenigſtens war dies Syſtem keine eklektiſche Muſivarbeit, ſondern aus einem Guſſe, in ſich abgerundet, conſequent, reich wie keines bisher an tief in der Natur begründeten Thatſachen und neuen Entdeckungen, und blendend durch den philoſophiſchen Glanz, welcher darüber verbreitet war. Die Medicin gewann dadurch eine feſte, ſelbſtändige Form, das elende Treiben und Schulgeſchwätz der Sekten hörte auf, die Nachbeterei geiſtloſer und naturwidriger Lehren wich der Dictatur eines über ſeine Wiſſenſchaft gebietenden Geiſtes, und nie ſah ein ſolcher ſeine Autorität zu einer ſo unbeſchränkten Herrſchaft berufen wie Galenus.

Um nun ſeine Verdienſte um die Medicin etwas näher zu beleuchten, wenden wir uns zuerſt an die Anatomie und Phyſiologie, deren Studium er ſein ganzes Leben hindurch mit großer Vorliebe betrieb. Hier erſcheinen ſeine Leiſtungen wahrhaft großartig und bewundernswürdig, wenn man bedenkt, mit welchen großen Schwierigkeiten dieſes Studium damals verknüpft war. Selbſt in Alexandrien waren Leichenöffnungen nicht mehr üblich; nur die Knochenlehre konnte dort beſſer als anderswo, wahrſcheinlich an alten Präparaten, erlernt werden[41]). Alle Autopſie beſchränkte ſich auf dasjenige, was der Zufall etwa an Knochen oder Leichen den Blicken darbot, und ſolche Gelegenheit empfahl und benutzte Galenus ſelbſt, als er einſt einen vom Fluſſe ausgeworfenen Leichnam fand, an welchem alles bis auf das Skelet zerſtört war, und ein anderes Mal ihm das Gerippe eines unbegrabenen Räubers aufſtieß, den die Vögel (*ὡς εἰς διδασκαλίαν*) ſkeletirt hatten[42]). Zuweilen konnten die Leichen ausgeſetzter Kinder benutzt werden, und bot ſich einmal eine ſo erwünſchte Gelegenheit für menſchliche Anatomie dar, wie im teutſchen Kriege, ſo lernte die Unwiſſenheit der Ärzte, wie Galenus klagt, aus den „Barbarenleichen" eben nichts mehr, als was die Köche längſt wußten[43]). Galenus gibt daher den Rath, ſich an die Zergliederung der dem Menſchen im Bau ähnlichſten Affenarten zu halten und dann die ſtructurverwandten Säugethiere folgen zu laſſen. Von ſeinen anatomiſchen Schriften iſt zwar vieles verſchwunden, aber auch vieles noch erhalten, und glücklicherweiſe befindet ſich darunter der größte Theil ſeines Hauptwerkes *περὶ ἀνατομικῶν ἐγχειρήσεων*[44]). In den erſten fünf Büchern deſſelben handelt er von den Muskeln, von welchen er kurze, aber deutliche Beſchreibungen gibt. Leicht erkennt man, daß dieſe nach Affen entworfen ſind, zumal ſobald es Muskeln betrifft, deren Structur beim Affen und Menſchen eine verſchiedene iſt. Dieſelbe Bemerkung läßt ſich auch häufig bei ſeiner Beſchreibung der Knochen machen, wo er offenbar in vielen Fällen Affenknochen vor Augen hatte. Das ſechste Buch beſchäftigt ſich mit den Verdauungsorganen, die er bei den Affen, Pferden, Bären und Wiederkäuern beſchreibt, und es dabei auch an ſehr richtigen Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie nicht fehlen läßt. Namentlich beſchreibt er die Schneidezähne ſehr genau und beſtätigt hier die ſchon von Ariſtoteles gemachte Beobachtung, daß alle Thiere ohne Schneidezähne im Oberkiefer mehr als einen Magen beſitzen[45]). Im ſiebenten Buche, welches von den Athmungsorganen handelt, ſucht er auf alle Weiſe zu zeigen, daß das Herz kein Muskel ſei, und diejenigen zu widerlegen, welche (ganz richtig) die muskulöſe Beſchaffenheit des Herzens annahmen. Ebendaſelbſt erzählt er uns, wie er bei der Zerlegung eines in Rom getödteten Elephanten vorausgeſagt, daß man ein doppeltes Herz finden werde, während alle übrigen Ärzte, geſtützt auf eine Meinung des Ariſtoteles, ein Herz mit drei Kammern erwarteten. Auch die Gallenblaſe, die man bisher dem Elephanten abgeſprochen hatte, wies er ihnen zuerſt nach[46]). Im achten Buche lernen wir vorzugsweiſe ſeine Geſchicklichkeit im Experimentiren bewundern, mit welcher er namentlich den Antheil der Nerven an der Muskelbewegung bei Thieren unterſuchte. Ausgezeichnet muß man die Verſuche nennen, durch welche er den Einfluß der zurücklaufenden Nerven auf die Stimme erforſchte, und darthat, daß nach Unterbindung oder Durchſchneidung des einen Nerven die Stimme abnimmt, nach Unterbindung beider erliſcht. Auch die Anbohrung des Thorax und ſelbſt die Wegnahme der Rippen ohne Verletzung der Pleura ſchien ihm bei ſeinen Verſuchen geläufig, welche Operation ſelbſt unſere heutige Chirurgie noch zu den ſchwierigſten und gefahrvollſten rechnen wird. Das neunte Buch handelt vom Gehirn und Rückenmark und zeigt, daß er auch von dieſen Organen, wie überhaupt von den Nerven, eine bedeutende Kenntniß beſaß. Der nach Sylvius benannte Aquäduct verdiente ſeinen Namen zu führen, da er ihn zuerſt beſchrieben hat[47]).

Die Phyſiologie des Galenus lernen wir vorzüglich aus den 17 Büchern ſeines Hauptwerkes *περὶ χρείας τῶν ἐν ἀνθρώπου σώματι μορίων* kennen, welches in ſeiner Art vielleicht zu den vollkommenſten Werken des ganzen Alterthums gerechnet werden darf[48]). Es enthält die vollſtändigſte Durchführung des teleologiſchen Princips, indem es nachzuweiſen ſucht, daß jeder Theil des Körpers nach dem Plane einer höheren Intelligenz und ſeinem Zwecke durchaus entſprechend gebildet iſt. Darum iſt es auch wahr-

41) De anatom. administr. I, 2 (II, 220). 42) Ibid. 221. 43) Ibid. III, 5 (385); de comp. medic. sec. gen. III, 2 (XIII, 604). 44) De anatomicis administrationibus libb. IX. Die noch fehlenden ſechs Bücher ſind neuerdings in einer arabiſchen handſchriftlichen Überſetzung des ganzen Werkes von Honein Ben Iſhak in der Bodleiana, mit deren Herausgabe Dr. Greenhill in Oxford ſeit längerer Zeit beſchäftigt iſt, aufgefunden worden; ſ. The London Med. Gazette, 1844, Dec. p. 329. *Daremberg*, Resumé d'un voyage médico-littéraire en Angleterre. (Par. 1848.)

45) De anat. admin. VI, 3 (II, 544). 46) Ibid. c. 8 (569). 47) De anatom. admin. IX, 4 (II, 728). — Zu den anatomiſchen Schriften gehören noch: De ossibus ad tirones (II, 732). — De nervorum dissectione (II, 831). — De musculorum dissectione (XVIII b, 926). — De uteri dissectione (II, 887). — De venarum arteriarumque dissectione (II, 779). Auch in andern Schriften, namentlich de locis affectis, kommt viel Anatomiſches vor. 48) De usu partium corporis humani libb. XVII. (III und IV.)

Digitized by Google

haft von religiöſer Wärme durchdrungen; in einer claſſiſch gewordenen Stelle nennt es Galenus ſelber einen Hymnus auf die Gottheit[49]), wie er daſſelbe an einem andern Orte für die Grundlage und den Anfang aller Theologie erklärt[50]). Als erſtes Beiſpiel für die Richtigkeit ſeiner Anſicht wählt er die Menſchenhand, in deren kunſtvollem und planmäßigem Bau er den Vorrang des Menſchen nachweiſt, dem die Hand als ein Werkzeug der Vernunft, nicht als ein Mittel zu Erlangung derſelben, verliehen wurde, welche letztere Anſicht von Anaxagoras aufgeſtellt worden war[51]). Ähnliche Betrachtungen ſtellt er über den Fuß an, welcher wie bei keinem andern Thiere und ſo gebildet iſt, daß er dem Menſchen bei ſeiner aufrechten Stellung eine ſichere Baſis gewährt[52]). Das ſechste Buch enthält eine ſehr genaue Beſchreibung des Herzens. Galenus kennt die Klappen, die Kranzgefäße und die Öffnung ſehr genau, welche, da er ſie zuerſt kennen lehrte, nach ſeinem und nicht nach Botalli's Namen hätte benannt werden ſollen. Aber er irrt in der Lage des Herzens, welches er in die Mitte der Bruſt verſetzt[53]), wie er es oft bei Thieren geſehen; er irrt in der Annahme, daß die Lungenarterie dem Herzen ſeine Nahrungsflüſſigkeit und die Lungenvenen ihm Luft und Pneuma zuführen, ohne welche Mängel der Beobachtung oder theoretiſchen Vorurtheile er der Entdeckung des wahren Blutkreislaufes ziemlich nahe war[54]), und um ſo mehr, da er gegen die bisherige Annahme erkannt hatte, daß die Arterien während des Lebens Blut enthalten und ihre Pulſe mit dem Schlage des Herzens gleichzeitig ſind. Seine Theorie des Athmens, die er im ſiebenten Buche und in einer eigenen Schrift erläutert[55]), iſt mehr oder weniger noch die des ganzen Alterthums. Die Lungen galten für ein Abkühlungsorgan des Herzens, die eingeathmete Luft für ein Erfriſchungsmittel des Blutes, welches beim Ausathmen alles Schädliche und Rußartige (αἰθαλῶδες) von ſich gibt. Auch vergleicht Galenus das Athmen mit einer Art Verbrennung, die zur Erhaltung der thieriſchen Wärme dient, und wie eine Lampe Luft und Öl zum Brennen braucht, ſo ſei im lebenden Körper das Herz dem Dochte, das Blut dem Öle und die Lunge dem Luftweſen vergleichbar. Das achte und neunte Buch beweiſen abermals die großen Kenntniſſe, welche Galenus vom Gehirn und den Nerven beſaß. Er kannte genau die vom Athmen abhängige Bewegung des Gehirns, wenn gleich er ſie irrthümlich von einer gewiſſen in die Hirnhöhlen aufgenommenen Menge Luft herleitet; er gibt die erſte genaue Beſchreibung von den Sehhügeln und von den Hirnhäuten, und wenn er das Rete mirabile, welches ſich nur bei Thieren findet, dem Menſchen zuſchreibt, ſo beweiſt dies wieder nur, daß er ſeine Studien nicht an Menſchenleichen gemacht hat. Alle Nerven der Empfindung leitet er übrigens vom Gehirne, die bewegenden Nerven vom Rückenmarke her. Das Auge, welches er im zehnten Buche ſehr gut, doch offenbar an einem Schafe beſchreibt, kommt ſeinen teleologiſchen Anſichten vorzüglich zu Statten. Ebenſo zeigt er im zwölften Buche an der Art und Weiſe, wie der Kopf mit dem Rumpfe verbunden iſt, daß dieſe Articulation die zweckmäßigſte für den Menſchen und nach dem Plane einer höheren Weisheit (προνοητικὴ φύσις) gebildet ſei. An ſolchen Betrachtungen reich iſt auch das letzte Buch, in welchem er noch den Nutzen und die Wichtigkeit des ganzen Werkes hervorhebt.

Die Belebung und Beſeelung des Menſchenleibes hatte Galenus an eine Vielheit von Kräften vertheilt, die unter der Herrſchaft des Pneuma ſtehen, deſſelben halb körperlichen, halb geiſtigen luftig-ätheriſchen Weſens, welches, vorzüglich durch die Stoiker eingeführt, ſchon lange den Ärzten und namentlich den Pneumatikern als höchſtes dynamiſches Princip gegolten hatte. Er erkannte dreierlei Kräfte an: natürliche Kräfte in der Leber, Lebenskräfte im Herzen und thieriſche im Gehirn, die in dieſen ihren Hauptſitzen durch ein hier einheimiſches Pneuma beſeelt werden. Die natürlichen Kräfte[56]), die er als anziehende (ἑλκτικὴ, ἀλλοιωτικὴ), abſondernde (ἀποκριτικὴ), anhaltende (καθεκτικὴ) und austreibende (προωστικὴ) unterſcheidet, liegen den Verrichtungen der Zeugung, Ernährung und des Wachsthums zu Grunde; ſie ſtehen unter der Herrſchaft eines in den Adern umlaufenden Naturgeiſtes (πνεῦμα φυσικὸν) und haben ihr Centralorgan in der Leber[57]), wo die Venen entſpringen, das Blut bereitet[58]) und die Nahrung durch den ganzen Körper verſendet wird. Die Lebenskräfte haben ihren Sitz im Herzen, und werden durch den Lebensgeiſt (πν. ζωτικὸν) genährt, welchen beim Athmen die Lungen aus der Luft aufnehmen und dem Blute mittheilen. Ebenfalls durch das Athmen wie durch das Anziehen geiſtiger Luftbeſtandtheile mittels der Siebplatte erhält das Pneuma in den Gehirnhölen oder der Seelengeiſt (πν. ψυχικὸν), ſeine Nahrung[59]), durch welchen Geiſt Subſtanz gewinnend, oder mit ihm als ihrem Organe verbunden, die Seele im menſchlichen Leibe waltet und die Sinnesverrichtungen vor ſich gehen. Wie keiner vor ihm beſchäftigte ſich Galenus mit dem Verhältniß und den Beziehungen der Seele zum Leibe, wobei er ganz im Sinne ſeiner Zeit dem Leibe einen bedeutenden Vorrang einräumte, der ihm auch die Seele in Bedingtheit und Abhängigkeit von körperlichen Zuſtänden und deshalb als ein Veränderliches und Wandelbares erſcheinen ließ; er hat dieſem Gegenſtande auch eine beſondere Schrift gewidmet[60]). So finden wir in dieſen Lehren die Entwickelung des Lebens in den Formen der Bildung, Bewegung und Empfindung (vegetatives, irritabeles und ſenſitives Leben) ſchon aufgefaßt, wir finden den Antheil der Pſyche an den Lebensvorgängen vielſeitig erwogen, aber in der Vielheit der Principien und Kräfte das monarchiſche Lebensprincip noch nicht deutlich anerkannt, und das Leben ſelbſt in ſeiner organiſchen, die Stoffe

49) De usu part. III, 10 (III, 237). 50) Ibid. XVII, 1 (IV, 360). 51) Ibid. I, 3 (III, 5). 52) Ibid. III, 6 (III, 193). 53) Ibid. VI, 2 (III, 415). Comment. II. in *Hippocr.* libr. VI. Epidemior. art. 48 (XVII a, 1004). 54) *Hecker*, Sphygmologiae Galenicae specimen. (Berolin. 1817.) 55) De usu respirationis (IV, 470).

56) De loc. affect. V. c. 8 (VIII, 367). 57) Comment. III. in *Hippocr.* de aliment. XXV (XV, 362). 58) Ibid. II. art. 3 (238). 59) De usu respirat. c. 5 (IV, 502). 60) Quod animi mores corporis temperamenta sequantur (IV, 767).

Digitized by Google

beherrſchenden und ſich individuell entwickelnden Energie noch nicht zur klaren Auffaſſung gebracht.

Neben den Kräften nahm Galenus aber auch die alte Lehre von den Elementen in Anſpruch, um ſeine phyſiologiſchen Anſichten zu begründen. Hier folgte er dem Hippokrates und Ariſtoteles[61]), doch galten ihm Feuer, Waſſer, Erde und Luft nicht für die urſprünglichen und wahren Elemente, welche als urweſentlich den Sinnen entzogen ſind. Sie bilden die erſten Qualitäten der Dinge; durch ihre Miſchung (κρᾶσις) entſtehen die zweiten Qualitäten, welche ſinnlich wahrnehmbar ſind. Keine Elementarqualität kommt an den Dingen rein und unvermiſcht, ſondern immer mit den übrigen verbunden vor, nur bald die eine oder die andere vorherrſchend und dadurch Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit u. ſ. w. bedingend. Den Elementen entſprechen die bekannten vier Cardinalſäfte des Körpers, von welchen das in der Leber erzeugte und zur Ernährung des ganzen Körpers beſtimmte Blut alle Elementareigenſchaften in höchſter Ausgleichung enthalten ſoll, eine Annahme, durch welche Galenus nach dem vorigen ſich einer Inconſequenz ſchuldig macht; im Schleime tritt dann das Waſſer, in der gelben Galle das Feuer und in der ſchwarzen die Erde hervor. Aus der Lehre von den vier Elementen und Hauptſäften des Körpers fließt die Lehre von den vier Temperamenten, welche Galenus, weit entfernt, ihr ausſchließliches Vorkommen zu behaupten, in ihren Abſtufungen, Veränderungen und Übergängen in einander nachwies. Harmonie und Symmetrie der Elemente und ihrer Qualitäten oder die Eukraſie (ἡ εὔκρατος φύσις) bedingt die Geſundheit. Doch ließ er weislich neben dieſer abſoluten noch eine relative Geſundheit oder „Everie" gelten, wo auch bei kleinen Abweichungen vom Normal doch das Wohlbefinden nicht geſtört iſt[62]).

Auch in der Pathologie bewährte Galenus die Schärfe ſeines Geiſtes und ſeine meiſtens treffende Einſicht. Freilich vermiſſen wir noch bei ihm, wie im ganzen Alterthum, die Anſchauung der Krankheit als eines lebendigen Proceſſes, einer eigenthümlichen und individuellen organiſchen Entwickelung, welche Anſchauung nur aus einer richtigen Auffaſſung des Lebens entſpringen kann. Die Krankheit erſcheint bei ihm als ein phyſikaliſches Weſen, als eine unberechtigt ſich hervordrängende und dadurch die Eintracht des Ganzen ſtörende Qualität, als ein von Außen eingedrungener Feind, gegen welchen die Macht der Natur ankämpft und ihn durch Kriſen oder ſonſtwie beſeitigt. Von der Krankheit ſelbſt unterſcheidet er zuerſt das Leiden (πάθος), bald als die Wirkung der fortdauernden, erregenden Urſache, bald in anderer, mehr ſpitzfindiger, Auffaſſung[63]). Aus ſeiner Definition der Geſundheit fließt der Begriff der Krankheit als einer Aſymmetrie und Dyskraſie von ſelbſt, doch umſchreibt er denſelben an mehren Stellen auf verſchiedene Weiſe. Die am häufigſten vorkommende Anſicht, auf welche ſein ganzes noſologiſches Syſtem ſich ſtützt, erkennt in der Krankheit eine Störung des organiſchen Baues, welche eine Störung der Verrichtungen nach ſich zieht[64]) und hiernach zerfallen ihm die Krankheiten 1) in die der gleichartigen Theile oder nach heutigem Sprachgebrauch der Gewebe (γένος ὁμοιομερές), 2) die der Organe (γένος ὀργανικόν) und 3) in die allgemeinen (γένος ἁπάντων κοινόν), die auf einem veränderten Verhältniſſe der Elementarbeſtandtheile zu einander beruhen. Jede Hauptclaſſe hat dann wieder ihre mannichfachen Unterabtheilungen und Complicationen, die dem Syſteme angemeſſen ſind. In der Erklärung einzelner Krankheiten werden oft dynamiſche und humoralpathologiſche Anſichten combinirt, wie denn z. B. das Fieber auf einem Übermaße der Wärme beruhen ſoll, die die Säfte in Gährung und endlich in Fäulniß verſetzt; die Verſchiedenheit des Fiebers hängt von der Natur des jedesmal vorzugsweiſe ergriffenen Saftes ab. Wir verdanken Galen die noch heute beſtehende Eintheilung der Krankheitsurſachen, die genaue Beſtimmung und Claſſification der Symptome und eine ſehr ſorgfältige Semiotik, welche jedoch von der großartigen Einfachheit der Hippokratiſchen durch ſpitzfindige, oft kleinliche Deutung und dialektiſche Darſtellung ſehr entfernt iſt. Vorzüglich hat Galenus und zwar in mehren Schriften die Pulslehre mit beſonderer Vorliebe und Umſtändlichkeit bearbeitet[65]) und hier an die Lehren der Herophileer und Pneumatiker noch manche eigene theoretiſche Auffaſſung geknüpft. Einen hohen Werth legte er auf die Prognoſtik, und nach den uns mitgetheilten zahlreichen Thatſachen dürfen wir nicht zweifeln, daß er ſelbſt darin eine große Meiſterſchaft beſaß[66]). In keiner Vorherſagung verſichert er ſich jemals „mit göttlicher Hilfe" getäuſcht zu haben[67]), weshalb ihm allgemein die Gabe der Prophezeiung zugeſchrieben worden ſei[68]). Sein pathologiſches Hauptwerk περὶ τῶν πεπονθότων τόπων[69]) liefert vor allen den Be-

61) In den Schriſten de elementis secundum Hippocratem libb. II (I, 413) und de temperamentis libb. III (I, 509). 62) Zu den phyſiologiſchen Schriſten Galen's gehören noch: de naturalibus facultatibus libb. III (II, 1); de substantia facultatum naturalium fragm. (IV, 757); de causis respirationis (IV, 465); de motu musculorum libb. II. (IV, 367); de semine libb. II (IV, 512); de instrumento odoratus (II, 857); de motu thoracis et pulmonis (lateiniſch bei *Chartier* V, 407); de voce et anhelitu (ebendaſ. V, 429); an animal sit quod est in utero (*K.* XIX, 159); an omnes partes animalis quod procreatur fiant simul (*Chart.* V, 326); de foetuum formatione (IV, 652); de septimestri partu (*Chart.* V, 347); de anima, fragm. ex *Nemesio* (*Chart.* V, 1); de Platonis et Hippocratis decretis libb. IX (V, 181); de iis quae scripta sunt in *Platonis* Timaeo fragm. (lateiniſch bei *Chartier* V, 275, griechiſch herausgegeben von Daremberg, ſ. unten); Commentar. in *Hippocratis* libr. de natura hominis libb. II. (XV, 1.)

63) De symptomat. different. c. 1. (VII, 44 sqq.) 64) De morbor. different. c. 2 (VI, 837). 65) De usu pulsuum (V, 149); de pulsibus ad tirones (VIII, 453); de differentiis pulsuum libb. IV (VIII, 493); de dignoscendis pulsibus libb. IV (VIII, 766); de caussis pulsuum libb. IV (IX, 1); de praesagitione ex pulsibus libb. IV (IX, 205); synopsis librorum suorum de pulsibus (IX, 431). 66) Vorzüglich in den Schriſten de praenot. ad Epigen., de locis affect. u. a. 67) Comment. III. in *Hippocr.* I. Epidem. 17 (XVII a, 250). 68) Comment. III. in *Hippocr.* Prognost. 37 (XVIII b, 300). 69) De locis affectis libb. VI (VIII, 1). Außerdem gehören hierher: de differentiis morborum (VI, 836); de morborum causis (VII, 1); de symptomatum differentiis (VII, 42); de symptomatum causis libb. III (VII, 85); de febrium differentiis libb. II (VII, 273); de morborum temporibus (VII, 406); de diebus criticis libb. III (IX, 769); de crisibus libb. III (IX, 550); de difficili

Digitized by Google

weis, wie ſtreng und ſcharfſinnig er zu Werke ging, um den wahren Sitz eines Übels zu ermitteln, und wie glücklich er in der Diagnoſe ſehr verwickelter Krankheiten war. Eigentliche Krankheitsgeſchichten als Abdrücke reiner Beobachtung kommen übrigens bei ihm nicht vor, dagegen hat er zahlreiche Commentare zu den plaſtiſchen pathologiſchen Schilderungen geliefert, welche Hippokrates in ſeinem Werke über die Volkskrankheiten hinterlaſſen hat.

In der Arzneimittellehre wußte Galenus ſeine Theorie der Elementarqualitäten vorzüglich geltend zu machen. Zuvörderſt unterſchied er an den Arzneiſtoffen ihr Vermögen oder die Bedingungen zur Wirkſamkeit und die zur Erſcheinung gelangende Wirkung. Bei der Wirkung ſelbſt ging er von einem gleichmäßig temperirten Mittelzuſtande der Arzneimittel aus, welcher die Elementarqualitäten derſelben in harmoniſcher Ausgleichung und Gebundenheit darſtellt, bevor eine oder die andere vorwaltend auftritt. Dieſes Vorwalten findet gradweiſe, in vier Abſtufungen ſtatt: nicht ſinnlich wahrnehmbar, durch deutliche Zeichen bemerkbar, heftig und endlich zerſtörend. Aber auch durch die Analogie der Elemente im Arzneikörper und im einzelnen Organ und gegenſeitige ſpecifiſche Verwandtſchaft wird Wirkung vermittelt. Während dieſe Anſichten mit vielen Spitzfindigkeiten entwickelt werden, finden auch alle möglichen empiriſchen Wirkungsarten ihre Stelle und in eine mehr oder minder künſtliche und gezwungene Erklärungsweiſe aus der Herrſchaft der Qualitäten. Die Materia medica des Galenus iſt reicher als die des Dioscorides, wenigſtens an thieriſchen Stoffen und Mineralien, während die Zahl der Arzneipflanzen bei Dioscorides etwas größer iſt [70]). Übrigens theilte er die Varliebe ſeiner Zeit für arzneiliche Vielgemiſche, unter welchen Theriak, Mithridatium, Philonium und ähnliche monſtröſe, aber koſtbare Zuſammenſetzungen den Ruf genoſſen, die ſicherſten Schutz- und Heilmittel bei jeder Lebensgefahr durch Gift und Krankheit zu ſein. Um die Bereitungsweiſe ſolcher Mittel zu erlernen, ſcheute er keine Koſten; ihre wie vieler anderer Arzneien von ihm ſelbſt beſorgte Anfertigung läßt auf große pharmaceutiſche Geſchicklichkeit ſchließen, welche Galenus ohne eigentliche Kenntniß der Chemie beſaß, deren Mangel er jedoch bereits empfand. Der fleißige Leſer wird in den pharmakologiſchen Schriften [71]) des pergameniſchen Arztes allerdings auf mancherlei Abergläubiſches ſtoßen, aber dafür durch wichtige Beiträge zur Naturkunde jener Zeit entſchädigt werden, und jedenfalls den Kenntnißreichthum und den aufopfernden Eifer anerkennen müſſen, mit welchem Galenus auch dieſes Fach betrieb.

In der Therapie verfuhr Galenus nach Hippokratiſchen Grundſätzen. Auch er ging bei der Heilung darauf aus, den krankhaften Zuſtand durch einen entgegengeſetzten (enantiopathiſchen) zu bekämpfen, oder vielmehr die vorherrſchende Qualität und phyſikaliſche Anomalie durch ihr Gegentheil zu beſeitigen, d. h. die Hitze durch Kälte, die Trockenheit durch Anfeuchtung, die Zuſammenziehung durch Erſchlaffung, die Anfüllung durch Entleerung u. ſ. w. zu heben. Sehr ſorgfältig wurde von ihm der periodiſche Krankheitsverlauf beobachtet, dabei jedoch den Kriſen und kritiſchen Tagen aus theoretiſchen Gründen eine zu große Unfehlbarkeit eingeräumt. Er drang auf Nachahmung und Unterſtützung der Natur und, hierin vorzüglich den Werth der dogmatiſchen Schule über die empiriſche ſetzend, auf die Feſtſtellung der Indication, welche er zwar ganz wiſſenſchaftlich-dogmatiſch, aber praktiſch kaum ausführbar nicht aus den Symptomen, ſondern aus dem Weſen der Krankheit entwickelt wiſſen will, doch nahm er auch auf Jahreszeit, Witterung, Conſtitution, Lebensart und Kräfte des Kranken, wie auf alle Mit- und Gegenanzeigen beſtändige Rückſicht. Große Sorgfalt verwendete er auf die Diät, in welcher er ebenfalls dem Hippokrates und nur zuweilen dem Asklepiades folgte. Endlich ließ er auch die Chirurgie nicht ungeübt und unbearbeitet, doch hat ſie ihn zumal in Rom, wo er ſie den Chirurgen von Peofeſſian überließ, weniger beſchäftigt als die anderen Fächer der Medicin [72]). An ſich ſelbſt hatte er, außer jener erwähnten Verrenkung des Oberarmes, öfter Gelegenheit, chirurgiſche Curen anzuſtellen.. Müſſen wir auch in allen ſeinen Mittheilungen manches ſeiner gewohnten Ruhmredigkeit zu Gute halten, ſo ſcheint es doch ausgemacht, daß er auch in ſeinen Curen, deren er unzählige Fälle beſchreibt, ſehr glücklich war. Kein Wunder alſo, wenn er ſchon bei Lebzeiten einen außerordentlichen Ruf genoß und man ſich „aus Spanien, Gallien, Aſien, Thracien und andern Ländern" mit Briefen an ihn wandte, um von ihm Rath und Mittel zu erhalten [73]).

Dieſer Ruhm erwuchs nach ſeinem Tode zu einem koloſſalen Umfange und verdrängte während des ganzen

respiratione libb. III (VII, 753); de plenitudine (VII, 513); de tumoribus praeter naturam (VII, 705); de tremore, palpitatione, convulsione et rigore (VII, 584); de marasmo (VII, 666); von den weniger echten Schriften: de totius morbi temporibus (VII, 440); de typis (VII, 463); adversus eos, qui de typis scripserunt s. de periodis (VII, 475); comm. 17 in *Hipp.* lib. 1, 2, 3 und 6 epidemior. (XVII a und b) u. a.

70) *Haller*, Biblioth. med. pract. I. p. 228, doch findet hier ein Irrthum in den Angaben ſtatt.

71) De simplicium medicamentorum temperamentis et facultatibus libb. XI (XI, 379); de compositione medicamentorum secundum locos libb. X (XII, 378); de comp. medic. secundum genera libb. VII (XIII, 362); de antidotis libb. II (XIV, 1); de theriaca ad Pisonem (XIV, 210); de theriaca ad Pamphilianum (XIV, 295); de remediis facile parabilibus (XIV, 311); de purgantium medicamentorum facultate (XI, 323); de ponderibus et mensuris (XIX, 748, unecht).

72) Zu den therapeutiſchen, diätetiſchen und chirurgiſchen Schriften gehören: Methodus medendi libb. XIV (X, 1); ad Glauconem de curandi methodo libb. II (XI, 1); de venaesectione adversus Erasistratum (XI, 147); de venaesectione adversus Erasistrateos Romae degentes (XI, 186); de curandi ratione per venaesectionem (XI, 250); de hirudinibus, revulsione, cucurbitula, incisione et scarificatione (XI, 317); de puero epileptico consilium (XI, 356); utrum medicinae sit vel gymnastices hygieine (V, 806); de sanitate tuenda libb. VI (VI, 1); de alimentorum facultatibus libb. III (VI, 453); de probis pravisque alimentorum succis (VI, 749); de ptisana (VI, 816); de parvae pilae exercitio (V, 899); comm. in *Hippocr.* vel *Polyb.* de salubri victus ratione (XV, 174); comm. in *Hippocr.* de acutorum morbor. victu (XV, 418); comm. in *Hippocr.* de medici officina (XVIII b, 629); comm. in *Hippocr.* de fracturis (XVIII b, 318); comm. in *Hippocr.* de articulis (XVIII a, 300); de fasciis (XVIII a, 768).

73) De locis affect. IV. c. 2 (VIII, 224).

Digitized by Google

Mittelalters jede andere mediciniſche Größe und Autorität. Vorzüglich waren es die Araber und Arabiſten, die dieſem glänzenden Geſtirne huldigten und ſeine Verehrung auch im Abendlande verbreiteten, wo man den Gegenſtand dieſer Verehrung freilich nur ſehr unvollkommen in dürftigen Auszügen und barbariſchen Überſetzungen und nicht einmal ſeinen rechten Namen kennen lernte, der in Galienus verſtümmelt ward[74]). Bei dieſer blinden Anbetung verkannte man leider den Geiſt des großen Mannes in ſeinen auf die Erforſchung der Natur gerichteten Beſtrebungen, in ſeiner Skepſis gegen jede fremde Autorität und in ſeiner durchaus praktiſchen Weisheit. Statt deſſen verſtrickte man ſich in das blendende Gewebe ſeiner Theorien und nahm ſeine Dogmen von den vier Elementarqualitäten und Cardinalſäften als unumſtößliche Wahrheiten an. Das Anſehen Galen's war ſo tief gewurzelt, daß als man im 16. Jahrh. das Irrige in vielen ſeiner anatomiſchen Annahmen erkannte, man eher an eine Veränderung der Organiſation ſeit jener Zeit glauben, als an der Unfehlbarkeit ſeiner Lehren zweifeln wollte. Beinahe anderthalb Jahrtauſende mußten vergehen, bis dieſe Gebundenheit der Geiſter ſich löſte, und im Lichte einer neuen Zeit das Auge der Ärzte wieder zu einer mehr unbefangenen Anſchauung der Natur und die Vernunft zur Abſchüttelung des Joches ſich erhob, welches Kirche und Schule ihr auferlegt hatten. Da gefiel man ſich ebenſo ſehr in Schmähungen und Anklagen, wie früher in der Vergötterung des Galenus; da rechnete man ihm ſeine Fehler, nachdem man ſie nur ſehr allmälig und mit Widerſtreben erkennen gelernt, wie Verbrechen an, und vergaß, daß ſie mehr ſeiner Zeit und ſeinen ſklaviſchen Nachbetern als ihm ſelbſt zur Laſt fielen. Sein Syſtem wurde zertrümmert, aber ſelbſt die Trümmer des mächtigen Gebäudes ragten noch lange, Ehrfurcht gebietend, empor und gaben endlich Grund- und Bauſteine genug her, welche die neuere Medicin mannichfach zu ihren Syſtemen benutzt hat.

Ausgaben und Überſetzungen der Werke des Galenus. Von 500 Schriften ſind uns noch 181 erhalten, welche den Namen des Galenus tragen. Unter dieſen ſind 83 echt, 19 zweifelhaft, 45 unecht, 15 Commentare zu Hippokratiſchen Werken und 19 mehr oder minder beträchtliche Fragmente aus Oribaſius, Athenäus, ſelbſt aus Rhazes, Averrhoes u. A. geſammelt; 168 Werke, deren Titel man kennt, hält man für gänzlich verloren; unter dieſen ſind 50 mediciniſchen, vorzüglich anatomiſchen, 118 philoſophiſchen und philologiſchen Inhalts. Vieles, und darunter vielleicht manches wichtige Werk oder Fragment ruht noch verſteckt und unerkannt in den Handſchriftenſammlungen der Bibliotheken und ſieht ſeiner Entdeckung und Veröffentlichung entgegen, wie denn eine ſolche neuerlich auch hier und da erfolgt iſt. So hat Minas (*Μηνᾶς*), der die verloren geglaubten Fabeln des Babrius wieder aufgefunden, in Griechenland auch einige bisher unbekannte Schriften Galenus' entdeckt (*εἰσαγωγὴ διαλεκτική*, *εὐπόριστα ἰατρικά* u. ſ. w.) und bei Didot 1844 herausgegeben[75]), ſo hat Daremberg das Original eines Fragmentes vom Commentar Galenus' zum Timäus in den Handſchriften der pariſer Bibliothek aufgefunden, welches bisher blos aus der lateiniſchen Überſetzung Gadaldini's bekannt war[76]).

a) Griechiſche Ausgaben ſämmtlicher Werke: 1) Venet. 1525. in aed. *Aldi* et *Andr. Asulani* soceri. 5 Bde. Fol. Beſorgt von J. B. Opizo, Arzt zu Pavia, G. Agricola und Franz Aſulanus. Noch ſehr lückenhaft, doch haben die Herausgeber durch Zuſammenbringung der zerſtreuten Manuſcripte von den ſämmtlichen Werken Galenus' und Entzifferung derſelben das Mögliche geleiſtet. Sehr geſchätzt, doch ſelten vollſtändig. 2) Basil. 1538. apud *Andr. Cratandrum*. 5 Bde. Fol. Beſorgt von H. Gemuſäus, L. Fuchſius und J. Camerarius. Der Text der vorigen Ausgabe vervollſtändigt und häufig berichtigt, doch immer noch ziemlich mangelhaft und blos durch das lateiniſche Buch de ossibus bereichert. Wohlfeiler und weniger ſelten als die Aldina.

b) Griechiſch-lateiniſche Ausgaben: 1) Par. 1679. ed. *Ren. Charterius* ap. *Pralard*. 13 Bde. Fol. Zuſammen mit den Werken des Hippokrates. Mit großer Mühe und Koſten zu Stande gebracht, äußerlich eleganter, auch durch manches früher ungedruckte Werk (meiſtens lateiniſch) bereichert, der Text häufig nach Handſchriften der pariſer Bibliothek berichtigt, aber doch noch wie auch die Überſetzung, trotz manchen Beſſerungen, ſehr incorrect und mangelhaft. 2) Lips. 1821—1833. ed. *C. Glo. Kühn*, in offic. libr. *C. Cnoblochii*. 20 Theile (22 Bde.). Der Text unter Mitwirkung von G. H. Schäfer revidirt und ſelbſt durch einige neue Ausſtattungen nach Handſchriften vermehrt. Die ganz unechten Schriften, bloße Fragmente und nur lateiniſch erhalten, ſind ganz ausgeſchloſſen. Vorausgeſchickt im erſten Bande iſt Ackermann's historia liter. *Galeni* aus *Fabr.* biblioth. gr. ed. *Harles*. T. V. mit einigen Zuſätzen von Kühn; Bd. 20 enthält ein alphabetiſches Sach- und Namensregiſter von F. W. Aſſmann[77]).

c) Lateiniſche Ausgaben: Von dieſen erſchienen fünf früher als der griechiſche Text. Die erſte: Venet. 1490. 2 Vol. fol. p. *Phil. Pintium de Caneto*, beſorgt von Diomedes Bonardus; die zweite: Venet. 1502. 2 Vol. fol. per *Bernh. Benalium*. Die dritte iſt unbekannt; die vierte trägt auf dem Titel die Worte: Quarta impressio. Sie erſchien Papiae 1515. 3 Vol. fol. impr.

74) Als ein Beiſpiel arabiſcher Überſchwenglichkeit im Lobe Galen's ſ. Ben Abi Sadik's Vorrede ſeines Commentars zu *Gal.* de usu part. in *Herbelot*, Bibl. orient. II. p. 127; ebendaſ. eine Biographie Galen's in *Abulpharag.* Hist. dynast. p. 77. 78 in *Herbelot* l. c. p. 125.

75) Neuentdeckte Schriften Galen's. Von Prof. Schneider in Breslau, in Henſchel's Janus, Zeitſchrift für Geſchichte und Literatur der Medicin. 1. Bd. S. 599. 76) *Daremberg*, Fragments du commentaire de Galien sur le Timée de Platon etc. (Paris 1848.) 77) Für den Text hat in neueſter Zeit Dr. Greenhill in Oxford etwas zu leiſten verſucht; ſ. deſſen Emendationen zum Texte des Galen in Henſchel's Janus I, 625; III, 675. — Früher wurden ſolche Textverbeſſerungen und kritiſche Bemerkungen in Schriften unter dem Titel variarum lectionum libri mitgetheilt von H. Mercurialis, M. Gagnatus, J. Manardus, J. Lange, Th. Reineſius, C. Hofmann und D. W. Triller.

Digitized by Google

per *Jac. Paucidrapensem de Burgofranco*, beſorgt von Antonius Ruſticus aus Piacenza, Prof. der Med. zu Pavia. Die fünfte: Venet. 1522. 3 Vol. fol. bei Luc. Ant. de Giunta von Florenz, beſorgt von Scipio Ferrarius, Arzt in Venedig.

Nach dem erſten Drucke des griechiſchen Textes und vor dem Erſcheinen einer griechiſch-lateiniſchen Ausgabe erſchienen noch folgende lateiniſche Ausgaben: Venet. 1528 et 1533. 4 Vol. fol., eine Wiederholung der von Scipio Ferrarius beſorgten Ausgabe durch Jul. Martianus Rota. — Giunta übertrug hierauf dem J. B. Montanus die Beſorgung einer neuen Ausgabe und ließ durch J. M. Rota, L. Belliſario, J. B. Feliciano und A. Gadaldini die alten Überſetzungen durchſehen und neue anfertigen. Er ſtarb während des Druckes ſeiner dritten Ausgabe, die nun von ſeinen Söhnen Thomas und J. Maria vollendet wurde, 1540 Fol. apud *Juntas* (s. heredes *Luc. Ant. Juntae*), gewöhnlich die erſte Juntina genannt. Im Laufe eines Jahrhunderts folgten ihr noch neun andere nach, nämlich: die zweite Venet. 1550. 3 Vol. fol., beſorgt von Gadaldini mit einem Regiſter von A. Muſa Braſſavola; die dritte Venet. 1556 fol., mit einigen Zuſätzen von J. B. Raſario; die vierte Venet. 1563 (1565?) fol.; die fünfte Venet. 1576 fol.; die ſechste Venet. 1586. fol., beſorgt von J. Coſtäus, mit Vervollſtändigungen und Prolegomenen von H. Mercurialis und J. B. Montanus und mit dem Index des Braſſavolo; die ſiebente Venet. 1597. fol., beſorgt von Fab. Paulinus, Arzt und Profeſſor der griechiſchen Literatur zu Venedig, vollſtändiger und correcter als die frühern Ausgaben; die achte Venet. 1600. fol.; die neunte Venet. 1609. fol.; die zehnte Venet. 1625. 5 Vol. fol. Sämmtliche Juntinen ſind in Teutſchland ſehr ſelten. — Basil. 1542. ap. *Frobenium*, 9 Vol. fol., ein Abdruck der erſten Juntina, beſorgt von H. Gemuſäus. Eine zweite mehr geſchätzte und von J. Cornarus beſorgte baſeler Ausgabe ebendaſ. 1549, und eine dritte 1561. 1562, ebend., ein Abdruck der dritten Juntine, aber mehr geſchätzt als dieſe wegen C. Gesner's Prolegomenen und einem neuen Regiſter von Gratarolus. Die Froben'ſchen Ausgaben ſind weit weniger ſelten als die Juntinen. — Venet. 1541—1545. ex offic. *Farreu.* 10 Vol. 8., beſorgt von V. Trincavella und A. Ricci, mit kritiſchen Marginalien und guten Regiſtern. Sehr ſelten. — Lugd. 1550. ap. *J. Frellon.* 4 Vol. fol., ein Abdruck der zweiten baſeler Ausgabe. Selten. — Venet. 1562, ap. *Vinc. Valgrisium.* 5 Vol. fol., beſorgt von J. B. Raſario. Neue Überſetzung und Anordnung[78]).

Überſetzungen. Teutſche. Unter dem Titel Galen's ſämmtliche Werke, aus dem Griechiſchen von J. F. Nöldeke (Oldenburg 1805.) erſchien blos ein Band (vom Nutzen der Theile des menſchlichen Körpers) und nichts weiter. Außerdem ſind nur zuweilen Überſetzungen einzelner kleiner Schriften Galen's erſchienen, z. B. Über die Kunſt verſtellte Krankheiten zu entdecken, überſetzt von J. D. Metzger (in Pyl's Repertorium f. d. öffentl. u. gerichtl. Arzneiwiſſenſchaft. 1789. 1. Bd. S. 27—39). Vom Aderlaſſen gegen den Eraſiſtratos, von M. von Salaba. (Wien 1791.)

Von einzelnen Werken Galen's exiſtiren auch italieniſche, engliſche und franzöſiſche Überſetzungen; die meiſten gehören dem 16. u. 17. Jahrh.[79]) an. Angekündigt wurde (1848) die bevorſtehende Erſcheinung von Oeuvres médico-philosophiques de Galien, traduites pour la première fois en français par *Ch. Daremberg.*

Von vielen Schriften ſind auch arabiſche und hebräiſche Überſetzungen (von Hhonain, R. Chanin Ben Iſaak u. A.) vorhanden. (D. *Hermann Friedländer.*)

Galeobdolon *Dillen.*, ſ. Lamium.

GALEOCERDO. Haifiſchgattung aus der Familie der Galei (ſ. d.), von Müller und Henle auf zwei lebenden Arten aufgeſtellt und in der ſyſtematiſchen Beſchreibung der Plagioſtomen (Berlin 1841.) beſchrieben und abgebildet. Die generellen Charaktere ſind die ſehr kleinen Spritzlöcher, welche hinter den Augen etwa um die halbe Länge der Augenſpalte liegen; die unten winkelige, oben runde Pupille; die undeutlichen Mundwinkelgruben und Lippenknorpel. Die Zähne ſind ſchneidend und außen und innen gezähnelt. Die Spitze ſieht nach Außen und der äußere Rand geht unter einem Winkel in einen Abſatz an der äußern Seite des Zahnes über, der ſtärker gezähnelt iſt. Sowol im Ober- als Unterkiefer ſteht ein unpaarer Mittelzahn, deſſen Spitze nach einer Seite gekrümmt iſt. In der Schwanzfloſſe endigt der obere Lappen lang und ſpitz, und ſein unterer Rand hat vor dem hintern Ende zwei auf einander folgende Einſchnitte, von denen der zweite ſich am Ende der Wirbelſäule befindet. Eine Schwanzgrube oben und unten, die Darmklappe der Länge nach gerollt, nicht ſchraubenförmig. Die beiden lebenden Arten bewohnen das indiſche und die nördlichen Meere. Die erſte derſelben iſt

G. tigrinus (Müller und Henle, Plagioſtomen S. 59 mit Figur). Ein ſchlanker, etwa anderthalb Fuß langer Haifiſch im indiſchen Meere, der durch ſeine bunte Färbung ſich ſogleich auffallend auszeichnet. Die gelbgraue Grundfarbe des Körpers wird am Bauche lichter und geht auf dem Rücken in Braun über, am Kopfe in Hellbraun. Auf den Seiten liegen braune, unregelmäßige Querſtreifen und einzelne ebenſolche Flecken. Die Rückenfloſſen ſind braun gefleckt, die Bruſtfloſſen blaugrau, aber an der Wurzel braunroth; die Bauchfloſſen ebenfalls blaugrau. Die Schwanzfloſſe hat zwei braune Säume, und über dem untern einen blauen Streifen. Ihr mittlerer Theil hat die Grundfarbe des Körpers, ihr unterer Lappen aber graublau. Hinter den Bruſtfloſſen liegt ein lichtgelber, ſchiefer nach Außen und Hinten gerichteter Streifen, ſeitlich vor den Bruſtfloſſen und zwiſchen Bauch- und Afterfloſſe ein gelblicher Fleck. Die Schnauze iſt ſtumpf und platt, und die Naſenlöcher liegen

78) Ausgaben der einzelnen Galeniſchen Schriften und mehrer Schriften zuſammen ſ. bei *Ackermann* l. c. p. LXVII sq. Choulant, Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin S. 115 fg.

79) *Ackermann* l. c.

Digitized by Google

ganz am ſeitlichen Rande mitten zwiſchen Maul und Schnauzenſpitze. Im Ober- und Unterkiefer je 25 Zähne mit gezähnelten Rändern und gezacktem Baſalabſatze. Die Mittelzähne haben gekerbte Baſalanhänge und ganzrandige glatte Kegel; der obere iſt ſtärker nach einer Seite gekrümmt als der untere. Drei größere Kiemenſpalten liegen vor, zwei kleinere über der Bruſtfloſſe. Dieſe iſt vorn convex und hinten ausgeſchnitten, mit abgerundeten Winkeln. Die kleinen Bauchfloſſen liegen in der Körpermitte. Von den beiden Rückenfloſſen ſteht die erſte zum Theil über den Bruſtfloſſen, die zweite weit hinten über der Afterfloſſe. Jene iſt die größere, viereckig, mit einem vordern abgerundeten, hintern zugeſpitzten Winkel und ausgeſchnittenem obern Rande; die zweite kleinere iſt geradrandig, mit vorderem abgerundeten und hinten lang ausgezogenen Winkel. Die Schwanzfloſſe endet mit ihrem auffallend großen obern Lappen ganz ſpitz, ihr unterer Lappen iſt ein kleiner ſtumpfer Anhang.

G. arcticus (Müller und Henle, Plagioſtomen S. 60. — Galeus arcticus *Faber* — Squalus arcticus *Nilsson* — Galeus cepedianus *Agassiz*). Iſt von gedrungenerem und kräftigerem Körperbau als vorige Art und um Vieles größer. Die Färbung iſt oben grünlich-blaugrau, unten weiß. Von den Floſſen haben die Bruſtfloſſen eine mäßige Länge, einen ziemlich ſpitzen Winkel und ſanft ausgeſchnittenen Hinterrand. Die weit hinten gelegenen, viel kleinern Bauchfloſſen ſind vierſeitig, mit ſchwach ausgebogenen Rändern. Die erſte Rückenfloſſe beginnt über dem hintern Rande der Bruſtfloſſen, ihr vorderer Winkel iſt ſpitz und der hintere langſpitzig ausgezogen, der Rand ausgeſchnitten. Die zweite kleinere Rückenfloſſe beginnt etwas vor der Afterfloſſe und hat einen vordern abgerundeten und hintern ſpitzen Winkel und faſt geraden Rand. Die Afterfloſſe liegt in der Mitte zwiſchen Bauch- und Schwanzfloſſe und erſcheint in zwei lange Spitzen ausgezogen. Von der langen Schwanzfloſſe iſt der obere Lappen mehr als doppelt ſo lang als der untere. Am Kopfe fällt die ſehr kurze, ſtumpfe und abgerundete Schnauze auf. Die ſehr kleinen Spritzlöcher liegen der Längsaxe parallel. Von den fünf Kiemenſpalten ſteht die letzte kleinſte über der Bruſtfloſſe. Die Zähne haben einen innern convexen und einen äußern eingeknickten Rand. Beide ſind bis zur Spitze fein gezähnelt, am ſchwächſten die Spitze des äußern Randes, am ſtärkſten der Baſilartheil deſſelben; überhaupt wird die Zähnelung nach Unten merklich ſtärker, ja die Sägeſpitzen des Baſilartheils zeigen hin und wieder abermals eine feine Zähnelung. Ein formeller Unterſchied zwiſchen den obern und untern Zähnen exiſtirt nicht, außer in der wenig verſchiedenen Größe des Mittelzahnes. Oben und unten zählt man je 23 Zähne. An Norwegen, den Faröern und Island.

In frühern Schöpfungsperioden ſcheinen zahlreichere Arten dieſer Gattung exiſtirt zu haben. Man findet einzelne Zähne derſelben in den Schichten des Kreidegebirges und der tertiären Formationen an verſchiedenen Orten des mittlern Europa's. Agaſſiz erkannte dieſelben zuerſt und bildete ſie in ſeinen Recherches sur les poissons fossiles Tom. III. als zur Gattung Galeus gehörig ab, aber ſchon in dem begleitenden Texte brachte er ſie in dieſe eigenthümliche Gattung. Die bis jetzt unterſchiedenen Arten ſind folgende:

1) G. aduncus (*Agassiz* l. c. 231. tab. 26. fig. 24—28). Die Zähne erinnern an G. arcticus, aber ihr Baſaltheil des hintern Randes iſt ſtärker gezähnelt, vielleicht auch der vordere. Sie ſind einen halben Zoll hoch und ebenſo lang. In der Molaſſe Schwabens, der Schweiz und im Leithagebirge.

2) G. latidens (*Agassiz* l. c. 231. tab. 26. fig. 22. 23). Schlanker als vorige, mit weniger auffallend gebogenem Vorder- und ſpitzwinkelig eingeknicktem Hinterrande und ſehr feiner Zähnelung. Im wiener Becken bei Neudörfl.

3) G. minor (*Agassiz* l. c. 232. tab. 26. fig. 15—21). Viel kleiner als vorige, mit längerer Baſis und ungezähnelten Rändern der Spitze. Der Hinterrand iſt ſtumpfwinkelig ausgeſchnitten, unten ſtark gezähnelt. In der ſchweizer Molaſſe, im wiener Becken und bei Oſterweddingen.

4) G. gibberulus (*Agassiz* l. c. 232. tab. 26 a. fig. 62. 63). Mit ſehr ſtarker Zähnelung des Baſaltheiles. Im Plänermergel von Haldem.

5) G. denticulatus (*Agassiz* l. c. 233. tab. 26. fig. 1). Nur ſchlanker als vorige. In der Kreide des Petersberges bei Maſtricht.

6) G. sublaevis (Gr. Münſter, Beitr. zur Petrefactenkunde VII, 20). Die Zähnelung der Ränder iſt ſehr ſchwach und verſchwindet gegen die Spitze hin ganz. Im wiener Becken bei Neudörfl. (*Giebel.*)

GALEODES, von Olivier eingeführter Gattungsname für den von Lichtenſtein und Fabricius früher und genügend begründeten Solpuga, eine Gattung Tracheenſpinner aus der Familie der Afterſcorpione; ſ. Solpuga. (*Giebel.*)

GALEOLARIA, von Lamarck aufgeſtellte Wurmgattung; ſ. Serpula. (*Giebel.*)

GALEOMYOMACHIA (*Γαλεομυομαχία*), d. i. der Kampf der Katze und der Mäuſe, iſt der Titel eines aus 382 jambiſchen Senaren beſtehenden griechiſchen Gedichts, welches als eine Nachahmung der Homeriſchen Batrachomyomachie erſcheint, obwol immer noch weit hinter dieſem Gedichte zurückbleibt. Das Ganze iſt ein Product der ſpätern byzantiniſchen Zeit, die in derartigen poetiſchen Spielereien ſich gefiel, wie uns noch manche Reſte der Art zeigen können; die Faſſung iſt nicht ſowol epiſch, ſondern es iſt das Ganze in die Form eines Drama eingekleidet, mit Dialog und Chor, beides im jambiſchen Senar, worin der Verfaſſer, wie überhaupt in der Darſtellung die alten Muſter nachzuahmen bemüht war; im Übrigen iſt die Sprache, wie die ganze Dichtung, die damit endet, daß die Katze von einem Balken erſchlagen wird, und darauf hin den Mäuſen der Sieg verbleibt, ziemlich nüchtern und proſaiſch. Magis, ſchreibt der jüngſte Herausgeber des Gedichts mit allem Recht, prodest illius lectio, ut discas, quae fuerit ista aetate jocandi ratio, quam ut ipse aut jocandi materiam

Digitized by Google

inde petas, aut mentem ad jocos dijudicandos inde conformes. Der Verfaſſer dieſes poetiſchen Machwerkes war früher unbekannt, und ſo erſchien auch daſſelbe in den erſten Abdrücken als das Product eines unbekannten Dichters, bis Villoiſon (Anecdd. Graecc. Vol. II. p. 243) zeigte, daß das in alten Handſchriften dem Theodorus Prodromus beigelegte Drama eben kein anderes als dieſe Galeomyomachie iſt, mithin dieſer byzantiniſche Gelehrte aus dem 12. Jahrh., der bei ſeinen Zeitgenoſſen in dem Rufe eines ebenſo großen Philoſophen wie Dichters ſtand, und uns noch eine Reihe von andern, zum Theil ähnlichen und verwandten Poeſien hinterlaſſen (vgl. noch jüngſt Magain im Journal des Savans. 1849. p. 469 sq.) hat, für den Verfaſſer dieſes Gedichts anzuſehen iſt, deſſen erſter Abdruck, mit einer griechiſchen Vorrede des Ariſtobulus Apoſtolius, zu Baſel 1518 in gr. 8. bei Froben hinter der Ausgabe der Fabeln des Äſopus erfolgte (*Aesopi* fabellae graece et latine cum aliis opusculis; es folgen nämlich auf dieſe Fabeln noch die Fabeln des Gabrias, die Batrachomyomachie, Muſäus, Agapetus und zuletzt dieſe Galeomyomachie); unter den Wiederabdrücken dieſer Ausgabe des Äſopus nennen wir nur die zu Lyon bei F. Tornäſius, wo ebenfalls die Galeomyomachie mit abgedruckt iſt, aus den Jahren 1551 und 1619 in 12., der mehrfachen baſeler aus den Jahren 1538, 1544, 1574, zu geſchweigen; ebendaſelbſt im J. 1541 ward das Gedicht auch mit einer lateiniſchen Überſetzung der Batrachomyomachie und einigen andern Stücken von Albanus Torinus beigefügt. Später erſchien: *Γαλεομυομαχία ἄδηλον*, h. e. felis et murium pugna, incerti auctoris, latinitati data a *J. F. Soergel* (Rudolphipoli 1750. 4.), wo auch die griechiſche Vorrede des Ariſtobulus Apoſtolius wieder abgedruckt iſt. Darauf erfolgte: die Batrachomyomachie und Galeomyomachie griechiſch, mit einer Einleitung, Anmerkungen und einem Wortregiſtee für junge Leute von August Chriſtian Borheck. (Lemgo 1789.) Der griechiſche Text, der von manchen Fehlern wimmelt, iſt nach der baſeler Ausgabe von 1538 abgedruckt. Der neueſte Herausgeber des Stückes, C. D. Ilgen, hielt ſich an die Ausgabe des J. 1530 unter Vergleichung der Ausgabe von 1541 und hat auf jeden Fall den correcteſten Abdruck des Gedichtes gegeben, den wir bis jetzt beſitzen; ſ. deſſen Hymni Homerici cum reliquis carminibus minoribus Homero tribui solitis etc. (Halis Saxonum 1796.) p. 161 sq. Vergl. über die Ausgaben *Fabricii* Bibl. Graec. I. p. 337 ed. *Harl.* So wenig Bedeutung dieſer ſchwache Verſuch einer noch ſchwächern Zeit auch anſprechen kann, ſo hat es doch nicht an Nachbildungen deſſelben in neueren Zeiten gefehlt; ſchon Villoiſon macht im Index des oben genannten Werkes s. v. *Galeomyomachia* und *Prodromus* auf eine ſolche des Peter Jacob Martell in einem Stücke, das die Aufſchrift trägt: A re Malvaggio Consiglier peggiore (in dee Ausgabe ſeiner Dramen zu Bologna 1723 T. V. p. 161 sq.) aufmerkſam; mit gleichem Rechte kann ein altfranzöſiſches Gedicht der Art, das den gleichen Gegenſtand behandelt, bei Berger de Xiorey in deſſen franzöſiſcher Überſetzung der Batrachomyomachie (Paris 1837.) p. 105. sq. genannt werden, desgleichen die Gatomachie (Katzenkampf) des berühmten ſpaniſchen Dichters Lopez de Vega, der freilich dieſen Gegenſtand ganz anders, ſelbſtändiger und poetiſcher behandelt hat; ſ. Revue indépendante T. VI. p. 555 sq. (*Baehr.*)

GALEOPITHECUS. Der Pelzflatterer bildet als einzige Gattung die höchſt eigenthümliche Familie der Dermoptera, welche allgemein als Verbindungsglied zwiſchen den Oednungen der Affen und Fledermäuſe betrachtet wird. Der Familiencharakter liegt in einer dicken, auf beiden Seiten dicht behaarten Flughaut. Dieſelbe entſteht jederſeits des Halſes hinter dem Unterkiefer, läuft an den Vorderfüßen entlang, verbindet die Zehen bis an die Krallen und breitet ſich dann zwiſchen den vordern und hintern Extremitäten aus. Letztere umgibt ſie wie die vordern bis an die Krallen und dehnt ſich zwiſchen ihnen weit aus, indem ſie den Schwanz ganz einhüllt. Die Zehen ſind nicht verlängert, überhaupt die Fußbildung nicht ungewöhnlich wie bei den Fledermäuſen. Die dicke behaarte Flughaut dient nur als Fallſchirm und zu weniger anhaltendem Flattern, während die nackte Flughaut der Fledermäuſe ein wirkliches Flugorgan bildet. Der Körperbau im Allgemeinen nähert den Pelzflatterer den Halbaffen, beſonders der Kopf mit ſeiner kurzen zugeſpitzten Schnauze und den kleinen abgerundeten Ohren. Die halbmondförmigen Naſenlöcher liegen nahe beiſammen; die Schnurrhaare ſind kurz und dünn; die Krallen ebenfalls kurz, ſtark gebogen; die Füße vorn und hinten fünfzehig; der Schwanz kurz; der Pelz dicht und weich, auf der Unterſeite etwas dünner als auf der obern. Das Gebiß des Galeopithecus weicht ſowol von dem der Makis als der Fledermaus auffallend ab. Es ſind oben vier und unten ſechs Schneidezähne vorhanden. Die obern ſind paarweiſe von einander getrennt und die große Lücke zwiſchen ihnen nimmt bei geſchloſſenem Munde die untern Schneidezähne auf. Ihre Krone iſt gezackt, während die der untern tief kammförmig gezähnt iſt. Die Eckzähne auch als erſte Backzähne betrachtet haben eine doppelte Wurzel, wie bei einigen inſektenfreſſenden Raubthieren. Mit letztern ſtimmt auch die Form der fünf Backzähne jederſeits oben und unten überein, indem ſie aus ſchmalen dreiſeitigen Prismen zuſammengeſetzt ſind, deren Kanten in Spitzen ſich erheben. Der Schädel iſt langgeſtreckt, flach und breit, die Augenhöhlen von den Schläfengruben durch keine geſchloſſene Knochenbrücke abgegrenzt, der Unterkiefer mit niedrigem Kronfortſatz. Das Skelet des Rumpfes ähnelt dem der Makis. Es ſind ſieben wahre und ſechs falſche Rippen vorhanden. Am Schulterblatt läuft der Haken in zwei lange Fortſätze aus, von denen der innere obere das Schlüſſelbein erreicht, der äußere untere nach Hinten ſich richtet. Die Schlüſſelbeine ſind lang und dünn. Der Oberarm am innern Knorren des untern Gelenkes perforirt und ſeine Gelenkgrube wie bei den Loris durchbrochen. Von den ſchlanken Vorderarmknochen erreicht die Elle das Handwurzelgelenk nicht, ſondern verſchmilzt oberhalb deſſelben mit dem Radius. In der Handwurzel liegen acht Knochen. Die hinteren Extremitäten bie-

ten keine bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten. In den weichen Theilen iſt die Anweſenheit eines Blinddarmes zu beachten. Der Nahrungskanal mißt die ſechs- bis ſiebenfache Körperlänge. Die Leber iſt verhältnißmäßig groß, die Gallenblaſe dagegen klein, ebenſo die Milz. Die Lunge iſt jederſeits nur einlappig, der linke Lappen jedoch mit einem ſchwachen Einſchnitte verſehen. Zwei Zitzen liegen auf jeder Seite in der Achſelgegend. Die Nahrung des Pelzflatterers beſteht in Früchten und Inſekten. Während der Tageszeit verbirgt er ſich unter Laub, des Abends geht er ſeiner Nahrung nach. Er klettert ſehr geſchickt an Bäumen empor und fällt mit ſeiner Flughaut in ſchräger Richtung auf ungefähr hundert Schritt herab. Seinem Charakter nach iſt er gutmüthig und friedlich. Das Weibchen wirft zwei Junge, die es an den Zitzen beſtändig mit ſich herumſchleppt. Das Vaterland erſtreckt ſich über die Sundainſeln, die Molukken und Philippinen. Über die Unterſcheidung der Arten herrſchen noch verſchiedene Anſichten. Die älteſt bekannteſte Art iſt der von Pallas beſchriebene Gal. volans (Lemur volans *Linné* — Galeopithecus variegatus et rufus *Geoffroy*). Die Färbung deſſelben iſt auf der obern Seite braunroth, unten lichter, an der Innenſeite der Gliedmaßen und den Seiten des Halſes ins Weißliche ziehend. Die Jungen ſind gefleckt und von Geoffroy als beſondere Art unterſchieden worden. Der Wohnort erſtreckt ſich von Java bis Timor. Eine zweite Art beſchreibt Andr. Wagener als Gal. undatus; deren Färbung auf der Rückſeite ſchwarz und gelblichweiß geſcheckt iſt. Der Hinterhals und das Hinterhaupt fällt ins licht Gelblichgraue, die untere Seite iſt roſtbräunlich, am Bauche dunkler, an den Gliedmaßen heller. Weniger bekannt ſind Temmink's Gal. marmoratus von Sumatra, und Gal. macrurus, von der erſt einige Theile bekannt ſind; ferner Gal. philippinensis und Temminkii, welche Waterhouſe auf abweichende Größenverhältniſſe einzelner Körpertheile gründet, während formelle Unterſchiede nicht exiſtiren. (*Giebel.*)

GALEOPSIS (Galiopsis). Mit dieſem Namen, welcher bei Dioskorides (*γαλίοψις* Mat. med. IV. c. 93) wahrſcheinlich für Scrofularia peregrina gebraucht wird, bezeichnete Linné eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Lamieen der Gruppe der Stachydeen der natürlichen Familie der Labiaten. Char. Der Kelch fünfzähnig: die Zähne begrannt; die Corollenröhre lang, die Oberlippe gewölbt, ungetheilt, die Unterlippe dreilappig: die ſeitlichen Lappen am Rachen höckerig, der mittlere längere und breitere Lappen gekerbt; die beiden gefranzten Antherenfächer öffnen ſich in die Quere; der Griffel an der Spitze geſpalten; die Karyopſen umgekehrt-eiförmig. Die ſieben bekannten Arten wachſen als einjährige Kräuter mit gegenüberſtehenden Äſtchen und Blättern und beblätterten Blüthenquirlen im mittleren Europa und Aſien und in Nordamerika, nur eine zweifelhafte, G. hispida *Thunberg*, kommt in Südafrika vor. Die drei am meiſten verbreiteten Arten ſind: G. Ladanum *L.* (Schkuhr, Handb. t. 160, gemeiner Hohlzahn), auf trocknen, ſandigen Feldern, in Steinbrüchen, mit roſenrothen, innen gelbgefleckten Blumen. G. Tetrahit *L.*, auf cultivirtem Boden ein gemeines Unkraut, die Corolle blaß roſenroth, mit einem gelben, purpurgeſtreiften Flecken im Grunde. Das Kraut (Herba Cannabis sylvestris, Neſſelhanf, Widerſtoß) war ſonſt officinell; der Aberglaube ſchreibt ihm die Kraft zu, einen Splitter durch Widerſtoß herauszutreiben. G. ochroleuca *Lamarck* (G. villosa *Hudson*, G. cannabina *Pollich*, G. grandiflora *Ehrhart*), auf Äckern und an Flußufern, mit gelblich-weißen, ſelten roſenrothen Blumen und einem ſchwefelgelben Flecken an der Baſis des mittleren Lappens der Unterlippe. Das Kraut gibt den Blankenheimer Thee oder die Lieber'ſchen Auszehrungskräuter, ein balſamiſch-bitterliches Mittel gegen Bruſtbeſchwerden, namentlich zur Erleichterung bei Lungenſchwindſucht. (*A. Sprengel.*)

GALEOTHERIUM. Unter dieſem Namen beſchreibt Jäger im zweiten Hefte ſeiner foſſilen Wirbelthiere Württembergs S. 71. Taf. 10. Fig. 46. 47 zwei in den Bohnerzgruben der ſchwäbiſchen Alp gefundene Zähne. Der eine derſelben entſpricht dem untern linken Eckzahne des Hundes, unterſcheidet ſich aber durch eine allen Caninen fehlende Leiſte auf der äußern Fläche. Der andere gleicht dem Fleiſchzahne aus dem Unterkiefer des Fuchſes. Ich finde die etwas bedeutendere Größe des innern Höckers, die allein als abweichend angeführt werden könnte, auch bei einzelnen Exemplaren des Canis spelaeus aus dem Diluvium von Quedlinburg wieder, und kann denſelben nicht ein Mal eine ſpecifiſche, geſchweige denn eine generelle Bedeutung zugeſtehen. Da es überdies gar nicht erweisbar iſt, daß jene Eckzahnkrone mit dem Fleiſchzahne von einem und demſelben Thiere ſtammt, ſo müſſen wir die Jäger'ſche Gattung Galeotherium als eine völlig unbegründete zurückweiſen. (*Giebel.*)

GALEOTTI (Martius), von Narni im Kirchenſtaate gebürtig, lebte im 15. Jahrh., und wurde vom Könige Matthias von Ungarn zum Lehrer ſeines Sohnes beſtimmt. Er iſt Verfaſſer einer Anatomie, welche unter dem Titel: *Galeotti*, De Homine libr. 2, zuerſt etwa 1470 gedruckt wurde, aber ohne Angabe des Ortes und des Jahres, dann aber auch erſchien: Bonon. 1476. 4. Mediolan. 1490 und 1499, Fol. Basil. 1517. 4. Im erſten Buche werden die äußern Theile des Körpers beſchrieben, im zweiten die innern, mit Citaten aus den griechiſchen Schriftſtellern, namentlich den Ärzten. Georg Merula ſchrieb eine ſcharfe Kritik gegen Galeotti unter dem Titel Adnotationes. Dieſe Adnotationes ſind den ſpätern Ausgaben Galeotti's (der mailänder, der baſeler) beigefügt, und dieſe führen daher den Titel: *Galeotti*, De Homine, cum annotationibus *G. Merulae*. Die mailänder Ausgabe enthält dazu noch die Refutatio objectorum von Galeotti. (*F. W. Theile.*)

GALEOTTI (Pio Urbano), Arzt und Geburtshelfer in Neapel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., iſt Verfaſſer eines Handbuchs der Geburtshilfe, worin er Smellie und Levret folgt: L'Ostetricia di *Pio Urbano Galeotti*. (Napoli 1787.) (*F. W. Theile.*)

Digitized by Google

Galeperdon *Web.*, ſ. Lycogala.
Galera *Blume*, ſ. Arethusa.
Galerida, ſ. Galerita.

GALERITA. Mit dem Namen galerita (sc. avis) belegte Plinius unſere Hauben- oder Schopflerche, welche Linné in ſeinem Syſteme als Alauda cristata aufführte. Später wurde die Linné'ſche Gattung Alauda zur Familie Alaudidae erhoben und in mehre Gattungen unter beſondern Namen getheilt, und benutzte Boie den Namen Galerita zur Bezeichnung derjenigen Gruppe, welcher die Haubenlerche als Typus diente, und auf deren nähere Charakteriſtik wir uns hier beſchränken, indem wir für das Weitere auf den Artikel Alauda verweiſen.

Gen. Galerita *Boie* *). 1828. Schopflerche.

Als charakteriſtiſche Unterſchiede dieſer Gruppe von der nahe verwandten Alauda iſt der verhältnißmäßig längere Schnabel, bei verhältnißmäßig kürzern Flügeln und kürzerem, weniger ausgeſchnittenem Schwanze, zu betrachten. Die Federn des Hinterkopfes ſind in der Regel mehr oder weniger ſchopfartig verlängert und die erſte kurze Schwinge iſt, obgleich die Flügel im Ganzen kürzer, dennoch merklich länger als in der Gattung Alauda. An Arten gehören hierher:

1) G. cristata *Boie* (Bonap. List. no. 251. — Alauda cristata *Linn.* Syst. Nat. — Alauda galerita *Pallas.* — Heterops cristatus *Hodgs.* Cat. Nepal Birds in Gray's Zool. Misc. 1844. p. 84). Dieſer bei uns unter dem Namen der Hauben- oder Schopflerche gemeine Vogel iſt größer als die Feldlerche (Alauda arvensis *Linn.*), und unterſcheidet ſich von derſelben alsbald durch die ſchopfartig verlängerten, zugeſpitzten Federn der Haube, ſowie durch die roſtröthliche Färbung der Baſalhälfte der Innenfahne der Schwingen und die gleichfalls ins Röthliche ziehende Färbung eines merklichen Theiles der äußerſten, ſowie der Außenfahne der auf dieſe zunächſt folgenden Schwanzfeder. Die geographiſche Verbreitung dieſer Art iſt eine ziemlich weit ausgedehnte, indem ſie außer in Teutſchland auch im ſüdlichen Europa und Nordafrika, ſowie in Sibirien, Daurien und Nepal angetroffen wird.

2) * G. ferruginea (Alauda ferruginea *von der Mühle*, Beiträge zur Ornith. Griechenlands). Eine uns nur dem Namen nach bekannte, in Griechenland aufgefundene Art.

3) * G. malabarica (Alauda malabarica *Gm.* Syst. Nat. p. 795. no. 17. — *Scop.* Sonner. Voy. Indes tab. 113. f. 1). Oſtindien.

4) G. arborea *Boie* (Bonap. List. no. 252. — Alauda arborea *Linn.* Syst. Nat. — Alauda nemorosa *Gm.* — Alauda cristatella *Lath.*). Die kleinſte Art der Gattung, viel kleiner als die Feldlerche. Die Schopffedern ſind weniger ſtark verlängert und nicht zugeſpitzt. Der Außenrand der äußern, ſowie die Spitzen aller Schwanzfedern, die beiden mittelſten ausgenommen, ſind weiß. Die Art iſt über Europa bis zum 60° nördlicher Breite verbreitet und wird gleichfalls in Syrien und Kleinaſien häufig angetroffen.

5) G. crassirostris (Alauda crassirostris *Vieill.* Nouv. Dict. d'Hist. Nat. 1. p. 373; *id.* Encycl. meth. no. 37. — *Le Vaill.* Ois. d'Afr. tab. 193. — Calendula magnirostris *Sw.* Nat. Hist. of Birds p. 292). Hat in Färbung und Größe Ähnlichkeit mit der Haubenlerche, von welcher ſie ſich aber ſofort durch einen auffallend dickern Schnabel und kräftigere Statur unterſcheidet, ſowie durch kürzere Flügel und Schwanz. Die Färbung der Oberſeite ſtimmt noch mehr mit der der Feldlerche (Alauda arvensis), als der der Schopflerche überein. Die Federn des Hinterhauptes ſind nur ſehr wenig ſchopfartig verlängert. Mittlere Schwanzfedern wie der Rücken gefärbt, die übrigen, wie bei unſerer Schopflerche, ſchwarz, nur iſt die helle Zeichnung der Ränder der äußerſten Schwanzfedern hier weißlicher. Die roſtröthliche Färbung der Innenfahne fehlt hier faſt gänzlich und iſt nur bei den Armſchwingen ſchwach angedeutet. Die dunkeln Striche an der Unterſeite ſind tiefer, größer und ſchärfer hervortretend und bis unter die Bruſt herab und über die ganzen Seiten des Bauches, ſodaß nur die Mitte des Bauches und Afters ungefleckt, gelblich weiß erſcheint. Der dicke Schnabel iſt oben vorherrſchend dunkelbraun, unten gelbgefärbt. Ganze Länge etwa 6⅓″, Schnabel vom Mundwinkel 9 – 10‴, Flügel 3⅓″, Schwanz 2″ 4‴, Lauf 10‴. Vaterland: Das ſüdliche Afrika.

6) * G. senegalensis (Alauda senegalensis *Gm.* Syst. Nat. p. 797. no. 23. — *Buffon*, Pl. enl. 504. f. 1). Vaterland: Senegal. (*Cabanis.*)

GALERITAE. Die von Lamark für den Conulus der älteren paläontologiſchen Schriftſteller aufgeſtellte Gattung Galerites iſt durch Gray, des Moulins, Agaſſiz und Deſor einer gründlichen Reviſion unterworfen worden, bei der ſich herausgeſtellt hat, daß Galerites eine ganze Gruppe generell verſchiedener Typen einſchließt. Deſor hat in der Agaſſiz'ſchen Monographie der lebenden und foſſilen Echinodermen (3. Lieſer. Neuſchatel 1842.) dieſe Gruppe der Galeritae ſpeciell bearbeitet und in derſelben neun verſchiedene Gattungen feſtgeſtellt. Wir können nach ſorgfältiger Prüfung der generellen Charaktere die neun Gattungen nicht gleichwerthig neben einander beſtehen laſſen, ſondern müſſen eine Anzahl derſelben wieder unter Galerites vereinigen, ohne den Gruppencharakter der Galeriten im Allgemeinen zu ändern. Die Galeriten ſind allermeiſt nur in foſſilen Repräſentanten bekannte Seeigel der Familie der Clypeaſteriden, und unterſcheiden ſich von den andern Gruppen dieſer Familie vorzüglich durch die Fühlergänge, welche ohne Unterbrechung vom Scheitel zum Munde laufen. Die centrale Lage des Mundes und die veränderliche excentriſche des Afters haben ſie mit allen Clypeaſteriden gemein, aber die eigenthümliche Anordnung der Fühlergänge ſcheint auf

*) Boie (Iſis, 1828.) ſchreibt Galerida, was als ein Verſehen zu betrachten, und daher in Galerita zu verbeſſern iſt. Gleichbedeutend ſind die Namen Lullula *Kaup*, 1829, und Heterops *Hodgs.* 1841. Gleichfalls ziehen wir hierher die von Swainſon 1837 aufgeſtellte Gattung Calendula, weil wir keinen genügenden generiſchen Unterſchied aufzufinden vermögen. Mit letzterem iſt Erana *Gr. R. Gray*, 1840, identiſch.

Digitized by Google

einen tiefer begründeten Unterſchied in der Organiſation der Galeriten zu führen. Die Ambulacren der Seeigel dienen nämlich nach Tiedemann's und Valentin's Unterſuchungen nicht blos zur Bewegung, ſondern fungiren auch unmittelbar als Reſpirationsorgan. Daher wäre denn das Letztere bei den Galeriten zwar über den ganzen Körper verbreitet, während es bei den übrigen Clypeaſteriden nur eine ſehr beſchränkte Ausdehnung beſitzt. Den Kieferapparat im Munde hat man erſt ein einziges Mal beobachtet, bei allen übrigen foſſilen Exemplaren konnte er noch nicht mit Zuverläſſigkeit nachgewieſen werden, wiewol ſeine Exiſtenz aus der Anweſenheit eigenthümlicher Anheftungsflächen in der Umgebung des Mundes mit großer Wahrſcheinlichkeit geſchloſſen wird. Der Mund iſt in der Regel eckig, und ſelbſt in den am meiſten abgerundeten Formen läßt ſich ein zehnſeitiger Umriß anſtatt des fünfſeitigen bei allen übrigen Clypeaſteriden nachweiſen. In der Anordnung der Skelettäfelchen am Munde nähern ſich einige Gattungen mehr den Cidariten als ihren nächſten Verwandten. Der After iſt immer ſehr groß, meiſt elliptiſch und wandert in ſeiner Lage über und unter dem Rande. Bei den Discoideen und Echinoneen liegt er unterhalb des Randes, bei den eigentlichen Galeriten iſt er marginal oder höher, und bei Pygaſter und andern nähert er ſich dem Scheitel. Nach Deſor's Beobachtungen ſcheint er mit kleinen beweglichen Kalkplatten von verſchiedener Größe und mit warziger Oberfläche verſchließbar geweſen zu ſein. Der Genitalapparat, ohne Ausnahme im Scheitel gelegen, beſteht im Skelet aus fünf Genitalplatten, zwiſchen denen Ocellarplatten eingelegt ſind. Die niemals perforirte unpaare Genitalplatte iſt den mannichfaltigſten Änderungen unterworfen; bei den Discoideen z. B. überwiegt ſie die paarigen Platten, während ſie bei andern ganz verkümmert. Die zehn Genitalplatten umgeben ringförmig die Madreporenplatte, deren Erhaltungsgrad bei den foſſilen Exemplaren keine Anhaltungspunkte zur ſyſtematiſchen Beſtimmung bietet. Auf der Oberfläche des Galeritenſkelets unterſcheidet man, wie bei allen Seeigeln, Warzen und Wärzchen. Letztere ſind beſonders zahlreich vorhanden, zuweilen aber ſo fein, daß ſie erſt durch die Loupe erkannt werden können. Die Warzen ordnen ſich bald in regelmäßige Verticalreihen, bald ſtehen ſie unregelmäßig auf der Oberfläche vertheilt. Auf der untern Seite des Körpers ſind ſie ſtets größer als auf der obern und nehmen hier nach dem Scheitel hin noch an Größe ab. Ihre Form bietet nichts Eigenthümliches, mit Ausnahme bei Echinoneus, wo ſie weder perforirt ſind am Gipfel, noch mit einem crenulirten Rande umgeben. Die auf dieſen Warzen gelenkenden Stacheln ſind von den foſſilen Arten noch nicht bekannt. Jedenfalls waren ſie ſehr klein und zart. Bei dem lebenden Echinoneus conformis fand ſie Deſor kaum eine Linie lang, aber unter der Loupe betrachtet mit Längsleiſten und Querringen verſehen. Die das Skelet zuſammenſetzenden Kalkplatten zeigen wenig Eigenthümlichkeiten. Die Reihen, welche zwiſchen den Fühlergängen liegen, beſtehen immer aus viel größeren Platten als die Ambulacralplatten ſelbſt ſind. Von dieſen entſprechen vier bis fünf einer Interambulacralplatte, und ihre Form und Größe variirt nach den Gattungen. Die Poren der Fühler öffnen ſich meiſt an ihrem äußern Rande, ſelten auf der Mitte. Sind die Platten unregelmäßig, ſo öffnet ſich ein Theil der Poren auf den kleinen eingeſchobenen Platten, wie bei den echten Galeriten. Die innere Fläche erſcheint auf den häufig vorkommenden Steinkernen als äußere und geſtattet bei vollkommener Erhaltung des Exemplares noch die ſyſtematiſche Beſtimmung. Im Allgemeinen erſcheint auf ſolchen Steinkernen der Umfang des Mundes und Afters um Vieles größer, als in der Schale.

Die zu der Gruppe der Galeriten gehörigen Gattungen werden durch ihre Geſtalt im Allgemeinen, durch die Lage, Form und Größe des Afters und durch andere Charaktere unterſchieden. Sie ſind, mit Ausnahme von Echinoneus, nur foſſil bekannt und verbreiten ſich, wie es ſcheint, ausſchließlich im Jura- und Kreidegebirge. Discoidea und Hyboclypus gehören dem Jura an; erſtere geht auch ins Kreidegebirge, wo ſich die übrigen Formen ihr zugeſellen. Aus tertiairen Schichten kennt man noch keine Repräſentanten.

1) Galerites *Lamk.*

Seeigel von kegelförmiger, halbkugliger, mehr oder weniger deprimirter, im Umfange kreisrunder, ovaler oder abgerundet fünfſeitiger Geſtalt, deren After auf oder bald etwas unter, bald etwas über dem hintern Rande liegt. Dieſer ſowol als der centrale Mund iſt von mäßiger Größe. Die Oberfläche trägt nur zweierlei, größere und kleinere, perforirte, von einem crenulirten Rande umgebene, mehr oder weniger regelmäßig geordnete Warzen. Die hierher gehörigen Formen verbreiten ſich in den verſchiedenen Schichten des Kreidegebirges.

a) Galerites *Agass.*

Die generellen Charaktere dieſer Untergattung beſchränkt Agaſſiz auf die abgerundet und länglich fünfſeitige, nach Hinten verſchmälerte, hoch kegelförmige Körpergeſtalt mit ebener unterer Fläche, mit randlichem After, einfachen Ambulacra und einfachen, nach der Peripherie hin divergirenden Poren. Der After iſt elliptiſch und ſeine randliche Lage bald etwas höher, bald etwas tiefer. Der Mund mehr abgerundet als winklig, länglich und central, bei unverſehrt erhaltenen Exemplaren von erkennbar zehnſeitigem Umfang. Die Interambulacraltafeln ſind ſtets breiter als hoch auf der Mitte des Gehäuſes und nehmen gegen den Scheitel hin an Breite ab und an Höhe beträchtlich zu. Die Aſſeln der Fühlergänge ſind viel kleiner, ſehr ſchmal, keilförmig und unregelmäßig, zu je ſechs und mehr einer von jenen entſprechend. Ihrer Geſtalt nach laſſen ſich zwei verſchiedene Formen unterſcheiden, die urſprünglichen, in einer Nahtlinie mit einander verbundenen und die keilförmig dazwiſchen geſchobenen. Die Poren der Fühler öffnen ſich auf beiden. Die Oberfläche der Aſſeln iſt ſparſamer als bei den übrigen Gattungen mit Warzen beſetzt, daher auch die Galeriten im Leben weniger dicht mit Stacheln bewaffnet waren. Die höchſte Anzahl von Warzen auf einer großen Aſſel ſcheint auf

Digitized by Google

zwanzig zu ſteigen und ihre Anordnung auf der ganzen Oberfläche bietet keine beſondere Regelmäßigkeit. Nach dem Scheitel hin mit der Größenabnahme der Aſſeln verringert ſich auch die Zahl der Warzen, bis die letzten etwa nur noch zwei tragen. Auf der untern Körperſeite verkleinern ſich die Aſſeln gegen den Mund hin ebenfalls, aber die Warzen nicht in demſelben Verhältniſſe. Die Aſſeln der Fühlergänge tragen nur eine, höchſtens zwei Warzen. Unter der Loupe betrachtet erſcheinen alle Warzen mit dem Grübchen im Scheitel und mit dem crenulirten Ringe umgeben. Die den Raum zwiſchen den Warzen ausfüllenden Wärzchen ſind in ungeheurer Zahl vorhanden, in ihrer Form aber von jenen nicht verſchieden. Die Aſſeln der Genitalien laſſen ſich an den meiſten Exemplaren nicht genügend mehr erkennen. Sie ſtimmen in ihrer Anordnung mit andern Gattungen, z. B. Globator, Syrina, überein. Die vier paarigen Genitalaſſeln ſind faſt von gleicher Größe und jede mit einer kleinen Öffnung verſehen; die unpaare dagegen iſt nicht perforirt und von viel geringerem Umfange. Die Perforation der kleinen zwiſchen jenen liegenden Aſſeln läßt ſich ſelten deutlich erkennen. Auf Steinkernen prägen ſich die Fühlergänge deutlich aus, oft auch die Nahtlinie der Aſſeln, ebenſo Mund und Aſter. In ihrem geognoſtiſchen Vorkommen ſind die hierher gehörigen Arten auf das Kreidegebirge beſchränkt und zwar fehlen ſie auch hier in den tiefſten und höchſten Schichten, ſodaß ihre eigentliche Heimath im Pläner und der weißen Kreide liegt. Die geographiſche Verbreitung beſchränkt ſich nach den vorliegenden Beobachtungen auf Teutſchland, die Schweiz, Frankreich und England.

1) G. albogalerus *Lamk.* (Goldfuß, Petrefacten Taf. 40. Fig. 19. — *Desor* l. c. tab. 1. fig. 9—11. tab. 13. fig. 7. — Conulus albogalerus *Klein.* — Echinus albogalerus *Linn.* — Echinoneus albogalerus *Blainv.* — Discoidea albogalera *Agass.*). Die älteſtbekannte Art, welche ſchon Liſter, Lhwyd, Lange und Klein erwähnen und von Lamark zum Typus der Gattung erhoben war. Ihr auffallendſter Charakter liegt in der regelmäßigen Kegelgeſtalt des Körpers, in deſſen faſt kreisrunder, erweiterter Baſis der allen Galeriten eigenthümliche fünfſeitige Umriß noch zu erkennen iſt. Die untere Körperfläche iſt eben, ihr Rand abgerundet. Der Aſter ganz randlich, die centrale Mundöffnung im unverſehrten Zuſtande zehnſeitig. Die Ambulacralaſſeln klein und ſchmal, mit vier Warzenreihen in der Mitte und zweien gegen den Scheitel hin. Auf der untern Fläche verkleinern ſich die Aſſeln, aber ihre Warzen behalten dieſelbe Größe und beſonders häufen ſich die Wärzchen zwiſchen ihnen. Die Fühlergänge erweitern ſich nach Unten. Die Zwiſchenfühleraſſeln haben auf der Mitte des Körpers eine die Höhe um das Doppelte übertreffende Breite und tragen etwa ein Dutzend Warzen. Am Scheitel gleicht ihre Breite der Höhe und die Zahl ihrer Warzen ſinkt auf fünf und vier. Die Genitalaſſeln bieten keine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit. Die Exemplare charakteriſiren die weiße Kreide vorzüglich Englands, in Frankreich und Teutſchland ſcheinen ſie ſeltener vorzukommen.

2) G. pyramidalis *Des Moul.* (*Desor* l. c. tab. 1. fig. 1—3), iſt eine viel ſeltenere und nur in Steinkernen bekannte Art. Die birnförmige, ebenſo hohe als lange Körpergeſtalt zeichnet ſie auffallend aus. Die Baſis und der Scheitel verſchmälern ſich, ſodaß die Seiten bauchig hervorſtehen. Die Aſſeln der Fühlergänge ſehr ſchmal, der Aſter marginal. Deſor kennt den Fundort des einzigen Exemplares nicht.

3) G. vulgaris *Lamk.* (*Desor* l. c. tab. 2. fig. 1—10. tab. 13. fig. 4—6. — Echinites vulgaris *Leske* — Conulus gedanensis *Klein* — Galerites ovatus *Lamk.*). Dieſer Art werden gewöhnlich die in Feuerſtein umgewandelten Steinkerne der nordteutſchen Ebene und des Kreidegebirges zugeſchrieben. Eine ſorgfältige Unterſuchung der Schale und genaue Abbildung derſelben hat erſt Deſor geliefert. Er legt ihren bezeichnendſten Charakter in die gedrungene Körpergeſtalt, deren Höhe ſich zum Baſaldurchmeſſer wie 4 zu 5 verhält. Der Umfang der Baſis iſt ziemlich kreisrund, in Steinkernen deutlicher fünfſeitig. Der große, elliptiſche Aſter liegt etwas unterhalb des Randes, iſt aber doch wegen der Abrundung des Randes im Profil noch zu ſehen. Der Kiel darüber tritt beſonders auf Steinkernen deutlich hervor. Die Warzen ſtehen gedrängter auf der Oberfläche als bei der erſten Art, zu 17—20 auf einer großen Aſſel, und eben nicht regelmäßig geordnet. Die Ambulacralaſſeln ſind viel kleiner und unregelmäßiger. Von den Genitalaſſeln iſt die unpaare um die Hälfte kleiner als die paarigen und alle innig mit einander und mit der von ihnen eingeſchloſſenen Madreporenplatte verbunden. Die Ocellarplatten dazwiſchen ſind ſehr klein, ebenfalls perforirt, und an ihrem äußern Rande ausgezackt. In ihrem Vorkommen begleitet dieſe Art den Albogalerus, iſt aber viel häufiger.

4) G. conica *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 1. fig. 12—19. — Conulus albogalerus *Mant.*). Der vorigen ſo nah verwandt, daß nur durch eine ſorgfältige Vergleichung die ſpecifiſche Differenz erkannt wird. Dieſe liegt in der comprimirten und ebenſo hohen und höhern als langen Körpergeſtalt. Die Exemplare finden ſich nicht häufig in der weißen Kreide Englands.

5) G. subrotunda *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 2. fig. 11—14). Während die vorige durch ihre hohe Kegelgeſtalt von G. vulgaris ſich unterſchied, ſo dieſe durch ihre faſt halbkugelige Geſtalt. Außerdem iſt ihr hinterer Kiel ſtumpfer und der Aſter liegt oberhalb des Randes. Das einzig bekannte Exemplar ſtammt aus der weißen Kreide der Inſel Whigt.

6) G. globulus *Desor* (l. c. tab. 4. fig. 1—4). Faſt kugelig und von der vorigen Art durch ihre verengte Baſis unterſchieden. Der Aſter hat ebenfalls eine ſupramarginale Lage, aber iſt wegen der ſtarken Abrundung des Randes noch von der untern Seite aus zu ſehen. Das einzige Exemplar lag in der weißen Kreide Englands.

7) G. abbreviata *Lamk.* (*Desor* l. c. tab. 3. fig. 9—17. — Galerites vulgaris Goldfuß, Petrefk. Taf. 40. Fig. 20. — Conulus vulgaris *Mantell.* — Echinus

Digitized by Google

vulgaris *Linné*. — Galerites truncata *Defr.* — Globulus Wagricus *Klein.* — Globulus nodus und bulla *Klein.* — Echinites vulgaris *Lesk* — Conulus globulus *Klein*). Wiewol ſchon durch Klein von G. vulgaris unterſchieden, ſind doch beide Arten bis auf die neueſte Zeit mit einander verwechſelt worden. Die kurze Kegelgeſtalt mit kreisrunder Baſis zeichnet die Art auffallend aus. Die Höhe verhält ſich zum Baſaldurchmeſſer wie 2 zu 3. Der kreisrunde After liegt unterhalb des Randes und am Munde läßt ſich der zehnſeitige Umriß noch erkennen. Deſor vermuthet, daß die Poren der Fühlergänge nur auf den Primordialaſſeln vorkommen und die eingeſchobenen Aſſeln nicht perforirt ſind. Trotz der weiten Verbreitung und des häufigen Vorkommens der Exemplare ſind doch ſolche mit gut erhaltener Schale äußerſt ſelten und die Steinkerne genügen nicht immer zu einer verläſſigen Beſtimmung.

8) G. Orbignyana *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 3. fig. 5—8). Wie vorige kreisrund, aber faſt halbkugelig und mit marginalem After. Die untere Fläche iſt leicht concav. Das einzig bekannte Exemplar ſtammt aus der Touraine.

9) G. angulosa *Desor* (l. c. tab. 4. fig. 5—7). Der fünfſeitige Umriß des Körpers zeichnet dieſe Art von allen übrigen aus. Ihre Länge überwiegt die Höhe und Breite, und vorn iſt ſie faſt doppelt ſo breit als hinten. Der After randlich, die Warzen der untern Fläche groß, und die Poren der Fühlergänge in eigenthümlicher Anordnung. In der weißen Kreide Englands.

10) G. Castanea *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 4. fig. 12—16. — Galerites rhotomagensis *Agass.* — Pyrina castanea *Des Moul.* — Nucleolites castanea *Brongn.* — Catopygus castanea *Agass.*). Abgerundet fünfſeitig, länger als breit und breiter als hoch. Die größte Breite liegt zwiſchen den beiden vordern Fühlergängenpaaren und der hintere Theil verſchmälert ſich ſtark, aber dennoch iſt der Kiel hier wenig ausgeprägt. Der After iſt groß, elliptiſch, randlich. Die dünne Schale trägt ſehr zahlreiche Warzen, denn ſelbſt die Aſſeln der Fühlergänge tragen auf der Seitenmitte ſechs Reihen und auf den großen Aſſeln zählt man bis 25. Im Grünſande des Fiz, bei Saronet, Repoſoir, Rouen.

11) G. laevis *Agass.* (*Desor* tab. 4. fig. 8—11). Die hohe Lage des großen Afters bildet den ausgezeichnetſten Charakter. Die allgemeine Geſtalt iſt rundlich fünfſeitig, vorn breiter, hinten ſchmäler. Der Kiel der hintern Seite ſehr ſchwach. Die Aſſeln mit weniger Warzen beſetzt als bei voriger Art, nur vier Reihen auf den Fühlergängen und auf einer großen Aſſel höchſtens 10—12. Nur ein Exemplar wahrſcheinlich aus Frankreich.

12) G. conulus *Roemer* (Nordt. Kreidegeb. Taf. 6. Fig. 16). Faſt kreisrund und etwas breiter als hoch, kegelförmig, mit flach gewölbten Seiten und ganz flacher Baſis. Der rundliche After liegt am Rande und die Warzen ſind ſehr klein. Im Pläner bei Salzgitter.

13) G. globosus *Roemer* (ebenda Taf. 6. Fig. 14), halbkugelig, Seiten und Scheitel faſt gleichförmig gewölbt, Kiel der hintern Seite ſtumpf und der große quere After randlich. In der Kreide bei Peine und Salzgitter.

14) G. elongatus *Roemer* (ebenda Taf. 6. Fig. 15). Die Steinkerne dieſer in Geſchieben der norddeutſchen Ebene vorkommenden Art beſchreibt Römer als faſt halbkugelig, mit gewölbten Seiten, breiter, flacher Baſis und randlichem After.

Außerdem gehören in dieſe Abtheilung noch Gal. echinonea (*Desmoulin*, Ech. 246), Gal. pulvinatus (*Sowerby*, Transact. geol. soc. 2, ser. V, 327), Gal. subsphaeroidalis (*Archiac*, Bullet. soc. géol. de France 1846. b. III, 334) und die zweifelhaften Gal. coniexcentricus *Catull.* und Gal. Deckini *Galeot.*

b) Pyrina *Des Moul.*

Des Moulins vereinigte ſieben Arten des Kreidegebirges unter vorſtehendem Namen in eine Gattung, deren Charaktere er ſo ungenügend begründete, daß nach Agaſſiz's und Deſor's Reviſion nur eine einzige von jenen ſieben Arten in der Gattung verbleiben konnte. In dieſer zweiten Bearbeitung werden die Pyrinen als längliche, ovale Seeigel mit bauchigen Seiten, mit unregelmäßigen Warzen, mit centralem Munde und an der hinteren Seite gelegenem After geſchildert. Die ovale niedrige Geſtalt unterſcheidet ſie ſchon genügend von Galerites, darin nähern ſie ſich vielmehr den Catopygen, welche aber wegen der blattartigen Fühlergänge keine Verwechslung geſtatten. Der Mund iſt allermeiſt winkelig und länglich, in den meiſten Exemplaren aber nicht mehr in ſeiner natürlichen Form erhalten. Die bis jetzt bekannten Arten verbreiten ſich in den verſchiedenen Abtheilungen des Kreidegebirges.

15) G. ovulum *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 35—37), iſt regelmäßig oval, vorn ſo breit als hinten. Die hintere Seite trägt unterhalb des Afters eine breite Furche und dieſer ſelbſt iſt elliptiſch, am obern Rande der Hinterſeite gelegen. Die Warzen der Oberfläche ſtehen auffallend gedrängt. Auf der Seitenmitte trägt eine Ambulacralaſſel ſechs Reihen, am Scheitel noch vier. Die Wärzchen erſcheinen beſonders zahlreich und dicht gedrängt. Die Poren der Fühlergänge ſind an der obern Fläche ziemlich regelmäßig geordnet, an der untern in ſchiefer Richtung. Das einzig bekannte Exemplar iſt im Kreidegebirge Frankreichs vorgekommen.

16) G. ovata *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 32—34), wird ſich kaum ſpecifiſch von voriger geſondert erhalten, denn die etwas höhere Lage des Afters, die etwas geringere Tiefe der Furche unter demſelben, und die etwas dichter ſtehenden Warzen möchten wol nur individuelle Eigenthümlichkeiten andeuten. Häufiger als vorige in der untern Kreide von Saintes bei Charente.

17) G. depressa *Des Moul.* (Nucleolites depressa *Brongniart*, *Cuv.* rech. oss. foss. II. tab. 9. fig. 17. — Galerites castanea *Agass.*), nähert ſich durch die niedrige Lage des Afters mehr als eine andere Art den Galeriten. Die Aſſeln der Fühlergänge ſind ſehr ſchmal, kaum ein Drittheil ſo breit als die großen Aſſeln. Die untere Fläche iſt gewölbt, der Mund fünfſeitig und der

Digitized by Google

Aſter ſehr groß, elliptiſch. Im Grünſande von Repoſoir und am Fiz.

18) G. pygaea *Des Moul.* (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 27—31. — Galerites pygaea *Agass.*), findet ſich ziemlich häufig in den Schichten des Neocomien von Neuenburg, und zeichnet ſich durch die ſtark hervortretende untere Fläche, durch den elliptiſchen, in der Mitte der Hinterſeite gelegenen Aſter und durch den Mangel eines crenulirten Ringes an den Warzen aus.

c) Globator *Agass.*

Agaſſiz gründet die Exiſtenz dieſer Gattung nur auf eine einzige Art, welche ſich durch den Mangel eines Kieles über dem Aſter, die hohe Lage dieſes ſelbſt und ganz beſonders noch durch die runde Kugelgeſtalt von den eigentlichen Galeriten unterſcheidet.

19) G. nucleus *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 3. fig. 1—4), hat eine kreisrunde Kugelgeſtalt, einen winkeligen, etwas in die Länge gezogenen Mund und einen großen elliptiſchen Aſter, der in der Mitte der hintern Seite liegt. Von den Genitalplatten haben die paarigen keine beträchtlicherere Größe als die zwiſchen liegenden Ocellaraſſeln, aber die Perforation dieſer iſt viel ſchwächer, die Poren kaum ſichtbar. Die Warzen auf den Ambulacralaſſeln ſtehen in vier nicht ſehr regelmäßige Reihen geordnet. Das einzig bekannte Exemplar iſt heimathslos.

d) Nucleopygus *Agass.*

Die Arten dieſer Gruppe ähneln im Habitus mehr den Nucleoliten als den Galeriten, und nur die Anordnung der Fühlergänge feſſelt ſie an letztere. Sie ſind klein und deprimirt, unregelmäßig mit Warzen beſetzt und tragen den in einer Einſenkung gelegenen Aſter auf der obern Fläche. Die beiden bekannten Arten gehören dem Kreidegebirge.

20) G. minor (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 20—22). Gleicht einem kleinen Nucleoliten. Abgerundet und vorn verſchmälert, hinten ſtumpf, erweitert, deprimirt. Der Mund liegt in einer Vertiefung. Der auffallend große Aſter öffnet ſich nahe am Scheitel. Die einfachen Fühlergänge ſtimmen ganz mit denen der übrigen Galeriten überein, aber die Warzen ſind ſehr klein, zahlreich und ihr Ring nicht crenulirt.

21) G. incisus (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 23—26), erinnert mehr an die Gruppe der Pyrinen durch ihre ovale Geſtalt, durch ihre deprimirte hintere Seite an vorige Art. Die untere Fläche tritt merklich hervor und der ſehr große Aſter liegt nahe am Scheitel, aber in keiner Einſenkung wie vorhin.

e) Caratomus *Agass.*

Meiſt ſehr kleine, kreisrunde oder abgerundet fünfſeitige deprimirte Galeriten, deren Durchmeſſer vorn und hinten von gleicher Länge iſt, oder der hintere etwas länger. Der Aſter liegt ohne Ausnahme an der unteren Seite und über ihm ein ſtumpfer Kiel. Die ſechs bekannten Arten gehören ausſchließlich dem Kreidegebirge an.

22) G. avellana (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 11—13). Das fünfſeitige Gehäuſe hat ſeine größte Breite hinter der Mitte und zieht ſich dann ſchnell in einen ſtumpfen Kiel zuſammen, unter welchem der ſehr kleine Aſter liegt. Die untere Fläche iſt nicht vollkommen eben und der in ihrer Mitte gelegene Mund iſt ſehr klein. Die Zahl der Warzen iſt gering, 8—10 auf einer großen Aſſel und die kleinen Aſſeln der Fühlergänge haben alle gleiche Größe. Die Exemplare wurden in Frankreich und in der Krimm geſammelt.

23) G. faba (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 8—10), iſt länger als vorige, regelmäßig oval, der hintere Kiel weniger hervortretend, der Aſter klein und quer, der Mund größer. An der Mündung der Charente.

24) G. hemisphaerica (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 14—19), halbkugelig gewölbt und kreisrund, über dem Aſter kaum etwas erweitert. Der centrale Mund iſt undeutlich zehnſeitig, der randliche Aſter quer elliptiſch. Warzen wieder zahlreicher als bei den vorigen. Die Steinkerne laſſen ſich an der allgemeinen Form erkennen. In der weißen Kreide Englands.

25) G. orbicularis (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 5—7). Ebenfalls halbkugelig und kreisrund, aber über dem Aſter gar nicht erweitert, die Unterſeite ſchwach hervortretend, die Warzen ziemlich ſparſam und der Mund klein. Iſt vielleicht mit voriger identiſch. Von Villers.

26) G. rostrata (*Desor* l. c. tab. 5. fig. 1—4). Die auffallend deprimirte Geſtalt und der ſchnabelartig über dem Aſter hervorſtehende Kiel zeichnet dieſe Art ſehr gut aus. Ihre Oberfläche iſt ſparſam mit Warzen beſetzt. In der weißen Kreide Frankreichs, nach Römer auch bei Eſſen.

27) G. gehrdensis (Römer, Nordd. Kreidegebirge Taf. 6. Fig. 11), kann nur zweifelhaft hier angereiht werden. Römer beſchreibt ſie als eirund, flachgedrückt, vorn allmälig, hinten ſteil abfallend, unten flach gewölbt. Ihre Warzen ſind klein und deutlich, die Fühlergänge undeutlich, der Mund vor der Mitte (?), der Aſter nach dem Rande hin. Bei Gehrden.

2) Echinoneus *Phels.*

Dieſer lebende Repräſentant der Galeritenfamilie iſt ſchon ſeit van Phelſum bekannt. Die Charaktere des Echinoneus werden von Deſor mit Recht etwas ſchärfer gefaßt als von den frühern Schriftſtellern, bei welchen ſie ſowol von den Fibularien als von den eigentlichen Galeriten nicht beſtimmt genug geſchieden ſind. Der Mund, fälſchlich als rund bezeichnet, iſt nach Deſor immer ſchief und an ſeiner Innenſeite fehlen die Anheftungspunkte des Kieferapparates. Ebenſo auffallend unterſcheiden ſie ſich von den Galeriten durch ihre Warzen, welche niemals perforirt ſind und von einem nicht crenulirten Ringe umgeben werden. Außerdem findet man unter der Loupe bei allen Echinoneen noch eine beträchtliche Anzahl feiner, durchſcheinender ſchmelzartiger Wärzchen, welche allen Galeriten fehlen und von Deſor als ſehr charakteriſtiſch hervorgehoben werden. Im Genitalapparate fällt die beträchtliche Kleinheit der Ocellarplatten auf. Die allgemeine Körperform endlich iſt ſehr länglich, oval, deprimirt und der große Aſter dem Munde ſehr genähert.

Digitized by Google

Die feinen Stacheln auf den Warzen ſind, wie ſchon oben erwähnt, mit Längsleiſten und Querringen geziert. Die bekannten Arten leben in Meeren der alten und neuen Welt.

1) E. cyclostomus *Leske* (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 13—15. — Echinus cyclostomus *Linn.* — Galerites echinonea *Des Moul.*). Die von Breyn, Leſke, Seba gegebenen Abbildungen dieſer Art, auf welche ſich auch Lamarck bezieht, ſind falſch, zumal in der Zeichnung des Afters. Der Körper iſt breit oval, etwas zum fünfſeitigen Umriſſe geneigt, und ſtark deprimirt; die untere Fläche ſehr concav, der centrale Mund ſchief, der dieſem ſehr nahe gelegene After groß und elliptiſch, die Schale auffallend dünn. Im Genitalapparate wird nichts Eigenthümliches beobachtet. Unter der Loupe unterſcheidet man die trüben, undurchſichtigen Wärzchen ſehr gut von den ſchmelzartigen, welche überdies noch anders geſtaltet ſind. An den Lord Hoodinſeln.

2) E. minor *Leske* (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 16. — Echinoneus semilunaris *Lamk.* — Echinus ovalis *Museum Tessin*). Die auffallende Länge mit dem abgerundeten Scheitel gibt dieſer Art eine faſt cylindriſche, hinten nur wenig breitere Geſtalt als vorn. Der After iſt mehr oder weniger keilförmig geſtaltet. Das Deſor'ſche Exemplar ſtammt von der Dreifaltigkeitsinſel.

3) E. gibbosus *Lamk.* (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 4—6), iſt viel dicker als vorige beide und die Fühlergänge liegen in tiefen Rinnen. Die Warzen ſind auf der obern Seite nicht viel größer als die Schmelzwärzchen, während die andern Wärzchen ſehr klein und nur in geringer Anzahl vorhanden ſind. An den Küſten Amerika's.

4) E. cruciatus *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 1—3), ſchließt ſich durch ſeine längliche ſtark deprimirte Form wieder den erſten Arten an, aber die geringe Größe und geringe Anzahl der Warzen zwiſchen den zahlreichern ebenſo großen Schmelzwärzchen iſt ihr eigenthümlich. Letztere ſind auf der obern Seite drei Mal zahlreicher als die erſtern. Das Vaterland unbekannt.

5) E. elegans (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 7—9). Der erſten Art am ähnlichſten, aber relativ länger und höher, vorn ſchmäler, mit dickerer Schale. Die Warzen ſehr zahlreich, um das dreifache größer als die Schmelzwärzchen. An Portorico.

6) E. serialis (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 10—12), iſt eine der größten Arten und durch die Anordnung ihrer Warzen in regelmäßige Reihen ſehr ausgezeichnet. Ihre Schale iſt dick, lang geſtreckt, ſehr deprimirt und nach vorn ſtark verſchmälert. Die Schmelzwärzchen ſehr klein und nur in geringer Anzahl vorhanden. Vaterland unbekannt.

7) E. conformis (*Desor* l. c. tab. 6. fig. 17—21). Regelmäßig oval und ziemlich dick, der Mund breit und ſehr ſchief, der After ſehr groß. Das Verhältniß der Warzen und Wärzchen erinnert an E. elegans, da die unterſuchten Exemplare noch mit Stacheln bedeckt waren und die Schmelzwärzchen ohne Stachel befunden wurden, ſo läßt ſich vermuthen, daß letztere auch bei den übrigen Arten keine Stacheln tragen. Vaterland unbekannt.

3) Discoidea *Gray*.

Schon von Klein als eigenthümlich erkannt iſt dieſe Gattung von Leſke, Lamarck, Goldfuß und Andern mit Galerites verwechſelt worden, mit der ſie in der That auch eine ſehr große Ähnlichkeit beſitzt. Gray hat ſie wieder in ihre alten Rechte eingeſetzt und Agaſſiz ſowol als Deſor haben ſie mit Hilfe eines reicheren Materiales gründlicher unterſucht. Erſterer beſchreibt ſie als kreisrunde Galeriten mit centraler, großer zehnzackiger Mündung, mit großem ovalen, meiſt ſubmarginalen After, mit aus zwei Reihen kleiner runder dicht gedrängter Poren gebildeten Fühlergängen und mit regelmäßig geordneten, perforirten Warzen. Intereſſant ſind die Steinkerne mancher Arten durch die tiefen Einſchnitte am untern Rande, welche von Lamellen oder Leiſten an der Innenſeite der Schale herrühren. Deſor hat dieſe gekerbten Steinkerne und die Arten mit ganzrandigen Steinkernen ſorgfältig verglichen und einen äußern Unterſchied erkannt. Die erſtern ſind nämlich meiſt höher, gewölbter, ihre untere Seite flach, Mund und After kleiner, die Warzen ſehr fein; die Arten mit ganzrandigen Steinkernen weichen mehr von den echten Galeriten ab, ſind deprimirt, ihre untere Seite concav, der After ſehr groß, die Warzen ſtärker. Mit dieſen Unterſchieden harmonirt die geologiſche Verbreitung der Arten, indem die erſtern im Kreide-, die andern im Juragebirge vorkommen. Deſor bewahrt dieſen Unterſchied zur Gruppirung der Arten und nennt die einen Diskoideen im engern Sinne, die andern Holektypen (ὅλος-εκτυπος). Wir können ebenfalls nicht mehr als Gruppencharaktere für Arten darin finden und müſſen ſie zur Begründung ſelbſtändiger Gattungen zurückweiſen. Die Warzen ſind beſonders bei den juraſſiſchen Arten in regelmäßige Reihen geordnet, die man vom Munde zum Scheitel laufen ſieht, bei den ſpätern Arten ſind die Reihen weniger regelmäßig und die Warzen viel kleiner. Die Wärzchen ſind wegen ihrer Kleinheit mit bloßem Auge nicht zu erkennen, aber bieten in ihrer Anordnung ſpecifiſche Differenzen. Die zahlreichen Arten gehen vom Unteroolith bis in die obern Schichten des Kreidegebirges.

a) Discoidea *Desor*.

Die hierher gehörigen Arten haben kleine Warzen, in nicht immer ſehr regelmäßigen Reihen, eine untere ebene Fläche, einen kleinen After, und einen am Rande mit Einſchnitten verſehenen Steinkern.

1) D. subuculus *Bronn* (Leth. geogn. tab. 29. fig. 19. — *Desor* l. c. tab. 7. fig. 5—7. — Discoidea rotularis *Gray* — Galerites rotularis *Lamk.* — Echinites subuculus *Leske* — Galerites subuculus *Goldf.*). Auf dieſe Art gründete Klein ſeine Gattung Discoides. Sie ſtellt einen kreisrunden Kegel dar, deſſen Höhe ſich zum Baſaldurchmeſſer wie 3—4 verhält. Der zehneckige große Mund liegt in einer Einſenkung und der große elliptiſche After dem Rande genähert. Die Warzen erſcheinen unter der Loupe betrachtet am Rande auf den großen Aſſeln in zehn Reihen, auf den Ambulacralaſſeln

Digitized by Google

in je vier Reihen geordnet und nur halb ſo groß. Die großen Aſſeln ſind auch längsgekielt. Die zierlichen Exemplare dieſer Art kommen häufig vor in den ſandig mergligen Schichten des Pläners in Teutſchland, Frankreich und England.

2) D. minima *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 7. fig. 1—4), iſt noch kleiner als vorige, und unterſcheidet ſich durch die deprimirte Geſtalt mit abgerundetem Rande und weniger concaver Unterſeite. Die Warzen ſind in geringerer Anzahl vorhanden und die Wärzchen in ſchiefen horizontalen Reihen geordnet. Im Kreidemergel Frankreichs.

3) D. pisum *Merian*, iſt dem vorigen gleich, nur daß die Wärzchen wie bei D. subuculus unregelmäßig vertheilt ſind. Fundort unbekannt.

4) D. turrita *Desor* (l. c. tab. 13. fig. 1—3), kegelförmig, etwas höher als subuculus und mit mindeſtens zwölf Warzenreihen auf den großen Aſſeln, die Warzen deutlich perforirt. In einem Exemplare aus dem Grünſande an der Perte du Rhone bekannt.

5) D. cylindrica *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 8. fig. 8—16. — Galerites cylindricus *Lamk.* — Conulus Hawkinsii *Mantell.* — Galerites Hawkinsii *Des Moul.* — Galerites canaliculatus *Goldf.* — Galerites quadrifasciata *Blainv.* — Echinus quadrifasciatus *Linn.*). Ein großer und prächtiger, hochgewölbter Seeigel mit kreisrunder Baſis, überall in den mergeligen Kreideſchichten verbreitet. Sein Name iſt von der beträchtlichen Höhe entlehnt. Die untere Seite iſt flach, der Mund rund und relativ klein, der Aſter ebenfalls klein und dem Rande etwas genähert. Die Warzen ſehr klein, wenn auch zahlreicher, kennt man auf den großen Aſſeln doch nur zwei regelmäßige Reihen. Auf der untern Fläche ſind ſie größer und in horizontale Reihen geordnet. Die Wärzchen dazwiſchen ſind ſehr zahlreich. Die Ambulacralaſſeln tragen nur zwei Reihen, ſind ſelbſt ſehr ſchmal, regelmäßig, mit je zwei Poren verſehen. Die fünf Genitalaſſeln haben gleiche Größe und die Ocellaraſſeln zwiſchen ihnen eine auffallende Kleinheit. Die Steinkerne zeichnen ſich durch ſehr markirte Rinnen auf den großen Aſſeln der Unterſeite aus.

6) D. rotula *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 7. fig. 15. 16. — Nucleolites rotula *Brongn.* — Pyrina rotula *Des Moul.*). Der vollkommen kreisrunde Umfang und der in der Mitte zwiſchen Mund und Rand gelegene Aſter unterſcheidet dieſe Art von der ihr ſehr ähnlichen conica. In den Steinkernen ſind auch die Randkerben viel ſchmäler als bei jener. Am Fiz und andern Orten Frankreichs.

7) D. Favrina (*Desor* l. c. tab. 7. fig. 12—14) nähert ſich in der allgemeinen Geſtalt der cylindrica, aber ihre Warzen bilden auf der flachen Unterſeite nicht ſo regelmäßige horizontale Reihen und der Aſter iſt dem Rande näher gerückt. In der Kreide von Rouen und an der Perte du Rhone.

8) D. conica (*Desor* l. c. tab. 7. fig. 17—22). Kegelförmig und abgerundet fünfſeitig im Umfang. Die Steinkerne zeichnen ſich durch auffallende Größe des Mundes und Aſters, ſowie der tiefen Kerben am Rande aus. In den untern Kreideſchichten Frankreichs.

9) D. decorata (*Desor* l. c. tab. 8. fig. 1—3), iſt niedrig, deprimirt, ihre untere Fläche concav, der Aſter ungeheuer groß, die Warzen ſtark und zierlich geordnet. Im Grünſande der Dauphiné.

10) D. plana *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 1—3), iſt die flachſte der ganzen Gattung, denn ihre Höhe gleicht noch nicht der halben Breite. Die untere Fläche iſt tief concav, der Mund ſehr abgerundet. Die Warzen ſind ſechsreihig auf den großen Aſſeln angeordnet, nur in zwei Reihen auf den Ambulacralaſſeln. Die Wärzchen ſtehen in Querreihen. Wahrſcheinlich aus dem Grünſande der Normandie.

b) Holectypus *Desor*.

Die Warzen ſind groß und regelmäßig geordnet, die Unterſeite concav, der Aſter ungeheuer groß und die Steinkerne ganzrandig.

11) D. depressa *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 10. fig. 4—12. — Galerites depressus *Lamk.* — Echinus depressus *Linn.* — Galerites radiatus *Val.*). Niedrig kegelförmig, kreisrund oder abgerundet fünfſeitig; die Unterſeite leicht concav, der Aſter faſt den ganzen Raum vom zehneckigen Munde bis zum Rande einnehmend. Am Rande zählt man auf einer großen Aſſel dreizehn Warzenreihen, auf den Ambulacralaſſeln ſechs Reihen, bei kleineren Exemplaren indeſſen weniger. Die zahlreichen dicht gedrängten Wärzchen ſind eben nicht regelmäßig geordnet. Die Exemplare ſehr charakteriſtiſch für den Unteroolith der Schweiz und Normandie.

12) D. Meriani (*Desor* l. c. tab. 10. fig. 1—3), unterſcheidet ſich von voriger durch die weniger ausgeprägte Kegelgeſtalt, durch den viel breitern Aſter und den erweiterten Baſalrand. Fundort unbekannt.

13) D. arenata (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 11—13), deprimirt und faſt breiter als lang. Sechs Warzenreihen zählt man auf einer großen Aſſel am Rande, zwei auf einer Ambulacralaſſel. Die ſehr feinen Wärzchen dazwiſchen ſtehen in regelmäßigen Querreihen und was beſonders charakteriſtiſch iſt, die am Munde gelegenen ſind länglich oval. Das einzige Exemplar iſt im Oxford des Cantons Solothurn gefunden worden.

14) D. Mandelslohi (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 14—16). Kegelförmig und unten kaum concav, im Umfange kreisrund, der Aſter relativ klein. Die Anordnung der Warzen wie vorhin, aber die Wärzchen am Munde nicht oval. Im untern Corallenkalk von Solothurn und Urach.

15) D. punctulata (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 17—19), deprimirt, mit abgerundetem Rande und flacher Unterſeite, ausgezeichnet beſonders durch die Anordnung der Wärzchen. Dieſe erſcheinen nämlich unter der Loupe betrachtet in ſehr entfernt ſtehenden und ſehr regelmäßigen Querreihen geordnet und zwiſchen dieſen Reihen liegen die ebenfalls ſparſam vorhandenen Warzen in ſenkrechten Reihen. Im untern Coralrag von Dettingen, Bern und Beſançon.

16) D. concava *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 4—6). Die höchſte Kegelform unter allen juraſſiſchen Arten, denn der Baſaldurchmeſſer iſt nur um ein Drit-

45 *

Digitized by Google

theil größer als die Höhe. Der Mund liegt in einer tiefen centralen Concavität der Unterſeite und iſt im Verhältniß zu dem kleinen After ungeheuer groß. Die Warzen ſind klein in zehn Reihen auf den großen und in vier auf den Ambulacralaſſeln geordnet. Die Wärzchen vertheilen ſich unregelmäßig. Das einzige Exemplar erhielt Deſor aus dem Eiſenoolith von Bayeux in der Normandie.

17) D. inflata *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 9. fig. 7—10), iſt gewölbter als vorige, faſt halbkugelig, die Unterſeite leicht concav, der Mund mäßig und der After ſehr groß; die Schale dünn und zerbrechlich, mit ſehr kleinen Warzen, deren zwölf Reihen auf den großen Aſſeln und vier auf den Fühlergängen ſtehen. Die kaum ſichtbaren Wärzchen reihen ſich in der Quere. Häufig im Portland des Birſethales.

18) D. hemisphaerica *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 8. fig. 4—7, unterſcheidet ſich von allen vorigen ſogleich dadurch, daß ihr großer After am Rande liegt. Die ſehr kleinen Warzen bilden zwiſchen den Fühlergängen dreizehn, und auf dieſen ſechs Reihen. Im Corallenkalk der Normandie.

19) D. speciosa *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 10. fig. 13—15. — Galerites speciosa *Münster* — Nucleolites speciosus *Des Moul.* — ? Cidaris angulosa *Leske*). Die größte der ganzen Gattung, drei Zoll im Durchmeſſer erreichend bei einer Höhe von 1¼ Zoll. Die Unterſeite iſt leicht concav, der Mund relativ klein, der längliche After größer. Die Warzen der Unterſeite ordnen ſich nicht ganz regelmäßig. Im Portland des Birſethales und im obern Jurakalk bei Heidenheim.

20) D. macropyga *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 7. fig. 8—11). Eine deprimirte kreisrunde Art mit concaver Unterſeite, ſehr großem Munde und After. Die Warzen bewahren vom Rande bis zum Scheitel dieſelbe Größe und die Wärzchen ordnen ſich in entfernt ſtehende Querreihen. Die Exemplare im Neocomien von Neufchatel und Genf.

4) Pygaster *Agass.*

Die früher bekannten Arten dieſer Gattung ſtanden unter den Nucleoliten und ſind nebſt einigen neuen von Agaſſiz unter Pygaſter vereinigt. Ihr Charakter liegt in der deprimirten, rundlich fünfſeitigen Geſtalt, in den regelmäßigen Warzenreihen und dem großen, auf die obere Seite gerückten After. Die Mündung iſt ebenfalls groß und deutlich zehneckig. Die Warzen werden unregelmäßig auf der Oberfläche von zahlreichen, auf der Unterſeite von ſehr wenigen Wärzchen umgeben. Die Arten verbreiten ſich im Jura und in der Kreide.

1) P. umbrella *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 12. fig. 4—6. — Galerites umbrella *Lamk.* — Nucleolites umbrella *Defrance* — Echinoclypeus umbrella *Blainv.* — Clypeus Plotii *Klein* — Clypeus sinuatus. *Lesk.* — Clypeus semisulcatus *Phill.* — Nucleolites semisulcatus *Des Moul.* — Pygaster semisulcatus *Agass.*). Erreicht einige Zoll im Durchmeſſer und iſt abgerundet fünfſeitig. Ihre Höhe verhält ſich zur Breite wie 2 zu 5, und der Scheitel liegt etwas hinter der Mitte. Der After nimmt den halben Raum zwiſchen Scheitel und Rand ein. Die Unterſeite iſt leicht concav und die zehn Ecken des großen Mundes ſtehen ſcharf hervor. Im Portland des ſchweizer Jura, vielleicht auch im Corallenkalk in Yorkſhire.

2) P. patelliformis *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 11. fig. 11—13), das einzig bekannte Exemplar ſtammt ebenfalls aus dem ſchweizer Jura und weicht von voriger Art nur wenig ab.

3) P. laganoides *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 11. fig. 5—7). Eine viel kleinere, ſehr flache und abgerundete Art mit auffallend großem Munde und eben ſolchem After. Zwölf Warzenreihen ſtehen zwiſchen den Fühlergängen und vier auf denſelben. Gegen den Scheitel hin werden die Warzen von dicht gedrängten Wärzchen umgeben, auf der Unterſeite von nur ſehr wenigen. Das einzig vollſtändige Exemplar lag im Corallenkalk bei Ranville.

4) P. tenuis *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 12. fig. 1—3), hat eine viel dünnere Schale als die vorigen und iſt mit zahlreichen kleinen Warzen beſetzt, deren man mindeſtens 20 zwiſchen den Fühlergängen und mindeſtens ſechs Reihen auf dieſen zählt. Eine unendliche Anzahl von feinen Wärzchen umgibt die Warzen. In der Größe erreicht das Gehäuſe die der erſten Art. Im Corallenkalk in Solothurn.

5) P. costellatus *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 11. fig. 1—4. — Nucleolites depressus *Münst.* — Pygaster depressus *Agass.* — Collyrites depressus *Des Moul.*) deprimirt und abgerundet, der Mund in einer Einſenkung gelegen und der relativ ſehr kleine After gleich über dem Rande. Die Warzen ſehr klein, zumal auf der obern Seite, in ſechs Reihen auf den Fühlergängen und in 16 Reihen zwiſchen denſelben. Im Grünſande an der Mündung der Charente.

6) P. truncatus *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 11. fig. 8—10), wird ſchon durch den Namen charakteriſirt, welcher von der auffallenden Abſtumpfung des hintern Randes im rundlichen Umriß entlehnt iſt. Die obere Seite iſt flach gedrückt und der After dehnt ſich vom Scheitel faſt bis an den Rand hin aus. Die Warzen ſtehen in vier Reihen auf den Fühlergängen und in neun zwiſchen denſelben. Aus dem Grünſande an der Mündung der Charente.

5) Hyboclypus *Agass.*

Dieſe Gattung bildet das äußerſte Glied in der Familie der Galeriten, denn ſie theilt mit denſelben die allgemeine Form, die einfachen Fühlergänge und die Structur und Anordnung der Warzen, aber der Mund rückt aus dem Centrum und dadurch nähert ſich Hyboclypus dem Dyſaſter und der After öffnet ſich in einer obern Rinne wie bei den Nucleoliten. Die beiden bekannten Arten gehören dem Unteroolith an.

1) H. gibberulus *Agass.* (*Desor* l. c. tab. 13.

Digitized by Google

fig. 12—14) hat eine buckelige, unregelmäßige Geſtalt, vorn ſchmal und hoch, hinten breit und deprimirt, der Rand wellig gebogen. Die vordere Höhe wird durch einen Kiel vergrößert, während die hintere Depreſſion durch eine breite, tiefe Rinne unterſtützt wird. In dieſer dem Scheitel genähert öffnet ſich der große After. Die fünfſeitige Mündung liegt in einer Depreſſion im vordern Drittheile der Unterſeite. Die Warzen ſind ſehr klein und dicht gedrängt von zahlreichen Wärzchen umgeben.

2) H. canaliculatus (*Desor* l. c. Dysaster tab. 4. fig. 8. 9. — Nucleolites canaliculatus Goldfuß, Petrefact. Taf. 149. Fig. 8), iſt regelmäßig und hoch gewölbt, nach Vorn wenig verſchmälert. Der vordere Kiel fehlt, aber die Afterrinne iſt vorhanden. Die Warzen ſind klein und, wie vorhin, dicht gedrängt mit Wärzchen umgeben. Von Staffelberg bei Bamberg. (*Giebel.*)

GALERIUS (C. Val. Maximianus), bemerkenswerth als Mitregent des Kaiſers Diocletian. Galerius war von niedriger Herkunft, ſtammte aus einem Dorfe bei Sardica in Dacien, war erſt Hirt (daher ſpäter Armentarius genannt), dann Soldat, und zeichnete ſich als ſolcher ſo ſehr durch Tapferkeit aus, daß er bald zu den höchſten Stellen gelangte und endlich neben dem Conſtantius Chlorus vom Diocletian am 1. März 292 zum Mitregenten ernannt wurde. So hatte alſo nunmehr Rom, da Diocletian ſechs Jahre früher ſchon den Maximianus zum Mitregenten angenommen hatte, zu gleicher Zeit vier Regenten, welche ſich, wiewol Diocletian vor der Hand noch die Seele des Ganzen blieb, in die einzelnen Provinzen theilten. Galerius erhielt dabei Thracien und die Länder an der Donau mit der Hauptſtadt Sirmium. Wenn aber bei dieſer weſentlichen Umgeſtaltung der Verwaltung des großen Staatskörpers, zu deren weiterer Sicherſtellung die neuen Cäſaren ſelbſt ihre Weiber verſtoßen und ſich unter einander verſchwägern mußten, Diocletian ſich der Hoffnung hingegeben hatte, auf dieſe Weiſe den nahen Sturz des ſchon längſt morſchen Koloſſes aufhalten zu können, ſo hatte er ſich gewaltig getäuſcht, wenn auch ſeine vermittelnde Klugheit die Eintracht unter den ſich ganz unähnlichen Herrſchern noch eine Zeit lang zu erhalten wußte. Galerius ſpielte in dieſer nach Innen und Außen gefahrdrohenden Zeit eine nicht unbedeutende Rolle, die indeſſen nur in ſofern Intereſſe gewährt, als Galerius, deſſen Perſönlichkeit der aller ſeiner Mitregenten untergeordnet erſcheint, doch endlich alle drei überflügelte und ſich factiſch, wenn auch nur auf kurze Zeit, zum alleingebietenden Staatsoberhaupte emporzuſchwingen wußte. Sein erſtes Auftreten als Cäſar bezeichnete eine unglückliche Unternehmung gegen die Perſer, zu deren Demüthigung ihn Diocletian, der ſich mit ihm daſelbſt zu vereinigen gedachte, von der Donau an den Euphrat rief. Ohne dieſe Vereinigung mit Diocletian abzuwarten, griff Galerius die Perſer mit ſeinem beſonders an Reiterei ſchwachen Heere grade von der Seite her an, wo ſie am ſtärkſten waren, und erlitt zwiſchen Kallinikum und Karrhä eine furchtbare Niederlage. Lohn dafür war ein höchſt ungünſtiger Empfang von Seiten Diocletian's. Indeſſen wußte Galerius dieſen Schaden bald wieder gut zu machen. Nachdem er in den Donauprovinzen ein neues Heer geſammelt hatte, in welches er beſonders eine große Zahl von Gothen aufnahm, ging er von Neuem den Perſern entgegen und gab dabei ſelbſt mehrfache Proben ſeines perſönlichen Muthes. So ſoll er nur von zwei Andern begleitet auf Kundſchaft in das perſiſche Lager gegangen und daſelbſt ſich auf das Genaueſte orientirt haben. In der darauf folgenden Schlacht errang er einen ſo großen Sieg [1]), daß man darüber ſeine frühere Niederlage ganz vergaß. Eine große Anzahl Perſer wurde niedergehauen, König Narſes ſelbſt verwundet. In dem hierdurch erzwungenen Frieden (im J. 297) mußten die Perſer Meſopotamien, fünf Provinzen (deren Namen werden verſchieden angegeben) jenſeit des Tigris und die Oberherrlichkeit über Armenien und Iberien am Kaukaſus abtreten. Gleichzeitiges Waffenglück der drei andern Kaiſer gab endlich im J. 303 Veranlaſſung zu einem und zwar dem letzten prachtvollen Triumphzuge, den die vier Imperatoren zuſammen feierten. Bald aber änderte ſich Alles. Bereits am 1. Mai 305 legten Diocletian und ebenſo Maximian ihre Würde nieder, und wie es ſcheint wurde Diocletian hierzu weniger durch Altersſchwäche als durch die Herrſchſucht des Galerius bewogen. So wurden alſo nunmehr die bisherigen Cäſaren Galerius und Conſtantius zu Auguſten erhoben, aber, wie ſchon bemerkt, des Conſtantius Erhebung blieb ohne Bedeutung; als der eigentliche und alleinige Träger der kaiſerlichen Gewalt erſcheint Galerius. Nicht nur daß bei der neuen Theilung des Reichs Conſtantius in den weſtlichen Provinzen den kleineren Theil erhielt und Galerius den größeren Theil behauptete, ſo ernannte derſelbe auch, ohne weitere Rückſprache mit ſeinem Collegen zu nehmen, zwei neue Cäſaren, den rohen, unerfahrenen Jüngling Daza, genannt C. Galerius Maximinus für Ägypten und Syrien, und den Flavius Severus für Italien und Afrika. Ja des Conſtantius Sohn, Conſtantinus, blieb ſelbſt als Geiſel am Hofe des Galerius und konnte, als er die Krankheit ſeines ſchon das Jahr darauf mit Tode abgehenden Vaters erfuhr, nur mit Liſt entkommen. Ebenſo ſehr aber als dieſe Vorgänge einen hellen Blick in die von maßloſer Herrſchſucht erfüllte Seele des Galerius thun laſſen, ebenſo ſehr lieferte die darauf folgende Zeit den Beweis, wie wenig Galerius der ſich angemaßten Gewalt gewachſen war. Während er des Conſtantius Sohn, Conſtantinus, der nach ſeines Vaters Tode unterſtützt von einem alemanniſchen Fürſten Croch ſogleich die Regierung übernahm, als Cäſar anerkennen mußte, ja ſelbſt es nicht hindern konnte, daß demſelben die Legionen den Auguſtustitel anboten, konnte er es ebenſo wenig hindern, daß in Rom die Prätorianer, zum letzten Male ihre alte Macht ausübend, den Sohn Maximian's, Maxentius, am 28. Oct. 306 zum Auguſtus ausriefen, ſodaß nunmehr, da Maxentius ſeinen Vater zum Mitregenten annahm, das Reich auf einmal ſechs Regenten hatte: Galerius, Severus, Conſtantinus, Maximinus, Maxentius und Maximianus. Die Rolle, welche Galerius ſeit dieſer Zeit ſpielte, war eine ziemlich unbe-

1) *Zonaras* Annal. Lib. XII. Cap. 31. p. 481. ed. Venet.

Digitized by Google

deutende und erfüllt mit neuem Abſcheu vor ihm. Während ſchon die erwähnte Empörung der Prätorianer in Rom in nichts anderem ihren Grund hatte, als in einer willkürlichen Erhöhung der ohnedies drückenden Vermögensſteuer, zu welchem Ende er eine Zählung und genaue Unterſuchung des Vermögens anſtellen ließ, machte er ſich auch durch ſeine grauſame Strenge bei ſeinen Legionen ſo verhaßt, daß er, als er, um den Marentius zu vernichten, gegen Rom aufbrach, ſchon bei Narni wieder umkehren mußte. Noch verabſcheuungswürdiger als bis dahin erſcheint er auf dieſem Rückzuge aus Italien, wobei er ſeinen Soldaten die ſchrecklichſten Gräuel erlaubte. Das einzige Bemerkenswerthe von ihm in dieſer Zeit, obgleich daſſelbe ſeine Charakterloſigkeit erſt recht documentirt, war ſeine Verſtändigung mit Marimian, der zu ihm nach Pannonien kam, um mit ihm und dem alten aus ſeiner Ruhe herausgeriſſenen Diocletian des Galerius alten Freund und Waffengefährten Licinius zum Mitregenten zu ernennen, ein Unternehmen, was die allgemeine Verwirrung in dem Reiche nur vergrößerte und auch den letzten Schein von Einigkeit unter den Gewalthabern vernichtete. Aus den letzten Lebensjahren des Galerius verdient nur noch ein in ſeinem und ſeiner Mitregenten Namen erlaſſenes Edict [2]) Erwähnung, wodurch er, wol weniger aus Reue als aus Überzeugung von der Fruchtloſigkeit ſeines bisherigen Verfahrens, die weitere Verfolgung der Chriſten, welche dieſelben von Diocletian und von ihm zu erdulden gehabt hatten, aufhob und ihnen Duldung und öffentliche Religionsübungen erlaubte, wiewol das Edict im Orient niemals befolgt wurde. Er ſtarb an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen in Nikomedien im J. 311 an einer ebenſo ſchrecklichen wie ekelhaften Krankheit [3]). Seine Witwe Valeria, ſowie ſein Sohn Candidianus, ſollen nach ſeinem Tode erſt von Marimin und dann von Licinius hart verfolgt worden ſein, ja Valeria wurde ſpäter in Theſſalonich entdeckt auf des Licinius Befehl öffentlich hingerichtet. (*Ramshorn.*)

GALEROPIA (von *γαλερός*, hell, heiter, und *ὤψ*, Geſicht), wird ein auf erhöhter Reizbarkeit des Sehnerven beruhender Geſichtsfehler genannt. Die Gegenſtände erſcheinen nämlich dem Auge in einem hellern Lichte, das Gelbe mehr weißlich, das Weiße glänzend, das Dunkle etwas erleuchtet. Dieſer Geſichtsfehler kommt bei Kurzſichtigen vor. (*F. W. Theile.*)

GALERUCA iſt eine Käfergattung, welche Cuvier nebſt einigen andern in die Gruppe der **Galerucitae** ſeiner Familie **Cyclica** in der Abtheilung der Tetrameren ſtellt. Cuvier charakteriſirt die Gruppe durch ihre fadenförmigen, mindeſtens die halbe Körperlänge erreichenden Fühler, die ſehr nahe beiſammen zwiſchen den Augen eingelenkt ſind. Die Palpen der Marillen enden mit zwei kegelförmigen Gliedern. Der Körper iſt oval oder ſchlank, geſtreckt. Die Mitglieder zerfallen in ſolche mit Springfüßen und in ſolche mit gleichen Füßen. Geoffroy's **Luperus** umfaßt in der letztern Abtheilung diejenigen Arten, deren letzten beiden Palpenglieder von wenig verſchiedener Größe ſind und deren Fühler aus cylindriſchen Gliedern gebildet mindeſtens Körperlänge haben. Die Arten mit kürzern Fühlern, deren Glieder von kegelförmiger Geſtalt ſind, faßt Geoffroy in die Gattung **Galeruca** im engern Sinne zuſammen. Die ſpringenden Galerucilen bilden die Gattung **Haltica**, deren Arten klein, mit ſchönen Farben geziert ſind und in großer Anzahl beiſammen auf Pflanzenblättern leben. Ihre beträchtliche Zahl erheiſcht eine beſondere Darſtellung, auf die wir verweiſen. (*Giebel.*)

GALERUCITES, von Latreille angewandter Gruppenname für mehre pflanzenfreſſende Käfergattungen, welche Linné größtentheils unter **Chrysomela** zuſammenfaßte. (*Giebel.*)

GALĒRUS, ſcheint urſprünglich eine Adjectivform geweſen zu ſein, da wir neben der Maſculinform auch die neutrale Form **Galērum** und ein Mal bei Chariſius in einer dort citirten Stelle des C. Gracchus (p. 61. ed. *Putsch.*) ſogar die Fömininform **galēra** finden, und die Ableitung des Wortes von **galea** hier wol ziemlich deutlich hervortritt; es wird damit eine eigene Art der Kopfbedeckung bezeichnet; **galerus**, ſagt Servius zu Virgil's Äneis VII, 688, **est genus pilei, quod Fronto genere neutro dicit hoc galerum**; und zwar zunächſt eine ſolche, wie ſie gewiſſe Prieſter als äußeres Abzeichen ihrer Würde trugen, und zwar der Flamen Dialis von weißer Farbe, wie wir aus einer Stelle des Varro bei *Gellius*, N. A. X, 15 erſehen, wo es heißt: **Flamen Dialis solus album habet galerum**, und in dieſem Sinne hatte auch Suetonius, wahrſcheinlich in der verlorenen Schrift: **De nominibus vestium**, den **galerus** ausdrücklich von den beiden andern Kopfbedeckungen der Prieſter unterſchieden; **Suetonius**, ſo lautet die Stelle bei Servius zu Virgil's Äneis II, 683, **tria genera pileorum dixit, quibus sacerdotes utuntur, apicem, tutulum, galerum. Sed** ***apicem*** **pileum sutile circa medium virga eminente,** ***tutulum*** **pileum lanatum metae figura,** ***galerum*** **pileum ex pelle hostiae caesae.** Hiernach haben wir alſo darunter uns wol eine ſpitz in Form eines Helmes auslaufende lederne, wahrſcheinlich mit einem weißen Tuche umwundene, aus dem Felle des geſchlachteten Opferthieres zubereitete Mütze zu denken, welche urſprünglich wol allein die Prieſter zu tragen pflegten; vergl. auch *Appulejus*, Apolog. p. 288 (p. 442) und *Philippus Rubenius*, Electt. II, 25. Nachher aber ward der Gebrauch des Wortes ausgedehnt auch auf andere in ähnlicher Weiſe geſtaltete, aus Leder verfertigte Kappen oder Mützen, die man zum größern Schutze des Kopfes auf Reiſen, bei Feldarbeiten, ja ſelbſt im Kriege (daher **galeritus** bei *Propertius*, Eleg. IV, 1, 29) und dergl. trug, wie z. B. bei *Virgil.* Aen. VII, 688. Moret. 121. *Gratius*, Cyneget. 340. *Statius*, Theb. I, 305. *Sueton.* Ner. 26. *Calpurn.* Eclog. I, 7. *Juvenal.* VIII, 208 mit den Scholien p. 344. ed. *Cramer.* So ergreift Nero, wie wir bei Suetonius (a. a. O.) leſen, mit eintretender Dämmerung einen **pileus** oder **galerus**, und in dieſer Kopfbedeckung beſucht er die Knei-

2) *Lactant.* De mort. persecutorum Cap. 34. 3) *Lactant.* l. l. 33 sqq. *Euseb.* H. E. VIII, 16.

Digitized by Google

pen und treibt ſich in nächtlichen Schwärmereien herum. Endlich wird ſelbſt die künſtliche Kopfbedeckung der Frauen, d. i. der künſtliche Aufſatz von blond gefärbten Haaren, alſo eine Art von Perücke, wie ſie in der römiſchen Kaiſerzeit die Frauen, namentlich auch öffentliche Dirnen, aufzuſetzen pflegten, mit dem Namen galerus bezeichnet, wie aus *Juvenal* VI, 120 und den alten Scholien daſelbſt erſichtlich wird; eine ſolche Perücke hatte ſelbſt der Kaiſer Otho wegen ſeiner ſpärlichen Haupthaare angelegt, wie Suetonius in deſſen Leben Cap. 12 (*galericulo* capiti propter raritatem capillorum adaptato et annexo ut nemo dignosceret) berichtet, der hier ein von galerus gebildetes Diminutivum gebraucht. Unter dieſen Umſtänden kann es nicht befremden, wenn ein ſpäterer Dichter, wie Auſonius, das Wort Galerus bildlich von der Knoſpe der Roſe anwendet; ſ. Idyll. XIV, 25.

(*Baehr.*)

GALESTRUZZI (Giovanni Battista), wurde 1618 zu Florenz geboren und von Francesco Furini in der Kunſt unterwieſen. Im J. 1652 wurde er Mitglied der Akademie von St. Lucas in Rom. Sein Todesjahr iſt unbekannt, doch arbeitete er noch im J. 1661 zu Rom, da ein von ihm zu Ehren des Cardinals Mazarin in Kupfer geſtochenes Monument dieſe Jahrzahl trägt. Beſondere Bemerkung verdient dieſer Künſtler wegen ſeiner außerordentlich fruchtbaren kupferſtecheriſchen Thätigkeit. Bartſch in ſeinem Peintre Graveur T. XXI. p. 51 beſchreibt von ihm 333 Kupferſtiche, und dennoch iſt dieſes Verzeichniß noch nicht vollſtändig erſchöpfend. Seine Kupferſtiche verrathen einen vorzüglichen Zeichner, der die Radir- und Schneidenadel mit außerordentlichem Geſchicke und auf eine zierliche, graziöſe und geiſtreiche Weiſe anzuwenden wußte, und es iſt daher doppelt zu beklagen, daß die von ihm dargeſtellten Gegenſtände meiſt zu geringfügiger Art ſind, als daß ſie ein großes Intereſſe erwecken könnten. (*H. Weber.*)

GALEUS, von Cuvier auf den Linné'ſchen Squalus galeus begründete Gattung der Haifiſche, welche Müller und Henle zum Typus der Haifiſchfamilie Galei (ſ. d. Art.) erhoben haben. Es gehören hierher ſehr ſchlanke Haifiſche, welche höchſtens ſechs Fuß Länge erreichen. Sie haben einen platten Kopf und in beiden Kiefern gleiche flache Zähne. Die Spitze dieſer iſt ſchief nach Außen gewandt, bei den vordern aber gerade. Ihr innerer Rand iſt glatt und ſchneidend, der äußere an der Baſis abgeſetzt und gezackt. Die Vorderzähne ſind auf beiden Seiten ihrer Baſis gezackt. Die länglichen Spritzlöcher liegen etwa um die halbe Länge der Augenſpalten hinter den Augen und die Pupille bildet nach Unten einen Winkel, aber iſt nach Oben rund. Von den fünf Kiemenlöchern ſtehen die letzten beiden über den Bruſtfloſſen. Eine Schwanzgrube fehlt, der obere Lappen der Schwanzfloſſen iſt nur ein Mal eingeſchnitten und die Darmklappe ſchraubenförmig. Die lebenden Arten bewohnen die europäiſchen Meere und an Japan, und ſind ſehr gefräßige Haifiſche, von vorweltlichen kennt man nur eine ungenügend aus tertiairen Schichten, da die Anfangs hierher geſtellten zahlreichen Zähne zur Gattung Galeocerdo gehören.

1) G. canis (*Rondelet*, De piscibus marinis 377. Müller und Henle, Plagioſtomen 57). Die Meerſau der europäiſchen Meere erreicht bis ſechs Fuß Länge und einen Centner an Gewicht. Ihr ſchlanker Körper iſt oben graubraun, unten weiß. Die Schnauze iſt von mäßiger Länge mit abgerundeter Spitze, die Naſenlöcher dem Maul näher als der Schnauzenſpitze und mit ſchmaler, ſpitzer Naſenklappe. 34 Zähne zählt man oben und ebenſo viel unten, jeder mit ſechs Sägezähnen an der äußern Baſis. Die erſte Rückenfloſſe ſteht mitten zwiſchen Bruſt- und Bauchfloſſen, hat einen vordern abgerundeten, hintern ſpitzen Winkel und einen leicht ausgeſchnittenen Rand. Die zweite Rückenfloſſe ſteht über und etwas vor der Afterfloſſe, iſt halb ſo groß als die erſte und hat, wie die Afterfloſſe, einen vordern abgerundeten, einen hintern ſpitzen Winkel und einen kaum ausgeſchnittenen Rand. Die Bruſtfloſſen ſind geradrandig, mit abgerundeten Winkeln; die Schwanzfloſſe kurz, ihr oberer Lappen doppelt ſo lang als der untere.

2) G. japanicus (Müller und Henle, Plagioſtomen 58. Taf. 22). Iſt um die Hälfte kleiner, grau gefärbt, am Bauche etwas heller und lebt an Japan. Beſondere Unterſchiede von vorigem liegen in der breiten, runden Naſenklappe, in der geringern Anzahl von Sägezähnen an der äußern Baſis der Zähne, in der Form der Floſſen. Die Bruſtfloſſe iſt nämlich an ihrem hintern Rande faſt gar nicht ausgeſchnitten, ihr äußerer Winkel ſpitzer, ihr innerer mehr abgerundet. Die zweite Rückenfloſſe iſt nur wenig kleiner als die erſte, höher, mit kürzerem innerem Winkel. Die Afterfloſſe kleiner und niedriger als die ihr gegenüberliegende Rückenfloſſe. Der obere Lappen der Schwanzfloſſe relativ länger. Die Schuppen haben eine dreikielige Außenſeite.

3) G. Cuvieri (*Agassiz*, Rech. poissons fossiles III, 379), gründet ſich auf die in der Ittiologia Veroneſe Taf. 3. Fig. 1 als Squalus carcharias aus den Tertiairſchichten des Monte Bolca gegebene Abbildung.

(*Giebel.*)

Galgant, ſ. Alpinia; wilder Galgant, ſ. Cyperus (longus).

GALGANTWURZEL. Aus Oſtindien, China und Cochinchina kommt dieſe ſcharf-bitterlich, gewürzhaft ſchmeckende Wurzel in Handel, welche als Gewürz, als Parfüm und als Arzeneimittel gebraucht wird. Man unterſcheidet den großen und den kleinen Galgant. Die Mutterpflanze der Radix Galangae majoris iſt die zu den Scitamineen gehörige Alpinia Galanga oder Maranta Galanga *Linn.* (Monandria, Monogynia); dieſe Wurzeln ſind geringelt, äußerlich roth, innen weiß, und kommen in Stücken von einem Zoll Länge und Dicke vor. Die kräftigere Radix Galangae minoris hielt man früher für die Wurzeln jüngerer Pflanzen, oder man vermuthete auch, daß die kleineren Wurzeln für den Handel beſonders ausgeleſen würden. Die Wurzeln ſind aber mehr braun und im Innern mehr röthlich, und ihre Mutterpflanze iſt nach Ainslie noch unbekannt. Nach Roxburgh wird auch die Alpinia nutans als Galgantwurzel verſendet. Der kleine Galgant bildet walzenför-

Digitized by Google

mige, gebogene, oftmals gabelige, braunrothe, geringelte Stücke von 2—3 Zoll Länge auf 3—6 Linien Dicke.

Der Geruch des geriebenen Galgants iſt cardamomenartig. Von einem Pfund Wurzeln erhält man eine Drachme ätheriſches Öl. Der Galgant kann mit Rad. Cyperi longi und Rad. Cyperi rotundi verwechſelt werden. Dulk fand auch eine leichtere, heller gefärbte, übrigens ſehr ähnliche Wurzel darunter, die aber des aromatiſchen Geruchs und Geſchmacks entbehrte.

Der Galgant gehört zu den gewürzhaften Mitteln, wie Ingwer, Angelika, und wird als Carminativum, bei Schwäche des Darmkanals, als Reizmittel des Nerven- und Gefäßſyſtems bei Amenorrhöe, bei Lähmungen u. ſ. w. gebraucht. Man gibt ihn in Pulverform einige Male täglich zu 10—20 Gran, als Tinctur zu 5—20 Tropfen, als Infusum vinosum oder spirituosum. Außerdem gebraucht man ihn als gewürzhaften Zuſatz zu manchen Arzeneien, z. B. zur Chinarinde. Auch iſt der Galgant ein Beſtandtheil mancher zuſammengeſetzter Präparate, der Tinctura aromatica, der Tinct. aromatico-acida, der Tinct. carminativa der preußiſchen Pharmakopoe. (*F. W. Theile.*)

GALGANTWURZELÖL, ein ſauerſtoffhaltiges, ätheriſches Öl, enthalten in der Wurzel von Alpinia Galanga. Es iſt nach Neumann und Buchholz von gelblichweißer Farbe, aromatiſchem Geſchmacke und dem Cajeputöle ähnlichem Geruche; ſein ſpec. Gewicht iſt geringer als das des Waſſers; es iſt ſehr dünnflüſſig, nicht ſehr flüchtig, verdickt ſich an der Luft und verliert den Geruch. In Alkohol und Äther iſt es leicht und in jedem Verhältniß, in wäſſerigem Ammoniak hingegen und in Kali nur ſehr wenig löslich. (*J. Loth.*)

GALGULUS. Mit dieſem Namen bezeichneten die alten Römer, den Angaben des Plinius zufolge, unſern, nach Ariſtoteles von den alten Griechen *χλωρίων* benannten, Pirol oder Pfingſtvogel, welchen Linné mit dem ſyſtematiſchen Namen Oriolus galbula belegte. Briſſon, welcher zur Zeit Linné's lebte, ſich aber zu der von Letzterem eingeführten binären Nomenclatur nicht bekannte, und dadurch den Anſpruch auf Anerkennung ſeiner Gattungsnamen aufgab, belegte mit dem Namen Galgulus die von Linné im Syſtem als Coracias aufgeführte Gattung. Es behält daher der Name Galgulus für diejenige Vogelgruppe ſeine Geltung, welche ſpäter von Wagler mit dieſem Namen belegt wurde und welche folgendermaßen charakteriſirt wird:

Gen. Galgulus *Wagl.* 1827 *). Seidenelſter.

Der Kopf iſt oben und an den Seiten nackt und ohne alle Federn; der Schnabel ſo lang als der Kopf, mit gebogener Firſte, ziemlich niedergedrückt und breit an der Wurzel, nach der Spitze hin ſeitlich zuſammengedrückt, Kieferſchneiden faſt gerade und ohne Einſchnitt vor der Spitze; Mundwinkel ohne Bartborſten; Naſenlöcher faſt in der Mitte des Schnabels in einer häutigen Vertiefung, rundlich, offen und durchgehend; die mittelmäßigen, abgerundeten Flügel reichen nur bis über die Schwanzwurzel hinaus, die ſechste und ſiebente Schwinge ſind gleichlang und die längſten; Schwanz ſehr lang und ſtufig; Lauf merklich lang und ziemlich ſchlank, Vorderlauf mit Tafeln bekleidet, Laufſeiten ſcheinen (nach Gray's Abbildung in Genera of Birds tab. 76) mit einer Stiefelſchiene verſehen; Zehen mittelmäßig, die ſeitlichen Zehen faſt gleich lang und die Außenzehe faſt ganz mit dem erſten Gliede der Mittelzehe verwachſen; Hinterzehe von mittelmäßiger Länge und ſtark; das Gefieder iſt dicht und ſeidenartig.

*) Gleichbedeutend iſt Picathartes (!) *Less.* 1831.

Die richtige Stelle im natürlichen Syſteme ſcheint für dieſe ſeltene, uns nicht aus Autopſie bekannte Gattung noch nicht gefunden zu ſein. Temminck hält dieſelbe für nahe verwandt mit Crypsirhina *Vieill.* (Callaeatinae) und durch den nackten Kopf mit Gymnops *Cuv.* (Graculinae); Wagler bezieht ſich auf Crypsirhina, Tropidorhynchus (Meliphaginae) und Gracula. Gray ſtellt die Gattung zu den echten Raben (Corvinae), ebenſo Leß, welcher durch den Gattungsnamen Picathartes (!) auf ein Mittelding zwiſchen Pica und Cathartes hindeuten zu wollen ſcheint! Nach den vorliegenden Beſchreibungen und Abbildungen läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit ſchließen, daß die Gattung Galgulus weder zu irgend einer Abtheilung der Raben (Corvidae), noch Atzeln (Graculinae) gehören kann, da hiergegen ſowol die Flügelbildung, als die Stellung der Naſenlöcher ſtreitet; die Beziehungen zu Tropidorhynchus ſcheinen zwar näher zu ſein, doch finden ſich auch hier noch manche weſentliche Unterſchiede, ſodaß es den Anſchein gewinnt, als möchte die Gattung Galgulus für ſich oder mit einigen noch zu entdeckenden Formen eine kleine, natürliche Gruppe bilden, was ſich indeſſen, ohne den Vogel geſehen zu haben, nicht mit Beſtimmtheit behaupten läßt.

Die einzige bis jetzt bekannte Art iſt:

1) G. gymnocephalus (Corvus gymnocephalus *Temm.* pl. col. 227. — Picathartes gymnocephalus *Less.* Traité d'Ornith. p. 330; *id. Gray* Genera of Birds). Die nackte Haut des Kopfes iſt an der Schnabelwurzel und Ohrgegend ſchwärzlich, an den übrigen Stellen ſcheint ſie im Leben röthlich zu ſein; der Nacken iſt ſpärlich mit ſehr kurzen, weißen Härchen beſetzt; Vorderhals und die ganze Unterſeite weiß; die Oberſeite vom Rücken abwärts biſterbraun; Füße gelb; Schnabel ſchwarz. Ganze Länge 15". — Über die Lebensart dieſes Vogels iſt bis jetzt Nichts bekannt, da ſein eigentliches Vaterland noch nicht mit Beſtimmtheit feſtgeſtellt iſt, ſondern nur Vermuthungen entweder für das Innere von Afrika, oder die philippiniſchen Inſeln, welches Letztere wol der Wahrſcheinlichkeit näher ſteht, aufgeſtellt ſind. (*Cabanis.*)

GALIANI (Ferdinando), geb. 1728 zu Chieti in den Abruzzen, war ein Sohn des königlichen Gerichtsaſſeſſors Matteo Galiani. Im achten Lebensjahre kam er nach Neapel, wo ihn ſein Oheim, der dortige Oberkapellan Cöleſtin Galiani, durch einen Weltprieſter in den Elementen der lateiniſchen Sprache und in den ſchönen Wiſſenſchaften unterrichten ließ. Ein längerer Aufenthalt in Rom veranlaßte ihn im Jahre 1740, ſei-

Digitized by Google

nen Neffen den Cöleſtinermönchen des Kloſters S. Pietro a Majella zu übergeben. Dort widmete ſich Galiani mit beſonderem Eifer der Mathematik und Philoſophie. Im J. 1742 ſtudirte er zu Neapel die Rechte. Durch ſeinen wieder aus Rom zurückgekehrten Oheim kam er mit Caſaſſi, Vico, Mazzocchi, Ariani u. a. gelehrten Männern in Berührung. Er erweiterte und berichtigte dadurch ſeine Kenntniſſe. Ein inniges Freundſchaftsband knüpfte ihn an den florentiniſchen Marcheſe Rinuccini und an Bartolomeo Intieri. Beide Männer weckten in ihm ein beſonderes Intereſſe für die Handelswiſſenſchaft und Staatsökonomie. Galiani ward um dieſe Zeit Mitglied der **Academia degli Emuli**, einer gelehrten Geſellſchaft, die ſich wöchentlich in dem Hauſe eines neapolitaniſchen Edelmannes, Pandolfelli mit Namen, zu verſammeln pflegte. Zu dieſem literariſchen Vereine gehörten, außer ſeinem Bruder Bernardo Galiani, Martorelli, Perfetti, Carcani und andere talentvolle junge Männer, die ſich ſpäterhin einen Namen in der Literatur erwarben. In den Verſammlungen jener Akademie beantwortete Galiani ſchriftlich die von derſelben aufgeworfene Frage, ob es einer edlen Seele wohl anſtehe, ſich von der Leidenſchaft der Liebe einnehmen zu laſſen. Auch las er eine Abhandlung über die Platoniſche Liebe vor [1]). Den meiſten Beifall fand ein von ihm verfaßter Aufſatz über das alte Münzweſen [2]). Mehr in der Abſicht, ſich im toscaniſchen Dialekte und in der engliſchen Sprache zu üben, als um ſeine Überſetzung drucken zu laſſen, übertrug Galiani 1744 ein bekanntes numismatiſches Werk des Engländers Locke ins Italieniſche. In ſeinem 18. Jahre (1746) unternahm er ſein ausführliches und mit großem Fleiße ausgearbeitetes Werk über die älteſte Geſchichte der Schiffahrt im mittelländiſchen Meere.

Eine ſinnreiche Art von Rache nahm er an der Academia degli Emuli, von der er ſich gekränkt glaubte. Jener literariſche Verein pflegte die Todesfälle berühmter Neapolitaner in Verſen und in Proſa verherrlichen und die verſchiedenen Aufſätze der Geſellſchaftsmitglieder in Sammlungen drucken zu laſſen. Eine ſolche Sammlung veranſtaltete Galiani mit Hilfe ſeines Freundes Carcani zu Ehren des geſtorbenen Henkers bei dem Criminalgerichte zu Neapel. Aufs Täuſchendſte hatte Galiani in jenem Werke, welches die Dedication eines arkadiſchen Schäfers an den Knecht des Henkers begleitete, den Styl der einzelnen Mitglieder nachgeahmt. Die heimlich gedruckte Sammlung erſchien unter dem Titel: **Componimenti varii per la morte di *Domenico Jannocone*, Carnefice della gran corte della Vicaria; raccolti e dati in luce di Gianantonio Avvocato Napolitano** [3]). Das mit vielem Humor geſchriebene Buch fand ſo viele Leſer und Käufer, daß die ziemlich ſtarke Auflage in wenigen Tagen vergriffen war. Unter den Gelehrten, die darin perſiflirt worden waren, befanden ſich mehre Männer von Anſehen und Gewicht, die den König dringend erſuchten, dem Verfaſſer nachzuforſchen und ihn zu beſtrafen. Auf die Verſchwiegenheit des Druckers glaubten ſich Galiani und ſein Freund Carcani nicht verlaſſen zu können. Sie entdeckten daher die Sache freiwillig dem Staatsſecretair Tanucci, der das ſatyriſche Werk mit großem Vergnügen geleſen hatte, und ſich freute, zwei ſo talentvolle junge Männer kennen zu lernen. Er dictirte ihnen, um ihren Anklägern wenigſtens einige Genugthuung zu geben, die gelinde Strafe zehntägiger geiſtlicher Exercitien.

Ernſtlich beſchäftigte ſich Galiani, nachdem er dem drohenden Ungewitter ſo glücklich entgangen war, mit der Vollendung eines ungleich wichtigern Werkes über das Münzweſen, welches, in fünf Bücher getheilt, 1750 die Preſſe verließ und von dem Verleger dem Könige Karl III. gewidmet ward. Das Werk empfahl ſich durch Gründlichkeit und logiſche Anordnung, wie durch Anmuth und Präciſion des Styls. Es zeugte zugleich von einem gründlichen Quellenſtudium, ward vielfach geleſen und bewundert, und als ein claſſiſches Werk ſelbſt vom Auslande verlangt, zu einer Zeit, wo der Verfaſſer deſſelben noch unbekannt war, da Galiani ſich auf dem Titel nicht genannt hatte. Endlich entdeckte er ſich, zur großen Freude ſeines Oheims, der ihm über ſein früheres ſatyriſches Werk manche Vorwürfe gemacht hatte. Wegen der gründlichen Kenntniſſe, die er in einem noch ſo jugendlichen Alter gezeigt, erntete er überall ein faſt ungetheiltes Lob ein [4]).

Beſonders verdient machte ſich um ihn ſein Oheim, der ihm einige anſehnliche Pfründen verſchaffte, deren Einkünfte jährlich gegen 500 Ducati betrugen. Eine gleiche Summe bezog er jährlich von der St. Katharinenabtei zu Celano, die ihm nach empfangener Prieſterweihe der Hof zu Neapel verliehen hatte. Von der Sorge für ſeine Subſiſtenz befreit, fuhr er fort als Schriftſteller thätig zu ſein. Er ſchrieb eine Geſchichte Carthago's, von der Stiftung dieſes Freiſtaates bis zum erſten puniſchen Kriege, und verbreitete über dieſe dunkle Periode manches Licht. Seine Kenntniß der griechiſchen, hebräiſchen und chriſtlichen Alterthumskunde zeigte er in einer Abhandlung über

1) Dieſe ungedruckt gebliebenen Abhandlungen führen den Titel: **Due lezzioni academiche, una sopra la questione, se convenga ad anima ben nata essere presa da passione amorose, e l'altra sopra l'Amor Platonico.** 2) **Dissertazione sullo stato della moneta a' tempi della guerra Trojana.** Rühmlich erwähnt Mazzochi in ſeinem 1751 erſchienenen Buche: **Ecclesiae Neapolitanae semper unicae etc.**, die erwähnte Abhandlung. Er gedenkt dort aber auch (p. 200) noch einer andern: **Sul Castro Lucullianо**, welche Galiani in ſeinem 17. Jahre verfaßt haben ſoll. Vergl. Wieland's Deutſchen Merkur. 1789. St. 8. S. 179 fg.

3) Dieſer Johann Anton Sergio war der Vorſteher der Akademie, der ihn beleidigt hatte. 4) Auf einem grundloſen, von Galiani's Feinden verbreiteten, Gerüchte beruht die Notiz, daß nicht er, ſondern der Abbé Intieri der Verfaſſer des oben erwähnten Werkes geweſen ſei. Dies Gerücht wird am beſten widerlegt durch einen eigenhändigen Brief Intieri's an Galiani. „Ich habe," ſchreibt er aus Maſſa den 13. Aug. 1751, „mit Bewunderung und unausſprechlichem Vergnügen das Buch vom Münzweſen nicht blos geleſen, ſondern auch vielen meiner Freunde davon Nachricht gegeben, von der wunderbaren Stärke des Verfaſſers hingeriſſen, welcher ſich ohne allen Zweifel in dieſem Fache die erſte Stelle erworben hat. Seine Art zu philoſophiren iſt mir ganz neu; ſie iſt ſo bündig, daß nur Wenige mit ihm verglichen werden können." — Schwerlich würde ſich Intieri ſolcher Ausdrücke bedient haben, wenn er ſelbſt an dem Werke Antheil gehabt hätte.

den 10. Vers im 49. Capitel des erſten Buches Moſis. Er überſetzte ferner das erſte Buch des Anti-Lucrez in italieniſche Verſe, und ſchrieb mehre kleine Gedichte vermiſchten Inhalts.

Zu ſeiner höhern geiſtigen Ausbildung unternahm Galiani, von ſeinem Oheim unterſtützt, 1751 eine Reiſe durch Italien. Sein Freund Carcani begleitete ihn bis Rom. Auf dieſer Reiſe verſchaffte ihm der Ruf ſeines Namens manche intereſſante Bekanntſchaften. Selbſt dem Papſte Lamberti ward er durch den Cardinal Valenti vorgeſtellt und von dem Oberhaupte der Kirche mit beſonderer Achtung empfangen. Galiani ſchrieb darüber den 17. Dec. 1751 an ſeinen Oheim: „Vergangene Mittwoch bin ich beim Papſt geweſen. Obgleich Audienztag für die Staatsminiſter war, erinnerte er ſich doch meiner, und ließ mich vor den Secretairen der Congregationen zu ſich rufen. Er unterhielt ſich zwar nur eine kurze Zeit mit mir, äußerte aber eine unbeſchreibliche Leutſeligkeit. — Von dem Buche über das Münzweſen und von der Sammlung der Lobſchriften über den Henker ſprach er viel mit mir, und machte mir über beide Werke große Lobeserhebungen. Die Unterredung war kurz. Ich verlangte Nichts von ihm, und ſo blieben wir Freunde.“

In Florenz ward Galiani von der colombariſchen Geſellſchaft und von der berühmten Academia della Crusca zum Mitgliede aufgenommen. In Padua lernte er Facciolati, Morgagni, Poleni und andere Profeſſoren jener berühmten Hochſchule kennen. Auch in Venedig und Turin machte er mehre intereſſante Bekanntſchaften. Er hatte eine Audienz bei dem Könige Karl Emanuel, der ſein Buch über das Münzweſen geleſen hatte, und ſich mit ihm über wichtige Staatsangelegenheiten, über Handel und Induſtrie und andere Gegenſtände unterhielt. Galiani ſchrieb darüber den 12. Sept. 1752 an ſeinen Oheim: „Ich habe bisher noch Niemanden gefunden, der vom Münzweſen richtigere Begriffe gehabt hätte, als der König. Es ſprach von Locke's und andern Werken, und bewies, daß er den Inhalt derſelben erſchöpft hatte. Er eröffnete mir, daß er ſeine Truppen durch alle ſeine Staaten vertheilt habe und nur ein Bataillon zu Turin halte, damit das Geld überall gleich vertheilt und die Soldaten nicht verderbt würden. Der Herzog von Savoyen kam hinzu und der König präſentirte mich ihm. Beide fingen an von Regierungsangelegenheiten zu ſprechen, und kamen dabei auch auf die Nothwendigkeit, den Ackerbau zu befördern. Der Herzog von Savoyen führte das Beiſpiel der Ägypter und Römer an, und zeigte, daß er Rollin's Geſchichte geleſen und vortreffliche Maximen deſſelben ſich zu eigen gemacht hatte.“ Zu den berühmten Staatsmännern und Gelehrten, die Galiani bei der Fortſetzung ſeiner Reiſe durch Italien kennen lernte, und mit denen er ſpäterhin einen faſt ununterbrochenen Briefwechſel unterhielt[5]), gehörten, außer den bereits genannten, vorzugsweiſe Zanotti, Maffei, Boscovich, Aſſemanni, Neri, Bianchi, Cocchi, Lami u. A. Auch den berühmten teutſchen Alterthumsforſcher Winckelmann lernte er auf jener Reiſe perſönlich kennen.

Mit tiefem Schmerze erfüllte ihn der um dieſe Zeit, den 23. Juni 1753, erfolgte Tod ſeines Oheims, dem er ſeine Erziehung und viele Beweiſe ſeines Wohlwollens zu verdanken gehabt hatte. Troſt und Zerſtreuung ſuchte er in ernſten wiſſenſchaftlichen Studien und in dem Umgange mit Intieri, Rinuccini, Viviani, Genoveſi u. a. geiſtreichen Männern. Durch eine von ſeinem Freunde Intieri erfundene Maſchine, das Korn zu vieljähriger Aufbewahrung zu trocknen, erhielt Galiani die nächſte Veranlaſſung zu ſeiner 1754 herausgegebenen Abhandlung: Della perfetta conservazione del Grano, Discorso di *Bartolommeo Incontri*. Ungefähr um dieſe Zeit (1755) beſchäftigte ſich Galiani auch mit einer Sammlung aller Arten von Steinen des Veſuvs. Er brachte gegen 140 zuſammen. Seine darüber geſchriebene Abhandlung ward indeſſen erſt nach einer Reihe von Jahren (1772) nach der Titelangabe zu London, doch eigentlich in Neapel gedruckt. Seine Sammlung ſchickte er, nebſt der gedruckten Beſchreibung, dem Papſte Benedict XIV., und ſchrieb auf eine der Kiſten die Worte: Beatissime Pater, fac ut lapides isti panes fiant. Der heilige Vater, erfreut über das Geſchenk, verwandelte die ihm geſandten Steine wirklich in Brod. Galiani empfing mit der ihm verliehenen Pfründe des Kanonikats in Amalfi ein jährliches Einkommen von 400 Ducati. Den großen Werth, den der Papſt auf das ihm gemachte Geſchenk legte, zeigt ſein an Galiani gerichtetes Schreiben vom 18. April 1755. „Mit Ihrem Briefe vom 8.,“ heißt es darin, „haben wir die Sammlung der veſuviſchen Producte glücklich erhalten. Glauben Sie nicht, daß dies ein gleichgültiges Geſchenk für uns ſei. Wir haben ein großes Vergnügen darüber empfunden, und werden es nächſtens nach Bologna ſenden, wo es den Profeſſoren des Inſtituts ſehr werth und willkommen ſein wird, beſonders wenn ſie das leſen werden, was Sie mit vieler Kenntniß über dieſe Producte angemerkt haben ꝛc.“[6]).

Galiani gehörte auch zu den Mitgliedern der vom Könige Karl III. 1755 geſtifteten Herculaniſchen Akademie, die ſich mit der Bekanntmachung und Erklärung der Alterthümer von Herculanum, Pompeji und Stabiä beſchäftigte. Fleißig beſuchte er die Verſammlungen jener Akademie und erklärte mehre antike Gemälde. Seine und der übrigen Mitglieder Aufſätze befinden ſich in dem 1757 erſchienenen erſten Bande der Herculaniſchen Gemälde. Dem Könige, der ihn ſehr ſchätzte, verdankte er einen Jahrgehalt von 150 Ducati, den er aus dem Biſthume zu Catania in Sicilien bezog. Nach Galiani's Ideen, die er in einem eigenen Aufſatze niederlegte, ward dem Monarchen zu Ehren eine Reiterſtatue in Neapel errichtet. Das

5) In Galiani's literariſchem Nachlaſſe fanden ſich acht dicke Bände, welche ſeine Correſpondenz mit italieniſchen Gelehrten enthielten. Sein ebenfalls erhaltener Briefwechſel mit auswärtigen Gelehrten, ſowie mit mehren Fürſten und Staatsmännern füllte 14 Bände, die nach ſeinem Tode in die Hände eines ſeiner Verwandten, des Advocaten Franz Azzerati, kamen.

6) Benedict XIV. ſchenkte die erwähnte Sammlung der Univerſität zu Bologna, wo ſie ſeitdem ſorgfältig aufbewahrt ward.

Digitized by Google

nach derſelben gebildete Modell ſieht man noch heutzutage auf der Piazza dello Spirito santo. Seinen am 3. Mai 1758 geſtorbenen Gönner, den Papſt Benedict XIV., ehrte Galiani durch eine Lobrede, die er dem päpſtlichen Nuntius zu Neapel und nachherigen Cardinal Paſſavicino dedicirte. In dieſe Zeit fällt auch Galiani's Abhandlung: **Degli uomini di statura straordinaria, e de' Giganti.** Zu dieſer Abhandlung, in der er einen Maßſtab an die Hand gab, die erdichteten Rieſen von den wahren zu unterſcheiden, war er durch die ungewöhnliche Größe eines jungen Irländers, Magrat mit Namen, veranlaßt worden, der im October 1758 nach Neapel gekommen war. Das neue Jahr (1759) feierte er durch eine ſcherzhafte Rede, in welcher er unter mehren moraliſchen Reflexionen die Ehe als die Baſis des Lebensglücks darſtellte[7]).

Mit dem Jahre 1759 begann Galiani's öffentliche Laufbahn. Er war von dem neapolitaniſchen Hofe zum Geſandtſchaftsſecretair nach Frankreich ernannt worden, mit einem Jahrgehalt von 1200 Ducati. Im Juni 1759 langte er in Paris an, wo es ihm in der erſten Zeit nicht behagt zu haben ſcheint. Seine damaligen Briefe an den neapolitaniſchen Staatsſecretair, den Marcheſe Tanucci enthalten die wiederholte Bitte, ihn zurückzurufen. Als Vorwand brauchte er das Klima, das ſeiner Geſundheit höchſt nachtheilig ſei. Tanucci ermuthigte ihn, bald durch ernſte Vorſtellungen, bald durch beißenden Scherz. „Mit der feuchten Luft zu Fontainebleau," ſchrieb er ihm unter andern, „geht es Ihnen, wie dem gefangenen Harlekin, der Arme und Beine aus dem eiſernen Gitter hervorſtreckt, um ſo wenig als möglich eingeſchloſſen zu ſein."

Als der neapolitaniſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, der Graf von Cantillana, ein geborener Spanier, im März 1760 einen ſechsmonatlichen Urlaub nahm, um in ſeine Vaterſtadt Madrid zurückzukehren, erhielt Galiani das Decret eines Chargé d'affaires mit einer beträchtlichen Gehaltserhöhung. Hierdurch und durch die Gewohnheit ſöhnte er ſich mit dem Aufenthalte in Paris allmälig aus. Von dem franzöſiſchen Hofe ward er mit großer Achtung behandelt. Ludwig XV. verehrte ihm eine goldene Doſe, die mit ſeinem Portrait und mit Brillanten geſchmückt war. Er ward in die vornehmſten Cirkel eingeführt und erwarb ſich die Freundſchaft vieler ausgezeichneten Gelehrten. Sein Geiſt und ſeine Kenntniſſe erregten allgemeine Bewunderung. Die Herzogin von Choiſeul, Gemahlin des berühmten Staatsminiſters, die ſich einige Jahre in Paris aufgehalten hatte, pflegte ihn als Beweis für die Behauptung anzuführen: **qu'en France il y a de l'esprit en petite monnoie, et en Italie en lingot.** Von ſeinem Witz und Humor, die ihn zur Seele aller geſelligen Cirkel machten, hat eine damalige Zeitſchrift, der Espion devalisé, manche Züge aufbewahrt. Scherzhaft vertheidigte er die Seelenwanderung, indem er von einem Affen, mit dem er oft beluſtigte, behauptete: in dieſem artigen Thiere müßte die Seele eines Pitt, eines Leibnitz oder eines Geſandtſchaftsſecretairs eingehüllt ſein. Einſt ſpielte der Affe mit einer auf der Treppe hängenden gläſernen Lampe, welche herabfiel und mit ihrem Öl das Kleid des neapolitaniſchen Geſandten, Grafen Cantillana, befleckte, der, darüber entrüſtet, den Affen zu tödten befahl. Galiani aber bewies ihm, daß das Verbrechen dem Affen nicht zur Laſt gelegt werden könnte. Der Thäter ſei die in ihm eingekerkerte Seele des Philoſophen, die als Zeitvertreib das von der Akademie damals aufgegebene Problem von den lebendigen Kräften und den Schwingungen des Pendels habe auflöſen wollen. Die Geſchwätzigkeit und große Beweglichkeit des ſpaniſchen Geſandten, der ſich nie niederſetzte, ſondern ſtets von Einem zum Andern lief, perſiflirte Galiani in einer großen Verſammlung auswärtiger Miniſter, Parlamentsräthe und anderer vornehmer Perſonen durch einige treffende, aus dem Stegreif geſprochene Verſe[8]). Den Spott der franzöſiſchen Höflinge über ſeine kleine Körpergeſtalt vereitelte Galiani, indem er ſich vor dem König mit den witzigen Worten verneigte: **Sire, vous voyez à present l'échantillon du Secretaire, car le Secretaire vient après.**

Nach der Rückkehr des Geſandten Cantillana, im Auguſt 1760, legte Galiani die Stelle eines Chargé d'affaires nieder. Die Gunſt, in der er bei Ludwig XV. ſtand, benutzte er, um dem damaligen großen Getreidemangel in dem Königreiche beider Sicilien zu ſteuern. Er erhielt von dem Monarchen die Erlaubniß zu einer Ausfuhr von 30,000 Tumoli. Als aber das Korn nach Neapel kam, war es verdorben und weit unter dem Preiſe, den die franzöſiſchen Negotianten verlangten. Darüber entſtand ein heftiger und langwieriger Streit, den Galiani in einem eignen Werke geſchildert hat. Es führt den Titel: **Istoria vera delle controversia de' grani di Marsiglia sulla giustizia delle pretensioni delle parti litiganti.**

In ununterbrochenem Briefwechſel ſtand Galiani während ſeines Aufenthalts in Paris mit ſeinem früher erwähnten Freunde, dem Marcheſe Tanucci in Neapel. Jene Correſpondenz enthielt allerlei Nachrichten und Bemerkungen über Frankreich und Neapel, über manche wichtige Staatsangelegenheiten, über das Kirchen- und Schulweſen u. a. Gegenſtände der verſchiedenſten Art. Im November 1764 waren einige von jenen Briefen in Paris aufgefangen und in einer franzöſiſchen Überſetzung in einem Journal mitgetheilt worden. Über die Veröffentlichung dieſer Privatcorreſpondenz entrüſtete ſich Galiani. Er ſchrieb darüber am 19. Jan. 1765: „wer in Paris Briefe auffängt und ſie mit vollkommener Kenntniß der italieniſchen Sprache und Schreibart überſetzt, wird in meinen Briefen jederzeit Salbung, Geiſt und bourboniſchen Eifer entdecken. — Ich habe ex abundantia cordis geſchrieben und mit einem ſo ſichern Gewiſſen, daß ich mich keiner Chiffern habe bedienen wollen, ob ich es gleich ohne alle Mühe hätte thun können. — Als Staatsminiſter vergeſſe ich nie ein Menſch zu ſein, und

7) Orazione recitata nel capo dell' anno 1759 in occasione di tirare in quel giorno i Cicisbei, e le Cicisbee a sorte.

8) Si qua sede sedes, et erit tibi commoda sedes,
Illa sedes sede, nec ab illa sede recede.

Digitized by Google

mir hat jederzeit gefallen, wer mir die Wahrheit ſagt; oft habe ich mich dankbar dafür bewieſen. Für Leute von guter Erziehung und Geſchäftsmänner iſt dies nicht nur Pflicht, ſondern auch eine Nothwendigkeit. Selbſt Satyren, Pasquinaden und Gedichte gegen mich, wenn ſie wohl gerathen und wahr ſind, haben mich nie beleidigt. Oft habe ich ſie im Gedächtniß aufbewahrt und ſelbſt recitirt.“

Seine Mußeſtunden während ſeines Aufenthalts in Frankreich benutzte Galiani zu einer fortgeſetzten Beſchäftigung mit den ſchönen Wiſſenſchaften und ihrer Literatur. In ſeinem ungedruckt gebliebenen Commentaire sur Horace unterſuchte er die Urſachen und Veranlaſſungen der einzelnen Gedichte ſeines Lieblingsſchriftſtellers, um dem Leſer das Verſtändniß der dunkeln Anſpielungen und Allegorien zu erleichtern. Einzelne Oden und Epiſteln erklärte er auf eine ganz neue Weiſe und ordnete ſie anders nach der Zeitfolge und den Orten, wo ſie geſchrieben worden. Fleißig benutzte er die in der königl. Bibliothek zu Paris befindlichen Codices, um manche Fehler, die ſich in jene Gedichte eingeſchlichen hatten, zu verbeſſern. Nur mit Mühe hatte ſein Freund, der bekannte Abbé Arnauld, von ihm die Erlaubniß erlangt, einige Proben ſeines Commentars über den Horaz in der Gazette littéraire de l'Europe anonym mitzutheilen[9]). Unter den franzöſiſchen Gelehrten erregten dieſe Bruchſtücke große Senſation. Sie wurden mit Vergnügen geleſen, und wiederholt ſprach ſich der Wunſch aus, daß Galiani ſein Werk vollenden möchte[10]).

Gegen das Jahr 1764 erwies Galiani ſeinem Vaterlande einen wichtigen Dienſt. In Kaiſer Friedrich's II. Geſetzbuch beider Sicilien hatten ſich allmälig ſo viele Fehler eingeſchlichen, daß es an vielen Stellen faſt ganz unverſtändlich geworden war. Durch den Marcheſe Tanucci aufgefodert, ließ Galiani von einem in der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen handſchriftlichen Codex in griechiſcher Sprache, der nach Montfaucon's Vermuthung auf den Befehl Kaiſer Friedrich's II. ſelbſt angefertigt worden war, eine Abſchrift beſorgen, die er nach ſorgfältiger Vergleichung mit dem Original nach Neapel ſandte. Der König ließ ſie dort in griechiſcher und lateiniſcher Sprache correct und prachtvoll drucken, unter der beſondern Aufſicht des Directors der königlichen Buchdruckerei, Cajetano Carcani, der jenem Codex noch einen Anhang neapolitaniſcher Geſetze beifügte. Ungefähr um jene Zeit, zu Anfange des Jahres 1765, erbat ſich Galiani einen ſechsmonatlichen Urlaub zu einer Reiſe nach Neapel, um ſeine leidende Geſundheit in den Bädern von Iſchia wieder herzuſtellen. Im Mai 1765 kam er in Neapel an, wo der ihm bewilligte Urlaub noch auf ſechs Monate verlängert ward. In dieſer Zeit ſchrieb er, durch den Marcheſe Tanucci aufgefodert, eine Geſchichte alles deſſen, was auf den in Frankreich erlittenen Getreidemangel, auf die in den Jahren 1763 und 1764 deshalb erſchienenen königlichen Verordnungen irgend eine Beziehung hatte[11]).

In Folge eines wichtigen Handelsvertrages, den er für den neapolitaniſchen Hof entworfen hatte, war Galiani zum Mitgliede des Commercienrathes in Neapel ernannt worden. Nicht lange nachher kehrte er von ſeinem Freunde wiederholt dazu aufgefodert, nach Frankreich zurück. Im November 1766 kam er in Paris an, verließ jedoch im September des nächſten Jahres die Hauptſtadt Frankreichs auf einige Monate, um ſich nach England zu begeben. In London, wo er die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten in Augenſchein nahm, trat er auch mit mehren Gelehrten und andern ausgezeichneten Männern in nähere Verbindung. Über Holland kehrte er im Februar 1768 nach Paris zurück. Er fand dort den berühmten Geographen Rizzi Zanoni, den Ludwig XV. beauftragt hatte, die Grenzen der franzöſiſchen und engliſchen Beſitzungen in Amerika zu beſtimmen. Die Bekanntſchaft mit dieſem kenntnißreichen Manne war für Galiani in mehrfacher Hinſicht wichtig. Unter andern bediente er ſich ſeines Raths, um eine neue und verbeſſerte Karte von dem Königreich Neapel zu entwerfen. Niemand intereſſirte ſich lebhafter für dieſes Unternehmen als ſein vieljähriger Freund, der Marcheſe Tanucci in Neapel. Ihm ſandte Galiani im December 1768 die erſte geſtochene Karte, welche die Provinzen Calabriens enthielt. Die übrigen Karten wurden im folgenden Jahre (1769) vollendet. Das ganze Werk beſtand aus vier Blättern in Imperialfolio, die an Genauigkeit und Sauberkeit die bisherigen Karten von Petrini, Pecichelli u. A. weit übertrafen. Unter dem Namen eines Chevalier Zanobi ſchrieb Galiani in franzöſiſcher Sprache ein Buch über den Getreidehandel. Er wies darin nach, daß das von Ludwig XV. im J. 1764 erlaſſene Edict, welches die freie Getreideausfuhr in allen Provinzen erlaubt hatte, die Haupturſache des Kornmangels und aller daraus folgenden Übel geweſen ſei. Er hielt dies Werk geheim, aus Furcht, ſich den Haß der franzöſiſchen Nation zuzuziehen. Als er jedoch im Mai 1769 nach Neapel zurückgerufen ward, wo ihm, wie früher erwähnt, der König vor drei Jahren eine Stelle im Commercienrathe verliehen hatte, übergab Galiani ſein Manuſcript an Diderot, um es, ſobald er von ſeiner Ankunft in Neapel Nachricht erhalten haben würde, drucken zu laſſen. Das Buch erſchien 1770 zu London unter dem Titel: Dialogues sur le commerce des bleds. In Frankreich erregten dieſe Geſpräche große Senſation. Die von Galiani vorgeſchlagenen Mittel gegen die Misbräuche der freien Ausfuhr und das Monopol fanden viele Anhänger, die alles Unheil der Regierung beimaßen. Dagegen verfochten die ſogenannten Ökonomiſten hartnäckig das bisherige Syſtem. An ihrer Spitze ſtand der Abbé Morelli, der den Verfaſſer jener Dialogen aufs Kräftigſte zu widerlegen ſuchte. In den meiſten Journalen der damaligen

9) Arnauld ſagt darüber a. a. O. Vol. V. p. 91: Loin de prétendre en tirer vanité, l'Auteur ne nous a accordé qu'avec peine la permission d'en insérer l'extrait dans notre Journal, et il nous a constamment refusé celle de le nommer.

10) Einen Auszug daraus findet man in Wieland's Deutſchem Merkur, 1789. Auguſt. S. 203 fg.

11) Dies ungedruckt gebliebene Werk führt den Titel: Storia di ciò che avvenne in Francia vogli editti del commercio di grani promulgati negli anni 1763. 1764.

Digitized by Google

Zeit las man Artikel, die ſich auf jenen Streit bezogen und faſt in allen Cirkeln, am Hofe, in der Hauptſtadt und in den Praainzen beſprochen wurden. Indeſſen neigte ſich die Regierung auf Galiani's Seite. Sie mäßigte ihre bisherigen Verfügungen und unterſagte dem Abbé Morelli und Andern, gegen den Verfaſſer der Dialogen zu ſchreiben. Eine andere Wendung nahm jedoch der mit Mühe unterdrückte Streit, als er ſich nach drei Jahren wieder heftig erneuerte. Die Ökonomiſten erhoben vereint gegen Galiani ihre Stimme, und der Abbé Morelli erhielt ſogar die Erlaubniß, eine Widerlegung der Dialogues sur le commerce des bleds drucken zu laſſen. Gleichzeitig erſchienen zwei andere Schriften gegen Galiani. Van dem Marcheſe Caraccioli, dem damaligen neapolitaniſchen Geſandten am franzöſiſchen Hofe, erhielt er aus Paris einen Brief, in welchem es unter andern heißt: „Eben jetzt iſt eine Epoche, in welcher Ihrer Dialoge mehr als jemals gedacht wird. Bei dem wirklich eingetretenen Getreidemangel ſchreien und lärmen die Ökonomiſten gegen Sie. Weil aller getroffenen Maßregeln und Verfügungen ungeachtet, an vielen Orten das Pfund Brod fünf Sous koſtet, und viele aufrühriſche Bewegungen in den Provinzen entſtehen, ſo erhebt ſich der alte Streit zum Vortheil der Ökonomiſten. Turgat und Morelli behaupten, daß nie ein Buch in Frankreich ſoviel geſchadet habe, als Ihre Dialogen. Sie ſagen, man habe hier Ihr Syſtem des Getreidehandels entweder nicht verſtanden, oder nicht verſtehen wollen, und ich ſage Ihnen, was ich davon höre. Übrigens kommt es mir nicht zu, zu entſcheiden, ob Sie Recht oder Unrecht haben. Erſt müßte ich Ihr Buch gründlich ſtudiren, und dazu habe ich jetzt keine Zeit; auch würde meine Wahlſtimme zu Nichts dienen."

Des mannichfachen Widerſpruchs ungeachtet, den das von Galiani verfaßte Buch fand, erwarb es ſich doch viele Leſer und erweckte ein allgemeines Intereſſe durch die Art und Weiſe, womit der Verfaſſer einen ſa wichtigen Gegenſtand behandelt halte. Selbſt Voltaire bewunderte den Styl jener Dialogen. Mit Begeiſterung äußerte er ſich darüber in einem Briefe an Diderot vom 10. Jan. 1770 [12]). Auch in ſeinen Questions sur l'Encyclopédie, bei dem Art. Bled, wa Voltaire ſich über den Gegenſtand, der Galiani's Buch veranlaßt, näher erklärte, ertheilte er dem Verfaſſer ein feines Lob [13]). Selbſt Friedrich II. beehrte ihn mit einem eigenhändigen Schreiben, worin er ihm zu einem ſchönen und nützlichen Werke Glück wünſchte. Durch allerlei unvorſichtige Scherze brachte ſich jedoch Galiani in der letzten Zeit ſeines Aufenthalts in Paris um einen großen Theil der ihm dort gezollten Achtung. Daß er ſie nicht gänzlich verloren halte, bewies ſein lebenslänglich fortgeſetzter Briefwechſel mit Diderot, d'Alembert, Reynal, Mirabeau, Batteux, Valtaire, Buffon, Saurin, Barthelemy und vielen andern der ausgezeichnetſten Gelehrten Frankreichs [14]).

Im Juli 1769 war Galiani wieder nach Neapel zurückgekehrt, wo er ſeine Stelle im Commercienrath ſofort antrat. Am 22. Nov. 1770 ward er bei dieſem Collegium zum Secretair ernannt. Die Berichte und Vorſtellungen an den König, zu deren Abfaſſung ihn ſein Amt verpflichtete, empfahlen ſich durch Klarheit, Bündigkeit und Kürze. In wenige Zeilen wußte er das zuſammenzufaſſen, wozu Andere mehre Seiten brauchten. Galiani bezog einen Jahrgehalt van 1600 Ducati. Er war aber auch zugleich Rath und Secretair. Sein ſchriftliches Gutachten diente dem König aft als Richtſchnur, und in vielen wichtigen Staatsangelegenheiten ward Galiani ganz allein von ihm zu Rathe gezogen. Einige Aufſätze dieſer Art fanden ſich in Galiani's literariſchem Nachlaß. In einem derſelben erörterte er die Frage, ab es für die Regierung zu Genua von Nutzen ſei, ein öffentliches Kornmagazin zu errichten. Ein anderer Aufſatz verbreitete ſich über die Urſachen der Entvölkerung der Seeküſte van Siena und über die Mittel, die dortige Luft zu reinigen und die Gegend zu bevölkern.

In Mußeſtunden beſchäftigte ſich Galiani, außer ſeinen faetgeſetzten Rechtsſtudien, viel mit der ſchönen Literatur, beſonders mit den griechiſchen und römiſchen Claſſikern. Außer dem früher erwähnten Commentar zum Horaz ſchrieb er noch in drei Büchern eine aus den Gedichten ſeines Lieblingsſängers zuſammengeſtellte Abhandlung über die Maximen des Natur- und Völkerrechts. Aus den Gedichten des Horaz ſchöpfte er auch die biographiſchen Notizen über ihn, die er ſeinem Werke voranſchickte. Zu bedauern iſt, daß es ungedruckt geblieben, da es mit vielem Geſchmacke und philoſophiſchem Geiſte von Galiani abgefaßt worden ſein ſall. Zum Nutzen junger Leute, die ſich in dem Conſervatorium zu Neapel der Muſik widmeten, entwarf Galiani den Plan zu einer theatraliſchen Akademie. Einen beſſern Erfalg als dies Unternehmen hatte das nach Galiani's Ideen von dem Dichter Gioaanni Battiſta Lorenzi ausgearbeitete Luſtſpiel: der eingebildete Sokrates (Socrate imaginario). Der berühmte Paeſiello componirte dieſe Dichtung, die im Herbſt 1775 im Teatro nuovo zu Neapel und nachher auf den

12) „Dans ce livre," ſagt Voltaire, „il me semble, que Platon et Molière se solent réunis pour composer cet ouvrage. J'en n'ai encore lu que les deux tiers J'attends le denouement de la pièce avec grande impatience. On n'a jamais raisonné ni mieux, ni plus plaisamment .... Oh! le plaisant livre, le charmant livre, que les dialogues sur le commerce des bleds! Qu'il m'a fait des plaisirs! que je sais bon gré à l'Auteur!"

13) „Mr. l'Abbé *Galiani*, Néapolitain, rejouit la Nation Française sur l'exportation des bleds. Il trouve le secret de faire, même en français, des Dialogues, aussi amusans, que nos meilleurs romans, et aussi instructifs, que nos meilleurs livres sérieux. Si cet ouvrage ne fit pas diminuer le prix du pain, il donna beaucoup de plaisir à la nation, ce qui vaut beaucoup mieux pour elle. Les partisans de l'exportation illimitée lui repondirent vertement. Le resultat fut, que les lecteurs ne surent pas, où ils en étaient; la plupart se mirent à lire de romans, en attendant les trois ou quatres années abondantes de suite, qui les mettraient en état de juger. Les dames ne surent pas distinguer davantage le froment du seigle. Les habitants de paroisse continuèrent de croire, que le grain doit mourir et pourrir en terre pour germer."

14) Neun dicke Bände füllten die in Galiani's Nachlaß vorhandenen Briefe, diejenigen ungerechnet, die man noch einzeln auffand.

Digitized by Google

erſten Bühnen Italiens und Teutſchlands mit Beifall aufgeführt ward.

Im Mai 1777 ward Galiani von dem König, dem er mehrfache Beweiſe ſeines Wohlwollens verdankte, zu dem Ehrenpoſten eines Aſſeſſors der Giunta de Reali allodiali und bald nachher zum Fiscal jenes Departements, dem die Verwaltung der königlichen Privatgüter oblag, befördert. Er bezog einen Jahrgehalt von 200 Ducati. Die überhäuften Geſchäfte dieſes Amts entzogen ihn gleichwol nicht gänzlich den Muſen. Er widmete jenen Geſchäften den größten Theil des Tages. Den Abend brachte er meiſt im Theater oder in vornehmen Cirkeln zu. Die Nacht aber fand ihn noch oft an ſeinem Schreibtiſche. Viel Vergnügen fand er an antiken Münzen und geſchnittenen Steinen, von denen er ſich während ſeines Aufenthaltes in Neapel eine ſehr beträchtliche Sammlung angelegt hatte. Schätzbar war auch ſeine vorzüglich an ſchönen Ausgaben griechiſcher und römiſcher Claſſiker reiche Bibliothek. Großen Genuß gewährte ihm die Muſik, die er in ſeiner Jugend ſtudirt hatte. Er ſpielte mit vieler Fertigkeit Clavier und beſaß eine aus mehren Bänden beſtehende Muſikalienſammlung.

Die zahlreichen, meiſt werthloſen Schriften und Gemälde, welche der furchtbare Ausbruch des Veſuvs im J. 1777 veranlaßt hatte, perſiflirte Galiani durch ein von ihm herausgegebenes humoriſtiſches Werk unter dem Titel: Spaventissima descrizione dello spaventoso spavento, che ci spaventò tutti coll' eruzione delli 8 di Agosto del corrente anno, ma (per Grazia di Dio) duro pocò, di D. *Onofrio Galeota*, Poeta e Filosofo all' impronto. Gleichzeitig gab er eine Schrift über den neapolitaniſchen Dialekt heraus, worin er die grammatiſchen Regeln deſſelben erklärte und behauptete, daß dieſe Mundart jede andere an Wohllaut übertreffe, woher denn auch Boccaccio, Taſſo, Capaſſi, Metaſtaſio u. a. berühmte Dichter vorzugsweiſe in dieſem Dialekt geſchrieben hätten. Die in dieſem Werke aufgeſtellte Idee erregte Aufſehen und fand manche Gegner, deren Einwürfe jedoch Galiani, aller literariſcher Fehden überdrüſſig, unbeantwortet ließ. In dem erwähnten Werke hatte er auch ein neapolitaniſches Wörterbuch verſprochen, deſſen Druck zwar 1780 begann, doch unvollendet blieb. Das Manuſcript iſt noch vorhanden [15]).

Um dieſe Zeit, im Mai 1781, reiſte Galiani nach Rom, wo er von dem ſpaniſchen Geſandten bewirthet und von den Cardinälen und dem vornehmen Adel mit vieler Auszeichnung behandelt ward. Wer ſich für Wiſſenſchaft und Kunſt intereſſirte, ſuchte die Bekanntſchaft eines ſo vielſeitig gebildeten Mannes. Eine neue Idee beſchäftigte bald nach der Rückkehr aus Rom ſeinen immer regen Geiſt. Die früher erwähnte, zu Paris 1769 geſtochene Karte von Neapel war aus ältern Karten, ohne geometriſche Ausmeſſungen und aſtronomiſche Beſtimmungen, zuſammengetragen worden. Um eine zuverläſſigere Karte zu liefern, ward auf Galiani's Antrieb der berühmte Geograph Zannoni aus Padua berufen, und mehre Geometer, Aſtronomen und Zeichner mit der Ausmeſſung und nähern Beſtimmung der Localität beauftragt. Man beabſichtigte den Stich einer Land- und Seekarte, von denen jene aus 32, dieſe aus 25 Blättern beſtehen ſollte. Galiani erlebte jedoch nur einen Theil der Früchte ſeiner vielfachen Bemühungen. Mehre Jahre vergingen über der Ausmeſſung der Provinzen und der Seeküſten. Nur fünf Blätter von der Seekarte wurden bei Galiani's Lebzeiten geſtochen. Unterdeſſen beſchäftigte er ſich mit einem wichtigen Werke, das von den Pflichten neutraler Fürſten gegen andere kriegführende Mächte handelte, und 1782 ans Licht trat [16]). Die Veranlaſſung dazu bot ihm der damalige Krieg zwiſchen England, Frankreich und Spanien, in welchem der neapolitaniſche Hof, der ihn ſelbſt mit der Ausarbeitung jenes Werks beauftragt hatte, das Princip der Neutralität beobachtete. In der Literatur des Völkerrechts behauptet die von Galiani verfaßte Schrift durch Gründlichkeit und Ausführlichkeit unbedenklich eine der erſten Stellen.

Im November 1782 ward Galiani zum Aſſeſſor bei dem damals in Neapel errichteten Consiglio supremo delle finanze ernannt. Über dieſe Auszeichnung freute er ſich ſo ſehr, daß er den mit dieſem Amte verbundenen Gehalt nicht annahm. Der König entſchädigte ihn reichlich dafür, indem er ihm die Abtei Scurcoli verlieh und ihm dadurch ein jährliches Einkommen von 1200 Ducati verſchaffte. Bald nachher erhielt Galiani auch die nicht minder einträgliche Stelle eines Assessore di economia nella Sopra Intendenza del Fondo della Separazione. Zur Beförderung des Handels und der Schiffahrt that er manche zweckmäßige Vorſchläge, zu denen unter andern eine Verbindung zwiſchen den Seen Averno und Lucrino und die Communication des letztern mit dem Meere gehörte. Galiani war mit Arbeiten überhäuft. Über die verſchiedenartigſten Gegenſtände ward ihm ein ſchriftliches Gutachten abverlangt, bald über die Wiederherſtellung der Stadt Meſſina, bald über die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung der Provinzialſtraßen, bald über eine Reform des Münzweſens oder über einen abzuſchließenden Tractat des neapolitaniſchen Hofes mit auswärtigen Mächten. Unter dieſer angeſtrengten Thätigkeit erlag ſein von Natur ſtarker Körper. Seine phyſiſchen Kräfte nahmen ſichtbar ab. Während einer Sitzung des Collegio del Fondo della Separazione am 13. Mai 1785 traf ihn ein Anfall von Apoplexie, von dem er ſich zwar wieder erholte, doch nicht völlig wieder genas. Im Mai 1786 unternahm er, aus Furcht vor einem wiederkehrenden Anfall, eine Reiſe nach Apulien. Im Juni kehrte er, ſcheinbar geſtärkt, wieder nach Neapel zurück, wo er zwar ſeine gewohnte Thätigkeit fortſetzte, doch in ſeinen Arbeiten ſich mäßigte. Da er jedoch von Tage zu Tage hagerer ward, ſo entſchloß er ſich, auf den Rath ſeines Arztes, zu einer

15) Vocabolario delle parole del Dialetto Napolitano, che più si accostano del Dialetto Toscano con alcune ricerche etimologiche sulle medesime.

16) Eine teutſche Überſetzung erſchien unter dem Titel: Das Recht der Neutralität; aus dem Italieniſchen überſetzt und mit Zuſätzen verſehen von K. A. Cäſar. (Leipzig 1790.) 2 Bde.

Digitized by Google

längern Reiſe durch Italien, die er im April 1787 antrat und auf derſelben mehre ausgezeichnete Gelehrte kennen lernte, unter andern zu Modena den Ritter Tiraboſchi und zu Padua den Abate Ceſarotti.

Immer fühlbarer ward ihm die Abnahme ſeiner phyſiſchen Kräfte ſeit ſeiner Rückkehr nach Neapel im Juni 1787. Er ahnte ſein nahes Ende. Scherzhaft äußerte er zu einigen Freunden: Die Todten hätten ihn zu ſich gerufen und ihm das Entréebillet zu ihrer Geſellſchaft bereits zugeſchickt. Ein anhaltendes Aſthma vermehrte ſeine Schwäche. Um ſeinen Monarchen noch einmal zu ſehen, begab er ſich aus ſeiner ländlichen Wohnung zu S. Jorio nach Portici. Er befolgte den Rath des Königs, ſich wieder in die Stadt zu begeben, wo er beſſere ärztliche Hilfe erwarten konnte. In den letzten Tagen des October mußte er das Bett hüten. Über Nichts klagte er mehr, als ſeinen Commentar über den Horaz, einen Entwurf über die Wiederherſtellung des alten Hafens zu Bajä und die Karte vom Königreich Neapel unvollendet laſſen zu müſſen. Seine frühere Heiterkeit zeigte ſich auch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens durch allerlei ſcherzhafte Einfälle. Er ſtarb am 30. Oct. 1787 im 59. Lebensjahre, nachdem er ſich auf eine erbauliche Weiſe zum Tode vorbereitet und durch den Genuß des heiligen Abendmahls in Gegenwart vieler Menſchen eine Art von öffentlicher Beichte abgelegt hatte. Als inſulirter Abt ward er mit großem Gepränge in der Cöleſtinerkirche neben ſeinem Oheim beerdigt.

Galiani war ſehr klein von Statur, wodurch er, wie früher erwähnt, ſchon während ſeines Aufenthalts in Frankreich ein Gegenſtand des Spottes für die dortigen Höflinge geworden war. Er empfahl ſich durch Artigkeit im Umgange und durch Eleganz in der Kleidung. Der Müßiggang war ihm aber ſo verhaßt als eine lange Einſamkeit. Ein heller Verſtand und eine tiefe und gründliche Beurtheilungskraft gehörten zu ſeinen hervorſtechendſten Naturanlagen. Über Dinge, die er nie zu einem beſondern Studium gemacht, konnte er deſſenungeachtet vortrefflich ſprechen und ſchreiben. Stolz und Anmaßung waren ihm fremd. Er war die Seele aller geſelligen Cirkel durch die ſcherzhaften Einfälle und luſtigen Hiſtörchen, durch die er die Unterhaltung zu würzen pflegte. Wegen ſeiner mannichfachen Kenntniſſe ward er allgemein geſchätzt. Von mehren europäiſchen Monarchen empfing er ausgezeichnete Beweiſe ihrer Gunſt. Die Kaiſerin Katharina II. ſandte ihm zwei goldene Medaillen und eine mit Brillanten beſetzte goldene Tabatiere. Auch Ludwig XVI. verehrte ihm eine goldene Denkmünze. Ähnliche Geſchenke empfing Galiani von den Königen von Sardinien und Schweden, und von dem Herzog von Kurland. Während ſeines Aufenthalts in Wien würdigte ihn Kaiſer Joſeph II. oft ſeines perſönlichen Umgangs. Einige fürſtliche Perſonen, unter andern der König Guſtav III. von Schweden und die Herzoge von Glocester und Cumberland, machten ihm in ſeiner eigenen Wohnung einen Beſuch. Andere Fürſten ehrten ihn durch Briefe, wie z. B. die Päpſte Benedict XIV. und Clemens XIV., der König Friedrich II. von Preußen, der Herzog von Braunſchweig, der Landgraf von Heſſen-Caſſel u. A.[17]). (*Heinrich Döring.*)

Galiastrum *Heist.*, ſ. Mollugo.

GALICIA, El Reyno de Galicia, ein zu den Landſchaften der caſtiliſchen Krone gehöriges Königreich; es hat ſeinen Namen von der römiſchen Provinz Gallaecia, welche alle Striche nördlich vom Durius bis zu den Baskonen öſtlich umfaßte[1]). In ihr wohnten die Callaici, *Καλλαικοί*, oder Gallaeci[2]) von dem Hafen Cale am Ausfluſſe des Durius genannt, der freilich erſt im Itinerarium des Antoninus erwähnt wird. Man theilte ſie in die Callaici Bracarenses vom Durius bis zum Minius und die Callaici Lucenses vom Minius bis Navitubio, mit der Hauptſtadt Lucus Auguſti, dem heutigen Lugo. Als einzelne Stämme werden genannt die Bracari, Ceterini, Bibali, Equaesi, Interamici, Limici, Querquermi, Grovii etc. Die Letztgenannten ſollten griechiſchen Urſprungs ſein. Das Reich liegt 8° 26′ 15″ — 10° 52′ öſtl. Länge und 41° 56′ — 43° 46′ 40″ nördl. Breite. Im Oſten grenzt Galicien an Aſturien, eine Strecke lang durch die Ea und ihre Mündung von dieſer Landſchaft geſchieden; dann an Leon. Im Süden an die portugieſiſchen Provinzen Tras os Montes und Entre Douro e Minho. Eine Strecke von 13½ Meilen bildet der Minho die Grenze. Im Nordweſten beſpült Galicien der Buſen von Biscaya, in welchen Cap Morſa und die Punta Eſtaca ragt, im Weſten der atlantiſche Ocean, der meiſt hohe Felſenküſten hat und in ſehr vielen größern und kleinern Buſen (Rias) in das Land einſchneidet. So erinnert Galicien an die norwegiſche Fiordenküſte. An der nach Nordweſten gerichteten Stirn des Landes ragt im Oſten Cap Ortegal, im Weſten Cap Finiſterre; zwiſchen beiden liegt Cap Prior, die große Bai von Ferrol, und Cap S. Adrian. Südlich vom Cap Finiſterre folgen die Baien von Noya, Cap Corrobedo, von Pontevedra und Vigo. Der Flächeninhalt beträgt 748,1 geographiſche oder 835 ſpaniſche Meilen, die Länge 50, die Breite 40 Meilen.

Die Bodengeſtalt Galiciens wird durch das cantabriſche Gebirge beſtimmt. Im weſtlichen Aſturien verliert daſſelbe den Charakter eines Kammgebirges. Es wird von da ab zu einem weit verzweigten Hochlande, das außer Galicien noch das weſtliche Leon und die portugieſiſchen Landſchaften Entre Douro e Minho und Tras os Montes anfüllt. Will man von der altcaſtiliſchen Hochebene nach Coruña, ſo muß man ein fünf Meilen langes Gebirge mit romantiſchen Schluchten, aus Grauwacke und Schiefer beſtehend, überſteigen; der Paß Manzanal liegt hier 3400′ hoch. Thonſchiefer wechſelt mit Glimmerſchiefer, dem herrſchenden Geſtein, der wieder von Granit

17) Vergl. (*Diodati*) Vita dell' Abate Ferdinando Galiani. (Napoli 1788.) Teutſch in Cäſar's Philoſophiſchen Annalen. 2. Th. 2. Bd. Wieland's Deutſcher Merkur. 1789. St. 8. S. 177 fg. St. 9. S. 262 fg.

1) Abgeſchmackte Ableitung von *γάλα*, weil die Galicier nicht ſo dunkelfarbig ſeien, als die übrigen Spanier. Bei Abulfeda heißt das Land Geilikijah und ſeine Hauptſtadt Samurah. 2) *Vellej. Paterc.* II, 5. *Brutus* Gallaeca. *Gruter.* p. 402. no. 5. Astur. et Callaec., p. 193 Asturiae et Gallaeciarum.

durchbrochen wird, in den vielfachen, meiſt ſanft ſich verflachenden Gebirgszweigen von Galicien, die bald als Rücken, bald als weitgeſtreckte Plateaus auftreten, wie in letzterer Form der Abfall der Küſte bei Betanzos und Coruña. Auf der ſpaniſch-portugieſiſchen Grenze erheben ſich über das allgemeine Niveau des Hochlandes einzelne Gebirge zu ſehr anſehnlicher Höhe, ſo die Serra de Montezinho, bis 7000′, die Sierra de Suazo 7400′ über dem Meere.

Galicien iſt ein gut bewäſſertes Land. Die alten Geographen behaupten, es gäbe über 70 Flüſſe darin. Der beiweitem größte Theil des Landes gehört zum Gebiete des Minho, der fünf Meilen von der Nordküſte entſpringt, in einem großen, nach Nordweſten offenen Bogen das ganze Land durchfließt, und dann, wie bemerkt, eine Strecke lang bis zur Mündung die Grenze gegen Portugal bildet. Er iſt bei Lugo, wo er ſchon ſeinen andern Quellfluß, den Tannebogo, empfangen, 1200′ über dem Meere. Unter ſeinen Nebenflüſſen Cabre, Ferreira und Sil iſt der letztgenannte der bedeutendſte. Sein oberes Gebiet liegt in Leon; in Galicien empfängt er den Cabo. Unter den Küſtenflüſſen iſt die Ea an der aſturiſchen Grenze ſchon genannt; etwas nördlich vom Cap Finiſterre mündet die Puente in die Bai von Coruña, bei Betanzos der Mandeo und Caſcas, ſüdlich vom Cap Finiſterre der Lezaro, in die Bai oder Ria von Noya der Tambre, ſüdlicher die Ulla mit dem San, welche zuſammen die Aroza bilden, und der Loriz. Der ſüdöſtliche Streifen gehört zum Gebiete des portugieſiſchen Küſtenfluſſes Lima und des ebenfalls portugieſiſchen Duero. Zuflüſſe Jna und Tamega. Warme Bäder gibt es in Lugo, Caldas und Orenſe.

Das Klima iſt an den Küſten durch die Seewinde gemäßigt, aber feucht, im Binnenlande ziemlich rauh und kalt. Der Gallego, ein von den galiciſchen Bergen wehender, durchdringend kalter Nord- und Nordweſtwind iſt in den benachbarten Provinzen übel verrufen. Herrliche Waldungen auf den Gebirgen ſind nicht ſo geſchont, als ſie es verdienten. Das Innere der Berge bietet Gold-, Silber-, Blei-, Kupfer- und Zinnobergänge. Der Mangel an Ebenen und das Klima ſind die Urſachen, daß der Ackerbau, obgleich hier fleißig betrieben, durchaus nicht das Nöthige für die Bewohner liefert. Dagegen begünſtigen gute Weiden die Viehzucht, beſonders Schafzucht. Der Flachs und Hanf, der in Galicien gezogen wird, iſt der beſte in Europa, reicht aber für die Fabrication nicht hin. Obſt wird in guter Qualität gewonnen, auch Citronen. Unter den Weinen iſt der von Ribadavia der beſte; aus den ſchlechten Sorten macht man Branntwein. Sehr belohnend iſt an den Küſten der Fiſchfang. Die beſten Fiſche ſind Lachſe, Sardellen und Besugos, eine Art Muräne [3]).

Von jeher gehörte Galizien zu den am beſten bevölkerten Provinzen Spaniens. Wir geben zuerſt zur Vergleichung die Ergebniſſe officieller Zählungen von 1757, wie ſie in Büſching's Magazin (I. S. 312 fg.) enthalten ſind. Man zählte damals ſieben größere Städte oder Ciudaden (Santjago, Coruña, Betanzos, Orenſe, Tuy, Lugo, Mondoñedo), 81 Villas (im Ganzen etwa 50 ummauerte Orte), 3203 Dörfer, 667 „uralte, wüſte Örter,“ 67 einzelne Pacht- und Landhäuſer, 1,086,165 Einwohner (ohne Klerus), 242,265 Familien, 12,637 Geiſtliche, 11 Kathedralen, 3242 Kirchſpiele, 79 Mönchs- 24 Nonnenklöſter. Im J. 1833 ergab die Zählung 1,471,986 Einwohner, alſo ziemlich 2000 auf die □Meile. Die Bevölkerung von Galicien bildet einen kräftigen, nervigen Menſchenſchlag, arbeitſamer, erwerbender und ſparender Natur. Da das Land nicht alle ſeine Bewohner nährt, ſo ziehen alljährlich eine Menge Galicier oder Gallegos in ſpaniſche Provinzen, beſonders nach Caſtilien und Andaluſien, und zur Ernte und Weinleſe nach Portugal. Sie ſuchen ſich außerdem als Laſtträger, Packer, Ablader, Hausknechte, Waſſerträger ihr Brod zu verdienen. Die meiſten verlaſſen ihre Heimath im Mai, verdienen ſich etwa zehn bis zwölf Thaler und kehren gegen den Winter wieder in die Heimath zurück. Manche kaufen noch unterwegs in den Städten allerlei ein und treiben auf dem Rückwege in den Dörfern Kleinhandel. Man veranſchlagte allein die Zahl der Gallegos in Portugal früher auf 80,000, wovon die Hälfte auf die Hauptſtadt kam. Freilich iſt bei ſolchen Angaben zu bedenken, daß man oft alle Laſtträger nur Gallegos nennt. Die Spanier verachten übrigens die Gallegos als eine Menſchenclaſſe, die für Geld Alles thut und ſich für Geld Alles gefallen läßt; darum das Sprüchwort: He sido tratado como si fuera un Gallego.

Nicht unbedeutend iſt der von Galicien aus betriebene, durch zahlreiche Häfen unterſtützte Handel [4]); die Induſtrie iſt nur in einigen Zweigen, z. B. Leder und Leinwand, erheblich. Im J. 1794 betrug die Ausfuhr 283,111 Gulden, die Einfuhr 992,718 Gulden. Man rechnet, wie in Caſtilien nach Reales de Vellon à 34 Maravedis. Der Fuß, Pié, und die Elle, Vara, ſind die caſtiliſchen; für Leinwand jedoch iſt die galiciſche Vara 30 Proc. größer als die caſtiliſche = 1,0855 Meter, oder 481,1978 par. Linie. Das Getreidemaß, die Fanega, hat vier Ferrados; der gewöhnliche Ferrado von Ferrol iſt = 1/5 caſtil. Fanega, alſo ein Fanega von Ferrol = 1 1/5 caſtil. Fanega, 100 Fanega von Ferrol = 132,942 preuß. Scheffel. Dagegen iſt die Fanega von Coruña kleiner: 100 davon = 120,433 preuß. Scheffel. Das Weinmaß Moyo hat 4 Cañadas, 16 Ollas, 68 Azumbres, 272 Quartillos, ein Cañada = 1,0929 frankf. Ohm, oder 2,2818 preuß. Eimer. Das Handelsgewicht, das galiciſche Pfund = 2 1/5 caſtil. Mark; 100 Libras gallegas = 123,073 preuß. Pfund.

Galicien zerfällt jetzt in die vier Provinzen Coruña, Lugo, Pontevedra, Orenſe. Coruña gilt als Hauptſtadt des Ganzen. Kirchlich zerfällt das Land in den erzbiſchöflichen Sprengel von Compoſtella unter dem in Gali-

3) Volkmann erzählt, die Sardellen würden bei Pontevedra und Vigo in ſolcher Menge gefangen, daß man oft 100 Stück für einen Quarto kaufte.

4) Alte Geographen zählen 100 Meilen Seeküſte und 48 größere und kleinere Häfen.

Digitized by Google

cien die Bisthümer Mondonnedo, Lugo, Tuy und Orenſe ſtehen. Eingegangene Biſchofsſitze aus den Römer- und Gothenzeiten ſind Ribadeo und Iria.

Als Ende September oder Anfang October 409 die Schwärme der Sueven, Alanen und Vandalen in Spanien einfielen, ſetzten ſich die aſtingiſchen Vandalen und die Sueven unter König Hermerich in Galicien feſt, zu deſſen Bereich damals auch Aſturien mit dem Lande bis zum Duero etwa bis zur Mündung der Esla gehörte. Die Vandalen nahmen einen Streifen an der Weſtküſte, die Sueven das Übrige. Wie denn aber die Landesbewohner von jeher ein tapferes kriegeriſches Volk waren, das ſich nie viel bieten ließ, ſo wehrten ſie ſich gegen die germaniſchen Ankömmlinge nicht ohne Glück. Sie erzwangen einen Vertrag, wonach die Walchen im Suevenreiche beſſer geſtellt waren als anderswo. Germaniſche Abenteurer von der See her wurden von den Galiciern tüchtig zurückgewieſen, ſo die Heruler, welche 456 mit ſieben Schiffen bei Mondonnedo landeten und 584 eine fränkiſche Expedition, welche an der Küſte kreuzte. Als das Suevenreich 585 dem Reiche der Weſtgothen einverleibt wurde, bildete Galicien in dem bezeichneten Umfange, auch Grafſchaft Bracora genannt, einen, viele Eigenthümlichkeiten bewahrenden Beſtandtheil des Landes. Im Jahre 713 drang auch hierher die arabiſche Eroberung. Braga, Tuy, Orenſe, Lugo, Bulonia wurden mit Gewalt erobert und zur Strafe mauerlos gemacht. Iria ergab ſich freiwillig. Da indeſſen grade in einem Theile des alten Galicien, in Aſturien, ſich der chriſtlich-gothiſche Reſt auf der Halbinſel erhalten hatte, ſo kam auch bald die durch jene Entfeſtigung der Städte erleichterte Befreiung. Überhaupt hatten ſich in Galicien verhältnißmäßig die wenigſten Araber niedergelaſſen. Schon Pelayo ſoll verſucht haben, ſich auch Galiciens zu bemächtigen, jedoch von dem Sarazenen Okba geſchlagen, ſich mit Mühe auf ein ſteiles Gebirge geflüchtet haben und nur mit 30 Männern und zehn Weibern entronnen ſein. König Alfonſo I. von Aſturien und Leon benutzte die von den Sarazenen gegen ihren Statthalter Juſſuf erregten Unruhen, nahm 742 Lugo, Tuy, Orenſe und alles dazwiſchen liegende Land. Der beſte Theil von Galicien war damit dem Halbmonde entriſſen und bildete fortan einen Theil des chriſtlichen Königreiches Leon. Freilich hatte das unruhige Volk mit ſeinen chriſtlichen Herrſchern Streit. So dämpfte König Froila 764 mit Strenge einen Aufſtand, desgleichen König Silo 779 u. a. Unter Alfons dem Keuſchen 791—843 ward bei Iria der Leichnam des Apoſtels Jacobus gefunden und nach Compoſtella gebracht. Im J. 1038 ſtarb der Mannsſtamm der Könige von Leon aus und Galicien kam alſo mit an Caſtilien. Aber gleich der erſte Unionkönig, Fernando der Große, hatte mit unruhigen galiciſchen Herren zu kämpfen, deren einige ſich ſogar unter Muhammedaniſchen Schutz begaben. In ſeinem Teſtamente theilte der König ſein Reich unter ſeine drei Söhne; dem jüngſten, Garcia, war Galicien und Portugal als Königreich beſtimmt. Nach ſeinem Tode, 1065, und nachdem auch ſeine Witwe Sancha, die eigentliche Erbin von Leon, 1067 geſtorben war, verjagte der älteſte Sohn, König Sancho, ſeine Brüder und zwang den galiciſchen Garcia, ſich zu dem König von Sevilla, Muhammed ben Abad, zu flüchten. Zwar fiel Sancho 1072 durch Meuchelmord, aber der zweite Bruder, Alfonſo, war von gleicher Begierde, Alles zu beſitzen, beſeelt, nahm 1073 Garcia verrätheriſch gefangen und legte denſelben im Schloſſe Luna in Ketten, aus denen ihn erſt 1091 der Tod erlöſte. Galicien erhielt der Graf Ranon von Burgund, der Gemahl der königlichen Tochter Urraca. Da nun 1108 der einzige Sohn Alfonſo's gefallen, Ranon aber ſchon 1106 geſtorben war, ſo wurde beſtimmt, daß ſein Sohn Alonſo, Graf von Galicien, und falls ſeine zum zweiten Male an Alfonſo I. von Aragon und Navarra vermählte Mutter, keine Kinder gebären werde, auch König von Leon und Caſtilien werden ſollte. Als nun König Alfonſo von Leon und Caſtilien 1109 ſtarb, wollte ſich Aragon der Erbſchaft bemächtigen. Donna Urraca wollte ihrem Gemahle keine Mitregierung einräumen, ward von ihm gefangen geſetzt, von ihren Unterthanen befreit, endlich auch 1114 von dem zweiten Manne geſchieden. Nun aber lag ſie bis zu ihrem 1126 erfolgten Tode mit ihrem Sohne, dem jungen König Alfonſo, in Hader. Die galiciſchen Herren benutzten den Krieg zwiſchen Mutter und Sohn zu mancher Schilderhebung. Der unternehmende König Alfonſo VII., geſt. 1157, hatte wieder getheilt. Der jüngere Sohn, Fernando II., erhielt Leon, Aſturien und Galicien, 1157—1188, dem Alfonſo IX. bis 1230 folgte. Der ebengenannte König war mit Berengaria, der Erbtochter von Caſtilien, vermählt, und obwol Innocenz III. die Ehe als blutſchänderiſch trennte, ſo galt doch der Sohn derſelben, Fernando III., der Heilige, als rechtmäßig. Er vereinigte alſo Caſtilien, Leon und Galicien auf das Neue, wiewol ihm ſein Vater nicht blos die mütterliche Erbſchaft zu entreißen geſucht, ſondern ſein Reich zwei Töchtern erſter Ehe, mit Thereſia von Portugal, Sancha und Dalce vermacht hatte. Nachher iſt keine Theilung der Ländermaſſe von Caſtilien und Leon wieder eingetreten. Die einzelnen Unruhen und Wirren, an denen ſich auch oft das nun in ſeinen heutigen Grenzen erſcheinende Galicien betheiligte, iſt nicht unſere Aufgabe. Mächtige Dynaſten hatten ſich während der Verwirrungen des 14. und 15. Jahrh. in Galicien aufgethan, wie die Grafen von Lemos, von Altamira, die Fürſten von Noya, die Marquis von Ribadea, Sarria u. a. Nach der Vereinigung Spaniens unter den katholiſchen Königen koſtete es daher dem Könige Ferdinand beſondere Mühe, grade in Galizien die Macht der Krone neu zu gründen und der Ariſtokratie gegenüber zu behaupten. Noch ſpäterhin behielt Galicien ſein eigenes Provinzialrecht, hatte einen Generalcapitain, eine königliche Audiencia zu Coruña und zahlte ſtatt der Rentas provinciales eine Landſteuer von 211,766 Gulden. — Über Galicien gibt es Monographien von den Spaniern Malaga, de Nova, Penuela. Unter den Reiſebeſchreibungen nennen wir die neueſte: Portugal and Galizia with a Review of the Basque Provinces. By the Earl of *Caernavon*. (Lond. 1848.)

Galicia la Nueva nannte Cortez denjenigen Landſtrich, welcher hernach den Namen Intendanz Guadalarara erhielt, jetzt der Staat Xalisco (ſ. d. Art.).

(*Daniel.*)

GALIGAI (die) erſcheinen bereits 1292 in den Jahrbüchern von Florenz, als der erſte Gonfaloniere, Dino Compagni, ihre Häuſer abbrechen ließ, zur Strafe, daß einer von ihnen im Ausland, in Frankreich, einen Florentiner getödtet hatte. Die Familie ſcheint aber um die Mitte des 16. Jahrh. ausgeſtorben zu ſein, indem ein gewiſſer Dori, der durch mancherlei Mittel ein bedeutendes Vermögen geſammelt hatte, ſich beigehen ließ, von dem erloſchenen Geſchlechte ſeine Abkunft herzuleiten, ein Anſpruch, behufs deſſen er die Sanction der großherzoglichen Regierung ſich zu verſchaffen wußte. „Cela vient de ce qu'à Florence, quand une famille est éteinte, pour de l'argent on peut avoir permission d'en porter le nom“ (Tallemant des Réaux). Dieſes Dori Galigai Frau war der großherzoglichen Prinzeſſin Maria de' Medici Amme geweſen, und es wurde ihr demnach ein Leichtes, ihre Tochter, Eleonore Galigai, in den Dienſt der Prinzeſſin einzuführen. Mit ihrer Gebieterin kam Eleonore nach Frankreich, nicht als Kammerjungfer, wie man ſich dort erzählt, ſondern mit der beſtimmten Ausſicht, den Poſten einer dame d'atour einzunehmen. Den hatte aber König Heinrich IV. der Witwe von Franz du Pleſſis-Richelieu, der Mutter des nachmaligen Cardinals, zugedacht, gleichwie er die Marquiſe von Guercheville zur dame d'honneur machte. Damit war aber die junge Königin keineswegs einverſtanden: „la reyne ne voulut point recevoir madame de Richelieu, disant qu'elle avoit Leonore qui l'avoit tousjours servie et qu'elle avoit amenée pour cela et pour faire cette charge. Le roy disoit que l'ayant donnée à madame de Richelieu il voulloit qu'elle servist, si bien que cela esloigna la reyne de la marquise, et tout le train qu'on luy avoit donné fut renvoyé, dont elle se facha contre ces dames et leur faisoit très mauvaise mine.“ Die Galigai, in ſo widerwärtiger Weiſe in ihren Hoffnungen getäuſcht, ſuchte, um trotz Allem zu ihrem Ziele zu gelangen, den Beiſtand der Marquiſe von Verneuil (ſ. d. Art. **Entragues**), jener Geliebten Heinrich's IV., die auf ſeinen ausdrücklichen Befehl der Königin unmittelbar nach deren Ankunft zu Paris vorgeſtellt worden, der auch, ihrer Schwangerſchaft unbeſchadet, ihr Quartier in der unmittelbaren Nachbarſchaft von der Königin Gemächern angewieſen worden, „et Leonora voyant que la reyne ne pouvoit faire que le roy voulust qu'elle la servist en sa charge de dame d'atour, eut recours à la marquise et luy fit parler, luy promettant que si elle faisoit son affaire, elle la metroit en tel pouvoir qu'elle voudroit avec la reyne. Elle entreprit donc cette affaire, et en vint à bout si bien que la reyne commença à luy faire très bonne mine.“ Zu Zeiten wurde jedoch der Königin friedlicher Verkehr mit der Maitreſſe geſtört, zumal die beiden Damen in ihrer vorgerückten Schwangerſchaft die gleichen Anſprüche an die Aufmerkſamkeit des königlichen Gebieters ſtellen zu können glaubten. „Elles étoient logées si près l'une de l'autre que l'on ne s'en pouvoit cacher, et c'estoist une brouillerie perpétuelle. Cependant Leonora se maintenoit avec la marquise à force de présens, estant bien asseurée que sa maistresse trouvoit tout bon d'elle.“ In der Königin Gefolge, wie es ihr zu Florenz beigegeben worden, hatte ſich glücklicher denn die mehrſten ſeiner Landsleute, Concino Concini zu behaupten gewußt, „qui faisoit l'amour à Leonora. Je ne dis pas qu'il en fust amoureux, estant telle qu'elle ne pouvoit estre seulement regardée [1]); mais la faveur qu'elle avoit toute entière auprès de la reyne la faisoit désirer de plusieurs. Celui-cy nommé Conchini, fut en cela plus heureux, parce qu'il luy pleut davantage, et qu'elle le choisit pour mary, croyant que ce luy estoit un grand advantage, estant née de la lie du peuple, d'espouser ce Conchini, qui veritablement estoit gentilhomme en son pays. Mais il y avoit de la difficulté de parvenir à ces nopces, car le roy ne l'aymoit point, ceux de la maison de la reyne le hayssoient, et la reyne ne vouloit hazarder d'en parler, de peur d'estre refusée. Conchini donc et Leonora ayant consulté cette affaire ensemble, ils résolurent que Conchini feroit la cour à la marquise de Verneuil, et cela luy réussit si bien qu'il pouvoit aller chez elle, quand bon luy sembloit. Elle lui faisoit bonne mine, et en effet elle n'estoit pas marrie d'obliger Leonora, afin d'empescher la reyne d'éclater contre elle. Après qu'il eut pris assez d'accès auprès d'elle, il la supplia de faire trouver bon au roy qu'il espousast Leonora. Elle fit quelque difficulté au commencement, connoissant l'aversion que le roy avoit contre ces deux personnes, mais enfin Leonora l'en ayant aussi priée et promis que la reyne luy en parleroit, elle se résolut de faire réussir ce mariage.“ Unausſprechliche Dankbarkeit empfand die Königin für die von der Nebenbuhlerin verheißene Gefälligkeit, aber der Schwierigkeiten weſentlichſte, des Königs Abneigung für das Brautpaar, blieb lange unbeſiegbar, bis ſie doch zuletzt der Freude über die doppelte, ihm beſcherrte Vaterſchaft wich. Zuerſt, 27. Sept. 1601, wurde die Königin entbunden, „de ce grand et heureux prince que nous avons vu regner si glorieusement,“ und einige Tage ſpäter, im October, brachte die Marquiſe von Verneuil den Prinzen Heinrich zur Welt, den nachmaligen Herzog von Verneuil. „Après les couches il fut question de se rejouir l'hyver. La reyne fit un ballet qu'elle estudia deux ou trois mois; la marquise en estoit, dont le roy fut si aise qu'il accorda le mariage de Conchini et permit que la reyne luy donnast beaucoup.“ Schon vorher war auf der Marquiſe Verwendung die Galigai in der Eigenſchaft einer dame d'atour anerkannt worden, wie das

1) Anders urtheilt Tallemant des Réaux. „C'étoit une petite personne fort maigre et fort brune, mais de taille assez agréable, et qui, quoiqu'elle eût tous les traits du visage beaux, étoit laide à cause de sa grande maigreur.“

Digitized by Google

ungezweifelt nach dem Zeugniß der Louiſe Bourgeois in dem récit véritable de la naissance des messeigneurs et dames les Enfans de France. Aber der König verharrte in der entſchiedenſten Abneigung für das junge Ehepaar [2]), indeſſen von nun an Mann und Frau ſich in die unbeſchränkte Herrſchaft über der Königin Handlungen und Gemüth theilten. Der Frau insbeſondere wird zur Laſt gelegt, daß ſie aus allen Kräften die Zwiſtigkeiten Heinrich's IV. mit ſeiner Gemahlin genährt, unermüdet durch Wahrheit und Dichtung, durch Berichte, geeignet auch ein leidenſchaftliches Gemüth, geſchweige denn eine Mediceerin zu verletzen, geſtört habe. Die ſolchen Vorwurf erheben, bedenken nicht, daß es des alten Sünders Liebhaberei, ſeine Ausſchweifungen zur Schau zu tragen, daß er, was Ludwig XIV. ſeinem Neffen, dem Herzog von Orleans nachredete, ein fanfaron de vices geweſen iſt. „Mais estoit-ce," ruft Sully in ſeiner loyalen Begriſterung aus, „mais estoit-ce à de misérables Italiens, tels que Conchine, Vinti, Guidi, Joannini que le roy estoit responsable de sa conduite? et n'estoit-ce pas au contraire dans tous ces estrangers une hardiesse bien punissable, que de donner à toutes ses demarches un esclat qu'elles n'avoient point, pour en prendre droit de jetter la reyne dans des resolutions violentes, qui devoient donner quelque couleur à leurs pernicieux desseins. Wohin dieſe pernicieux desseins gezielt haben ſollen, wird nicht geſagt, gewiß iſt nur, daß alle Bemühungen, die Concini einer Theilnahme an dem Morde Heinrich's IV. zu verdächtigen, geſcheitert ſind, wenn auch das Ereigniß ihnen im hohen Grade vortheilhaft wurde. Als Maria von Medici die Zügel der Regierung ergriff, in demſelben Augenblick wurden Concini und Frau die Gebieter von Frankreich, zuvörderſt nur der Weſenheit, bald auch der Form nach. Nach einander gelangte Concini zu den höchſten Ämtern. Er erhielt den Marſchallsſtab, die Stelle eines Lieutenant-général in der Normandie, die Gouvernements von Bourg, Dieppe, Pont-de-l'arche, Caen, Peronne, Montdidier, Roye, Amiens, auch eine Menge lucrativer Donationen, wie z. B. jene des deniers provenant des officiers des gabelles du Languedoc, passés en un comptant, le profit de rabais accordés à Moisret et à Feydeau; er erhandelte auch von dem Herzog von Bouillon den Poſten eines premier gentilhomme de la chambre, den er zwar nicht aus eigenen Mitteln, ſondern mit den Geldern und Gerechtſamen des Staates bezahlte. Gleich ſehr die in den Händen eines Fremdlings vereinigte Gewalt und die ihm zuſtrömenden Vortheile beneidend, bildete ſich unter den Großen, welche das Recht, den Staat auszubeuten, für ein ihnen gebührendes Monopol anſahen, eine mächtige Partei zum Untergange des Bönhaſen [3]). Zu dem dritten Bürgerkriege

2) Sully ſollte einſtens, in des Monarchen Auftrag, die Königin bedeuten, qu'entre plusieurs choses où elle s'obstinoit, il y en avoit une qui m'aigrissoit tellement l'esprit qu'elle me rendoit toutes les autres bien fort ennuyeuses, qui estoit l'absolue puissance qu'elle avoit voulu empieter à son Conchine et à sa Conchine sur toutes ses volontez, qu'ils luy faisoient faire tout ce qu'ils vouloient et s'opposer à tout ce qui ne leur plaisoit pas, voire aymer ou haïr qui bon leur sembloit, et que plus j'en avois patienté, plus avoient-ils abusé de ma patience: que j'estois bien marry de n'avoir usé du conseil de la duchesse de Florence, de Don Jouan, Jouaniny, Gondy, de vous mesme, et d'autres qui me sollicitoient de renvoyer en Italie l'un et l'autre, dès leur arrivée à Marseille, afin de mettre des esprits dociles en leurs places, et qui n'eussent autre but que de nous tenir en bon mesnage et nous aimassent esgalement. Je voulus bien depuis remedier à cette faute, par le moyen de Don Joan; mais j'apperceus incontinent que c'estoit trop tard, car lors qu'il en entama le propos, par forme de conseil, ma femme entra soudain contre luy en tant de colere, qu'il n'y eust sorte de reproches, injures et menaces dont elle n'usat en son endroit; et a si continué, que, luy ne les pouvant plus souffrir, il a esté contraint, quelque chose que j'aye pû dire ni faire, de se retirer hors de France: dequoy elle a esté merveilleusement aise, pour ce que Conchine, qui mouroit de peur, luy faisoit apprehender, comme l'autre s'en vantoit tout haut, qu'il ne le poignardast. Dès long-temps auparavant plusieurs me firent proposer d'autres expediens, auxquels je m'accomoday voyant que vous n'y contredisiez pas (et la princesse d'Orange fut une de celles qui s'en mesla le plus, et mesme disposa madame de Verneuil à m'en importuner, sous esperance que ma femme luy en sçauroit gré, et luy permettroit, par ce moyen, de la voir et de venir librement au Louvre), qui furent de trouver bon que Conchine et la Leonor fussent mariez ensemble, comme un moyen le plus honneste pour les renvoyer après tous deux sans honte ny sans offense en Italie, ayant acquis desja d'assez grands biens en France pour aller vivre splendidement en leur païs. Mais toutes ces procedures, au lieu d'adoucir l'esprit de ma femme et la disposer à ce qui seroit de mes volontez sur ce sujet là, elle s'est d'autant plus affermie contre icelles, et eux-mesmes en sont devenus si rogues, hautains et audacieux, jusques à user de menaces contre ma personne, si je faisois quelque violence aux leurs; desquels neantmoins je me déferois bien facilement si je croyois le conseil de certaines gens, qui peut-estre n'ont pas trop de tort, car il peut de toutes ces brouilleries arriver de grands accidens; mais vous sçavez que mon esprit est tellement aliené du sang et de toute cruauté que je ne sçaurois porter à telles resolutions. Je ne suis pas mesme ignorant que vostre femme, usant d'une prudence digne de son mary, n'ait parlé à ma femme sur ce qu'on luy avoit dit qu'ils vouloient acheter la Ferté-au-Vidame, qui est une piece de deux cens ou trois cens mille escus, et ne luy ait remonstré que cette acquisition ayant trop d'esclat, elle les en devoit faire abstenir, de crainte que le blasme ne retombast sur elle mesme, et que je m'en offençasse. Lequel conseil fut lors si bien receu d'elle, qu'elle en remercia vostre femme; mais elle n'eut pas plustost parlé aux autres qu'elle s'en irrita grandement, ne la voulant plus voir ny parler à elle, contre laquelle c'est sans doute qu'elle eust gardé son coeur, n'eust esté qu'elle et eux ont tous les jours affaire de vous, voire, m'a-t'on dit, que Conchine fut si effronté que de luy en venir faire des reproches avec des paroles si pleines d'insolence contre elle et contre moy que je me suis estonné qu'elle ne luy respondit plus vertement: mais je me doute bien qu'elle a souffert tout cela, de crainte de se mettre mal tout à fait avec ma femme. Combien encore pensez vous que j'eus de despit quand je vis cet homme entreprendre de courir une bague de reputation, de laquelle il estoit le tenant contre tout ce qu'il y avoit de galands hommes en France. Et de plus, quand je vis que ce fut en public, dans la grande rue Saint-Anthoine, que ma femme et toutes les dames s'y trouvèrent, et que le bon-heur l'accompagna en ce dessein .... Mais ne vous embarassez pas comme fit don Joan."

3) „Conchine et sa femme ne demeurèrent pas eux-mêmes

Digitized by Google

während des Laufes der Regentſchaft, gab die Loſung die Stadt Peronne, welche unzufrieden mit Favols, dem von Concini beſtellten Commandanten, und in der Beſorgniß, ihre Drangſale durch eine Verſtärkung der Beſatzung erhöhet zu ſehen, zuerſt ihre Thore dem Bruder des Marſchalls, dem nur von wenigen Freunden begleiteten Chevalier Concini verſchloß, dann in unehrlicher Weiſe den Commandanten Favols feſtnahm, endlich zu ihrem Schutze den Gouverneur der Provinz, den Herzog von Longueville, herbeirief. Dieſer, einer der erbittertſten Widerſacher des Marſchalls, eilte ſofort mit einer hinreichenden Truppenmacht herbei, und wurde nicht allein freudig von der Bevölkerung aufgenommen, ſondern gelangte auch durch Verſtändniſſe unter der Beſatzung zum Beſitze des Schloſſes, 17. Aug. 1614. Der Graf von Auvergne wurde von der Regentin ausgeſendet, um die rebelliſche Stadt und den Herzog von Longueville zugleich zu bändigen, fand aber dieſen dergeſtalt gerüſtet, daß nicht weiter eine vielfältig verzweigte Verſchwörung zu verkennen. Den Verſchworenen ihr Haupt zu nehmen, wurde am 1. September der Prinz von Condé verhaftet, der alsbald in den Straßen der Hauptſtadt ertönende Ruf: **Aux armes, messieurs de Paris, le maréchal d'Ancre a fait tuer monsieur le prince de Condé, premier prince du sang, aux armes! bons François aux armes!** fand keinen Anklang, und eine Verſammlung von Officieren und Großen, die unter dem Vorſitz der verwitweten Prinzeſſin von Condé die Mittel für eine gewaltſame Befreiung berathen ſollte, ſchwankte und zögerte mit ihren Entſchließungen, bis ein Vorſchlag, bei dem Nichts zu wagen, alle Meinungen vereinigte, und ſofort zur Ausführung gebracht wurde [4]). Den Palaſt des Concini und alle dort geſammelten Reichthümer der Plünderung hingebend, hoffte man den Pöbel zu weiterer Gewaltthätigkeit, zu einem Angriff

---

long-temps en bonne intelligence avec les ministres et les autres principales personnes de l'estat; c'est le sort des alliances qui ne sont produites que par l'esprit d'intérest, que la même cause qui les a fait naistre, les détruise avec plus de facilité encore. De-là s'ensuivirent mille scènes scandaleuses, et l'on en vint publiquement à des reproches et à des injures, qu'un reste de bienséance aurait bien dû étouffer; et comme le même esprit régnoit dans toute la cour, elle ne fut bientost remplie que de haines, de jalousies, de moyens bas ou criminels de se disputer et de s'enlever les graces. Milles levains fâcheux fermentant dans tous les esprits, on appréhende plusieurs fois les catastrophes les plus sanglantes entre les personnes du plus haut rang. Il falloit estre continuellement en mouvement pour les prévenir: Le public fut instruit des sujets qui amenèrent les uns contre les autres, les princes du sang, le connestable, le grand escuyer, le duc d'Espernon et beaucoup d'autres, au milieu desquels Conchine se trouvoit tousjours meslé le plus avant."

4) „Quelques seigneurs et capitaines s'assemblèrent pour prendre délibération s'ils s'armeroient et s'ils se feroient suivre de la noblesse affectionnée à monsieur le prince, pour aller droict au Louvre et tacher de le délivrer. On propose qu'il pourroit y avoir aussi des bourgeois affectionnez qui se joindroient à eux, pour tous ensemble faire un effort. Vous pourrez faire cela, dit un d'entr'eux, mais considérez que tous les magistrats de Paris se porteront avec le menu peuple pour Leurs Majestés; cela estant, que deviendrons-nous avec tous ces affectionnez, lorsque les gardes du Roy nous empescheront d'approcher le Louvre et que l'on tendra les chaisnes derrière nous? Avant que d'y aller, il faudroit plustost affriander la populace au pillage du logis du mareschal d'Ancre, et par là faire naistre l'envie de nous suivre. Cest advis fut approuvé et en un instant exécuté. L'hostel que la Royne mère fait bastir dans le parc du Luxembourg, celuy de Condé et celuy du mareschal d'Ancre sont à un ject de pierre l'un de l'autre et s'entreregardent. Quelques-uns des domestiques et de la suite dudit sieur prince ayant animé quelques maçons et aucuns des manoeuvres qui travailloient à l'hostel de la Royne mère, ils vont rompre la grande porte de l'hostel d'Ancre d'une telle furie que le suisse qui le gardoit et les autres domestiques n'eurent autre loisir que de se sauver par la derrière du jardin. Ils entrent dans les salles et chambres; les uns jettent les meubles par les fenestres, cependant que les autres emplissent leurs chausses d'or, d'argent et de ce qu'ils trouvoient de plus précieux. Les premiers qui emportèrent des meubles dans la ville servirent de trompettes pour advertir la populace que le logis du mareschal d'Ancre estoit au pillage; elle y accourt de tous costez. On a escrit qu'une grande dame estant en son carrosse regardoit tout cela. Sur les deux heures après midy, monsieur de Liancourt, gouverneur de Paris, avec le chevalier du guet, suivis de quelques-uns des leurs, y estant allez pour penser empescher ce ravage, trouvèrent ceux de la suite dudit sieur prince armez de pistolets, encourageant le peuple au pillage, et un d'entr'eux tua Adonville d'un coup de pistolet; ce qui fit que ledit sieur gouverneur et le chevalier du guet se retirèrent. Ceste populace estoit en si grand nombre et si avide au pillage qu'ils s'entre-blessoient les uns les autres; mesme il s'en trouva un escrasé de ce qu'on jettoit d'en haut. Il y en avoit qui se mettoient par troupes de cinq ou six pour estre plus forts et emporter ce que les plus foibles avoient pris. Les gens d'honneur trembloient de ceste action et détestoient ce conseil et ceux qui avoient monstré le chemin du pillage à ce peuple .... La nuict ayant donné cesse aux pilleurs, qui avoient emporté jusques aux bouys des parterres du jardin, n'y ayant plus en la maison que les chevrons et le fer et quelque plomb à emporter, ayant mesme desjà commencé à descouvrir les toicts, on fut estonné que, le lendemain matin, dès la pointe du jour, ils reviennent par troupes pour achever d'emporter et d'abattre. C'estoit une chose espouvantable. La maison de Corbinelli, secrétaire dudit maréchal, et qui n'estoit qu'à deux maisons plus haut que la sienne, se veid sur les neuf heures du matin attaquée de ces pilleurs, et en une heure et demie vuide de tous biens, son argent pris, ses masques jettez et ses papiers deschirés; on menaçoit dejà d'attaquer les maisons voisines. Les pilleurs s'entre-disoient qu'il falloit entrer dans la ville et en aller faire autant au collége de Marmoustier, où logeoit l'abbé de Marmoustier, frère de la mareschale d'Ancre. On en porta l'advis au Louvre; ceux du fauxbourg Sainct Germain eurent aussitost commandement de s'armer, le lieutenant criminel avec les sergens de se transporter à la rue Saint-Jacques, et monsieur de Créquy d'aller au logement du mareschal d'Ancre avec les trois compagnies qui sortiroient de garde de devant le Louvre. Il s'y achemina par la porte de Bussy, et, estant à la rue de Vaugirard, tourna vers celle de Tournon. Ce fut lors que ces pilleurs se virent comme enfermés entre les gardes du Roy et les habitans du fauxbourg qui avoient pris les armes, gardant le bas de la rue et les gardes du Roy le haut. Toutesfois on advisa de leur laisser passage libre, avec injonction de se retirer et n'y revenir plus, sur peine d'estre puni, car on vouloit appaiser les choses et non les aigrir. Ainsy, depuis le jeudy jusqu'au vendredy midy, la maison du mareschal d'Ancre et celle de son secrétaire furent au pillage, et ruynées tellement qu'il n'y restoit que les quatre murailles sans couvertures. Le dommage fut grand en tableaux, dorures, marbres, habits, linge, meubles, tapisseries, vases, mé-

Digitized by Google

auf den Louvre allenfalls zu treiben. Dieſe letzte Abſicht wurde nicht erreicht, das Ereigniß geſtaltete ſich aber ernſthaft genug, um von Concini als eine Warnung, als eine Mahnung zum Rückzug, weil es noch an der Zeit, betrachtet zu werden; in der That ſoll er zu wiederholten Malen die Abſicht geäußert haben, einen Boden, der unter ſeinen Füßen ſchwankte, zu verlaſſen, um in Italien der Früchte ſeiner Induſtrie zu genießen, aber die Fatalität, oder die Unerſättlichkeit ſeiner Wünſche, die z. B. der Erwerbung des Herzogthums Alençon oder einer bereits weit vorgeſchrittenen Unterhandlung um den Ankauf der Reichsgrafſchaft Mömpelgard galten, wurden ihm ein Hemmſchuh, während es eine ihm nicht minder wichtige Angelegenheit ſchien, fortwährend durch Unvorſichtigkeit und Trotz die Zahl ſeiner Feinde zu mehren, ihren Groll zu vergiften. „Il meprisoit fort les princes, en cela il n'avoit pas grand tort," ſchreibt Tallemant des Réaux, und den König ſelbſt mußte die Arroganz ſeines Benehmens tief verletzen. Ludwig XIII., wie unempfindlich er in jeder andern Beziehung erſcheint, hielt ſtarr an den Vorzügen ſeiner Geburt, und der junge Mann, der bereits ſeines Gemüthes ſich bemeiſtert hatte, Albert de Luynes, verfehlte nicht, die Wunde zu erweitern, den Unwillen ſeines Gebieters bis zu officiellem Meuchelmord zu ſteigern. Concini wurde den 24. April 1617 auf der Zugbrücke des Louvre getödtet. Man meldete die That der Königin Mutter, mit dem Zuſatze, „qu'on ne sçavoit comment on pourroit annoncer cette nouvelle à la mareschalle, et voir si S. M. voudroit prendre la peine de le luy dire." Die Königin erwiederte „qu'elle avoit bien d'autres choses à penser: que si on ne luy vouloit dire la nouvelle, qu'on la luy chantast. La mareschalle le sceut donc sans répandre aucune seule larme, et envoya la Place sçavoir de la reine, si elle avoit agreable de la venir voir, pour se consoler ensemble et la supplier de la proteger. La reine estoit dans son cabinet du luth, accompagnée de la douairiere de Guise, de la princesse de Conty, et de madame de Guercheville, et se promenoit eschevelée battant ses mains, et ayant entendu ledit de la Place, elle luy respondit qu'elle avoit assez à faire elle-mesme, qu'on ne luy parlast plus de ces gens-là; qu'elle leur avoit bien dit, qu'il y avoit long-temps qu'ils deussent estre en Italie. Et sur cela raconta que le soir precedent elle avoit dit au mareschal, qu'elle voyoit bien, que le roy ne l'aymoit point, et qu'il falloit qu'il songeast de se retirer en Italie. Surquoy il avoit respondu, que le roy luy faisoit plus de bonne chere que jamais: et qu'elle luy avoit repliqué, qu'il ne s'y fiast pas; qu'il ne disoit pas tout ce qu'il pensoit." Des Königs Rathgeber waren aber keineswegs geſonnen, auf die Perſon des Marſchalls ihre Rache zu beſchränken. Gleich in den erſten Stunden ſchickte Vitry die Wache nach der Wohnung der Witwe, und hatte er den Häſchern, Behufs einer vorzunehmenden Inventariſation, eine Civilperſon beigegeben. Von dem ihr zugedachten Beſuche in Kenntniß geſetzt, warf die Marſchallin ſich ins Bett, wo ſie ſchon vorher ihre beſten Juwelen untergebracht hatte. Ohne viele Umſtände wurde ſie genöthigt aufzuſtehen, und die Juwelen wurden alsbald gefunden, während die Mannſchaft ſich in den Zimmern zerſtreute, und darin ſo vollſtändig aufräumte, daß der Eigenthümerin nicht einmal Strümpfe verblieben. Sie mußte ihren Sohn, der in einem andern Local bewacht wurde, beſchicken, auf daß er mit ſeinem Taſchengelde aushelfe und ihr die Mittel zu dem Ankauf von ein Paar zwirnenen Strümpfen reiche. Zu ihren Wächtern ſprach ſie: „Et bien on a tué mon mary: n'est-ce pas assez de se contenter, qu'on me permette de me retirer hors du royaume." Auch ihr Bruder hatte verhaftet werden ſollen, es gelang ihm aber, der bei Zeiten gewarnt worden, ſich unſichtbar zu machen, nur das Collegium von Marmoutier, ſeine Wohnung, verfiel der Raubgier der Plünderer. Einer von den Getreuen der Marſchallin, La Place, ſtahl ſich zu ihr, nicht um Kummer zu theilen, oder Rath zu ſpenden, ſondern ſich etwas von den noch vorhandenen Juwelen zu erbitten; noch ſtehe es in ihrer Macht, ſprach er zu der gefallenen Herrin, ihn zu beglücken, und rathe er um ſo mehr zu ſolcher Freigebigkeit, da ſich mit Gewißheit vorausſagen laſſe, es werde ihr von dem Tand auch nicht das Geringſte belaſſen werden. Davon wollte ſie nichts wiſſen, und entgegnete nur: „le roy me voudroit-il lever la robbe? je ne le croy pas." Mit dem Eintritt der Nacht wurde ſie unter Bedeckung nach der zu ihrem einſtweiligen Gefängniß auserſehenen Stube, immer noch im Louvre, gebracht. Der Graf Fiesco erwartete ihrer im Hof, „pour avoir le plaisir de la voir en cet estat deplorable et de luy reprocher comme il fit, qu'elle luy avoit imputé d'avoir merité d'estre pendu, et l'avoir fait honteusement chasser de la cour; mais elle estoit bien plus proche de recevoir ce traittement. Elle luy respondit: Si je vous ay fait du bien, vous ne le pouvez pas nier, et c'est de cela, que vous vous deviez souvenir et non du mal.... Aucuns disent qu'elle avoit été rasée," wie das regelmäßig mit allen der Zauberei beſchuldigten zu geſchehen pflegte, „dès qu'elle fut en ladite chambre, mais cela n'est pas verifié: ce qui fit si grand bruit, que les filles de la reyne se troubloient." In derſelben Stunde wurde der Leichnam des ermordeten Marſchalls einer Viſitation unterworfen, und man ſoll in deſſen Hoſentaſche, in ſorgfältig verſiegelten Päckchen für 1,985,000 Livres Schatzanweiſungen gefunden haben. Nach vollbrachter Spoliation wurde der Leichnam in ein Tuch eingehüllt, nach der Kirche S. Germain-l'Auxerrois geſchafft und da-

dailles d'or et d'argent, et une infinité de belles curiosités que les grands ont dans leurs cabinets, sans que cela ait apporté quelque commodité à ceux qui les ont fait faire. Depuis on en voulut faire des recherches criminelles par la justice, mais il fut advisé que l'on y procéderoit civilement et par excommunication. Il y eut des curez qui détestèrent tellement cest acte que beaucoup des petits pilleurs ou reportèrent ce qu'ils avoient pris au commissaire du quartier à ce député, ou le jetèrent dans le chariot qui fut destiné à cest effect; ce qui se doit entendre des catholiques. Il y en avoit d'une et d'autre religion à ce pillage."

Digitized by Google

ſelbſt unter der Orgel eingeſcharrt, am andern Tage aber von dem raſenden Pöbel ausgegraben, und auf das Schmählichſte mishandelt. „Le roy, du balcon du Louvre leur faisoit signe de la main de continuer et la reine entendoit tout cela.“ Um ihres Herren Tod hatte Eleonore keine Thräne vergoſſen, aber dieſe Standhaftigkeit verließ ſie wenigſtens auf Augenblicke, als ſie den ſcheußlichen Hergang mit dem Leichnam vernahm, „sans pleurer toutesfois; mais elle ne laissa pas de dire que son mary estoit un presumptuos, un orguillos, qu'il n'avoit rien eu qu'il n'eust bien merité; qu'il y avoit trois ans tous entiers qu'il n'avoit couché avec elle: c'estoit un meschant homme, et que pour s'éloigner de luy, elle s'estoit resolue de se retirer en Italie à ce printemps, et avoit apresté tout son fait: offrant de le verifier.“ Während deſſen waren die Sieger mit einer vorläufigen Theilung der Beute beſchäftigt geweſen. Vitry erhielt den erledigten Marſchallsſtab, die Baronie Luſigny, Concini's Hotel zu Paris und ſeinen Marſtall, ließ auch ſchon am andern Morgen die Pferde in Sicherheit bringen. Luynes begnügte ſich mit der Stelle eines premier gentilhomme de la chambre und eines lieutenant-général für die Normandie, ſammt dem Gouvernement von Pont-de-l'arche. Dem Chevalier de Vendôme wurde die Citadelle zu Caen, deren der Marſchall ihn entſetzt hatte, zurückgegeben, daneben erbat er ſich die Abtei Marmoûtier. Dem Biſchof von Bayonne fiel das Erzbiſthum Tours zu Theil, denn der beiden Pfründen zeitweiliger Beſitzer, der Marſchallin Bruder, Stephan Galigai, „voyant que le bien luy faisoit la guerre, leur en avoit fait la resignation de son propre mouvement, ne s'estant reservé que mille escus de pension sur chaque pièce (Marmoûtier und das Erzbisthum), avec lesquels il espere vivre plus à son ayse hors du royaume, aussi bien n'estoit-ce pas un habile homme [5]).“ Perſan, des Vitri Schwager, erhielt die Hauptmannſchaft der Baſtille, Du Hallier, von Vitry der leibliche Bruder, wurde Hauptmann bei der Garde [6]). Behufs weiterer Nachforſchungen über das Vermögen des Marſchalls wurden Commiſſarien, de Barreaux und Bellebaut beſtellt, und begannen dieſe ihre Operationen mit der Abhörung der Marſchallin ſelbſt [7]). Aus dem Verhör begaben ſich die Commiſſarien nach der Capitainerie vom Louvre, wo ſie noch gute Verſchreibungen, zu dem Belaufe von drittehalb Millionen Livres, vorfanden [8]). Freitag, den 28. April, gegen Abend wurde die Marſchallin nach der Baſtille gebracht [9]). So vollſtändig hatte man ſie ausgeplündert, daß des Hauptmanns der Baſtille, des Perſan Frau, ſich veranlaßt fand, ihr zwei Hemden als ein Almoſen zu reichen. „Ladite Dame de Persan l'alla visiter par charité, et la voulant faire asseoir auprès d'elle, la mareschalle ne vouloit jamais s'asseoir tant elle estoit humiliée; au lieu qu'auparavant elle ne vouloit pas seulement laisser entrer dans sa chambre les princes, les princesses, ny les plus grands du royaume; et qu'elle ne vouloit seulement qu'on la regardast, disant qu'on luy faisoit peur, quand on la regardoit, et qu'on la pouvoit ensorceler en la regardant; qui fut la cause qu'elle ne voulut plus voir tout plein de ses serviteurs, seulement pour l'avoir regardée; et sur la fin de sa faveur elle

---

5) „Il apprenoit à lire depuis quatre ans et n'y pouvoit encore mordre: on l'appelloit le magot de la cour, à cause de sa laideur et de sa mauvaise mine. Les moines de Marmoustier n'en vouloient point pour leur abbé, disant qu'ils avoient accoustumé d'estre commandé par des princes et non par des menuisiers comme celui-ci, qu'on avoit vu manier le rabot.“ L'Etoile.

6) „Et ayant appris que l'apothicaire dudit mareschal avoit un des coffres, qui avoit esté seisi par les commissaires du quartier, en commendement du lieutenant civil, le Roy la luy donna, quoy que ce fust, et y estant allé, on y trouve une boitte de pierreries du prix de 20 mille escus, que ledit du Hallier emporte chez mademoiselle de Villeves sa maistresse, ayant laissé à l'hostesse pour ses espingles une chaisne de turquoise de 1200 livres, et à un autre du logis, un anneau d'une rose de diamants de 3 ou 400 livres; il fit commander par le Roy aux officiers de luy rapporter les procedures de la saisie, et en demeura le maistre, sans verification du don.“

7) „Laquelle ils ouirent sur ce qui estoit de ses bagues et autres moyens: elle leur dit, qu'elle avoit envoyé au Roy le jour precedent une cassette où il y avoit pour 200 mille livres de pierreries, qu'elle avoit bien peur qu'une bonne partie n'en fust demeurée en chemin. Elle dit aussi, qu'elle avoit encore ses perles de deux mille livres la piece, et une chaisne de cinq tours de perles, de cinquante livres la piece: et qu'en tout il y avoit pour plus de 120,000 escus, lesquelles elle enveloppa dans du papier, et les fit cacheter en sa presence, les priant de les rendre és mains propres du Roy, comme ils firent. Au reste elle leur parla avec autant d'asseurance, comme si elle n'eust eu apprehension quelconque, et les pria de contribuer ce qu'ils pourroient à son innocence, disant qu'elle esperoit encore de revenir en faveur, et qu'il n'y avoit charge à laquelle ils ne pûssent aspirer en ce cas-là, jusques à leur offrir deux cens mil escus de present. L'un d'eux dit: Et bien, madame, si nous vous eussions regardé, il y a quinze jours, comme nous faisons en cette heure, vous vous en seriez offensée, et eussiez dit que l'on vous ensorceloit. O! dit-elle, j'estois folle en ce temps-là.“

8) „Monsieur Ollier vint reveler qu'il avoit quelques coffres en garde, et entre autres meubles sauvez, on trouva deux chandeliers d'or massif, et deux douzaines d'assiettes d'or, aussi une robe couverte de diamans, et autres choses precieuses.“

9) „Comme on eut resolu de mener la mareschale à la Bastille, la petite Reine y envoya le duc d'Uzes qui fut long-temps avec elle, pour voir seulement sa mine, et la voulut voir mener elle-même, déguisée derriere d'autres personnes. Ce fut du Hallier, capitaine des gardes, avec Fonqueroles, qui la menerent; et avant que d'aller, ils luy demanderent, si elle n'avoit plus de bagues: elle monstra une sayotte qui luy estoit demeurée, où il n'y avoit que certaines chaisnes d'ambre; et enquise si elle n'en avoit point sur elle, elle haussa sa cotte, et monstra jusques prés des tetins; elle avoit un calson de frise rouge de Florence: on luy dit en riant, qu'il falloit donc mettre les mains au calson; elle répondit, qu'en autre temps elle ne l'eusse pas souffert, mais lors tout estoit permis: et du Hallier tasta un peu sur le calson. Apres elle demandoit si la chambre seroit tapissée, ou non, et voulut mener son chien avec elle; mais estant à la Bastille, elle se mit à genoux devant du Hallier, le suppliant d'interceder pour son innocence; et s'asseurer qu'elle ne seroit pas ingratte; et de vouloir moyenner qu'elle fust renvoyée en Italie, où elle avoit deliberé d'aller au premier jour; et de vouloir mettre en consideration prés du Roy, qu'elle l'avoit veu sortir du ventre de sa mere.“

Digitized by Google

avoit mesme banny de sa chambre, pour ce sujet, monsieur de Lusson (der Biſchof von Luçon, nachmaliger Cardinal von Richelieu) et Feydeau, qui avoit esté le dernier en faveur.“ Bis zum 11. Mai verblieb die Marſchallin in der Baſtille, um Mitternacht fand ſich abermals Du Hallier ein, um ſie nach dem Gefängniß des Juſtizpalaſtes, la Conciergerie, zu ſchaffen[10]). Am Morgen trat das Parlament zuſammen, und es wurde darin ein königliches Reſcript verleſen, laut deſſen gegen den verlebten Marſchall von Ancre und deſſen Witwe der Criminalproceß zu inſtruiren; es wurden auch zwei Präſidenten, Verdun und Séguier, dann die Räthe Courtin und des Landes delegirt, um den Proceß zu verhandeln. Für eine Verurtheilung des Marſchalls ergaben ſich wenige Schwierigkeiten, anders verhielt es ſich mit einem Weibe, dem eine directe Theilnahme bei den öffentlichen Angelegenheiten kaum nachzuweiſen, und wenn auch dieſes in Anſehung der vorgeblichen Verbindungen mit Spanien der Fall hätte ſein können, mußte die Leidenſchaftlichkeit ſelbſt in ihnen eine Wohlthat für Frankreich erkennen: ein Krieg mit Spanien würde über das zerrüttete Frankreich Drangſale ohne Zahl verhängt haben. Ein zweiter Punkt, in den man auch die Königin Mutter zu verwickeln hoffte, der Mord Heinrich's IV., mußte auf die erſten Erwiederungen der Angeſchuldigten aufgegeben werden. Allein es war ihr Untergang unwiderruflich beſchloſſen, ſo wollten es die neuen Gewalthaber, die Prinzen vom königlichen Hauſe, der König ſelbſt, den Eleonora mehr denn einmal verletzt hatte, wie ſie denn z. B. einſtens, da der Monarch in ſeinen Gemächern mit lärmenden Kinderſpielen ſich beluſtigte, ihn bedeuten laſſen, er möge das aufgeben, ſie habe die Migräne. Ludwig erwiederte: „que si sa chambre estoit exposée au bruit. Paris estoit assez grand, pour qu'elle pût en choisir une autre,“ blieb aber zeitlebens der Intimation eingedenk. Unter dem Einfluß ſo mächtiger Inſpirationen, bei der Nichtigkeit anderweitiger Beweiſe verfielen die Richter auf die Idee eines Hexenproceſſes, und dahin wurde fortan die ganze Inquiſition gerichtet. Von Aberglauben beherrſcht, körperlich und geiſtig leidend, hatte die Marſchallin allerdings dem Geiſte der Zeit, der Hexenmanie Blößen geboten. „Quoi qu'elle eût été si long-temps avec la reine, elle n'en savoit pas mieux son monde. En Italie, elle ne voyoit personne, et dès qu'elle fut en France, elle s'enferma, car elle étoit fort bizarre, de sorte qu'elle ne savoit point vivre à la mode de la cour.“ Das geringſte Geräuſch fiel ihr unerträglich. Wenn ſie einſam in ihrem Kämmerlein träumte, vertieft in die Schreckniſſe, von denen ihre Seele heimgeſucht, dann pflegte ſie nicht wie andere vornehme Damen mit dem Zupfen von Goldſtoff ihre Zeit zu verbringen, ſondern ſie drehte Wachsküchlein, in ſolcher Menge, daß ſie damit nach und nach drei Kiſten füllte, und es ſind dieſe Kiſten in dem Laufe des Proceſſes zu dem eigentlichen corpus delicti erwachſen. Die Marſchallin hatte eine unbeſchreibliche Furcht vor dem böſen Auge: „comme elle étoit malsaine, elle imagina être ensorcelée, et de peur des fascinations elle alloit toujours voilée, pour éviter, disoit-elle, li Guardatori.“ Es fanden ſich aber auch, die niemals einem allmächtigen Willen fehlen werden, Zeugen, um die unglückliche Frau magiſcher Beſtrebungen anzuklagen. Ihr Stallmeiſter, der uns bereits bekannte La Place, hielt wahr, daß ſie ſeit dem Eintreffen des portugieſiſchen Juden Montallo, des Arztes, keine Meſſe gehört habe, und ihr Kutſcher wußte, daß ſie um Mitternacht in der Kirche einen Hahn geopfert habe, eine Ausſage, welche dem General-Procurator Gelegenheit gab, in glänzender Rede ſeine genaue Bekanntſchaft mit den Schriften der Rabiner zu bekunden, auch darzuthun, daß bei Juden und Heiden Hahnenopfer gleich beliebt geweſen ſeien. „En sa maison,“ hieß es von der Marſchallin, „on n'entendoit que cris et hurlemens lorsqu'elle sacrifioit un coq, et quand la dite dame étoit grosse, elle tenoit un coq et une poule ensemble. La dite dame également avoit sur elle diverses étoffes qu'elle se pendoit au cou, à la façon des préservatifs (Amulette alſo). Et quand on avoit pillé sa maison, n'avoit-on pas trouvé une grande image de cire en une bière de verre?“ Das Schlußverhör insbeſondere gehört einzig dem Gebiet der Magie an[11]). Auf die Frage: „n'est-il pas vrai, méchante femme, que vous avez jeté un charme sur la reine mère pour lui persuader tout ce que vous vouliez?“ ſoll ſie erwiedert haben, „pas autre chose, que le pouvoir qu'a une habile femme sur une balourde.“ — „Je doute qu'elle ait dit cela.“ fügt Tallemant des Réaux hinzu, und theilen wir vollſtändig ſeinen Zweifel. Das Parlament „qui ne croit point aux sorciers,“ zweifelte aber nicht an der Schuld der angeblichen Zauberin, und ſie wurde zum Tode verurtheilt[12]). Bei der Verleſung des

10) „Sans emporter autres hardes que les habillemens dont elle estoit habillée, un petit fagot qu'elle avoit fait de son linge, qui n'estoit guerre plus gros que sa teste, et un manchon dans lequel elle avoit environ quatre-vingts escus; et tout à l'entrée on fit l'écrou de son emprisonnement dans le registre du concierge, dans lequel elle fut contrainte de signer de sa main, et pour cet effet, posa son manchon sur la table, pour signer plus à son aise: mais comme elle estoit attentive à son escriture, son manchon fut dérobé, en sorte qu'on ne le sceut depuis retrouver. Dès qu'elle entra dans la prison, elle se mit à crier: Oime, suono persa! Elle avoit une vieille damoiselle Italienne et son apothicaire, lesquels luy avoient tenu compagnie dans la Bastille et jusques-là, mais ils l'abandonnerent lors, et elle fut mise dans la mesme chambre dans laquelle elle avoit fait mettre le moine de Sainct Martin, comme trop amy de monsieur le prince, lequel le Roy avoit fait eslargir peu de jours auparavant.“

11) „N'est-il pas vrai que vous avez en vos cachettes des talismans, des images de cire, symboles et écrits mystérieux? On a trouvé chez vous l'horoscope des rois et reines de France. N'est-il pas vrai que le juif portugais vous a dit, méchante femme, que vous étiez ensorcelée dans vos couches? N'est il pas vrai que vous avez fait venir moines d'Italie pour exorciser la nuit dans les églises? N'y avez vous pas fait tuer un coq, des pigeons, dont le sang et le corps, sacrilége exécrable, devoient servir à votre santé?“ 12) „M. Perrot, père du président de même nom, se moquoit fort de toutes ces belles accusations, et il fallut que sa famille, par politique, l'enfermât, de peur qu'il n'allât au Palais faire

Urtheils, ſo am 8. Jul. 1617, in Beiſein einer unüberſehbaren Maſſe von Neugierigen erfolgte, ſuchte die Marſchallin ihr Angeſicht unter der Haube zu verbergen, ſie wurde aber genöthigt, den Kopf hoch zu halten, das Geſicht frei zu geben. Sie meinte eine Friſt wenigſtens zu gewinnen, indem ſie Schwangerſchaft vorſchützte, man erinnerte ſie aber an ihre in der Baſtille gemachten Äußerungen, und daß ſie folglich nicht hohen Leibes ſein könne, „sans avoir manqué à son honneur.“ Auf ſolchen Einwurf ließ ſie das Vorgeben fallen, um in der würdigſten Weiſe zum Tode ſich zu bereiten. Noch an demſelben Tage wurde das Urtheil vollſtreckt. Den Karren beſteigend, und das Meer von Zuſchauern überblickend, ſagte Eleonora: „que de peuple pour voir une pauvre affligée. Je me soucie aussi peu de la mort que celà,“ fügte ſie hinzu, und damit fuhr ſie mit dem Daumen über die Zähne. Sie hielt auch Wort: „il n'étoit pas besoin de l'aider à mourir,“ ſchreibt einer der Herren vom Parlament, „car elle se montra fort assurée, et je ne vis jamais personne qui eut un visage plus résolu à la mort.“ Sie wurde enthauptet, ihr Leichnam ſodann verbrannt, die Aſche endlich dem Winde übergeben. Ihrer Kinder waren zwei. Die Tochter, Maria Concini, zur Taufe gehalten den 20. März 1608, ſtarb in dem Alter von fünf oder ſechs Jahren. Der Sohn, Heinrich, getauft den 8. Juni 1603, wurde zugleich mit ſeiner Mutter zur Haft gebracht. Er befand ſich noch im Louvre, als der Pöbel gegen den Leichnam ſeines Vaters wüthete: „comme le bruit se sembloit approcher, il demanda si on ne venoit pas le tuer: on luy dit que non, et qu'il estoit en seureté: il respondit qu'il voudroit mieux qu'on le tuast, puisqu'il ne pouvoit estre que miserable le reste de sa vie, comme il avoit esté depuis qu'il avoit eu connoissance de sa vie: mesmes n'estant jamais approché de son pere ny de sa mere, qu'il n'eust rapporté quelques soufflets pour toutes ses caresses. Les archers qui le gardoient, ouvrirent les fenestres qui donnent sur le pont, et luy firent voir ce funeste spectacle de son pere pendu, afin qu'il apprist à mieux vivre. Fiesque ayant sceu qu'il estoit assez mal-traitté des archers, et qu'il ne vouloit plus manger, pour mourir de déplaisir, meu de compassion, et de ce qu'il estoit filleul du feu roy, pria le roy de le luy bailler en garde, et se contenter de sa response, ce que le roy luy accorda. Il alla donc prendre le garçon, et trouvant qu'on luy avoit osté son chapeau et son manteau, luy donna le chapeau de son laquais, et l'amena dans le Louvre dans sa chambre, où la petite reine luy envoya des confitures: et aucuns adjoutent qu'elle le fit amener, et luy dit, qu'elle avoit appris qu'il dansoit bien, et qu'elle vouloit, qu'il dansast en sa presence: ce pauvre garçon, avec toute sa douleur, ne laissa pas de danser, pour avoir plus de moyen d'en tirer quelque gratification.“ Das über die Mutter ausgeſprochene Urtheil entſetzte den Knaben des Adelſtandes, erklärte ihn auch unfähig, jemals in Frankreich Ämter oder Würden zu bekleiden. Er nahm hierauf ſeinen Aufenthalt zu Florenz, in deſſen Gebiet ihm das Erbgut ſeiner Familie, die Grafſchaft Penna, ſammt einem Einkommen von 15—16,000 Livres geblieben war. Er ſtarb jung. Am 3. Aug. 1617 hatte König Ludwig XIII. das Marquiſat Ancre und alles bewegliche Eigenthum der Eheleute Concini an den Herzog von Luynes, Karl von Albert, gegeben, mit Ausnahme „des bagues, joyaux et meubles, dont sa Majesté pouvoit avoir disposé.“ (*v. Stramberg.*)

quelque chose qui eût deplu à la cour et qui n'eut pas sauvé cette femme.“ Der eine der beiden Referenten, Orlando Payen, verweigerte dem Urtheil, das der von Luynes beſtochene Courtin ihm vorlegte, ſeine Unterſchrift, fünf der Richter waren ausgeblieben, einige ſtimmten für die Verbannung, aber die Majorität, die unſelige Majorität, hingeriſſen durch die Vorurtheile des Zeitalters und beherrſcht durch diejenigen, welche nach Confiscationen lechzten, erkannte auf die gewöhnliche Strafe der Zauberei.

Galiläa, ſ. Paläſtina.

GALILÄER, war eine ſpottende Benennung, die von den Juden einſt den Chriſten beigelegt wurde, und durch welche die gehäſſige Verachtung der jüdiſchen Orthodoxie gegen die in Galiläa zunächſt aufgenommene und verbreitete geoffenbarte Chriſtusreligion ausgedrückt, die Religion Chriſti aber zu einer localen, vielleicht ephemeren Erſcheinung in profaner Weiſe herabgewürdigt werden ſollte. An ſich ſchon klar, wird dieſe Benennung außerdem mit den nicht unwahrſcheinlichen Gründen hiſtoriſch geſtützt, daß die Bewohner Galiläa's, im wechſelſeitigen Verkehr mit verhaßten Anhängern des Heidenthums wegen liberaleren religiöſen Sinnes den ſtarren Juden verächtlich geworden waren; daß äußere Umſtände, wie das vielſeitige Unglück, das ſie nach den Kriegen mit den Syrern als deren Grenznachbarn zu erdulden hatten; und demnächſt ihre eigene Cultur, die ſie wegen einer von dem echten Juden ſpöttiſch verhöhnten breiten Ausſprache der Verdächtigung ohne erhebliche Widerrede Preis gegeben ſehen mußten, viel vorarbeiteten und beitrugen, den Spottnamen der Galiläer für die Chriſten jüdiſcherſeits genehm zu machen. Kaiſer Julianus, deſſen Hauptbeſtrebungen bekanntlich ihre letzte Kraft in fruchtloſer Bekämpfung des ſegensreich erblühten Chriſtenthums verzehrten, wähnte noch durch geſetzliche Einführung des Galiläernamens als einer Benennung, welche die Schmach der Apoſtaſis nach ſeiner Auffaſſung, der verderblichen religiöſen Umbildung und der Unbedeutendheit in ſich vereinte, dem Chriſtennamen ſeinen urſprünglichen und verdienten Glanz zu rauben. Wie ſeine Reaction, erloſchen auch kraftlos ſeine Intentionen, und der Chriſtenname ſiegte über alle vermeſſene Verſuche erniedrigender Beſchränkungen und Verunglimpfung; ſ. *Gregor. Naz.* orat. III. p. 81. (*O. Gruber.*)

GALILEI (Vincenzo), der Vater des in andern geiſtigen Sphären berühmten Galileo Galilei, hat ſeinen Namen an einen Moment in der Entwickelung der Tonkunſt geknüpft, der denſelben auf die Nachwelt bringen mußte, trotz mannichfacher Zweifel und Bedenken, die ſich dem Hergang der Sache und den Berichten darüber anhängten. — Vincenzo Galilei war um 1533 geboren, und ſtarb in den erſten Jahren des 17. Jahrh. In ſei-

Digitized by Google

ner und der vor ihm verfloſſenen Zeit hatten ſich dreierlei Richtungen im Leben der Tonkunſt geltend gemacht, über die der Unterzeichnete unter dem Artikel Gafuri einige Andeutung gegeben. Es war die Volksmuſik, die ſich in lyriſcher und auch gewiſſermaßen dramatiſcher Weiſe (man ſ. d. Art. Französische Musik) als Troubadour- oder Minneſang, eigentliches Volkslied, Tanzweiſe u. ſ. w. unbehütet, ungeleitet und meiſt unbewahrt erging; die Kirchenmuſik, die aus der einfachſten Weiſe, dem Gregorianiſchen cantus planus, zu einer unabläſſigen und unvermeidlichen Polyphonie, in die um ſich ſelber herumgekräuſelten Irrgartengänge künſtlicher, oft verkünſtelter Contrapunktik ausgearbeitet und, wuchernd wie ein Urwald aus tauſenderlei Geſäme, ausgewachſen war; endlich die Kunſtwiſſenſchaft, die ſich theils mit der Lehre der zeitigen Kunſt, theils mit den Traditionen griechiſcher Muſiklehre, der Überſetzung und Commentirung der griechiſchen Muſiktheoretiker und den ewig fruchtloſen Verſuchen beſchäftigte, die neuere Muſik, — ein ganz anderes Weſen als die griechiſche — auf die Grund- und Lehrſätze der letzteren zurückzuführen. Sobald in jener Zeit, namentlich in der letzten Hälfte des 16. Jahrh., von Muſik als einer Kunſt die Rede iſt, da denkt man, denken namentlich die achtbaren Meiſter der Kunſt nur an polyphonen Satz, ſei es in den ſtrenger und oft kunſtreich bis zur Verkünſtelung durchgeführten Contrapunkten der Kirchenmuſik, ſei es in der neben letzterer aufkeimenden ebenfalls contrapunktiſchen, wenn auch leichter gehaltenen Madrigalenſchreibart. Daher findet man nicht blos diejenigen Texte mehrſtimmig behandelt, die — wie Gebete, Offertorien, Glaubensbekenntniß — gleichſam als Äußerung der Gemeinde Vielſtimmigkeit fodern; nicht blos ſolche, in denen der Chor nur um der höhern Würdigkeit des Ausdrucks willen zur Prophezeiung, zu Verkündigungen der Gottheit und zu Ähnlichem gleichſam als eine höhere oder ſymboliſche Perſon ſeinen Mund leiht; wie z. B. Paleſtrina die Einſetzungsworte des Abendmahls für Doppelchor ſetzt. Der Chorſatz tritt auch ein, wo weder eine Vielheit Redender darzuſtellen iſt, noch die Hoheit des Inhalts zu ihm hinzieht, vielmehr nur ein einzelner Redender gedacht werden kann und ſoll, und der Inhalt eher für alle Muſik zu niedrig ſteht; — z. B. wenn Roland Laß jene Worte des überſorglichen Kellermeiſters aus der kanaanitiſchen Hochzeitgeſchichte (Jedermann gibt zum Erſten guten Wein, und wenn ſie trunken worden, alsdann den geringern; du aber haſt den guten Wein bisher behalten) in aller Würdigkeit des Kirchenchors ertönen läßt. Mochte der Volksgeſang einſtimmige Weiſen mit oder ohne Begleitung kennen; das Gebahren dieſes Wildlings konnte bei den Meiſtern der Kunſt keine Anerkennung, geſchweige Nachfolge finden; der Contrapunkt, dieſe muſikaliſche Scholaſtik, ſtand in ſeiner Abſtraction von der Stimme des Lebens, in ſeiner einſeitigen Cultur unter der Hut der ebenfalls ſcholaſtiſch gewordenen Kirche zu weltfremd in ſich feſtgeſchloſſen. Innerhalb des kirchlichen Lebens bedurfte es der welterſchütternden Reformation, die ſich an das Volk wandte, in das Volksleben trat und die Stimme des Volkes für ſich weckte, um in der neuen und alten Kirche aus dem wirren, Wort und Leben erſtickenden Kunſtgeniſte ſich herauszureißen zur Wahrheit und Klarheit des tonbeſeelten Gottesdienſtes. Schon zuvor und fortwährend hatten Päpſte (z. B. Johannes XXII.) Concilien und Biſchöfe (unter Andern klagt auch Lindanus, Biſchof von Ruremonde: er könne mit aller Anſtrengung kein Wort verſtehen und wiſſe oft vor der ewigen Sylbenwiederholung und Miſchung durch einander ziehender Stimmen gar nicht, was eigentlich geſungen werde) gegen dieſes Weſen angekämpft. Wie von hier aus die päpſtlich angeordnete Verbeſſerung, die ſich an den Namen Paleſtrina's knüpft, das Entſtehen und die Ausbildung der evangeliſchen Kirchenmuſik mit all' ihren Folgen für die Kunſt knüpft, und wie ſpäter die tiefe Wahrheit und Macht der Contrapunktik nach Überwindung ihrer einſeitig ungerechten und verwilderten Herrſchaft in ihr volles Recht trat, dies aufzuweiſen, muß einer andern Stelle vorbehalten bleiben.

Allein ſchon längſt hatte die Kirche aufgehört, ausſchließlich — oder auch nur vorherrſchend die Intereſſen der Welt in ſich zu faſſen. Das weltliche Leben, dieſer unermeßliche Gegenſatz, den die Kirche ſich gegenüber hatte, breitete nach allen Richtungen ſeine mannichfachen Beziehungen aus, um den Geiſt der Völker zu allſeitiger Bethätigung zu bringen. Wie vielfältig das ſogar im kirchlichen Umkreiſe ſtatthatte, — wie, beiſpielsweiſe in der einflußgewaltigen Perſönlichkeit Leo's X., weltliche Intereſſen, Weltbildung, claſſiſche Bildung ſich Raum und Herrſchaft erwarben bis zur Geringſchätzung der theologiſchen Cultur, iſt bekannt. Wunderlich genug konnte ſelbſt die gegen die Wahrheit und das Recht der weltlichen, der Volksmuſik ſo ſpröde kirchliche Tonkunſt ſich ihrer (gleichſam wider Willen) nicht erwehren noch enthalten; ſie nahm mit dankloſer Anbequemung einen Fortſchritt nach dem andern auf unter ſtets auf einander folgendem Widerſpruch und Sichdreinergeben des Klerus; ſie nahm Volksweiſen in die heiligen Meßgeſänge, und benannte dieſe ſogar nach jenen: l'homme armé, tendre Venus und wie es ſonſt hieß. Auf einem andern Felde hatte ſich das Troubadourweſen — etwa bei höfiſchen Hochzeiten und Prunkfeſten — zu dramatiſchen Spielen mit eingemiſchten Geſängen erhoben, und die Kirche hatte ſich herbei- oder herabgelaſſen zu theatraliſchen Darſtellungen ihrer Myſterien und Geſchichten. Die dramatiſchen Spiele, weltliche und geiſtliche, waren längſt wieder (wenigſtens ſeit dem 11. Jahrh.) eine Lieblingsunterhaltung der Völker, längſt mit Zwiſchenmuſik, eingefügten Geſängen (Schauſpiel mit Gelegenheitsmuſik, nach unſerer Kunſtrubricirung) verſehen worden, hatten ſogar hin und wieder, — zuerſt vielleicht im 13. Jahrh. unter Adam de la Hale (man ſ. d. Art. Französische Musik) förmliche Operettengeſtalt angenommen. Allein die geſteigerte Kunſt der Tonſetzer war, ſcheint es, einſtweilen der Ausbildung dieſer Richtung eher hinderlich als förderlich geworden. Soll die Muſik im Drama nicht blos äußerlich aus dem Leben gegriffene Zuthat (Gelegenheitsmuſik, wie ſie auch im wirklichen Leben erſcheint) oder blos willkürlicher Schmuck (wie in der Operette, wo man ſingen

läßt, um einen Reiz mehr zu bieten) ſoll ſie weſentlicher Theil eines künſtleriſchen Ganzen ſein, ſa muß ſie, im Geſange namentlich, in vallkammenſte Einheit mit dem Warte des Dichters und der Handlung auf der Bühne treten. Und dies vermochte die Contrapunktik, die das 15. und 16. Jahrh. durchherrſchte, durchaus nicht. Stand ein Einzelner auf der Bühne, und für ihn mußten ſeine Worte von einem Char hinter der Bühne im Madrigalenſtyl geſungen werden; — oder wußte ſelbſt ein Johann Gabrieli das Liebesgeſpräch des Hirten Damon und der Schäferin Chlaris nicht beſſer darzuſtellen, als durch zwei fünfſtimmige Wechſelchöre van etwas tieferer und etwas höherer Stimmlage (bataillansweiſe Liebeserklärung), ſa konnte der Widerſinn Niemandem länger verborgen bleiben. Ja, es mußte ſelbſt vereinzeltes Gelingen, paſſende Anwendung der Palyphanie, nur ſchärfer auf die Unzweckmäßigkeit im Allgemeinen hinweiſen. Wenn Jannequin (1545) im vierſtimmigen Satze das ganze Durcheinander einer Schlacht ſchildert, — wenn Eckardt (1589) in gleicher Weiſe das Getümmel des Markusplatzes dramatiſirt und den ſtolzirenden Nabile, zudringliche Bettler, den weinluſtigen Kriegsknecht, den öffentlichen Ausruſer zuſammenführt, der ſeinen Spruch bei jeder Wiederhalung einen Ton höher ſteigert, ſa lag ja die Würze des Scherzes und die künſtleriſche Wahrheit eben darin, daß jede Stimme das Leben darſtellt, und der Moment Vielſtimmigkeit für das Zuſammentreffen Vieler fadert. Hier war alſo die Polyphonie aus demſelben Grunde wohl angewendet, als ſie es für den Ausdruck einer einzelnen Perſönlichkeit nicht war. Als ſchlechte Aushilfe mußte endlich erkannt werden, daß man dem einzelnen Sänger für Manologe eine einzelne Stimme aus einem polyphonen Satze zu ſingen gab und die übrigen Stimmen durch Inſtrumente (Violen, Karnette, Flöten u. ſ. w.) dazu ſpielen ließ. Im polyphonen Satze hat bekanntlich jede Stimme gleichen oder ungefähr gleichen Antheil am ganzen Stimmengewebe, der Sinn aber iſt nur im Verein aller vollſtändig enthalten; jene Art der Monadie war alſo bloße Täuſchung und die ſchlechteſte.

Hier trat nun als dritter Factor die dritte Richtung des Muſikweſens hilfreich herzu, die Kunſtlehre, — und zwar in ihrer Richtung auf altgriechiſche Muſikkunde. Bekanntſchaft mit dem claſſiſchen Alterthum war längſt wieder angeknüpft und durch Überſiedlung ſo vieler Griechen nach der Eroberung Conſtantinopels verbreiteter und inniger gewarden. Längſt auch hatte man ſich mit griechiſcher Muſik bekannt zu machen getrachtet, — in Ermangelung van erhaltenen Compoſitionen aus Andeutungen der Poeten, Hiſtoriker, der Philoſophen Ariſtoteles und Platan und des Kirchenvaters St. Auguſtin, beſonders aber der Muſiktheoretiker, von denen zuerſt Boëthius bekannt und verbreitet und bis in die Mitte des 16. Jahrh. Hauptquelle war, Euklid zuerſt 1498, Plutarch 1532, Ariſtoxenus und Ptolemäus 1562 in lateiniſchen Überſetzungen erſchienen. Jetzt drängte die fühlbarer werdende Unzulänglichkeit der herrſchenden Muſikformen zugleich mit der zum Theil phantaſtiſchen Schätzung der verlorenen claſſiſchen Muſik zu dem Verlangen, dieſe zurückzugewinnen, oder vielmehr die zeitige Muſik an jener, aus der ſie ja entſtanden und belehrt ſein ſollte, emporzuheben und zu erneuern.

Hier war es, wo Vincenza Galilei ſeine Aufgabe ſand. Sein Antheil war bedeutend, wenn gleich man weder die Anregung ihm allein beimeſſen kann, noch die Wallendung durch ihn erfolgte, wie ſich weiterhin zeigen wird.

Vielleicht gab ein einzelner Vorgang zu dem oben angedeuteten Ereigniſſe den letzten Anſtaß. Bei der Vermählung des Großherzogs Francesca Medici van Taſcana mit Bianca Capello, die um 1579 zu Florenz gefeiert wurde, kam es auch zur muſikaliſchen Aufführung einer dazu beſonders gedichteten Seſtine. Jede Straphe ſpitzte ſich auf ein beſonderes Wort (alba, oro, rosa, Arno, giorno, cielo) und zuletzt ſollte Bianca als Sonne der Feier erſtrahlen. Sechs der erſten Meiſter, — Claudio Merula, Andrea Gabriele, Vincenza Bell'aver, Baltazara Donato, Orazia Vecchi, Tiburzio Maſſaini, — hatten ſich in die Campoſitian der ſechs Strophen getheilt und ihr Beſtes gethan. Aber ſiehe: Alle hatten, unbekümmert um den Inhalt, ohne Rückſicht auf die ſechs Painten, cantrapunktirt — und nichts als contrapunktirt; denn das war die unumgängliche Muſikform für jeden Muſikmeiſter! — und die Abſicht des Dichters war van Grund aus vereitelt.

Nun beſtand, wenigſtens ſchon ſeit 1580 im Hauſe Giovanni Bardi's, des Graſen von Vernio, ein Verein geblideter Männer, die ſich ſchöngeiſtig und literariſch unterhielten. Neben Bardi waren Gerolamo Mei, Pier Strozzi und Vincenza Galilei (ebenſalls ein Adeliger) die vorzüglichſten Mitglieder der Geſellſchaft. Galilei war neben ſeiner allgemeinen humaniſtiſchen Bildung auch in Muſik praktiſch und thearetiſch wahl bewandert. Er ſang, ſpielte Laute und Viala, hatte auch für beide Inſtrumente companirt. In der Theorie war er Schüler des berühmten Zarlina, hat ſich auch für dieſelbe ſchriftſtelleriſch in einem für Geſchichte der Muſik intereſſanten Werke: Fronimo, dialogo sopea l'arte del bene intavolare e rettamente sonace la musica u. ſ. w. bethätigt, von dem eine zweite Ausgabe 1584, die erſte 1568 oder 1569 (in der Dedication zur zweiten heißt es: gl'anni passati dato) erſchienen war. In dieſem Verein gebildeter und günſtig geſtellter Männer geſellte ſich nun zu der Vorliebe für alles Claſſiſche eine theilweiſe nur zu berechtigte, andern Theils aber misverſtandene Unzufriedenheit mit dem dermaligen Standpunkte der Tankunſt. Wie viel geiſtige Arbeit dazu gehört hatte, ihn zu erringen, wurde nicht erwogen; welcher Schatz von Kraft und künſtleriſcher Wahrheit in dieſer Contrapunktik verborgen lag und wie von ihm grade — ſabald nur die Anfangs unvermeidliche Einſeitigkeit überwunden war — die Zukunft der Kunſt ihre reichſte Ausſtattung erhalten ſallte, konnte unmöglich erkannt werden; dagegen war man ganz unbedenklich im ſchrankenloſeſten Glauben an jede Mähr der gern ſabelnden Hellenen. Was nur griechiſche Poeten oder Erzähler berichteten, — wie die alte Muſik die Sitten gemildert, Wuth entflammt und wieder geſtillt, und das

Digitized by Google

blos durch Wahl und Wechſel der Tonarten, wie ſie Schlachten gewonnen und Staaten gerettet, die eheliche Treue erhalten (während der neuern Muſik höchſtens das Gegentheil bisweilen gelungen) und Krankheiten geheilt habe, — das Alles mußte wahr ſein, und man fragte triumphgewiß: wo denn der neuern Tonkunſt dergleichen möglich geworden? das Elend der letztern fand man dann in dem polyphonen Wirrſal von Melodien, Tonarten und Rhythmen, von denen eine die andere ſtöre und nichts zur reinen Geltung komme, das Wort des Dichters aber vollends zu Grunde gerichtet werde von dieſer Muſik, die nicht mehr aus einem Geiſte mit der Dichtung hervorgehe (wie bei den Alten der Dichter auch die Muſik beſorgt habe), ſondern ein wahres laceramento della poësia (Ausdruck des Sängers und Componiſten Giulio Caccini Romano in der Vorrede zu Nuove musiche, 1601) geworden ſei. Unter den Kämpfern ſtand voran Galilei, in ſeinem Discorso della musica antica e della moderna (1581), in der er die griechiſchen Tonarten und Tonſyſteme erörtert, ſich für den Vorzug der griechiſchen Muſik entſcheidet und die neuere in lächerlicher Blöße darzuſtellen ſucht. Gegen ihn trat ſein ehemaliger Lehrer Zarlino in die Waffen und der perſönlich erbitterte Streit hatte eine neue Mittheilung Galilei's zur Folge: den 1602 gedruckten Dialogo della Musica antica e moderna, eine neue Auflage des Discorso, nur mit der Streitſchrift gegen Zarlino vermehrt. — Aber Galilei that mehr. Es hatte bisher an jeglicher Probe griechiſcher Muſik gemangelt. Galilei theilte bei Gelegenheit jenes Streites die Muſik dreier altgriechiſchen Hymnen (an Kalliope, Apollon, Nemeſis) mit, die er von einem florentiner Nobile erhalten haben wollte, der ſie einer Handſchrift im Beſitze des Cardinals St. Angelo in Rom nachgezeichnet habe. Ob dieſer rechtzeitige Fund eine pia fraus Galilei's oder eines Andern? — ob die Melodien ältern Urſprungs, aber nicht claſſiſchen (jene Handſchrift ſollte zugleich den Ariſtides Quinctilian und den Bryennius enthalten, die bekanntlich im 2. und 14. Jahrh. nach Chriſtus gelebt haben), ob ſie echt? — es ſteht dahin. Der Unterzeichnete, und vor ihm der Griechenfreund Drieberg (Wörterbuch d. gr. M., Art. notirte Hymnen) bezweifelt es. Sind ſie aber echt, ſo beweiſen ſie wahrlich wenig für die griechiſche und gegen die Muſik des 16. Jahrh., als etwa das: daß ſie monodiſch ſind, mithin das Wort nicht polyphon erſticken. — Galilei that noch mehr. Er ſelber componirte zuerſt die Epiſode des Ugolino aus dem 33. Geſange der Hölle in Dante's Divina comedia für eine Soloſtimme mit Violenbegleitung und ſang ſie in jenem Verein; ſetzte ſpäter in gleicher Weiſe Stücke aus den Klageliedern des Jeremias und hatte mit dieſen Verſuchen, wie berichtet wird, glücklichen Erfolg. Sie ſind uns nicht aufbewahrt worden, mögen wol — nach andern Proben Galileiſcher Setzkunſt, die im Fronimo enthalten ſind — keinen erheblichen Werth haben, vielleicht — wahrſcheinlich geringern als Sätze ſeiner nächſten Nachfolger, der Zeitgenoſſen Caccini und Peri. Allein hierauf ſcheint es in der That nicht anzukommen. Feſt ſteht: daß erſtens, die allgemeine Unbefriedigung am dermaligen Standpunkte der Muſik, das durchaus berechtigte Verlangen nach einem getreuen und befriedigenden Ausdrucke des Gedichts in der Compoſition in Galilei einen der erſten und eifrigſten Sachwalter fand; zweitens, daß Galilei zuerſt auf Veranſchaulichung helleniſcher Muſik bedacht war, ſei es durch Mittheilung wirklicher Erzeugniſſe derſelben, ſei es durch Unterſchiebung falſcher im vermeintlichen Sinne derſelben; drittens endlich, daß Galilei zuerſt — und zwar um 1600 — mit Verſuchen in der Monodie an jenem Grundſatze griechiſcher Tonkunſt wieder mit voller klarbewußter Abſicht angeknüpft hat, an dem Grundſatze: daß im Geſange Muſik und Dichtung, Wort und Ton in vollkommner Einigung zur Einheit einer neuen Sprache gleichſam zuſammenſchmelzen müßten. Er war nicht der Einzige und vielleicht nicht der erſte, der Ungenügen an der dermaligen Muſikform die Blicke nach der verloren gegangenen griechiſchen Muſik lenkte. Er war auch nicht der erſte, der ſich monodiſch verſuchte. Gewiß iſt ihm hierin der Volksgeſang und die Kunſt der Trovère vorangegangen, vielleicht auch Caccini. Dieſer erzählt in der Vorrede zu ſeinem Werke Nuove musiche: er habe ſchon früher, bei der Compoſition einer Ekloge des Sannazaro, eine Geſangweiſe, harmoniſchem (muſikaliſchem) Reden ähnlich, beabſichtigt mit ehrenvoller Nichtbeachtung des Muſikaliſchen; er ſei dem Platon und andern Philoſophen gefolgt, nach deren Lehre Dreierlei in der Muſik ſei: zuerſt die Rede, dann der Rhythmus, zuletzt der Ton — und nicht umgekehrt. Noch weniger Gewicht würde darauf zu legen ſein, daß ſchon 1585 ein Schauſpiel von Bardi, l'amico fido, mit Wechſelgeſang von Einzelnen und Chor aufgeführt worden; man weiß nicht einmal, wie dieſer Geſang eingerichtet geweſen, ob nicht der Soloſänger ſeine Stimme aus einem polyphonen Gewebe genommen bei ſonſt inſtrumentaler Beſetzung. Endlich war Galilei weit entfernt, ſeine Aufgabe vollkommen zu löſen, oder auch nur vollkommen klar zu begreifen. In ihr lag dreierlei: das Bedürfniß der Monodie im Gegenſatze zur zeitlich Alles beherrſchenden und unterdrückenden Polyphonie; die Einigung von Muſik und Poeſie, die Caccini ebenfalls ſuchte und Jacopo Peri in der recitativiſchen Weiſe erſtrebte, der in der Vorrede zu ſeiner 1600 erſchienenen Euridice ſagt: er habe gewollt, was die Alten, eine Betonung des Gedichts, die über die gemeine Rede hinausgehend ein Mittleres zwiſchen ihr und dem (formirten) Geſange gebe; endlich die Wiedergeburt der alten Tragödie, zu der wiederum Peri mit der Compoſition von Rinuccini's Daphne (1595) den erſten entſcheidenden Schritt gethan zu haben ſcheint. Aber zu alle dem den bedeutendſten und vielſeitigſten Anſtoß und Antrieb gegeben zu haben in dreifacher Bethätigung, als literariſcher Vorarbeiter und Vorkämpfer, als Componiſt und als Ausübender, wird man dem Galilei mit Recht nachrühmen dürfen. Die damals von Niemandem zu ahnende Vollendung der dritten und höchſten jener Aufgaben erfolgte zwei Jahrhunderte ſpäter in der Vollendung des Drame-lyrique durch Gluck. Aber auch der

Digitized by Google

für jene Zeit verzeihliche, für unſere Zeit nur beſchämende Wahn, die griechiſche Tragödie mit unſerer Muſik zu vereinen, mußte wieder auftauchen und die Wahrhaftigkeit unſerer Kunſt daran gegeben werden von Mendelsſohn, um Antigone für vornehm-dilettantiſche Gelüſte bühnenfähig zu machen. (*A. B. Marx.*)

GALILEI (Galileo), der Zeitgenoſſe Kepler's und, wie dieſer, einer der größeſten Entdecker auf den Gebieten der Aſtronomie und Phyſik, wurde geboren zu Piſa den 18. Febr. [1]) 1564. Sein Vater, Vincenzo Galilei, war ein florentiniſcher Edelmann, welcher ſich durch Schriften über die Theorie der Muſik, beſonders über den mathematiſchen Theil derſelben, Ruf erworben hatte (ſ. vorigen Art.). Seine Mutter, Giulia, ſtammte aus dem alten berühmten Geſchlechte der Ammannati, und es iſt durch das Zeugniß Viviani's und anderer Landsleute und Zeitgenoſſen hinlänglich erwieſen, daß unſer Galilei nicht, wie Janus Nicius Erythräus [Roſſi] und Lorenzo Caſſo meinen, ein unehelicher Sohn ſeiner Ältern geweſen ſei. Bald nach Galilei's Geburt ſcheinen ſeine Ältern nach Florenz zurückgekehrt zu ſein, denn dort erhielt er ſeine erſte Erziehung. Sein Vater, der mehr Kinder und nur geringes Vermögen hatte, wollte ihn Tuchhändler werden laſſen, ein Geſchäft, welches damals bei den Florentinern, als Hauptgrundlage ihrer Reichthümer, ſehr in Ehren ſtand. Jedoch erhielt unſer Galilei ſeinem Stande angemeſſenen Unterricht, beſonders als ſein Vater die ausgezeichneten Anlagen und ſchnellen Fortſchritte des Knaben gewahr wurde. Sprachen und Wiſſenſchaften zogen ihn gleichmäßig an, nur von der damaligen ſcholaſtiſchen Dialektik fühlte er ſich abgeſtoßen. In ſeinen Erholungsſtunden übte er ſich mit vielem Erfolg im Zeichnen und in der Muſik, in welcher letzteren ſein Vater ihn unterrichtete. Zeichenkunſt blieb auch in ſpäteren Jahren eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen, und ſein Urtheil über Gemälde, Bauriſſe und dergl., unterſtützt von genauer Kenntniß der Perſpective ꝛc., wurde nachher immer von den größeſten damaligen Meiſtern ſehr hoch geachtet. Auch für die Mechanik bewies Galilei von Kindheit auf durch Selbſtverfertigung von Inſtrumenten und Maſchinen großes Geſchick. Galilei's Vater entſchloß ſich nun, den Jüngling Arzneiwiſſenſchaft ſtudiren zu laſſen, und ſchickte ihn deshalb im J. 1581 auf die Univerſität zu Piſa. Neben den mediciniſchen Vorleſungen mußte er auch hier wieder zu ſeinem Ärger das, was man damals Ariſtoteliſche Philoſophie nannte, hören, nahm aber in öffentlichen und Privatdisputationen oft die Gelegenheit wahr, manche Sätze, die man wie Orakelſprüche verehrte, anzugreifen. Dieſe vermeintliche Naſeweisheit zog ihm den Haß der verſtockten Ariſtoteliker an der Univerſität und den Beinamen „der Zänker" zu. Es war jedoch nur das thörichte Stehenbleiben auf einem veralteten Standpunkte, gegen welches Galilei ſchon damals eiferte. Den Ariſtoteles ſelbſt und die übrigen griechiſchen Philoſophen achtete er nach Gebühr und ſtudirte ihre Schriften in der Grundſprache, prüfte aber ihre naturphiloſophiſchen Dogmen nach eigenen Beobachtungen und Verſuchen. Durch ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den alten Claſſikern erwarb ſich Galilei jene Gewandtheit des Styls, welcher er ohne Zweifel einen großen Theil ſeiner ſpäteren Erfolge verdankt. Den erſten uns bekannt gewordenen Beweis von ſeiner feinen Beobachtungsgabe und ſeiner Aufmerkſamkeit auf diejenigen Naturerſcheinungen, welche den meiſten Menſchen unbedeutend vorkommen, weil ſie alltäglich, und welche doch grade darum die wichtigſten ſind, gab unſer Galilei durch die für die ganze Folgezeit ſo wichtig gewordene Entdeckung des Iſochronismus der Pendelſchwingungen. Er bemerkte nämlich, daß eine im Dome zu Piſa hangende Lampe, wenn ſie durch die Zugluft in Schwingungen gerieth, zur Vollendung jeder einzelnen Schwingung immer gleichviel Zeit gebrauchte, mochte der Windſtoß ſtärker oder ſchwächer, und mithin die Schwingung größer oder kleiner ſein. Er ſchloß daraus, daß die Zeit, welche ein pendelartig ſchwingender Körper zur Vollendung jeder einzelnen Schwingung gebraucht, nicht durch die Stärke des ihm gegebenen Stoßes beſtimmt werde, ſondern nur durch die Entfernung deſſelben von ſeinem Aufhängungspunkte, alſo durch die Länge des Fadens oder Stabes, an deſſen Ende er befeſtigt iſt. Zu Hauſe angeſtellte Verſuche mit Pendeln von verſchiedener Länge beſtätigten dieſe Vermuthung und belehrten den jungen Naturforſcher zugleich, daß es dabei auch nicht auf das größere oder geringere Gewicht des Pendels ankomme. Der Gedanke, Anwendung hiervon zu machen auf die Meſſung der kleineren Zeittheile, lag nun allerdings ſehr nahe und war bei einem ſo herrlich begabten Geiſte augenblicklich rege. Die Meſſung der Schnelligkeit der Pulsſchläge war es zuerſt, worauf der junge Galilei, als angehender Mediciner, ſein Pendel anwandte. Bald aber machte er auch von demſelben Gebrauch, um andere Bewegungen, namentlich die von Secunde zu Secunde zunehmende Geſchwindigkeit frei fallender Körper, zu meſſen. Durch die von Huygens erfundene Verbindung des Pendels mit Uhrwerken [2]) (ſ. Huygens) wurde ſpäterhin die Galileiſche Entdeckung vervollſtändigt; allein auch ſchon vor Huygens diente ſeit Galilei das einfache Pendel bei phyſikaliſchen, beſonders aber bei aſtronomiſchen Beobachtungen, und ſomit iſt Galilei als der Vater aller auf ſchärfere Zeitmeſſung beruhenden Naturkenntniſſe anzuſehen. In derjenigen frühen Periode ſeines Lebens, zu welcher wir jetzt zurückkehren, fehlte es aber unſerem Galilei noch an geometriſchen Kenntniſſen, auf deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit ihn zwar ſeine Beſchäftigung mit der Tonkunſt und Zeichenkunſt ſchon längſt aufmerkſam gemacht, und deren Erwerbung ihm auch ſein Vater empfohlen hatte, ohne daß ſich jedoch bis dahin eine paſ-

1) Viviani gibt in ſeinem Racconto istorico della vita del Sig. Galileo Galilei den 15. Febr. an, hat aber ſpäterhin ſeinen Irrthum erkannt. Galilei's Geburtstag war genau derſelbe Tag, an welchem Michelagnolo Buonarroti [ſo ſchreibt Viviani dieſen Namen] zu Rom ſtarb, nicht drei Tage früher.

2) In ſeinem letzten Lebensjahre dachte Galilei ſelbſt ſchon an eine ſolche Verbindung und machte ſeinem Sohne Vincenzio darüber Mittheilungen. Dieſer beſchäftigte ſich auch wirklich mit der Zuſammenſetzung einer Pendeluhr, ſtarb aber im J. 1649, ohne damit ganz aufs Reine gekommen zu ſein (*Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 288—290).

Digitized by Google

ſende Gelegenheit zu dieſer Erwerbung dargeboten hätte. Eine ſolche Gelegenheit fand ſich nun dadurch, daß der toscaniſche Hof auf einige Monate nach Piſa kam. Der Pagenhofmeiſter bei dieſem Hofe, Oſtilio Ricci, ein geſchickter Mathematiker, war dem jungen Galilei ſchon von Florenz her als Freund ſeines Vaters bekannt. Erneuerung dieſer Bekanntſchaft in Piſa und häufige Beſuche waren die natürliche Folge. Bei einem dieſer Beſuche traf Galilei den Ricci mit dem Unterrichte der Pagen in der Geometrie beſchäftigt, und blieb ſchüchtern an der Thüre des Saales ſtehen, von wo er aber, ohne bemerkt zu werden, den Vortrag hören konnte. Davon in hohem Grade angezogen, kehrte er nun jedes Mal, den Euklid in der Hand, wieder, und erſetzte zu Hauſe durch eigenen Fleiß, was ihm an ſeinem unbequemen Standorte von dem Vortrage entging [3]). Endlich faßte er, durch ſeine Fortſchritte ermuthigt, ein Herz, ſich dem Ricci zu eröffnen und ihn um ferneren Unterricht zu bitten. Ricci, obwol erſtaunt und erfreut über die Wißbegierde und Geſchicklichkeit des Jünglings, ging nur vorſichtig auf deſſen Wünſche ein, und fragte erſt bei dem Vater an, ob er ſolche Studien ſeines Sohnes gut heiße. Zögernd gab Galilei, der Vater, die gewünſchte Einwilligung, weil er, nicht mit Unrecht, fürchtete, ſeinen Sohn durch dergleichen, ſeinen Lieblingsneigungen entſprechende, Beſchäftigungen der Arzneiwiſſenſchaft bald ganz entfremdet zu ſehen. Bald nahm der ältere Galilei die gegebene Erlaubniß zurück; aber vergeblich, denn ſein Sohn war nun einmal auf den Weg gebracht, welchen die Natur ihm vorſchrieb, und ſetzte jetzt ohne weitere Hilfe nicht allein das Studium der Elemente Euklid's fort, ſondern ging nachher auch mit gleichem Erfolge zum Archimedes über. Sein Vater hatte endlich nachgegeben, daß er das Studium der Arzneikunde verlaſſen und ſich ganz den phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften widmen durfte, und bald bewies eine neue Erfindung unſeres Galilei, nämlich die Erfindung einer hydroſtatiſchen Wage, worauf er durch Archimed's Schriften geleitet wurde, wie trefflich er in den Geiſt der von ihm geleſenen Werke einzudringen und die Praxis mit der Theorie zu verbinden wußte. Dieſe Erfindung, die vorhererwähnte Entdeckung des Iſochronismus der Pendelſchwingungen und die neue geiſtreiche Behandlungsweiſe der Phyſik, fingen an, den Namen unſeres Galilei in Italien berühmt zu machen. Galilei trat in Correſpondenz mit mehren der ausgezeichnetſten Männer ſeines Faches, z. B. Clavius, Ortelius, Riccoboni. Ganz beſonders aber intereſſirte ſich für ihn der in Peſaro lebende Marcheſe Guidubaldo del Monte, ein geſchickter Mathematiker, dem er einige ſeiner Aufſätze über geometriſche und mechaniſche Gegenſtände mitgetheilt hatte, und der ihn jetzt die Lehre vom Schwerpunkte ausführlicher zu bearbeiten und zu vervollkommnen veranlaßte. Galilei war 24 Jahre alt [4]), als er dieſem Verlangen ſeines Freundes Folge leiſtete, und übertraf bald Alles, was ſeine Vorgänger auf dieſem Felde geleiſtet hatten, ſodaß Guidubaldo ihn den Archimedes ſeiner Zeit nannte. Auf Empfehlung dieſes Gönners erhielt unſer Galilei im J. 1589 die eben vacant gewordene Profeſſur der Mathematik an der Univerſität zu Piſa, welche Univerſität er, nach Angabe Nelli's [5]), ein Paar Jahre vorher aus Mangel an Subſiſtenzmitteln hatte verlaſſen müſſen, ohne den Doctorgrad erlangt zu haben. Seine Beſoldung war nun zwar eine, ſelbſt für jene Zeit, ſehr kärgliche; aber er war doch jetzt in einem öffentlichen Amte und benutzte dieſe Stellung zu neuen Forſchungen und zur Beſtätigung und Verbreitung der ſchon früher angeſtellten. Seine Landsleute Varchi und Benedetti hatten ſchon, Erſterer im J. 1544, Letzterer im J. 1553, die Behauptung ausgeſprochen, daß alle Körper von gleicher Dichtigkeit, mögen ſie größer oder kleiner ſein (z. B. ein Loth Blei ebenſo wie ein Pfund Blei), beim Falle von gleicher Höhe gleiche Geſchwindigkeit erlangten; aber es fehlte noch an einem directen Beweiſe dieſes Satzes, den die herrſchende peripatetiſche Schule der damaligen Phyſiker durchaus leugnete. Solchen Beweis lieferte nun Galilei durch Verſuche, bei denen ihm der bekannte hangende Thurm zu Piſa gute Dienſte leiſtete, und ſetzte dadurch die Sache, alles Spottes und Hohnes ſeiner Gegner ungeachtet, völlig außer Zweifel. Galilei ging aber viel weiter als Varchi und Benedetti, indem er auch das Geſetz erforſchte, nach welchem die Geſchwindigkeit fallender Körper von Secunde zu Secunde wächſt. Dieſe herrliche Entdeckung, daß die am Ende des Falles erlangten Geſchwindigkeiten fallender Körper ſich verhalten wie die Quadrate der Zeiten, hat Galilei zwar erſt ungefähr 50 Jahre ſpäter durch den Druck bekannt gemacht, es ſind aber Beweisſtücke vorhanden [6]), daß er ſchon in jenen erſten Jahren ſeines Lehramts darauf kam. Das lange Aufſchieben der Veröffentlichung ſeiner Entdeckung durch den Druck hatte zwar die gute Folge, daß Galilei durch eine Menge neuer und wiederholter Verſuche mit Hilfe des Pendels und der ſchiefen Flächen ſeine Entdeckung vervollſtändigen und ſtrenger begründen konnte; aber da Galilei mit mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen an Andere über das, was er entdeckte und erfand, ſehr freigebig war, ſo entſprang daraus für ihn der Nachtheil, daß ihm nicht ſelten die Priorität ſeiner Entdeckungen und Erfindungen ſtreitig gemacht wurde. Leider iſt dies zum Theil noch jetzt der Fall, da nachher ſo viele Manuſcripte Galilei's auf Befehl der Inquiſition nicht haben gedruckt werden dürfen und theils verloren gegangen ſind, theils noch immer ungedruckt in Bibliotheken liegen. — Zu jener Zeit war es an den italieniſchen Univerſitäten noch gewöhnlich, die Profeſſoren

3) So erzählt Gherardini, der Zeitgenoſſe und Freund Galilei's, aus deſſen Munde er es ſo gehört zu haben behauptet. Viviani erwähnt keiner ſolchen Belauſchung, ſagt aber in ſeinem Racconto istorico etc., daß Galilei ſchon 22 Jahre alt geweſen ſei, als Ricci angefangen habe, ihn zu unterrichten, und daß Ricci dieſen Unterricht, auf Verlangen des älteren Galilei, bald wieder eingeſtellt habe. Nach einer anderen, von Libri angeführten, Nachricht Vivian's war damals Galilei erſt 19 Jahre alt.

4) Dies Alter gibt Viviani in dem Racconto istorico etc. an. Nach einer andern Schrift Viviani's gibt Libri das Alter von 21 Jahren an. 5) *Nelli*, Vita di Galileo. T. I. p. 33. 6) *Nelli*, Vita di Galileo. T. I. p. 44.

Digitized by Google

nur auf eine gewiſſe Anzahl Jahre anzuſtellen. Galilei's erſte Anſtellung lautete auf drei Jahre. Die große Bedürftigkeit ſeiner Angehörigen, zumal da ſein Vater unlängſt geſtorben war, machte es ihm nun zwar höchſt wünſchenswerth, die Profeſſur in Piſa auch nach Ablauf jener Friſt zu behalten, allein ſeine Liebe zur Wahrheit und ſeine Freimüthigkeit wurden Veranlaſſung, für ihn ſein Amt aufzugeben. Johann von Medicis, ein natürlicher Sohn Cosmo's I. und bei ſeinem Stiefbruder, dem regierenden Großherzog, in hohem Anſehen ſtehend, hatte nämlich eine Maſchine zur Reinigung der Häfen und Kanäle in Vorſchlag gebracht, auf deren Erfindung er ſich nicht wenig einbildete. Da nun Galilei aus Gründen der Mechanik die Unbrauchbarkeit dieſer Maſchine erwies, ſo zog ihm dies den Haß des Johann von Medicis zu, welcher nicht ſäumte, mit den übrigen zahlreichen Feinden Galilei's, wozu ziemlich alle Anhänger der peripatetiſchen Sekte in Toscana gehörten, gemeinſchaftliche Sache zu machen und ihn bei dem Großherzoge anzuſchwärzen. Galilei ſah den gegen ihn heranziehenden Sturm zuvor, legte deshalb freiwillig ſein Amt nieder und zog ſich nach Fiorenz zurück [7]). Abermals trat jetzt der Marcheſe del Monte ins Mittel, indem er unſern Galilei dem Senate der Republik Venedig für die durch Moleti's Tod erledigte Profeſſur der Mathematik an der Univerſität zu Padua empfahl. Im Sommer 1592 erhielt Galilei dieſe Anſtellung, zunächſt auf ſechs Jahre, und ging, nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig, an ſeinen neuen Beſtimmungsort, wo er, nach Ende der Herbſtferien, ſeine Vorleſungen begann, und bald ſich von zahlreichen Zuhörern, zum Theil Männern höheren Alters, umgeben ſah, die er ebenſo ſehr durch ſeinen Umgang als durch ſeine Vorträge an ſich zu feſſeln wußte. Schon in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts zu Padua verfaßte er Werke über die Kriegsbaukunſt [8]), über die Gnomanik [9]), über die Himmelskugel [10]) und über die Mechanik [11]), ohne jedoch eines derſelben drucken zu laſſen. Abſchriften dieſer Werke, großen Theils ohne Galilei's Namen, verbreiteten ſich aber bald.

Um dieſelbe Zeit machte Galilei eine Erfindung, die man zwar kein Thermometer, wol aber ein Thermoſkop nennen kann, und die jedenfalls als der erſte Schritt zur genauern Beſtimmung der Wärmeverhältniſſe hohes Lob verdient. Galilei bediente ſich einer engen Glasröhre, welche an dem einen Ende offen war, an dem andern aber in eine hohle Kugel auslief. Er goß in dieſe Röhre etwas Waſſer, verſchloß dann dieſelbe, kehrte ſie um und tauchte ſie in ein Gefäß voll Waſſer, aus welchem er den größten Theil derſelben mit der daran befindlichen hohlen Kugel hervorragen ließ, während ein ganz kleiner Theil mit der Öffnung, welche Galilei nun wieder frei machte, unter Waſſer blieb. In der Kugel war alſo jetzt atmoſphäriſche Luft abgeſperrt, und wenn dieſe ſich durch Einwirkung der Wärme ausdehnte, ſo trieb ſie einen Theil des in der Röhre ſtehenden Waſſers durch die jetzt unten befindliche Öffnung heraus in das Waſſergefäß; zog ſich hingegen die Luft in der Kugel durch Abnahme der Wärme zuſammen, ſo ſtieg durch den Druck der äußern Luft das Waſſer in der Röhre [12]). So unvollkommen Inſtrumente dieſer Art ſind, weil der Druck der äußeren Luft nicht immer gleich groß bleibt, und weil ſie ſich nicht genau mit einander vergleichen laſſen, ſo waren ſie doch, wie geſagt, für die damalige Phyſik ein großer Fortſchritt. — Im J. 1594 erhielt Galilei von der Republik Venedig ein Privilegium auf 20 Jahre für eine von ihm erfundene hydrauliſche Maſchine, und bald hernach erfand er ſeinen Proportionalcirkel, der von den Geometern und Ingenieuren ſeiner Zeit, welche er mündlich und ſchriftlich in deſſen Gebrauch unterrichtete, ſehr hoch geſchätzt wurde. Erſt im J. 1606, nachdem er eine Menge Exemplare dieſes Proportionalcirkels unter ſeiner Aufſicht hatte anfertigen und verſenden laſſen, gab er die Beſchreibung deſſelben in Druck unter dem Titel: Le operazioni del compasso geometrico e militare (Padua 1606. Fol.). Ein Mailänder, Balthaſar Capra, welcher ſchon einmal den Galilei wegen einer aſtronomiſchen Streitfrage angegriffen hatte, wollte nun ſich als Erfinder des Proportionalcirkels geltend machen, und verfaßte 1607 eine Beſchreibung deſſelben, die aber, wie Galilei bald nachwies, nichts weiter als eine durch Fehler entſtellte Copie von Galilei's Werke war. Unſerem Galilei gab dieſer Streit Gelegenheit in ſeiner Vertheidigungsſchrift: Difesa contro le calunnie di B. Capra (Venedig 1607. 4.) zum erſten Male Proben von der unwiderſtehlichen Dialektik abzulegen, mit welcher er ſpäter die Peripatetiker, wie Sokrates die Sophiſten ſeiner Zeit, widerlegte. — Nach Ablauf der ſechs erſten Jahre ſeines Lehramts zu Padua hatte Galilei im J. 1599 die Erneuerung ſeiner Anſtellung auf wiederum ſechs Jahre mit Gehaltszulage erhalten. Galilei's Ruhm hatte ſich nun ſchon weit verbreitet. Kepler, der in ihm einen treuen Mitverfechter des Copernicaniſchen Syſtems erkannt hatte, war ſeit 1597 in Briefwechſel mit ihm getreten und drei Jahre ſpäter auch Tycho de Brahe. Galilei's Hörſaal füllte ſich immer mehr nicht blos mit Italienern, ſondern auch mit Ausländern, ſelbſt fürſtlichen Perſonen. Unter dieſen Letzteren wird ein Prinz Guſtav von Schweden genannt. Dadurch veranlaßt, haben Viviani und Andere behauptet, der nachmalige berühmte

7) Gherardini läßt den Galilei ſchon um dieſe Zeit mit ſeinem nachmaligen Gönner, dem reichen und vornehmen Florentiner Filippo Salviati, befreundet werden; allein nach wahrſcheinlicheren Berichten, welche Targioni und Nelli liefern, entſtand dieſe Freundſchaft viel ſpäter. 8) Dieſes Werk iſt erſt im jetzigen Jahrhunderte gedruckt worden (Venturi, Memorie P. I. p. 25 sq.). 9) Iſt verloren gegangen. 10) Das Werk über die Sphära, welches unter dem Namen Galilei's zuerſt im J. 1656 zu Rom gedruckt erſchien, iſt wahrſcheinlich untergeſchoben, denn es enthält Lehren, welche denen, wozu ſich Galilei ſein Leben lang bekannte, grade entgegengeſetzt ſind. Vermuthlich eine pia fraus. 11) Erſchien zuerſt in einer franzöſiſchen Überſetzung von Merſenne (Paris 1634.), dann italieniſch (Ravenna 1649.) nach Galilei's Manuſcripten. Galilei führt hier das Princip der virtuellen Geſchwindigkeiten in die Mechanik ein.

12) Im Widerſpruche mit den Biographen Galilei's ſchreiben Andere die Erfindung dieſes Inſtrumentes dem Holländer Cornelius Drebbel zu, noch Andere dem Bacon, wieder Andere dem Sanctorius ꝛc., wahrſcheinlich mit Unrecht.

Digitized by Google

König Guſtav Adolf ſei eine Zeit lang in Padua Galilei's Zuhörer geweſen. Da aber ſchwediſche und andere nordiſche Archive kein einziges Document enthalten, woraus ſich erweiſen ließe, daß dieſer Guſtav Adolf je in Italien geweſen ſei, da es ferner ſehr unwahrſcheinlich iſt, daß ein 14, oder 15jähriger Jüngling [Guſtav Adolf war 1594 geboren, und Galilei verließ Padua 1610] ſchon Galilei's Vorleſungen habe faſſen können, da endlich ſogar aus einer Äußerung Galilei's hervorzugehen ſcheint, daß ſchon vor dem Jahre 1600 die Zeit geweſen ſei, wo ein ſchwediſcher Prinz ſeine Vorleſungen beſuchte, ſo müſſen wir annehmen, daß ein anderer Guſtav von Schweden dieſer Prinz geweſen ſei. Einen ſolchen gab es aber wirklich, nämlich den Sohn Erich's XIV. Dieſer Guſtav, welcher nach der Abſetzung ſeines Vaters im Auslande lebte, kann leicht auf ſeinen Reiſen nach Padua gekommen ſein, und, da er ein Freund der Naturwiſſenſchaften war, dort Galilei's Vorleſungen beſucht haben [13]).

Im J. 1604 erſchien im Sternbilde des Schlangenträgers ein neuer Stern, der, nachdem er 18 Monate geleuchtet hatte, wieder verſchwand. Galilei hielt hierüber drei lange, ſehr gelehrte Vorträge, in denen er zu beweiſen ſuchte, daß dieſer Stern keine bloße Lufterſcheinung, ſondern ein wirklicher Stern ſei. Dadurch widerſprach er der Ariſtoteliſchen Lehre von der Unveränderlichkeit des Fixſternhimmels, und fand bei den Anhängern dieſer Lehre, d. i. bei der ungeheuren Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen, ebenſo heftigen Widerſtand, als er Beifall von ſeinen Zuhörern und von Männern, die auf gleicher Stufe der Aufklärung ſtanden, einerntete. Seine Hauptgegner waren Cremonino, delle Colombe und der ſchon vorher genannte Capra. Galilei's Vorleſungen über dieſen Gegenſtand ſind nicht gedruckt worden; man findet aber einen Auszug daraus in der oben erwähnten Vertheidigungsſchrift gegen Capra in Betreff des Proportionalcirkels. — Um dieſelbe Zeit beſchäftigte ſich Galilei viel mit dem Magneten, deſſen Armirung er vervollkommnete und womit er Verſuche anſtellte, von denen einige noch jetzt nicht genügend erklärt ſind. Zugleich fuhr er fort, wie aus ſeinen im J. 1604 an Guidubaldo del Monte geſchriebenen Briefen hervorgeht, die Lehre vom Fall und die höhere Mechanik überhaupt weiter zu bearbeiten, namentlich die tautochroniſchen und brachyſtochroniſchen Linien zu beſtimmen. Auch mit den Lehren vom Lichte und den Farben, vom Schall, von der Ebbe und Fluth, von den Bewegungen der Thiere beſchäftigte er ſich ſchon damals, wiewol er erſt ſpäter darüber ſchrieb. Einen ganz neuen Aufſchwung nahm aber Galilei's erfinderiſcher Geiſt im J. 1609. Bei einem Beſuche in Venedig im April oder Mai dieſes Jahres wurde ihm das ſich eben verbreitende Gerücht bekannt, daß ein Holländer dem Prinzen Moriz von Naſſau ein Inſtrument überreicht habe, durch welches man entfernte Gegenſtände ſo ſähe, als ob ſie in die Nähe gerückt wären. Über die Einrichtung dieſes Inſtruments ſagte das Gerücht nichts. Eiligſt nach Padua zurückkehrend dachte Galilei jetzt an nichts Anderes als an die Zuſtandebringung eines ſolchen Inſtruments und kam ſchon in der nächſten Nacht mit ſeinen Gedanken aufs Reine, die er Tags darauf ſogleich ausführte [14]). So mangelhaft auch die Gläſer waren, welche ihm bei dieſer erſten Conſtruction zu Gebote ſtanden, ſo gelang es ihm doch, den gewünſchten Erfolg zu erreichen, wovon er ſeine Freunde in Venedig ſchleunigſt benachrichtigte. Sechs Tage ſpäter reiſte er mit anderen, aus beſſerem Glaſe conſtruirten Fernröhren wieder nach Venedig, und überreichte dem Dogen und dem Senate die neuen Inſtrumente, indem er zugleich deren Zuſammenſetzung und Gebrauch erklärte. In Folge hiervon wurde ihm die Profeſſur der Mathematik zu Padua, worin er im J. 1606 abermals auf ſechs Jahre mit Gehaltszulage beſtätigt worden war, jetzt durch Decret des Senats vom 25. Aug. 1609 mit einem Jahresgehalte von 1000 Gulden auf Lebenszeit übertragen. Nie hat ſich Galilei für den erſten Erfinder des Fernrohres ausgegeben, wol aber gebührt ihm der Ruhm, daſſelbe nach optiſchen Principien vervollkommnet und es zuerſt zu wichtigen aſtronomiſchen Entdeckungen angewendet zu haben. In den nächſten Jahren wendeten ſich daher die Fürſten und Aſtronomen, welche Fernröhre zu beſitzen wünſchten, immer an Galilei [15]). Zuerſt beobachtete er durch ſein neues Inſtrument den Mond, deſſen Gebirge er entdeckte und ihre Höhen maß, ſowie er ſpäter auch die Libration dieſes Himmelskörpers kennen lernte, von welcher noch Niemand etwas geahnet hatte. Dann fand er, daß die Milchſtraße nichts Anderes ſei, als eine dicht gedrängte Menge kleiner Sterne, ebenſo die ſogenannten Nebelflecke, daß aber die Fixſterne durch das Fernrohr nicht wie die Planeten vergrößert würden. Den 7. Jan. 1610 entdeckte er drei von den Satelliten des Jupiter, und ſechs Tage nachher auch den vierten [16]). Dem erlauchten Hauſe der Mediceer zu Ehren, bei welchem er ſeit geraumer Zeit wieder in hohen Gnaden ſtand [17]), nannte er dieſe Jupitersmonde sidera Medicea. Im J. 1612 war es ihm ſchon gelungen, deren Bahnen und Umlaufszeiten zu berechnen, und, wie immer, ſogleich auch auf Anwendungen des Gefundenen denkend,

13) *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 19.

14) So erzählt Viviani, vermuthlich nach mündlichen Mittheilungen ſeines Lehrers Galilei. In ſeinem sidereus nuntius gibt Galilei an, daß er erſt nach Beſtätigung des ihm zugekommenen Gerüchts durch einen Brief aus Paris an die Verfertigung des Fernrohrs gegangen ſei. 15) Galilei bediente ſich eines convexen Objectiv- aber eines concaven Ocularglaſes; erſt Kepler erfand das für den aſtronomiſchen Gebrauch bequemere ſogenannte aſtronomiſche Fernrohr, bei welchem ſowol das Ocular- als das Objectivglas convex ſind. Das Fernrohr mit concavem Ocular wird noch jetzt Galileiſches Fernrohr genannt. 16) Simon Marius oder Mayer, Aſtronom des Markgrafen von Brandenburg in Ansbach, hat die Jupitersmonde ſchon im November 1609 geſehen, ſeine Entdeckung aber erſt 1614 bekannt gemacht. Auch Harriot ſcheint ziemlich zu gleicher Zeit dieſelbe Entdeckung gemacht zu haben. 17) Er hatte öfters ſeine Univerſitätsferien in Florenz zugebracht, war bei Hofe ehrenvoll empfangen worden und hatte ſogar den Söhnen des Großherzogs Ferdinand I., namentlich dem Erbprinzen, Unterricht ertheilt. Dieſer Prinz, welcher ſeinem im J. 1608 verſtorbenen Vater unter dem Namen Cosmo's II. in der Regierung folgte, war bis an ſeinen im J. 1621 erfolgten Tod Galilei's dankbarer Freund und Beſchützer.

Digitized by Google

machte er den Vorſchlag die ſo häufigen Verfinſterungen der Jupiterstrabanten durch ihren Hauptplaneten ſtatt der viel ſeltener eintretenden Mondfinſterniſſe zur Beſtimmung der geographiſchen Längen und daher zur Vervollkommnung der Schiffahrt zu benutzen. Im März 1610 veröffentlichte Galilei ſeine bis dahin gemachten aſtronomiſchen Entdeckungen in einem zu Venedig gedruckten Werke unter dem Titel: Sydereus nuncius, magna longeque admirabilla spectacula prodens, suscipiendaque proponens unicuique, praesertim vero philosophis atque astronomis, quae a Galileo-Galileo perspicilli nuper a se reperti beneficio sunt observata in Lunae facie, fixis innumeris, lacteo circulo, stellis nebulosis, apprime vero in quatuor planetis circa Jovis stellam disparibus intervallis atque periodis celeritate mirabili circumvolutis; quos, nemini in hanc usque diem cognitos, novissime author deprehendit primus atque medicea sidera nuncupandos decrevit. Am Schluſſe dieſes Werkes ſtehen Andeutungen anderer neuen Entdeckungen, die aber zu ihrer Beſtätigung erſt noch wiederholter Beobachtungen bedürften. Schon in der Mitte deſſelben Jahres machte er aber die in ein Anagram gehüllte Entdeckung bekannt: Altissimum planetam tergeminum observavi. Er hatte nämlich den Ring des Saturn, des von der Sonne entfernteſten [altissimus] unter den damals bekannten Planeten, bei deſſen in jenem Jahre ſtattfindenden Stellung gegen die Erde, gleichſam wie eine Verlängerung des Saturnkörpers erblickt, und hielt ihn für zwei den Saturn begleitende Himmelskörper. Auch Sonnenflecke beobachtete er ſchon um dieſe Zeit [18]), wagte es aber nicht, mit dieſer neuen Entdeckung eher hervorzutreten, bis dieſelbe durch Beobachtungen ſeiner Freunde, denen er ſie mittheilte, beſtätigt würde; weil er wohl einſah, daß er damit bei den an eine völlige Reinheit der Sonne glaubenden Peripatetikern ſeiner Zeit den heftigſten Widerſpruch finden würde. Gegen den nuntius sidereus traten bereits Gegner genug auf, z. B. ein gewiſſer Horky, ein damals in Italien lebender Böhme, der es, zum Glück vergeblich, verſuchte, Keplern gegen Galilei einzunehmen; ferner ein Florentiner Franz Sizzi, ſogar ein College Galilei's in Padua, der Dr. Cremonino, hinter denen noch viele andere Anhänger der hergebrachten alten Naturphiloſophie ſteckten. Deſto mehr Beifall fanden Galilei's Entdeckungen bei den Aufgeklärteren unter ſeinen Zeitgenoſſen, namentlich bei Kepler, der Horky'n derb zurecht wies, und bei dem Großherzoge von Toscana, welcher unſerem Galilei reiche Geſchenke zufließen ließ. Auf dringende Bitte des ebengenannten Fürſten gab Galilei ungefähr gegen Ende des Monats Auguſt 1610 ſein Lehramt in Padua auf und ſiedelte im September nach Florenz über, wo er, ohne zu Vorleſungen verpflichtet zu ſein, als „erſter Philoſoph und Mathematiker des Großherzogs [19])" ganz ſeinen Erfindungen und Entdeckungen und der Ausarbeitung ſeiner Werke darüber zu leben gedachte. Die Liebe zu ſeinen Verwandten und zu dem Orte, wo er ſeine Kindheit verlebt hatte, mag Vieles dazu beigetragen haben, ihn nach Florenz zu ziehen: ſonſt, ſollte man meinen, hätten ihn wol die faſt unbeſchränkte Lehrfreiheit, welche er in Padua genoß, die hohe Achtung, welche ihm von ſo vielen der edelſten Venetianer zu Theil wurde, namentlich die Freundſchaft eines Sagredo, welchem er nachher ein ſo ſchönes Denkmal dadurch geſetzt hat, daß er ihn als einen der Interlocutoren in ſeine Dialogen einführt, die Freundſchaft eines Sarpi, des berühmten Hiſtorikers, der aber, ebenſo wie Sagredo, zugleich ein großer Freund und Kenner der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften war, endlich der für jene Zeit anſehnliche Gehalt und die Honorare, welche er in Padua bezog, an die Republik Venedig feſſeln müſſen. Vermuthlich wäre er dann auch, wie Sarpi, den Verfolgungen Roms entgangen, von denen wir nun bald zu erzählen haben werden. Sagredo, der ſich damals auf einer Reiſe im Orient befand, drückt in einem nach ſeiner Rückkehr im Frühjahr 1611 geſchriebenen Briefe ſein Bedauern und ſeine Beſorgniſſe über den nun leider ſchon ausgeführten Entſchluß Galilei's aus, wodurch Galilei von der leicht wechſelnden Gunſt eines ihm zwar jetzt ſehr gnädigen, aber dem Einfluſſe der Jeſuiten ausgeſetzten, jungen Fürſten abhängig geworden ſei, während er im Venetianiſchen, wo die Jeſuiten damals ausgeſchloſſen waren, völlig frei, ja ſogar durch ſeine Verbindungen mit den Mächtigſten der Republik, gleichſam Herrſcher auf geiſtigem Gebiete geweſen ſei.

Gleich nachdem Galilei ſich in Florenz niedergelaſſen hatte, entdeckte er, daß der Planet Venus, ebenſo wie der Mond, zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Lichtphaſen darbiete. Ebenſo fand er auch noch gegen Ende des Jahres 1610, daß der ſcheinbare Durchmeſſer des Mars und der Glanz dieſes Planeten merkwürdigen Veränderungen unterworfen ſei. Die Sonnenflecke, welche er ſchon in Padua dem Sarpi und anderen Gelehrten gezeigt hatte [20]), fuhr Galilei in Florenz zu beobachten fort, zeigte ſie im April 1611 bei einem etwa vierwöchentlichen Aufenthalte in Rom, wohin er eingeladen war, mehren Cardinälen und vielen Anderen, und ſchloß aus der Bewegung dieſer Flecke die Axendrehung des Sonnenkörpers. Galilei's eben erwähnter Beſuch in Rom erwarb ihm allerdings dort viele Bewunderer und Freunde, die nun mit eigenen Augen das ſahen, was ihnen Galilei im nuntius sidereus und durch Briefe verkündet hatte. Auch gelehrte Mathematiker unter den Jeſuiten, z. B. Clavius, traten damals auf ſeine Seite und berichteten zu ſeinen Gunſten

18) Harriot in England, Joh. Fabricius in Wittenberg und der Jeſuit Scheiner in Ingolſtadt ſcheinen ziemlich um gleiche Zeit mit Galilei die Sonnenflecke entdeckt zu haben (vergl. Gehler's Phyſ. Wörterbuch). Solche Flecke geſehen hatte man auch wol ſchon früher, weil es dazu oft gar keines Fernrohrs bedarf; aber man hatte ſie entweder für optiſche Täuſchungen, oder für Planeten gehalten.

19) So nennt er ſich auf ſeinen ſpäter erſchienenen Schriften. Sein vollſtändiger Titel ſcheint geweſen zu ſein: Matematico primario dell' Università di Pisa e filosofo del serenissimo Gran Duca, senza obbligo di leggere nè di risedere nello studio di Pisa. Das Ernennungsdecret iſt ſchon vom 10. Juli 1610 datirt.

20) *Nelli*, Vita etc. T. I. p. 326. 327.

Digitized by Google

an den ſie befragenden Cardinal Bellarmin [21]). Der Cardinal del Monte erklärt ſogar in einem Schreiben an den Großherzog von Toscana [22]), wenn man noch in den alten Zeiten der römiſchen Republik lebte, ſo würde dem Galilei eine Ehrenſäule auf dem Capitol errichtet werden. Auf der andern Seite aber hatte Galilei ſich in Rom auch viele Neider und Feinde zugezogen, die nun, da ſie ihm auf wiſſenſchaftlichem Gebiete nichts anhaben konnten, ihn in den Verdacht der Ketzerei zu bringen ſuchten. Nach der Rückkehr aus Rom erfand, nach Libri's Meinung, Galilei das Mikroſkop. Viviani erwähnt dieſes Inſtruments, als einer Erfindung Galilei's, unmittelbar nach dem Bericht von der Verfertigung des Fernrohres durch Galilei, und es iſt wahrſcheinlich, daß ihn die Conſtruction des einen Inſtruments auch bald auf die des andern geleitet habe; ſei es nun, daß auch über das Mikroſkop, ebenſo wie über das Fernrohr, ihm ſchon Gerüchte zugekommen waren, oder daß er ganz durch eigenes Nachdenken darauf kam. Im J. 1612 ſoll er dem Könige von Polen ein Mikroſkop zugeſendet haben, und Libri meint, dies Inſtrument ſei damals in Italien ſchon allgemein bekannt geweſen, ſtützt ſich aber dabei auf ein in demſelben Jahre zu Venedig erſchienenes ſatyriſches Werk, welches allerdings, allein offenbar nur ſcherzend, von Vergrößerungsgläſern ſpricht. Erſt im J. 1624 ſoll jedoch, nach Libri, Galilei das Mikroſkop vervollkommnet und ihm die lange nachher beibehaltene Form gegeben haben. — Der Großherzog Coſimo II. verſammelte gern Gelehrte um ſich und hörte mit Vergnügen ihren wiſſenſchaftlichen Geſprächen zu. In einer ſolchen Geſellſchaft bei Hofe kam die Rede auf im Waſſer ſchwimmende Körper und deren theilweiſe Eintauchung unter die Waſſerfläche. Galilei beſtritt hier die Meinung der Peripatetiker, daß bei dieſer Erſcheinung das Meiſte von der Geſtalt der Körper abhange, und wurde vom Großherzoge aufgefodert, ſeine Gedanken darüber aufzuſetzen. Dies that er in ſeinem Discorso intorno alle cose, che stanno sull' acqua, e che in quella si muovono, der zuerſt im J. 1612 4. zu Florenz gedruckt und noch in demſelben Jahre neu aufgelegt wurde, und worin nach Lagrange's [23]) Urtheil die Hauptlehren der Hydroſtatik zum erſten Male aus dem Princip der virtuellen Geſchwindigkeiten abgeleitet ſind [24]). Den zahlreichen Angriffen ſeiner Gegner auf dieſes Werk antwortete er nicht ſelbſt, ſondern überließ dies ſeinem Schüler Benedetto Caſtelli. Sowie mit Sagredo in Venedig hatte Galilei jetzt in Florenz mit einem dem Hauſe der Mediceer nahe verwandten Manne, Filippo Salviati, ein enges Freundſchaftsbündniß geſchloſſen, und hielt ſich häufig auf deſſen Villa delle [oder alle] Selve auf, um in der Landluft ſeinen durch die vielen Nachtwachen und anſtrengenden Beobachtungen geſchwächten Körper wieder zu ſtärken. Dort war es auch, wo er die drei von dem Jeſuiten Scheiner unter dem fingirten Namen Apelles post tabulam an Marcus Welſer in Augsburg gerichteten Briefe erhielt, in denen Scheiner ſich die Entdeckung der Sonnenflecke zuſchreibt. Galilei vertheidigte in drei andern Briefen an Welſer ſein Prioritätsrecht, und zeigte, daß Scheiner ganz irrige Vorſtellungen von den Sonnenflecken habe. Ausführlicher behandelte er dieſen Gegenſtand in einer Schrift unter dem Titel: Istoria e dimostrazioni intorno alle macchie solari, welche er an die Akademie der Lincei in Rom ſandte, aber, durch die Cenſur aufgehalten, erſt im Anfange des J. 1613 drucken laſſen konnte, obgleich die Lincei, an ihrer Spitze der Fürſt Federigo Ceſi, ſich ſeiner eifrig annahmen. — Vom Ende des Jahres 1613 an begannen, wie aus den Briefen Caſtelli's, Ceſi's u. A. an Galilei und aus ſeinen Antworten hervorgeht [25]), die Anklagen, daß Galilei durch Vertheidigung und Ausbreitung des Copernicaniſchen Syſtems die Bibel angreife und ſich der Ketzerei ſchuldig mache, nach und nach immer lauter zu werden. Nicht ſowol der Großherzog Coſimo II., als ſeine den Einflüſterungen der Geiſtlichen Gehör gebenden weiblichen Verwandten, fingen an, gegen Galilei mistrauiſch zu werden. Galilei hatte zwar bis dahin nichts zur ausdrücklichen Vertheidigung des Copernicaniſchen Syſtems drucken laſſen, wol aber hatte er in ſeinen mündlichen Vorträgen und in ſeinen Briefen ſich offen für daſſelbe ausgeſprochen. Er ſuchte nun zwar darzuthun [26]), daß er dadurch keineswegs die Bibel habe angreifen wollen, welche ſich da, wo in ihr von phyſiſchen und aſtronomiſchen Dingen die Rede iſt, den Vorſtellungen und der Sprachweiſe des Alterthums accommodire, ohne dieſelben als Glaubensartikel aufzuſtellen; daß darum auch Copernicus von den Häuptern der Kirche immer als ein rechtgläubiger Katholik angeſehen worden ſei, und ſogar ſeine Bücher: de revolutionibus orbium coelestium dem Papſte Paul III. habe zueignen dürfen ꝛc. Bei den theils von Fanatismus, theils von Neid und Haß glühenden Gegnern Galilei's ſchlugen aber ſolche Gründe nicht an. Beſonders aus dem Dominikanerorden, welchem bekanntlich die Inquiſition gegen die Ketzer anvertraut war, und der ſich daher als zur ſteten Wachſamkeit über die Reinerhaltung des Kirchenglaubens verpflichtet anſah, wurden jetzt viele anklagende Stimmen laut. Der Dominikaner Caccini predigte im J. 1614 zu Florenz öffentlich wider Galilei, und misbrauchte zur Verhöhnung deſſelben die Worte der Vulgata: Viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum? — Unter dieſen Umſtänden beſchloß Galilei unaufgefodert eine zweite Reiſe nach Rom zu machen, um ſich dort vor den höchſten geiſtlichen Behörden zu rechtfertigen. Ende Novembers oder Anfang Decembers 1615 trat er dieſe Reiſe an und verweilte in Rom

21) *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 167. 168. 22) Ebendaſelbſt S. 169. 23) Mécanique analytique T. I. p. 178. 24) Im Eingange dieſes Werkes gibt Galilei auch ſeine ſeit Herausgabe des nuntius sidereus gemachten aſtronomiſchen Entdeckungen (Sonnenflecke, Drehung der Sonne um ihre Axe, Phaſen der Venus, Umlaufszeit der Jupiterstrabanten) an.

25) *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 202. 26) z. B. in einem langen Briefe an die Großherzogin Mutter. *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 224 seq. Vermuthlich Anfangs in Abſchriften verbreitet, iſt der Brief nachher oft bald einzeln, bald mit anderen Werken Galilei's zuſammen gedruckt erſchienen, auch ins Franzöſiſche, Engliſche und Teutſche überſetzt worden. Geſchrieben iſt das Original, nach Viviani's Angabe, um 1615.

Digitized by Google

bis in den Mai des folgenden Jahres. Vom toscaniſchen Hofe empfohlen wurde er zwar in Rom von der hohen Geiſtlichkeit, ſelbſt vom Papſte, ſehr höflich, von Vielen ſogar wohlwollend empfangen, konnte aber nicht verhindern, daß das Copernicaniſche Syſtem jetzt förmlich für der heiligen Schrift widerſtreitend erklärt wurde, obgleich man jetzt noch keine Abſchwörung dieſes Syſtems von ihm verlangte, noch weniger kirchliche Büßungen ihm auferlegte [27]). Galilei's oft leidenſchaftlicher Eifer für die Sache der Wahrheit ſcheint derſelben in Rom mehr geſchadet als genützt zu haben, und der Großherzog von Toscana, von Allem, was dort vorging, durch ſeinen Geſandten und andere Correſpondenten wohl unterrichtet, fand es am Ende für die Sicherheit ſeines Freundes nöthig, ihn nach Florenz zurückzurufen. — Schon im J. 1612 hatte Galilei, nach Berechnung ſeiner Tafeln über den Lauf der Jupiterstrabanten, durch Vermittelung des toscaniſchen Hofs bei der größten damaligen Seemacht, dem Hofe zu Madrid, Anträge gemacht, jene Tafeln zur Beſtimmung der geographiſchen Längen zu benutzen. Dieſe Anträge erneuerte er jetzt nach ſeiner Rückkehr aus Rom und die Unterhandlungen darüber zogen ſich viele Jahre hin, ohne jedoch zu dem gewünſchten Reſultate zu führen [28]). — Die von ihm in Rom gemachten Erfahrungen beſtärkten unſeren Galilei noch mehr in der ſchon vorher bei ihm vorhandenen Abneigung, ſeine phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Unterſuchungen drucken zu laſſen. Wol aber theilte er ſeinen Freunden dieſe Unterſuchungen in Briefen mit, von denen zahlreiche Abſchriften ſich über ganz Europa verbreiteten und noch jetzt in den Handſchriftenſammlungen vieler Bibliotheken vorhanden ſind. Schriftliche und mündliche Mittheilungen Galilei's an ſeinen Freund Guiducci, in Betreff dreier im J. 1618 erſchienenen Kometen, gaben Letzterem Stoff und Veranlaſſung zu einem Discorso delle comete (Florenz 1619. 4.), worin eine früher erſchienene Schrift des Jeſuiten Graſſi über denſelben Gegenſtand ſcharf kritiſirt, und die Nichterwähnung der neueſten Entdeckungen Galilei's gerügt wurde. Dieſer Angriff auf einen einflußreichen Mann flößte den weiterſehenden Freunden Galilei's mit Recht große Beſorgniß ein. Graſſi gab unter dem Namen Lotario Sarſi eine Gegenſchrift heraus: **Libra astronomica et philosophica qua *Galilaei* opiniones de Cometis a Mario Guiduccio ... expositae .. examinantur**, worin er, wie man ſchon aus dem Titel ſieht, ſogleich auf den eigentlichen Urheber der von Guiducci vorgetragenen Meinungen über die Kometen zurückgeht. Guiducci und zwei Jahre ſpäter Stelluti, Galilei's Collega in der römiſchen Akademie der Lincei, beantworteten die eben genannte Schrift, aber Galilei ſelbſt, der eben erſt von einer ſchweren Krankheit geneſen und noch leidend war, fand ſich jetzt bewogen, auf den Kampfplatz zu treten. Er that dies mit einem Werke, welches Guiducci ſchon im Juni 1620 als nächſtens erſcheinend ankündigte, welches aber, durch Krankheit Galilei's verzögert, erſt im Herbſte des Jahres 1622 vollendet wurde und unter dem Titel: **Il saggiatore, nel quale con bilancia esquisita e giusta si ponderano le cose contenute nella libra astronomica e filosofica di Lotario Sarsi. 1623** zu Rom gedruckt erſchien [29]). Graſſi blieb die Replik nicht ſchuldig, und war von nun an Galilei's Feind, welcher, einer ſpätern ſcheinbaren Verſöhnung ungeachtet, nicht aufhörte, ihm im Geheimen zu ſchaden. Man muß zugeben, daß Galilei bei dieſem Streite keineswegs vollkommen Recht hatte, obgleich er manche Fehlſchlüſſe ſeines Gegners mit Grund rügt. Daß die Kometen wirkliche die Sonne, ähnlich wie die Planeten nur in viel weiter geſtreckten Bahnen, umkreiſende Himmelskörper ſeien, wie Dörfel 57 Jahre ſpäter entdeckte, ahneten weder Galilei noch Graſſi. Galilei findet es nicht unwahrſcheinlich, daß die Kometen angehäufte Ausdünſtungen der Geſtirne ſeien und will die Anwendung der Parallaxen zur Meſſung ihrer Entfernungen nicht gelten laſſen. Neben ſolchen Irrthümern enthält aber der Saggiatore viele vortreffliche Gedanken über Naturforſchung überhaupt, welche gewöhnlich erſt ſpäteren Philoſophen und Phyſikern, z. B. dem Descartes, zugeſchrieben werden, ſich aber ſchon hier entwickelt finden. Dazu kommt der angenehme und geiſtreiche Styl, worin das Werk geſchrieben iſt. Libri geht ſoweit, daſſelbe noch jetzt für die beſte Einleitung zum Studium der Philoſophie der Natur zu erklären. — Kurz vor der, von der Akademie der Lincei beſorgten, Herausgabe des Saggiatore war Urban VIII., aus dem Hauſe Barberini, Papſt geworden. Er hatte als Cardinal ſich dem Galilei ſehr günſtig erwieſen, und ſogar im J. 1620 ihm ein Lobgedicht zugeſendet [30]). Die Lincei dedicirten ihm deshalb das genannte Werk, und Galilei ſelbſt ging im J. 1624 nach Rom den neuen Papſt zu beglückwünſchen. Er wurde ſehr gnädig empfangen, beſchenkt und bei ſeiner Rückreiſe mit einem belobenden Breve an den Großherzog entlaſſen. Galilei hatte aber bei dieſer Reiſe nach Rom noch einen andern Zweck gehabt. Er hatte, obſchon durch die förmliche Verdammung des Copernicaniſchen Syſtems zum Stillſchweigen über dieſe Materie verurtheilt, ſchon längſt ein Werk über dieſelbe vorbereitet, und hoffte von dem neuen Papſte die Erlaubniß zur freien Darlegung ſeiner Anſichten zu erlangen. Während ſeines Aufenthalts in Rom ſpielte er darum oft auf dieſen Gegenſtand an, erhielt aber in Bezug hierauf nichts weiter als ungewiſſe Hoffnungen. Dennoch arbeitete er nach ſeiner Rückkehr in Florenz das betreffende Werk vollſtändig aus und machte, um den Papſt in der ihm günſtigen Stimmung zu erhalten und wo möglich auch die Cardinäle zu gewinnen, in den Jahren 1628 und 1630 wiederum Reiſen nach Rom. Dort überreichte er im J. 1630 der Cenſur die Handſchrift ſeines neuen Werks, welches in Geſprächsform die Gründe für und wider das Ptolemäiſche und das Copernicaniſche Weltſyſtem vortrug. Da

27) *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 267 seq. 28) Spätere im J. 1636 mit den Generalſtaaten von Holland angeknüpfte Unterhandlungen über dieſen Gegenſtand blieben in der Hauptſache ebenſo erfolglos, jedoch aus ganz anderen Gründen, wie wir nachher ſehen werden.

29) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 23 u. 48. 30) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 81.

Digitized by Google

Galilei Mitglied der Akademie der Lincei war, ſo hätte dies Werk, nach den Statuten der Akademie, in Rom gedruckt und von dieſer Geſellſchaft herausgegeben werden müſſen; allein, da der Fürſt Ceſi um dieſelbe Zeit ſtarb, ſo löſte ſich die Geſellſchaft auf. Galilei's Handſchrift wurde von mehren Cenſoren nach einander beurtheilt und Einiges darin geändert, erhielt aber endlich das Imprimatur. Allein unterdeſſen war wieder ein anderer Grund zur Verzögerung des Abdrucks eingetreten. Es war nämlich eine anſteckende Krankheit in Toscana ausgebrochen, und um dieſe vom Kirchenſtaate abzuhalten, hatte die päpſtliche Regierung einen Sanitätscordon an ihrer Grenze gezogen. Dadurch wurde Galilei gehindert, ſich nach Rom zu begeben, um den Abdruck ſeines Werkes zu beaufſichtigen. Endlich erhielt er die Erlaubniß, es in Florenz drucken zu laſſen, wo es nachmals der dortigen Cenſur unterworfen wurde, und endlich im J. 1632 erſchien unter dem Titel: Dialogo di Galileo Galilei Matematico sopraordinario dello studio di Pisa, e Filosofo e Matematico primario del Sereniss. Gran Duca di Toscana. Dove nei congressi di quattro giornate si discorre sopra i due massimi sistemi del mondo Tolemaico e Copernicano, proponendo indeterminatamente le ragioni filosofiche tanto per l'una parte, che per l'altra. In Fiorenza per *Gio. Battista Landini* 1632 (in 4.). Wieder aufgelegt iſt das Werk nachher nicht blos in den geſammelten Werken Galilei's, ſondern auch einzeln, ſowie es ſich auch in lateiniſcher, franzöſiſcher, engliſcher und teutſcher Überſetzung bald über das ganze gebildete Europa verbreitete.

Als redende Perſonen führt Galilei in dieſem Geſpräche ſeine beiden, ſchon genannten Freunde Sagredo und Salviati, welche damals beide ſchon geſtorben waren, und einen Peripatetiker, den er Simplicio nennt, ein. Alle Gründe für die Bewegung der Erde werden von den beiden erſtgenannten vorgetragen und von Simplicio bekämpft. Offenbar ſind Erſtere immer im Vortheile über ihren Gegner, dennoch geben ſie am Ende nach. In der Vorrede al discreto lettore nennt er das im J. 1616 erfolgte Verbot, die Bewegung der Erde zu lehren, un salutifero editto. Im Auslande, fährt er fort, habe man die Meinung verbreitet, jenes Verbot ſei nicht die Frucht reiflicher Überlegung, ſondern leidenſchaftlicher Aufregung, und ſei von Perſonen ausgegangen, denen die für das Copernicaniſche Syſtem ſprechenden Gründe nicht bekannt, oder die zum Urtheil darüber nicht befähigt wären. Um dieſe ungegründete Meinung zu widerlegen, um zu zeigen, daß in Rom, wo er ſelbſt ſich damals aufgehalten und mit den vornehmſten Prälaten des päpſtlichen Hofes über dieſen Gegenſtand conferirt habe, alles auf dieſe Materie Bezügliche ſo gut bekannt geweſen ſei als irgendwo, habe er ſein Werk geſchrieben, in welchem er eben darum Alles zuſammenfaſſe, was ſich gegen die gewöhnlichen Gründe der Peripatetiker für die Unbeweglichkeit der Erde, und was ſich für das Copernicaniſche Syſtem ſagen laſſe. Nur überwiegende religiöſe Gründe, nicht Unkenntniß und Leidenſchaftlichkeit ſeien in Rom die Veranlaſſung geweſen, die Unbeweglichkeit der Erde zum Dogma zu erheben und die entgegengeſetzte Meinung für ein bloßes capriccio matematico zu erklären. — Dadurch, daß Galilei der Sache dieſe Wendung gab, hatte er nun zwar von der Cenſur die Erlaubniß zum Drucke ſeines Werkes erlangt; wenn er aber gehofft hatte, dadurch ſeine Feinde zu beſchwichtigen, oder wenigſtens es ſeinen hohen Gönnern möglich zu machen, ihn gegen eine Anklage bei dem Inquiſitionsgericht zu ſchützen, ſo hatte er ſich bitter getäuſcht. Sein Werk, nicht blos eine Kritik des Ptolemäiſchen und des Copernicaniſchen Weltſyſtems, ſondern der ganzen älteren Naturphiloſophie enthaltend [31]), machte zu großes Aufſehen, ſowol durch den Beifall, welchen es bei den aufgeklärten Zeitgenoſſen fand, als durch die Menge von Gegenſchriften, welche es hervorrief, die eigentliche Abſicht Galilei's, dem Copernicaniſchen Syſteme, ungeachtet des dagegen ausgeſprochenen Verdammungsurtheils, den Sieg zu verſchaffen, wurde ſelbſt den beſchränkteſten Mönchen bald zu ſehr klar, als daß ſich hätte erwarten laſſen, Fanatismus und Verketzerungsſucht würden dieſe Gelegenheit, ihm zu ſchaden, nicht benutzen. Hätte Urban VIII. ihn auch ſchützen wollen, ſo durfte er doch, als Haupt der katholiſchen Chriſtenheit, ſo vielen öffentlichen und geheimen Anklagen ſein Ohr nicht verſchließen. Übrigens zeigte ſich der Papſt bei dieſer Sache auch keineswegs dem Galilei günſtig, und brach ſogar in Zorn gegen ihn aus [32]). Schon im Auguſt 1632 ging man in Rom damit um, eine Commiſſion von Theologen und Mathematikern zur Unterſuchung zuſammen zu berufen, zu welcher lauter anerkannte Widerſacher Galilei's beſtimmt waren, deren einer, Chiaramonti, ſchon gegen Galilei geſchrieben hatte, und jetzt ausdrücklich aus Piſa nach Rom berufen werden ſollte. Ferdinand II. von Toscana, der ſeinem Vater Coſimo II. im J. 1621 in der Regierung gefolgt und jetzt erſt 22 Jahre alt war, gab ſich nun zwar viele Mühe, die drohende Gefahr abzuwenden. Er ließ ſich durch ſeinen Geſandten in Rom, Niccalini, fortlaufende Berichte einſenden über das, was in dieſer Angelegenheit geſchah; er ſuchte durch denſelben thätigen und geſchickten Vermittler den Papſt und die vornehmſten Prälaten für Galilei zu gewinnen; er machte mit Recht geltend, daß Galilei's Werk ja einer mehrmaligen, ſtrengen Cenſur unterworfen und nach Vorſchrift derſelben abgeändert worden ſei. Vergebens! Der Papſt nannte die von den Cenſoren erlangte Erlaubniß zum Drucke des Werkes eine erſchlichene, und wurde ſo heftig darüber, daß man ihn und die Cenſoren getäuſcht habe, daß Niccalini es gerathen fand, nicht mehr

31) Was die darin enthaltene ſinnreiche, aber irrige, Erklärung der Ebbe und Fluth betrifft, welche Galilei ſchon früher vorgetragen hatte, hier aber ausführlicher wiederholt, ſo vergeſſe man nicht, daß erſt Newton's Gravitationslehre in dieſe Sache Licht gebracht hat. 32) Der Papſt glaubte, er ſelbſt ſei in der Perſon des Simplicio lächerlich gemacht, weil er unter den Gründen, die Simplicio gegen die Bewegung der Erde vorbringt, auch ſolche fand, welche er ſelbſt im Geſpräche mit Galilei aufgeſtellt hatte (*Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 146. 147). Erſt im J. 1636 ſcheint er durch Zureden des Cardinals Antonio Barberini und des franzöſiſchen Geſandten von dieſer ihm durch Galilei's Feinde beigebrachten Meinung zurückgekommen zu ſein (*Venturi* P. II. p. 191).

Digitized by Google

mit dem Papſte ſelbſt, ſondern nur mit deſſen Miniſtern über dieſen Gegenſtand zu unterhandeln. Niccolini rieth ferner, wol nach genauer Kenntniß und Erwägung aller Umſtände, hierbei ſtets ſanft und bittend zu verſahren; Trotz oder gar Drohungen könnten die ſchlimmſten Folgen haben. Es iſt alſo ein ungerechter Vorwurf, welchen Libri dem jungen Großherzoge macht, wenn er deſſen Mangel an Energie als Urſache des demüthigen Verfahrens Niccolini's anſieht. Wie hätte auch in jenem Jahrhunderte ſchon irgend eine italieniſche Regierung, außer der venetianiſchen, es wagen dürfen, dem Willen des Papſtes zu trotzen? Mehr begründet iſt vielleicht der Verdacht gegen den toscaniſchen Staatsſecretair Cioli, den wohlwollenden Abſichten des Großheezogs heimlich entgegen gehandelt zu haben. — Die Unterſuchung gegen Galilei wurde unterdeſſen ganz im Stillen fortgeführt. Nicht einmal die Namen der ernannten Commiſſarien wueden bekannt. Über das Wenige, was man dem Niccolini und durch ihn dem Großherzoge mittheilte, wurde beiden das Verſprechen der Verſchwiegenheit abgenommen und mit den, nach den Statuten des Inquiſitionsgerichts, auf jeden Bruch eines ſolchen Verſpeechens ſtehenden Straſen gedroht. Ende Octobers oder Anfang Novembers deſſelben Jahres erhielt Galilei die Vorladung, ſich zum Verhör in Rom zu ſtellen. Ee ſuchte nun zwar wenigſtens Aufſchub zu gewinnen, indem er ſein hohes Alter, ſeine Kränklichkeit und die Beſchwerlichkeit der an der Grenze des Kirchenſtaates abzuhaltenden Quarantaine geltend machte. Allein ſeine und Niccolini's Bitten blieben fruchtlos; er mußte ſich zur Reiſe entſchließen und langte am 13. Febr. 1633 in Rom an. Er trat in der Villa Medici, dem toscaniſchen Geſandtſchaftshotel, ab und ſtellte ſich in den nächſtfolgenden Tagen einigen Cardinälen und Aſſeſſoren des Inquiſitionsgerichtes voe, welche er ziemlich wohl geſinnt ſand, von denen er jedoch den Rath erhielt, ſich ganz eingezogen zu halten und auch nur die nöthigſten Beſuche anzunehmen. Auf dringendes Bitten Niccolini's wurde erlaubt, daß Galilei fürs Erſte in der Villa Medici bleiben durfte. Dort beſuchte ihn ein paar Mal der Monſignore Serriſtori, einer der Beiſitzer des Gerichts, vorgeblich nur aus Höflichkeit, doch aller Wahrſcheinlichkeit nach im Auſtrage der Inquiſition, um ſeine Geſinnung zu erforſchen und ſeine Vertheidigungsgründe kennen zu lernen. Niccolini erfuhr unter der Hand, der Hauptvorwurf, welchen man Galilei mache, ſei die Übertretung eines ihm ſchon im J. 1616 gegebenen Befehls, gar nicht mehr über das Copernicaniſche Syſtem zu ſprechen (che non disputasse nè discorresse di questa opinione); Galilei dagegen behauptete, es ſei ihm damals blos verboten worden, jene Meinung zu unterſtützen und ſie zu vertheidigen (che non la tenga o difenda), und ſein Werk ſei keine Vertheidigung, ſondern nur eine Zuſammenſtellung der Gründe für und wider die Sache. Endlich am 12. April 1633 wuede Galilei voe das Gericht geführt. Er mußte nun in dem Inquiſitionsgebäude bleiben, wurde jedoch in kein Gefängniß geſperrt, ſondern es wuiden ihm die Zimmer des Gerichtsfiscals eingeräumt, er durfte ſeinen eigenen Diener dort behalten, durfte bis in den Hof des Hauſes gehen, und durfte ſich ſeine Speiſen von den Dienern des Niccolini auf ſein Zimmer bringen laſſen; lauter Vergünſtigungen, die bei dem Inquiſitionsgerichte ganz unerhört waren. Es ſcheint ihm jedoch ſogleich bei dem erſten Verhör unter Straſe der Excommunication das Verſpeechen abgenommen worden zu ſein, über das, was mit ihm vorginge, zu ſchweigen; denn Niccolini klagt darüber, daß Galilei, ſo traurig er ſcheine, ſich übee Nichts, nicht einmal über jenes Verſprechen ſelbſt, auslaſſen wolle. Doch blieben Galilei und Niccolini in täglicher Correſpondenz. Aus den Acten des Proceſſes, die im J. 1809 von den Franzoſen aus Rom nach Paris gebracht worden waren, dort aber zum Theil, wenigſtens die nach dem 30. April 1633 vorgenommenen Verhandlungen, verloren gegangen zu ſein ſcheinen[33]), hat Delambre einige Auszüge gemacht, welche er im Discours préliminaire zu ſeiner Histoire de l'astronomie moderne (Paris 1821.) mittheilt. Daraus ſchöpfen wir das Nächſtfolgende. Am 30. April 1633, alſo nachdem er 18 Tage im Inquiſitionsgebäude zugebracht hatte, erbat ſich Galilei ein neues Verhör und gab darin zu Protokoll: Seit drei Jahren habe er ſein Werk über die beiden wichtigſten Weltſyſteme nicht wieder geleſen; jetzt ſei er durch die an ihn gerichteten Fragen über den ihm früher gegebenen Befehl, das Copernicaniſche Syſtem nicht zu unterſtützen, zu vertheidigen odee zu lehren, veranlaßt worden, daſſelbe nochmals genau durchzuſehen, um zu prüfen, ob nicht gegen ſeinen Willen Etwas aus ſeiner Feder gefloſſen ſei, was man ihm als Ungehorſam gegen die Kirche auslegen könne. Er habe, nach ſo langem Nichtgebrauche des Buches, daſſelbe gleichſam wie das Werk eines Andeeen durchſtudirt, und nun allerdings gefunden, daß es Stellen enthalte, welche einen Leſee, der ihn nicht genau kenne, dazu verleiten könnten, zu glauben, der Verfaſſer habe die Gründe für diejenige Meinung, welche er widerlegen wollte, darum ſo ſtark vorgetragen, damit man dieſe Meinung vielmehr als die richtige annehme u. ſ. w. Geſtatte man es, ſo wolle er eine Fortſetzung des Dialogs ſchreiben, worin er die falſche und von dee Kirche verdammte Meinung mit den kräftigſten Gründen, die ihm Gott eingeben werde, widerlegen wolle. — In dem ihm vom Cardinal Bellarmin [im J. 1616] ausgeſeetigten Zeugniſſe[34]) [das Galilei vorlegte] komme das Verbot quovis modo docere gar nicht vor, und es ſei ihm in dem Lauſe von 14 oder 16 Jahren das Andenken daran gänzlich entfallen. In Bezug auf die Erlaubniß zum Drucke ſeines Werkes habe er Alles gethan, wozu ihn das frühere Decret verpflichte. Doch wolle er ſich nicht von Irrthum freiſpeechen, wol aber von Liſt und Bosheit, und klage ſich ſelbſt des Ehrgeizes an [ſeine dialektiſche Kunſt in Darlegung der Gründe für das Copernicaniſche Syſtem beweiſen zu wollen]. Man möge ſein hohes Alter, ſeine Kränklichkeit, ſeinen ſeit zehn Monaten erlittenen Kummer, die Beſchwerden der Reiſe, die Verleumdungen, denen er ausgeſetzt ſei, mit in Er-

33) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 197. 34) Es iſt abgedruckt in *Venturi*, Memorie etc. P. I. p. 273.

Digitized by Google

wägung ziehen. — Wir kehren nun zu den zuerſt von Fabroni [35]), dann von Venturi herausgegebenen ſorgfältigen Berichten Niccolini's zurück. Galilei wurde an demſelben Tage, wo das ebenerwähnte Verhör ſtattgefunden hatte, auf ſpeciellen Befehl des Cardinals Barberino, zu ſeinem Freunde Niccolini in die Villa Medici zurückgeſendet, um ſeine Geſundheit wieder zu ſtärken. Auch wurde ihm im Laufe des Monats Mai erlaubt, in den Gärten der Villa Medici in einem halbverſchloſſenen Wagen herumzufahren. Am 22. Juni mußte Galilei wieder vor dem Inquiſitionsgerichte erſcheinen. Dort behielt man ihn dieſen Tag und die folgende Nacht und führte ihn dann in das Dominikanerkloſter alla Minerva, wo ihm ſein Urtheil eröffnet wurde. Es erklärt ihn für ſchuldig, ketzeriſchen Meinungen [in Betreff der Bewegung der Erde] angehangen und ſie unterſtützt zu haben, ſpricht ihn aber von den auf ein ſolches Verbrechen geſetzten kanoniſchen Strafen unter der Bedingung frei, daß er jene Irrthümer abſchwöre und verfluche. Ferner ſolle das „Geſpräch über die beiden wichtigſten Weltſyſteme" durch eine öffentliche Bekanntmachung verboten und Galilei ſelbſt auf eine von dem Gerichte nach Willkür zu beſtimmende Zeit gefangen gehalten werden. Die nächſten drei Jahre hindurch ſolle Galilei wöchentlich ein Mal die ſieben Bußpſalmen recitiren. Schließlich behält ſich das Gericht vor, dieſe Strafen und Bußen nach ſeinem Belieben zu mildern, zu verändern oder ganz aufzuheben. — Dieſes Urtheil und die Abſchwörung, welche Galilei knieend leiſten [36]) und nachher unterſchreiben mußte, findet ſich zuerſt in lateiniſcher Sprache abgedruckt in *Riccioli* Almagestum novum und daraus in den zu Padua und zu Mailand erſchienenen Ausgaben der Werke Galilei's. Venturi hat nachher in den Memorie e lettere etc. P. II. p. 170 seq. das Urtheil und die Abſchwörungsformel aus *Polacci* Anti-Copernicus catholicus (Venet. 1644. 4.) in italieniſcher Sprache abdrucken laſſen, und hält dies für das Original. Aus dem Eingange des Urtheils ſieht man, daß die Denunciation gegen Galilei ſchon im J. 1615 gemacht worden ſei, und zwar hat Delambre in den Proceßacten gefunden, daß dies von dem Dominikaner Lorini zuerſt geſchehen ſei, ſowie kurz darauf von deſſen ſchon erwähntem Ordensbruder Caccini. Lorini denuncirt einen von Galilei an Caſtelli gerichteten Brief, worin die gegen das Copernicaniſche Syſtem ſprechende Stelle im Buche Joſua (Cap. 10. V. 12—14) anders gedeutet wird. Das Original dieſes Briefes konnten ſich aber die Inquiſitoren nicht verſchaffen, ſondern nur eine Abſchrift. Der Brief iſt abgedruckt in *Venturi* Memorie etc. P. I. p. 203—208. Aus den in dem Urtheile der Inquiſition vorkommenden Worten rigorosum examen (welchrm Galilei unterworfen worden ſei) hat man ſchließen wollen, Galilei ſei auch gefoltert worden, und allerdings hat dieſer Ausdruck in der Sprache damaliger Juriſten eine ſolche Bedeutung. Es iſt indeſſen bei dem verhältnißmäßig ſehr milden Verfahren, das die Inquiſition gegen Galilei anwandte, nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſoweit gegangen ſei; auch führt Delambre aus den Proceßacten Nichts der Art an. Der angeführte Ausdruck mag wol nur bei Inquiſitionsurtheilen, ebenſo wie das catholice respondere bei, wenn auch nur theilweiſen, Losſprechungen durch die Inquiſition unvermeidlich geweſen ſein [37]). — Der Papſt verwandelte die in dem Urtheile ausgeſprochene Gefängnißſtrafe ſofort in eine milde Haft, wozu er die zur Villa Medici gehörige Gartenwohnung des palazzo della Trinità de' Monti anwies. Schon Anfangs Juli wurde Galilei's Haft noch mehr erleichtert dadurch, daß ihm verſtattet wurde, dieſelbe bei ſeinem Freunde, dem Erzbiſchofe Piccolomini, zu Siena zuzubringen, und endlich im Anfange des Decembers erhielt er die Erlaubniß, ſich in die Nähe von Florenz auf ſein Landgut zu Belloſguardo, ſpäter auf ein anderes zu Arcetri zu begeben, wo er auch die Beſuche ſeiner Freunde annehmen durfte; nur große Geſellſchaften dort zu empfangen war ihm unterſagt. In einem am Ende des Jahres 1633 zu Arcetri geſchriebenen Briefe [38]) erzählt Galilei ſeine zu Rom erlebten Schickſale, vielleicht nur, um ſich kurz zu faſſen, etwas anders, als wir ſie, meiſtens nach Niccolini's Berichten, erzählt haben. Man ſieht aber aus dem faſt ſcherzhaften Style dieſes Briefes, daß Galilei's gute Laune damals ſchon wiedergekehrt war; auch ſagt Galilei in demſelben Schreiben, daß er ſchon in Siena ſeine Studien über Mechanik, namentlich über den Widerſtand feſter Körper, wieder angefangen habe. Arcetri, ungefähr eine italieniſche Meile ſüdöſtlich von Florenz, ſcheint Galilei vorzüglich darum zu ſeinem Aufenthalte gewählt zu haben, weil es ganz nahe bei dem Kloſter lag, in welchem ſeine beiden Töchter Nonnen waren. Zu ſeinem tiefſten Schmerze ſtarb die älteſte dieſer Töchter ſchon im April 1634. Gleichzeitig mit dieſem Familienunglück traf ihn eine harte abſchlägige Antwort aus Rom auf ſeine Bitte um die Erlaubniß, von ſeiner Villa aus zuweilen Florenz beſuchen zu dürfen; es wurde ihm ſogar mit Strafen gedrohet, wenn er wieder ſolche Bitten wage [39]). Krank an Leib und Seele erwartete Galilei ſchon damals ſeinen Tod. Dennoch erholte er ſich wieder etwas; aber die Verwendungen ſeiner Freunde beim Papſte, namentlich des franzöſiſchen Geſandten, des Grafen von Noailles, verhalfen ihm nicht zur Freiheit. Soviel es ſeine körperlichen und geiſtigen Leiden nur irgend erlaubten, ſetzte Galilei ſeine Studien, vorzüglich über Mechanik, eifrig fort. Dies

35) In den Lettere d'uomini illustri. (Firenze 1775.) 36) Es wird erzählt, daß Galilei, als er ſich aus der knieenden Stellung erhob, halb laut geſagt habe: E pur si muove [„und doch bewegt ſie ſich," nämlich die Erde]. Libri findet mit Recht eine ſo gefährliche Äußerung, und ich füge hinzu in dem Munde eines damals ſo tief gebeugten Greiſes, ſehr unwahrſcheinlich.

37) Libri hält es indeſſen doch für ausgemacht, daß Galilei gefoltert worden ſei; ſ. Hist. des sciences mathématiques en Italie. T. IV. p. 264—266. 38) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 179 seq. Antinori, Director des naturhiſtoriſchen Muſeums zu Florenz, hält dieſen Brief für untergeſchoben (*Libri*, Hist. etc. T. IV. p. 264). Manches in dem Briefe, beſonders die letzten Stellen, findet ſich wörtlich ebenſo in Viviani's Vita del Galileo. 39) Erſt im J. 1638 wurde ihm erlaubt, ſich einige Monate in Florenz aufzuhalten, um ſich dort heilen zu laſſen, dabei aber verordnet, daß er auch dort Hausarreſt halten müſſe. *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 228.

Digitized by Google

geht hervor aus ſeinem Briefwechſel mit Fulgenzio Micanzio, dem vertrauten Freunde und Ordensbruder Paolo Sarpi's, und aus ſeinen in dieſer Zeit ausgearbeiteten Werken, wozu er die Materialien freilich längſt geſammelt hatte. Micanzio, der Graf von Noailles, Carcaville, Elias Diodati, Merſenne und andere Freunde Galilei's ſorgten jetzt für Verbreitung und Druck ſeiner gelehrten Arbeiten im Auslande, während die römiſche Inquiſition überall, wo ſie hinreichenden Einfluß beſaß, den Druck neuer Werke Galilei's ſowol, als den Wiederabdruck älterer verbot [40]). Grade durch die Verfolgung Galilei's wurde ſein Name erſt recht berühmt; nur Descartes ließ ihm aus Neid nie die gebührende Gerechtigkeit widerfahren. — Im J. 1636 war es, wo Galilei die ſchon von uns erwähnten Unterhandlungen mit den Generalſtaaten von Holland über die Beſtimmung der geographiſchen Längen durch die Verfinſterungen der Jupiterstrabanten anknüpfte, nachdem ſich ähnliche Unterhandlungen mit dem ſpaniſchen Hofe zerſchlagen hatten. Als Vermittler diente dies Mal Hugo Grotius. Die Unterhandlung war abgeſchloſſen, oder ihrem Abſchluſſe nahe, als Galilei im J. 1637 erblindete, und dadurch an der Berechnung der Tafeln und Ephemeriden gehindert wurde, welche zu liefern er ſich verpflichtet hatte. Er übertrug die angefangene Arbeit nun zwar ſeinem geſchickten und fleißigen Schüler Vincenzio Renieri; als aber dieſer im J. 1648 plötzlich ſtarb, ſo wurden, man weiß nicht durch wen [41]), aus deſſen Studirzimmer alle hierauf bezüglichen Papiere Galilei's und Renieri's entwendet. Schon ſeit 1632 hatte Galilei zuweilen an den Augen gelitten, war aber immer wieder hergeſtellt worden; allein im J. 1637 erblindete zuerſt ſein rechtes Auge und bald auch das linke gänzlich [42]). Einigen Troſt gewährten ihm in dieſen ſchweren Leiden der unausgeſetzte Briefwechſel mit ſeinen nahen und fernen Freunden und die häufigen Beſuche, ſowol aus Florenz, darunter die des Großherzogs und ſeiner Familie, als von durchreiſenden Fremden, ganz vorzüglich aber vom Jahre 1638 an der tägliche Umgang mit Viviani, einem talentvollen jungen Manne, der bis an Galilei's Tod bei ihm blieb, von ihm lernte und ihn bei ſeinen Studien unterſtützte. — Im J. 1636 hatte er dem von ſeiner Geſandtſchaft in Rom zurückkehrenden Grafen von Noailles die Handſchrift eines neuen größeren Werkes über Mechanik überreicht, welches dieſer den Elzevirs zum Druck übergab. Es erſchien unter dem Titel: Discorsi e dimostrazioni matematiche intorno a due nuove scienze [43]) attenenti alla Meccanica ed ai movimenti locali di Galileo Galilei, Linceo etc. Con un' appendice del centro di gravità d'alcuni solidi. (Leyden 1638.) Erſt als das Werk ſchon unter der Preſſe war, wurde Galilei von den Elzevirs benachrichtigt, daß daſſelbe gedruckt werde, und wurde zugleich erſucht, eine Dedication zu demſelben zu ſchreiben. Dies erzählt Galilei ſelbſt in der Zueignung an den Grafen von Noailles, die er nun nach Leyden ſandte. Es erhellet aber aus den Briefen Galilei's, daß er faſt ein halbes Jahr vorher, ehe er dem Grafen von Noailles eine Abſchrift ſeines Werkes überreicht haben will, dem Ludwig Elzevir ſelbſt, der damals in Italien reiſte, die Handſchrift zum Drucke einhändigte, und auch bereits um die Mitte des Jahres 1636 Abdrücke davon erhielt, an denen blos noch der Titel und die Zueignung fehlte [44]). Der Graf von Noailles ließ es ſich aber gern gefallen, daß ſein Name bei dieſer Gelegenheit vorgeſchoben wurde, um die Wachſamkeit der Inquiſitoren zu täuſchen, und dankte dem Galilei verbindlichſt für das Werk [45]). Mit Recht ſchätzte Galilei ſelbſt [46]) dieſe Discorsi etc. höher als alle ſeine übrigen Werke, denn hier offenbart ſich am meiſten ſein Talent zur Erforſchung der Naturgeſetze unter der ſichern Leitung der Mathematik, während ſeine mannichfachen aſtronomiſchen Entdeckungen doch eigentlich nur Früchte aufmerkſamer Beobachtung waren, welche ſogleich nach Erfindung des Fernrohrs demjenigen zufallen mußten, der zuerſt hinreichenden Fleiß darauf verwendete, und welche darum auch, wie wir erwähnt haben, von vielen andern Beobachtern als ihre Entdeckungen in Anſpruch genommen wurden. In den Discorsi etc. hingegen entwickelt Galilei unbeſtreitbar zuerſt genau die Geſetze des Falles, ſowol des freien, als des Falles auf gegebenen Curven und Flächen, die Bahn geworfener Körper, die Schwingungen, nicht blos des Pendels, ſondern auch der tönenden Körper, und die Geſetze der Bewegung überhaupt. Dies Werk iſt daher die Grundlage der Akuſtik, Balliſtik, ja der geſammten Dynamik der neuern Zeit, und Galilei erlebte noch die Freude, daß Torricelli [47]) u. A. darauf fortbauten. Galilei ſelbſt wollte zu den vier von den Elzevirs gedruckten Geſprächen [er nennt ſie giornate] noch zwei andere hinzufügen, und hatte bereits angefangen, mit Torricelli's Hilfe die fünfte giornata [48]) auszuarbeiten, als ein ſchleichendes Fieber am 8. Jan. 1642 ſeinem Leben ein Ende machte [49]). Galilei's Leiche wurde, zu Folge ſeines Teſtaments, in dem Familienbegräbniſſe der Galilei nach Florenz in der Kirche S. Croce beigeſetzt, und ſeine Verehrer gingen damit um, ihm dort ein Denkmal zu ſetzen. Dies verhinderte aber die Inquiſition. Erſt im J. 1674 durfte über Galilei's Grabe eine Tafel mit einer rühmenden Inſchrift angebracht

40) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 257. 41) So ſagt Viviani, welcher ſich immer ſehr vorſichtig ausdrückt, wo er Anſtoß bei der Geiſtlichkeit zu erregen fürchtet. 42) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 229 seq. Kurz vorher hatte er die ſchon von uns erwähnte Entdeckung des Schwankens der Mondkugel gemacht, welches er titubatio lunae nannte, und welches die jetzigen Aſtronomen Libration des Mondes nennen. 43) Die beiden „neuen Wiſſenſchaften" ſind die Lehre vom Widerſtande feſter Körper beim Zerbrechen und Zerreißen, und die Theorie der Bewegung, nicht nur der gleichförmigen, ſondern auch der beſchleunigten.

44) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 244. 261. 45) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 262. 46) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 244. 255, vergl. *Montucla*, Hist. des mathématiques nouv. édit. T. II. p. 181—192. 47) Über den Druck der Luft z. B. hatte Galilei noch keine klare Vorſtellung, ſondern behalf ſich noch, wiewol er die Schwere der Luft kannte, mit dem horror vacui. Erſt Torricelli fand hier das Richtige, dies jedoch erſt nach Galilei's Tode. 48) Dieſer Anfang der giornata quinta und die von Viviani nachher unter Galilei's Papieren aufgefundene giornata sesta (della forza della percossa) ſind in den ſpäteren Ausgaben der ſämmtlichen Werke Galilei's mit abgedruckt. 49) Kein volles Jahr nachher wurde Newton geboren.

Digitized by Google

werden, welche Inſchrift vorher in der 1656 zu Bologna erſchienenen Ausgabe ſeiner Werke angegeben worden war. Endlich im J. 1737 wurde ſein Leichnam an eine paſſendere Stelle der genannten Kirche gebracht und dort ein Ehrendenkmal von Marmor errichtet [50]). Vioiani ließ an der Façade ſeines Hauſes zu Florenz im J. 1693 die bronzene Büſte ſeines Lehrers Galilei nebſt verſchiedenen auf deſſen Leben und Verdienſte bezüglichen Inſchriften und Sculpturen anbringen. Dieſe Inſchriften ſind nachher abgedruckt in der Divinatio secunda de locis solidis Aristnei etc. a *Vinc. Viviano* magni Galilnei novissimo discipulo (Florenz 1701. Fol.) P. II. p. 121 seq., und enthalten einige, beſonders chronologiſche, Berichtigungen oon Angaben, die Vioiani früher über Galilei's Leben gemacht hatte.

Werfen wir einen Rückblick auf die Verdienſte Galilei's, ſo erkennen wir, daß er mit weit größerem Rechte der Vater der neueren Naturforſchung zu nennen iſt, als Francis Bacon, welchen man gewöhnlich ſo nennt. Mit edler Unparteilichkeit ſpricht dies Bacon's Landsmann, David Hume, in vol. 6. p. 215 ſeiner History of Great Britain (London 1770. 8 vol. in 4.) aus, indem er ſagt: Bacon poiuted out at a distance the road to true philosophy: Galileo both pointed it out to others and made, himself, considerable advances in it. The Englishman was ignorant of geometry: the Florentine revived that science, excelled in it, and wns the first who applied it, together with experiment, to natural philosophy. The former rejected with the most positive disdain the system of Copernicus: the latter fortified it with new proofs derived both from reason and the senses etc. — Gemüthsart und Charakter Galilei's ſchildern Gherardini und Viviani als ſehr liebenswürdig. Er war wohlthätig gegen die Armen und ſehr gaſtfrei gegen Fremde. Standhaft in ſeinen Leiden, bei großer Reizbarkeit doch leicht zu begütigen, jovial und mittheilſam (erſt im Greiſenalter zuweilen melancholiſch), mit dem Talente begabt, ohne Anmaßung ebenſo belehrend als angenehm zu unterhalten, war er einer der wünſchenswertheſten Geſellſchaftee. Er war ein Freund und Kenner ſowol der ſchönen Künſte, als der ſchönen Literatur, nicht allein der alten claſſiſchen, ſondern auch der italieniſchen, beſonders des Arioſt, ja er beſchäftigte ſich ſelbſt mit der Dichtkunſt, wovon noch Proben übrig ſind. Er liebte das Landleben und gab ſich gern den Beſchäftigungen deſſelben, namentlich der Cultur des Weinſtocks, hin. Sein Körper war wohlgebildet und urſprünglich von feſter Conſtitution; allein eine in Padua erlittene heftige Erkältung und ſeine vielen Nachtwachen zogen ihm rheumatiſche Schmerzen zu, welche ihn nachher oft bettlägerig machten. Denſelben Urſachen, ſowie den anſtrengenden Beobachtungen der Sonnenflecke und der Mondesoberfläche, wird wol auch die Blindheit zuzuſchreiben ſein, an welcher er in den vier letzten Jahren ſeines Lebens litt. Doch meinen Manche, er habe ſich dieſes Übel erſt durch ſeine Gartenarbeiten bei blendendem Sonnenſchein zugezogen.

Galilei war nie verheirathet, hatte aber aus Padua drei natürliche Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, mit nach Florenz gebracht, welche dort von dem Großherzoge für legitim erklärt wurden. Die beiden Töchter wurden Nonnen, der Sohn aber, Vincenzo Galilei, trat in toscaniſche Staatsdienſte, verheirathete ſich und zeugte drei Söhne, von denen der älteſte, Coſimo, in den geiſtlichen Stand trat, der zweite, Carlo, ſich verheirathete. Ein Enkel dieſes Carlo, ebenfalls Carlo genannt, ſtarb im J. 1780, und mit ihm ſcheint die directe Nachkommenſchaft unſeres Galilei ausgeſtorben zu ſein; Seitenverwandte deſſelben ſollen noch jetzt in Florenz leben [51]).

Die größeren Werke Galilei's haben wir im Laufe dieſes Artikels genannt, die kleineren Schriften aufzuzählen würde hier zu weitläufig ſein; wir gehen daher zur Angabe der Sammlungen ſämmtlicher Werke Galilei's über, von denen freilich keine einzige, im ſtrengſten Sinne des Worts, eine vollſtändige Sammlung genannt werden darf, wie wir ſehen werden, wenn von den Schickſalen des handſchriftlichen Nachlaſſes unſeres Galilei die Rede ſein wird. Die erſte ſolche Ausgabe der opere di Galileo Galilei erſchien zu Bologna 1656, beſorgt von Carlo Manoleſſi, in zwei Quartbänden. Sie enthält die meiſten ſchon vorher einzeln herausgegebenen Werke Galilei's, mit Ausnahme des dialogo intorno ai due massimi sistemi, der nicht aufgenommen werben durfte, ſtatt welcher Schrift aber die Schriften mehrer Gegner Galilei's, die ihn zu Repliken veranlaßt hatten, mit abgedruckt wurden, ſowie auch einige vorher noch nicht gedruckte Aufſätze und Briefe Galilei's, welche Vioiani dem Herausgeber hatte zukommen laſſen. Den beiweitem größeren Theil des handſchriftlichen Nachlaſſes Galilei's behielt aber Vioiani zurück und verbarg ihn ſogar in eine unterirdiſche Korngrube, weil er noch immer befürchten mußte, daß die Inquiſition die Beſchlagnahme dieſer Papiere veranlaſſen werde. Nur einige Bruchſtücke der Correſpondenz Galilei's ließ er noch in ſeinem quinto libro degli Elementi d'Euclide (Florenz 1674. 4.) abdrucken. — Die bologneſer Ausgabe der Werke Galilei's wird, nach Venturi's Ausſage, ihrer Unvollſtändigkeit ungeachtet, ſehr geſchätzt. Reichhaltiger iſt ſchon die zweite Ausgabe, welche im J. 1718 zu Florenz in drei Quartbänden erſchien und von Monſignor Bottari mit Hilfe des Tommaſo Bonaventuri beſorgt ſein ſoll. Der dialogo sopra i due massimi sistemi iſt zwar auch hier noch nicht aufgenommen, aber die beiden erſten Bände, welche im Ganzen ein Abdruck der erſten Ausgabe ſind, enthalten Vioiani's racconto istorico della vita del Galileo Galilei, welchen das Jahr vorher Saloini in ſeinen Fasti consolari dell' accademia fiorentina zuerſt hatte drucken laſſen; ferner die ſchon erwähnten Bruchſtücke der fünften und

50) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 324. 325.

51) *Venturi*, Memorie P. II. p. 323. 324. Der von Venturi mitgetheilte Stammbaum der Familie Galilei, welche früher Benaſuti hieß, und welche zur Zeit der Republik Florenz dort eine bedeutende Rolle ſpielte, geht bis zum J. 1400 zurück.

ſechsten giornata von den Discorsi intorno a due nuove scienze, und einige hierauf und auf die Abhandlung von den ſchwimmenden Körpern bezügliche Briefe; der dritte Band endlich enthält lauter vorher noch nicht gedruckte Schriften, welche Viviani's Neffe und Erbe, Panzanini, beſaß. — Die dritte Ausgabe, welche im J. 1744 in vier Quartbänden zu Padua, beſorgt vom Abbate Toaldo, erſchien, unterſcheidet ſich von der vorhergehenden durch beſſere Anordnung, durch Hinzufügung einiger Briefe und Abhandlungen (z. B. über das Augenmaß), vorzüglich aber durch Aufnahme des dialogo sopra i due massimi sistemi, der ſich zwar, um die Cenſur zu paſſiren, einige kleine Abänderungen gefallen laſſen mußte, dafür aber den Abdruck verſchiedener, von Galilei mit eigener Hand an den Rand eines Exemplars der Ausgabe von 1632 geſchriebenen, Zuſätze enthält[52]). — Die vierte Ausgabe erſchien zu Mailand in den Jahren 1808—1811 in 13 Octavbänden, beſorgt von der Società tipografica de' Classici italiani. Die zwölf erſten Bände ſind ein bloßer Abdruck von den vier Bänden der paduaner Ausgabe. Der 13. Band enthält den von uns erwähnten Brief an die Großherzogin Mutter über das Verhältniß der Naturwiſſenſchaften zur Bibel, welcher noch in keine der drei vorhergehenden Ausgaben aufgenommen war, dann eine zu Rom aufgefundene und 1793 herausgegebene Beurtheilung des Taſſo und einige andere kleine Aufſätze Galilei's.

Nach und nach waren in Briefſammlungen, gelehrten Zeitſchriften, literar-hiſtoriſchen Werken u. ſ. w. manche in Abſchriften verbreitete Briefe und Aufſätze Galilei's erſchienen, z. B. in *Bulifon* lettere memorabili (Neapel 1696.), in *Kepleri* epistolae (Leipzig 1718.), in den Lettere de' Lincei (im giornale di Roma 1749), in *Fabroni* lettere inedite d'uomini illustri (Florenz 1775.), in *Targioni Tozzetti* notizie degli aggrandimenti delle scienze fisiche in Toscana (Florenz 1780.), in *Tondini* lettere d'uomini illustri (Macerata 1782.), in *Morelli* codici manoscritti della biblioteca Naniana (Venedig 1776.), in Monumenti Veneziani di varia letteratura (Venedig 1796.), in *Odescalchi* memorie de' Lincei (Rom 1806.) u. ſ. w. Andere Schriften Galilei's lagen aber noch in den Bibliotheken zu Mailand, Modena, Parma und Florenz, und die, wie oben erzählt wurde, von Viviani in einer Korngrube verſteckten Papiere ſchienen gänzlich verloren gegangen. Das Haus, worin ſich dieſe Korngrube befand, war nach dem Tode des Schweſterſohnes und Erben Viviani's im J. 1737 in fremde Hände übergegangen, von denen die Korngrube eröffnet und mehre Faſcikel der darin liegenden Schriften als Maculatur verkauft wurden. Zwei dieſer Faſcikel geriethen in die Hände des gelehrten Arztes Giov. Battiſta Felici, und aus dieſen, ihm von Felici's Sohn geſchenkten, Papieren hat Targioni in dem kurz vorher genannten Werke einen großen Theil deſſen geſchöpft, was er über Galilei beibringt. Ein anderes Papier der Art kam dem florentiniſchen Senator Nelli zu Geſicht, der ſich nun beeilte, Alles, was von den Schriften noch übrig war, durch Käufe an ſich zu bringen. Nelli benutzte dies Material dazu, eine Lebensbeſchreibung Galilei's zu verfaſſen, auf welche wir nachher noch einmal zurückkommen werden. Späterhin kam dieſe Sammlung von Manuſcripten an die großherzogliche Bibliothek in Florenz. Wie Vieles mag aber ſchon vor Nelli's Ankauf zerriſſen und unwiederbringlich verloren gegangen ſein! Dazu kommt, daß der in den geiſtlichen Stand getretene Enkel Galilei's, Coſimo, aus Fanatismus viele von ſeinem Großvater hinterlaſſene Papiere verbrannt hatte. Eine im eigentlichen Sinne vollſtändige Sammlung der Schriften Galilei's möchte daher wol für immer unmöglich ſein. Einen ſoviel als möglich annähernden Verſuch dazu hat man indeſſen noch in dem fünften Decennium des jetzt laufenden Jahrhunderts gemacht, oder zu machen angefangen. Ehe wir aber von dieſer fünften Ausgabe ſämmtlicher Werke Galilei's reden, müſſen wir noch eine ſehr werthvolle Sammlung namhaft machen, welche bei Abfaſſung dieſes Artikels am meiſten benutzt worden iſt. Dies ſind die Memorie e lettere inedite finora o disperse di Galileo Galilei ordinate ed illustrate con annotazioni dal cav. *Giambatista Venturi*, professore emerito dell' università di Pavia etc. Opera destinata per servire di supplemento alle principali collezione sinqui stampate degli scritti di quell' insigne filosofo (Modena 1818 und 1821 in zwei Quartbänden). Venturi hat dazu nicht allein alle die genannten gedruckten Briefſammlungen, Zeitſchriften und literarhiſtoriſchen Werke, ſondern auch die in der Nelli'ſchen Sammlung und in anderen Bibliotheken zu Florenz, Modena u. ſ. w. befindlichen Handſchriften[53]) benutzt, und hat durch Hinzufügung einiger Anmerkungen ſeine Zuſammenſtellung zu einer faſt ununterbrochenen treuen Schilderung der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit und der Schickſale Galilei's gemacht. Ob der Vorwurf gegründet ſei, welchen Libri dem Venturi wegen häufiger Unvollſtändigkeit der von Letzterem gelieferten Documente macht, wage ich nicht zu beurtheilen.

Alle die ſeit Erſcheinen der vierten Auflage neu eröffneten Quellen verſpricht nun die neueſte fünfte Ausgabe der ſämmtlichen Werke Galilei's zu benutzen. Sie iſt begonnen worden im J. 1842 unter dem Titel: Le opere di Galileo Galilei. Prima edizione completa condotta sugli autentici manoscritti palatini. Firenze, Società editrice fiorentina. Als Redacteur wird Eugenio Alberi und als deſſen Mitarbeiter werden Vinc. Antinori, Celeſtino Bianchi und Pietro Bigazzi genannt. Die Schriften Galilei's ſollen hier in ſechs Claſſen nach den Materien geordnet erſcheinen, und zwar 1) delle materie astronomiche; 2) delle m. meccaniche; 3) delle m. varie scientifiche; 4) delle m. letterarie; 5) della corrispondenza varia scientifica in quanto non sian lettere che debbono considerarsi piuttosto come trattati o parte di trattati, le quali avranno luogo nelle tre, e specialmente nelle due

52) *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 117. 118.

53) Eine längere Abhandlung Galilei's über die Kriegsbaukunſt erſcheint hier zum erſten Male gedruckt.

Digitized by Google

prime classe; 6) della vita e delle opere più propriamente relativi alla vita dell' autore. Die ganze Ausgabe iſt auf 12 Bände, jeder von etwa 40 Bogen, berechnet. Erſchienen ſind bis jetzt in den Jahren 1842—1844 die vier erſten Tomi, und im Jahre 1846 die Parte I des Tomo quinto. Alle dieſe Bände gehören zu der erſten [aſtronomiſchen] Claſſe; die vier erſten Bände enthalten 1) den Dialogo intorno ai due massimi sistemi del mondo, ſo wiederhergeſtellt, wie er in der erſten Ausgabe von 1632 war, doch mit Beifügung der in der paduaniſchen Ausgabe erſchienenen Zuſätze. 2) Lettere intorno al sistema copernicano [an Jac. Mazzone 1579, Bened. Caſtelli 1613, Pet. Dini 1614 den 16. und 23. Febr., Maria Criſtina di Loreno [34]) 1615, Franc. Jagoli 1624]. 3) Esercitazioni filosofiche di Ant. Rocco contro il dialogo dei mass. sistemi (zuerſt 1633 in Venedig erſchienen). 4) Postille di Galilei alle esercitazioni del Rocco [35]). 5) Discorso di Lodov. delle Colombe contro il moto della terra. 6) Postille di Gal. al disc. di Lodov. delle Colombe. 7) Discorso a mons. Gino intorno al flusso e reflusso. 8) Trattato della sfera, o cosmografia. 9) Sydereus nuncius (nach zwei florentiniſchen Handſchriften mit Zuſätzen Galilei's). 10) Della sinuosità e apparenze della luna [Briefwechſel Galilei's mit Belſeri, Gallanzoni, Lodov. delle Colombe aus d. J. 1611 ꝛc.]. 11) De lunarium montium altitudine (1611). 12) De lunae subobscura luce prope conjunctiones et in deliquiis observata. 13) De phaenomenis in orbe lunae novi telescopii usu a Galileo Galilei nunc iterum suscitatis physica disputatio a Julio Caesare La Galla. 14) Postille di Galileo al disc. di Giul. Caes. La Galla. 15) Delle macchie solari e loro accidenti lettere. 16) De tribus cometis a. 1618 disp. in coll. rom. societatis Jesu ab uno ex patribus ejusd. soc. habita. 17) Maria Guiducci discorsi delle comete. 18) Loth. Sarsio Sisengano [angenommener Name des Jeſuiten Orazio Graſſi] libra astronomica et philosophica, qua Galilaei G. opiniones de cometis a Guiduccio expositae examinantur. 19) Postille di Galileo alla „libra astronomica.“ 20) Galileo Galilei Il Saggiatore, nel quale con bilancia esquisita e giusta si ponderano le cose contenute nella „libra astronomica etc.“ 21) Loth. Sars. Sisengano ratio ponderum librae ac simbellae. 22) Postille di Galileo Galilei all' opera „Ratio ponderum etc.“ — Auch die unter 10) bis 22) genannten Schriften haben in dieſer Ausgabe nach den Manuſcripten Galilei's manche Zuſätze und Änderungen erhalten. Das wichtigſte Neue bringt aber die Parte I des Tomo V, nämlich die vorher noch nie gedruckten und lange für verloren gehaltenen Beobachtungen und Berechnungen der Jupiterstrabanten von Galilei, von welchen ſich eine Handſchrift in der palatiniſchen Bibliothek de' Pitti wieder gefunden hat. Dieſe Beobachtungen und Berechnungen ſind auch in lateiniſcher Überſetzung beſonders herausgegeben unter dem Titel: *G. Galilei* in Jovis satellites lucubrationes, quae per ducentos fere annos desiderabantur ab *Eugenio Alberio* in lucem vindicatae. Es ſoll ſeitdem noch ein ſechster Band dieſer Ausgabe, wahrſcheinlich Parte 2 des Tomo V, erſchienen ſein; was derſelbe enthält, habe ich aber noch nicht erfahren.

Es bleibt uns noch übrig, die wichtigſten Lebensbeſchreibungen Galilei's zu nennen. Die älteſte derſelben iſt verfaßt von dem florentiniſchen Kanonikus Niccolò Gherardini, welcher im J. 1633 zu Rom mit Galilei bekannt wurde, und von da an bis zu Galilei's Tode in vertrautem Umgange mit ihm blieb. Obgleich Gherardini dieſe Biographie erſt 13 Jahre nach dem Tode Galilei's aus dem Gedächtniſſe aufſchrieb, und daher zuweilen nicht ganz genau in ſeinen Angaben iſt, auch die Lebensbeſchreibung nicht ganz vollendete, ſo iſt das Werk doch, wegen des darin herrſchenden Freimuthes und der vielen Facta, welche aus Galilei's vertrauten mündlichen Mittheilungen geſchöpft ſind, von hohem Werthe für die Geſchichte Galilei's. Leider war aber Gherardini, wie er ſelber geſteht, kein Kenner der Mathematik und Phyſik, und in Bezug auf Galilei's Entdeckungen in dieſen Fächern ſind alſo ſeine Berichte mangelhaft. Gherardini's vita di Galileo iſt abgedruckt im zweiten Bande von Targioni's notizie degli aggrandimenti delle scienze fisiche accaduti in Toscana etc. — Der zweite Lebensbeſchreiber Galilei's iſt der ſchon oft genannte Vincenzio Viviani, welcher ſeinen Racconto istorico della vita del Sig. Galileo Galilei im J. 1654 auf Verlangen des Prinzen Leopold von Toscana in Form eines an dieſen Prinzen gerichteten, vom 29. April deſſelben Jahres datirten, Briefes aufſetzte. Dieſer racconto etc. ſollte nur eine Vorarbeit zu einer ausführlicheren Lebensbeſchreibung ſein, welche Prinz Leopold ausarbeiten laſſen wollte, und welche vermuthlich einer von ihm und Viviani beabſichtigten Ausgabe der Werke Galilei's vorgeſetzt werden ſollte. Als aber der Prinz im J. 1661 Cardinal wurde, löſte die von ihm unterſtützte Accademia del Cimento ſich auf, Viviani wurde kränklich und das Project blieb unausgeführt [56]). Einige Zuſätze und Berichtigungen zu dem racconto hat Viviani, wie ſchon oben geſagt wurde, in ſeinem quinto libro degli elementi d'Euclide und in ſeiner divinatio secunda de locis solidis Aristaei abdrucken laſſen. Verfaßt von einem Manne von Fach, der Galilei's vertrauteſter Schüler und Freund war, hat nun zwar der racconto in Bezug auf alle Nachrichten über die Erziehung, die Studien, Erfindungen und Entdeckungen Galilei's den ausgezeichnetſten Werth, allein er iſt mit ſichtbarer Ängſtlichkeit in allen den Stellen abgefaßt, welche Galilei's Anhänglichkeit an das Copernicaniſche Weltſyſtem und ſeine Händel mit der Inquiſition betreffen. Jene Anhänglichkeit wird als eine blos verzeihliche menſchliche

34) Die Großherzogin-Mutter war eine lothringiſche Prinzeſſin. 35) Außer dieſer ſchon in den früheren Ausgaben vorkommenden Antwort Galilei's ſind hier zum erſten Male 71 kurze, aber heftige Randnoten abgedruckt, welche Galilei einem Exemplare der Rocco'ſchen Schrift beigeſchrieben hatte.

56) Man vergleiche die Einleitung des racconto mit *Venturi*, Memorie etc. P. II. p. 322. 323.

Digitized by Google

Schwäche und das Urtheil der Inquiſition als ein gerechtes und heilſames dargeſtellt. Auch erkennt man leicht, daß Viviani über dieſen Gegenſtand ſchnell wegzukommen bemüht iſt. Ebenſo iſt die Urſache, welche Galilei'n veranlaßte, ſein Amt in Piſa niederzulegen, mehr nur angedeutet als aufgedeckt, weil hierbei der toscaniſche Hof leicht hätte unangenehm berührt werden können. Beim Abdrucke des racconto in den fasti consolari etc.[57]) hat Salvini einige Ergänzungen und Berichtigungen aus Originaldocumenten hinzugefügt. — Gherardini, Viviani, ſowie die Werke Galilei's und die von ihm und an ihn geſchriebenen Briefe, ſoweit ſie bekannt geworden ſind, ſind die Quellen, aus welchen die nun zu nennenden ſpätern Biographen geſchöpft haben. Die erſte freimüthige Schilderung der Verdienſte Galilei's, welche ſich in Italien hervorwagte, erſchien im zweiten Bande der Zeitſchrift il Caffe (Brescia 1765.), ließ ſich aber nicht auf eine eigentliche Erzählung ſeines Lebens ein. Zehn Jahre ſpäter ſchrieb der Pater Friſe, ein kenntnißreicher und aufgeklärter Barnabitermönch (ſ. Frisi), der wahrſcheinlich auch Verfaſſer des ebenerwähnten Aufſatzes war, ein elogio del Galileo (Livorno 1775, neu aufgelegt zu Mailand 1778.), worin Galilei's Arbeiten, ungeachtet einiger Ungenauigkeiten, im Allgemeinen mit großer Sachkenntniß und Unbefangenheit gewürdigt werden. Bald darauf erſchien von dem durch ſeine allgemeine Literaturgeſchichte berühmten Abbate Andres, der zu den aus Spanien, nach dortiger Aufhebung des Ordens, nach Italien gekommenen Jeſuiten gehörte, ein Saggio della filosofia di Galileo (Mantua 1776.), worin der Einfluß gezeigt wird, den Galilei's Arbeiten auf die Neugeſtaltung der Naturwiſſenſchaften hatten. Im J. 1778 ließ Fabroni in dem erſten Bande ſeiner Vitae Italorum doctrina excellentium, qui seculis XVII et XVIII floruerunt eine von dem Exjeſuiten Brenna verfaßte Lebensbeſchreibung Galilei's drucken, welche zwar nicht frei von Irrthümern iſt, aber doch mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann. Leider geben Friſi, Andres und Brenna die Quellen nicht an, aus denen ſie geſchöpft haben. — Im J. 1780 erſchienen Targioni's Notizie degli aggrandimenti delle scienze fisiche in Toscana nel secolo XVII, welche, außer dem erſten Abdruck der Gherardiniſchen Biographie, noch viele andere auf Galilei bezügliche Documente, nur leider ſehr durch einander geworfen, enthalten. — Unterdeſſen hatte Nelli, der ſich, wie wir erzählt haben, in den Beſitz eines großen Theiles Galileiſcher Manuſcripte geſetzt hatte, mit Benutzung dieſer Sammlung eine ausführliche Lebensbeſchreibung des Galilei in zwei Bänden ausgearbeitet. Dies Werk wurde im J. 1793 gedruckt und ſollte durch eine ſpäter herauszugebende Sammlung noch unedirter Schriften Galilei's und auf ihn bezüglicher Documente vervollſtändigt werden. Allein die ganze Auflage des Buchs wurde gleich bei ihrem Erſcheinen mit Beſchlag belegt, ebenſo auch die Handſchriftenſammlung. Letztere kam nachher [wahrſcheinlich durch Kauf] an die großherzogliche Bibliothek zu Florenz; das gedruckte Werk Nelli's wurde erſt im J. 1820 frei gegeben, ohne Hinzufügung der verſprochenen Ergänzung. — Zu dieſen ſpeciell auf Galilei's Leben bezüglichen Werken der Italiener kommen die in ihren allgemeineren literarhiſtoriſchen und biographiſchen Schriften, z. B. in denen von Allaci, Ghilini, Roſſi [Erythräus], Craſſo, Negri, Tiraboſchi enthaltenen Nachrichten, von denen jedoch nur das, was Tiraboſchi[58]) liefert, wegen der von ihm angeſtellten genauen Unterſuchungen und wegen ſeiner Berückſichtigung unedirter Documente, beſondere Beachtung verdient. — Von dem, was außerhalb Italiens über Galilei's Leben erſchienen iſt, nennen wir zuerſt die von J. C. Jagemann im J. 1783 mit Benutzung aller ihm damals zugänglichen Quellen zu Weimar herausgegebene „Geſchichte des Lebens und der Schriften des Galileo Galilei." Jagemann hat mit Treue und Fleiß nach ſeinen Quellen gearbeitet, aber er ſcheint nicht hinreichende mathematiſche, phyſikaliſche und aſtronomiſche Kenntniſſe beſeſſen zu haben, um ein eigenes Urtheil über Galilei's Entdeckungen fällen zu können. Jagemann ſchöpft nur aus gedruckten Werken; ebenſo Biot in dem kurzen, aber mit Sachkenntniß geſchriebenen Artikel Galilée Galilei der Biographie universelle. Auch Delambre ſcheint bei dem, was er im erſten Bande ſeiner Histoire de l'astronomie moderne (Paris 1821.) über Galilei beibringt, nur gedruckte Werke benutzt zu haben, mit Ausnahme der Proceßacten, aus welchen er einige oben von uns angeführte Auszüge liefert. Delambre beſchäftigt ſich natürlich nur mit Galilei's aſtronomiſchen Arbeiten und berückſichtigt die mechaniſchen nur ſoweit ſie auf die Aſtronomie Einfluß haben. In den biographiſchen Angaben iſt er ſehr kurz, oft ungenau. Die aſtronomiſchen Arbeiten ſind es auch vorzugsweiſe, welche ein zu Lardner's Cabinet-cyclopaedia gehörendes life of Galileo berückſichtigt, für deſſen Verfaſſer man Brewſter hält. Eine zwar lobende, aber vielfach ergänzende und berichtigende, Recenſion dieſer engliſchen Biographie Galilei's liefert Wilhelm Libri, bekanntlich ein Landsmann Galilei's, in dem Journal des Savants, Jahrg. 1840. Sept. und Oct. S. 556—569 und S. 589—602 und Jahrg. 1841. März und April. S. 157—171 und S. 203—223. Außerdem hat Libri in die Revue des deux mondes, Jahrg. 1841. 2. Th. S. 567—595, einen Aufſatz: Galilée, sa vie et ses travaux, und einen ähnlichen in die Annali univers. di statistica, 1841. Sept. einrücken laſſen, aus welchen beiden zuſammengezogen nachher ein eigenes kleines Werk: Galileo, sua vita e sue opere, zu Mailand erſchienen und von F. W. Carové im J. 1842 mit Anmerkungen ins Teutſche überſetzt iſt. Die von ihm gegebenen Notizen hat Libri auch in ſeiner Histoire des sciences mathématiques en Italie depuis la renaissance des lettres jusqu'à la fin du dix-septième siècle verarbeitet, deren vierter Band (Paris 1841.) ſich größtentheils mit Galilei beſchäftigt. Libri hat nicht allein

57) ſ. weiter oben, wo von der zweiten Ausgabe der Werke Galilei's die Rede iſt.

58) Storia della letteratura italiana (Venedig 1796.) in der erſten Abtheilung des achten Bandes S. 156—187 u. 313—339.

Digitized by Google

die gedruckten Quellen, ſondern auch Abſchriften der in Nelli's Manuſcriptenſammlung befindlichen Correſpondenz Galilei's und ähnliche Handſchriften aus der zu Carpentras aufbewahrten Sammlung von Peireſc (ſ. Peiresc) benutzt, und hat verſprochen, dieſe unedirten Schriften, von denen er einige mittheilt, alle drucken zu laſſen. Ob dies ſeitdem geſchehen ſei, iſt mir nicht bekannt; wahrſcheinlich haben es die nachher eingetretenen ungünſtigen Zeitumſtände und die Verfolgung Libri's, die ihn ſogar zur Flucht aus Frankreich genöthigt hat, verhindert. So ſchätzbar Libri's literarhiſtoriſche Arbeiten ſind, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß ihn die Vorliebe für ſein Vaterland, und namentlich für ſeinen berühmten Landsmann Galilei, zuweilen etwas zu weit führt, ſowie auf der andern Seite ſein Haß gegen die Jeſuiten und gegen die Geiſtlichkeit überhaupt, und ſeine Unzufriedenheit mit den Mediceern ihn, beſonders gegen letztere, zuweilen ungerecht machen. Jedenfalls aber iſt er unter den jetzt lebenden Gelehrten einer der größeſten Kenner der auf Galilei bezüglichen Geſchichte und Literatur. (*Gartz.*)

GALINARIUS (Johann), ein Verwandter und Schüler des berühmten heidelberger Profeſſors Jacob Wimpheling, widmete ſich, nach deſſen Beiſpiel, dem Jugendunterricht. Ob er an einer öffentlichen Schule angeſtellt, oder nur Privatlehrer in angeſehenen Familien geweſen, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Im J. 1512 lebte er, im Gefolge des Grafen Reinhard von Hanau, Domherrn zu Trier und Cöln, in der zuletztgenannten Stadt. Sonſt ſcheint er ſich meiſtens in der Gegend des Oberrheins aufgehalten zu haben. Sein Todesjahr iſt unbekannt. Unter mehren kleinen lateiniſchen und teutſchen Schriften, durch die er zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe und guter Sitten beizutragen ſuchte, verdient vorzugsweiſe genannt zu werden: Luciani Palinurus, vß kriechiſcher ſprach durch das latyn in tütſch transferiert, ſagen von geferlichkeit vnnd trübſal in allen ſtänden der welt. Von Johannes Galinarius, der freyen künſte meiſter. Gedruckt zu Straßburg, bey Matthias Hüpfuff. 1512. 4. Die Zueignung des Werks „an Sibylle, geborne Markgräfin zu Baden, Gräfin zu Hanau und Lichtenberg," iſt aus Cöln vom 15. Jan. 1512 datirt*).

(*Heinrich Döring.*)

GALINSOGEA, GALINSOGA, GALINSOGAEA. So nannten Ruiz und Pavon (Flor. per. prodr. p. 110. t. 24) nach dem Leibarzte der Königin von Spanien Don Mariano Martino Galinſoga eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten (Untergruppe der Helenieen, der Gruppe der Senecionideen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der halbkugelige gemeinſchaftliche Kelch wird durch eine Reihe von meiſt fünf Schüppchen gebildet; der gemeinſchaftliche Fruchtknoten iſt convex, mit ganzrandigen oder dreiſpaltigen Spreublättchen bedeckt; das kantige oder drehrundliche Schließfrüchtchen trägt eine Krone von einem Kreiſe federig-gefranzter Spreublättchen. Wiborgia *Roth*, Sogalgina *Cassini* und wahrſcheinlich auch Galeana *Llave* et *Lexarza* (Veg. mex. I. p. 12) gehören hierher. Die zum Theil nur unvollſtändig bekannten neun Arten ſind im mittlern und ſüdlichen Amerika einheimiſch als einjährige, dreitheilig-äſtige Kräuter mit gegenüberſtehenden, dreifach-nervigen, geſägten Blättern und achſel- oder gipfelſtändigen, ein- bis dreiknöpfigen Blüthenſtielen; die Scheibenblümchen ſind gelb, die Strahlblümchen meiſt weiß, oder ebenfalls gelb. Die bekannteſte Art, welche jetzt auch in Europa an einigen Orten verwildert vorkommt, iſt G. parviflora *Cavanilles* (Ic. 3. t. 281), G. quinqueradiata *R.* et *P.* l. c., Wiborgia Acmella *Roth*) iſt in Neugranada, Peru und Chili einheimiſch. Sie wird dort (wo ſie Paicajullo oder Pacoyuyu heißt) bei äußeren Verletzungen und gegen Scorbut als Heilmittel gebraucht. (*A. Sprengel.*)

GALIOTTA, einer der Ekelnamen, durch welche die angeviniſchen Könige von Neapel die verſchiedenen Zweige des großen Geſchlechtes Capece zu ſchänden vermeinten, nicht ahnend, daß ſie hiermit den Gehaßten das rühmlichſte Zeugniß für ihre dem ſchwäbiſchen Kaiſerhauſe bewieſene Treue ausſtellten. In viel ſpäterer Zeit wird Ludwig Galiotta einer der Zeugen des Teſtaments, ſo der Titularkönig von Neapel, der Herzog Ludwig III. von Anjou und Calabrien, zu Coſenza am 24. November 1434 errichtete. Dieſes Ludwig Sohn könnte Jacob Galiotta geweſen ſein, der merkwürdig nicht nur durch ſeine Meiſterſchaft in der Kriegskunſt, ſondern auch durch die eigenthümliche Fatalität, welche ſein Name auf die gründlichſten Geſchichtforſcher geübt hat. Denn wie beſtimmt ihn auch Comines (4. Buch. Cap. 1) als gentilhomme de Naples bezeichnet, hat er damit weder bei Godefroy, noch bei Lenglet du Fresnoy, noch bei Johannes Müller, noch bei Buchon, noch bei Cimber Glauben gefunden. Godefroy ſchreibt: „Jacques Galiot ou Galeot de Genouillac, seigneur d'Acier; il a été grand-escuyer, grand-maître de l'artillerie de France et sénéchal d'Armagnac," und hat Lenglet du Fresnoy dieſe Stelle buchſtäblich in ſeine Ausgabe des Comines (1. Bd. S. 40) aufgenommen. Johannes Müller (5. Bch. Cap. 1. Anm. 342) nennt den Mann kurzweg Galiot von Genouillac, Buchon bleibt ſeiner Gewohnheit, ſparſame Erläuterungen für ſeine Ausgabe des Comines aus des Lenglet du Fresnoy reichem Vorrath abzuſchreiben, auch in dem vorliegenden Falle getreu, und heißt es bei ihm Cap. 18: „Galéot de Génouillac, seigneur d'Acier, il a été grand-écuyer, grand-maître de l'artillerie de France." Cimber (Archives curieuses de l'histoire de France. I, 59) ſchreibt: „Jacques Gallyot, gentilhomme napolitain. Il fut grand écuyer, grand-maître de France et sénéchal d'Armagnac." Alle ſind ſie mehr oder weniger in Irrthum befangen. Es hat in der That in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. einen Jac. Ricard de Genouillac, genannt Galiot, gegeben, der, bedeutendem Hauſe der Provinz Languedoc entſproſſen, von König Ludwig XI. am 5. Dec. 1479 zum maître visiteur et général reformateur de l'artillerie de France ernannt wurde, ſolches Amt auch bis zum 16. März 1493 beibehielt, gleichwie ſein Neffe,

*) ſ. Erhard's Geſchichte des Wiederaufblühens wiſſenſchaftlicher Bildung. 3. Bd. S. 328 fg.

Digitized by Google

Jacob Ricard de Genouillac, genannt Galiot, mit der maîtrise de l'artillerie, ſeit 16. Mai 1512, die Ämter eines Oberſtallmeiſters und Gouverneur von Languedoc vereinigte, und 1546 ſein Leben beſchloß: keiner der beiden hätte aber, wie die angeführten Daten ſattſam nachweiſen, mit unſerm Galiotta confundirt werden ſollen, wenn auch allen dreien der Taufname Jacob gemein, wenn auch die beiden Franzoſen den Beinamen Galiot, für den eine Veranlaſſung zu finden wir uns vergeblich bemüht haben, tragen. Unſern Galiotta nennt zuerſt Comines (1. Buch. Cap. 6) unter den Rittern im Gefolge des Herzogs von Calabrien, 1465. „Bien fust accompagné de gens-de-cheval: mais de gens-de-pied peu. Pour ce petit de gens, qu'avoit ledit duc, je ne vis jamais si belle compagnie, ny qui semblassent mieux hommes exercitez au fait de la guerre. Il pouvoit bien avoir quelque six-vingt hommes d'armes bardez tous Italiens ou autres, nourris en ces guerres d'Italie: entre lesquels estoit Jacques Galiotte, le comte de Campobache, le seigneur de Baudricourt, pour le present gouverneur de Bourgogne et autres: et estoient ses hommes-d'armes fort adroits: et pour dire verité, presque la fleur de nostre ost, au moins tant pour tant.“ Der Herzog von Calabrien ſtarb den 27. Juli 1471, und viele ſeiner Officiere, Galiotta namentlich, „très vaillant, honorable et loyal gentil-homme,“ und Campobaſſo, gingen in des kühnen Karl Dienſt über. „Environ ce tems,“ 1474, heißt es in der ſogenannten Chronique scandaleuse, „le duc estant satisfait des agréables services du comte de Campobache et de Jacques Galyot, escuyer, fit present au premier d'une fleur de diamans, du prix de 180 florins, et au second d'une croisette garnie de cinq tables de diamans, et trois perles pendans de la valeur de 84 florins.“ Dem neuen Gebieter folgte „Jacques Galeot, gentilhomme de Naples, très-homme de bien“ (Comines) zu der Belagerung von Neuß, 1474 [1]), nicht minder wirkte er zu der Occupation von Lothringen, 1475. Zu Granſon und zu Murten ertheilte er dem Herzog die

1) „Devant l'aultre porte en suivant qui donne chemin pour aller à Nostre-Dame d'Aix, où estoit un merveilleux boluwert, se logea avec deux cents lances italiennes et leurs gens de pied, Jacques Galiot, un très renommé et prudent conducteur de gens d'armes, accompagné de deux cens archiers d'Angleterre, et joindant ce quartier fut logé un noble escuyer piemontois, nommé Jacques de Valperga, ayant chargo de cinquante hommes d'armes piemontois, lesquels estoient de la société dudit comte.“ *Molinet* I, 32. „Pareillement fut faict au quartier Jacques Galliot, par les charpentiers de l'ost, un engin à manière d'un chastel de bois, qui portoit sur vingt quatre roels, et l'appeloient un chat; mais quant on le cuida conduire pour mettre en exécution finale, l'une desdites roels rompit, et fut de nulle valeur. Ainsi ne la grue ne le chat qui furent faits par grans et sumptueux despens, ne portèrent quelque grief aux adversaires, ains leur donnèrent, pour la faulte, grande risée.“ Ibid. 48. „Le duc veyant pululer l'infection de cette pestilence, désirant préserver en santé corporelle les mesmes membres de son exercite, ordonna deux puissans bras sagittaires, armés de proesse, fortifiés de mains armées pour envahir les invaseurs et rebouter les déboutans; l'un de ces deux bras vigoreux souverain, fut messire Olivier de la Marche, très preux et hardi chevalier de la nation de Bourgogne, homme de petite stature, mais de très grande prudence, cler en vertus, riche en éloquence et de vif pénétrant entendement, conducteur supérieur de la garde; et l'aultre fut Jacques Galliot dessus nommé. Eux accompagnés chacun de cent lances, furent ordonnés par la bouche ducalle gardiens et protecteurs des fourrageurs; auxquels prouesse administroit le hardement de leurs adventures et iceulx très honorablement s'en acquittèrent. Ung jour advint qu'ils se trouvèrent ensemble quatre mille de toute sorte; et par valeureuse monition qui les incita, délibérèrent d'aller jusques auprès de Coulongne la cité. Si vindrent à chef de leur intencion; et là se chargèrent de tous fourages à grande habondance. Ceux de Coulongne, grands de corps et de courage, voyans leurs adversaires fourrer et fouller leurs mansions prochaines, comme ceux qui rien ne les amyroient, conceurent grand orgeuil en leur ventre, dont ils furent fort enflés; car par felonie qui les aguisa, vuidèrent de leur cité avecques grand nombre de rustres, environ de six à sept mille en belle ordonnance, cuidans rescourre leur proye, et charger sur les dits fourageurs. Là se trouvèrent barbe à barbe les uns contre les aultres. Messire Olivier de la Marche, tout embrasé de proesse chevaleureuse, voyant object victorieux irradier devant sa face, vouloit assaillir les saillans et rembarer les accourans; mais Jacques Galliot lui brisa le hault vouloir de son emprinse, disant que mieux valoit garder les fourrageurs par le commandement du duc, que les mettre en un hazard de bataille. En ce propos se fermèrent ensemble; et en la plus notable conduicte de jamais, par grant sens et advis se retrahirent honorablement. Toutefois Coloniens et rustres les poursuivirent par telle ardeur, qu'ils tindrent prisonniers Campanel et Rondelet, nepveux dudit Galliot, lesquels il eust rescous s'il eust voulu: mais lui, tout expérimenté de la guerre, vray imitateur de vraye discipline de chevalerie, choisit de deux maux le moindre. Si conclud qu'il valoit mieux deux hommes prins, que quatre mille en grand péril.“ Ibid. 55. 56. Als am 23. Mai das Reichsheer anrückte, in der Abſicht, eine Schlacht zu bieten, hatte Galiotta ſeinen Poſten auf dem äußerſten rechten Flügel des erſten Treffens. „Et pour ce que les Allemans tenoient une petite montaigne, le duc fit marcher ceste part Jacques Galliot, qui faisoit l'esle dextre de la première bataille, et le comte de Campo-basso, son renfort; lesquels gaignèrent ladicte montaigne. Et furent constrainctz lesdicts Allemans de desmarcher; et en desmarchant, d'eux mettre en fuite en une plaine qui est entre ladicte montaigne et leur camp; dont en gaignant ceste montaigne, plusieurs Allemans furent occis. Et lors, voyant qu'il estoit nécessité, pour la seureté de leur camp, de garder ladicte plaine, ils issirent en grand nombre, tant de pied que de cheval, et chargèrent sur ledict Jacques tellement, qu'il fut contrainct de soi retraire vers le comte, son renfort, duquel à la première charge il s'estoit un petit eslongé. Et lors ledict comte s'avancha, et voyant ledict Jacques approcher son renfort, rechargèrent ensemble; si les rompirent et mirent en fuite jusques au camp, là où y eut plusieurs ennemis occis et mis à desconfiture. Et pour ce que ledict comte et ledict Jacques n'eurent quelque sieute des archers de la première bataille, qui trop estoient desmarchés à la main senestre, riens plus avant ne fut empris pour ceste heure sur ledict camp. Mais pour eviter le traict à pouldre, se retrairent en une vallée; et lors de rechef saillirent du camp de l'empereur plus grand nombre de gens de pied et de cheval que devant, sur intention de charger sur ledict comte et Jacques Gallliot. Le duc, de ce adverti, y envoya le renfort de l'esle droicte de sa seconde bataille, que faisoient messire Georges de Menton, Jehan de Longueval et Regnier de Valperga; et incontinent après y envoya le renfort de l'escadron de ses chambrelans, qui estoit la garde conduicte par messire Olivier de la Marche; ensemble toute l'esle droicte des archers de la seconde bataille.

Digitized by Google

zweckmäßigſten Rathſchläge, „auquel si le duc eusist voulu donner créance, il eusist évité plusieurs inconveniens, qui malheureusement lui survindrent.“ An dem Vorabend des blutigen Tages von Murten brachte Galiotta die erſte Nachricht von der Annäherung der Feinde: „il avoit veu leur approchement, et comment ils avoient passé un pont et mis paistre leurs bestes, tirants vers Morat, lesquelles avoient amené l'artillerie, et, pour témoignage, il avoit prius et ramena à l'ost du duc un jument chastrée.“ Aber ungläubig, wie zu Granſon, blieb Karl; wie dort ließ er ſich überraſchen. Am Schlachttage ſelbſt hielt Galiotta mit ſeinen 200 Lanzen geraume Zeit ein feindliches Geſchwader von 600 Reißigen auf. Als die geſammte Macht der Burgunder in der Flucht begriffen, „ne demoura en son entier que l'hostel et la personne de Jacques Galliot, dont aulcuns des siens s'efforcèrent de charger sur les ennemis; mais leur force estoit tant impétueuse, ensemble leur reboutement, que rien ne leur pouvoit grever.“ Es folgte vor Nancy die Entſcheidung, Campobaſſo und die Mehrzahl der Italiener waren meineidig davon geritten, „mais Jacques Galliot demoura avecque le duc, comme bon et féal serviteur.“ An der Spitze ſeiner Reißigen, welche die Meurthe entlang auf einer Wieſe poſtirt, ſollte er die anſtoßende Furt hüten. Allein es warf ſich in den Fluß die volle Hälfte des ſchweizeriſchen Fußvolkes. „L'aultre bande des Suisses, qui estoit vers la rivière, marcha vers Jacques Galliot, et les siens; lesquels soustindrent un espace; mais enfin ils furent rompus.“ Den erſten Stoß wies Galiotta ſiegreich ab, indem er aber alles that, was ein vortrefflicher Feldherr ſoll (Joh. Müller), fiel er hart getroffen, und mit ihm jeglicher Widerſtand. Wenn jedoch Müller hinzuſetzt, „er blieb,“ ſo iſt das abermals ein Irrthum; denn wir finden unſern Helden bei den erſten und rührigſten Vertheidigern der niederländiſchen, von den Franzoſen hart angefochtenen Granitz. Um Johanni 1477 ritt er mit Philipp von Cleve, Cornelius de Berghes und 120 Lanzen zu Valenciennes ein, um ſofort ein Heer von mehr denn 10,000 Mähern zu beſtreiten. Die hatte Ludwig XI. unter ſtarker Bedeckung ausgeſendet, auf daß ſie ſeinen Gegnern die Hoffnung einer reichen Ernte vernichteten. Es ſetzte manchen harten Strauß mit den Unholden, und Galiotta und ſeine Waffenbrüder „prindrent hommes d'armes et faulcheurs, qui estrangement furent festoyes dans la ville.“ In einem Gefecht an den Thoren von Valenciennes geliefert, „Jacques Galliot fut desmonté par meschef, et tantost recueilli de ses gens; mais il perdit son page, son cheval et son armet.“ Er nahm ſeine Rache an der Burg Main, wo eine franzöſiſche Beſatzung der Bevölkerung von Valenciennes ungemein läſtig war. Die Burg wurde erſtiegen, „et furent les dicts ennemis, les uns occis, les aultres noyés, et les demorans prisonniers.“ Gegen Ende Juli fand ſich mit 100 Reißigen der von Egmend zu Valenciennes ein; es folgten ihm die Mannſchaften von Antwerpen und Mechelen, zuſammen 30 Lanzen und 500 Knechte, daß die ſolchergeſtalt verſtärkte Beſatzung zu größern Dingen ſich ermuthigt fühlte. Beſonders erfreulich ließ ſich das Unternehmen auf S. Amand an. Im Sturm wurde die Stadt genommen, die Abtei, wo die Feinde Zuflucht ſuchten, konnte dem gleichen Schickſal nicht entgehen, aber die Sieger legten ſich auf das Plündern, und die Anführer, von ihrem Volke verlaſſen, mußten in unthätigem Grimm zuſehen, wie die Franzoſen in der Abtei Feuer anlegten, und demnächſt ſicherm Verderben entrannen. Vollſtändig hingegen glückte ein der franzöſiſchen Beſatzung in Quesnoy zugedachter Streich. Sie war, Februar 1478, ausgerückt, in der Hoffnung, ſich des von einigen meuteriſchen teutſchen Knechten eingenommenen Schloſſes Harchies bemächtigen zu können. Alsbald ſetzten ſich aber auch die

Mais les hommes d'armes d'icelle esle, que conduisoit messire Regnier de Brochuysen et le seigneur de Chanterenne; marchèrent plus tost que leurs archers; lesquels à cause qu'ils estoient de pied, ne les peurent suivre. Et toutes ces rompagnies, joinctes audict comte et Jacques, sans attendre lesdicts archers, chargèrent sur ceste puissance ainsi saillie, entre lesquels estoient le duc de Saxe, et autres grands princes d'Allemaigne. Si les rompirent et recoururent jusques en leur camp; mais pour ce que lesdictes compagnies n'avoient encore nuls archers, force leur fut, pour le traict à pouldre, de retraire en ladicte vallée. Après ceste retraicte, le duc de Saxe, qui portoit la bannière de l'empereur, chargea vigoureusement sur les Bourguignons et rebouta l'esle droicte de la première bataille et son renfort; et revindrent tout ensemble jusques à la garde, qui soustenoit merveilleusement. Le duc, ce voyant, print ung escuadron à la droicte main de lui pour envahir ses ennemis, et fit tirer avant jusques à sa garde les archiers de l'esle droicte; chargea à sa main senestre, et vint en sa personne rallier les escuadrons grandement troublés et mis en desordre; et ce faict, chargea sur lesdicts princes estans en grande puissance, comme dict est, lesquels furent tout incontinent rompus et convertis en fuite; dont plusieurs, jusques à six ou huit cens chevaliers, s'en retournèrent vers Coulongne; et le résidu fut en grand desroi audict camp, parce que l'artillerie du duc fit grand debvoir de continuer son traict, tellement que partie des piétons, jusques à deux ou trois mille, se cuidant sauver ès bateaux, se noyèrent au Rin, où ils jectèrent leurs armes et bagues, en si grand désordre, que grande quantité de gens, péris et noyés, flottoient sur l'eau, lesquels arrivèrent en l'isle devant Nusse. Et, à la vérité, l'esle senestre et le renfort de la première bataille, que conduisoit monseigneur le comte de Chimay, reboutèrent vigoureusement les Allemans en leur camp. Lors délibéra le duc de faire tirer avant toutes ses batailles, et faire joindre au charroy de l'empereur pour l'assaillir de bon courage; et fit mettre son artillerie ès lieux où plus les povoit offendre. Mais le jour trop se déclina, et la nuict avancha ses ténèbres, ains que ce fut accompli; pourquoi ne peult plus avant proceder pour ceste fois; si retourna à loisir, sans quelqu' empeschement, en son siege; et fit ramener toutes choses saines et entières. Et jà-soit-ce que le traict des Allemans fust impétueux, continu, et de merveilleuse quantité toutesfois il n'y eut de son parti, qu'il semble chose miraculeuse! que trois hommes morts et six bleschés. Néant-moins le contre-siége de la riviere leur livroit terribles battures. Ceulx de la ville aussi durant la bataille ne dormoient pas, car ils saillirent sur le quartier messire George de Menton, et furent puissamment rembarrés dedans leur fort. Le lendemain au matin, qui fut la nuict du sacre, le duc assembla ses batailles, et se prépara pour marcher comme dessus; mais l'empereur, pour radouber les rompptures, fit requerre trois jours trève par le légat; et lui furent accordées, sur certaines conditions.“ Ibid. 130—133.

Digitized by Google

Vertheidiger von Valenciennes in Bewegung: „premier Jacques Galliot et sa compagnie, puis cent archiers d'Angleterre, desquels estoit capitaine Thomas d'Aurican, les picquenaires en suivant....“ In dem dichten Schneegeſtöber hatten die Franzoſen keine Ahnung von der Nähe des Feindes, und ſie erreichten Creſpin, wie eben der Burgunder Vorhut daſelbſt eintritt. „Quand les François se sentirent approchés, ils se mirent en belle ordonnance, selon la faculté du lieu, et eslevèrent un merveilleux cry. Tous archers Bourguignons se mirent à pied, lesquels firent très bon debvoir, souverainement les Anglois, leurs flesches voloient aussi dru que la neige. Jacques Galliot fit donner là dedans. Allemans, d'aultre costé, déchargèrent leurs bastons et leur firent grand grief. Ce jour le ciel et la terre guerroyoient les François; car tout à une heure, Dieu neigeoit, Anglois grésilloient, et Allemans pierrioient, tellement qu'ils ne peulrent soustenir le faix.“ Vollſtändig ergab ſich die Niederlage der Franzoſen, welche 120 Mann auf dem Platze ließen und weit größerm Verluſte einzig unter Begünſtigung der Nacht entgingen. Galiotta, der Fremdling, ſcheint aber vielfältigen Anfechtungen von Seiten der Neider ausgeſetzt geweſen zu ſein, auch bei dem Erzherzog nicht allerdings die ſeinen getreuen Dienſten gebührende Anerkennung gefunden zu haben; der zwiſchen ihm und dem Sire de Maingoval, dem Commandanten in Condé, waltenden bittern Feindſchaft wurde der Fall dieſer wichtigen Feſte, 1. Mai 1478, zugeſchrieben, indem man behauptete, Galiotta „qui tenoit Valenciennes soulz bride“ hätte mit Leichtigkeit den Entſatz bewerkſtelligen können, ihm wollte man auch zuſchreiben, daß ſein Lieutenant und Vetter, Prudencio, auf Annäherung des Königs von Frankreich, ohne Widerſtand zu verſuchen, die Burg Berniſſart verließ, nichtsdeſtoweniger finden wir den Angefeindeten, Ausgang Mai, bei dem Heere, das unter des Erzherzogs perſönlicher Anführung die Franzoſen aus Hennegau vertrieb, und wird ſeiner namentlich vor Quesnoy mit Auszeichnung gedacht [2]). Aber es ſchreibt d. d. Quesnoy, 26. Dec. 1478, der Graf von Dammartin an König Ludwig XI.: „Vous plaise sçavoir, que depuis cinq ou six semaines en ça, plusieurs gens de Jacques Galliot se sont venus rendre en cette ville, et entre autres, il y en vint dernièrement un qui feignit de soy venir rendre, et venoit voir icy quel nombre de gens il y avoit en cette ville, et cela fait, s'en devoit retourner vers ledit Galliot, pour le luy déclarer; et pource que je fus adverty par un de ses compagnons, je le fis prendre, et il connut de bon gré, sans force, qu'un nommé Prudence, qui estoit lieutenant dudit Galliot, avoit marchandé à luy à une somme d'argent, qu'il luy devoit donner pour mettre le feu en cette ville. et le devoit advertir du jour qu'il le pouvoit faire; à cette cause leur ay fait faire leur procez et couper les testes, le fait dudit Galliot est peu de chose par deça, la pluspart de ses gens ont esté tuez; les uns et les autres se sont venus rendre, et n'agueres qu'il a esté pris vingt chevaux devant Valenciennes, et a esté luy-mesme depuis peu fort rebouté, outragé et blessé. Il n'est pas à Valenciennes, et dit-on qu'il est allé vers le duc d'Autriche.“ Wie geringſchätzig jedoch Dammartin hier über ſeines Gegners Streitkräfte ſich äußert, eine ſehr hohe Meinung muß er, muß ſein König von deſſen perſönlichen Eigenſchaften gehegt haben. Alle Künſte der Verführung wurden aufgeboten, den Gefürchteten für Frankreich zu gewinnen, „et il prit grand peine à l'avoir, parce qu'il le sentoit estre très-bon et vaillant chevalier.“ Galiotta erbat ſich von dem Herzog ſeinen Abſchied, und trat in Ludwig's XI. Dienſt, ohne ſich doch jemals gegen die Niederlande gebrauchen zu laſſen. Der arme Condottiero hatte mehr Ehre als Gaſton von Orleans, oder der ſogenannte große Condé, die beide in den Niederlanden Zuflucht und Unterſtützung gefunden haben. Wohl aber ſtand er bei dem Heere, welches gegen Bretagne ausgeſendet, und war er ganz eigentlich dem jugendlichen Feldherren la Tremouille als Mentor beigeordnet. In der Schlacht bei S. Aubin, 26. Juli 1488, führte Galiotta 400 Lanzen zu dem entſcheidenden Angriff auf die feindliche Infanterie. Sie wurde vernichtet, aber zu theuer, mit ſeinem Leben hat Galiotta den Sieg erkauft. „Qui fut gros dommage,“ klagt Jean Bouchet in dem Panégyrique de Louis de la Tremouille, „car c'estoit un chevalier et capitaine aussi prudent en guerre et aussi plain de cueur et hardiesse qu'on eust peu trouver.“ (*v. Stramberg.*)

GALIPEA. Dieſe von Aublet (Guj. p. 662. t. 269) geſtiftete Pflanzengattung gehört zu der fünften Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und zu der Gruppe der Cuſparieen, der natürlichen Familie der Diosmeen. Char. Der Kelch

2) „Quand ils furent assez près du Quesnoy, ils se mirent en grosse embuche, et aulcuns aultres s'amonstrèrent pour attraire la garnison hors de son fort. François, qui estoient assez pourveus de leur faict, tenoient leur chevaux sellés, tant pour saillir aux escarmouches que pour retourner en pays, se le cas s'y fust adonné. Toutes fois ils issirent sur les Bourguignons en assez bon nombre. Et lors Jacques Galliot, conducteur des escarmouches, avec aulcuns arbalestriers, passérent oultre une rivière; et pour commenchement il fit tirer aulcuns engiens, qui rompit la bataille des François, lesquels furent vigoureusement reimbarrés dedens la ville, et de faict une serpentine tira au tape-cul de la porte, dont ils furent fort espouvantés. Néantmoins François avoient accueillis environ quarante Allemans, et labouroient fort de les emmener en la ville, quant Jacques Galliot et aultres rustres (!) en rescourrent la pluspart, et les aultres furent happés. Monseigneur de Beaugimont lieutenant de monseigneur de Gié, moult aventureux chevalier, et assez en gré du roy, vint en grande pompe sur les rens, monté comme un petit saint George; et comme celuy qui rien n'admiroit ses ennemys, se fourra si avant entre eux, qu'il en fut rué jus par terre, et demoura mort sur la place. Quant Franchois percheurent la mortelle perte de si bon et preux chevalier, ils furent grandement troublés; et pour contrevenger sa mort, ils habandonnèrent aux pages huit Allemans prins en l'estour, lesquels furent par eux et de froid sang meurtris, tranchés et esgueulés.“ *Molinet* II, 150—152.

Digitized by Google

fünfſpaltig; fünf ablang-linienförmige, zuſammenhangende Corollenblättchen; 4—7 unter dem Fruchtknoten eingefügte Staubfäden, von denen 2—5 fehlſchlagen, mit an der Baſis zweilappigen Antheren; eine krugförmige Nektardrüſe; die fünf Griffel meiſt zu einem verwachſen; drei bis fünf wenigſamige, zweiklappige Springkapſeln (*Adr. de Jussieu*, Mém. du Mus. XII. t. 23. fig. 34). Folgende Gattungen ſtimmen entweder völlig mit Galipea überein, oder weichen nur wenig ab: Obentonia *Velloz*, Pholidandra *Necker*, Raputia *Aubl.*, Sciuris *Schreber*. Cusparin *Humboldt*, Bonplandia *Willdenow*, Angostura *Römer* et *Schultes*, Conchocarpus *Mikan*, Ravia, Erythrochiton, Diglottis und Lasiostemon *Nees* et *Martius*. Es ſind 17 Arten dieſer Gattung bekannt, welche, mit Ausnahme von fünf, auf Cuba, Puertorico, Columbien und in Gujana einheimiſchen, im tropiſchen Braſilien wachſen. Die wichtigſte Art iſt G. Cusparia *Aug. de St. Hilaire* (Pl. us. du Brés., G. officinalis *Hancock*, Cusparia febrifuga *Humboldt* tabl. géogr., Bonplandia trifoliata *Willd.*, *Humb.* et *Bonpl.* pl. équin. II. t. 57, Angostura Cuspare *R.* et *S.*), ein auf den Waldgebirgen von Columbien einheimiſcher, gegen 20 Fuß hoher Baum mit dreizähligen Blättern, meiſt gipfelſtändigen langen Blüthentrauben und weißen Blumen. Die glatte, gelblich-graue, aromatiſch-bittere Rinde (Cortex Angosturae), welche in ihrer Wirkung ungefähr in der Mitte ſteht zwiſchen China und Cascarille, wird gegen Ruhr und Wechſelfieber angewendet. (*A. Sprengel.*)

GALIPEÏN, ſynonym mit Cusparin und Augusturin, ein in der Anguſtarinde, der Rinde von Bonplandia trifoliata oder Cusparia febrifuga, zuerſt von Brandes unrein dargeſtellter, ſpäter aber von Saladin genauer unterſuchter Stoff, ähnelt im Allgemeinen den Salzbaſen, hat aber keine eigentlichen baſiſchen Eigenſchaften. Um dieſen Stoff darzuſtellen, zieht man einen Theil Anguſturarinde mit drei Theilen ſtarkem Alkohol aus, und läßt den Extract unter 0° freiwillig verdunſten. Die hierdurch erhaltene, mit einer extractähnlichen Maſſe gemengten Kryſtalle werden ſodann gepreßt, mit Waſſer und Äther gewaſchen, hierauf in Alkohol von 0,833 ſpec. Gewicht aufgelöſt, die Löſung mit Bleioxydhydrat geſchüttelt, filtrirt, und das Filtrat wiederum bei niedriger Temperatur verdampft. Dieſes ſo erhaltene Galipeïn bildet Nadeln und unregelmäßige Tetraëder. Es ſchmilzt ſchon in gelinder Wärme, und verliert dabei 23,09 Procent an Gewicht. Waſſer löſt davon bei 15° 0,54 Proc., bei 60° 0,71 Proc., und bei 100° 1,1 Proc.; Alkohol hingegen von 0,853 ſpec. Gewicht löſt bei 12° 37 Proc. auf; in Äther und ätheriſchen Ölen iſt es unlöslich. Bis 133° kann es ohne Zerſetzung erhitzt werden, bei höherer Temperatur zerſetzt es ſich aber, ohne zu ſublimiren, in ſtickſtofffreie Producte. Mit Chlor zerſetzt es ſich und wird gelb, mit Jod und Brom braun, durch rauchende Salpeterſäure grünlich und durch Schwefelſäure braunroth; Alkalien äußern aber keine Einwirkung auf daſſelbe. Die wäſſerige Löſung wird durch Eiſen-, Blei- und Zinnſalze nicht gefällt; Gallustinctur bringt in der wäſſerigen und alkoholiſchen Löſung einen käſigen Niederſchlag hervor. (*J. Loth.*)

Galipot, ſ. Fichtenharz.

GALISSONNIÈRE (Roland Michel Bavin, Marquis de la), geb. am 11. Nov. 1693 zu Rocheſort, widmete ſich ſeit ſeinem 17. Jahre (1710) der Marine; 1738 ward er Schiffscapitain. Als Gouverneur von Canada kehrte er 1749 nach vierjährigem Aufenthalte in ſein Vaterland zurück. Er ward zum Generallieutenant der franzöſiſchen Marine ernannt. Im J. 1756 erfocht er bei Minorca einen glänzenden Sieg über den engliſchen Admiral Bung. Er begab ſich nach Fontainebleau, wo der franzöſiſche Hof ſich aufhielt, ſtarb jedoch auf der Reiſe dahin zu Nemours am 17. Oct. 1756. In Canada, wo er ſich durch ſeine Humanität die Liebe der Wilden erworben hatte, machte er ſich in vielfacher Weiſe verdient. Er beförderte die Cultur durch den Getreidebau und Baumpflanzungen auf öden Inſeln. Die franzöſiſche Akademie bereicherte er durch allerlei Naturſeltenheiten aus fernen Gegenden. Den Gelehrten war er in mehrfacher Hinſicht förderlich bei ihren Beobachtungen. Auch veranlaßte er verſchiedene Reiſen zur Verbeſſerung der Seekarten *).

(*Heinrich Döring.*)

GALITSCH, eine Kreisſtadt an dem großen gleichnamigen See in dem ruſſiſchen Gouvernement Koſtroma, mit 400 Häuſern und 3900 Einwohnern, 63 Meilen von Moskau. Sie hat eine wichtige Leinwandmanufactur und treibt Kram- und Productenhandel. In der Nähe finden ſich mehre Ruinen, die entweder alte, nicht unterhaltene Befeſtigungswerke, oder Überbleibſel einer alten Stadt ſind. In der Vorzeit war ſie ein beſonderes Fürſtenthum, von welchem die noch jetzt reiche und angeſehene Familie der Fürſten von Gallizin herſtammt. (*J. C. Petri.*)

GALIUM, Labkraut, Frauenbettstroh. Die verſchiedenen Varietäten der Wurzeln des Labkrautes enthalten alle einen dem Krapp analogen Farbſtoff (Alizarin), in mehr oder minder reichlichem Verhältniß, unter welchen ſich Galium tinctorum (Färberlabkraut), welches in den Wäldern von Nordamerika häufig wächſt, vorzüglich auszeichnet. Es wird von den Einwohnern in Canada Tyssavoyane rouge genannt, und zum Rothfärben der Schafwolltücher, ſowie von den eingeborenen Amerikanern zum Färben ihrer Stachelſchweinſtacheln verwendet. Die Wurzeln dieſer Varietät ſind von dunkelröthlicher Farbe, ſehr dünn und beinahe zwei Fuß lang; ſie erfodern nach Bancroft zur vollkommenen Reife wenigſtens vier Jahre. Der Farbſtoff befindet ſich faſt ausſchließlich in der innern Rinde der Wurzel. Nach dem Einſammeln wird die äußere braune Epidermis von der Wurzel abgeſondert, welche der Erzeugung einer ſchönen rothen Farbe hinderlich wird.

Alle Galienarten, wenn ſie von Thieren genoſſen werden, färben die Knochen, wie der Krapp, roth. Beizt man Schafwolle oder wollene Gewebe mit Alaun oder mit Zinnauflöſung (Scharlachcompoſition) und Weinſtein, und färbt mit der Wurzel von Galium tinctorum, ſo wird, beſonders im letztern Fall eine ſchöne, dauerhafte rothe Farbe erhalten. Baumwollene Gewebe mit eſſigſaurer Thonerde, nimmt

*) ſ. Nouveau Dictionnaire historique. Baur's Neues hiſtor.-biograph.-literariſches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 358.

Digitized by Google

eine dem Krapp gleiche Farbe an. Mit verſchwächten Eiſenſalzen werden violette Farbentöne erzeugt, und es erſetzen drei bis vier Theile der Wurzel beim Roth- und Violettfärben einen Theil gewöhnlichen Krapp.

Die gepulverten und getrockneten Wurzeln des Galium ziehen wie der Krapp und die Chaywurzel Feuchtigkeit aus der atmoſphäriſchen Luft an, daher man ſie in gut verſchloſſenen Gefäßen aufbewahren muß.

Die Wurzel des **weißen und nördlichen Labkrauts** (Galium boreale), welches auch bei uns auf trockenen Orten und Wieſen und andern Waldrändern vorkommt, wird von den Bauern in Schweden und einigen Gegenden Rußlands zum Rothfärben gebraucht. Die des **klebenden Labkrauts** (Galium aparine), gibt keine ſo lebhafte Farbe wie die vorige. Das **rotbartige Labkraut** (Galium rubioides), welches in Sibirien und auch im ſüdlichen Europa häufig wild wächſt, wird bisweilen ebenfalls zum Rothfärben verwendet. Die Wurzeln des in Teutſchland wildwachſenden **weißen Labkrauts** (Galium mollugo), gemeiniglich auch wilder Krapp und Baſtardkrapp genannt, liefert ebenfalls eine glänzende rothe Farbe. Das **Waldlabkraut** (Galium sylvestris), welches in Teutſchland häufig vorkommt, enthält das rothfärbende Pigment in geringerer Menge als die andern Arten.

In Beziehung auf ſeinen Farbſtoff mit dem Galium genau verwandt, ſind die einheimiſchen Wurzeln der verſchiedenen Arten Asperula (Megerkraut, Waldmegerkraut), von welchen Asperula tinctoria (Färberwaldmeiſter), von den Bewohnern in Gothland, nach Linné, zum Rothfärben verwendet werden. Das rothfärbende Pigment iſt übrigens in den Wurzeln weniger reichhaltig vorhanden, als in den angeführten Galiumarten. (*v. Kurrer.*)

GALL (und deſſen Schädellehre). Franz Joſeph Gall, der bekannte Erfinder der Schädellehre, wurde in Tiefenbrunn, in der Nähe von Pforzheim, am 9. März 1758 geboren. Sein Vater war Kaufmann und hatte zehn Kinder. Nach einer mündlichen Mittheilung Gall's an Dr. Foſſati ſoll der Großvater aus dem Mailändiſchen geſtammt und Gallo geheißen haben. Einem Onkel, welcher dem geiſtlichen Stande angehörte, verdankte Franz Joſeph den erſten Unterricht, der in Baden und in Bruchſal fortgeſetzt wurde. In Straßburg ſtudirte er dann Medicin. Als Student lernte er hier während einer ſchweren Krankheit die treue Sorge eines Mädchens ſchätzen, welche in ſeiner Wohnung bekannt war; er verheirathete ſich ſpäter mit derſelben. Im J. 1781 ging Gall nach Wien, wo van Swieten und Stoll lehrten; er promovirte dort im J. 1785 und fing an zu prakticiren. Er widmete ſich dabei aber fortwährend der anatomiſchen Unterſuchung des Nervenſyſtems, namentlich des Gehirns, um wo möglich eine ſichere Baſis für eine Localiſirung der verſchiedenen Richtungen der Geiſtesthätigkeit aufzufinden. Dieſe anatomiſchen Unterſuchungen des Gehirns, wie ſie ſpäter von Gall und Spurzheim gemeinſchaftlich bekannt gemacht wurden, haben die verdiente Anerkennung gefunden. Gall verfolgte den Faſerverlauf der weißen Nervenſubſtanz vom Rückenmarke aus durch das verlängerte Mark ins Gehirn bis unter oder in die graue Umhüllungsſchicht der Gehirnwindungen. Die graue Subſtanz iſt ihm die Erzeugerin der Markſubſtanz, im Gehirn, im Rückenmark und in den Ganglien. Er verfolgte den Urſprung der Gehirnnerven genau. Die Sinnesnerven entſtehen ihm aus eigenthümlichen Maſſen grauer Subſtanz; dieſelben ſind aber beim weiblichen Geſchlechte nicht etwa durch größere Feinheit ausgezeichnet u. ſ. w. Für die Localiſirung der verſchiedenen Gehirnthätigkeiten war aus dieſen Unterſuchungen wenig oder gar kein Nutzen zu ziehen. Gall betrat für dieſen Zweck einen andern Weg, welcher mehr Ausbeute verſprach: er poſtulirte eine Solidarität zwiſchen gewiſſen Richtungen der Geiſtesthätigkeit und aliquoten Gehirntheilen, und um deren räumliches Erſcheinen aufzufaſſen, wandte er ſeine vergleichende Aufmerkſamkeit auf die äußere Geſtaltung der Gehirnkapſel, nämlich des Schädels. Was er auf dieſem empiriſchen Wege fand, das theilte er in Vorleſungen mit, die er in Wien, ſpäterhin in mehren Städten Teutſchlands und dann in Paris hielt. Zum erſten Male hielt Gall dieſe Vorträge über Schädellehre im J. 1796 in Wien. Sie wurden verboten, wegen der materialiſtiſchen Richtung der ganzen Lehre, und als ſie ſpäter auf Verwendung fremder Geſandten wiederum geſtattet wurden, blieben wenigſtens die Einheimiſchen davon ausgeſchloſſen. Durch dieſe Vorleſungen, beſonders durch das darüber verhängte Verbot, wurden Gall's Ideen bald ein Gemeingut des Publicums, und es erſchienen zu Anfang dieſes Jahrhunderts mehrfach kleine Schriften über die Gall'ſche Schädellehre. Die öffentliche Meinung war daher genugſam vorbereitet, als Gall im J. 1805 Wien verließ und auf ſeiner Reiſe in die Heimath in Berlin, Dresden, Magdeburg u. ſ. w. Vorleſungen über ſeine Lehre hielt. Er wußte durch eine gewiſſe Naivetät des Ausdrucks, durch Mittheilung einer Menge merkwürdiger Fälle und Anekdoten, ſowie durch das Vorzeigen ſeiner Sammlung von Schädeln und Gypsabgüſſen das Intereſſe der Zuhörer zu feſſeln; die Vorleſungen fanden im Allgemeinen entſchiedenen Beifall, und ſie wurden durch die Preſſe über ganz Teutſchland verbreitet. Die Stimmung charakteriſirt ſich z. B. in folgendem Urtheile Hufeland's, welches dieſer in Biſchoff's Darſtellung der Gall'ſchen Gehirn- und Schädellehre (Berlin 1805.) S. 114 niedergelegt hat: „Man muß ihn ſelbſt ſehen und hören, um den unbefangenen von jeder Charlatanerie, Unwahrheit oder transſcendentellen Schwärmerei weit entfernten Mann kennen zu lernen. Mit einem ſeltenen Grade von Beobachtungsgeiſt, Scharfſinn und Inductionstalent begabt, in der Natur aufgewachſen und durch ſteten Umgang mit ihr zu ihrem Vertrauten gebildet, faßte er eine Menge Merkmale und Erſcheinungen im ganzen Gebiete der organiſchen Weſen auf, welche bisher entweder gar nicht oder nur oberflächlich bemerkt worden waren, ſtellte ſie mit ſinnreichem Geiſte zuſammen, fand ihre analogiſchen Verhältniſſe, ihre Bedeutungen, zog Schlüſſe daraus und ſetzte Wahrheiten feſt, die eben dadurch höchſt ſchätzbar werden, daß ſie rein empiriſch, blos der Natur nachgeſprochen ſind.“ Gall's Gehilfe bei dieſen Vorleſungen war Spurzheim, mit dem zuſammen er ſpäter ſein

Digitized by Google

anatomiſches Werk herauszugeben begann. Das Band, welches Gall und Spurzheim an einander knüpfte, dauerte aber nur bis zum Jahr 1813; da wurde es für immer gelöſt.

Ein großer Ruf ging Gall voraus, als er im J. 1807 nach Paris kam, und auch hier vor einem großen Auditorium ſeine Vorleſungen im Athenäum hielt. Doch bildete ſich allerdings hier auch ſogleich eine ſtarke Oppoſition gegen die fremde neue Lehre. Gall blieb von da an in Paris; er hielt Vorleſungen, ſetzte ſeine literariſchen Arbeiten fort und übte die ärztliche Praxis. In Betreff ſeines praktiſchen Wirkens hat man es hervorgehoben, daß er mit den pariſer Ärzten dermaßen in Disharmonie ſtand, daß die berühmteren Praktiker, wie Hallé, Pinel, ſich an keiner Conſultation betheiligten, zu welcher Gall zugezogen wurde. Nur Corviſart ſtand in keiner ſolchen Oppoſition zu ihm. Es mag hierbei die natürliche Anfeindung des Ausländers einen Antheil gehabt haben; der größere Theil der Schuld trifft aber gewiß Gall ſelbſt. Wenn ſchon die Handhabung der Schädellehre in den Augen jener, die nicht zu den gläubigen Anhängern gehören, einen leichten Makel der Charlatanerie trägt, ſo gab Gall einem derartigen Vorwurf auch noch auf andere Weiſe Nahrung. Er hatte ſich z. B. mit einem beſtimmten Apotheker in Paris vereinigt, der ſeine Clienten mit Arzneien verſorgte, und ihm zu dieſem Ende eine numerirte Anzahl Receptformeln übergeben. Statt nun ſeinen Patienten Recepte aufzuſchreiben, verordnete er ihnen blos eine beſtimmte Nummer, und die Kranken erfuhren nicht, welcherlei Arzneien ſie erhielten.

Im J. 1819 wurde Gall als Franzoſe naturaliſirt. Umſonſt aber bewarb er ſich um die Aufnahme in die Académie des Sciences, wozu ihn ſein Freund Geoffroy St. Hilaire veranlaßt hatte. Ebenſo fand er ſich ſehr in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, als er 1823 nach London reiſte und Vorleſungen hielt, von denen er, auf die Verſicherung von Freunden bauend, gewinnreichen Erfolg erwartete. Als er im J. 1825 Witwer wurde, verheirathete er ſich nochmals mit einer Dame, mit welcher er ſeit zwölf Jahren vertrauten Umgang gehabt hatte. Ein Schlagfluß, der ihn am 3. April 1828 traf, raubte ihm unter fortſchreitenden paralytiſchen Symptomen am 22. Aug. 1828 das Leben. Er ſtarb 71 Jahre alt auf ſeinem Landhauſe zu Montrouge bei Paris; er wurde aber auf dem Friedhofe Père-Lachaiſe begraben, woſelbſt ihm auch 1836 ein beſcheidenes Denkmal geſetzt worden iſt. Sein Kopf kam übrigens in ſeine eigene Sammlung, welche dem Muſeum des Pflanzengartens einverleibt worden iſt. Wol zur Wiedervergeltung dafür, daß man ſeine Schriften in Rom, wegen der materialiſtiſchen Tendenz, auf den Index geſetzt hatte, lehnte Gall in ſeiner Sterbeſtunde den geiſtlichen Beiſtand ab und verbot die kirchliche Einſegnung ſeines Leichnams.

Nach Dr. Foſſati, der lange Zeit in inniger Freundſchaft mit Gall lebte und ihn auch in den Vorleſungen über Phrenologie erſetzte, ergab ſich aus der kranioſkopiſchen Unterſuchung folgende Diagnoſe von Gall's Gehirnleben: Schwache Entwickelung des Ortsſinns, des Perſonenſinns, des Sprachſinns, des Zahlenſinns, des Ordnungsſinns, des Tonſinns, des Farbenſinns; Unkenntniß der Mechanik, der Architektur, überhaupt der ſchönen Künſte; ſtarke Entwickelung des Vergleichungsſinnes, des Schlußvermögens, der Induction, der Beobachtungsgabe, der Beharrlichkeit.

Gall's Schriften ſind: 1) Philoſophiſch-mediciniſche Unterſuchungen über Natur und Kunſt im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen. (Wien 1791.) Mit neuem Titel. (Leipzig 1800.) 2) Introduction au cours de physiologie du cerveau. (Paris 1808.) 3) Recherches sur le système nerveux en général et sur celui du cerveau en particulier. (Paris 1809. 4.) (Dieſe Arbeit trägt den gemeinſchaftlichen Namen von Gall und Spurzheim. Sie erſchien auch teutſch: Unterſuchungen über die Anatomie des Nervenſyſtems im Allgemeinen und des Gehirns insbeſondere. 2 Theile. (Paris und Straßburg 1809. 1812.) 4) Anatomie et Physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier, avec des observations sur la possibilité de reconnaître plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux par la configuration de leurs têtes. (Paris 1810—1819. 4 Voll. in 4. ou in Fol.) Avec un Atlas de cent Planches gravées. Der erſte und zweite Band trägt auch zugleich den Namen Spurzheim's. Der hohe Preis des Werkes veranlaßte Gall, eine Ausgabe in ſechs Bänden in Octav zu veranſtalten, in welcher der Atlas und die allgemeine Beſchreibung des Nervenſyſtems und des Gehirns insbeſondere weggelaſſen ſind. Die einzelnen Bände dieſer Ausgabe haben wieder beſondere Titel: Tom. 1. Sur l'origine des qualités morales et des facultés intellectuelles de l'homme, et sur les conditions de leur manifestation. 1822. Tom. 2. Sur l'organe des qualités morales et des facultés intellectuelles, et sur la pluralité des organes cérébraux. 1822. Tom. 3. Influence du cerveau sur la forme du crane. 1823. Tom. 4 et 5. Organologie, ou Exposition des Instincts, des penchants, des sentiments et des talents. 1823. Tom. 6. Revue critique de quelques ouvrages anatomico-physiologiques, et exposition d'une nouvelle philosophie des qualités morales et des facultés intellectuelles. 1825. (Die Schrift: Des dispositions innées de l'âme et de l'esprit, du matérialisme, du fatalisme et de la liberté morale, avec des réflexions sur l'éducation et sur la législation criminelle (Paris 1811.) iſt nur ein beſonderer Abdruck eines Abſchnittes aus dem großen Werke, den er wegen des Vorwurfs materialiſtiſcher Principien veranſtaltete.) 5) Die Artikel Cerveau und Crâne im Dictionnaire des Sciences médicales.

An Gall's Namen knüpft ſich am natürlichſten die Beſprechung jenes Wiſſenszweiges, der zuerſt

Gall's Schädellehre, oder Schädellehre ſchlechthin (Craniologie, Cranioscopia) genannt wurde, dann auch wol als Organenlehre (Organologie) oder Schädelphyſiognomik bezeichnet worden iſt, welchen paſſenden Bezeichnungen aber die Anhänger dieſer Lehre jetzt

Digitized by Google

allgemein den blendenden Namen der *Phrenologie*, d. h. Seelenlehre (von φρήν, φρενός, Seele, als Sitz des Verſtandes) ſubſtituirt haben [1]).

Die Kranioſkopie oder Phrenologie kündigt ſich als die Wiſſenſchaft oder die Kunſt an, aus beſtimmten, äußerlich am Schädel bemerkbaren Erhöhungen (respective Nichterhöhungen) die urſprüngliche Seelenanlage und die ſeeliſche Wirkſamkeit eines Menſchen zu beſtimmen. Sie hat eine rein empiriſche Grundlage. Gall hat es in ſeinen Vorleſungen ſtets hervorgehoben, daß er die einzelnen (hypothetiſchen) Seelenorgane blos durch Zuſammenſtellung und Vergleichung des Ähnlichen und Gleichartigen an unzähligen Schädeln, Büſten und Portraits ausgezeichneter Perſonen, ſowie an Thierſchädeln entdeckt und durch langwierige Erfahrungen berichtigt habe. Auch wird in den phrenologiſchen Lehrbüchern bei jedem aufgeführten Seelenvermögen immer angegeben, wie Gall ſelbſt oder ſeine Anhänger durch beſtimmte Beobachtungen dazu gekommen ſind, daſſelbe an eine beſtimmte Schädelſtelle zu verſetzen. Gall erzählt, wie er ſchon als Knabe zur Kranioſkopie hingedrängt wurde durch die Beobachtung, daß mehre Mitſchüler, von denen er im Auswendiglernen übertroffen wurde, ſich durch hervortretende Augen auszeichneten.

Gall legte ſeinem der Beobachtung erwachſenen Syſteme folgende Sätze zu Grunde:

1) Es gibt im Menſchen und in den Thieren angeborene Anlagen und Neigungen. Durch Erziehung und

---

1) Die Literatur der Kranioſkopie umfaßt, außer den angeführten eigenen Schriften Gall's: L. F. Froriep, Darſtellung der ganzen, auf Unterſuchungen der Verrichtungen des Gehirns gegründeten, Theorie der Phyſiognomik des Dr. Gall. (Weimar 1802.) W.....r (J. Ad. Walther), Kritiſche Darſtellung der Gall'ſchen anatomiſch-phyſiologiſchen Unterſuchungen des Gehirn- und Schädelbaues. (Zürich 1802.) Deſſelben Neue Darſtellungen der Gall'ſchen Gehirn- und Schädellehre u. ſ. w. (München 1804.) *Ch. Villers*, Lettre à G. Cuvier sur une nouvelle théorie du cerveau par Gall. (Metz an 10.) (Gall's Darſtellung des Gehirns, als Organ der Seelenfähigkeiten und Gemüthseigenſchaften, überſetzung mit Zuſätzen. [Wien und Leipzig 1803.]) J. Ad. Bergk, Bemerkungen und Zweifel über die Gehirn- und Schädeltheorie des Dr. Gall. (Leipzig 1803.) J. K. F. Leune, Entwickelung der Gall'ſchen Theorie über das Gehirn. (Leipzig 1803.) Fr. H. Martens, Leichtfaßliche Darſtellung der Gehirn- und Schädellehre und der daraus entſpringenden phyſiologiſchen und pſychologiſchen Folgerungen des Dr. Gall. (Leipzig 1803. 4.) J. D. Metzger, Über den menſchlichen Kopf in anthropologiſcher Rückſicht, nebſt einigen Bemerkungen über Gall's Hirn- und Schädeltheorie. (Königsberg 1803.) J. G. Walter, Etwas über Gall's Hirnſchädellehre. (Berlin 1803. Zweiter Theil ebendaſ. 1805.) K. H. Schundenius (Dzondi), Die Organe des Gehirns nach Dr. Gall's Beobachtungen. Eine Vorleſung. (Wittenberg 1804.) G. H. E. von Selpert, Gall's Vorleſungen über die Verrichtungen des Gehirns. (Berlin 1804.) Ausführliche Darſtellung des Gall'ſchen Syſtems der Schädellehre, nach den neueſten Vorleſungen des Herrn Dr. Gall bearbeitet. (Magdeburg 1805.) C. H. E. Biſchoff, Darſtellung der Gall'ſchen Gehirn- und Schädellehre, nebſt Bemerkungen von Dr. C. W. Hufeland. (Berlin 1805.) (Vermehrte Auflage 1806. Traduit en français sur la seconde Edition, avec des notes, par *Germain Barbeguière*. [Berlin 1806.]) Gall's Lehre über die Verrichtungen des Gehirns, nach deſſen zu Dresden gehaltenen Vorleſungen. (Von K. A. Blöde.) (Dresden 1805.) Arnold, Gall's Syſtem des Gehirn- und Schädelbaues. (Erfurt 1805.) G. A. Flemming, Ideen zu einer künftigen Beurtheilung der Gall'ſchen Unterſuchungen über die Verrichtungen des Gehirns. (Berlin 1805.) A. E. Keßler, Prüfung des Gall'ſchen Syſtems der Hirn- und Schädellehre. (Jena 1805.) H. Steffens, Drei Vorleſungen über Gall's Organenlehre. (Halle 1805.) J. F. Ackermann, Die Gall'ſche Hirn-, Schädel- und Organenlehre, vom Geſichtspunkte der Erfahrung aus beurtheilt und widerlegt. (Heidelberg 1806.) Beantwortung der Ackermann'ſchen Beurtheilung und Widerlegung u. ſ. w., von einem Schüler des Herrn Dr. Gall und von ihm ſelbſt berichtigt. (Halle 1816.) C. Bartel's Anthropologiſche Bemerkungen über das Gehirn und den Schädel des Menſchen, mit beſtändiger Beziehung auf die Gall'ſchen Entdeckungen. (Berlin 1806.) J. C. W. Himly, Erörterung des Gall'ſchen Verſuchs einer Gehirnlehre, nach ſeinem pſychologiſchen Gehalte. (Halle 1806.) *J. R. Demangeon*, Physiologie intellectuelle, ou Développement de la doctrine du Professeur Gall. (Paris 1806. Sec. Ed. 1808.) *A. Moreschi*, Sul sistema cranioscopico. (Bologna 1807.) W. Huber, Gall's Lehre und das Geſetz der Gewohnheit. (Baſel 1808.) *J. B. Nacquart*, Traité sur la nouvelle physiologie du cerveau, ou Exposition de la doctrine de Gall sur la structure et les fonctions de cet organe. (Paris 1808.) *J. Verdier*, La Cranomancie du Docteur Gall anéantie au moyen de l'anatomie et de la physiologie de l'âme. (Paris 1808. 12.) *G. Spurzheim*, Observations sur la Phrénologie ou la connaissance de l'homme moral et intellectuel fondée sur les fonctions du système nerveux. (Paris 1818.) *George Combe*, Essays on Phrenology. (Edinb. 1819.) (Die zweite Ausgabe erſchien unter dem Titel: System of Phrenology [Edinb. 1825.]; jetzt iſt bereits die ſiebente Ausgabe erſchienen: Syſtem der Phrenologie, überſetzt von Hirſchfeld. [Braunſchweig 1833.] Combe iſt übrigens nicht Arzt, ſondern Juriſt.) *George Combe*, Elements of Phrenology. (Edinb. 1824. 12.) *Carl Otto*, Phrenologien eller Gall's og Spurzheim's Hjerne- og Organlaere. (Kjöbenhavn 1825.) *G. Spurzheim*, Essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme. (Paris 1826.) *Thomas Stone*, Evidences against the System of Phrenology. (Edinb. 1828.) *Id.*, Observations on the phrenological developement of Burke, Hare and other atrocious murderers. (Edinb. 1829.) *George Combe*, The constitution of Man; considered in relation to external objects. (Edinb. 1828.) (Das Weſen des Menſchen und ſein Verhältniß zur Außenwelt. Aus dem Engliſchen von Hirſchfeld. [Bremen 1838.]) *Id.*, Answer to Observations on the Phrenological developement of Burke etc. (Edinb. 1829.) *Th. Poupin*, Esquisses phrénologiques et physiognomiques ou Psychologie des Contemporains les plus célèbres. 2 Voll. (Paris 1836.) Rich. Chenevix, Über Geſchichte und Weſen der Phrenologie. Aus dem Engliſchen überſetzt von Bernhard Cotta. (Dresden 1838.) R. R. Noël, Einige Worte über Phrenologie. (Dresden 1839.) Derſelbe, Grundzüge der Phrenologie, oder Anleitung zum Studium dieſer Wiſſenſchaft. (Dresden und Leipzig 1842.) Grohmann, Unterſuchungen der Phrenologie. (Grimma 1842.) G. v. Struve, Die Phrenologie in und außerhalb Teutſchland. (Heidelberg 1843.) Derſelbe, Die Geſchichte der Phrenologie. (Heidelb. 1843.) Derſelbe, Handbuch der Phrenologie. (Leipzig 1845.) M. Caſtle, Phrenologiſche Analyſe des Charakters des Herrn Dr. Juſtinus Kerner. (Heidelberg 1844.) Phrenologiſche Briefe in der Augsb. Allgem. Zeitung. 1844. Nr. 80—123. G. H. Meyer, Die Phrenologie vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus beleuchtet. (Tübingen 1844.) Hirſchfeld, Umriſſe der Phrenologie. (Bremen 1844.) M. Caſtle, Die Phrenologie. (Stuttgart 1845.) B. Cotta, Gedanken über Phrenologie. (Dresden und Leipzig 1845.) *Flourens*, Examen de la Phrénologie. 2me Ed. (Paris 1845. 12.) *J. Fossati*, Manuel pratique de Phrénologie, ou Physiologie du cerveau. (Paris 1845. 12.) *J. B. Mége*, Principes fondamentaux de la Phrénologie. (Paris 1845.) *Daniel Noble*, The brain and its physiology; a critical disquisition on the methods of determining the relations subsisting between the structure and functions of the encephalon. (Lond. 1846.) (Iſt ein Lehrbuch und zugleich auch eine Apologie der Phrenologie.)

Digitized by Google

geſellſchaftliche Bildung, überhaupt durch die äußern Eindrücke können ſie noch mehr entwickelt und vervollkommnet werden; ſie werden aber keineswegs erſt hierdurch erzeugt und eingepflanzt. Bei Mangel äußern Anreizes können dieſe Anlagen aber auch unterdrückt werden. Das Angeborenſein bezieht ſich übrigens nicht blos auf jene Individualitäten, welche ſich durch einzelne Seelenthätigkeiten vor allen andern auszeichnen; vielmehr gibt es für alle Geiſtes- und Gemüthskräfte eine quantitativ verſchiedene Anlage. Als Regel muß man aber feſtſetzen, daß alle Menſchen urſprünglich die homologen Anlagen beſitzen.

2) Den angebornen Anlagen ſind einzelne Organe beigegeben. Jede Kraft, alſo auch eine Seelenkraft, bedarf zu ihrer Wirkſamkeit eines Organes; es muß mithin ſo viele Seelenorgane geben, als angeborene Anlagen vorkommen.

3) Die Seelenorgane haben ihren Sitz im Gehirne. Durch den Mangel des Gehirns bei den niedern Thierclaſſen und bei den Misgeburten wird nicht das organiſche Leben, wol aber das Seelenleben ausgeſchloſſen. Wenn bedeutende Zerſtörungen und Verletzungen des Gehirns manchmal anſcheinend ohne alle Störung der Seelenthätigkeiten ertragen werden, ſo findet dieſes in der Symmetrie und in der Duplicität der Gehirntheile ſeine Erklärung. Denn die Einheit des Bewußtſeins braucht durch dieſe Duplicität nicht geſtört zu werden, wie das Beiſpiel der Sinnesorgane lehrt.

4) Das Gehirn iſt nicht als Ganzes Organ des animaliſchen Lebens, ſondern es iſt aus ſo vielen Organen zuſammengeſetzt, als es beſondere urſprüngliche Triebe und Anlagen der Seele gibt. Schon die Analogie ſpricht für dieſen Satz. Wie den verſchiedenen Sinnesenergien verſchiedene Organe dienen, ſo werden auch den höhern thieriſchen Kräften beſondere Organe zugewieſen ſein. Für die Beſonderheit der Gehirnorgane ſprechen dann noch folgende Gründe: a) Der Menſch kann mit den Gegenſtänden des Denkens und der Aufmerkſamkeit überhaupt abwechſeln und dadurch der geiſtigen Ermüdung vorbeugen, was bei Ungetrenntheit der Seelenorgane nicht wohl möglich wäre. Es ſcheint hier ein ähnliches Verhältniß obzuwalten, wie bei der abwechſelnden Anſtrengung einzelner Muskelpartieen. b) Da das Gehirn bei verſchiedenen Individuen im Ganzen einerlei Geſtalt und Structur beſitzt und nur in der Größe der einzelnen Windungen oder der ganzen Halbkugeln ſich Verſchiedenheiten zeigen, ſo müßten alle Menſchen die gleichen Anlagen haben, falls das Gehirn ein allgemeines Seelenorgan wäre. c) Da ſich die meiſten in den einzelnen Thiergattungen zerſtreuten Anlagen beim Menſchen wieder finden, ſo läßt ſich annehmen, daß im Menſchengehirne auch die beſondern organiſchen Eigenſchaften vereinigt ſind, welche einzeln in den Thiergehirnen auftreten, daß alſo das Menſchengehirn einen zuſammengeſetzten Organismus bildet. d) Da die Anlagen des Menſchen nicht gleichzeitig, ſondern in einer den Lebensaltern entſprechenden Succeſſion auftreten, ſo iſt vorauszuſetzen, daß denſelben beſondere Organe zu Grunde liegen. e) Einzelne Anlagen können durch krankhafte Affection verloren gehen, z. B. das Wortgedächtniß, das Zahlengedächtniß; andere können durch ähnliche Verhältniſſe erweckt werden: dies deutet ebenfalls auf organiſche Beſonderheiten. f) Nur bei der Annahme beſonderer Seelenorgane im Gehirne laſſen ſich manche Erſcheinungen des partiellen Schlafs und Wachens, des Träumens, der Viſionen, der Ekſtaſe, des Rauſches u. ſ. w. erklären.

5) Die einzelnen Gehirnorgane prägen ſich an der Oberfläche des Gehirns aus. Die anatomiſche Zergliederung weiſt nämlich nach, daß die Nervenbündel des Rückenmarks und Gehirns bis zur Oberfläche des letztern vordringen, und hier zu einer mit grauer Subſtanz belegten gefalteten Membran, den Hirnwindungen, zuſammengruppirt ſind. Die Hirnwindungen ſind alſo zwar nicht die Hirnorgane ſelbſt, aber doch deren peripheriſche Begrenzungsſchicht, und wenn eine Anlage, und damit auch das zugehörige Gehirnorgan ſtärker entwickelt iſt, ſo wird ſich eine Erhöhung an der betreffenden Stelle der Gehirnoberfläche zeigen.

6) Die auf der Oberfläche des Gehirns ſich ausdrückenden Organe bewirken eine entſprechende Conformation der Schädeloberfläche, d. h. den Gehirnerhabenheiten entſprechen auch Schädelerhabenheiten. Der Schädel wird vom erſten Entſtehen bis zum ſpäteſten Alter von Innen her immer vom Gehirn berührt und nimmt ſomit die Form des Gehirns an; die äußere Platte des Schädels aber läuft mit der innern im geſunden Zuſtande parallel.

7) Von äußern Erhabenheiten des Schädels kann man daher auf entſprechende Erhöhungen an der Oberfläche des Gehirns und auf die ſtärkere Entwickelung der an dieſen Stellen liegenden Hirnorgane einen Schluß machen.

In Betreff der verſchiedenen Seelenvermögen bemerkt Gall, daß man für das Vorſtellungsvermögen, das Gedächtniß, das Beurtheilungsvermögen, die Phantaſie keine beſondern Organe ſuchen dürfe, dieſelben kommen jedem einzelnen Geiſtesvermögen zu, und bezeichnen nur die niedern und höhern Grade ihrer Vollkommenheit und Selbſtändigkeit. Beim Tonſinne z. B. wird durch den niedrigſten Grad der Entwickelung, durch das Vorſtellungsvermögen, die Fähigkeit bedingt, Töne zu unterſcheiden, der höhere Grad iſt das Gedächtniß, nämlich die Fähigkeit, die Töne zu behalten und wieder hervorzubringen, ein noch höherer Grad iſt das muſikaliſche Urtheil, nämlich die Fähigkeit, das Verhältniß der Töne unter einander einzuſehen und zu beurtheilen, der höchſte Grad endlich, die Einbildungskraft oder Phantaſie, beſteht darin, Töne in allen Verhältniſſen und Reihenfolgen als Melodie und Harmonie ſelbſtthätig zu ſchaffen und zu ordnen. — Auch das Begehrungsvermögen iſt kein ſelbſtändiges Vermögen, ſondern es tritt nur als Modification der einzelnen Geiſtesvermögen auf. So wird z. B. das Organ des Tonſinnes, je nach dem Grade ſeiner Entwickelung und Cultivirung, auch mehr oder weniger nach Tönen und den durch ſie erregten Vorſtellungen und Empfindungen verlangen, und dieſes Verlangen wird durch öftere Befriedigung zur Begierde und endlich zur Leidenſchaft geſteigert werden. — Bewußtſein und Vernunft beſitzen ebenſo wenig beſondere Organe. Von den verſchiedenen Vermögen ſoll keins die andern ganz verdunkeln oder unterdrücken, alle

Digitized by Google

ſollen mit Bewußtſein thätig ſein. — Ebenſo wenig kann es ein Organ des Gewiſſens geben. Man hat aber ein natürliches angeborenes und ein künſtliches, poſitives Gewiſſen zu unterſcheiden. Jenes hängt von den angeborenen Neigungen ab: es beſteht in dem unangenehmen Gefühle, welches aus dem Widerſpruche unſerer Handlungen mit den herrſchenden natürlichen Neigungen hervorgeht. Das künſtliche Gewiſſen wird durch Erziehung, Unterricht und Geſetzgebung in cultivirten Staaten gebildet, und beſteht in dem unangenehmen Gefühle, welches der Widerſpruch unſerer Neigungen und Triebe mit den poſitiven Geſetzen hervorruft. — Aufmerkſamkeit, Luſt und Unluſt ſind blos verſchiedene Richtungen bei der Thätigkeit der inſtinctiven Triebe.

Gall war zuerſt geneigt, ein Organ der Lebenskraft an der Stelle anzunehmen, wo ſich im verlängerten Marke die Stränge der rechten und linken Seite kreuzen. Die Verletzung dieſer Stelle iſt am raſcheſten lethal; daher Fleiſcher und Jäger, ebenſo Raubthiere das Leben der Thiere an dieſer Stelle angreifen. Er gab aber dieſe Idee bald auf, indem er ſich davon überzeugte, daß überall, wo Organiſation angetroffen wird, auch Lebenskraft beſteht. Übrigens liegen jener Stelle am nächſten diejenigen Organe, welche auf die phyſiſche Erhaltung des Geſchlechts und des Individuums berechnet ſind; entfernter davon liegen jene Organe, welche rein geiſtigen Zwecken dienen.

Die Organe, welche der Menſch mit den Thieren gemein hat, liegen an der gleichen Stelle bei den Thieren und beim Menſchen. Die Organe, deren Verrichtungen in einer nähern Verwandtſchaft zu einander ſtehen, liegen auch mehr oder weniger nachbarlich bei einander.

Da die Kranioſkopie nicht von einem fertigen pſychologiſchen Syſteme ausging, für deſſen vorausbezeichnete Seelenvermögen ebenſo viele kranioſkopiſche Organe ausfindig zu machen waren, ſondern nur jene Seelenkräfte als reel beſtehend annimmt, für welche ſie erfahrungsmäßig ein Organ entdeckt zu haben glaubt, ſo kann man es nicht als einen Mangel derſelben geltend machen, ſondern es nur ſehr erklärlich finden, daß die Kranioſkopie vom erſten Auftreten an bis jetzt Veränderungen erlitten hat in Betreff der Zahl der angenommenen Organe nicht nur, ſondern auch hinſichtlich des Weſens einzelner Organe. Gall ſelbſt hat ſich hin und wieder im Verlauf der Zeit reformirt; beſonders aber hat Spurzheim, Gall's früherer Mitarbeiter, mehrfache neue Organe eingeführt. Das jetzige phrenologiſche Syſtem iſt daher in mehrfacher Beziehung ein anderes, als das frühere Gall'ſche, und es wird paſſend ſein, eine Überſicht beider zu geben. Da übrigens die Baſis des ganzen Syſtems dabei unverändert geblieben iſt, ſo gelten die ſpäter zu erwähnenden Einwürfe ebenſo wol dem engern Gall'ſchen Syſteme, als der erweiterten Phrenologie.

Als das urſprünglich Gall'ſche Syſtem kann man wol jenes bezeichnen, welches derſelbe im J. 1805 auf ſeiner Reiſe in Teutſchland in ſeinen Vorleſungen vortrug. In den zu Dresden gehaltenen Vorleſungen hatte er für folgende 27 Thätigkeiten die Gehirnorgane localiſirt:

1) Fortpflanzungstrieb oder Geſchlechtsliebe liegt als ein paariges Organ oben im Nacken, hinter und über dem Hinterhauptsloche. Die Hemiſphären des kleinen Gehirns repräſentiren dieſes Organ.

2) Kinderliebe oder Jungenliebe liegt oberhalb des Fortpflanzungstriebes an der Schuppe des Hinterhauptbeins, und iſt äußerlich ein unpaares querliegendes Organ. Ihm entſprechen die Enden der Hinterlappen von den Hemiſphären des großen Gehirns, oberhalb des Tentorium cerebelli. Dieſes Organ iſt nach Gall beſonders ſtark beim weiblichen Geſchlechte entwickelt, und der weibliche Schädel bekommt durch daſſelbe eine eigne Zuſpitzung nach Hinten; der Längsdurchmeſſer des Schädels wird bedeutender, ſodaß man nach dieſer Schädelform ſchon das Geſchlecht Neugeborner zu beſtimmen im Stande iſt. Bei Kindesmörderinnen fand Gall dieſe Stelle des Schädels wie abgeſchnitten.

3) Erziehungsfähigkeit, Bildungsfähigkeit (in intranſitivem Sinne), Sachſinn, nämlich das Vermögen, durch die aufgenommenen Eindrücke der Außenwelt modificirt oder gebildet zu werden, ein äußerlich unpaares Organ, liegt in Form eines Dreiecks, deſſen Baſis nach Oben gerichtet iſt, über der Naſenwurzel, an der Glabella des Stirnbeins. An dieſes Organ iſt die Zahmheit und Zähmbarkeit der Thiere geknüpft; das zahme und das wilde Schwein unterſcheiden ſich in Betreff ſeiner ſehr auffallend von einander. Ihm entſprechen die vordern Enden der Vorderlappen beider Hemiſphären des großen Gehirns.

4) Ortsſinn liegt ſeitlich über der Naſenwurzel, am innern Ende des Augenbrauenbogens, neben der Erziehungsfähigkeit. Die Bezeichnung dieſes Vermögens als Ortsgedächtniß iſt nicht ausreichend, denn es vermittelt die Fähigkeit, Verhältniſſe des Raums überhaupt aufzufaſſen. Seine Entwickelung bedingt die Neigung zu allen Wiſſenſchaften und Künſten, wobei es auf Beobachtung, auf Ausmeſſung und Darſtellung der Verhältniſſe des Raums ankommt. Bei Thieren bewirkt es die Neigung zum Wandern. An der genannten Stelle findet man bei Reiſenden, bei Aſtronomen, bei tüchtigen Landſchaftsmalern und Militairs eine Erhöhung.

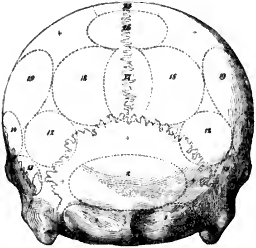
5) Perſonenſinn liegt hinter dem obern Augenhöhlenrande am innern Augenwinkel und hat einen ſehr geringen Umfang. Bei Perſonen, welche im ausgezeichneten Grade die Fähigkeit beſitzen, Perſonen zu unterſcheiden und wieder zu erkennen, hat das Auge durch die Entwickelung dieſes Organes eine eigne Stellung. Es iſt vom innern Augenwinkel heraus etwas nach Unten und Außen gedrückt.

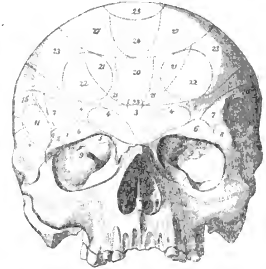
6) Farbenſinn liegt auf der Mitte des Augenbrauenbogens, nach Außen vom Ortsſinne. Dieſe Stelle trifft man gewölbt bei ausgezeichneten Malern, bei Blumenliebhabern, bei Frauen, denen die Wahl der Farben bei ihren Modeangelegenheiten und bei ihren Stickereien ſehr am Herzen liegt.

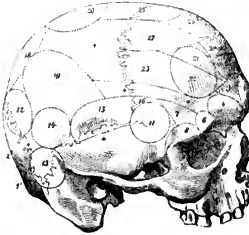
7) Tonſinn liegt nach Außen und Oben vom Farbenſinne, am äußern Winkel des Augenbrauenbogens, und zieht ſich bald mehr nach der Schläfe hin, bald mehr nach

Digitized by Google

Gall's Gehirnorgane nach ſeinen im Jahre 1805 gehaltenen Vorleſungen.







1. Fortpflanzungstrieb.
2. Kinderliebe.
3. Erziehungsfähigkeit.
4. Ortſinn.
5. Perſonenſinn.
6. Farbenſinn.
7. Tonſinn.
8. Zahlenſinn.
9. Wortſinn.
10. Sprachſinn.
11. Kunſtſinn.
12. Anhänglichkeit.
13. Raufſinn.
14. Würgſinn.
15. Schlauheit.
16. Diebsſinn.
17. Höheſinn.
18. Eitelkeit.
19. Bedächtlichkeit.
20. Vergleich. Scharfſinn.
21. Tiefſinn.
22. Witz.
23. Inductionsvermögen.
24. Gutmüthigkeit.
25. Theoſophie.
26. Beharrlichkeit.
27. Darſtellungsvermögen.

Digitized by Google

der Stirn hinauf. Durch ſtarke Entwickelung dieſes Sinnes bekommt die Stirn zu beiden Seiten etwas Eckiges. Man findet dieſe Erhabenheit bei großen Muſikern, bei den Singvögeln, desgleichen bei den die Stimme nachahmenden Vögeln, bei Papageien, Elſtern, Raben. Das Organ des Tonſinns ſcheint auch den Rhythmus mit zu umfaſſen.

8) Zahlenſinn, den man vielleicht richtiger den Sinn für Zeitverhältniſſe nennen könnte, liegt über der Augenhöhle, nach Außen vom Farbenſinn und unterhalb des Tonſinns. Durch ſtarke Entwickelung dieſes Organs bekommen die Augen eine Stellung, als würden ſie ſchief nach Innen gedrückt, und der äußere Theil des Augenbrauenbogens erſcheint ſchief herabgezogen. Die Büſten von Newton, von Euler, von Käſtner zeigen dieſe Erhabenheit.

Alle, von 3 bis 8 angeführte, Organe liegen alſo am vordern Ende und an der vordern Fläche des vordern Hirnlappens. Die beiden folgenden Organe liegen an der unteren Fläche des vordern Hirnlappens.

9) Wortſinn, Wortgedächtniß, liegt am Augenhöhlendache nach Hinten. Bei ſtarker Entwickelung dieſes Organs ſind die Augen nieder- und vorwärts gedrückt, als ſogenannte Glotzaugen. Manche berühmte Schauſpieler, Sammler, Gedächtnißgelehrte beſitzen dieſes Organ.

10) Sprachſinn, nämlich die Fähigkeit, raſch in den Genius einer Sprache einzudringen, ſeine Vorſtellungen und Empfindungen einem andern richtig und deutlich mitzutheilen, liegt am Augenhöhlendache nach Vorn, und zwar zwiſchen dem Wortſinne nach Hinten, dem Farbenſinne nach Vorn und Oben. Durch ſtärkere Entwickelung dieſes Organes wird das Auge tief abwärts unter den Augenbrauenbogen gedrückt. Bei einer Frau, die im vollen Beſitze ihrer Seelenkräfte war, aber nicht ſprechen lernte, fand Gall die Augenhöhlenplatte an derjenigen Stelle, wo das Organ des Sprachſinns liegt, höher als gewöhnlich nach Aufwärts gewölbt, alſo eine förmliche Negation des Sprachſinns. Eine ſtärkere Entwickelung dieſer Stelle fand Gall bei großen Sprachforſchern und bei Perſonen, die ſich durch leichtes Erlernen von Sprachen auszeichneten. Auch bei Thieren findet man dieſes Organ entwickelt, die ſich durch Töne ihres Gleichen verſtändlich machen, z. B. bei Nachtigallen, bei Grasmücken (Bouilland in Paris hat im J. 1827 in einer der pariſer mediciniſchen Akademie vorgelegten Abhandlung eine Reihe von Fallen mitgetheilt, in denen bei Perſonen, deren Sprache verloren oder krankhaft verändert war, Desorganiſationen in den vordern Gehirnlappen gefunden wurden; er glaubte dadurch Gall's Localiſirung des Sprachſinns beſtätigen zu können. Cruveilhier konnte aber eine andere Reihe von Fällen dagegen aufſtellen, wo eine Desorganiſation der vordern Gehirnlappen ohne Einfluß auf die Sprache geblieben war).

11) Kunſtſinn liegt an der Seite des Stirnbeins im Bereiche der Schläfengrube, neben und hinter dem Tonſinn und dem Zahlenſinn. Man findet dieſes Organ bei Perſonen entwickelt, welche ſich durch mechaniſche Fertigkeiten auszeichnen. Auch trifft man es bei Thieren an, welche über oder unter der Erde künſtliche Baue aufführen.

12) Freundſchaftliche Anhänglichkeit, Treue, liegt vor und über dem Organ der Kinderliebe, im Bereiche des Scheitelbeins gleich vor der Sutura lambdoidea. Von dieſem Organe hängt der Geſelligkeitstrieb des Menſchen und der Thiere, die Tugend der treuen Anhänglichkeit ab. Es kann daher auch bei moraliſch ſchlechten Individuen entwickelt vorkommen, z. B. bei Räubern. Bei Pudeln, bei Dachshunden fand Gall dieſe Erhöhung entwickelt.

13) Raufſinn, Muth, liegt am untern hintern Winkel des Scheitelbeines, oberhalb des Zitzentheils des Schläfebeins. An den Schädeln ſolcher, die auf der Univerſität als Renomiſten berühmt waren, an den Schädeln mancher wilden Gaſſenjungen in Wien, am Schädel des berühmten General Wurmſer fand Gall dieſes Organ entwickelt. Der Schädel wird dadurch nach Hinten zu breiter. Daher auch das breite Auseinanderſtehen der Ohren bei muthigen Pferden.

14) Würgſinn liegt im Bereiche des Scheitelbeins, gleich oberhalb der Schuppennaht, vor und zwiſchen der Anhänglichkeit und dem Raufſinne. Bei Raubthieren, beſonders des Hunde- und Katzengeſchlechts, beſitzt der Schädel an dieſer Stelle eine Erhöhung; der Würgſinn iſt hier ein wegen Friſtung des Lebens angeborner Trieb. Die Erhabenheit, welche dieſes Organ charakteriſirt, findet ſich auch bei Kindsmörderinnen, bei Soldaten. Gradationen dieſes Triebes ſind beim Menſchen: Gleichgültigkeit beim Leiden anderer Geſchöpfe, Wohlgefallen an der Ermordung von Thieren, Trieb zum Morde ſelbſt und blinde Zerſtörungswuth.

15) Schlauheit liegt in der Schläfegegend, oberhalb des Ohres, im Bereiche des untern Theils des Scheitelbeines; das Organ zieht ſich vom Zerſtörungstriebe aus der Länge nach nach Vorn. Unter den Thieren findet man dieſes Organ bei ſolchen entwickelt, welche Liſt zur Erlangung ihrer Beute anwenden, bei Fuchs, Iltis, Marder, Katze. Die Entwickelung dieſes Sinnes beim Menſchen gibt im guten Sinne das savoir faire, die Klugheit, im ſchlechten Sinne veranlaßt ſie Falſchheit, Schleicherei und Bosheit, Hang zur Unwahrheit u. ſ. w. Man kann daher dieſes Organ bei klugen Feldherren, Miniſtern, Diplomaten, bei guten Schauſpiel- und Romandichtern entwickelt finden.

16) Diebsſinn liegt vorderhalb der Schlauheit und ſcheint nur eine weitere Ausbildung derſelben zu ſein. Gegen die Aufſtellung dieſes Organes wurde ſchon ſehr bald der Einwand erhoben, daß man das Stehlen nicht als eine urſprüngliche Anlage aufführen könne, weil es erſt durch die geſellſchaftliche Verbindung der Menſchen, alſo durch den Begriff des Eigenthums, möglich iſt. Gall bemerkt aber, daß es Thiere gibt, und erwieſener Maßen auch Menſchen, welche ohne alle eigennützige Zwecke fremden Beſitz ſich aneignen, die alſo blos einem unwiderſtehlichen Triebe dabei folgen. Es wurde dann auch der beſſere Name Eigenthumsſinn gewählt, der erſt in der Entartung zum Diebsſinne wird. Durch Demonſtration dieſes Sinnes an der Bevölkerung der Zuchthäuſer, z. B. in Torgau, verſchaffte Gall ſeiner Lehre einen großen Credit.

17) Höheſinn liegt als äußerlich unpaares Organ hinten in der Pfeilnaht der beiden Scheitelbeine, vor der

Digitized by Google

Lambdanaht. Auf die Entdeckung dieſes Organes kam Gall durch eine Erhöhung dieſer Stelle bei einem Bettler, der ſich von Jugend auf für zu vornehm gehalten hatte, um von andern Lehre und Unterricht anzunehmen. Die gleiche Erhöhung fand er dann in Irrenhäuſern bei Hochmuthsnarren, welche ſich für Könige, für Generale u. ſ. w. hielten. Er wollte es daher Anfangs als Organ des Hochmuths bezeichnen. Da er aber dann an dem nämlichen Orte eine Erhöhung fand bei Perſonen, die nichts weniger als hochmüthig, ſondern nur Freunde phyſikaliſcher Höhe waren, die gern Berge und Höhen erkletterten, desgleichen bei Kindern, die gern kletterten, endlich auch bei Thieren, die auf Höhen leben, z. B. bei der Gemſe, beim Gebirgsreh, beim Adler, ſo wählte er dann den Namen Höheſinn, um beiderlei Richtungen zu bezeichnen.

18) **Ruhmſucht, Eitelkeit**, liegt rechts und links neben dem Höheſinn. Gall fand dieſe zwei Erhabenheiten öfter bei Weibern als bei Männern. In Irrenhäuſern fand er an der genannten Stelle die Erhöhungen bei angeblichen Königen, Fürſten, Prinzeſſinnen u. ſ. w.

19) **Bedächtlichkeit**, liegt in großer Ausdehnung im Bereiche des Scheitelbeines, nach Hinten und etwas nach Unten, da wo der Scheitelbeinhöcker iſt. Es grenzt an die Ruhmſucht nach Oben, an die Anhänglichkeit nach Hinten, an den Würgſinn und die Schlauheit nach Unten. Unter den Thieren findet man dieſes Organ bei der Gemſe, beim Reh ausgebildet, ferner bei ſolchen, die des Nachts auf Raub ausgehen, bei der Fiſchotter, beim Uhu. Man beobachtet es bei Menſchen, die mit vieler Umſicht, mit genauer Erwägung aller Umſtände, daher mit Unentſchloſſenheit und Langſamkeit zu Werke gehen. Die zu ſtarke Entwickelung veranlaßt Kleinmuth und jene mistrauiſche Furcht, welche ſich bei Melancholiſchen wol bis zum Selbſtmorde ſteigert. Der Schädel bekommt dadurch nach Hinten zu ein viereckiges Ausſehen. Menſchen, deren Schädel an dieſer Stelle ganz abfällt, machen ſich durch eine unüberlegte, leichtſinnige Handlungsweiſe bemerklich.

Die von 11—19 aufgeführten Organe liegen im Bereiche des mittlern und hintern Hirnlappens, gleich dem unter Nr. 2 aufgeführten Organe.

20) **Vergleichender Scharfſinn**, liegt in der Mitte der Stirn, oberhalb der Erziehungsfähigkeit oder des Sachſinns. Gall verſteht darunter die Fähigkeit, die Menſchen durch treffende Gleichniſſe, durch Bilder und Parabeln von ſeiner Meinung zu überzeugen; er fand die betreffende Erhabenheit mehrmals bei ſalbungsvollen, populären Predigern.

21) **Tiefſinn, metaphyſiſcher Scharfſinn, Speculation**, liegt zu beiden Seiten des vorigen Organes hinter dem Stirnbein. An den Köpfen von Sokrates, von Kant, von Mendelsſohn, von Fichte, desgleichen an den antiken Jupitersköpfen findet ſich am obern Theile des Stirnbeines eine das Organ Nr. 20 mit einſchließende Wulſt, die ſich nach Unten gegen den Sachſinn hin verſchmälert.

22) **Witz**, liegt nach Außen vom Tiefſinne, da wo der Stirnhöcker befindlich iſt. An dieſer Stelle findet Gall eine Erhabenheit an den Köpfen von Cervantes, Wieland, Jean Paul.

23) **Inductionsvermögen.** Bei großen Denkern, welche die verſchiedenartigſten Dinge mit Scharfblick aufzufaſſen und zu einem Ganzen zu vereinigen vermögen, bei vielumfaſſenden Köpfen, findet man nach Gall meiſtens den ganzen obern Vordertheil der Stirn auf- und vorwärts gewölbt. Dieſe Wölbung umfaßt (nach den chiffrirten Köpfen) zugleich das Gebiet des Scharfſinnes, des Tiefſinnes und des Witzes; ſie zieht ſich noch etwas über das letztere Organ hinaus nach der Schläfegegend hin. Dieſer Wulſt repräſentirt das Inductionsvermögen. Letzteres iſt alſo nach Gall's eigner Darſtellung kein einfaches, ſondern ein combinirtes Organ.

Die Organe 20—23 liegen hinter dem obern Theile der Stirn in einem Hirntheile, welcher den Thieren ganz fehlt. Da nun für dieſe Sphäre aus der vergleichenden Anatomie kein Nutzen zu ziehen iſt, ſo räumt es Gall ohne Weiteres ein, daß es ſeine großen Schwierigkeiten habe, in Betreff des Sitzes dieſer höhern Geiſteskräfte aufs Reine zu kommen.

24) **Gutmüthigkeit**, liegt als ein äußerlich unpaares Organ oben in der Mitte des Stirnbeins, oberhalb des vergleichenden Scharfſinnes, und reicht nach Oben faſt bis zur Kreuznaht. An dieſer Stelle findet man eine längliche Erhöhung bei Thieren, welche durch ihr gutmüthiges Naturell bekannt ſind, bei Schafen, Rehen, Tauben, einigen Hundearten, eine Vertiefung dagegen bei Raubthieren, namentlich bei der Hyäne, beim Geier, bei einigen Hundearten. Auch beim Menſchen deutet eine Erhöhung oder Abplattung dieſer Stelle mit ziemlicher Gewißheit auf Gutmüthigkeit oder Bösartigkeit des Charakters.

25) **Theoſophie, Religioſität, Ehrfurcht**, liegt als äußerlich unpaares Organ oberhalb der Gutmüthigkeit in der Mitte des Stirnbeins und im Anfange der Pfeilnaht. Eine oberhalb der Gutmüthigkeit ſich nach Hinten verlängernde Wulſt, auf welcher ſich häufig die Haare ſcheiteln, fand Gall bei Menſchen, die ſich durch wahre oder erheuchelte Religioſität auszeichneten, an Chriſtusköpfen, an religiöſen Schwärmern, an Geiſterſehern, an Wahrſagern. Auch an den Schädeln ägyptiſcher Mumien ſoll dieſe Bildung häufig vorkommen.

26) **Beharrlichkeit**, liegt als äußerlich unpaares Organ im vordern und mittlern Theile der Pfeilnaht, auf der Höhe des Scheitels, zwiſchen der Theoſophie nach Vorn, dem Höheſinn nach Hinten. Eine Erhöhung dieſer Stelle fand Gall bei Menſchen, die ſich durch Feſtigkeit des Willens und der Geſinnungen auszeichneten, aber auch bei ſolchen, welche ſich durch Trotz und ſinnloſes Beharren auf vorgefaßten Meinungen bemerklich machten.

27) **Darſtellungsvermögen, Nachahmungsvermögen**, liegt ſeitlich am obern Theile des Stirnbeins; es grenzt nach Innen an die Gutmüthigkeit und Theoſophie, nach Außen und Unten an das Inductionsvermögen. Gall fand dieſe zwei länglichen Erhabenheiten bei Perſonen, welche die Fähigkeit beſaßen, die Äußerungen, die Ge-

Digitized by Google

bärden, das Betragen Anderer leicht und täuſchend nachzuahmen, namentlich bei großen Schauſpielern.

Die Organe 24—27 liegen am erhabenſten Theile der Hemiſphären des großen Gehirnes, im Bereiche des vordern und des mittlern Hirnlappens.

In den zu der nämlichen Zeit in Berlin gehaltenen Vorleſungen, wie ſie in Biſchoff's Darſtellung der Gehirn- und Schädellehre mitgetheilt ſind, werden die nämlichen Seelenvermögen aufgezählt; ſie ſind aber nach einem pſychologiſchen Princip in drei Abtheilungen zuſammengruppirt. I. Organe, durch welche der Menſch zur Wirkung auf die Außenwelt unmittelbar befähigt iſt: 1) Geſchlechtsliebe; 2) Kinderliebe; 3) Anhänglichkeit; 4) Raufſinn; 5) Würgſinn; 6) Schlauheit; 7) Diebsſinn; 8) Gutmüthigkeit; 9) Darſtellungsvermögen; 10) Ruhmſucht; 11) Beharrlichkeit. II. Organe, durch welche der Menſch befähigt iſt, ſich mit der Außenwelt, die er durch die äußern Sinne empfing, noch vertrauter zu machen, als durch die äußeren Sinne allein: 12) Sachſinn; 13) Ortsſinn; 14) Perſonenſinn; 15) Farbenſinn; 16) Tonſinn; 17) Zahlenſinn; 18) Wortſinn; 19) Sprachſinn; 20) Kunſtſinn; 21) Bedächtlichkeit; 22) Höheſinn. III. Organe, an welche die höhern Geiſtesthätigkeiten geknüpft ſind, die den Menſchen determiniren: 23) Vergleichender Scharfſinn; 24) Tiefſinn; 25) Witz; 26) Theoſophie. — Es ſind hier nur 26 Organe aufgezählt, weil hier, mit mehr Conſequenz, das Inductionsvermögen weggeblieben iſt.

Die bequeme und wirklich handgreifliche Weiſe, in welcher die Kranioſkopie die geheime Werkſtätte der menſchlichen Seelenthätigkeit zu eröffnen verſprach, verſchaffte ihr, wie bereits erwähnt, eine ſehr große Theilnahme in Teutſchland zu jener Zeit, wo Gall Teutſchland bereiſte und kranioſkopiſche Vorleſungen hielt. Der Enthuſiasmus für die neue Lehre war aber ein vorübergehender; es wurde die Unhaltbarkeit der anatomiſchen und pſychologiſchen Grundlage nachgewieſen, und die Kranioſkopie war vergeſſen. Mit 1806 hört ſchon die kranioſkopiſche Literatur in Teutſchland gänzlich auf. Die Erſchütterungen, denen Teutſchland von 1806—1813 unterlag, mögen allerdings ſehr viel zu dieſem Vergeſſen mit beigetragen haben. Gewiß aber waren ſie nicht der einzige Grund; denn es verfloſſen ſeit jener Zeit noch 30 Jahre, bevor Jemand wieder an Kranioſkopie dachte. Frankreich, in deſſen Metropole Gall ſeine Lehre bis zu ſeinem Tode vortrug, nahm dieſelbe mit weniger Enthuſiasmus auf, als Teutſchland. Erſt nach Gall's Tode fing die Phrenologie in Paris mehr Aufmerkſamkeit zu erregen an, als ſich auch ein paar renommirte Ärzte, unter andern Bouillaud, für dieſelbe ausſprachen. Den meiſten Anklang hat ſie in England und Schottland, ſowie in Nordamerika gefunden, wohin ſie durch Spurzheim verpflanzt wurde; dafür ſpricht die Menge phrenologiſcher Geſellſchaften in dieſen Ländern und das wiederholte Auflegen von Combe's Handbuch der Phrenologie. Die ſtreng kirchliche Richtung in England und Schottland, andererſeits auch der glücklich erfundene Name Phrenologie, welcher doch mehr verheißt, als eine auf das Äußere gerichtete Schädellehre oder Kranioſkopie, haben hierzu beigetragen. In Bezug auf Amerika äußert ſich der Verfaſſer der phrenologiſchen Briefe: „Es ſcheint ſehr bezeichnend, daß die Phrenologie oder eigentlich die Phrenologen das meiſte Glück dort machen, wo der Menſch bis jetzt noch im Drange äußerer Geſchäftigkeit die höhere Cultur nur im Vorbeigehen, nach augenblicklichem Bedürfniß aufgreift, und ſich ſo leicht bei den Wundern der Natur beruhigt, wenn nur die Wiſſenſchaft praktiſche Ergebniſſe daraus herleitet. In Neuengland vorzüglich blüht die Fertigkeit, aus dem Soll und Haben, welche die Natur unordentlich am Schädel vertheilt, ein höfliches Saldo zu ziehen."

Von dieſen phrenologiſch durchglühten Ländern aus ſollte auch Teutſchland der Phrenologie wieder in die Arme geführt werden. Die Engländer Noël und George Combe hielten in Teutſchland phrenologiſche Vorleſungen: erſterer 1841 in Prag, letzterer 1842 in Heidelberg. Ihnen folgte bald auch der Nordamerikaner Caſtle. Ein Erfolg dieſer literariſchen Miſſionen blieb nicht aus. Freilich ſind es weder Anatomen noch Phyſiologen, welche zu der wiedereingeführten Lehre ſchwören (obwol die Phrenologie doch nur ein Theil der Anatomie und Phyſiologie ſein will); es ſind meiſtens nicht ein Mal ſolche, welche durch mediciniſche Studien ſich mit der Anatomie des Nervenſyſtems bekannt gemacht haben, es ſind vielmehr der Anatomie ganz Unkundige. Vor allen andern Anhängern glaubte ſich der bekannte Schwärmer von Struve zum Apoſtel der erneuten Lehre für Teutſchland berufen: er trat durch Vorleſungen über Phrenologie, durch Gründung einer inhaltsleeren, alsbald erſtickten Zeitſchrift, durch eine unglückliche Buchmacherei für dieſelbe in die Schranken. Dieſer zweite Aufſchwung der Phrenologie in Teutſchland ſcheint aber kaum nachhaltiger zu ſein, als der erſte. Durch die Vorleſungen, welche Dr. Scheve in neuſter Zeit in der Schweiz und in Teutſchland über die Phrenologie hält, dürfte dem natürlichen Verfall derſelben auch wol kaum ein Damm entgegengeſetzt werden.

Was die innere Entwickelung der Phrenologie betrifft, ſo wurde beſonders durch Gall's Mitarbeiter Spurzheim die Anzahl der Organe vermehrt, indem er die Gall'ſchen Organe zum Theil weiter zerlegte, zum Theil vervollſtändigte; Andere folgten ihm aber darin. Auch ſind manche der von Gall gewählten Namen gegen andere vertauſcht worden. Die Kranioſkopie hatte von Vorn herein keinen Anſpruch darauf gemacht, das Gebiet der Organe bereits vollſtändig erſchöpft zu haben; ſie geſtattete vielmehr die Möglichkeit, ja ſelbſt Wahrſcheinlichkeit, auf dem nämlichen empiriſchen Wege neue Organe zu entdecken. Man gelangt indeſſen nur zu leicht zu der Überzeugung, daß manche der neuhinzugekommenen Organe nicht der urſprünglichen empiriſchen Methode ihr Daſein verdanken, ſondern vielmehr dadurch entſtanden, daß ein pſychologiſches Schema entworfen wurde, für welches hin und wieder noch Organe poſtulirt wurden. Manchen dieſer poſtulirten Organe iſt nur fragweiſe eine Stelle am Schädel eingeräumt worden, oder andere Phrenologen ſchneiden ihnen gradezu den Lebensfaden ab. So geſchieht es, daß die neuern phrenologiſchen Syſteme keineswegs mit einander übereinſtimmen. Der Vollſtändigkeit halber will

Digitized by Google

ich zwei derſelben ſummariſch anführen und dabei auf das frühere Gall'ſche Syſtem Rückſicht nehmen.

Noël hält ſich im Weſentlichen an Gall und verwirft mit wenigen Ausnahmen die Änderungen und Neuerungen, welche Spurzheim eingeführt hat; doch verwirft er auch Gall's Darſtellungs- oder Nachahmungsvermögen. Er unterſcheidet 31 Vermögen, die ſich in vier Claſſen theilen:

I. Triebe. 1) Geſchlechtstrieb. 2) Jungenliebe oder Kinderliebe. 3) Anhänglichkeit. 4) Bekämpfungstrieb = Raufſinn, Muth bei Gall. 5) Zerſtörungstrieb = Würgſinn, Mordſinn bei Gall. 6) Nahrungstrieb liegt in der Schläfegrube, vorderhalb des Unterkiefergelenks und oberhalb des Jochbogens. 7) Verheimlichungstrieb = Schlauheit bei Gall. 8) Erwerbstrieb = Diebsſinn oder Eigenthumsſinn bei Gall. 9) Bauſinn = Kunſtſinn bei Gall.

II. Empfindungen. 1) Selbſtachtung = Höheſinn, Hochmuth, Stolz bei Gall. 2) Beifallsliebe = Ruhmſucht, Eitelkeit bei Gall. 3) Vorſicht = Bedächtlichkeit bei Gall. 4) Wohlwollen = Gutmüthigkeit bei Gall. 5) Ehrfurcht = Theoſophie oder Religioſität bei Gall. 6) Feſtigkeit = Beharrlichkeit bei Gall. 7) Wunderſinn liegt zur Seite des Wohlwollens, da, wo Gall das Darſtellungsvermögen hin ſetzte. 8) Idealität liegt an der Seite des Schädels nach Oben, da wo die Schläfegrube und die Scheitelfläche an einander ſtoßen. 9) Witz. 10) Hoffnung, von Spurzheim ins Syſtem eingeführt, liegt zur Seite der Ehrfurcht.

III. Intellectuelle Vermögen. 1) Gegenſtandsſinn = Erziehungsfähigkeit oder Sachſinn bei Gall. 2) Formenſinn = Perſonenſinn bei Gall. 3) Farbenſinn. 4) Ortsſinn. 5) Zahlenſinn. 6) Ordnungsſinn iſt noch zwiſchen den Farbenſinn und den Zahlenſinn am obern Augenhöhlenrande eingeſchoben. 7) Tonſinn. 8) Sprachſinn begreift zwei Organe Gall's, nämlich deſſen Wortſinn und deſſen Sprachſinn. 9) Gewichtsſinn, von Spurzheim eingeführt, liegt auch noch am obern Augenhöhlenrande, nach Innen vom Farbenſinne. 10) Zeitſinn liegt am untern Theile des Stirnbeins, zwiſchen dem Ortsſinne nach Innen, dem Tonſinne nach Außen.

IV. Denkvermögen. 1) Vergleichungsvermögen = vergleichender Scharfſinn bei Gall. 2) Schlußvermögen = metaphyſiſcher Tiefſinn bei Gall.

Struve's Handbuch der Phrenologie hält ſich weſentlich an Combe, der die Neuerungen von Spurzheim aufgenommen hat. Es werden hier 36 Vermögen oder Organe verzeichnet, die ſich in dem pſychologiſchen Schema auf fünf Ordnungen vertheilen. Der Vollſtändigkeit halber werde ich den einzelnen Vermögen die franzöſiſchen und engliſchen Termini technici beifügen.

I. Sinnlichkeit oder Triebe: 1) Geſchlechtstrieb (Amativité, Amativeness). 2) Kiederliebe (Philoprogéniture, Philoprogenitiveness). 3) Einheitstrieb (Concentrativité, Concentrativeness) liegt als äußerlich unpaares Organ am obern Theile der Hinterhauptsſchuppe, oberhalb der Kinderliebe. 4) Anhänglichkeit (Adhésivité, Adhesiveness). 5) Bekämpfungstrieb (Combativité, Combativeness) = Raufſinn, Muth bei Gall. 6) Zerſtörungstrieb (Destructivité, Destructiveness) = Würgſinn bei Gall, liegt aber nicht mehr im Bereiche des Scheitelbeins, ſondern gleich über dem Gehörgange im Bereiche der Schläfebeinſchuppe. 7) Verheimlichungstrieb (Sécrétivité, Secretiveness) = Schlauheit bei Gall. 8) Erwerbstrieb (Acquisitivité, Acquisitiveness) = Diebsſinn, Eigenthumsſinn bei Gall. 9) Nahrungstrieb (Alimentivité, Nutrition) liegt in der Schläfegrube, vorderhalb des Zerſtörungstriebes.

II. Empfindungsvermögen oder Gefühle: 10) Selbſtgefühl oder Selbſtachtung (Estime de soi, Self-Esteem) = Höheſinn bei Gall. 11) Beifallsliebe (Approbativité, Love of Approbation) = Ruhmſucht, Eitelkeit bei Gall. 12) Sorglichkeit oder Vorſicht (Circonspection, Cautiousness) = Bedächtlichkeit bei Gall. 13(Wohlwollen (Bienveillance, Benevolence) = Gutmüthigkeit bei Gall. 14) Ehrerbietung, Ehrfurcht (Vénération, Veneration) = Theoſophie bei Gall. 15) Feſtigkeit (Fermeté, Firmness) = Brharrlichkeit bei Gall. 16) Gewiſſenhaftigkeit (Conscieneiosité, Conscientiousness) liegt zu beiden Seiten der Feſtigkeit. 17) Hoffnung (Esperance, Hope) liegt zu beiden Seiten der Ehrerbietung. 18) Wunderſinn oder Gefühl für das Wunderbare (Merveillosité, Wondér) liegt gleich vor der Hoffnung zwiſchen dem Schönheitsſinne nach Unten und dem Nachahmungstalente nach Oben. 19) Schönheitsgefühl oder Idealität (Idéalité, Ideality) liegt zur Seite des Schädels nach Oben, wo die Schläfengrube und die Scheitelfläche an einander ſtoßen.

III. Darſtellungsvermögen oder Talente: 20) Talent für mechaniſche Kunſt, Bautalent, Zuſammenſetzungstalent (Constructivité, Constructiveness) = Kunſtſinn bei Gall. 21) Witz (Esprit de Saillie, Wit). 22) Nachahmungstalent (Imitation, Imitation). 23) Ordnungstalent (Ordre, Order) iſt zwiſchen den Farbenſinn und Zahlenſinn am obern Augenhöhlenrande eingeſchoben. 24) Tonſinn (Ton, Tune). 25) Wortſinn oder Sprachtalent (Langage, Language) begreift die zwei von Gall iſolirten Vermögen des Wortſinns und des Sprachſinns.

IV. Erkenntnißvermögen oder Fähigkeiten: 26) Gegenſtandsſinn (Individualité, Individuality). 27) Thatſachenſinn (Eventualité, Eventuality). Dieſe beiden Organe zuſammen entſprechen demjenigen, welches von Gall Erziehungsfähigkeit, Bildungsfähigkeit, Sachſinn genannt wurde; Spurzheim und Combe haben die Spaltung vorgenommen. Beide ſind äußerlich unpaare Organe. Der Gegenſtandsſinn liegt gleich oberhalb der Naſenwurzel an der eigentlichen Glabella; der Thatſachenſinn liegt darüber und grenzt nach Oben an die Vergleichungsgabe. 28) Geſtaltſinn oder Formenſinn (Configuration, Forme) = Perſonenſinn bei Gall. 29) Raumſinn oder Größenſinn (Etendue, Size). 30) Gewichtsſinn (Pesanteur, Weight). Beide Organe ſind von Spurzheim aufgeſtellt worden und liegen am innern Ende des Oberaugenhöhlenrandes. Der Gewichtsſinn grenzt nach Außen an den Farbenſinn, nach Innen an den Raumſinn; der Raumſinn grenzt nach Innen an den Gegenſtandsſinn, nach Au-

Digitized by Google

ßen an den Gewichtsſinn. 31) Farbenſinn (Couleur, Colouring). 32) Ortsſinn (Localité, Locality). 33) Zeitſinn (Temps, Time) am untern Theile des Stirnbeins. 34) Zahlenſinn (Nombre, Number).

V. Denkvermögen oder Gaben: 35) Vergleichungsgabe (Comparaison, Comparison) = vergleichender Scharfſinn bei Gall. 36) Schlußvermögen (Causalité, Causality) = Tiefſinn, metaphyſiſcher Scharfſinn bei Gall.

Gall's Schädellehre entbehrt nach dem faſt einſtimmigen Urtheile der Anatomen und Phyſiologen, die doch wol vor allen andern hier competent ſind, der Begründung. Man hat es daher ſelbſt in Zweifel ziehen wollen, ob Gall in den ſpätern Jahren an ſein Syſtem geglaubt habe, und ob er nicht durch bloße Halsſtarrigkeit und durch die Eitelkeit, als Gründer eines bedeutſamen wiſſenſchaftlichen Syſtems zu gelten, abgehalten worden ſei, ſeinen erkannten Irrthum einzugeſtehen. Doch hat Gall noch in den ſpätern Jahren, im ſechsten Bande der Octavausgabe, welcher 1825 erſchien, die verſchiedenen Einwürfe zu widerlegen geſucht. Wenngleich daher die Gall'ſche Schädellehre in ihrer ſpeciellen Durchführung nur als ein großer literariſcher Irrthum angeſehen werden kann, deſſen hiſtoriſche Mittheilung genügen ſollte, ſo kann doch auch hier eine kurze kritiſche Beleuchtung der Lehre nicht ganz übergangen werden.

Vor allem nun iſt der von den Phrenologen ſo häufig erhobene Tadel zurückzuweiſen, als ignorirten die Anatomen und Phyſiologen, ohne Zweifel wol aus vorgefaßter Meinung, Gall's Zergliederungen des Gehirnes, auf welche die Phrenologie ſich ſtützt. Der Faſerverlauf in den centralen Theilen des Nervenſyſtems wurde vor und nach Gall von den Anatomen ſtudirt, und Gall's Gehirnanatomie hat die gebührende Anerkennung gefunden. Durch die anatomiſchen Arbeiten iſt aber auch nicht ein einziges Gehirnorgan (im phrenologiſchen Sinne) nachgewieſen worden, und was Gall als Kranioſkop lehrt, das hat mit ſeiner Gehirnanatomie nur einen ſehr entfernten Zuſammenhang. Er ſelbſt muß es offen eingeſtehen, daß ſeine „Gehirnorgane" noch nicht anatomiſch dargeſtellt ſind. Ziemlich unbeſtimmt werden die Gehirnwindungen, die noch einigermaßen eine räumliche Begrenzung beſitzen, als Gehirnorgane bezeichnet. Allein ſehr viele Säugethiere, desgleichen die ſo häufig citirten Vögel, beſitzen gar keine Gehirnwindungen, und hier werden alſo die ſogenannten Gehirnorgane nur durch beſtimmte Regionen der Gehirnoberfläche repräſentirt. Will man ſich dann an die Gehirnwindungen halten, wie ſie am menſchlichen Gehirne angetroffen werden, ſo wird man nicht umhin können, alle Windungen des großen Gehirnes (denn nur um dieſes handelt es ſich, mit alleiniger Ausnahme des Geſchlechtstriebes) für gleichberechtigt zu halten, Gehirnorgane zu repräſentiren. Wer aber nur ganz oberflächlich einen geöffneten Schädel mit den Hemiſphären des großen Gehirns vergleicht, der überzeugt ſich auf der Stelle, daß wenigſtens alle Windungen an der Unterfläche des mittlern und des hintern Hirnlappens, und außerdem auch wol eigentlich alle Windungen an der Innenfläche der Hemiſphären noch disponibel ſind, das heißt, etwa die Hälfte aller Hemiſphärenwindungen. Alle Triebe, Gefühle, Empfindungen, Fähigkeiten ſind nun aber bereits im phrenologiſchen Syſteme vergeben, und ſie haben ſeit einem halben Jahrhundert faſt unverändert die gleiche Stelle am Schädel und am Gehirn behauptet. So hat alſo die Phrenologie ohne irgend einen Grund die Hälfte der Gehirnorgane (dies Wort in phrenologiſchem Sinne genommen) zu verſtoßenen Parias geſtempelt, denen ſich wol kaum jemals der phrenologiſche Himmel öffnen kann.

Die wulſtförmigen Hirnwindungen, die ſich in der Wirklichkeit am menſchlichen Gehirne anders darſtellen, als man ſie in den der Phrenologie beſtimmten Abbildungen zu finden pflegt, ſind ferner beim Menſchen durch ihre Aſymmetrie auf beiden Seiten ausgezeichnet. Betrachtet man z. B. die Windungen am vordern Ende der Hemiſphären, auf deren engen Raum jetzt 8—9 Organe kommen, ſo wird man niemals eine Symmetrie auf beiden Seiten des nämlichen Gehirnes finden; ebenſo aſymmetriſch aber verhalten ſich die Windungen an der ganzen Ausbreitung der Hemiſphären. Die Phrenologie ſetzt nun die Duplicität der Gehirnorgane in beiden Hemiſphären voraus. Warum ſollte ſich nun aber die Natur darin gefallen, dieſe paarigen Organe ſtets ſo aſymmetriſch zu produciren? und warum ſollte ſie grade beim Menſchen ſo verfahren? denn in den Thiergehirnen trifft man die Windungen beider Hemiſphären ziemlich ſymmetriſch an.

Die Phrenologie hat die Organe der rein menſchlichen Seelenvermögen in den mittlern und obern Theil der Gehirnhemiſphären verlegt, und Gall hebt ausdrücklich hervor, daß dieſe Gehirnpartie dem Thiergehirne fehle. Es lehrt aber die vergleichende Anatomie, daß die Hemiſphärenmaſſe bis zum Menſchen hinauf in der Richtung von Vorn nach Hinten zunimmt, und daß der hintere Hemiſphärenlappen eigentlich erſt beim Menſchen ſeine vollſtändige äußere und innere Ausbildung erlangt. In ihm ſollte daher wol eher der Sitz der intellectuellen Thätigkeiten zu ſuchen ſein.

Was die ſpecielle anatomiſche Grundlage der phrenologiſchen Organe betrifft, ſo will ich nur auf eins aufmerkſam machen, auf das Organ der Kinderliebe oder Jungenliebe, welches bei den Vögeln gewiß ſehr ſtark entwickelt ſein muß. Es zeigt ſich am Hinterhauptsbeine des Menſchen da, wo das Ende des hintern Hirnlappens liegt; im letztern muß das Organ enthalten ſein. Die Abbildungen von Vogelgehirnen lehren aber deutlich, daß vielleicht bei keinem einzigen Vogel das große Gehirn an das Hinterhauptsbein ſtößt, und das gleiche Verhältniß findet auch bei vielen Säugethieren ſtatt.

Mit der phyſiologiſchen Begründung der Anatomie ſteht es um nichts beſſer, als mit der anatomiſchen. Die verſchiedenen Verrichtungen des Gehirnes, heißt es, ſetzen verſchiedene Organe voraus; nur ſo erklärt es ſich, daß die Thierarten, daß die verſchiedenen Individuen ungleiche Eigenſchaften und Vermögen beſitzen, daß die verſchiedenen Seelenthätigkeiten ſucceſſiv mit den Entwickelungsſtufen auftreten, daß wir bei ſtattfindender Abwechſelung die geiſtigen Verrichtungen lange Zeit ohne Ermüdung fort-

Digitized by Google

ſetzen können. Alle dieſe Sätze würden nach der Analogie Vieles für ſich haben, wenn nur der erſte erwieſen, oder auch nur in phrenologiſcher Auffaſſung wahrſcheinlich wäre. Das Gehirn beſteht freilich aus einer Reihe mehr oder weniger abgegrenzter Theile, die in der beſchreibenden Anatomie mit beſondern Namen belegt werden, z. B. die Vierhügel, die Sehhügel, die geſtreiſten Körper, die Zirbeldrüſe u. ſ. w. Um dieſe Gehirntheile jedoch bekümmert ſich die Phrenologie nicht. Sie verlegt ihre poſtulirten Gehirnorgane an die Oberfläche des Gehirnes, wo ſich eben durchaus nichts Abgegrenztes nachweiſen läßt, und ſo ermangelt ſie einer Baſis für ihre Beweiſe aus der Analogie.

Wollte man auch der Phrenologie die anatomiſch-phyſiologiſche Begründung einräumen, ſo käme nun erſt noch ihr Werth als Kranioſkopie in Betracht. Dieſe ſtützt ſich auf den Satz, daß das Gehirn ſeine Umhüllung, den Schädel, geſtaltet, deſſen äußere und innere Knochenplatte einander parallel ſind. Da die Kranioſkopie nur auf dem Schädeldache ſpielt, ſo darf man die ſo große Ungleichheit der Wände an der Schädelbaſis nicht entgegenſtellen; allein ſchon der gewöhnliche circuläre Schnitt, mit welchem der Schädel zur Herausnahme des Gehirnes eröffnet zu werden pflegt, zeigt deutlich genug, daß es die Phrenologie mit dem Parallelismus der Außen- und Innenfläche des Schädeldaches nicht eben genau nimmt. Der Schädel als Ganzes wiederholt freilich wol die Form des Gehirnes; ganz unwahr aber iſt die Behauptung, daß im Einzelnen die angeblichen Gehirnorgane an der Oberfläche des Schädels durch entſprechende Hervorragungen ausgeprägt ſind. Die harte Hirnhaut ſpielt hierbei eine Rolle, welche der phrenologiſchen Behauptung nichts weniger als günſtig iſt. An der Schädelbaſis, wo die harte Hirnhaut eng mit den Knochen verwachſen iſt, finden wir grubige Vertiefungen und dazwiſchen liegende Knochenkämme, welche den Windungen und den Furchen der Hemiſphärenfläche entſprechen; am Schädeldache dagegen, wo die dura mater mehr locker zwiſchen Gehirn und Schädel liegt, wird die Configuration der innern Knochentafel durch die glatte Fläche der Hirnhaut beſtimmt, und nicht durch die Oberfläche der Hemiſphäre.

Die Gehirnwindungen ſind ferner beim Menſchen, wie bereits erwähnt, durchaus aſymmetriſch. Am Schädel kommt nun zwar häufig genug eine Aſymmetrie der ganzen rechten und linken Hälfte vor; dagegen wird man nach einer von den Gehirnwindungen bedingten Aſymmetrie der rechten und linken Seite vergeblich ſuchen. Eine Aſymmetrie beider Stirnhälften möchte wol zu den höchſt ſeltenen Beobachtungen gehören, und doch ſind die Hirnwindungen am Ende der vordern Gehirnlappen ſtets aſymmetriſch. Wenn daher der Phrenolog in dieſer organreichen Gegend eines der äußerlich paarigen Organe ſtark entwickelt findet, ſo belügt ihn nothwendig auf der einen Stirnhälfte entweder der Schädel, oder das Gehirn. Zudem liegen nun grade in dieſer Gegend auch noch die leidigen Stirnhöhlen, welche im kindlichen Alter noch ganz fehlen, weiterhin aber je nach dem Alter und der Individualität, mehr oder weniger geräumig angetroffen werden. Durch dieſelben muß die Correſpondenz zwiſchen der äußeren und innern Schädelplatte an dieſer Stelle unverkennbar geſtört werden.

Welchen Einwürfen nun auch die pſychologiſche Baſis der Phrenologie unterliegt, das mag hier übergangen werden. Nur der praktiſchen oder künſtleriſchen Seite derſelben iſt noch mit einem Worte zu gedenken. Man darf es aber unbedenklich ausſprechen, die praktiſche Phrenologie iſt eitel Charlatanerie. Der Phrenolog, welcher durch Unterſuchung der 36 Gehirnorgane die Charakteriſtik eines Kopfes zu liefern unternimmt, mag es ganz ehrlich meinen und nichts weniger als ein Charlatan ſein; aber er betrügt ſich ſelbſt, ohne ſich der Sache bewußt zu werden. Man darf wol mit dem Verfaſſee der phrenologiſchen Briefe die Frage aufwerfen: Hat die Phrenologie je am kindlichen Schädel die Knospe des großen Mannes entdeckt? hat ſie die Welt vor einem ausgezeichneten Schurken gewarnt? die Phrenologie als Kunſt beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit ausgezeichneten Individualitäten, mit guten ſowol wie mit ſchlechten Charakteren. Die Unbeſtimmtheit des Thätigkeitsgebietes einzelner Organe geſtattet den Erklärungen einen großen Spielraum. Zudem ſtehen dem Phrenologen bei Beurtheilung eines jeden der 36 Gehirnorgane die übrigen 35 als ebenſo viele dienſtbare Geiſter zu Gebote, welche durch ihre Perturbationen den kranioſkopiſchen Befund ſo zu modificiren vermögen, daß ſich als Facit der bekannte Charakter der fraglichen Perſon herausſtellt. Wie breit der Spielraum für Erklärungen iſt, das mag ein von Meyer gewähltes Beiſpiel darthun. Bei einem im Gefängniß Sitzenden fand Gall das Organ des Kunſtſinnes ausgebildet. Damit erklärte ſich das Verbrechen des Mannes zur Genüge: er ſaß wegen Falſchmünzerei im Gefängniß. Würde nun aber, ſo darf man fragen, die Falſchmünzerei nicht ebenſo gut ihre Erkläeung gefunden haben, wenn der Verheimlichungstrieb, oder der Erwerbstrieb, oder die Hoffnung, oder die Nachahmung, oder der Geſtaltsſinn, oder der Gegenſtandsſinn ausgebildet gefunden worden wären?

Obwol nun die ſpecielle Ausführung von Gall's kranioſkopiſchem Syſteme vor der unbefangenen Kritik nicht beſtehen kann, ſo wird man doch auch nicht behaupten dürfen, daß die ganze Auffaſſungsweiſe durchaus aller und jeder Wahrheit entbehre. Nicht nur hat ſeit den früheſten Zeiten ein auf die einfache äußere Beobachtung des geſellſchaftlichen Menſchen gegründetes Gefühl ſich geltend gemacht, ſondern es iſt auch ſeit langer Zeit von einzelnen Naturforſchern erkannt und in mehr oder weniger beſtimmt formulirter Weiſe ausgeſprochen worden, daß eine cauſale Beziehung zwiſchen der Entwickelung des Gehirnes und der geiſtigen Keäſte beſteht, und daß man den Schädel, die Kapſel des Gehirnes, als Äquivalent des letzteren in Rechnung bringen kann. Dies ſind ja aber die fundamentalen Ideen des ganzen Gall'ſchen Syſtems, zu deren Gunſten die vergleichende Anatomie ſpricht. Dabei wird man dann auch nicht die Möglichkeit in Abrede ſtellen können, es werde noch ein Mal gelingen, dem allgemeinen Satze von Solidarität zwiſchen Gehirn und geiſtigen Kräften eine ſchärſere Faſſung zu geben, welche

Digitized by Google

auf eine engere Beziehung zwiſchen beſtimmten Hirnabſchnitten und zwiſchen einzelnen Richtungen des geiſtigen Lebens hinweiſt.

Einen beachtenswerthen, wenn auch nicht gelungenen Verſuch, die Kranioſkopie auf einer breiteren Grundlage, als Gall zu begründen, hat der geiſtreiche Carus[2]) gemacht. Das Weſentliche dieſer neuen Kranioſkopie läßt ſich in folgenden Punkten zuſammenfaſſen. Der Schädel beſteht aus drei Hauptabtheilungen, drei Wirbeln, denen nach dem Zeugniß der vergleichenden Anatomie und der Embryologie drei urſprüngliche Gehirnmaſſen entſprechen: die großen Hemiſphären entſprechen dem vordern oder Stirnwirbel, die Vierhügel dem Mittelhauptswirbel, das kleine Gehirn (und verlängerte Mark) dem Hinterhauptswirbel. Mit der Entwickelung einer jeden der drei Hirnmaſſen hält die Entwickelung des entſprechenden Schädelwirbels gleichen Schritt, woraus die Möglichkeit folgt, aus der mittels des Taſtercirkels gefundenen Entwickelung eines Schädelwirbels die Entwickelung des betreffenden Hirntheiles abzuleiten. Von den drei Hirnabtheilungen dienen die Hemiſphären der bewußten Intelligenz, die mittlere Hirnabtheilung dem unbewußten Empfinden und Gegenwirken, dem Gemüthe, die hintere Hirnabtheilung dem Wollen und den Trieben, beſonders dem Geſchlechtstriebe. So ergeben ſich alſo folgende kranioſkopiſche Werthe: 1) vordere Hirnmaſſe, Hemiſphären, Stirnwirbel = Vorſtellen, Erkennen, Einbilden. 2) Mittlere Hirnmaſſe, Vierhügelgebiet, Mittelhauptswirbel = Gefühl vom Zuſtande des eignen Bildungslebens, Gemüth. 3) Hintere Hirnmaſſe, kleines Gehirn, Hinterhauptswirbel = Wollen, Begehren, Fortbildung der Gattung. Da nun aber die Hemiſphärenmaſſe beim Menſchen und den höhern Thieren ſich nicht auf die Räumlichkeit des Stirnwirbels beſchränkt, ſondern auch die beiden andern Wirbel mit erfüllt, und da bei allen höhern Thieren der urſprüngliche Gehirntheil des Mittelhauptswirbels der Maſſe nach eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielt, ſo nimmt Carus noch folgenden Satz zu Hilfe: das Gehirn iſt das Centrum aller Primitivfaſern, die hier ihre Endumbiegungen bilden, und die Energie des Gehirnes und ſeiner einzelnen Theile ſteigt in dem Maße, je weiter die vom Rückenmarke her eintretenden Faſern in dieſer oder jener Richtung innerhalb ihrer Belegungsmaſſe verlaufen. Die kranioſkopiſche Bedeutung vom Eindringen der Hemiſphärenmaſſe in den Raum des mittlern und hintern Schädelwirbels faßt nun Carus in folgenden Worten zuſammen: „Die Entwickelung der Hemiſphärenmaſſe innerhalb des Vorderhauptswirbels iſt das Symbol des Grades eines zum Bewußtſein geſteigerten Erkennens. Die Entwickelung der Hemiſphärenmaſſe oberhalb der zweiten Hirnmaſſe und innerhalb des Mittelhauptswirbels iſt das Symbol der zum bewußten Gemüthsleben geſteigerten dunklen Erfühlung und Gegenwirkung. Die Entwickelung der Hemiſphärenmaſſe oberhalb des kleinen Gehirnes und innerhalb des Hinterhauptswirbels iſt das Symbol der zum bewußten Begehren und Wollen geſteigerten Willkür und Inſtinctsäußerung, während ganz nach Unten, da wo noch das kleine Gehirn ſelbſt den Hinterhauptswirbel nach Außen wölbt, ſich insbeſondere das mindere oder ſtärkere Vorherrſchen des dem kleinen Gehirn mit inwohnenden Geſchlechtstriebes markirt."

Später hat auch Hagen (Pſychologiſche Unterſuchungen. [Braunſchweig 1847.] S. 71) den Verſuch gemacht, die verſchiedenen Dimenſionen des Schädels einer mehr ſymboliſirenden Kranioſkopie zu Grunde zu legen. Die Spaltung und Localiſirung der generellſten Thätigkeiten oder Zuſtände des Geiſtes, wonach Carus tendirt, verſchwindet wieder bei Hagen, und nur die Geiſtesthätigkeit als Ganzes wird dem kranioſkopiſchen Calcül unterworfen. In folgenden fünf Sätzen concentrirt ſich Hagen's Darſtellung:

1) Der körperlichen Bildung muß etwas Analoges im Pſychiſchen entſprechen. Das Knochengerüſte, die Grundlage des ganzen Habitus des Menſchen, iſt das Conſtante der körperlichen Bildung. Dem Schädelbau muß dasjenige im Pſychiſchen entſprechen, was letzterem ſeinen beſtändigen, ſich ſtets gleich bleibenden, von der Willkür und der Ausbildung der Geiſteskräfte unabhängigen Charakter verleiht; das iſt die Art, das Naturell eines Menſchen.

2) Die Größe des Schädels ſteht im Allgemeinen in Harmonie mit der natürlichen Ausbildungsſtufe ſämmtlicher Seelenkräfte des Individuums. Es kommt dabei auf das Verhältniß des Gehirntheiles des Schädels zum Geſichtstheile an, und dieſes wird ſowol durch die Länge als durch die Breite, und vorzüglich durch die Höhe beſtimmt. Die Grenze beider gibt eine Linie an, welche von der Glabella aus über die Augenbrauen und die höchſte Wölbung in der Mitte der Schläfebeinſchuppe zur Inſertionslinie des Tentorium cerebelli ſich fortſetzt.

3) Iſt das gehörige Verhältniß des Gehirntheiles zum Geſichtstheile am Schädel vorhanden, ſo ſteigt die Vollkommenheit und Schönheit des Schädels in dem Maße, als die Profilform des Hirnſchädeltheiles ſich dem Halbkreiſe nähert, und derjenige Schädel iſt der ſchönſte, bei welchem dieſer Schädeltheil einen regelmäßigen Halbkreis bildet. Ein ſolcher Schädel iſt das Symbol des harmoniſchen Gleichmaßes aller natürlichen Richtungen und Neigungen.

4) Abweichungen von dieſer regelmäßigen Geſtalt deuten auf eine pſychiſche Einſeitigkeit. Die wichtigſten Abweichungen ſind jene, bei denen eine oder zwei der drei Dimenſionen vorſchlagen. Die Einſeitigkeit betrifft jedoch nicht einzelne Seelenkräfte, ſondern es entſteht eine Geſammteigenthümlichkeit der Seele, ein eigenthümliches Naturell, eine beſondere Sinnesart.

5) Vorherrſchende Länge des Schädels drückt ein Streben nach Veränderung, ein Leben für die Zukunft aus; die vorherrſchende Breite ſymboliſirt das Anhalten bei jedem Schritte vorwärts, ein Feſthalten am Vergangenen; die vorherrſchende Höhe charakteriſirt die größere

2) Carus legte ſeine Anſichten zuerſt im Syſteme der Phyſiologie 3. Bd. 1840. S. 337—352 nieder. Er veröffentlichte dann: Grundzüge einer neuen und wiſſenſchaftlich begründeten Kranioſkopie (Stuttgart 1841.), und handelte hierauf über den nämlichen Gegenſtand in Müller's Archiv für Anatomie u.ſ.w. 1843. S. 149—173.

Digitized by Google

Energie mit Feſthalten an dem Gegebenen, die Benutzung der Gegenwart.

Umſtändlich, und zwar abweiſend verbreitet ſich E. Harleß in Wagner's Handwörterbuch der Phyſiologie 3. Bd. 1. Abth. S. 478—514 über die kranioſkopiſchen Verſuche von Carus und von Hagen[3]). (*F. W. Theile.*)

GALLA, GAALA (alte Geographie), eine Stadt der perſiſchen Monarchie in Nordmedien, wird von Ptolemäus an den nördlichen Lauf des Fluſſes Straton geſetzt und von den Neueren ihrer Lage nach für die heutige Stadt Amul gehalten, wo noch die Trümmer einer alten Feſtung zu ſehen ſind. Von dieſer Feſtung verſichern die Einwohner, ſie ſei vor 4000 Jahren angelegt worden. Die Anlage der dicken und ſtarken Mauern derſelben iſt ganz von derſelben Art, wie die anderer perſiſcher befeſtigter Plätze*). (*Ferdinand Wachter.*)

GALLA, Name mehrer aus dem Alterthume merkwürdiger Frauen, von denen wir die drei bemerkenswertheſten nennen: 1) Soſia Galla, Gemahlin des römiſchen Feldherrn C. Silius, welcher unter Tiberius mehre Jahre lang Befehlshaber der obern Rheinarmee war und ſich in dieſer Stellung durch große Tapferkeit rühmlichſt auszeichnete; allein er, wie ſeine Gemahlin, fiel als ein Opfer der Willkürherrſchaft des Tiberius und der gleichzeitigen Hofränke. Von dem verruchten Sejan dem Tiberius verdächtigt und in Gefahr verurtheilt zu werden, gab ſich Silius ſelbſt den Tod, während ſeine Gattin[1]) verbannt wurde.

2) Eine zweite Galla war eine Tochter des Kaiſers Valentinianus I. und der Juſtina, und Schweſter Valentinian's des Jüngern. Sie wurde im J. 386 die Gemahlin des Kaiſers Theodoſius des Großen, ſtarb aber ſchon 394, eben als ihr Gemahl im Begriff war, gegen Eugenius nach Italien zu ziehen, in Folge einer Niederkunft mit einem todten Sohne.

3) Eine dritte Frau dieſes Namens war die bekannte Galla Placidia, Tochter Theodoſius' des Großen und der vorhergenannten Galla, und ſomit Schweſter des Honorius und Arcadius, eine Frau von den merkwürdigſten Schickſalen. Der erſte Schickſalsſchlag traf ſie bei der Eroberung Roms durch Alarich 409, wobei ſie in Alarich's Hände fiel, der ſie als Geiſel mit ſich fortführte, um ſie 414 mit ſeinem Schwager Athaulf, König der Gothen, zu vermählen, der deswegen ſeine ſeitherige Gemahlin, eine Sarmatin von Geburt, verſtieß. Die Vermählung erfolgte in Narbonne[2]) und wurde mit der größten Pracht vollzogen. Nach Ermordung des Athaulf zu Barcelona am 24. Sept. 415 von dem mit Gewalt zum Könige gemachten, bald aber wieder verdrängten Singerich grauſam behandelt, wurde ſie von Wallia ihrem Bruder Honorius zurückgeſchickt, der ſie 417 gegen ihren Willen mit dem Conſul und Patricier Conſtantius vermählte, durch den ſie Mutter zweier Kinder, der Honoria und Valentinian's III., wurde. Auf ihren Betrieb mußte darauf ihr Bruder Honorius nicht nur ihren häßlichen Gemahl Conſtantius 421 zum Mitregenten annehmen, welche Würde derſelbe jedoch nur wenige Monate bekleidete, ſondern auch den kleinen Valentinian III. zu ſeinem Nachfolger erklären. Als daher Honorius im J. 423 ſein thatenloſes Leben endigte und Valentinian III., erſt ſieben Jahre alt, wegen ſeiner Jugend die Regierung nicht ſelbſt führen konnte, erhielt Galla Placidia die vormundſchaftliche Regierung. Sie ſtarb im J. 450 und ihr Grab wird noch jetzt zu Ravenna in einer Kapelle gezeigt. Sie ſoll übrigens nicht in einem Sarge liegend, ſondern auf einem Stuhle von Cypreſſenholz ſitzend begraben worden ſein. (*Ramshorn.*)

GALLÄPFEL, GALLUS, franzöſiſch Noix de galle, ſind beſondere Auswüchſe, welche durch den Stich der Gallweſpe oder Gallfliege (Cynips quercus) in die Blattſtiele der Eiche veranlaßt werden. Dieſes Inſekt legt mit ſeinem Legſtachel, welcher ſich an der hervorragenden Spitze des Hintertheils ſeines Körpers befindet, in die Haut des Blattſtiels, in eine kleine vorher gemachte Öffnung ein Ei. Der Pflanzenſaft dringt nun, wie dieſes bei jeder andern Verletzung einer Pflanze der Fall iſt, nach der von dem Inſekt gemachten Öffnung, überzieht die Oberfläche, häuft ſich um das Ei an, und ſchließt es ein; hierauf vergrößert ſich dieſes einmal angefangene Gehäuſe lagenweiſe immer mehr, und erhärtet nach und nach, ſodaß das kleine Geſchöpf in einer ſichern Hülle liegt. Wenn der aus dem Ei entſtandene Wurm ſeine gehörige Größe erlangt, verwandelt er ſich in eine Larve (Puppe), aus welcher eine Fliege entſteht, die ihr Gehäuſe durchſticht und gleich ſeinen Ältern davon fliegt, um das Geſchlecht wieder fortzupflanzen. Der auf dieſe Art zirkelrund durchlöcherte Gallapfel iſt gewöhnlich von heller Farbe. Jener, worin die Larve durch irgend einen Zufall vor der gänzlichen Ausbildung ſtirbt, und daher nicht durchlöchert iſt, wird blauer oder ſchwarzer Gallapfel genannt, iſt von dunkler Farbe und liefert gewöhnlich ein Drittel mehr Farbſtoff, als ein gleiches Gewicht heller Galläpfel.

Die Eichen, von welchen die beſten Galläpfel geſammelt worden ſind: die Zerreiche (Quercus cerris), auch die Ziegenbarteiche (Quercus Aegilops), ſowie die gemeine Eiche (Quercus robor) liefern gute Galläpfel. Die klimatiſchen Verhältniſſe tragen auch zu der Güte bei. Die aus dem Orient unter dem Namen Aleppo, Moſul- und Tripoli-Galläpfel über Smyrna, und die aus Oſtindien zu uns gebrachten, werden am meiſten geſchätzt.

Beim Einſammeln der Galläpfel wird vorzüglich

3) Nachtrag der Litteratur über Kranioſkopie und Gall's Schädellehre: Carus, Vom gegenwärtigen Standpunkte der wiſſenſchaftlich begründeten Kranioſkopie. (Nürnberg 1844.) Ludw. Choulant, Vorleſung über die Kranioſkopie oder Schädellehre. (Dresden und Leipzig 1844.) Carus, Atlas der Kranioſkopie. 2 Hefte. (Leipzig 1846. Fol.) *C. K. Bourdin*, Essai sur la phrénologie considerée dans ses principes généraux et son application pratique. (Paris 1847.) *H. de Bruyères*, La Phrénologie, le geste et la physionomie, démontrés par 120 portraits, sujets et compositions. Livr. 1—30. (Paris 1847.) *Jul. Rousseau*, Notions de Phrénologie. (Paris 1847.)

*) Nach Hanway Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 5. Th. 2. H. S. 140.

1) Vergl. *Tac.* Annal. IV, 19 und 20. 2) Die Angaben über den Ort ſchwanken, doch iſt Narbonne das wahrſcheinlichſte; vergl. Muratori, Geſchichte von Italien III. S. 58 fg.

Digitized by Google

darauf geſehen, daß ſie nicht von ihren Bewohnern durchlöchert ſind, weshalb man die Ernte öfters und zu verſchiedenen Zeiten vornimmt, um wo möglich ſie einzuſammeln, ehe das Inſekt Zeit gewinnt auszukriechen; dennoch kann es nicht verhindert werden, daß viele Galläpfel vor, ſowie nach der Ernte durchlöchert werden. Werden die Galläpfel abgenommen und getrocknet, ehe das geflügelte Inſekt ſeine Vollendung erreicht, ſo findet man ſolches beim Zerſchneiden in der Mitte derſelben in einer kleinen Zelle ausgetrocknet.

Undurchſtochene gute Galläpfel ſind ſchwer, dicht, ſtachelig und ſinken ſchnell in Waſſer zu Boden; ſie beſitzen eine ſchmutzig-oliven, auch ſchwarzgrünlich und blaugrünliche Farbe. Durchſtochene viel geringere ſind leicht, ſchwammig, glatt und von einer blaßgelblichgrauen, röthlichgrauen Farbe, auch meiſt größer als die vorigen und werden weiße Galläpfel (Galle blanche) genannt.

Die Galläpfel aus Iſtrien, Dalmatien und Italien ſind meiſt kleinrunzelig, bräunlich von Farbe und geringer als Aleppowaare. Unſere teutſchen Galläpfel ſind gewöhnlich größer als die levantiſchen, gelbgrau von Farbe, mit einer weißen grauen Oberfläche und einem weißgelben Kern oder Mark verſehen, allein noch geringer als die illyriſchen und italieniſchen.

Die chineſiſchen Galläpfel, auf welche man in Europa erſt kürzlich aufmerkſam geworden, werden in China zum Schwarzfärben verwendet. Sie taugen viel weniger zum Gerben als die andern Sorten, weil der Gerbſtoff und die Gallusſäure in ihnen beinahe ganz frei von Extractioſtoff zu ſein ſcheint, daher Gerbſtoff und Gallusſäure auch am leichteſten und reinſten daraus geſchieden werden kann. Brande, ein Engländer, gibt uns über die chineſiſchen Galläpfel folgenden Aufſchluß: Sie kommen von der Größe eines gewöhnlichen Gallapfels bis zu der einer Wallnuß vor, haben eine 1/10 Zoll dicke, glatte, graue, röthliche, zerbrechliche Rinde, beſitzen im Innern ein braunes Mark, in dem man Inſekten bemerken kann, und ſcheinen als Blaſen auf den jungen Zweigen der Bäume zu entſtehen. Der Geſchmack iſt ſtrenger und reiner zuſammenziehend, als der irgend eines andern gerbſtoffhaltigen Körpers, ſie ſind gehaltreicher und geben mit Eiſenſalzen beim Färben eine reinere und tiefere ſchwarze Farbe; auch dienen ſie vorzugsweiſe zu ſchwarzer Tinte, weil ſie durch den Mangel an Extractioſtoff in die Dauer nicht ſo leicht ſchimmelt.

Im gewöhnlichen Handel unterſcheidet man drei Sorten von Galläpfeln: Primaſorte ſind die ſchwarzen Aleppogalläpfel, Secondaſorte die weißen, welche viel geringer ſind, und die dritte Sorte bilden ein Gemiſch von beiläufig gleichen Theilen ſchwarzer und weißer Waare.

Nach Davy beſtehen 500 Theile der beſten Aleppogalläpfel aus 130 Th. Gerbſtoff, 31 Th. Gallusſäure, 12 Th. Gummi und einer Subſtanz, die durch Abdampfen unauflöslich wird, aus 12 Th. ſalziger Materie, welche größtentheils aus kohlenſaurem Kalk beſteht und aus viel Holzfaſer.

Die Galläpfel enthalten außer Gerbſtoff und Gallusſäure auch einen gelben, fahlen Farbſtoff. Sie geben mit ſaurem chromſaurem Kali ein mattes, aber echtes bräunliches Gelb.

Ein Abſud von 1 Th. Galläpfel in 10 Th. Waſſer riecht nach Galläpfeln, ſchmeckt bitter, zuſammenziehend und zeigt nach Chevreul folgendes Verhalten zu den Reagentien: Säuren bringen darin einen Niederſchlag hervor; Alkalien bewirken daſſelbe, der Niederſchlag löſt ſich wieder auf, wenn das Fällungsmittel im Überſchuß angewendet wird; Kalk färbt ihn braun; Alaun bewirkt einen gelblichgrauen Niederſchlag; Eiſenoxydulſalze bilden in Berührung mit der Luft einen Niederſchlag; Eiſenoxydſalze einen dunkelblauen Niederſchlag; Manganſalze machen ihn dunkler, ohne einen Niederſchlag zu bilden; Zinnoxydul- und Zinnoxydſalze bilden einen iſabellgelben Niederſchlag; Bleiſalze einen ſchmutzigweißen und Kupferſalze einen chocolatenbraunen Niederſchlag; Queckſilberoxydul- und Queckſilberoxydſalze bewirken einen gelben Niederſchlag.

Der Galläpfeldecoct reagirt ſauer und bildet noch mit den nachfolgenden Metallauflöſungen Niederſchläge, als:

mit Spiesglanz einen weißen,
= Wismuth einen pomeranzenfarbenen,
= Kobalt einen gelblichweißen,
= Uran einen chocolatenbraunen,
= Titan einen bräunlichrothen,
= Cerium einen gelblichen,
= Tellur einen gelben,
= Molybdän einen braunen,
= Chrom einen braunen,
= Columbium einen pomeranzenfarbenen,
= Nickel einen grauen;
= Osmium einen purpurfarbigen, ins Bläuliche ſich neigend,
= Silber einen gelbbraunen,
= Platin einen dunkelgrünen Niederſchlag;
= Arſenik verändert den Decoct wenig.

Außer dem häufigen Gebrauche der Galläpfel in der Färberei, hin und wieder auch zum Gerben, bieten dieſelben bekannterweiſe auch das vorzüglichſte Agens zur Erzeugung der ſchwarzen Schreibtinte dar.

Anwendung der Galläpfel in der Färbekunſt.

Wichtig iſt die Rolle, welche die Galläpfel in der Türkiſchrothfärberei zum Galliren der baumwollenen Stoffe einnehmen. Sie werden auch zu ſchwarzen, grauen und einer zahlreichen Galerie Modefarben verwendet, und finden ſowol in der Schafwollen-, Seiden-, Baumwollen-, Leinen-, Filz- und Lederfärberei häufige Anwendung. Bei dem Gebrauche in der Druck- und Färbekunſt werden die Galläpfel bald ganz, bald in gröblich geſtoßener Form mit Waſſer abgekocht. Man pflegt ſie gewöhnlich drei Mal mit Waſſer auszuziehen und für concentrirte Brühen dann ſoweit einzudampfen, daß man Decocte in der Zeuchdruckerei von 6, 8, 10, 12 bis 20 Loth Galläpfel auf ein Maß Waſſer (das Maß zu 2 Pfund 28 Loth wiener Gewicht) für die verſchiedenen Zwecke erhält. Der Galläpfeldecoct beſitzt die Eigenſchaft, durch längeres Aufbewahren leicht zu ſchimmeln, daher man ihn beſſer ſtets friſch bereitet verarbeitet.

Digitized by Google

Anwendung der Galläpfel in der Schafwollenfärberei.

In der Schafwollenfärberei gebraucht man die Galläpfel zum Schwarzfärben und als Zuſatz zu andern Pigmenten für die Herſtellung verſchiedener grauen und Modefarben. Alaunte Wolle färbt ſich ſtärker als unvorbereitete. Es iſt merkwürdig, daß die Farbe, welche Galläpfel und Alaun den Stoffen ertheilen, in der Höhe des Tones ſehr verſchieden iſt, je nachdem das Alaunen vor oder nach dem Galliren geſchieht. Gallirt man die Stoffe zuerſt, ſo färben ſie ſich beim Alaunen viel weniger, als wenn ſie zuerſt alaunt und dann gallirt werden. Mit Eiſenſalzen gebeizte Stoffe werden beim Galliren ſchwarz oder bläulichſchwarzgrau. Die alaunten Zeuche, welche man durch ein Eiſenvitriolbad nimmt, färben ſich beim Galliren weniger ſchwarz, als diejenigen, welche nicht alaunt werden.

Zum Schwarzfärben der Schafwolle und der Wollentücher werden die Galläpfel nie für ſich allein, ſondern immer in Geſellſchaft mit Campecheholz und Sumach verwendet. Man kennt zwei Arten des Schwarzfärbens, die eine, wo Schwarz auf indigoblauen Grund, die andere, wo Schwarz auf weißen Grund gegeben wird. Die erſtere verdient einen entſchiedenen Vorzug vor der zweiten, weil die Farbe mit blauem Vorgrund dauerhafter iſt. Um zuvor indigoblau gefärbte Wolle ſchön und dauerhaft ſchwarz zu färben, empfiehlt Chevreul folgende Verhältniſſe als die beſten. Auf 100 Pfund Schafwollenzeuch 200 Pfund Campecheholz, 60 Pfund Sumach, $2\frac{1}{3}$ Pfund ſchwarze Galläpfel und 20 Pfund Eiſenvitriol. Es werden drei Feuer gereicht, jedes von zwei Stunden. Dieſes Verfahren hat Chevreul zu folgenden Betrachtungen Veranlaſſung gegeben:

a) daß ein Grund von reinem Blau einem ſolchen von violettem oder kupferigem vorzuziehen iſt;

b) daß, wenn man das ſchwefelſaure Eiſenoxydul durch eſſigſaures erſetzt, worin eine gleiche Menge Eiſen enthalten iſt, das Schwarz bei der Wolle mit reinem Blau ſchöner, als dasjenige mit violettblauem Grund erhalten wird, und ebenſo ſchön, als mit ſchwefelſaurem Eiſen erſcheint;

c) daß, wenn man der mit eſſigſaurem Eiſen ſchwarz gefärbten Wolle ein zweites Bad gibt, ſo wird das Schwarz der reinblauen Wolle dunkler, als das der violettblauen.

d) Erſetzt man die 60 Pfund Sumach durch 20 Pfund ſchwarze Galläpfel, ſo erhält man ziemlich ähnliche Reſultate. Das mit eſſigſaurem Eiſen dargeſtellte Schwarz iſt in dieſem Falle röthlicher und lebhafter, als das mit ſchwefelſaurem erzielte.

Um Wolle ohne indigoblauen Grund ſchwarz zu färben, gibt Chevreul folgendes Verfahren an: Man ſiedet 100 Pfund derſelben mit 25 Pfund Alaun und 6 Pfund Weinſtein an, und ertheilt ihr durch Wau, Krapp oder Kaminruß einen Grund, nimmt ſie hierauf durch ein Bad von 200 Pfund Campecheholz, 60 Pfund Sumach und $2\frac{1}{3}$ Pfund Galläpfel; nachdem ſie dann aus dem Bade genommen wurde, ſetzt man letzterem 20 Pfund Eiſenvitriol zu, worauf man der Wolle drei Feuer, jedes von zwei Stunden, ertheilt. Bei Abänderung dieſes Verfahrens machte Chevreul folgende Beobachtungen:

a) Erſetzt man die 60 Pfund Sumach durch 40 Pfund Galläpfel, ſo wird das Schwarz eher ſchöner;

b) erſetzt man den Eiſenvitriol durch eſſigſaures Eiſen, ſo wird das Schwarz lebhafter, weniger roth, weniger grau;

c) erſetzt man den Sumach durch Galläpfel und das ſchwefelſaure Eiſen durch eſſigſaures, ſo wird das Schwarz ein wenig lebhafter und ſchöner, als das mit Galläpfel ohne Sumach und ſchwefelſaurem Eiſen dargeſtellte.

Alles Schwarz ohne indigoblauen Grund iſt niemals ſo haltbar, als das mit blauem Grunde. Es wird ſpäter nach ſechs Monaten einen bräunlichen Stich erhalten, während das andere keine bemerkliche Veränderung erlitten haben wird. Nach Verlauf eines Jahres, oder nach 15 Monaten iſt der Unterſchied ſehr auffallend.

Wie Chevreul bemerkt, üben die kupfernen oder zinnernen Gefäße beim Schwarzfärben einigen Einfluß aus, wenn nach dem folgenden Verfahren gearbeitet wird: 100 Pfund Wolle werden mit 22 Pfund Eiſenvitriol, 8 Pfund Kupfervitriol und 8 Pfund Weinſtein gebeizt und dann in einem aus 200 Pfund Campecheholz, 5 Pfund Galläpfel und 11 Pfund Eiſenvitriol bereiteten Bade gefärbt. Das Schwarz fällt in einem zinnernen Keſſel etwas röthlicher aus, als in einem kupfernen. Endlich erhält die durch ein Alkali genommene Wolle nach dieſem Verfahren ein mehr ins Rothe ſtechendes Schwarz, als die mit Kleie gereinigte, wenigſtens bei Anwendung eines kupfernen Keſſels.

Die Galläpfel nehmen auch für die Darſtellung der verſchiedenen grauen Farben in der Schafwollenfärberei eine nicht unbedeutende Stelle ein, bei welchen man die holzſaure Eiſenauflöſung vortheilhafter als den Eiſenvitriol verwenden kann. Zum Graufärben werden die gröblich geſtoßenen Galläpfel in einen leinenen Sack gebunden, gut ausgekocht und der helle, friſch bereitete Abſud für das Färben verwendet. Dem Galläpfelabſud ſetzt man beim Färben etwas Auflöſung von Eiſenvitriol, beſſer aber noch holzſaures Eiſen zu, und pflegt gewöhnlich die lichteſte Schattirung zuerſt zu färben; um immer dunklere und dunklere Farben zu erhalten, darf man nur nach und nach neue Eiſenauflöſung zuſetzen. Je mehr man Abſud und Eiſenauflöſung anwendet und je mehr man die zu färbende Waare kürzere oder längere Zeit in dem Färbebade erhält, um ſo dunkler erſcheinen die grauen Farbentöne. Beim Graufärben hat man darauf zu ſehen, daß das Bad nicht zu heiß, ſondern mehr lauwarm iſt.

Für Mauergrau, Eiſen- und Schiefergrau wird der Wolle zuvor ein ſtärkerer oder ſchwächerer blauer Indigogrund gegeben und dann in einem ſchwachen Galläpfelbade mit Zuſatz von holzſaurem Eiſen grau gefärbt. Die folgenden grauen Farben erhalten keinen blauen Grund.

Mausgrau, welches erhalten wird, wenn dem ſchwachen Galläpfelbade Eiſenauflöſung und auf das Pfund zu färbender Stoffe 2—3 Quentchen Alaun zugeſetzt wird.

Filzgrau, wenn die Waare in einem ganz ſchwa-

Digitized by Google

chen Galläpfelbade mit wenig Zuſatz von Eiſenvitriol nur kurze Zeit im Farbbade erhalten wird.

Achat- oder *Haſelnußgrau* wird erhalten, wenn man dem eiſenhaltigen Galläpfelbade Gelbholz und Campecheholzabſud zugibt; die Farbe wird vollkommener, wenn man die Vorſicht hat, auf weißen Grund zu färben.

Beim *amerikaniſchen* oder *gelblichen Grau* werden die Zeuche erſt in einem Gelbholzbade durchgenommen, von da in ein ſchwaches Galläpfelbad, dem etwas Alaun gereicht, gebracht, und zuletzt wieder in dem erſten Bade, dem etwas Eiſenvitriol in Campecheholzabſud aufgelöſt zugeſetzt iſt, durchgenommen.

Weingrau erhält man, wenn die graue Farbe zuletzt in einem leichten Orſeillebade durchgenommen wird.

Anwendung der Galläpfel in der Seidenfärberei.

In der Seidenfärberei wird für ſchwarze Farbe kein blauer Indigogrund gegeben, weil dieſer eher nachtheilig als vortheilhaft auf die Farbe wirkt. Rohe Seide färbt ſich leichter als entſchälte, das Schwarz wird aber nicht ſo vollkommen, daher man beim Schwarzfärben die Seide auf gewöhnliche Weiſe mit 20 Procent Seiſe ſiedet, gut auswaſchen und trocknen läßt.

Das Verfahren, welches *Angles* im J. 1776 bekannt machte, Seide ſchwarz zu färben, findet heutzutage öſters noch Anwendung, und beſteht in folgendem: Es wird ein Bad von Galläpfeln und Sumach zu gleichen Theilen bereitet, dem eine beſtimmte Menge Eiſenvitriol und Gummi zugeſetzt wird. In dieſes taucht man die Seide bei einer Temperatur von nicht über 40 Grad Reaumur, nimmt ſie nach zwei Stunden heraus, lüftet und trocknet ſie. Das Bad wird jetzt durch einen Zuſatz von Eiſenvitriol verſtärkt und die Eintauchung der Seide bei demſelben Wärmegrade zwei Stunden erhalten, herausgenommen, gelüftet, getrocknet und zwei Mal durchgeklopft. Es wird jetzt eine dritte Eintauchung vorgenommen, die 4—5 Stunden andauert, wornach die Seide herausgenommen, getrocknet, zwei Mal geklopft und in einem Waubade durchgenommen wird, um ihr einen zarten, ſanften Angriff zu geben. Wenn dem Angles'ſchen Verfahren holzſaures Eiſen ſtatt Eiſenvitriol ſurrogirt wird, erhält man ein viel ſchöneres Reſultat; auch leidet die Seide weniger dadurch in ihrer Dauerhaftigkeit.

Das Verfahren, welches *Ozanam* angibt, Seide mit Galläpfeln ſchwarz zu färben, iſt folgendes: Die Seide wird zuerſt mit 15 Procent Seiſe entſchält, alsdann gut gewaſchen und für ein Pfund derſelben mit 16 Loth Galläpfeln angeſotten, in welche die Seide 24 Stunden lang eingeweicht wird, wornach man ſie abtropfen läßt und ſpült. Es wird jetzt ein Bad von weinſteinſchwefelſaurem Eiſen, welches mit dem 20fachen Gewichte Waſſer verſchwächt wird, hergerichtet, die Seide darin zwei Stunden lang maceriren gelaſſen, dann herausgenommen, ausgewunden und in einem faſt ſiedenden ſchwachen Seifenwaſſer 15 Minuten lang gebadet, hernach ausgewaſchen, in ein Bad von blauſaurem Kali, welches mit Salzſäure angeſäuert iſt, eingelegt, von da wieder gewaſchen und die ſämmtlichen Operationen wechſelsweiſe drei Mal wiederholt. Wenn das Schwarz einen Stich ins *Violette* haben ſoll, ſo wird zuletzt noch ein Waſſerbad, dem $^1/_{500}$ Ammoniak zugeſetzt wird, gegeben, nachher die Seide blos ausgewunden und *ohne* zu waſchen aufgehangen und abgetrocknet.

Zum ſogenannten *franzöſiſchen Schwarz* auf entſchälte Seide wird auf ein Pfund derſelben ein Abſud von 4 Loth Galläpfel bereitet, in welchen die Seide bei 60 Grad R. Wärme eingelegt, und ſo lange darin bleibt, bis das Bad erkaltet iſt. Das Färben wird mit ſalzſaurer Eiſenauflöſung vorgenommen, wobei das Bad nicht über 35 Grad R. warm ſein darf. Dieſe Operationen werden fünf Mal wechſelweiſe wiederholt, wonach gewaſchen und geklopft, und zuletzt in ein kaltes Seifenbad 6—8 Stunden eingelegt wird, welches 2 Loth marſeiller Seiſe enthält. Statt des Seiſenbades kann auch ein mit Eidotter abgerührtes Waſſer dienen, welches noch vorzüglicher, aber theurer iſt. Die ſalzſaure Eiſenauflöſung für dieſen Zweck bereitet man, indem 15 Pfund Eiſenfeile, $7^1/_2$ Pfund Salzſäure, $2^1/_2$ Pfund Waſſer gekocht werden, bis die Säure ganz geſättigt iſt. In der klaren Flüſſigkeit werden $1^1/_4$ Pfund Gummi und ſpäter $1^1/_4$ Pfund Eiſenvitriol aufgelöſt.

Chevreul beobachtet beim Schwarzfärben der Seide ein Verfahren, ſtatt des Eiſenvitriols holzſaures Eiſen zu verwenden, wobei die Structur der Seide weniger leidet, und eine mehr dauerhafte und geſättigte Farbe erhalten, auch der Gummi dabei erſpart wird, ein Verfahren, welches ſehr zu empfehlen iſt und in folgendem beſteht: für die entſchälte und getrocknete Seide wird ein mittelmäßig heißes Bad von Galläpfeln in Sorten bereitet, in welchem man die Bünde zuerſt durchlaufen läßt und gelind drückt, damit die Flüſſigkeit gut durchdringt und die Farbe gleichförmig wird. In dem kaum lau erhaltenen Bade läßt man ſie 15—18 Stunden lang liegen, nimmt ſie heraus, windet aus und trocknet ab. Für ein Pfund Seide werden für ein ſolches Bad 4 Loth Galläpfel verwendet.

Die ſo gallirte ganz trockene Seide wird nun in einem lauen, 5 Grad Baumé ſtarken holzſauren Eiſenbade einige Zeit lang ſorgfältig durchgenommen, um die Farbe ganz gleichförmig zu erhalten. Man erwärmt jetzt das Bad etwas mehr, läßt ſie 5—6 Stunden lang untergetaucht, wobei ſie von Zeit zu Zeit herausgenommen und gelüftet wird. Nach Verlauf dieſer Zeit drückt man ſie aus, ringt ſie am Carvilirſtock aus, trocknet ſie an der Luft, wenn es die Witterung zuläßt, oder bei ſchlechtem Wetter in einem Hängeboden.

Die Seide wird, nachdem ſie ganz trocken iſt, ein bis zwei Mal geklopft, dann zum zweiten Galliren geſchritten, welches mit dem Rückſtand der vorigen Gallage, der man noch den Abſud von 3 Loth Galläpfel auf ein Pfund Seide zuſetzt, verrichtet wird. Darin läßt man ſie wie das erſte Mal weichen, ringt ſie aus und trocknet ſie ab.

Nach dem Galliren folgt ein neues laues Bad von 4 Grad Baumé ſtarkem holzſaurem Eiſen, wobei wie bei dem erſten Eiſenbade manipulirt wird. Die Seide wird jetzt ausgewunden, getrocknet und zwei- bis drei Mal gut geklopft. Es erfolgt jetzt die dritte Gallirung in einem

Digitized by Google

friſchen Galläpfelbade, wobei auf ein Pfund Seide 3 Loth Galläpfel gerechnet werden, und ebenſo wie bei den beiden vorangegangenen Gallusbädern verfahren wird. Die Seide wird von da wieder in ein holzſaures Eiſenbad von 3 Grad Stärke gebracht, nach demſelben getrocknet, gut ausgewaſchen und abgetrocknet.

Wenn man ein ſchweres Schwarz färben will, ſo gibt man noch eine vierte Gallirung mit 2 Loth Galläpfel auf ein Pfund Seide, und läßt darauf ein viertes Bad von 3 Grad ſtarkem holzſaurem Eiſen folgen, trocknet und wäſcht ſorgfältig aus.

Wenn die Seide nach dieſer Methode ſchwarz gefärbt iſt, wird der im Handel ſo geſuchte Glanz dadurch gegeben, daß man die Seide eine Zeit lang in einem ſchwachen lauen Seifenwaſſer erhält, dann gut waſchen und abtrocknen läßt.

Durch dieſes Verfahren wird nicht allein eine geſättigte und haltbare ſchwarze Farbe erhalten, ſondern der Seidenſtoff leidet auch viel weniger, als durch ſchwefelſaures Eiſen bereitetes Schwarz.

Anwendung der Galläpfel in der Baumwollen- und Leinenfärberei.

In der Baumwollen- und Leinenfärberei wird mit dem Galläpfelabſud in Verbindung mit Sumach und Campecheholzabſud ein glänzender und tiefer Uni-Schwarzgrund, durch nachſtehendes Verfahren erhalten: man gallirt die baumwollenen oder leinenen Gewebe in dem gemiſchten Abſud bei einer Wärme, daß man die Hand kaum darin erleiden kann; wenn die Waare ganz davon durchdrungen iſt, ſchlägt man ſie auf den Ringpfahl, windet aus und trocknet ſie bei heiterem Wetter in freier Luft, bei feuchter Witterung im Hängeboden ab. Die trockene Waare wird jetzt in ein laues Waſſerbad, welches mit holzſaurem Eiſen auf 1 Grad geſtellt wird, gebracht, eine halbe Stunde lang manipulirt, während der Zeit einige Male herausgenommen, einige Minuten gelüftet, wonach man ſie dann herausnimmt und 10—12 Minuten lang lüftet. Sie wird jetzt ohne abzutrocknen neuerdings in einem etwas ſchwächern Bade gallirt, wieder in ein holzſaures Eiſenbad, das etwas ſchwächer iſt, gebracht, und das Durchnehmen in dieſen beiden Bädern noch ein Mal wiederholt. Nach Beendigung dieſer Operation wird die Waare am Fluß gut ausgewaſchen, aufgehangen und abgetrocknet.

Die nach dieſer Methode ſchwarz gefärbte Waare erhält den höchſten Lüſter und Glanz erſt dann, wenn man ſie in einer kalten Ölbeize durchnimmt, welche für dieſen Zweck auf folgende Weiſe bereitet wird: man rührt 1 Pfund Baumöl mit 40 Pfund 1 Grad Baumé ſtarker Sodalauge zur Ölbeize an, und wendet dieſelbe in einem Verhältniß zum Durchnehmen der Waare ſo an, daß auf 1 Pfund Waare nicht ganz 2 Loth Öl kommen. Nach dem Ölen ringt man die Waare aus, trocknet ſie ab, wäſcht ſie ſorgfältig im Fluſſe aus, wornach ein ganz vollkommenes und haltbares Schwarz erhalten wird.

Die Galläpfel werden auch zum Graufärben der baumwollenen und leinenen Garne, ſowie derſelben Gewebe verwendet.

Um mauer-, ſchiefer- und eiſengraue Garne zu färben, wird zuvor ein mehr oder minder ſtarker blauer Indigogrund gegeben, hierauf die Garne gallirt und in einem Eiſenvitriol- oder holzſauren Eiſenbade, deſſen Stärke man nach der verlangten Schattirung einrichtet, die Farbe entwickelt.

Das Galliren iſt bei den Garnen für graue Farben unumgänglich nöthig. Die Stärke der Gallirung richtet ſich nach den Schattirungen, welche man zu erhalten wünſcht. Zu hellen Farben können ſchon gebrauchte Gallusbäder verwendet werden. Nach dem Galliren werden die Garne abgetrocknet und in einem kalten Waſſerbade, in welches man eine beſtimmte Menge holzſaures Eiſen und Campecheholzabſud bringt, gefärbt. Wenn man ſtatt Galläpfel Erlenrindeabſud nimmt, ſo erhält man ein ziemlich lebhaftes Grau, welches in Haſelnußfarbe nuancirt.

Auch in der Hut- und Filzfärberei, ſowie im Schwarz- und Graufärben der Schmuckfedern nehmen die Galläpfel eine Stelle ein.

Anwendung der Galläpfel in der Zeuchdruckerei.

In der Zeuchdruckerei werden die Galläpfel für die Darſtellung grau zu färbender Uniböden, mit farbigen Enlevage-Eindruckfarben, dann für tafelſchwarze Druckfarben und mancherlei graue Nuancen im Dampffarbendruck verwendet.

Um uni-aſchgraue Böden in verſchiedenen Abſtufungen darzuſtellen, pflegt man gewöhnlich die baumwollenen Gewebe in einem 40 Grad R. warmen Waſſerbade, welchem, je nachdem die Abſtufung heller oder dunkler ſein ſoll, weniger oder mehr Galläpfelabſud hinzugeſetzt wird. Die Zeuche werden in der Flüſſigkeit 10—12 Minuten lang über den Haſpel hin und wieder gewunden, dann auf den Ringpfahl gebracht und ausgewunden. Man richtet jetzt eine hölzerne Wanne mit Haſpel verſehen vor, in welcher auf 100 Maß kaltes Waſſer die Auflöſung von 16 Loth bis 1 Pfund Eiſenvitriol, oder 1 Maß holzſaures Eiſen von 10 Grad Baumé Stärke, öfters auch eſſigſaures Eiſenoxydul durch Zerſetzung des Eiſenvitriols mittels Bleizuckers gebracht werden. In dieſem Bade wird die gallirte Waare ſo lange hin- und hergehaſpelt, bis die Farbe gleichförmig erſcheint, dann herausgenommen, am Fluß ausgewaſchen, entwäſſert und im Schatten abgetrocknet. Das Verhältniß der Galläpfel zum Galliren für ein Stück ¾ breiten, 60 wiener Ellen langen Calico, differirt von 4—12 Loth derſelben, je nachdem hellere oder dunklere aſchgraue Farbentöne dargeſtellt werden ſollen; wendet man beim Galliren gleiche Theile Galläpfel und Sumachabſud an, ſo werden graue Nuancen erhalten, die mehr ins Röthliche übergehen.

Für die Darſtellung ſchöner, zarter und gleichförmiger uni-aſchgrauer Bodenfarben bediene ich mich deſſelben Verfahrens, welches beim Färben mit der Quercitronrinde und dem Sumach angegeben iſt. Ich bereite nämlich einerſeits einen wäſſerigen Galläpfelabſud von 1 Pfund Galläpfel mit Waſſer auf 16 Maß Flüſſigkeit

Digitized by Google

geſtellt; andererſeits eine Eiſenvitriolauflöſung von 1 Pfund Eiſenvitriol in 16 Maß Waſſer gelöſt.

Die weißgebleichten baumwollenen Zeuche, von welchen immer 5 Stück aufgerollt werden, grundire ich hinter einander fortlaufend auf der Klotzmaſchine mittels zweimaligen Durchlaufens, wobei das erſte Mal weniger, das andere Mal ſtarke Preſſion gegeben wird, mit einer 70—75 Grad R. heißen Flüſſigkeit aus 1 Maß des Galläpfelabſudes mit 6 Maß Waſſer, und laſſe die ſo gallirte Waare abtrocknen. Während des Klotzens wird von Zeit zu Zeit immer ſoviel friſche heiße Flüſſigkeit zugeſetzt, als durch den Baumwollenzeuch entzogen wurde. Nach dieſer Operation wird zur Entwickelung der Farbe geſchritten, welches Verfahren darin beſteht, daß in den Farbtrog die kalte Auflöſung von 1 Theil der angegebenen Eiſenvitriolauflöſung mit 7 Theilen Waſſer verdünnt, gebracht werden, und die gallirte Waare auf die eben beſchriebene Weiſe zweimal geklotzt, aufgehangen und abgetrocknet wird.

Für den farbigen Enlevagedruck wird die ſo gefärbte Waare unmittelbar verwendet, und erſt nach dem Eindruck der bunten Farben gewäſſert. Für Unigrau anderer Fabricate hingegen, nachdem die Waare vollkommen gefärbt iſt, gewäſſert.

Durch dieſen Weg laſſen ſich auch vielfältig andere graue Farbenabſtufungen darſtellen, wenn beim Galliren dem Galläpfelbade verhältnißmäßig Sumach, Knoppern, Seeroſenwurzel, Quercitronabſude zugeſetzt werden. Beiſpielsweiſe erhält man ein ſehr zartes Silbergrau, wenn das Galliren mit einer Flüſſigkeit aus 2 Maß Galläpfelbrühe und 1 Maß Quercitronabſud von 1 Pfund Rinde und 18 Maß Waſſer vorgenommen wird.

In der Baumwollen-Zeuchdruckerei bedient man ſich der Galläpfel auch zur Darſtellung uni-ſchwarzgefärbter Böden, welche die Eigenſchaft beſitzen, ſich leicht weiß und färbig ätzen zu laſſen, wodurch man in den Stand geſetzt wird, illuminirte Druckfabricate in ſchwarzem Grund auf eine leichte Art darzuſtellen. Die weiß gebleichten baumwollenen Gewebe werden für dieſen Behuf mit einem Galläpfelabſude von 10 Loth Galläpfel in 4 Pfund Waſſer zwei Mal nach einander geklotzt, dann abgetrocknet und mit nachſtehender Eiſenauflöſung imprägnirt:

Je in 10 Maß eſſigſaurer Eiſenauflöſung 5 Grad Baumé werden 18 Loth kryſtalliſirtes eſſigſaures Kupfer gelöſt. Die ſchwarzgefärbte Waare wird zum tiefern Anfallen der Farbe einige Tage lang aufgehangen, dann gewäſſert und abgetrocknet, wornach die Ätzreſerven mit Zinnchlorür entwickelt, aufgedruckt werden.

Weißätze.

4 Pfund Waſſer mit
20 Loth Weizenſtärke verkocht, dann
8 Loth Oxalſäure und
2 Pfund Zinnſalz hinzugebracht.

Violettätze.

16 Pfund Campecheholzabſud, 1 Grad Baumé und
4 Pfund Waſſer werden mit
3 Pfund Weizenſtärke verkocht, erkaltet mit
7 Pfund Zinnſalz und
$1\frac{1}{2}$ Pfund Salzſäure 22 Grad Baumé geſchärft.

Die rothen, gelben, grünen, orangen und blauen Ätzreſerven ſind dieſelben, deren man ſich für dunkelbraune Manganböden bedient.

Nach dem Eindruck der Ätzreſerven wird die Waare einige Stunden in einem feuchten luftigen Local aufgehangen, und alsdann auf gewöhnliche Weiſe gewäſſert.

Robiquet's Galläpfelroth.

Intereſſant iſt die Erſcheinung, welche Robiquet beobachtete, daß, wenn 10 Gewichtstheile Gallusſäure mit 50 Gewichtstheilen concentrirter Schwefelſäure gemiſcht, und das Gemiſch, welches bald die Conſiſtenz eines dünnen Breies annimmt, in einem Kolben Anfangs ſehr gelinde und fortwährend vorſichtig erhitzt wird, die Flüſſigkeit eine fahle, dann eine roſenrothe Farbe annimmt, und von letzterer durch alle Nuancen bis zum dunkeln Carminroth übergeht, indem ſie klebrig wird. Wenn man ſie hierauf, nachdem ihre Temperatur auf 112 Grad Celſius geſtiegen iſt, erkalten läßt, und dann allmälig mit kaltem Waſſer verdünnt, ſo entſteht ein reichlicher, ſchön braunrother, zum Theil flockiger, zum Theil körniger und kryſtalliniſcher Niederſchlag. Mit Waſſer gut ausgeſüßt hält dieſer rothe Körper keine Schwefelſäure mehr zurück, und man bekommt davon immer die Hälfte der angewendeten Gallusſäure.

Dieſe rothe Subſtanz liefert beim Färben ſo ziemlich dieſelben Nuancen wie der Krapp, nur ſind ſie nicht ſo lebhaft; die Eiſenbeizen von verſchiedenen Graden geben nämlich alle Schattirungen von Hellviolett bis Dunkelſchwarz, und die Thonerde-Beizen alle Nuancen von Roth, dieſe Farben widerſtehen auch kochender Seifenauflöſung gut, ſind jedoch nur in wiſſenſchaftlicher Hinſicht intereſſant, ohne je praktiſche Nutzanwendung in der Färbekunſt zu finden.

Nach Leukauf wird auch ein ſchöner roſenrother Niederſchlag erhalten, wenn Galläpfel mit ätzender Kalilauge abgeſotten und die erhaltene neutrale Flüſſigkeit, die weder auf Lackmus noch Curcumapapier mehr reagirt, mit eſſigſaurem Bleioxyd oder ſalzſaurem Zinnoxydul ohne Zutritt der Luft zuſammengebracht wird. (*v. Kurrer.*)

GALLÄPFELAUFGUSS. Infusum gallarum, durch Digeſtion gröblich gepulverter Galläpfel mit deſtillirtem Waſſer bereitet, dient als chemiſches Reagens in den nämlichen Fällen, wie die Galläpfeltinctur, und iſt der letztern bei zoochemiſchen Unterſuchungen vorzuziehen. Da er ſich allmälig zerſetzt, ſo muß er öfters friſch bereitet werden. Folgende Subſtanzen, wenn ſie in einer concentrirten wäſſerigen Löſung vorkommen, werden durch den wäſſerigen Galläpfelaufguß niedergeſchlagen: flüſſiges Ei-

Digitized by Google

weiß, flüſſiger Käſeſtoff, Leim, Chondrin, Leim des elaſtiſchen Gewebes, Schleim. (*F. W. Theile.*)

GALLÄPFELTINCTUR, Tinctura gallarum, gehört zu den bekannteren chemiſchen Reagentien. Man bereitet ſie auf folgende Weiſe: Gröblich gepulverte Galläpfel werden mit ſechs Theilen rectificirten Weingeiſtes übergoſſen, unter öfterem Umrühren einige Tage ſtehen gelaſſen und dann wird die Flüſſigkeit abfiltrirt und aufbewahrt.

Die Galläpfeltinctur iſt vor Allem das empfindlichſte Reagens auf Eiſen. Auflöſungen von Eiſenoxydulſalzen werden je nach der Menge des Eiſens durch Zuſatz von Galläpfeltinctur entweder blos purpurroth gefärbt, oder purpurfarbig niedergeſchlagen; die Galläpfeltinctur bewirkt noch eine ſchwache Purpurfarbe in einer Flüſſigkeit, worin ein Gran kohlenſaures Eiſenoxydul in 400000 Theilen mit Kohlenſäure geſättigten Waſſers gelöſt iſt. Die Eiſenoxydſalze werden durch Galläpfeltinctur blau, bei größerer Concentration ſchwarzblau gefärbt oder niedergeſchlagen.

Für Titan iſt die Galläpfeltinctur ebenfalls ein höchſt empfindliches Reagens; daſſelbe wird mit der Farbe des Goldſchwefels niedergeſchlagen.

Andere Metalle werden auch durch Galläpfeltinctur gefärbt oder niedergeſchlagen, aber weniger empfindlich; Gold-, Blei-, Zinnſalze dürfen höchſtens in 20000 Theilen Flüſſigkeit gelöſt ſein, ſalpeterſaures Silber in 1000 Theilen, Kupfer in 200 Theilen, Queckſilber, Antimon in 100 Theilen.

Aus thieriſchen Flüſſigkeiten wird die Gallerte durch Galläpfeltinctur präcipitirt. In vegetabiliſchen geiſtigen Auszügen wirkt letztere auf die Alkaloide. (*F. W. Theile.*)

GALLAND (August), ein franzöſiſcher Rechtsgelehrter und fleißiger Forſcher in der Rechts- und politiſchen Geſchichte ſeines Vaterlandes, von deſſen Schriften diejenigen, welche vollendet und herausgegeben worden ſind, zu ihrer Zeit kein geringes Verdienſt gehabt und ſpäter immer noch gebührende Anerkennung gefunden haben. Geboren um das Jahr 1570 und geſtorben 1644, wenn nicht 1645, war er der Sohn des Requetenmeiſters und Generalprocurators Galland im Königreiche Navarra, der wegen ſeiner mannichfaltigen Kenntniſſe und ſeiner Gewandtheit bei Heinrich IV. in Anſehen ſtand und zu vielen wichtigen Geſchäften gebraucht wurde. In die Fußtapfen deſſelben trat auch ſein Sohn nach vollendeten Studien; er wurde zuerſt Parlamentsadvocat, dann vom Könige Heinrich mit der Generalprocuratur für Navarra bekleidet und endlich als Staatsrath ins Miniſterium zu Paris gezogen. Die gegen das Haus Habsburg befolgte Politik dieſes Monarchen und des Cardinals Richelieu, welcher Letztere ihn auch in ſeinen Händeln mit den Reformirten gebrauchte, beförderte und unterſtützte ſeine Studien und Forſchungen auf dem Gebiete der Anſprüche der franzöſiſchen Krone an Länder und Herrſchaften, welche die vormaligen Könige Frankreichs verloren, oder zu erwerben verſäumt hatten. Dahin gehörten ganz beſonders das ganze Königreich Navarra, wie es vor ſeiner Zerſtückelung durch König Ferdinand den Katholiſchen beſchaffen war, nebſt einigen Gebieten in Caſtilien, Aragonien und Catalonien, und die Grafſchaft Flandern, auf deren aller Geſchichte Galland vielen Fleiß verwendete. Vom Miniſterium mit Hilfsmitteln unterſtützt und mit den nöthigen genealogiſchen Kenntniſſen ausgerüſtet, unternahm er nun die Anſprüche dieſer Krone auf gedachte Länder mit Rückſicht auf die Kriege und Streitigkeiten, welche ſie derentwegen ehedem geführt und beſtanden hatte, zu bearbeiten, vollendete aber das Werk nicht ganz, ſondern ſein Sohn Auguſtin, einer von den Vätern des pariſer Oratoriums, legte, wie Joly erzählt, noch die letzte Hand an daſſelbe und gab es 1648 unter dem Namen ſeines Vaters mit dem Titel: Mémoires pour l'histoire de Navarre et de Flandre etc. avec les preuves autentiques, zu Paris in Fol. heraus [1]). Es wurde dem jungen noch unmündigen Könige Ludwig XIV. zugeeignet und derſelbe aufgefodert, von den darin entwickelten Rechtsanſprüchen an Navarra und Flandern, ohne Rückſicht auf das früher anerkannte Erwerbsrecht der Gegner, mit Waffengewalt Gebrauch zu machen. Was der lange Titel des Buches ankündigt, findet man auch darin ausgeführt; doch iſt es mit Vorſicht zu gebrauchen, da ſein Gegenſtand, als Parteiſchrift, einſeitig durchgeführt und ſeine Veröffentlichung ſehr beeilt wurde.

In ſeinen früheren Jahren bearbeitete Galland für König Heinrich IV. die Genealogien der gräflichen Häuſer Armagnac, Lamarche, Bigorre, Albret, Foix, Bearn, Limoges und anderer, die nur zum geringen Theile in obigem Werke ihren Platz fanden, ſonſt aber nicht beſonders im Drucke erſchienen ſind. Im J. 1626 gab er zu Paris einen discours sur l'état de la ville de La Rochelle et touchant ses anciens priviléges in 4. heraus, der 1629 in 8. wieder aufgelegt wurde und auch im Mercure français Tom. XIII. einen Platz zur Aufnahme fand. Sein discours au roi sur la naissance et accroissement de la ville de La Rochelle, der 1628 in 8. erſchienen ſein ſoll, iſt eine jener Schrift verwandte, oder zum Theil wol dieſelbe. Unterdeſſen bearbeitete er einen traité historique et très-curieux des anciennes enseignes et étendarts de France, welche Abhandlung Sauval im 2. Theile der antiquités de Paris zuerſt abdrucken ließ, bevor ihn der Verfaſſer ſelbſt mit ſeinen Abhandlungen sur la chappe de Saint-Martin, sur l'office de grandsénechal und sur l'oriflamme 1637 in 4. veröffentlichte. Poncelin entriß dieſe Schriften zum Theil dann der Vergeſſenheit wieder und gab ſie mit neuen Unterſuchungen vermehrt 1782 in 12. zu Paris heraus. Sein traité du franc-alleu erſchien 1629 in 4. ebendaſelbſt und 1647 abermals. In der lateiniſchen Überſetzung lieſt man dieſe Abhandlung auch in Schilter's Schrift de feudis imperii. Überdies hinterließ Galland noch mehre wichtige, zum Theil unvollendete Handſchriften verſchiedenen Inhalts, da er zu gleicher Zeit mehre

1) Es iſt merkwürdig, daß ſich dieſer Mönch weder in der Zueignung, noch in der langen Vorrede des Werkes als Sohn des Verfaſſers zu erkennen gibt, jedoch nicht verſchweigt, was Alles er nach deſſen Tode in ſeinem Studirzimmer an Handſchriften gefunden hatte.

Digitized by Google

Gegenſtände zu bearbeiten anfing und darüber faſt keinen zu Ende brachte, ſo eine histoire des Albigeois et des Vaudois in vier Folianten, eine histoire de la réforme en France jusques en l'année 1629, die zugleich eine Widerlegung der Verleumdungen in den Memoiren des Herzogs von Rohan enthalten ſoll; ferner eine unvollendete Abhandlung über das franzöſiſche Lehnweſen in Frankreich bis auf ſeinen Urſprung zurück, und endlich eine unbeendete diplomatiſche Geſchichte der Kanzler von Frankreich, wobei ihm die Kloſter- und anderen Archive große Dienſte geleiſtet hatten. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Galland von Hauſe aus Proteſtant war und in der Folge bei dem Thronwechſel Heinrich's IV. mit dieſem zugleich zur katholiſchen Kirche übertrat. Seine Lebensumſtände ſind nicht bekannt geworden[2]). (*B. Röse.*)

GALLAND (Anton), ein verdienſtvoller Orientaliſt und zugleich gründlicher Gelehrter auf dem Gebiete hiſtoriſch-antiquariſcher Forſchungen, namentlich der Münzkunde, war 1646 zu Rollot, einem kleinen Orte bei Montdidier in der Picardie, geboren worden und das ſiebente Kind armer Ältern. Kaum vier Jahre alt, verlor er ſeinen Vater, und ſeine Mutter, die ſich von ihrer Hände Arbeit ernähren mußte, wußte den Knaben nicht zu beſchäftigen, bis zwei Stiftsherren in der benachbarten Stadt Noyon ſich deſſelben annahmen und ihn in die dortige Schule brachten; als dieſe aber ſtarben, mußte der Knabe, damals erſt 13 oder 14 Jahre alt und nur mit wenigen Kenntniſſen in der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache ausgerüſtet, die Schule, weil er dort keine Unterſtützung mehr fand, wider ſeinen Willen verlaſſen und zu ſeiner Mutter zurückkehren. Dieſe bekümmerte ſich nun nicht um ſeine Neigungen, ſondern zwang ihn, ein Handwerk zu erlernen. Ein Jahr hielt er bei ſeinem Lehrmeiſter geduldig aus; alsdann entlief er demſelben und ging auf Gerathewohl nach Paris, wo er ſich an eine alte in Dienſten ſtehende Verwandte und an einen Geiſtlichen wandte, welchen er bei ſeinen ehemaligen Wohlthätern in Noyon kennen gelernt hatte. Der Verſuch gelang über alle Erwartung, da ſeine Neigung und Fähigkeiten zu den Wiſſenſchaften in Rückſicht genommen und der Knabe einem Vorſteher der Anſtalt zu du Pleſſis anvertraut und von dieſem in der Folge dem Doctor der Sorbonne Petitpied übergeben wurde, welcher ihn zur Anfertigung eines Katalogs über die orientaliſchen Handſchriften der ſorbonner Bibliothek gebrauchte und zugleich die Lehrſtunden im Collége royal beſuchen ließ, wo er ſeine Kenntniſſe in den morgenländiſchen Sprachen erweiterte. Von Petitpied kam er nachmals als Lehrer an die Anſtalt Mazarin, die eben erſt im Aufblühen war, und unterſtützte daſelbſt den Profeſſor Godouin im lateiniſchen Unterrichte der Knaben, unter denen ſich auch der nachmalige Herzog von Meillerave fand, wurde aber bald, im J. 1670, von dieſem Poſten abgerufen und mit dem Botſchafter von Nointel nach Conſtantinopel geſchickt, wo er im Auftrage des Miniſters Claude, der mit dem gelehrten Theologen Anton Arnaud über die griechiſche Kirche im Streite lag, Unterſuchungen über die Glaubensartikel derſelben anſtellen ſollte. Sein Umgang mit den griechiſchen Geiſtlichen daſelbſt, von welchen mehre gegen Verfolgungen Schutz in der franzöſiſchen Geſandtſchaftswohnung fanden, erleichterte ihm nicht nur die Vollziehung ſeines Auftrages, ſondern gab ihm noch die Gelegenheit zur Erlernung der neugriechiſchen Sprache. Hierauf begleitete er Nointel auf einer Reiſe in die Levante und nach Syrien, wo er Jeruſalem und andere wichtige Orte des heiligen Landes beſuchte, allerlei antiquariſche Entdeckungen machte, alte Inſchriften abſchrieb, Denkmale abzeichnete, oder, wenn es möglich war, auch ſtahl und nach ſeiner Heimkehr damit Baudelot's Sammlungen bereicherte, welche nachmals Montfaucon zu ſeiner Paläographie benutzte. Mit dieſen Schätzen, darunter auch werthvolle antike Münzen, ging er 1676, ohne den Botſchafter nach Conſtantinopel zurückzubegleiten, nach Paris und erregte die Neugierde Vaillant's, Carcavy's und Giraud's, die, durch ſeinen Sammlerfleiß befriedigt, ihn ſofort veranlaßten, gegen eine geringe Unterſtützung eine zweite Reiſe in die Levante zu unternehmen, von welcher er nach einem Jahre mit vielen Münzen, die der königlichen Sammlung überliefert wurden, zurückkam. Während Galland nun anfing, ſeine geſammelten Kenntniſſe und Schätze für die Wiſſenſchaft zu gebrauchen, erging von der oſtindiſchen Geſellſchaft als Gefälligkeit gegen den Miniſter Colbert der Antrag an ihn, eine dritte Reiſe in die Levante zu machen und ſeine Ausbeute den Sammlungen dieſes Staatsmannes zu übergeben. Er begab ſich auch 1679 dahin, wurde nach anderthalb Jahren von Colbert ſelbſt, der davon Kenntniß erhielt, und nach deſſen Tode vom Marquis von Louvois mit dem Titel eines königl. Antiquars dort für ſeine Forſchungen unterſtützt. In der Reihe von Jahren ſeines dortigen Aufenthaltes vervollkommnete Galland ſeine Kenntniſſe in der arabiſchen, türkiſchen und perſiſchen Sprache, und machte nebenbei eine Menge wichtiger archäologiſcher Entdeckungen. Allein dieſe geſammelten Schätze wären bei ſeiner Abfahrt von Smyrna nach Frankreich mit ihm beinahe zu Grunde gegangen, da ihn ein Erdbeben kurz zuvor unter den Schutt der eingeſtürzten Häuſer begrub. Aber glücklicherweiſe kam er unter den Trümmern ſeines Hauſes ſo zu liegen, daß er weder verbrennen, noch erſticken, ſondern lebendig wieder hervorgezogen werden konnte. Nach ſeiner Rückkunſt beſchäftigte ihn der Bibliothekar Thévenot bei der königlichen Bibliothek zu Paris, und als dieſer etliche Jahre darnach (1693) ſtarb, zog ihn Herbelot für ſeine gelehrten Arbeiten an ſich, um bei Herausgabe ſeiner bibliothèque orientale eine Erleichterung und Stütze an ihm zu haben. Aber Herbelot ſtarb auch ſchon 1695 und Galland ſetzte nun dieſes zu ſeiner Zeit höchſt wichtige Werk bis zu Ende fort und ließ es 1697 in Fol. zu Paris erſcheinen. Gleichzeitig nahm er Theil an der Herausgabe der bekannten Menagiana, wozu er den ganzen erſten Theil geliefert haben ſoll. Sie erſchienen zu Paris 1693 fg. in zwei Bänden in 12., gleich-

2) Benutzt wurden *Quérard*, La France littéraire III, 244 und *Beauvais*, Dictionnaire historique I, 1180, nebſt *Fontette*, Bibliothèque historique de la France II, 878 und Dictionnaire universel historique etc. VII, 278.

Digitized by Google

zeitig auch zu Amſterdam, und 1723 gab ſie de la Monnoye mit Anmerkungen wieder heraus. Von ſeiner dritten Reiſe in die Levante erſchienen von ihm Relation de la mort du sulthan Osman, et du couronnement du soulthan Moustapha, traduit du turc, zu Cöln 1678 in 12., und Trois lettres touchant la critique de M. Guillet sur le voyage de Grèce de Jacob Spon, welche in Spon's Antwort auf dieſe Beurtheilung zu Lyon 1679 in 12. gedruckt wurden.

Ohne öffentliches Amt und ohne Unterſtützung ſeit Herbelot's Tode gelaſſen, nahm ihn gleich darauf der gelehrte Präſident des großen Rathes Bignon zu ſich, und als dieſer ein Jahr nachher ſtarb, ihm aber ein kleines Jahrgeld hinterließ, fand er doch bald wieder an dem Staatsrathe Foucault, damals Intendanten in der Nieder-Normandie, eine Stütze, in deſſen Hauſe zu Caen er aufgenommen wurde, wo er in ſorgenfreien, ruhigen Verhältniſſen und von einer bedeutenden Bibliothek und reichen Münzſammlung umgeben, ſeine Studien fortſetzen konnte. Bei Erneuerung der Akademie der Inſchriften zu Paris erhielt er 1701 als Elève Zutritt, blieb aber in Caen wohnhaft, und begann ſogleich für dieſelbe die Ausarbeitung eines Dictionnaire numismatique, contenant l'explication des noms de dignités, des titres d'honneur, et généralement de tous les termes singuliers qu'on trouve sur les médailles antiques, grecques et romaines, welches Werk nach ſeinem Tode dieſe Geſellſchaft in Handſchrift erbte. Erſt 1706, als er ordentliches Mitglied derſelben geworden war, kehrte er nach Paris zurück und widmete nun faſt ſeine ganze Zeit dieſer Akademie. Er hielt in ihr ſehr viele Vorträge, theils über das Münzweſen, theils über ſeinen lebhaften Verkehr mit auswärtigen Gelehrten, theils über orientaliſche Denkmäler, oder auch über andere von der Geſellſchaft zur Sprache gebrachte Gegenſtände.

Galland arbeitete anhaltend und ununterbrochen unter allen Umſtänden, unbekümmert der Bedürfniſſe, deren er in ſeiner Zurückgezogenheit wenige, und der Bequemlichkeiten, deren er keine hatte. Wahrhaft, offen und ehrlich bis in den geringſten Dingen bewies er ſich Jedem, welchem er Rechenſchaft abzulegen hatte; ſo berechnete er für ſeinen Aufenthalt in der Levante täglich nicht mehr als ein oder zwei Sous, zuweilen gar Nichts, ſobald er unter Gunſt der Umſtände, oder aus Enthaltſamkeit keine Ausgaben gemacht hatte, oder hatte machen können. Liebenswürdig und einfach in ſeinen Sitten und Betragen, würde er ebenſo gern Kindern den erſten Elementarunterricht ertheilt haben, als er nachmals (ſeit 1709) auf ſeinem Lehrſtuhle als Profeſſor der arabiſchen Sprache am Collége de France Jünglinge unterrichtete. Ebenſo einfach war Galland auch in ſeinen Schriften, worin er mehr auf Genauigkeit und Richtigkeit der Sache, als auf Zierlichkeit ihrer Darſtellung ſah. Als er in ſeinen letzten Tagen ſehr an Engbrüſtigkeit zu leiden anfing, ließ er zu ſeiner Pflege einen ſeiner Neffen aus Noyon kommen. Er ſtarb am 17. Febr. 1715 in einem Alter von 69 Jahren. Kurz vor ſeinem Tode hatte er ſeine bedeutende handſchriftliche Sammlung, das einzige Gut, welches er hinterließ, in Ordnung gebracht, und verfügt, daß die orientaliſchen davon die königliche Bibliothek, das Münzwörterbuch die Akademie und ſeine Überſetzung des Koran der Abt Bignon erhalten ſollte.

Außer den bereits angeführten größeren und kleineren Druckſchriften und Überſetzungen gab Galland als Früchte ſeines morgenländiſchen Sprachſtudiums und ſeiner Kenntniſſe im Münzfache noch heraus ein Recueil de maximes et de bons mots, tirés des ouvrages des Orientaux, oder paraboles remarquables, bons mots et maximes des Orientaux (Paris 1694. 12.), in der Manier des Valerius Maximus und Plutarch bearbeitet. Dieſe Schrift wurde 1708 und 1730 wieder aufgelegt, 1776 in die Bibliothèque orientale aufgenommen und 1777 in 4. nochmals beſonders abgedruckt. Ferner gab er einen traité de l'origine et du progrès du Caffé, traduit de l'arabe (Caën 1699. 12.) heraus, eine zu ſeiner Zeit ſehr geſchätzte Abhandlung, die aber nur in wenigen Exemplaren gedruckt und unter Galland's Freunde vertheilt wurde. Während deſſen erſchienen ſeine lettres touchant l'histoire des quatre Gordiens prouvée par les médailles, gegen Bos gerichtet, 1696 in 12. zu Paris, ingleichen lettre, touchant quatre médailles antiques, publiées par le *P. Chamillard* (Caën 1697. 12.) und lettre, touchant la nouvelle explication d'une médaille d'or du cabinet du roi (Caën 1698. 12.), über welche Münze (vom Kaiſer Gallienus) er einen zweiten Aufſatz in das Journal des Savans vom 15. Aug. 1705 einrücken ließ. Seine Observations sur quelques médailles de Tetricus le père et d'autres, tirées du Cabinet de M. Ballonseaux (Caën 1701.) ſind gegen den Pater Harduin gerichtet. In den Jahren 1701 und 1702 lieferte er in die Mémoires de Trevoux mehre Aufſätze über antike Münzen, von welchen vier Briefe in Anſelm Banduri's Bibliotheca nummaria, die Joh. Albr. Fabricius 1719 in 4. herausgab, in einer lateiniſchen Überſetzung aufgenommen wurden. Seine l'explication d'une médaille d'Auguste en argent, frappée par les soins de L. Caninius Gallus, défendue contre l'explication de M. Schott fand eine Aufnahme in der histoire critique de la république de lettres Tom. VII, 1 sq. Seine histoire de la Sultane de Perse, traduit de l'arabe, kam 1707 heraus. Endlich ſind mehre Abhandlungen und Vorträge von ihm im 1., 2. und 3. Bande der histoire de l'académie royale des inscriptions et belles lettres theils erwähnt, theils vollſtändig mitgetheilt worden, als z. B. über den Urſprung und Gebrauch der Trompete bei den Alten, welche Abhandlung auch in *Ugolini* thesaurus antiquitatum sacrarum Tom. XXXII, 835 sq. übergegangen iſt, über das Prädicat Ἀσφάλειος oder Ἀσφάλιος des Neptun bei den Griechen, über eine Münze der Kaiſerin Helene, über etliche römiſche Kaiſermünzen, über die Figuren eines antiken Steines, über die verſchiedenen Bedeutungen der Formel S. C. und EXS. C. auf antiken Münzen, über die römiſchen Monumente und Münzen, die in einem Dorfe bei Caen gefunden wurden; ferner eine lange Abhandlung über etliche altromaniſche Dichter,

Digitized by Google

die noch wenig bekannt waren, und eine kritiſche Prüfung der Bentlei'ſchen Erklärung des erſten Verſes der Horaziſchen Epiſtel an Torquatus. Nach ſeinem Tode erſchienen von ihm in franzöſiſcher Überſetzung die Contes et fables indiennes de *Bidpaï* et de *Lokman* (Paris 1724. 12.), 2 Bände, ſodann im Mercure de France, Jahrgang 1739, ſeine dissertation sur une médaille grecque de l'empereur Diadumenien, frappée à Ephèse; endlich ſeine relation de l'esclavage d'un marchand français de la ville de Cassis, à Tunis, die Jourdain 1808 zu Paris in 12. herausgab, und das Jahr darnach Langlès im 1. und 2. Bande des Magasin encyclopédique wieder aufnahm.

Wie er durch alle dieſe Schriften als Orientaliſt, Archäolog und Numismatiker mit unverkennbarem Verdienſte wirkte, das Studium der morgenländiſchen Sprachen beförderte, durch ſeine Erklärung alter Denkmäler und Münzen Dunkelheiten in der alten Geſchichte aufhellte, und dadurch ſich einen bleibenden Ruf in der gelehrten Welt erwarb, ſo und noch mehr machte er ſich bei allen gebildeten Völkern bis auf den heutigen Tag bekannt und verdient durch ſeine Überſetzung der arabiſchen Mährchen, die unter dem Namen les Mille et Une Nuits (Tauſend und Eine Nacht) nach und nach eine allgemeine Verbreitung in Europa erhielten. Noch in Caen begann er dieſe ungeheure Arbeit und ſetzte ſie dann in Paris fort. In den Jahren 1704—1708 erſchienen hier zum erſten Male in 12. 10 Bände, die er einer Palaſtdame der Herzogin von Burgund widmete, bei deren Vater, Namens de Guilleragues, er zu Conſtantinopel vieles Wohlwollen genoſſen hatte. Bis zu ſeinem Tode brachte er noch zwei Bände fertig, konnte aber nicht ermitteln, wer der Verfaſſer dieſer anmuthigen und originellen Fabeln ſei und welchem Zeitraume ihre Entſtehung angehörte. Später lebenden engliſchen, franzöſiſchen und teutſchen Sprachforſchern blieb die Unterſuchung für den letzteren Theil dieſer Aufgabe zur glücklichen Löſung vorbehalten, worüber in dieſem Artikel nicht der Ort iſt zu berichten. Die Überſetzung Galland's iſt nicht wortgetreu, ſondern dem Genius der franzöſiſchen Sprache und dem Geſchmacke dieſer Nation angepaßt worden, und aus dieſer ging ſie in andere europäiſche Sprachen über. Indeſſen war das ihm zugängliche Manuſcript des arabiſchen Originales, das ſich jetzt noch in der öffentlichen (ehemals königlichen) Bibliothek zu Paris befindet, nicht vollſtändig, ſondern ſpätere Entdeckungen erweiterten dieſe Sammlung um ein Bedeutendes. Im Übrigen war Galland anfänglich ſehr zaghaft bei dieſem Unternehmen, weil er an günſtiger Aufnahme deſſelben zweifelte. Er ließ daher 1704 blos zwei Bände als Probe erſcheinen, ſobald er aber den großen Beifall erfuhr, der dem Werke geſchenkt wurde, ſetzte er die Arbeit muthig fort. Nur die Einleitung jeder von den Erzählungen oder Fabeln der erſten beiden Bände fand anfänglich in ſofern großen Anſtoß beim Publicum, als ſie mit den Worten anfingen: „Meine liebe Schweſter, wenn du nicht ſchläfſt, ſo erzähle uns Eins von den artigen Mährchen, die du weißt.“ Die Pariſer zogen ihn öfters mit dieſer Einförmigkeit auf, und er mußte einſtmals in der Nacht auch eine derbe Fopperei junger Leute unter den Fenſtern ſeiner Wohnung deshalb aushalten. Dieſe Fabeln vermehrte zuerſt Jacob Cazotte mit Hilfe eines arabiſchen Mönches, Namens Charis (1788), um einige Bände, und ſo wurden ſie im Laufe der Zeit durch neue Entdeckungen und Vergleichung mit vollſtändigeren Handſchriften durch Cauſſin de Perceval, Langlès und Gauttier nach und nach vermehrt, verbeſſert und berichtigt. Unter den ſpäteren und richtigeren Ausgaben dieſer Mille et une Nuits ſind zu merken die zu Leyden 1768, 6 Bände in 12., zu Lille 1781 in 8., 8 Bände, die von Cauſſin de Perceval zu Paris 1806 in 9 Bänden und die von Eduard Gauttier ſehr vermehrt und mit Anmerkungen begleitet zu Paris 1822 und 1823 in 7 Bänden gr. 8. als die beſte von allen franzöſiſchen Ausgaben [1]). Eine engliſche Überſetzung erſchien unter anderem 1796 in 4 Bänden, eine teutſche von Talander zu Leipzig 1730 und 1753 in 12 Bänden 8., neuerlich eine von Habicht, von der Hagen und Schall zu Breslau 1825 und die zweite Auflage 1827 in 15 Bänden, jedoch nach einer viel vollſtändigeren tuneſiſchen Handſchrift und mit Rückſicht auf Hammer's Forſchungen.

Im Übrigen hinterließ Galland außer allen dieſen gedruckten Werken noch mehre in Handſchrift, als eine Relation de ses voyages en deux porte-feuilles in 4.; eine description particulière de la ville de Constantinople; additions à la bibliothèque orientale de M. d'Herbelot, in einem ſtarken Folianten; einen catalogue raisonné des historiens turcs, arabes et persans; eine histoire générale des Empereurs turcs; eine franzöſiſche Überſetzung des Koran, mit umfangreichen hiſtoriſch-kritiſchen und ſprachlichen Anmerkungen; eine fortgeſetzte Überſetzung der Mille et une Nuits, ungefähr in zwei Bänden, ſodann eine relation d'un voyage fait à Constantinople en 1679 und 1680 und den état présent des îles de Samos, Nicaries, Patmos et du Mont Athos, welche beide Werke in neuerer Zeit in des nun verſtorbenen Profeſſors Langlès Beſitz waren [2]).

(*B. Röse.*)

GALLANDAT (David Heinrich), 1732 in einem Flecken des Cantons Bern geboren, kam 1744 nach Vlieſſingen in die chirurgiſche Lehre. Mit 20 Jahren

1) So ſtellen ſich die Zahl der Bände und die Jahre der Erſcheinung von dieſer ſchönen Ausgabe in dem von mir benutzten Exemplare heraus, während die gedruckten literariſchen Nachrichten der Franzoſen 9 Bände mit Kupferſtichen angeben und dieſe von 1823 bis 1826 ebenfalls zu Paris erſcheinen laſſen. 2) Benutzt wurden außer der Histoire de l'académie royale des inscriptions et belles lettres Tom. I—III. das Eloge de M. Galland par *M. de Boze*, welches im 3. Bande des obengedachten Werkes zu finden iſt, mit wenigen Zuſätzen in Niceron's Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres VI, 183—195 aufgenommen und mit Berichtigungen vor den erſten Band von Gauttier's Ausgabe der Mille et une Nuits von Galland p. XXIV—XXXII geſetzt wurde. Sodann die Sammlung hiſtoriſcher Schilderungen und Anekdoten berühmter Männer II, 86 fg. Hirſching's Hiſtoriſch-literariſches Handbuch berühmter und denkwürdiger Perſonen II, 1, 361 fg., und *Beauvais*, Dictionnaire historique I, 1180, mit *Guérard*, La France littéraire III, 211 sq. und dem Dictionnaire universel historique VII, 278 sq.

trat er als Schiffschirurg ein, und kam als ſolcher nach der Inſel St. Euſtachius und an die Küſte van Guinea. Von dort im J. 1757 nach Europa zurückkehrend, lag er drei Jahre lang in Paris den mediciniſchen Studien ob. Dann erhielt er 1760 die Profeſſur der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe in Middelburg und wurde 1772 zum Pravinzialoperateur ernannt. Die Univerſität Leyden ertheilte ihm 1775 den Doctortitel. Er ſtarb im Mai 1783. — Die Abhandlungen der haarlemer Geſellſchaft enthalten einige Aufſätze von Gallandat über die chroniſchen Krankheiten der Neger in Guinea, über die Behandlung mancher Krankheiten durch künſtliches Emphyſem bei den Guineanegern, über einen blutigen Schweiß, über ein durch die Operation geheiltes Empyem. Über den Guineawurm machte Gallandat eine Mittheilung im Journ. de Méd., Chir. et Pharmacie. 1760. Über das künſtliche Emphyſem bei den Negern handelt er auch in den Mémoires de l'Académie de Berlin. 1772. Außerdem ſchrieb er eine Anleitung zur Geburtshilfe: Grondbeginselen der Vroedkunde. (Middelboerg 1764. 1772.)
(*F. W. Theile.*)

GALLARATI (Joseph) von Navara, der im 17. Jahrh. lebte, iſt Verfaſſer eines Systema renovatum physiologiae medicae. (Lugd. 1677. 12. Bonon. 1684. 12.) Auch ſchrieb er eine Diatribe medico-sceptica de acido et alcali. (Bonon. 1688. 12.) (*F. W. Theile.*)

Gallaria *Schrank*, ſ. Medinilla.

GALLAS (Matthias, Graf von), auch Gallaſch und Gallaſſo genannt, Freiherr zu Schloß Campo, Matarelo, Friedland, Reichenberg und Schmirſitz, und kaiſerlicher Generallieutenant, gehörte einer von ihm ſelbſt nach Böhmen und Schleſien veeſetzten, nunmehr ausgeſtarbenen gräflichen Familie an, die ihren Stammſitz im Bisthume Trident hatte, wo ihre Varfahren zu den älteſten, angeſehenſten und reichſten Gliedern des hohen Adels gezählt wurden. Geboren 1589 zu Trident hatte er zu ſeinen Ältern Pancratius Gallas und Donna Annunciata Marcanti, einem adeligen Geſchlechte der Landſchaft Gandino entſproſſen, und lernte unter ſeinem Vater, der dem Herzage Alexander Farneſe von Parma und dem Oberſten Madruzza in Italien und Flandern gedient hatte, die erſten Elemente der Kriegskunſt, wurde aber bald als Page zum Freiherrn von Beaufremont aus dem Hauſe Madruzzo, der lathringiſcher Oberkämmerer und Landoberſter war, gebracht, van dieſem bei dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Spanien und Savoyen im J. 1614 mit nach Italien genammen und erhielt deſſen Compagnie bei einem ſpaniſchen Regimente, als derſelbe bald darauf den Dienſt dart verließ. Nach Beendigung dieſes Krieges im J. 1617 nahm Gallas ſeinen Abſchied, ging nach Trident zurück und wurde durch Empfehlungen des Cardinals Karl Madeuzzo zum Cammandanten der Bergfeſtung Riva am Gardaſee befördert, wo er aber mit einem hohen erzherzoglichen Staatsbeamten zu Innsbruck in Mißhelligkeiten gerieth, und darüber ſeinen Poſten aufgab, um als Soldat ſein Heil in Teutſchland zu ſuchen. Unter den Befehl des Grafen von Anhalt gewieſen trat er in die Dienſte der kathaliſchen Liga und kämpfte ſeit 1620 während der nächſten drei Jahre in Böhmen, in der Oberpfalz, am Oberrhein und in Niederſachſen mit Klugheit und großer Tapferkeit, ſodaß er bald zum Oberſtlieutenant und zum Oberſten über ein Regiment zu Fuß befördert wurde. Mit gleicher Auszeichnung focht er im däniſch-teutſchen Kriege unter Tilly von 1625 an in Niederſachſen und verſetzte zuweilen den Dänen, ſa im Erzſtifte Bremen und bei Grempe in Holſtein, empfindliche Stöße, die ihm den Ruf eines tüchtigen Truppenführers erwarben und auch den kaiſerlichen Obergeneral, Herzog van Friedland, als dieſer ſeit dem Anfange 1629 ernſte Verſuche machte, die beſten Officiere der Liga zu verführen, auf ihn aufmerkſam machten. Hinter Tilly's Rücken ging Gallas Unterhandlungen mit dem Herzage ein, und ſobald er ſichere Verſprechungen zur Beförderung im kaiſerlichen Heere von ihm erhalten hatte, ſchickte er im Februar 1629 durch einen Fähndrich ſein Entlaſſungsgeſuch in einem trotzigen Schreiben an den Kurfürſten von Baiern, mit der Bemerkung, ſich die Erlaubniß zum Abſchiede ſelbſt nehmen zu wollen, wenn derſelbe im Geringſten aufgehalten werde. Der Kurfürſt, in dieſer Unverſchämtheit das Beiſpiel ſchlimmer Falgen erkennend, die in der That auch begründet waren, befahl dem General Tilly, den Grafen Gallas zu verhaften und wenn derſelbe auf ſeinem Vorſatze beharre, vor ein Kriegsgericht zu ſtellen. Gallas aber wußte ſich gegen Tilly zu verantworten, beſanders mit dem Vargeben, daß er ſchan längſt in kaiſerliche Dienſte habe treten wallen. Gleichwol hoffte ihn der Kurfürſt dadurch zu feſſeln, daß er ihm durch den ligiſtiſchen Oberfeldherrn einen höhern militairiſchen Poſten unter deſſen unmittelbaren Befehlen anbieten ließ. Dennoch ſchlug nicht allein dieſe Hoffnung fehl, ſandern Tilly wagte auch nicht gewaltſam gegen ſeinen widerſpenſtigen Oberſten einzuſchreiten, weil dieſer bereits als Generalmajor und Oberſter zu Fuß kaiſerliche Dienſte angenommen und vam gefürchteten kaiſerlichen Generaliſſimus Befehl hatte, ins Reich zu gehen und dort Truppen zum Feldzuge in Italien zu ſammeln.

In Schwaben und am Bodenſee ließ Kaiſer Ferdinand zur Entſcheidung des mantuaer Erbfolgeſtreites im Mai 1629 ein Heer von 20,000 Mann, welche der Herzog von Friedland hergab, unter dem Oberbefehle des Grafen Rambold von Calalta zuſammenziehen, welchem die Generale Altringen, Merode, Gallas und Herzog Georg von Lüneburg nebſt Anderen beigegeben wurden. Merode eröffnete den Zug in die Lambardei und die Andern folgten nebſt Gallas bald nach unter Verübung der unerhörteſten Gräuel und Frevel, ſodaß ſich des Kaiſers Bruder, Erzherzag Leopold, bitter darüber, wiewal vergebens, beſchweren mußte. Die kaiſerlichen Generale brachten unter fortgeſetzter Verübung der entſetzlichſten Ausſchweifungen die Franzoſen und übrigen Bundesgenaſſen des Herzogs Karl von Nevers allenthalben zum Weichen und ſchloſſen ſie in die Städte Mantua und Caſale ein. Nach langer Belagerung erſtürmten Gallas und Altringen in Abweſenheit Colalto's, der zu Mailand krank darnieder lag und auch im December 1630 ſtarb, am 18. Juli deſſ. Jahres die erſtere Stadt und ließen ſie drei Tage lang ausplün-

Digitized by Google

dern, wobei ſich Gallas nicht ſchämte, ſelbſt reiche Beute zu machen, während ihm nachgerühmt wird, die Kirchen, Klöſter und milde Stiftungen in ſeinen Schutz genommen zu haben. Auch Caſale wurde genommen, doch nicht lange gegen die Franzoſen behauptet. Gallas wurde nach dem Frieden von Chieraſco am 6. April 1631, der dieſem Kriege ein Ende machte, vom Kaiſer bevollmächtigt, die Bedingungen deſſelben zu vollſtrecken. Hierbei ſoll er ſich mit vieler Umſicht zur Zufriedenheit aller Parteien benommen haben und nach Verrichtung ſeiner Aufträge ging er mit der Würde eines Feldmarſchalles belohnt im Herbſte 1631 nach Wien zurück.

Der glückliche Einbruch der Sachſen unter dem Generallieutenant von Arnim in Böhmen verſchaffte ihm ſofort Beſchäftigung wieder und er wurde zunächſt nach Pilſen entſendet, um dieſe Stadt zu ſichern und Anſtalten zur Vertreibung der Sachſen zu treffen, während mit dem Herzoge von Friedland wegen Übernahme des Oberbefehls unterhandelt wurde. Gallas drängte inzwiſchen die ſächſiſchen Heerhaufen bis Prag zurück und ließ ſie auch durch den Oberſten Marzin aus Saatz vertreiben. Als der Herzog von Friedland unter beiſpielloſen Zugeſtändniſſen des Kaiſers den Oberbefehl empfangen hatte, trat Gallas in ein ſehr vertrautes Verhältniß zu demſelben, wie ſich nur wenige kaiſerliche Generale zu rühmen hatten. Unter ihm focht er bei Vertreibung der Sachſen aus Böhmen und dann bei Bekämpfung der Schweden vor Nürnberg im Sommer 1632. Gegen Ende Septembers ſandte ihn Friedland, da der Kampf mit dem Schwedenkönige dort zu keiner Entſcheidung geführt hatte, mit einem Heerhaufen nach Sachſen, wohin einen Monat früher ſchon Feldmarſchall Holk beordert worden war, um das ganze ſächſiſche Kurfürſtenthum zu beſetzen, ehe Arnim zur Rettung ſeines Gebieters aus Schleſien herbeikommen könnte. Gallas drang über Kronach und Plauen ins Erzgebirge ein und hauſte dort, obſchon er von Waldſtein Mahnungen zu ſcharfer Mannszucht und zur Schonung der Landleute empfangen hatte, gleich ſeinem Waffengenoſſen Holk wie ein Räuber und Mordbrenner. Im October vereinte er ſich mit dem Herzoge von Friedland zu Altenburg wieder, half Leipzig, Weißenfels und Merſeburg wegnehmen und trennte ſich dann, weil in dieſer Jahreszeit kein entſcheidender Angriff von den Schweden und Sachſen befürchtet wurde, von dieſem, um vom Erzgebirge aus die böhmiſche Grenze zu hüten und Freiberg, Chemnitz und Zwickau zu Stützpunkten ſeiner Operationen zu wählen. Zwar erhielt er um die Mitte Novembers Befehl, ſich der Hauptarmee bis Leipzig wieder zu nähern, allein die ſchlimmen Gebirgswege und der unerwartete Kampf bei Lützen, am 16. November, hinderten ihn daran; daher öffnete er von Chemnitz aus dem geſchlagenen kaiſerlichen Heere den Rückzug nach Böhmen.

Nach dieſer Wendung des Waffenglückes ſendete Waldſtein den Grafen mit guten Streitkräften nach Schleſien, um hier mit Hilfe Schafgotſch's feſten Fuß zu faſſen, die Sachſen zu beobachten, ſich aber mit ihnen in keine gütlichen Verhandlungen einzulaſſen, ſondern Alles auf die Entſcheidung des Kampfes zu ſtellen, die Grenze Böhmens zu ſichern und dem kaiſerlichen Oberfeldherrn bei Beſtrafung der aus der lützener Schlacht flüchtig gewordenen Officiere in die Hände zu arbeiten; er nahm aber mit Verhaftung und Abſendung der Beſchuldigten Anſtand. Mit ſeinen 18,000 Mann im Frühjahre 1633 aus Schleſien an die böhmiſche Grenze zurückgedrängt, vereinte er ſich hier mit dem auf 25,000 Mann wieder verſtärkten kaiſerlichen Obergeneral und gerieth von jetzt an in die äußerſte Verlegenheit, da Friedland Nichts zuließ, als die Erſtürmung der Stadt Nimtſch, außerdem aber der Waffenluſt ſeiner Untergebenen die Hände band und ſich ſelbſt in bedenkliche Unterhandlungen mit den Gegnern einließ in Folge mehrer nach einander abgeſchloſſener Waffenſtillſtände. Während dieſes verdächtigen und nachtheiligen Treibens fing die mächtige Gegenpartei Waldſtein's am kaiſerlichen Hofe, die ſich von deſſen Erzfeinde, dem Kurfürſten von Baiern, und den Jeſuiten lenken ließ, an, die nichtteutſchen Generale im Heere, zu welchen Gallas, Piccolomini und Andere gehörten, zu gewinnen und ſie zu Verräthern des gefürchteten Oberfeldherrn zu machen. Sie wurden ſchon im Sommer 1633 durch eine geheime Botſchaft des Kaiſers ausgehorcht und geprüft; weil aber Waldſtein damals noch zu ſchlau und verſteckt handelte, ſo wollten ſeine Officiere noch nicht an ſeinen Verrath gegen den Kaiſer glauben. In dieſer Spannung verfloß der größte Theil des Jahres unthätig, und als Friedland endlich im November nach Böhmen zurückging, um dem ſehr bedrängten Kurfürſten von Baiern zu Hilfe zu kommen, welches zu thun vorher Gallas auf ſich hatte nehmen wollen, aber von Friedland gehindert worden war, ließ er den ſo eben vom Kaiſer zum Generallieutenant erhobenen Grafen Gallas mit 5000 Mann gegen einen dreifach ſtärkeren Feind in Schleſien zurück, um dieſes Land und die Lauſitz nebſt der böhmiſchen Grenze zu decken. Mit dem Oberbefehle dort bekleidet entfernte ſich Gallas nun allmälig von dem Generaliſſimus, je mehr deſſen verdächtiger Verkehr mit des Kaiſers Gegnern zunahm, belauſcht und verrathen wurde. In der Stille vom Kaiſer gewonnen, nimmt er mit Piccolomini und Colloredo geheime Abrede zur Bewahrung ihrer Treue gegen den Kaiſer, weicht der Verſammlung zu Pilſen am 12. Jan. 1634 aus und erwirbt ſich durch kluges Benehmen in dem zweideutigen Gewirre verrätheriſcher Handlungen ein ſo großes Vertrauen, daß ihm der Kaiſer am 24. Januar (n. St.) durch ein Mandat den Oberbefehl zuwies und denſelben zugleich dem Herzoge von Friedland abnahm, nebſt dem beſondern Auftrage, ſich des Friedländers und ſeiner vornehmſten Anhänger todt oder lebend zu bemächtigen. Indeſſen blieb Ferdinand noch 20 Tage mit dieſem in vertrautem Briefwechſel, und Gallas, ebenfalls in dienſtlichem Verhältniſſe zu ihm geblieben, war grade am gedachten Tage des Abends bei ihm zu Pilſen eingetroffen, und verweilte bis zum 13. oder 14. Februar daſelbſt. Der Herzog hatte ihn ſtets für ſich zu gewinnen geſucht, ihn deshalb zu ſich nach Pilſen eingeladen und ihm die Güter des Fürſten von Eggenberg verſprochen. Er und Piccolomini, der gleichzeitig auch auf kurze Zeit dort erſchien, zeigten jedoch die ſchwärzeſte Verſtellung, um den

Digitized by Google

betrogenen Fürſten vollends auszuhorchen, und von Allem genaue Kenntniß zu nehmen. Gallas nahm von ihm ſogar geheime Aufträge an den General Altringen, der ſein Schwager war, an, verſprach zu dieſem zu reiſen und die Antwort perſönlich zurückzubringen, während er gleichzeitig einen geheimen Tagesbefehl erließ, worin alle Officiere der kaiſerlichen Armee nur an ihn, Piccolomini und Altringen gewieſen und ihnen verboten wurde, vom Herzoge und ſeinen Vertrauten Befehle anzunehmen. Seine Dienerſchaft, Pferde und Silberwerk zurücklaſſend, reiſte er mit friedländiſcher Equipage zu ſeinem Schwager nach Frauenberg, und verſicherte ſich dieſes Generals gegen den Herzog, welchen er ohne Antwort und in Ungewißheit ließ. Hierauf begab er ſich nach Linz, gewann noch andere ihm gleichgeſinnte hohe Officiere, als Maradas, Diodati, de Suys und den Marcheſe de Caretto, und wurde auf dieſe Weiſe die Seele eines giftigen Complottes, das faſt aus lauter Landsleuten von ihm beſtand, die meiſten teutſchen und böhmiſchen Officiere von den geheimen Befehlen des Kaiſers ausſchloß und es ihnen dann zum Verbrechen machte, daß ſie dem Friedländer doch noch gehorchten.

Ein zweiter kaiſerlicher Befehl vom 18. Februar theilte aus unbekannten Urſachen den Heerbefehl unter Gallas, Altringen, Maradas, Piccolomini und Colloredo. Sie pflogen unter ſich Correſpondenz, ſuchten das Heer in Gehorſam gegen den Kaiſer zu halten, trafen, ein Jeder nach ſeinem Gefallen, Anſtalten ſowol gegen den Herzog als gegen das Einbrechen der Feinde und berichteten auch einzeln unmittelbar an den Kaiſer. Erſt am 22. Februar erfuhr der Herzog von Friedland, weil nunmehr die Befehle zum gewaltſamen Einſchreiten gegen ihn laut wurden, was gegen ihn vorging. Gallas wollte mit Hilfe des Maradas und Altringen 30,000 Mann zuſammenbringen, und den Herzog in Pilſen aufheben; allein von Linz aus dem Schauplatze der verrätheriſchen Begebenheiten zu weit entrückt, mußte er dem Feldmarſchalle Piccolomini die nöthigen Anſtalten überlaſſen, und weil dieſer durch böſe Wege und den ſchlimmen Zuſtand der Truppen aufgehalten wurde, ſo entwich Friedland noch zeitig nach Eger, wo ſeine Gegner noch nicht wußten, ob die dortigen Officiere ihre Schuldigkeit gegen ihn thun würden. Dieſe aber behaupteten nach verrichteter Mordthat an dem abgeſetzten Generaliſſimus und ſeinen Begleitern öffentlich, dieſelbe ohne Auftrag aus freien Stücken vollzogen zu haben. Erſt drei Tage nach dieſem Ereigniſſe, am 27. Februar, kam Gallas nach Pilſen und traf nun Anſtalten, der friedländiſchen Verſchwörung vollſtändig und ſicher auf die Spur zu kommen, was ihm aber nicht gelang. Er brachte den Herzog Julius Heinrich von Sachſen-Lauenburg (ſ. d. Art.), welcher mit Friedland's Schickſale Mitleiden geäußert und deſſen Gegner wälſche Buben geſcholten hatte, in Anklagezuſtand und trotz aller anderen Maßregeln, welche er und Piccolomini zur Erhaltung der Ruhe, Ordnung und Einigkeit der kaiſerlichen Truppen ergriffen, gelang es ihnen nicht ſogleich, dieſelben im Zaume zu halten. Eine fürchterliche Parteiung brach unter ihnen aus: Zweikämpfe folgten auf Zweikämpfe, die teutſchen Officiere foderten die Wälſchen heraus und ſtachen ſie über den Haufen. Ja ganze Fahnen geriethen gegen einander und mehre Regimenter erklärten: man ſolle ihnen den rückſtändigen Sold, der ſeit längerer Zeit nicht ausgezahlt worden war, geben und ſie, weil ihr General todt ſei, entlaſſen, wenn nicht, würden ſie ſich an den Erblanden des Kaiſers erholen. Der Aufſtand wurde zuletzt mit vielem Blute erſtickt, das Heer erhielt drei Monate Sold, wurde unter Gallas' Mitwirkung neu organiſirt und erhielt den König Ferdinand III. von Ungarn zum Oberhaupte.

Der Kaiſer belohnte den Generallieutenant Gallas nicht nur mit dem in Prag weggenommenen Silbergeſchirr des Feldmarſchalls Ilow, ſondern auch noch mit den Waldſtein'ſchen Herrſchaften Friedland und Reichenberg, 300,000 Fl. am Werthe, mit dem Hauſe und Garten Kinsky's zu Prag und mehren Bergwerken. Vielleicht war's in dieſer Zeit, als ihn Ferdinand II. auch mit der erblichen Würde eines Reichsgrafen auszeichnete. Nun wurde er bei Eröffnung des Feldzuges im Frühjahre 1634 dem jungen Könige Ferdinand, älteſtem Sohne des Kaiſers, als Rathgeber zur Seite geſtellt, muſterte mit ihm am 22. Mai das 25,000 Mann ſtarke Heer bei Pilſen, brach den 26. deſſ. Monats mit allen Bedürfniſſen verſehen nach Nabburg auf und erſchien noch in demſelben Monate vor den Mauern Regensburgs, welche Stadt ſich nach einer tapfern Gegenwehr von zwei Monaten am 16. Juli ergab. Die Sieger verfolgten alsdann das zum Entſatze im Anrücken begriffene ſchwediſche Heer, vom Herzoge Bernhard und dem Feldmarſchalle Horn befehligt, gewannen dieſen unter ſich uneinigen Heerführern einen Vorſprung ab und belagerten bereits die Reichsſtadt Nördlingen in feſter Stellung, ehe Jene zum Entſatze daſelbſt eintrafen. Nach gehaltenem Kriegsrathe in der Kutſche des Königs von Ungarn am Tage vor der Schlacht erhielt Generallieutenant Gallas den Oberbefehl über das kaiſerliche Heer, das durch den Cardinalinfanten von Spanien und den Herzog Karl von Lothringen kurz vorher anſehnliche Verſtärkung erhalten hatte, für die Zeit des bevorſtehenden Hauptſchlages. Am 6. September n. St. erfolgte dieſer bei Nördlingen und Gallas brachte dem ſchwediſch-teutſchen Entſatzheere unter ſeinen erfahrenen Führern durch umſichtige, kluge Leitung nach einem ſiebenſtündigen heißen Kampfe, welchem König Ferdinand und der Cardinalinfant aus der Nähe zuſahen, eine ſo ungeheure Niederlage bei, daß ſie allenthalben Staunen erregte und dem Generallieutenant großes Lob erwarb. Er benutzte hierauf die dadurch errungenen Vortheile unter den Augen ſeines königlichen Gebieters, hielt das Hauptheer in Würtemberg zuſammen, entſendete die Generale Piccolomini und Iſolani nach Thüringen und Heſſen, während Karl von Lothringen und der bairiſche General Johann von Werth keck an den Main und Rhein hinabſtreiften, aber den Kurfürſten von Mainz gegen die Truppen des Herzogs Bernhard von Sachſen-Weimar ohne Schutz ließen, weil dieſe diesſeit des Rheins noch feſte Haltpunkte inne hatten. Gallas und König Ferdinand hofften dieſen tapfern Kriegsfürſten durch anſehnliche Verſprechungen auf

des Kaiſers Seite zu bringen; dieſer aber zog vor, der proteſtantiſchen Partei unter franzöſiſchem Beiſtande unerſchütterlich ergeben zu bleiben.

Die unerwartete Erſcheinung der franzöſiſchen Marſchälle de Laforce und de Brezé am linken Rheinufer hatte den Generallieutenant Gallas aufmerkſam gemacht und ihnen durch denſelben die Auffoderung zugezogen, ſich zu erklären. Ihre Erklärung aber enthielt im Grunde Nichts, als eine höfliche Abweiſung ſeiner Frage. Eine ähnliche höhnende Antwort wurde ihm im December 1634 von denſelben zu Theil, als er ſie über den von ihnen ausgeführten Entſatz Heidelbergs befragen ließ. Gallas rächte ſich jedoch bald nachher, indem er die von den Franzoſen beſetzte wichtige Feſtung Philippsburg in der Nacht vom 23—24. Jan. 1635 erſteigen und wegnehmen ließ. Nachdem er am 13. März auch Augsburg, welche Stadt ſich lange ruhmvoll vertheidigt hatte, genommen hatte, fing er an, bei Rheinhauſen Anſtalten zum Übergange über den Rhein zu treffen, zog aber die Eröffnung ſeines Angriffskrieges ſo lange hin, bis er erfuhr, daß der ſo eben abgeſchloſſene prager Friede ſeinen Rücken geſichert hatte. Jetzt nahm er Heidelberg weg, überſchritt am 11. Juni den Rhein und drängte den Herzog Bernhard an die Saar zurück; weil er aber Piccolomini in die Niederlande, Johann von Werth in den Elſaß entſenden und den zur Seite ſtehenden Landgrafen von Heſſen im Auge behalten mußte, ſo waren auch ſeine Bewegungen durch die Unterpfalz und über das Gebirge vorſichtig und langſam. Er umſtellte Mainz, eroberte Kaiſerslautern und begann die Belagerung Zweibrückens, da erſchien der durch die Franzoſen unter dem Cardinale de Lavalette verſtärkte Herzog Bernhard wieder, entſetzte den Platz und drängte ſeinen Gegner, der nun auch Mainz wieder aufgeben mußte, nach Worms zurück. Von hier rückte Gallas um ſeine Gegner, die ſich zwiſchen Mainz und Frankfurt gelagert hatten, bis Oppenheim hinab und legte ſein Heer auf beide Ufer des Rheinſtromes, ohne das Geſchick einer Feldſchlacht verſuchen zu wollen, weil er vorzog, den Feind durch Hunger zu verderben und deſſen Verbindungsſtraße mit der Saar und mit Metz durch ſtreifende Parteien zu durchſchneiden. Dies gelang ihm allerdings und er nöthigte auch ſeinen Feind, bei welchem noch andere wichtige Umſtände mitwirkten, zum Rückzuge nach Metz. Kaum hatte Gallas dies bemerkt, ſo ließ er durch ſeine Reiterei die nähere Straße nach der Saar beſetzen und zwang den Feind, auf einem unwirthlichen, öden Umwege unter ununterbrochenen Verfolgungen den Rückzug zu nehmen. Der Herzog von Weimar hielt ſich muſterhaft und kam ſeinen Gegnern vier Stunden bei Saarbrück zuvor. Gallas ließ bei ſeiner Ankunft dort ſeine Reiterei ſofort über den Fluß ſetzen und den Rückzug der Weimaraner und Franzoſen beunruhigen, dieſe brachten ihr aber am 27. September eine Schlappe bei. Gallas beſtürmte nun Saarbrück, Walderfangen und S. Avold, und vereinigte ſich am 16. October mit dem Herzoge von Lothringen, der ihn mit den ſchmählichſten Vorwürfen überſchüttete, daß er den Herzog Bernhard und den Cardinal de Lavalette hatte entwiſchen laſſen. Beide bezogen in Uneinigkeit ein feſtes Lager bei Dieuze und zwangen die feindlichen Generale eine Schlacht zu ſuchen, welche dieſe, mit Ausnahme Herzogs Bernhard, vermieden, gleichwie Gallas ſelbſt ſich weigerte, ſeine Schanzen zu verlaſſen, da Hunger und Peſt in ſeinem Heere, obſchon unter prunkvollen Zechgelagen des ſchwelgeriſchen Feldherrn, zu wüthen anfingen. Auch als ein guter Theil der Franzoſen im November ſich in Standquartiere zurückgezogen hatte, wagte Gallas, welchem die Teutſchen unter Bernhard manchen empfindlichen Streich verſetzt hatten, keinen Angriff, ſondern brach, ſtatt in Frankreich einzufallen, wie erwartet wurde, am 23. November aus ſeinem Hungerlager bei Dieuze nach dem Rheine auf, nachdem ihn Karl von Lothringen aus Unmuth im Stiche gelaſſen hatte. Hunger, Froſt, Seuchen und unglückliche Streifzüge hatten ſein Heer um ein Drittel geſchwächt und ſeinen Rückzug über Pfalzburg nach Zabern bezeichneten Sterbende, Leichen, zurückgebliebenes Gepäck und andere Geräthe. In Elſaß vertheilte er die Winterquartiere, ſetzte dort einen Kleinkrieg gegen die Franzoſen fort, lebte daneben unter ringsum herrſchender Peſt und Hungersnoth zu Elſaßzabern mit Spielleuten und Weibern in Saus und Braus, wurde aber zu Anfange Februars 1636 durch die Ankunft der Franzoſen ſo erſchreckt, daß er übereilt nach Landau flüchtete.

Durch viele Abſendung von Truppen geſchwächt, konnte Gallas am Rhein Nichts von Bedeutung unternehmen. Da erſchien im Mai der von ſeinem Vater zur Leitung des Krieges abgeſchickte König Ferdinand zu Augsburg, wohin dieſer zu Anfange Juni's den Generallieutenant Gallas und die Abgeordneten des Herzogs von Lothringen und des Cardinalinfanten von Spanien zu ſich entbot, um über die nächſten Kriegsanſchläge zu Rathe zu gehen. Es wurde beſtimmt, Frankreich von den Niederlanden her mit aller Macht anzugreifen, und dieſen Einbruch durch Gallas' Bewegungen vom Rheine aus unter des Lothringers Beiſtande zu unterſtützen. Allein der Herzog von Weimar ſtörte durch ſein ſiegreiches Vordringen von der Saar ins Elſaß dieſen Plan nicht wenig, bevor Gallas aus des Königs Hoflager am Rhein wieder angelangt war. Dieſer konnte auch die wichtige Feſtung Elſaßzabern nicht retten, weil ſeine polniſchen Reiter den Dienſt verſagten und Uneinigkeit unter ſeinen Oberſten ausbrach. Die Erſcheinung des Königs von Ungarn im Lager zu Druſenheim ſtellte zwar die Eintracht wieder her, allein es geſchah hier Nichts von Belange, weil der Wechſel des Kriegsſchauplatzes, der von den Spaniern und Kaiſerlichen in ſo ungeheurer Ausdehnung nach Weſten und Norden eröffnet worden war, eine ſorgfältige Verwendung der vorhandenen Streitkräfte verlangte und Gallas überdies noch auf Verſtärkung wartete. Unterdeſſen wurde der Herzog von Weimar zur Deckung des von der Picardie her hart bedrohten franzöſiſchen Königreiches nach Lothringen zurückgerufen. Erſt einen Monat nach deſſen Abzuge trennte ſich Gallas zu Breiſach von dem Könige von Ungarn und zog mit ſeinen 13,000 Mann der Freigrafſchaft Burgund zu, belagerte am 16. September Champlitte und traf nebſt Mercy, Lamboc und Karl von Lothringen Anſtalten, mit ihren vereinigten 20,000 Mann

Digitized by Google

Streitkräften ins Herz des ſüdöſtlichen Frankreichs einzufallen, vermied aber aus Bedenklichkeiten eine Feldſchlacht, und ſchlug auf den Höhen bei Champlitte ein feſtes Lager auf. Nach mehren Wochen durch Buttler und Caretto verſtärkt und durch gute und böſe Worte Herzogs Karl gereizt, brach er endlich am 22. October doch noch auf und gelangte vier Tage darnach, nachdem die Feſtung Mirebeau genommen worden war, in die Nähe Dijons, wo ſich ihm der Herzog von Sachſen-Weimar und die Franzoſen entgegenſtellten und ihn zwangen ſeinen Marſch längs der Saone zu nehmen, und als er bei S. Jean de Losne den Paß nach Frankreich erzwingen wollte, wurde ihm auch hier der Weg verrennt und ſein Heer genöthigt, im ungünſtigſten Wetter und unter harter Verfolgung den Rückzug zu nehmen, wodurch das beabſichtigte Zuſammenwirken der kaiſerlichen und ſpaniſchen Waffen gänzlich geſtört wurde. Übereilte ſich Gallas auch auf dem Rückzuge nicht, da er von der Uneinigkeit des Herzogs von Sachſen-Weimar mit dem Cardinale de Lavalette Kunde erhalten hatte, und machte er vielmehr mit Karl von Lothringen von Port ſur Saone und Favernay aus wieder bedrohliche Verſuche, Frankreich von Neuem anzugreifen, — wie er denn unter dieſen Umſtänden unleugbar große Vortheile über ſeine Gegner errungen haben würde, bevor der Herzog von Weimar die Franzoſen zum Winterfeldzuge hatte nöthigen können —, ſo nöthigten ihn doch die Nachrichten vom ſchlechten Stande der Kaiſerlichen gegen die Schweden im Norden Teutſchlands zu Anfange Januars 1637 zum Rückzuge bei Breiſach über den Rhein. Er mußte ſich deſſenungeachtet vor dem Könige von Ungarn wegen ſeines mislungenen Feldzugs rechtfertigen und gewann auch deſſen Vertrauen wieder, als dieſer nach ſeines Vaters Tode im Februar den Kaiſerthron beſtieg. Indeſſen ward ihm der Oberbefehl nicht eher wieder ertheilt, bis der Herzog Georg von Lüneburg dieſen Poſten ausgeſchlagen hatte.

Da der Krieg mit Frankreich in den Hintergrund trat, zog ſich Gallas nach Schwaben und Franken zurück und ſtärkte ſich hier zum Angriffe auf die unter dem Feldmarſchalle Banner bis nach Sachſen hereingebrochenen Schweden. Zum neuen Kaiſer nach Prag gerufen, holte Gallas ſeine Weiſungen für den Feldzug und eilte dann nach Leipzig, um von da aus an der Spitze eines aus Kaiſerlichen, Sachſen und Brandenburgern zuſammengeſetzten Heeres von kaum 30,000 Mann die Schweden im Lager bei Torgau einzuſchließen; allein ihr ſchlauer Feldherr überliſtete ihn und entwich der gefährlichen Überlegenheit und Noth. Zwar erfuhr Gallas ſeinen Aufbruch erſt einen halben Tag ſpäter, gewann aber auf nähern Wegen dem Fliehenden einen Vorſprung ab und ſchloß ihn bei Landsberg dergeſtalt ein, daß ſich dieſer wie ein Wild im Netze gefangen ſah. Doch verlor Banner die Beſonnenheit nicht, ſondern täuſchte den kaiſerlichen Feldherrn abermals und entkam mit ſeinem Heere ohne Verluſt glücklich nach Stettin. Dieſe geniale Liſt brachte Gallas und deſſen Waffengenoſſen bei den Teutſchen in Hohn und Spott und die Holländer erſannen ein Schmachbild, welches die kaiſerlichen Generale darſtellte, wie ſie einen Sack, in welchem das ſchwediſche Heer ſteckte, zuſchnürten, ohne zu bemerken, daß Banner, mit ſeinem Degen einen Zipfel des Sackes aufſchneidend, herauskroch. Kurfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg ſchalt ſo ernſtlich auf die Überliſteten, daß er die Entſchuldigungen ihres Obergenerals Gallas gar nicht anhörte, ſondern mit einer Meldung des ſchmachvollen Herganges an den Kaiſer drohte.

Doch war die Gefahr ſo groß noch nicht, weil Banner ſehr ermattet und geſchwächt, wenigſtens vor der Hand nicht zu fürchten war, und durch gute Anſtalten hätte vernichtet werden können. Allein Gallas verſtand ſie nicht zu ergreifen: er entließ die Sachſen und Brandenburger, um die Städte in Mecklenburg und an der Niederelbe zu erobern, was denn auch in Kurzem glückte, rief hernach dieſe Völker, als der General Hans Götz ſich von ihm getrennt hatte, um nach Thüringen, Heſſen und Weſtfalen zu gehen, um die Mitte Septembers wieder zurück, konnte aber Vorpommern, da er keine Schlacht wagen wollte, nicht eher als gegen Ende des Jahres gewinnen. So endlich im Beſitze des fruchtbaren Theiles von Pommern verdarb er zwar Banner's Früchte des vorjährigen wittſtocker Sieges, benahm ſich aber zugleich durch abſichtliche Verheerung ſeiner eroberten Standquartiere die Ausſicht auf gute Winterlager und übte bei Vertheilung der neuen auffallende Ungerechtigkeiten aus, während im Heere, welches von ganzen Scharen überzähliger Officiere jeden Ranges, von einem übermäßigen Troſſe und der Laſt unnützen Geſindels beladen war, böſer Zwiſt wegen ausgebliebener Löhnung nicht unterdrückt werden konnte. Über Mecklenburg, wo Gallas bei dem Jahresſchluſſe ſein Hauptquartier aufſchlug, Holſtein, das Erzſtift Bremen, Braunſchweig und Lüneburg, über die Umgegend von Hamburg und Lübeck ergoſſen ſich nun ſeine nackten, zuchtloſen, unbezahlten Soldaten, oft unter freiem Himmel auf Eis und Schnee gelagert, weil die Oberſten, nur auf ſich bedacht, ihr Volk muthwillig verderben ließen. Zu dieſer Sorgloſigkeit und den Misbräuchen anderer Art im Heere, wie zu der ſchonungsloſen Behandlung der Truppen ſelbſt kam noch die Entſendung verſchiedener Heerhaufen, weil Gallas glaubte, daß die Schweden nicht mehr zu fürchten wären. Als aber ſeine hungernden, zum Theil kranken Scharen aus mehren Gebieten, wie in Holſtein, dem Weichbilde Lübecks und Hamburgs, dem Herzogthume Lüneburg und aus Pommern weggewieſen wurden, blickte er mit Sorgen dem künftigen Feldzuge entgegen. Banner breitete ſich in Pommern wieder aus, erhielt Verſtärkung aus Schweden und brachte bis zur Eröffnung des Feldzuges im Juli 1638 ein Heer zuſammen, das faſt noch einmal ſo ſtark war, als das des kaiſerlichen Feldherrn, welcher auf der Muſterung bei Dömitz kaum 15,000 Mann zählen konnte. Gleichwol hoffte er mit Hilfe der Brandenburger die Schweden in Pommern einzuſchließen und ſeine dortigen feſten Plätze noch zu retten, allein Banner griff ihm vor, nahm dieſelben ſämmtlich, mit Ausſchluſſe Demmins, und drängte bis zum October ſeinen Gegner über die Havel nach Lenzen und Dömitz zurück. Aber auch hier konnte ſich Gallas, obſchon ihm Marzin Verſtärkung zuführte, gegen den erneuerten Andrang der Schweden nicht halten, ſondern mußte, über die Elbe fliehend, in

Digitized by Google

der Altmark und im Lüneburgiſchen Zuflucht ſuchen; und da er dieſe dort nicht fand, ſeinen Rückweg in das Gebiet von Magdeburg, und auch hier ohne Mittel des Unterhaltes gelaſſen, zu Ende des Jahres mit ſeinem zerrütteten Heere verunglimpft auf Schleſien und Böhmen nehmen. Sachſen ward den Schweden preisgegeben, Böhmen fürchtete einen Einbruch derſelben, und in dieſem Drange der Gefahren, welche rege Thätigkeit zu Prag und Wien nothwendig machten, dachte der Kaiſer daran, dem unglücklichen Heerverderber Gallas den Oberbefehl zu nehmen und denſelben ſeinem, nicht zum Krieger, ſondern zum Geiſtlichen erzogenen Bruder, dem 23jährigen Erzherzoge Leopold Wilhelm, zu übergeben. Bevor dies geſchah, ſetzte er den Hofkriegsrath-Präſidenten, Grafen Heinrich v. Schlick, dem Generallieutenant Gallas zur Seite. Beide wieſen zu Anfange Juni's 1639 der Schweden Angriffe auf Prag ab, mußten aber geſchehen laſſen, daß dieſe ſich über das halbe Böhmen, über Mähren und Schleſien ausbreiteten, weil unterdeſſen zwiſchen Gallas und dem herbeigerufenen General Hatzfeld eine verderbliche Eiferſucht ausbrach, die das erwünſchte Zuſammenwirken der kaiſerlichen Waffen hemmte. Unter dieſen Umſtänden legte Gallas am 30. Nov. 1639 n. St. ſeine Feldherrnwürde nieder und übergab dem jungen Erzherzoge, welcher den erfahrenen Piccolomini zum Beiſtande erhielt, die oberſte Leitung der Kriegsangelegenheiten. Er ging nach Wien, wurde in den Hofkriegsrath gezogen, nahm aber bald Urlaub, um zu den Seinen nach Trident zu gehen.

Gallas hinterließ den Ruf, daß er, obſchon ein Sohn des Krieges und im Heerlager gebildet, doch nur die Kunſt erlernt hatte, ſeine eigenen Heere zu zerſtören. Unerhörte Eigenliebe, Unmäßigkeit in den Genüſſen, Unvorſichtigkeit im Handeln und Mangel an tiefer Einſicht bezeichneten ſeit der nördlinger Schlacht alle ſeine Schritte. Der kaiſerliche Hof blieb aber für jenen Sieg, den er errungen, und für die ergebene Treue, die er in gefahrvollen Zeiten bewieſen, nicht undankbar, und in Fällen neuer Verlegenheiten wendete er immee wieder ſein Auge auf ihn, da er allem Vermuthen nach ſich gegen die Befehle des Hofkriegsrathes zu Wien in Allem willig fügte. Als zu Eingange 1643 der Erzherzog Leopold Wilhelm aus Misvergnügen über ſeine Generale und aus Haß gegen den erleuchteten Trautmannsdorf ſeine Feldherrnwürde niederlegend, in ſein Bisthum Paſſau zurückkehrte und ſein Gehilfe, Piccolomini, nach Spanien entlaſſen wurde, rief der Kaiſer, durch die Schweden unter Torſtenion abermals in Noth verſetzt, den Heerverderber Gallas wieder ins Lager nach Böhmen. Seine Ernennung zum oberſten Feldherrn verbreitete unter den kaiſerlichen Truppen allgemeine Muthloſigkeit und unter den Schweden großes Frohlocken. Dieſe ſpielten damals in Mähren, Schleſien und einem Theile von Böhmen den Meiſter, zogen vor den kaiſerlichen Feldherrn, dem die Hände von Wien aus gebunden waren, triumphirend umher und wußten ihn durch Scheinbewegungen zu täuſchen, odee durch Waffenſtillſtandsvorſchläge wochenlang hinzuhalten, bis ſie nach Holſtein gerufen ihm im October entwiſchten und dort wichtige Unternehmungen gegen die Dänen bis zur Mitte des Jahres 1644 ausführen konnten, ehe Gallas, der bis dahin in Böhmen feſtgehalten worden war, mit ſeinen 10,000 Mann dort anlangte. Vom Kaiſer den Dänen zur Stütze dahin gewieſen, vereinte er ſich zwar mit ihnen und nun in Überlegenheit hoffte er auch die Schweden unter Torſtenſon dort ebenſo, wie 1637 unter Banner bei Landsberg, im Sacke zu fangen; er wußte aber nicht zu ſiegen, wich, mit der Eroberung Kiels ſich begnügend, jeder Gelegenheit zur Schlacht aus, ermüdete ſeine und die däniſchen Truppen durch zweckloſe Märſche und brachte es zuletzt dahin, daß ſich die letztern, da ihn die Schweden ſtets hinter ſich herlockten, bei Bardewyk mit Unwillen von ihm trennten. Jetzt erhielt Torſtenſon die Übermacht im Felde wieder und trieb zu Anfange Septembers den geſchmähten kaiſerlichen Feldherrn über Magdeburg ins Fürſtenthum Anhalt. Hier zog dieſer kurſächſiſche Verſtärkung an ſich, brachte dadurch aber, weil er Nichts aufs Spiel ſetzte, das Heer in die höchſte Noth an Lebensmitteln und ſchlich ſich am 16. November nach Magdeburg, wo ihn ebenfalls in kümmerlicher Lage Torſtenſon und Königsmark einſchloſſen. Kränkelnd und aus Verzweifelung betrunken, harrte er hier ſeinem Untergange entgegen. Glücklicher Weiſe aber riß der Eisgang auf der Elbe die Verbindungsbrücken ſeiner Gegner weg und ſo konnte er am 2. Jan. 1645 ſeinen bis auf 2000 Mann Fußvolk zuſammengeſchmolzenen Heerhaufen über Wittenberg und Dresden, wiewol in völliger Auflöſung, nach Böhmen retten. Hier legte er, nur durch Trautmannsdorf vor kaiſerlicher Ungnade geſchützt, das Commando nieder. Der Biſchof und Erzherzog Leopold Wilhelm nahm unter dem Beiſtande der Grafen Götz und Hatzfeld den Heerbefehl wieder, wurde aber am 6. März von den hereingebrochenen Schweden bei Jankau geſchlagen. Gallas, der in Böhmen zurückgeblieben war, ſammelte die durch jene Niederlage zerſtreuten Truppen wieder. Obſchon immer kränkelnd an Gicht und Steinſchmerzen, fand er ſich zu Ende des Jahres 1646, als Leopold Wilhelm ſeinen Poſten im Heere niederlegte, immer wieder bereit, in denſelben einzutreten. Er eroberte zu Anfange 1647 Eger, Salzburg und Weißenburg am Inn, und verſuchte im Auftrage des Kaiſers den Kurfürſten von Baiern, welcher durch die Franzoſen zur Waffenruhe gedrängt wurde, zur gemeinſchaftlichen Fortſetzung des Krieges zu ſtimmen, allein die Erinnerungen dieſes Fürſten ſtimmten ſelbſt den kaiſerlichen Feldherrn um, der indeſſen bittere Klagen und herbe Drohungen von demſelben über die Ausſchweifungen und Erpreſſungen ſeiner Truppen in der Oberpfalz einſtecken mußte, während er nach Wien zurückging, dem Grafen von Holzapfel ſeine Stelle überließ und am 25. April ſein Leben daſelbſt beſchloß. Vor ſeinem Tode wünſchte er ein ſicheres Zeichen von deſſen Annaherung zu haben und glaubte dieſes auch in einem ſchwarzen Zahne zu finden, der ihm ohne Schmerzen aus dem Munde fiel und von ſeinem Chirurgen dennoch für geſund erklärt wurde. Im übrigen, berichtet Kheoenhiller, habe Gallas vor ſeinem Ableben den Kaiſer gern nochmals ſprechen wollen und da dies nicht thunlich erſchien, habe er ſich ein Packt Briefe reichen laſſen und daſſelbe ins Feuer geworfen.

Digitized by Google

Gallas beſaß außer den kaiſerlichen Geſchenken an Grundſtücken, wie oben erwähnt wurde, noch die Herrſchaften Schmirſitz, Seidenberg und Reichenberg in Böhmen, die er durch Ankauf erworben hatte, nebſt den Schlöſſern Campo und Matarelo im tridenter Gebiete, ſowie ein neapolitaniſches Geldlehn von 60,000 Dukaten, womit ihn der König von Spanien am 22. Aug. 1635 aus Dankbarkeit begnadet hatte, und welches für ſeinen älteſten Sohn in das Herzogthum Lucera im Königreiche Neapel umgewandelt wurde. Seiner Anordnung zufolge wurde ſein Leichnam in der Jeſuitenkirche zu Trident beigeſetzt. Daſelbſt hatte er während ſeines Lebens die verfallene St. Simonskapelle wieder herſtellen laſſen, auch eine neue erbaut und ausgeſtattet. Vermählt war er zweimal geweſen, zuerſt mit Iſabella von Archoden Arco, mit der er in unfruchtbarer Ehe lebte und deren Schweſter den Grafen von Altringen zum Gemahle hatte, und dann mit Dorothea, aus dem gräflichen Hauſe Lodron ſtammend, mit welcher er neun Kinder zeugte. Von dieſen blieben am Leben: 1) Franz, Herzog von Lucera; 2) Anton, Erbe der väterlichen Güter in Böhmen, der die gräfliche Linie Gallas fortſetzte, ſich als kaiſerlicher Geſandter einen Namen erwarb und als Verweſer des Königreichs Neapel am 25. Juli 1719 ſtarb; 3) Maria Victoria, mit dem Grafen von Kallowrat und 4) Thereſia, mit dem Grafen von Nachodt vermählt. Die Mutter dieſer Kinder verheirathete ſich wieder an den Fürſten Ferdinand Joſeph von Liechtenſtein, Gundackar'ſcher Linie*). (*B. Röse.*)

GALLA'S[1] Zu der Zeit, da Etana Deughel David, König von Habeſch, wider den König von Adel Krieg führte, brach aus dem Reiche Bali ein gefährlicherer Feind hervor. Matthäus nämlich, ein Grundbeſitzer in Bali, einem zwiſchen Habeſch und Adel am Hawaſch liegenden Lande, hatte einige Sklaven allzu hart behandelt. Sie verließen ihn, geſellten ſich zu Räubern und Flüchtlingen und verübten tauſend Räubereien. Dies geſchah im J. 1537. Die Einwohner von Bali waren nicht ſtark genug, ſie zu zwingen und die Bewohner von Habeſch verachteten Anfangs dieſe Horden, was ſie hernach bereuen mußten. So erzählt Ludolf den Urſprung der Galla's. Aber ſchon P. Tellez erklärte ſie für eine beſondere Nation und man ſuchte beide Annahmen durch die Behauptung zu vereinigen, jene geflüchteten Sklaven wären Galla's geweſen. Jedenfalls ſpielt jene Sklavenmeuterei eine durchaus untergeordnete Rolle. In die Mitte des 16. Jahrh. fällt die größte afrikaniſche Völkerwanderung, von der wir wiſſen. Die Räuber- und Hirtenhorden aus der Mitte des hochafrikaniſchen Steppenlandes, durch uns unbekannte Naturrevolutionen oder politiſche Ereigniſſe gedrängt, bewegten ſich nach Weſten, Oſten und Norden. Die Zuniba- und Mozunibahorden ſtürzten ſich auf die portugieſiſchen Beſitzungen auf der Oſtküſte und wurden erſt 1589 in einer großen Schlacht zurückgedrängt, die Gagas oder Schaggas griffen Congo und Angola an, die Galla's am früheſten 1537, Habeſch. Aus dem Reiche Bali drangen ſie gegen Angote vor. Wenige Zeit darauf machten ſie ihren erſten Einfall in Gojam und von nun an zogen ſie, in viele Horden getheilt, vom Zebraſtrom und um das hohe Narea hinab in das habeſſiniſche Alpenland und bemächtigten ſich 22 habeſſiniſcher Gaue: Faligor, Bali, Guniar, Bargamo, Iſat, Luzamo, Hadea, Schoa, Guragué, Gooderoo, Bizamo, Geduna, Angota, Dawara, Weda, Walck, Schewa, Ganza, Comta u. m. bis zum Land der Gongas und Gafats. So bildeten ſie einen Gürtel um Habeſch im Oſt, Süd und Weſt, und verwüſteten Jahrhunderte lang alljährlich nach der Regenzeit das Land. Die Portugieſen hatten gleich zu Anfange gerathen, Feſtungen gegen dieſe Horden zu erbauen; die Habeſſinier erwiederten: „Steine hätten ſie, um Kirchen zu bauen, zum Schutze des Landes ihre Arme.“ Trotz ſolcher tapfern Sinnesart hätten die Galla's wol nicht blos Habeſch, ſondern einen großen Theil von Habeſch bezwungen, wären ſie einig geblieben. Allein bald begannen die Stämme unter ſich über den Beſitz des neu erworbenen Gebietes zu ſtreiten und innere Zerwürfniſſe lähmten ihre Rieſenmacht. So gelang es, ſie aus einigen Gauen wieder zu verdrängen, oder ſie in andern zinsbar zu machen.

Die ältern Beſchreiber geben als den Mittelpunkt ihrer Vereinigung Bizamo am Malebſtrome, zwiſchen Nil und Bahar el Albiad, an. Dadurch getrennt theilen ſie ſich in die öſtliche Bertuma Galla, mit ihrem Oberhaupte Mooty, und in die weſtlichen Boren Galla, deren Oberhaupt Lubo heißt[2]). Die öſtlichen theilen ſich in ſieben Stämme, die ſchon früh anfingen ſich in Bali und Damaro anzuſiedeln; die weſtlichen, ebenfalls ſieben Stämme, ließen ſich am Süd- und Weſtufer des Niles nieder. Eine dritte Abtheilung von ſieben Stämmen, welche in Wakara und Schoa eindrang und die alte Reſidenz Tekulet vernichtete, wurde hernach weniger furchtbar. Dies ſind die Galla, welche ſich Ilma (Kinder) Killelu nennen,

*) Benutzt wurden außer Kretin's und Förſter's Werken über Wallenſtein, Herzog von Friedland, Khevenhiller's Conterfet-Kupferſtich der vornehmen Miniſter und hohen Officiere unter Kaiſer Ferdinand's II. Regierung II, 230—236, wo ſich auch das Bildniß dieſes Feldherrn befindet; Gfrörer's Guſtav Adolf, König von Schweden; Röſe's Herzog Bernhard der Große von Sachſen-Weimar; von der Decken's Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg; von Weſtenrieder's Geſchichte des 30jährigen Krieges und Barthold's Geſchichte des großen teutſchen Krieges u. ſ. w.

1) Hauptſchriftſteller über die Galla's: *Ludolf*, Histor. Aethiopica I, 16, 10 sq. und Commentar ad Hist. Aeth. pr. 1, 53 und 3, 133, 47, 2 und 2, 65, 8 und 11 und 3, 106, 4 und 3, 105, 13 und 17; *Hieron. Lobo*, Relation d'Histoire d'Abyssinie p. 21 sq. (franz. Überſetzung). Bruce, Reiſen (teutſche Überſetzung) I. S. 448. II, 213—224. V, 256. *Salt*, Voyage p. 299—301. Rüppell, Reiſe I. S. 264. II. S. 324. v. Katte, Reiſe S. 102—108. C. Ritter, Erdkunde. 2. Aufl. I. S. 140 fg. 160. 170. 175 fg. 187 fg. 228 fg. *Combes* und *Tamisier*, Voyage en Abyssinie dans les pays des Gallas etc. (Paris 1837.) Iſenberg, Abeſſynien I. S. 42—50. Tutſchek, Einleitung S. XLVII—LVIII im Lexikon der Gallaſprache. Harris, Geſandtſchaftsreiſe nach Schoa (teutſche Überſetzung) I, 171. 183 und beſonders II. 135—140, Vieles in den Zuſätzen und Berichtigungen, z. B. 166—170.

2) Alle dieſe auf älteren Beſchreibern ruhenden Angaben ſind freilich ziemlich ungewiß. So heißt z. B. grade Bora in der Gallaſprache Oſten.

Digitized by Google

auch Teluma Galla oder Berggalla genannt werden. Dem Könige Yaſous dem Großen, 1680—1704, gelang es, nach einigen glücklichen Feldzügen mehre Horden dieſer kriegeriſchen Hirten ſich zu verbinden und ſie längs den ſteilen Nordufern des Nil anzuſiedeln, um dieſe gegen die Räuberhorden der Galla von Bizama zu vertheidigen. Man kennt jetzt etwa 60 verſchiedene Gallaſtämme: die weite Strecke zwiſchen Nil, Hawaſch und Gotſchob iſt als ihr Verbreitungsgebiet anzuſehen, als das Dar el Galla, das Land der Galla; ſie wohnen aber auch über letztgenanntem Fluß hinan, in das Innere von Afrika hinein. Krapf ſchätzt ſämmtliche Galla auf 8—10 Millionen.

Wir führen die von den neueſten Reiſenden am meiſten genannten Gallaſtämme auf und bringen ſie wenigſtens theilweiſe unter Rubriken: 1) In einem Abhängigkeitsaerhältniſſe von dem Reiche Schoa befinden ſich: die Abidſchu, die Aboti, die Agumtſcho, die Bitſcho-Fuguk, die Bitſcho-Woreb, die Botha, die Charſa-Dagha, die Djiddu, die Muhammedaniſchen Djille im Nordoſten von Schoa bis zu dem Adaiel, am Fluß Attala, die Duguggra, die Karaja mit reichem Vieh- und Weidelande, 40 Meilen lang und 30 breit (engl.), zahlen jährlich 20 Ochſen und den linken Zahn jedes todtgefundenen oder in der Falle gefangenen Elephanten, die Liban, die Zumi, in der Nähe der Landſchaft Faligor und den Gama-Galla, die Metta oder Motta an der Grenze von Enarea, die Muloſalada, am blauen Nil, die Serti, grade unter dem Wendekreiſe, die Saddo an der Grenze von Enarea, die Supa, öſtlich von Schoa bis Adaiel, am Fluſſe Negiſo, ein roher mörderiſcher Stamm, die Waberi, die Worra. Nur einige dieſer Stämme ſind völlig unterworfen; andere ſtehen mehr im Bundesgenoſſenoerhältniß, und die Hobeit Schoa's muß durch periodiſche Kriegszüge aufrecht erhalten werden [3]). 2) Zu dem Reiche von Enarea gehören: die Agallo, die Bitſchu, die Malina, die Nona (nach andern unter Häuptlingen unabhängig), die Sudetſcha, die Tſchora. 3) Um das chriſtliche Reich Hurrur herum wohnen: die Balili, die Burſu, die Butira, die Guti, die Nuli, die Tarſu. — Andere Stämme ſind: die Adia, zwiſchen Kaubat und Aimelleli, die Afrubba, die Muhammedaniſchen Alaba, an der Grenze von Enarea, ſcheußliche Ungeheuer, die Alla, die Ara, am Tito, einem Nebenfluſſe des Godjob, die Arejo, die Aruſi, zwiſchen Schoa und Hurrur, ein Raubvolk im Hochgebirge, die Asboti oder Aſibati, auch im Hochlande, die Aſſu, in der Nähe von Woſana, die Azemtſcho, die Buno, auf hahen Bergen in der Nähe von Enarea, durch einen Rath von Älteſten regiert, die Danagem und Dana-Urkeſchne, in der Nähe des Reiches Kutſcha, die Douro, in der Nähe des Godjob, die Farſa, im Hochgebirge, die Finſinni und Ikka, auf der Ebene Germama, zwiſchen Jerrur, Segala und Entotto, die Gama-Gobo, am Toritſch, einem Nebenfluſſe des Godjob, die Gamu, im Hochgebirge, die Ghilan, die Giri, die Goma, an der Grenze von Enarea [4]), die Ittu, Bergvolk zwiſchen Schoa und Hurrur, die Jamora, in der Nähe von Wollamo, die Kullu, ſüdlich von Kaffa, ſieben Tagereiſen von Teffii, eine Tagereiſe vom Lande der Doko, in welches Sklavenjagden gemacht werden, die Mautſcha, in der Nähe von Enarea, die Mergo, auch bei Enarea, die von der Jagd der Elephanten und Büffel leben, die Omo oder Umo, die Sama, um die Quellen des Tabu, die Selmi, im Nordoſten von Schoa, die Tulema, in der Bergkette von Saka, auf der Nordgrenze von Schoa, zum Theil moslemiſch, die Tumi, die Warrella, ein großer Stamm, der Kaffa zinsbar iſt, die Wollo, mit dem Reich von Gondar verbündet, die Worra-Kalu, die Wurboro.

Über Herkunft und Abſtammung der Galla ſind die verſchiedenſten Muthmaßungen laut geworden. Derer nur im Vorübergehen zu gedenken, welche ſich bis zu Galliern und Kelten verſteigen, haben andere, wie Murray (Vocabulary of the Galla Language), ſie für identiſch mit den Gaggas oder Schaggas von Metambo und Congo erklärt. Ritter (a. a. O. S. 140) erklärt wenigſtens die Muzimbis, am obern Zambeſe, den Portugieſen einſt gefährliche Feinde für Galla: ihr König habe bei jenen Einfällen Gallo geheißen, das Volk ſelbſt auch Mauruca, einen Stamm der Galla bei Mogadoro aber heiße man jetzt Maracata. Vater (im Mithridat III, 1. S. 249) macht darauf aufmerkſam, daß zwiſchen Cap Meſurado und der Pfefferküſte Negerſtämme mit dem Namen Gala wohnen. Blumenbach findet manche allerdings vorhandene Parallelen mit den Hottentotten [5]). Harris (a. a. O. II, 140) findet überhaupt mehre Gebräuche der Galla mit denen der geſitteteren Völker des Alterthums verwandt. „Wie die Römer und Etrurier ſuchen ſie im Vogelflug und im Eingeweide geſchlachteter Opfer Vorbedeutungen, tragen das Haar wie die alten Ägyptier geflochten und legen wie dieſe beim Schlafen den Kopf auf eine hölzerne Krückenunterlage, heirathen nach dem Moſaiſchen Geſetz die Witwe eines verſtorbenen Bruders und beugen das Knie vor der alten Schlange, die ſie als den Vater alles Böſen anſehen [6]). Ja, Harris erwähnt ſogar eine unter den Galla laufende Prophezeiung, nach der ſie einſt Habeſch verlaſſen und gen Morgen und Mitternacht ziehen würden, um das Erbe ihrer jüdiſchen Vorfahren zu erobern. Schon der Jeſuit Antonius Almeida behauptet in einem Manuſcript des habeſſiniſch-römiſchen Patriarchen Alphons Mendez die Behauptung gefunden zu haben, die Galla ſtammten von den zu Salmanaſſar's,

3) Der Statthalter der unterworfenen Gallaſtämme heißt Worariz ſie bilden in der Armee den ſcharmuzirenden Vortrab.

4) Ihr König Abba Rebo iſt ein Bekehrter zum Muhammedanismus. Da ſeinem Vater das Leben durch einen Geier gerettet wurde, der, der Sage zufolge, einem ganzen Heere Heiden, von denen der König angefallen ward, die Augen aushackte, ſo behält er einen gezähmten Vogel bei, der, mit einer klingelnden Schelle um den Hals, allemal das Heer auf ſeinen Plünderzügen begleitet. Am Ende des erſten Marſches ſchlachtet Abba Rebo einen weißen Stier, und nehmen dann die wilden Geier der Lüfte mit dem abgerichteten Theil am Mahle, ſo iſt das ein gutes Zeichen. 5) Anmerkung zu Beuce 5. Th. S. 256. 6) Von dieſer Verehrung der „alten Schlange" wiſſen übrigens Krapf, Iſenberg und Abbadie Nichts zu erzählen.

Digitized by Google

Nebukadnezar's und Titus' Zeiten verſtreuten Juden. Die Sage, welcher auch Katte (S. 107) ſpöttiſch Erwähnung thut, gründet ſich wol auf die bei vielen Gallaſtämmen übliche Beſchneidung.

Der Name Galla gibt uns in dieſem Auseinandergehen der Meinungen keinen leitenden Faden. Nach Bruce bedeutet er Hirten. Tutſchek (im Lexikon der Gallaſprache) leitet ihn vom Gallaworte gala = heimgehen, ſeine Heimath ſuchen, ab. Nach einer anderen Anſicht ſoll Galla ſoviel ſein als ingressi, Einwanderer. Die Habeſſinier leiten ihn vom Fluſſe Gala in der Landſchaft Gurague ab, wo vor vielen Jahrhunderten ihre Vorfahren mit den Galla gekämpft haben ſollen. Köſtlich iſt die Etymologie fanatiſcher Muhammedaner. Der Prophet foderte den Stammvater Wollabu auf, ſich dem wahren Glauben zuzuwenden: „Gal La," d. h. er ſagte Nein, berichtete der ausgeſandte Bote, und Muhammed rief aus: „ſo ſei dies denn fortan der Name der Ungläubigen, da ſie die durch den Engel Gabriel gemachten himmliſchen Offenbarungen nicht annehmen wollen."

Wären auch alle dieſe Ableitungen zuverläſſiger, als ſie ſind, ſo könnten wir doch bei der Frage nach der Herkunft der Galla kein Gewicht darauf legen. Denn die umwohnenden Stämme gebrauchen nicht einmal alle dieſen Namen (die Agows z. B. ſagen Galojead) und was mehr ſagen will, die Galla ſelbſt nennen ſich ganz anders.

Sie nennen ſich andern Nationen gegenüber Ilma Oromo, d. i. Kinder des Oromo; d'Abbadie überſetzt das Söhne des Wanderers, weil das Gallawort omea heißt, ein Anderer, ein Fremder, ein Auswärtiger, zum Gegenſatz von warra, zur Familie gehörig. Tutſchek bringt den Namen mit religiöſen Vorſtellungen in Verbindung. Uma heißt, von Gott, ſchaffen, bilden, auch Werk, oni, Frucht. Nach den Erzählungen der Galla war Kain ihr Stammvater Wallabu von „jenſeit des großen Waſſers Bar-gamo" und ſeiner Kinder waren neun: Aruſi, Karayo, Djille, Abidſchu, Gillan, Woberi, Metta, Gembidſchu, Bitſcho-Fuguk, deren Lenden die unzähligen Gallaſtämme entſprungen ſeien [7]). Nach Harris iſt Bargamo eins mit dem Godſchobſtrome [8]); ſtände dies unbezweifelt feſt, ſo wäre die Abſtammung der Galla aus Centralafrika entſchieden, zumal da die Galla immer behaupten, ſie ſeien von Süden nach Norden gezogen. Wahrſcheinlich hat Innerafrika ſchon öfter nach Norden ſolche Völkerſtämme ergoſſen, wie ſich denn ſchon bei Diodor die Sage von ſolchen Völkerwanderungen findet; vergl. Heeren, Ideen. 2. A. II. S. 338.

Die Galla ſind ein ſchlanker, wohlgegliederter, kräftiger Menſchenſchlag. Der jüngere Abbadie ſah einmal einen Gallakrieger einen wüthenden Bullen an einem Hinterbeine packen und zu Boden werfen. Die Farbe iſt ſchwarzbraun, bei einigen in Tiefthälern wohnenden Stämmen faſt ſchwarz, die Geſichtszüge wild und feurig. Das ſehr ſtarke ſchwarze buſchige Haar iſt entweder in großen, lotusblättrichten Abtheilungen geordnet, oder hängt in Zöpfen oder breiten Flechten über die Schultern. Die gegerbte Haut der gemeinen Schafe iſt ein unerläßlicher Theil des männlichen Anzugs; Häuptlinge und angeſehene Leute tragen das ſchwarzgefärbte Vließ, Loſiſa, einer beſondern Schafrace mit ſehr langen Haaren. Die Männer ſollen ihre Schaffelltoga übrigens gut zu drapiren wiſſen, ſind aber wegen der Liebhaberei, ſich beſonders vor jedem wichtigen Beginnen dick mit Butter einzuſalben, oder ſich mit Gedärmen zu umſchnüren, widerwärtig [9]). Die Frauen ſind unter den Afrikanerinnen wegen ihrer Schönheit berühmt. Sie tragen ein Lederröckchen, das mit einem Beſatz von weißen Kaurimuſcheln geſtickt und um die Mitte des Leibes mit einem Gürtel farbiger Glasperlen umſpannt iſt. Die Vermögendern tragen dazu noch einen baumwollenen Überwurf. Alle aber widmen ihre Zeit eifrig dem Flechten einer unendlichen Menge kleiner Zöpfchen, die wie bei den alten Ägyptern über die Schultern fallen. Aber ſo hübſch ſie von fern ausſehen, in der Nähe duften auch ſie unausſtehlich nach Fett und Butter, womit ſie reichlich geſchmiert ſind [10]).

Mit dieſer vortheilhaften Schilderung der äußeren Erſcheinung der Galla ſtimmt wenig ein Gegenſtück bei Bruce, das wir anfügen. Freilich haben wir es nur mit einer Art Galla-Falſtaff zu thun. „Der König von Gondar bekam einen Beſuch von Guangont, dem Oberhaupt von Augat, oder der öſtlichen Galla. Er hatte 40 Reiter und 500 Fußgänger bei ſich und brachte dem König eine Menge großer Hörner für ſeinen Wein und andere Kleinigkeiten zum Geſchenk. Er war ungefähr 60 Jahre alt, klein, nicht dick, aber ſchwerfällig, hatte dünne Beine, im Verhältniß zu ſeinem Körper einen großen Kopf, eine ſchwarzgelbe, ungeſunde Geſichtsfarbe, ſein Haar war mit Ochſendärmen eingeflochten, daß man es nicht von den Därmen, welche vorn über die Bruſt und hinten über die Schultern herabhingen, unterſcheiden konnte. Sein Hals-

7) Harris (II, 135) erwähnt auch, die Galla leiteten ihren Urſprung von drei Schweſtern, Töchtern Jeruſalems (?), ab, von denen Ähnliches erzählt werde, wie von den Töchtern Lot's. 8) In der Gallaſprache heißt *gama* „Ufer, Seite" und dann „drüben," und darin wäre Harris' Überſetzung richtig; allein Waſſer, Fluß und Meer heißt bei den Galla nicht *bar*, und müßte alſo aus dem Arabiſchen genommen ſein. Beke (im Athenäum. 1844. S. 1138) gibt zu vermuthen, ob nicht der Fluß Baro gemeint ſei, welcher weit über Kaffa hinaus im Inneren ſeinen Lauf habe und jenſeit deſſen die Galla ihre urſprünglichen Sitze gehabt haben ſollen. Auch Abbadie gedenkt des Sobath oder Baro, als eines großen Nebenfluſſes des weißen Nil.

9) Die Galla bilden, etwa wie die Fulahs und Mandingos, den Übergang von den Negern zur kaukaſiſchen Race. 10) Noch an der Sklavenkoppel macht der Galla neben andern Nationen den Eindruck der Kraft. Harris I, 319: „— anders der finſter blickende Galla, der hinter ihm kommt. Der Geiſt freiſtreifender Unabhängigkeit leuchtet noch ungedämpft aus ſeinem Feuerauge und die leichte, ſchlanke Geſtalt und das gekrümmte Knie verkünden den wilden Reiter des grasigen Blachfeldes. Schwer und gebrochenen Herzens plackt er ſich unter einer Bürde hin, der ſeine Kraft durchaus nicht gewachſen iſt, und ein Ächzen entfährt der Lippe, wie ihn der bittere Gedanke an die bei der Rückkehr ſeiner vielleicht harrenden, ſchmachvollen Geißel des Zuchtvogts die Seele durchzuckt, und er des verlorenen Weibes, der verlorenen Kleinen denkt, die er für immer auf den fernen Grasebenen des Hawaſch zurückgelaſſen hat."

Digitized by Google

kragen und ſein Gürtel beſtanden gleichfalls aus ſolchen Därmen. Um den Leib unter dieſem Gürtel hatte er ein kurzes, baumwollenes Tuch, das in Butter getaucht war, und ſein ganzer Leib triefte von Butter. Er ritt auf einer Kuh mit ungeheuern Hörnern, hatte keinen Sattel, trug kurze Hoſen, die nicht bis zur Mitte der Schenkel reichten und war übrigens ganz nackt. — In dieſem Aufzug ritt er zur Audienz und ein gräßlicher Geſtank kündigte ſeine Annäherung ſchon von weitem an. Der König ſaß in ſeinem Zelte auf ſeinem elfenbeinernen Stuhle, konnte ſich aber bei dieſem Anblick des Lachens nicht enthalten und ſprang von ſeinem Throne in eine andere Abtheilung des Zeltes. Der Wilde ſtieg ab, kam herein und da er den Sitz des Königs erledigt fand, ſetzte er ſich gradeweges auf das carmoiſinrothe Kiſſen, wobei ihm die Butter am Leibe herablief. — Ehe er ſich beſann, fiel Alles über ihn her und trieb dieſes ſchmierige Oberhaupt mit Rippenſtößen zum Zelte heraus."

Die Wohnungen der Galla ſind kegelförmige Strohdachhütten, in Gruppen zuſammengeſtellt und durchgehends mit einer Steinmauer, als Vorſicht wider einen Überfall, umgeben. Oft liegen die Dörfchen im Schattenverſteck kleiner, dunkelgrüner Haine hochragender, cedernartiger Wachholderbäume an einem Bache. Bei ihren erſten Einfällen in Habeſch aßen ſie zwar das Brod der Bewohner ſehr gern, wollten ſich aber ſelbſt nicht zum Ackerbau bequemen; jetzt treiben ihn viele Stämme mit Eifer und werden dabei von dem herrlichen Himmel und dem üppigen, wohlbewäſſerten Boden unterſtützt [11]). Die Sorge für das Vieh iſt meiſt den Frauen überlaſſen. Sie haben den ſchönſten Schlag Pferde in Habeſch, welche die Frauen warten, auch zu Feld- und Raubzügen ſatteln. Dazu kommen Groß- und Kleinviehheerden, Rinder, Schafe und Ziegen. Die Galla haben eine große, wollreiche Art Schafe, ohne Hörner, mit Fettſchwanz und außerdem die erwähnte Art mit langen, weißen Haaren. Einige Stämme beſitzen auch eine eigenthümliche Race Rindvieh, Sanga genannt, deren Hörner eine ungeheure Größe erreichen und zu Flaſchen dienen; von den kleineren Hörnern werden Trinkgeſchirre verfertigt. Fälſchlich hielt Bruce die langen Hörner für eine Krankheit der gewöhnlichen Stiere. Harris ſah Sanga's mit weitgeſpreiteten, über ſechs Fuß langen Hörnern, unter welchen ſie ſo prachtherrlich einherſchritten wie der Edelhirſch mit ſeinen zwölf Enden. Eifrig betreiben die Frauen auch die Bienenzucht. Wirrer Lärm wird getrieben, um den Schwarm zum Niederſetzen zu bewegen, und nachdem der walzenförmige Stock mit den Blättern wohlriechender Pflanzen innen gerieben iſt, wird er unten am Hüttendache aufgehängt und zweimal im Jahre der Honig geholt. Die Hauptnahrungsmittel der Galla ſind mit dem Allen ſchon aufgezählt; natürlich kommt Jagdbeute dazu. Bei Feſten, erzählt Ludolf, ſetzt man die beſte Schüſſel in die Mitte, und wer ſich derſelben bemächtigt, muß ſich auch hernach am erſten der Gefahr ausſetzen.

Die Heirathsceremonien ſind einfach. Der Bräutigam ſtellt ſich vor die Ältern der Braut hin, in der rechten Hand Gras, und in der linken Kuhmiſt haltend, wobei er ſagt: „Möge dies nie hinein und dies nie wieder herauskommen, wenn ich mein Verſprechen nicht erfülle." Dies ſoll ſo viel heißen, als: Das Gras ſoll nie in das Maul der Kuh kommen, oder, ſie ſoll eher ſterben, als bis ſie es wieder von ſich gibt. Das Verſprechen des Bräutigams beſteht aber darin, daß er angelobt, ſeiner Braut lebenslänglich Eſſen und Trinken zu verſchaffen, und ſie nach ihrem Tode gehörig begraben zu laſſen. Die Vielweiberei iſt erlaubt, aber nicht gewöhnlich. Die meiſten Männer begnügen ſich mit einer Frau, wenn aber dieſe unfruchtbar iſt, oder nur wenige Kinder zur Welt bringt, ſo bittet ſie ihn ſelbſt, noch eine andere auszuwählen und wenn ſie von ihm erfahren hat, welche er wünſcht, ſo geht ſie ſelbſt zu den Ältern, um dieſelbe für ihren Mann anzuhalten. Wird ihr die Bitte gewährt, ſo nimmt ſie die neue Braut mit nach Hauſe, bringt ſie ihrem Manne ins Bette und beluſtigt ſich inzwiſchen mit den Verwandten der Braut. Sie führt dann auch ihre Kinder, wenn ſie welche hat, den neuen Verwandten vor und die Männer von der Brautfamilie legen denſelben die Hände auf den Kopf und ſchwören dabei, mit ihnen zu leben und zu ſterben, als ob ſie von ihrer eigenen Familie wären. Dieſe Kinder gehen alsdann zu ihren neuen Verwandten und beſuchen ſie ſieben Tage lang. Dieſe ganze Zeit über bleibt der Mann zu Hauſe bei ſeiner neuen Frau. Nach Verfluß derſelben gibt er ein Feſt, bei welchem ſich die erſte Frau zu ihrem Manne ſetzt und die neue die Gäſte bedient. Von nun an führt die erſte Frau wieder die Wirthſchaft und behandelt die neue wie eine erwachſene Tochter. Die Gallafrauen gebären übrigens ſchnell und leicht.

Wenn ein Vater ſtirbt, ſo erbt der älteſte Sohn die ganze Verlaſſenſchaft, ohne irgend eine Theilung mit den etwa noch vorhandenen Geſchwiſtern. Wenn ein Sohn anfängt ſein Haar zu ſcheeren, d. h. mannbar wird (zuvor muß er einen Feind oder ein wildes Thier erlegt haben), ſo gibt ihm der Vater einige Milchkühe zur Ausſtattung. Wird der Vater alt und zum Kriegsdienſte untüchtig, ſo muß er ſein ganzes Vermögen ſeinem älteſten Sohne übergeben, der ihm dafür blos den lebenslänglichen Unterhalt zu reichen verpflichtet iſt. Stirbt der ältere Bruder und hinterläßt jüngere und eine noch zum Kinderzeugen fähige Witwe, ſo iſt der jüngſte Bruder verbunden, dieſe Witwe zu heirathen; die aus dieſer Ehe entſpringenden Kinder werden immer für Kinder des älteſten Bruders gerechnet und die Heirath des jüngſten Bruders mit der Witwe ſeines älteſten gibt ihm nicht das mindeſte Recht auf irgend einen Theil der Verlaſſenſchaft des Letzteren. Der älteſte Bruder iſt nach Antretung der väterlichen Erbſchaft verpflichtet, ſeinen Schweſtern alles das, was ihnen der Vater während ſeines Lebens beſtimmt hatte, nebſt dem Zuwachſe am Tage der Schenkung anzugeben.

11) Lieblich beſchreibt Harris z. B. das von den Finfinni-Galla bewohnte Thal. „Mitten des ſaftigſten, grünen Raſens, durchrieſelt von funkelnden kleinen Bächlein, die in plötzlich vorſchäumenden, kleinen Fällen niederhüpften, ſchattige Haine der prächtigſten Wachholderbäume, die an den Lehnen herabſtanden, und unter dem Weben ihrer bemooſten Äſte heitere Gruppen kreisrunder Hütten, umgeben von Ackergeräthſchaften."

Digitized by Google

Mehrentheils haben die Gallahorden eine monarchiſche oder vielmehr eine Repräſentativverfaſſung, in welcher die Älteſten des Stammes die Regierung in Friedenszeiten führen, während in Kriegszeiten der Abba Dula, d. h. Krieger, oder Häuptling, der Anführer iſt. Nach Harris haben ſich eigentliche Despoten nur da unter den Galla aufgeworfen, wo der Islam Wurzel gefaßt hat: ſo herrſcht in Enarea ein Despot über die Stämme Agallo, Jellu, Bitſchu, Sudelſcha, Tſchoma el Nono. Abbadie ſtellt die Sache anders dar. In Gegenden, in welchen das Zuſammenſtrömen fremder Händler die einfachen Verhältniſſe und Verkehrsbeziehungen der hirtlichen Stämme ſtaatlich und geſchäftlich verwickelter machte, haben die Galla ſich Königen unterworfen, ſo in Gomo, in Enarea oder Eimmu, während z. B. in Nono, wo es verſchiedene Stämme gibt, das Haupt eines jeden ſo unabhängig iſt, als ein Beduinenſcheich. Die Häuptlinge heißen bei den Galla Abba oder Aba, d. i. Herr, und dann folgt ein Beiname, der ſehr oft von ſeinem Roſſe hergenommen iſt, z. B. Abba Bokibo, d. i. Herr der leuchtenden Bläſſe, Abba Daghet, d. i. Vater der Höhe, Abba Djeſſer, d. i. Herr des Schecken, Adar a Bille, d. i. Herr oder Verwalter des Säbels[12]).

Als die Galla zuerſt in Habeſch einfielen, beſtand ihre ganze Heeresmacht in Fußvolk. Seitdem ſie aber weiter gegen Norden kamen und einige Landſchaften erobert hatten, in welchen ſie Pferdezucht fanden, ſo legten ſie ſich darauf und wurden ſo eifrige und geſchickte Reiter, daß ihre Heere jetzt faſt nur aus Reitern beſtehen. Sie ſind, meint Harris, mit dem rohen Sattel wie mit einem Stück von ſich verwachſen. Die Galla können bei Überfällen und bei dem erſten Angriffe für gute Krieger gelten; aber ihre Tapferkeit iſt nicht von langer Ausdauer, ob ſie gleich auf ihren Märſchen, die ſie unglaublich ſchnell zurücklegen, ganz unermüdet ſind und an den Schwänzen ihrer dazu abgerichteten Pferde durch die Flüſſe ſchwimmen. Ihr Zweck geht nur dahin, in dem feindlichen Lande, das ſie anfallen, in der möglichſt kurzen Zeit, das möglichſt große Unheil zu ſtiften. Selten kehren ſie dann auf demſelben Wege zurück, den ſie gekommen ſind. Sie durchziehen bei ihren Unternehmungen die unwirthbarſten Wüſten, ohne mit vielem Proviante beladen zu ſein; denn Jeder trägt ſeinen Vorrath auf viele Tage bei ſich. Dieſer Vorrath beſteht in gebranntem und pulveriſirtem Kaffee, mit Butter zu Kugeln von der Größe eines halben Thalers oder einer Billardkugel geformt; dieſe Kugeln werden in ledernen Beuteln aufbewahrt und eine derſelben iſt hinreichend, auch bei den größten Strapatzen einem Manne für einen Tag Nahrung und Kraft zu geben. Das Eiſen iſt bei den Galla ſelten; daher beſtehen ihre vorzüglichſten Waffen in hölzernen Stangen, deren Spitzen im Feuer gehärtet, auch wol durch den Saft eines Baumes, in den ſie geſtochen wurden, vergiftet ſind. Sie bedienen ſich derſelben ſtatt der Lanzen, führen aber auch Schwerter. Ihre Schilde ſind aus Ochſenhäuten gemacht, die ſich aber in der Hitze werfen und in der Feuchtigkeit weich und biegſam werden. Mit dieſen ſchlechten Waffen würden ſie nicht ſo viele Eroberungen gemacht haben, wenn nicht das Schrecken wegen ihrer unmenſchlichen Grauſamkeit vor ihnen vorausgegangen wäre; überdies greifen ſie ganz wüthend an und erheben dabei ein ſo raſendes Geheul, daß Truppen und Pferde dadurch erſchreckt werden. Darum hielten auch die Habeſſinier in den erſten Schlachten ihre raſenden Anfälle nicht aus. In der Folge aber gewöhnten ſie ſich daran und die Galla'er prallten zurück. Beſonders ſcheuen ſie das Feuergewehr. Als Siegestrophäen ſchneiden die Galla's den beſiegten Männern (auch allen männlichen Kindern) die Genitalien ab und hängen ſie dann an ihren Hütten auf. Greiſe werden geſchlachtet, Weiber in die Sklaverei geführt. Die Muhammedaniſchen Gomogalla ſchneiden den Gefangenen — wie den Verbrechern — Hände, Naſen und Ohren ab, brennen ihnen die Augen aus, führen ſie ſo auf dem Marktplatze herum und werfen ſie dann, einen Stein am Halſe, ins Waſſer[13]).

Die Gefangenen werden übrigens von den meiſten Stämmen in die Sklaverei verkauft, wie denn der Sklavenhandel in den Gallalandſchaften weit verbreitet iſt. Abſcheuliche Menſchenjagden werden zu dem Ende in das Gebiet der Nachbarvölker unternommen und der Erlös an die Muhammedaniſchen Händler (denen es beſonders um die ſchönen Gallaweiber zu thun iſt) verkauft. Was ein Sklave Schela-Selaſſis Harris erzählte, gibt ein zu deutliches Bild jener Zuſtände, als daß wir daſſelbe übergehen könnten.

„Als ich im Dorfe Suppa in Enarea die Schafheerden meines Vaters Betta hütete, kam plötzlich eine bewaffnete Schar Umagalla, mit denen mein Stamm lange in Feindſchaft geweſen war, über uns her, nahm mich ſammt ſechs andern Jünglingen gefangen und tödtete vier

12) Harris (II, 116) erwähnt gelegentlich auch eine Galla-Königin Tſchami in Makefatadu am Nil. Sie lieferte ihre Tochter in den Harem des Königs von Schoa und gab ihr mit: 200 Melkkühe, 100 Joch Ochſen, ſammt Pflügen, eine Anzahl Pferde und Sklaven beiderlei Geſchlechts, ſchwarze Leopardenfelle und anderes erleſenes Pelzwerk, 500 Gefäße mit Honig und 12 (in Schoa ſeltene) Katzen zur Beſchützung des Honigs vor Mäuſen. Auch die Alaba-Galla ſtanden unter einer Königin. Harris II, 158.

13) Übrigens meſſen die chriſtlichen Habeſſinier den Galla mit gleichem Maße. Vergl. die eine Schilderung bei Harris I, 387: Die ſo ganz unverſehens überfallenen Finſinni-Galla hatten kaum noch Zeit, ihrer Habe den Rücken zu kehren — — Weiber und Mädchen wurden aus ihrem Verſtecke geriſſen. Bejahrte Männer und Junge ohne Unterſchied wurden auf den Feldern und auf den Wäldern erſchlagen und verſtümmelt. Groß- und Kleinviehheerden wurden frohlockend weggetrieben und Haus um Haus ausgeplündert und den Flammen übergeben. Arme Wichte, die ſich auf die freie Ebene retten wollten, wurden wie wildes Gethier gehetzt, und 3—4jährige Kinder, die man auf die Bäume, in der Hoffnung, ſie möchten dort unbemerkt bleiben, geſetzt hatte, ohne Erbarmen in den Zweigen weggeſchoſſen. Nach Verlauf von kaum zwei Stunden verließ das Heer, beutebeladen, das verödete Thal, wehklagende Weiber und verſtümmelte (entmannte) Kinder, ſammt den ſcheußlichen Siegeszeichen (Genitalien), die den zerfetzten Leichnamen abgeſchnitten waren, mit ſich ſchleppend.

Digitized by Google

andere, die ſich zur Wehre ſetzen wollten. Nachdem ich fünf Tage an Händen und Füßen gebunden gehalten war, wurde ich an die Jumigalla, einen der reichſten Stämme, um 30 Amden (Salzſtücke, etwa 3 Fl. 45 Kr. Rh. werth) verkauft. Der Handel wurde auf dem Jumimarkte Sendaffo geſchloſſen, wo man wegen der Theure des Salzes zwei männliche Sklaven gemeiniglich um einen Thaler kauft; und als es dunkel wurde, kam der Muhammedaniſche Sklavenhändler und holte mich fort. Nachdem ich in ſeinem Hauſe wieder eine Woche gebunden gehalten war, wurde ich zwei Tagereiſen mit einer großen Sklavenkaravane mitgenommen und in einem beſondern Handel an die Nonogallo um ein Paar Ellen blauen Zitz verkauft. Meine Gefährten wurden nach ihrem Alter und ihrer Größe zuſammengeordnet und marſchirten zu Zwei und Zwei, wobei nur din Stämmigen und Starken, worunter auch ich gehörte, die Hände auf dem Rücken zuſammengebunden wurden. In Migra, dem Markte der Nono, wurde ich in öffentlicher Verſteigerung an die Azentſchogalla um 40 Salzſtücke verkauft. Von da wurde ich auf den Markt, der jenſeit Sequala auf der Hawaſchebene iſt, gebracht und da um 70 Stück Salz an die Soddogalla verkauft, gleich danach aber nach Roque, dem großen Sklavenmarkte im Gaue Jerrur, wo ich um 100 Salzſtücke verhandelt wurde. Von Roque wurde ich nach Alio Ambo in Schoa getrieben, wo ein Muhammedaniſcher Unterthan Sahela-Selaſſis mich auf dem Markte Abd el Reſul um zwölf Thaler erkaufte; allein nach drei Monaten fiel mein Herr in Ungnade, all ſeine Habe wurde eingezogen, und ich ein Sklave des Negus, was ich noch bin. — Ausſchließlich der Raſten hat die Reiſe von meinem Geburtsorte aus 15 Tage betragen. Alle Händler, durch deren Hände ich ging, waren Muhammedaner. — Ehe ich ſelbſt zum Sklaven gemacht wurde, hatte ich viele Menſchen rauben helfen, und ſo unter andern an drei großen Sklavenjagden ins Land der Dokoneger Theil genommen, in deren Verlaufe 4000 derſelben, beiderlei Geſchlechts, eingefangen wurden."

Es bleibt noch übrig von den Erſcheinungen zu reden, in welchen ſich der Geiſt einer Nation am deutlichſten manifeſtirt: von der Religion und Sprache der Galla.

Als höchſtes, unſichtbares Weſen verehren die Galla Wak [14]). Er iſt der Urheber aller Dinge und Geber aller Gaben, weshalb ſie ihre Gebete hauptſächlich an ihn richten. Obgleich ſie keine beſtimmte Idee von ihm haben, ſo ſchreiben ſie ihm doch Perſönlichkeit zu und glauben, daß er ſich ihren Prieſtern im Traume offenbare, daß er zu ihnen rede im rollenden Donner, ſich ihnen zeige im leuchtenden Blitze, daß er über Krieg und Frieden, Fruchtbarkeit und Theurung entſcheide. Neben Wak gibt es zwei Untergottheiten oder Gehilfen, Oglia und Atete (ſprich Atâtâ) [15]), und dieſe haben wieder eine Menge unſichtbarer Weſen unter ſich, welche Zaren, Saren [16]), genannt werden. In der Ausübung der gottesdienſtlichen Gebräuche bedarf der Galla durchaus eines Baumes, unter deſſen Äſten er ſeine Andacht und Opfer verrichtet. Heilige Bäume ſind der Wanzey [17]), der Maulbeerfeigenbaum oder Kaffeebaum, der jedem Prieſter aufs Grab gepflanzt wird, der Ahorn, der Rittu, und an den Ufern des Hawaſch der Wada Ruwi oder Wadanabe [18]), zu dem die Horden von weit und breit ſtrömen, um Gelübde und Sühnopfer zu bringen und ihre Kriegsthaten zu erzählen. Dann bringen ſie Weihgaben von Butter und Honig, hängen an den Zweigen die erwähnten ſcheußlichen Siegeszeichen auf und binden ſich die Eingeweide des geſchlachteten Opferthieres, das günſtige Anzeichen geliefert hat, um den Rücken.

Zweimal des Jahres, einmal zwiſchen Juni und Juli und das andere Mal im Anfang September, werden den Gottheiten Oglia und Atete große Opfer gebracht. Nachdem eine Anzahl Ziegen geſchlachtet iſt, ſchreitet der Luba oder Prieſter, der einen langen Haarbüſchel oben auf dem Wirbel trägt, mit einer Schelle in der Hand und einem kupfernen Reif um die Stirn, zu der Weiſſagung aus dem Fett, Netz und den Eingeweiden, ob die Krieger in der Schlacht ſieghaft ſein werden oder nicht. Iſt das günſtig entſchieden, ſo thut ſich die verſammelte Menge unter hölliſchem Geheul und Gekreiſch fort und fort im Übermaß mit Rohfleiſcheſſen, Biertrinken und Tabakrauchen bis Mitternacht gütlich, wobei ſie Wak anruft, er möge viele Kinder, langes Leben und reichliche Ernten gewähren und ihre Lanzen ſtärker ſein laſſen, als die ihrer Feinde, und wenn ſie Atete, der Göttin der Fruchtbarkeit, opfern, ſo rufen ſie zu wiederholten Malen aus: „Frau, wir übergeben uns dir, bleibe du immer bei uns [19])." Wöchentliche Feiertage ſind der Sonnabend und Sonntag, von den Habeſſiniern angenommen. Die Zahlen drei und ſieben ſind heilig.

Der Kalitſcha [20]) iſt der Galla Zauberer, Beſchwö-

14) In der Gallaſprache heißt waca, waka „Himmel" (im Äthiopiſchen wâka = Glanz, Leuchter) und dann „Gott," und mit angehängter liebkoſender Diminutivſylbe ajo, wakajo = lieber Gott. Waca heißt aber auch „eine Zeit," „ein Zeitraum" (Week, Woche?).

15) Nach Tutſchek bedeutet dies Wort auch ein Feſt der Galla.
16) Auch im Äthiopiſchen bedeuten Sar, Plur. Sarotsch, böſe Geiſter, Dämonen. Statt einer Menge Ableitungen aus dem Habeſſiniſchen, die auf sorrj = Arznei, mäsanj = Gift, sarö = er hat den Todten begraben, hinangehen, möchten wir auf das hebräiſche שר hinweiſen, princeps angelorum bei Daniel c. 10, 13. 20.
17) Cordia abessynica. Wanzey iſt der habeſſiniſche Name, die Galla nennen ihn Woteza oder Wateza, d. i. Zauberbaum.
18) Ficus sycomorus; er wird von den Bewohnern von Amhara Worka, d. i. der Goldene, genannt, und erreicht eine ungeheure Größe. 19) Einige andere Züge fügt Harris bei der Beſchreibung dieſes Feſtes in Enarea hinzu: Nachdem Tauſende und Tauſende der Heiden ſich verſammelt haben, ſprengt der Luba erſt Bier über die Menge, dann ein Gemenge von ungeröſtetem Kaffee und Butter, und zuletzt Mehl und Butter, wieder beſonders gemiſcht. Alsdann wird ein weißer Stier geſchlachtet und ſein Blut zum Beſchluß der Feiergebräuche umher geſpritzt, denen Schmauſen, Zechen und Völlerei folgt. 20) Nach Tutſchek eigentlich Opferprieſter, von cala = ſchlachten; ſodann ſind Kalala auch Zweige mit Laub, beſonders vom Meeſa, einem dem Cultus geweihten Baume, die der

Digitized by Google

rer und Arzt. Die faulenden Eingeweide einer Ziege um den Nacken und bewehrt mit einer Schelle und kupfernen Geiſel, hat man nur ſelten ein Beiſpiel, daß ihm die Ausrottung des Teufels mislungen wäre. Eine Schlange wird geneigt gemacht, und der Leidende mit Butter eingerieben, mit mächtig wirkenden Kräutern beräuchert und mit raſendem Geheul beſchworen, wobei ein Paar Hiebe mit der Geiſel applicirt werden, bis die Cur vollendet iſt. Unter allen Zauberern und Wahrſagern ſind die den Daletſchaberg gegen die Quellen des Hawaſch zu bewohnenden Wato[21]) die am meiſten und weiteſten berühmten[22]). Heide wie Chriſt hüten ſich, ihren Stamm zu beläſtigen, aus der abergläubiſchen Angſt vor ihrem Fluche und noch mehr aus einem Verlangen, ihren Segen zu erhalten, während der, welcher den Schutz eines Wato empfängt, mit vollſter Sicherheit jeden Theil des von den Galla bewohnten Landes durchreiſen mag. Nur von der Jagd, vor allem des Flußpferdes und hauptſächlich von dem (ſonſt von keinem Heiden berührten) Fleiſche dieſes Thieres lebend, wandern ſie von See zu See, von Fluß zu Fluß. Gefürchtet und geachtet und ſich allein als den echten Urſtamm des Oromovolkes anſehend, halten ſie alle übrigen Stämme wegen ihrer Vermiſchung mit Chriſten und Muhammedanern für unrein, gehen keine Wechſelheirathen mit ihnen ein und bleiben bis auf den heutigen Tag eine abgeſonderte und deutlich unterſchiedene Völkerſchaft.

Alle Galla ſind gute Redner und ihre wohltönende Sprache iſt ſehr geeignet, ihren beredten und eindringlichen Vortrag zu unterſtützen. Die Gallaſprache iſt in dem weiten Raume zwiſchen Nil, Hawaſch und Godjob die herrſchende. Es zeigt ſich in derſelben mehr als in irgend einer andern ein entſchiedener Hang zu Vocalen und ein Streben, jede Härte, die durch Conſonantenhäufung entſtehen würde, zu vermeiden. Dies geht ſoweit, daß nicht ein einziges Wort mit einem Conſonanten ſchließt, denn wo dieſes der Fall zu ſein ſcheint, iſt der Vocal aus Bequemlichkeit weggelaſſen; ferner, daß nie ein Wort mit zwei Conſonanten beginnt und daß immer, wo durch die Flexion drei Conſonanten zuſammenkommen müßten, entweder ein Vocal eingeſchoben, oder eine Verſetzung der Conſonanten vorgenommen wird. Dieſes und das verhältnißmäßig ſeltene Vorkommen der harten Laute t. tch, k u. ſ. w., während d, dj u. ſ. w. vorherrſchen, gibt der Sprache große Weiche und Biegſamkeit, und macht ſie ſehr geſchickt für den Vers. Die Frage, ob die Galla auch Schrift haben, iſt noch unentſchieden, und vorerſt eher zu verneinen als zu bejahen[23]).

Das Volk der Galla hat, abgeſehen von ſeiner Stellung zu Habeſch, für die Gegenwart ein nicht unbedeutendes Intereſſe. Die Unternehmungen, welche auf die Erforſchung des nördlichen Centralafrika gerichtet ſind, können und werden erſt gelingen, wenn mit dieſen Stämmen günſtigere Beziehungen angeknüpft ſind. Dabei ſind die Galla mitten in den brennendſten Streit zwiſchen Islam und Chriſtenthum geſtellt. Dem erſteren ſind einige Stämme zugefallen, aber nach Harris' Zeugniß ſind das grade die wildeſten, wahre Ungeheuer an Grauſamkeit und Barbarei, welche die Beſtien der Wildniß an Blutdurſt übertreffen[24]). Das Chriſtenthum wird unter den Galla, die von Schoa abhängig ſind, ausgebreitet. Bruce bemerkt, daß einige Gallakinder, die am habeſſiniſchen Hofe aufwuchſen, dem Chriſtenthum mit beſonderem Eifer anhingen. Harris erklärt die Bekehrungen von Schoa für ſehr oberflächlich. „Sahela Selaſſi ließ alle Galla der Landſchaft Schoa-Meda beſchneiden und taufen, und nachdem er ihnen befohlen hatte, um den Hals das Nateb (blaue Schnur der Chriſten) zu tragen, zu faſten, mit Muhammedanern und Heiden nicht zu eſſen, kein Fleiſch anzurühren, das nicht im Namen der Dreieinigkeit getödtet worden ſei, ſo ſind ſie von da an Chriſten genannt." Jedenfalls wären die Galla für das Evangelium eine wichtige Erwerbung, denn ſie haben einen unbeſtreitbaren Fonds von Energie und Hochherzigkeit, wenn derſelbe jetzt auch meiſt mit dem Geſtrüpp barbariſcher Rohheit überwachſen iſt[25]). (*Daniel.*)

Opfern und vor ſiegreich heimkehrenden Kriegern oder Jägern hergetragen werden, und daher Kaletſcha ein mit Meeſazweigen umwundener Stab, der bei Ablegung eines Eides gebraucht wird, auch die Eidesformel geradezu.

21) Wol vom Gallaworte *weta* oder *weda* = ſingen, *weta*, Lied, im Sinne des lateiniſchen Incantatio. 22) Die habeſſiniſchen Chriſten ſind von dem Glauben an dieſe Gallazaubereien durchaus nicht frei. Kein Amharaer wird je einen Luba oder Kalitſcha tödten, aus Furcht vor ſeinem Sterbefluche, und Gallazauberinnen werden häufig von den Chriſten berufen, um durch Beſchwörungen, die mit dem Blute ingwerfarbiger Hennen und rother Ziegenböcke vorgenommen werden, Krankheit auszuhexen, oder das Haus von böſen Geiſtern zu befreien.

23) Der jüngere Abbadie wollte nämlich ein Schreiben eines Muhammedaniſchen Gallafürſten geſehen haben, erfuhr aber hernach, es ſei nicht Gallaſchrift und das Ganze ein Räthſel (a mystery). Der Reiſende iſt entweder myſtificirt, oder hat Andere myſtificiren wollen. Vergl. über die Gallaſprache: *Murray*, Vocabulary of the Galla-Language Bruce III. 2. ed. p. 420. Vater, Mithridat III. 1, 249. Tutſchek, Lexikon der Gallaſprache. (München 1844.) 24) Auch erhalten ſich die heidniſchen Bräuche unter der Tünche des Islam. So erzählt Harris von Enarea: „Immerfort wird noch dem Wak am Hebar, Michaelsfeſte, welches nebſt dem Sonntage von allen Gallaſtämmen ſtreng gefeiert wird (?), geopfert. Der Wodabaum iſt zu Bitſcho; keine Frau darf in ſeine Nähe kommen und unter ſeinem heiligen Schatten werden alle Prieſter geweiht, ſelbſt die Anhänger des Propheten thun auf ihm abergläubiſche Weihopfer. 25) Abbadie erzählt folgenden Zug: Goſcho von Gojam verlebte ſeine Jugend in Verbannung bei einem Gallahäuptling, dem er ſpäter ein Lehen am linken Ufer des blauen Nil gab. Da dieſe Lehenherrſchaft jedoch noch nicht lange andern Galla abgerobert war, ſo war ihr Beſitz ſehr ſchwankend, und der neue Beſitzer fand ſich denn auch bald von ſeinen eigenen Landsleuten ſo bedrängt, daß er ins Chriſtenland zu fliehen beſchloß. Nur mit Mühe gelang es ihm, durch die Raubſcharen durchzukommen, und er machte ſich eben dem Abai zu, als ſein kühn und ſchnell entſchloſſenes ſchönes Weib Aga ihr Roß in anderer Richtung nach dem Bezirke des Todfeindes ihres Gatten, der jenem eine Blutſchuld zu büßen hatte, hinſprengte. „Sie wiſſen," ſagte Aga, „daß unſere einzigen Freunde in Gojam ſind; die Furten ſind bewacht," und wie ſie ſah, daß ihr furchterfüllter Eheherr keineswegs Luſt be-

GALLATIN (Jean Louis), Arzt, geb. in Genf im J. 1751, ſtudirte in Montpellier, wurde Leibarzt des Herzogs von Orleans und Arzt am neuerrichteten Hoſpital Necker in Paris, woſelbſt er aber ſchon im J. 1783 ſtarb. Außer einer Diſſertation: de aqua (Monsp.), ſchrieb er: Observations sur les fièvres aigues. (Paris 1781.) (*F. W. Theile.*)

---

zeigte, ihr zu folgen, gab ſie ſeinem Pferde Peitſchenhiebe von Hinten und trieb ihn ſo gewaltſam fort, bis ſie ihres Feindes Haus erreichten. Der Flüchtling entblößte die Schultern und warf ſich, wie ein Gefangener, demüthig nieder, während Aga, vom Roß ſpringend, die Peitſche in der Hand, in die Hütte trat. „Bruder," ſprach ſie, „ich habe deinen Feind mitgebracht, feſſle ihn, wenn du kein Herz haſt, erſchlage ihn, wenn du den Muth haſt." Die Flüchtlinge wurden geſpeiſt, gekleidet, auf friſche Pferde geſetzt und bis an die Grenze Gojanas mit Schutzwache geleitet.

Ende des zweiundfunfzigſten Theiles der erſten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 746 627

AE
27
A6
Sect. 1
V. 52

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google